

Globus.

Illustrirte

Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Achter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1865.

Vorwort.

Unsere Leser werden bemerkt haben, daß wir in unserer Zeitschrift mehr und mehr Gewicht legen auf die Menschenkunde, die Anthropologie, und auf die Völkerkunde, die Ethnologie. Die eine ist durch die andere bedingt und beide Wissenschaften fallen eigentlich in eine einzige zusammen; sie lehren uns die physische wie die geistige Natur des Menschen kennen.

Die Menschenkunde ist, von diesem Standpunkt aus betrachtet, eine neue Wissenschaft, welcher sich die Forschung in unseren Tagen mit einer gewissen Inbrunst zugewandt hat. Bevor Blumenbach auftrat, hatte man nur ein Aggregat von Einzelnheiten und Wahrnehmungen, in welche nun erst einige Methode kam. Man fing an, die Gesetze aufzusuchen, und dann eröffnete sich für die Forschung ein unendlich weiter Horizont; es wurde begriffen, daß der Mensch der höchste und wichtigste Gegenstand derselben sei.

Wir befinden uns noch in den Anfängen derselben, aber mancher feste Punkt ist bereits gewonnen worden. Das Meiste bleibt noch zu thun übrig; die Untersuchungen haben jedoch nicht nur an und für sich einen großen wissenschaftlichen Reiz, sondern auch eine praktische Bedeutung. Gleichviel, ob man die Menschen, seltsamer Weise, von einem einzigen Paar abstammen läßt, oder von vielen, — wir sehen, daß sie in eine Menge von Gruppen zerfallen, die in manchen Beziehungen viel Uebereinstimmendes, und in anderen wieder viel Abweichendes haben; nicht bloß in physischer, sondern auch in psychischer Hinsicht. Sie stehen, so wie wir sie seit Anbeginn der Geschichte verfolgen können und vor uns haben, mit sehr verschiedenen Anlagen und Begabungen da; wir finden in ihnen nicht dieselben Triebe zur Entwicklung, nicht den gleichen Kulturwerth. Schon früher betonten wir an einem Orte, daß es auch für das Völker- und Staatsleben nothwendig sei, die anthropologische Anlage, gleichviel, ob man sie für immanent, permanent oder veränderlich und wandelbar halte, in Erwägung zu ziehen, um die Geschichte der Völker oder ihren Mangel an Geschichte zu begreifen. Es kommt die Zeit, da in der geschichtlichen Forschung und Darstellung das Rassenelement unendlich mehr gewürdigt und berücksichtigt werden muß, als seither geschehen ist. Die Völkerpsychologie ist, auch von unseren deutschen Geschichtschreibern und Politikern, bei weitem nicht nach Gebühr berücksichtigt werden; Gervinus jedoch streift sie zuweilen an, während der Engländer Buckle in seinem bekannten Werke die fundamentalen Unterschiede und Anlagen kaum berücksichtigt, und der Amerikaner J. W. Draper, in seiner Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's (1864), die Ansicht aufstellte, daß das Leben der einzelnen Menschen als ein Abbild im Kleinen des Lebens einer Nation erscheine. Er entwickelt, was an sich sehr verdienstlich ist, jene Geschichte nach physiologischen Principien und gewinnt dadurch allerdings manchen neuen Lichtblick. Buckle meint, daß alle Völker sich nur deshalb in verschiedener Weise entwickeln, weil sie

unter ganz verschiedenen Umständen und Verhältnissen leben. Das ist eine mechanische Auffassung, von welcher Draper sich fern hält; jener ist Pragmatist, der eins aus dem andern ableitet und sich auf Antecedentien stützt. Draper ist eigentlich Fatalist; ihm zufolge entstehen, wachsen und sterben die Völker mit Nothwendigkeit; und nichts kann ihr Schicksal abwenden; Europa eile nun „unvermeidlich" einem Zustande entgegen, in welchem wir China finden, und dieses könne zeigen, was aus uns wird, wenn wir einmal alt sein würden! Wachsthum und Absterben der Völker seien „mit Nothwendigkeit vorher bestimmt".

Man sieht, der Amerikaner individualisirt nicht, und das ist gerade in einer Philosophie der Geschichte durchaus nothwendig. Herders Ideen sind ein schönes Buch, das viele Anregungen gegeben und viele Irrthümer in die Welt gebracht hat, aber in der Wissenschaft sind die meisten seiner Ideen ein überwundener Standpunkt. Von ethnologischem Verständnisse zeugten E. Burnet Tylers „Untersuchungen über die früheste Geschichte der Menschheit und die Entwicklung der Civilisation", London 1865; wir haben aus diesem trefflichen Buche unsern Lesern einige Mittheilungen gegeben und werden auf dasselbe noch zurückkommen.

Lazarus in Bern hat oftmals auf das Durchgreifen der Individualitäten Gewicht gelegt, und namentlich auch darauf, „daß nicht mit jedem psychischen Inhalte jeder psychische Prozeß vollzogen werden könne". Ganz richtig. Wir haben nicht abstracte Menschen und Völker vor uns, sondern Individualitäten. Wir müssen dieselben, wenn wir ihnen gerecht werden wollen, in ihren wandelbaren oder unwandelbaren Eigenthümlichkeiten zu erkennen suchen; denn jeder Mensch und jedes Volk und jede große Familie in der Menschheit, — sie sind und werden nur, was sie sein und werden können, und die „unbedingte Perfectibilität", über welche wir so viele wohlwollende Phantasien lesen, blieb bis heute ein Nebelgebilde. Eine hohe Pflicht, jene der gleichvertheilenden Gerechtigkeit, sodann jene eines gerechten Urtheils, können wir nur dann ausüben, wenn wir jeder Rassen- oder Völkerindividualität nicht mehr zumuthen, als sie zu leisten von der Natur befähigt ist. Gang und Entwicklung der Civilisation und der Kultur versteht man, wenn man die anthropologischen und ethnischen, also die völkerpsychologischen Begabungen zu würdigen gelernt hat; wenn man sich, namentlich auch durch tausendjährige Erfahrungen, durch die Geschichte, dahin belehren läßt, daß der Grad der Kulturfähigkeit und Kulturmöglichkeit nicht bei allen Rassen ein und derselbe sei, daß die Völker eine Summe von Eigenartigkeiten haben, die mit ihnen von Anfang an untrennbar verwachsen sind, und deren Entäußerung nicht in ihrer Möglichkeit und nicht in ihrer Gewalt liegt. Die Natur hat einmal Immanentes gegeben und dasselbe bisher permanent behauptet. Das Blut ist verschieden. Die demselben anhaftende Psyche ist für uns ein Geheimniß, aber die sehr verschiedenen Offenbarungen derselben sehen wir im Rassen- und Völkerleben. Es gibt Wahlverwandtschaften und Abneigungen in denselben; diesen nachzuspüren ist eine Hauptaufgabe der Völkerpsychologie.

Wer von diesem Standpunkte die Dinge ansieht, und wir thun es, wird mit einer Menge von landläufigen Ansichten und Vorstellungen sich nicht nur nicht befreunden können, sondern sich verpflichtet sehen, manchen derselben entgegenzutreten. Dazu veranlaßt die wissenschaftliche Erkenntniß und Ueberzeugung. Man wird insbesondere auf dem Gebiete jener Art von „Philanthropie", welche jetzt gang und gebe ist, Alles als unberechtigt und geradezu schädlich bekämpfen und zurückweisen müssen. Wir wollen hier als Beispiel nur der jetzt so brennenden Frage über die Neger erwähnen. Mit den schwarzen afrikanischen Leuten wird, eben weil man die Lehren der Völkerkunde unbeachtet läßt, im Namen der Pseudophilanthropie ein geradezu grauenhaftes Spiel getrieben. Wir unsererseits halten es, unbekümmert darum, ob wir den Unkundigen Anstoß geben, für eine Pflicht der wahren Humanität, den hergebrachten Floskeln und den Anschauungen eines Radikalismus ent-

gegenzutreten, der jetzt ganze Hekatomben weißer und schwarzer Menschen auf dem Altare eines bornirten Fanatismus schlachtet, und alle Erfahrungen und Lehren der Geschichte in den Wind schlägt. Es wäre leicht, mit dem Strome zu schwimmen, wir aber halten es für eine unserer würdige Aufgabe, Vorurtheile zu beseitigen, die Unkundigen zu belehren, und einen vorurtheilsfreien Einblick in die Verhältnisse zu vermitteln. Wir dienen der Humanität, indem wir Phrasen und Anschauungen entgegentreten, die in der Wissenschaft gar keine Berechtigung haben, in bloßen Abstractionen wurzeln, und während sie sich für philanthropisch ausgeben, nur Unheil und Verderben bringen.

Die vergleichende Anthropologie und Ethnologie gibt eine Menge wichtiger Fingerzeige, auch die Linguistik wird jetzt als eine Naturwissenschaft aufgefaßt, und ihre Ergebnisse sind für die ältesten historischen Zustände, für die Wanderungen und für die Verwandtschaft der Völker von hervorragender Bedeutung. Sehr richtig hat K. E. von Baer hervorgehoben, daß sie noch viel mehr geleistet, indem sie die Geschichte der Menschen zunächst in Europa um ein Bedeutendes verlängert haben. Die Alterthumsforschung hat ein Gleiches gethan, indem sie die Funde in den alten Gräbern und Pfahlbauten genauer untersuchte, und mit Bestimmtheit ermittelte, daß es Perioden gegeben habe, in welchen die Völker nur Werkzeuge aus Stein und Knochen besaßen, weil ihnen die Bearbeitung der Metalle noch nicht bekannt war. Diesem Steinzeitalter folgte dann jenes der Bronce, später das des Eisens; aber vielfach greifen diese verschiedenen Zeitalter in einander über. Man hat Knochenreste nicht bloß aus unserer jetzigen Alluvialperiode gefunden und die vergleichende Anatomie oder Zoologie konnten den Beweis führen, daß die Menschen der frühesten Periode oftmals verschiedener waren von jener der Bronce- und der Eisen-Zeit. Daraus ergeben sich spätere Einwanderungen anderer Völker und Vertilgung, Verschiebung oder Vermischung der früheren. Wir haben aber außer der anatomischen, linguistischen und geschichtlichen Anthropologie auch noch eine geologische.

Wir werden fortfahren im Globus die anthropologischen Gegenstände, die Alterthümer des Menschengeschlechts und die ethnologischen Eigenthümlichkeiten der Völker zu erörtern. Es gereicht uns zur Freude, daß von mancher Seite her sehr wohl begriffen wird, was wir damit wollen und bezwecken. Während wir die Ergebnisse der Wissenschaft einem großen Leserkreise zu vermitteln suchen, glauben wir zugleich der Kultur und der Humanität zu dienen. Ob wir gegen überkommene Vorurtheile anstoßen, das kümmert uns gar nicht; wer aus den Banden derselben sich zu befreien nicht Stärke genug hat, dem ist eben nicht zu helfen. **A.**

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Amerika.

Nordamerika.

Mittel- und Südamerika.

Australien.

Allgemeines und Verschiedenes.

Aus China durch die Mongolei nach Sibirien.*)

I.

Weltstellung der Mongolei. — Der sibirische Telegraph. — Kalgan als chinesisch-mongolische Grenzstadt. Handel und buntes Völkergewühl. — Wie die Mongolen in der Stadt leben. — Der Roßmarkt und das Handeln vermittelst der Fingersprache. — Die große Mauer. — Ausrüstung für die Reise durch die Wüste. — Chinesische Ackerbauer am Rande der Gobi. — Die Kameeltreiber. — Geselliger Verkehr unter den Mongolen; Gutmüthigkeit und Gastfreiheit. — Gurnschantiloven — Die Jurten. — Ein Schmaus. — Feiner Instinkt der Mongolen. — Ebene Tsagan tugurik — Ein Tempel in der Steppe. — Diebstahl und Beschwörung. — Die russischen Couriere. — Paß über die Ulin dabba-Berge. — Nordwinde. — Murmelthier der Steppe — Ein junger Pilger.

Die Steppen und Wüsten der Mongolei werden gegenwärtig in die Wellenschläge des großen Weltverkehrs hinein gerissen, und das „Land der Gräser" erhält eine gesteigerte Bedeutung für den Handel. Bis vor wenigen Jahren war diese weit ausgedehnte Region den Europäern verschlossen, nur allein Rußland hatte das Recht, zu genau



Ein Eilwagen in den Steppen der Mongolei. (Nach einer Zeichnung von E. Bovard.)

*) The Siberian Overland route from Peking to Petersburg, through the deserts and steppes of Mongolia, Tartary etc. By Alexander Michie. London 1864. S. 72 bis 165. — Le Tour du Monde, Nr. 253, 254 und 255, enthält die Reise des französischen Gesandten Bourboulon im Mai 1862. — Journey from Peking to St. Petersburg, across the desert of Gobi. By C. M. Grant. (März und April 1862) im Journal of the royal geographical Society, 1863. XXXIII. S. 167 ff

bestimmten Fristen und auf vorgezeichnetem Wege eine Gesandtschaftskarawane von Kiachta an der sibirisch-mongolischen Grenze nach Peking zu schicken. Heute ist, in Folge der mit dem Kaiser von China abgeschlossenen Verträge, seit dem Jahre 1859 die Mongolei eröffnet; Reisende und Kaufleute aus dem fernen Abendlande können ungehindert diese innerasiatischen Einöden nach allen Richtungen durchziehen, und schon 1863 sind russische Karawanen mit Waaren, welche sie auf der Messe von Nischni Nowgorod eingekauft, bis nach Tien tsin am Gelben Meere gewandert.

Die Mongolei ist vom chinesischen Kaiser abhängig; dieser kann sich aber den Anforderungen der europäischen Großmächte nicht entziehen. Er mußte ausgedehnten Handelsverkehr mit dem Auslande bewilligen, nicht bloß an der Küste, sondern bis tief ins Innere hinein, z. B. auf dem Yang tse kiang bis zu dem großen Stapelplatze Han keu und nicht minder in der Mongolei. Bis zur Nordgrenze derselben reicht nun von Europa aus der elektrische Telegraph, denn gegen Ende des Jahres 1864 haben die Russen ihre Linie bis Kiachta vollendet. Diese Drähte sollen in südöstlicher Richtung durch die Mongolei bis Peking weiter geführt werden; die Vorbereitungen zu diesem wichtigen Unternehmen sind im Gange, und an der Ausführung ist nicht zu zweifeln.

Die große Gobi, die Sandwüste oder Steppe, wird also zu einem Passagelande. Wir haben über dasselbe auch heute noch keine umfassende Kunde, und jeder Beitrag, welcher dieselbe vermehrt, ist willkommen. Vor etwa 10 Jahren erschien des Lazaristen Abbé Huc Reise durch die Mongolei nach Hlassa in Tibet; sie ist ein höchst anziehendes, ungemein lehrreiches Buch, durch welches wir recht in die Mitte des Lebens und Treibens der Mongolen eingeführt werden. Der Missionär durchwanderte aber nur die südlichen und westlichen Theile des Graslandes; die drei Reisenden hingegen, welche wir begleiten wollen, folgten der Karawanenstraße, die in der Richtung von Südost nach Nordwest zur sibirischen Grenze führt.

Den eigentlichen Ausgangspunkt für die lange und weite Wanderung durch die Wüste bildet nicht Peking selber, sondern das 28 deutsche Meilen entfernte Kalgan an der großen Mauer. Nachdem man die Hauptstadt verlassen und das große Siegesthor hinter sich hat, findet man an der Straße eine Menge von Landhäusern und Pagoden; zudringliche Bonzen schellen mit Glocken, schlagen auf Tamtams und bitten um Almosen. Die vielen Wirthsschänken sind blau, roth, grün oder bunt bemalt und haben Aushängeschilder, auf welchen zu lesen steht, daß man Thee, Sorghobranntwein, hartgesottene Eier, gebratene Fische, eingemachte Früchte, Melonen und Schmalzkuchen bekommen könne. Eine Kameelkarawane folgt der andern; die Treiber sind Mongolen oder Turkomanen oder auch Tibetaner mit etwas wildem Gesichtsausdruck; an diese Fremden drängen sich chinesische Hausirer heran. Lange Züge von Maulthieren sind mit allerlei Lebensmitteln und Salz beladen, und aus dem mongolischen Lande Tschakar werden zahlreiche Ochsenheerden herbei getrieben. Tschakar liegt am Rande des Graslandes zwischen der großen Mauer, der Biegung, welche der Hoang ho macht und der Mandschurei; es liefert dem chinesischen Reiche nicht nur das beste Schlachtvieh, sondern auch die keckſten Reiter, welche vor einigen Jahren in der Schlacht von Pali kiao dem Ansturm der Engländer und Franzosen tapfern Widerstand entgegensetzten, nachdem das chinesische Fußvolk schon längst die Flucht ergriffen hatte.

Allmälig hören die Baumgänge auf und das sorgfältig beackerte platte Land fängt an, in welchem Dörfer zerstreut umher liegen. Unter diesen ist Tscha ho eines der größten und mit einer Mauer umgeben. Frau von Bourboulon war nach angestrengtem Ritt ermüdet, wollte während der Mittagshitze im Schatten ausruhen und trat an ein geräumiges Haus, um sich auf eine Stunde ein Unterkommen zu erbitten. Sie war in eine Schule gelangt. Der Schulmeister, ein mürrischer, galliger Mensch, benahm sich sehr grimmig wegen der Störung, sprang zur Thür hinaus und verwehrte der weißen Dame den Eintritt. Der Mann bot eine so frappante Erscheinung dar, daß ein Reisebegleiter in aller Eile eine Skizze von diesem chinesischen Cerberus entwarf. (S. 8.)

Ueber Suan hoa fu gelangten die Reisenden nach Kalgan. Dieses Wort ist durch die Russen aus Hal gan, Thor oder Pforte, verderbt worden, denn die Chinesen nennen diese Stadt Schan kia kou. Sie bildet einen wichtigen Stapelplatz für den Handel zwischen Sibirien und Nordchina, und seit mehreren Jahren sind auch russische Kaufleute dort ansässig. Es kann für den Umschwung der Dinge in China zeugen, daß im Jahre 1862 in dieser Stadt an der mongolischen Grenze gleichzeitig die Gesandten dreier europäischen Großmächte sich eingefunden hatten: der Russe Balusect, der Franzose Bourboulon und der Engländer Bruce, und daß ihnen zur Ehre die chinesischen Gasthöfe festlich mit Fahnen geschmückt waren.

Kalgan hat enge, schmutzige, übelriechende Straßen, ist schlecht gebaut, aber volkreich, denn die Einwohnerzahl mag immerhin an 200,000 Seelen betragen. An den Häuserseiten ist stets ein Gedränge von Fußgängern, während die Fahrwege von Karren, Kameelen, Eseln und Pferden belebt sind. Nicht selten stürzt ein Wagen um, und dann entsteht allemal ein großes Gedränge.

Für den Europäer bietet diese Grenzstadt manches Interessante dar. Einmal ist die Gewerbsamkeit nicht gering, und die Kaufleute rufen mit lauter Stimme Kunden herbei; ein Blick in die verschiedenen Läden verlohnt sich schon der Mühe. Lastträger keuchen unter einer schweren Tracht Ziegelthees, der in Matten gewickelt ist und an Riemen über den Rücken hinab hängt; diese Leute ziehen in langer Reihe hinter einander her und jeder trägt einen eisenbeschlagenen Stab, auf welchen er sich stützt, wenn er ausruht. An ambulanten Garköchen ist eben so wenig Mangel, wie an bettelnden Bonzen, die ein Buddhabild vor sich stehen haben.

In dem Menschengewühl unterscheidet man leicht die Mongolen, welche barfuß und zum Theil in zerlumpter Kleidung Ochsen, Schafe oder Pferde vor sich hertreiben; die Tibetaner erkennt man an dem blauen Rocke mit schwarzen Sammtaufschlägen und dem langen Haar, in welchem sie allerlei Gold- und Korallenschmuck befestigt haben, und die mohammedanischen Kameeltreiber aus Türkistan an der Adlernase, dem langen schwarzen Bart und dem Turban; sie haben Salz auf ihren Kameelen hergebracht. Eine auffallende Erscheinung bilden die mongolischen Geistlichen mit gelbem oder rothem Rock und geschorenem Haupte; sie sprengen im Galopp durch die engen Gassen und thun sich offenbar nicht wenig darauf zu Gute, daß sie die wilden Rosse so gut zu bändigen und so gewandt zu reiten verstehen. Der sibirische Kaufmann hat russische Tracht und einen Filzhut; ein chinesischer Liutsai (Licentiat) geht sinnend durch das wirre Menschengewühl, um das er sich nicht kümmert; er denkt wohl an das demnächst bevorstehende Staatsexamen. Dann und wann erschallt Musik aus einem Hause.

Es ist erklärlich, daß ein Reisender, welcher sich eben

anschickt, die Wüste der Mongolei zu durchwandern, den Mongolen besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Diese Leute leben in der Stadt Kalgan gerade so, als ob sie mitten in ihren Steppen sich befänden. Allerdings kehren sie in Wirthshäusern ein, stellen aber ihr Vieh nicht unter Dach und Fach, sondern binden es an Pfähle im Hofe, wo sie auch ihre Zelte aufschlagen, in denen sie kochen und schlafen. Nicht einmal des Brennholzes bedienen sie sich, sondern des Kuhdüngers (der Argols), welchen sie in Säcken aus der Wüste mitbringen.

Wir sagten schon, daß Kalgan ein wichtiger Handelsplatz sei. Die Mongolen und Mandschu bringen dorthin Pelzwerk, Champignons, Ginseng, Tuche und andere russische Waaren, sodann Vieh in großer Menge. Dagegen tauschen sie ein: Ziegelthee, Tabak, Baumwollenzeug, Pferde- und Kameelgeschirre, Gerste- und Hirsemehl und allerlei Eisenwaaren. Für sogenannte pekinger Waaren haben sie große Vorliebe, und von den chinesischen Kaufleuten werden sie allemal über das Ohr gehauen.

Michie besuchte den Roßmarkt, der an jedem Morgen auf der Esplanade an der großen Mauer abgehalten wird. Zum Verkauf waren einige hundert zumeist mongolische Pferde ausgestellt; sie standen in langen Reihen angebunden und wurden von wild aussehenden Burschen den Käufern vorgeritten. Den Handel vermitteln Mäkler, die allemal Chinesen sind und das Geschäft vermöge der Fingersprache abmachen. Wenigstens beginnen sie damit gegenseitig unter ihren Rockärmeln zu manipuliren, sobald die Verhandlung aber einmal in vollem Gang ist, wird sie auch wohl mit lauter Stimme fortgeführt.

Bemerkenswerth sind die zahlreichen von Ochsen gezogenen Karren, an denen auch nicht ein Stückchen Eisen zu sehen ist. Sie bringen Holz aus dem Gebirge bei Urga im Lande der Kalkas-Mongolen, das beinahe 150 deutsche Meilen von Kalgan entfernt ist, legen diese Strecke durch die große Wüste gewöhnlich in 40 Tagen zurück und finden in der holzarmen Gegend immer willige Abnehmer für ihre Waare.

Kalgan liegt hart an der weltberühmten großen Mauer, die oftmals beschrieben worden ist; sie weist aber fast nur Trümmer auf, welche auch die Richtung bezeichnen, in der sie einst gelaufen ist. Doch stehen noch manche Thürme ziemlich unversehrt. Weiter nach Osten hin befindet sie sich noch in besserm Stande, und bei Kalgan selbst wird sie in gutem Zustand erhalten. Unter ihr hinweg führt hier ein gewölbtes Stadtthor, durch welches alle Karawanen und Kaufleute einziehen, die aus der Mongolei kommen.

Nach Grant liegt Kalgan unter 40° 45′ nördl. Br., 115° östl. L. und hat mit den Vorstädten eine Länge von etwa einer deutschen Meile. Wer durch die Wüste reisen will, findet dort Alles, was zur Ausrüstung nöthig ist. Der ebengenannte Engländer miethete fünf Kameele, einen Karren und zwei mongolische Diener bis Kiachta und zahlte dafür im Ganzen nur 110 Taels, also 35 Pfund Sterling. Michie entrichtete für 8 bis 12 Kameele und drei mongolische Begleiter 150 Taels oder 50 Pfund Sterling, was für eine Reise von anderthalbhundert deutschen Meilen nicht zu viel war. Bourboulon reiste mit Frau und Gefolge als großer Herr, und er ist manchmal in einem jener Karren, welche von chinesischen Arbeitern für die Wüstenreise sehr dauerhaft hergestellt und von vier muthigen Rossen gezogen werden, wie vom Sturmwinde getrieben im Lande der Gräser dahin gesaust!

Auch Michie, den wir jetzt auf seiner Wanderung begleiten wollen, hatte sich weislich mit mancherlei Vorräthen versorgt, denn von Städten oder Dörfern konnte bis Urga keine Rede sein; er mußte darauf gefaßt sein, nur Wanderhirten zu treffen. Unter den Gegenständen seiner Ausrüstung fehlten Pelze, Decken und große Filzstiefel natürlich nicht; diese sind, auch während der Sommermonate, wenigstens für einen europäischen Reisenden unbedingt nöthig.

Jenseits Kalgan steigt das Gelände auf einer Strecke von etwa drei deutschen Meilen wohl 2000 Fuß hoch an, und weiterhin gelangt man auf die Hochebene, welche etwa 5000 Fuß über dem Meere liegt. Die Chinesen haben sich bis an den Rand der Wüste vorgeschoben und betreiben mit unermüdlichem Fleiße den Ackerbau selbst in Gegenden, die sehr undankbar sind. Denn auf regelmäßige Witterungsverhältnisse ist nicht zu rechnen, häufig tritt Dürre ein, Sandstürme, Orkane und gewaltige Regengüsse richten großen Schaden an, und dann folgt dem Mißwachs eine Hungersnoth. Die Mongolen sehen das Vordringen der Chinesen sehr ungern, denn diese „Kitat“ sind ihnen verhaßt, wie den Mandschu auch, in deren Lande gleichfalls die Zahl der Chinesen stark anwächst, so sehr, daß die eigentlichen Landeseingebornen sich schon seit langer Zeit in der Minderheit befinden.

Michie hatte in den letzten Tagen des August unter dem 41. Grade nördlicher Breite am Tag eine drückende Hitze und Nachts eine so empfindliche Kälte, daß er alle seine Decken hervorholen mußte. Am Morgen schmetterten die Lerchen, und die Wiesen, auf denen Roß- und Rindviehheerden in großer Zahl weideten, waren ungemein frisch und duftig. Sowohl das Land der Gräser, wie der Mensch, welcher in denselben als Nomade umherzieht, machten einen günstigen Eindruck auf den Reisenden, welcher sich selber recht vollfrei fühlte.

Sein Oberkameeltreiber und Führer war ein Geistlicher, ein Lama, ein schlichter, guter Mann, mit welchem sich sehr gut verkehren ließ; sein erster Gehülfe hieß Tellig. Dieser treffliche Bursche behielt unter allen Umständen seine fröhliche Laune, war immer fleißig und anstellig, kurz ein Mensch von ganz vortrefflichem Charakter. Der zweite Gehülfe hatte einen etwas verschlagenen Ausdruck im Gesichte, und da sein mongolischer Name schwer auszusprechen war, taufte Michie ihn als Kitat, Chinesen, was er Anfangs nicht leiden wollte.

Die Mongolen singen gern und allemal mit voller Stimme, nicht in Fisteltönen, wie die Chinesen, deren Gesang ganz abscheulich klingt. Der Lama sprach in den Zelten vor, spendete den Leuten seinen Segen und trank Thee mit ihnen. Alle Dinge ließen sich gut an, die Kameele gingen ihren langsamen, aber sichern Schritt. Michie rechnete aus, daß jedes Thier ein jedes seiner Beine mindestens 700,000 Mal aufheben und niedersetzen müsse, ehe das Reiseziel erreicht war. Auch die Pferde waren frisch und munter.

Allemal gegen Abend wurden die Zelte aufgeschlagen, in welchen die Mongolen sofort ein Feuer anmachten. Sobald der Kuh- und Roßdünger brannte, hingen sie den Topf mit Wasser auf, um Thee zu kochen. Da wo andere Zelte in der Nähe waren, kamen gewöhnlich Frauen herbei und brachten in Körben diesen werthvollen Brennstoff. Das ist bei diesen gastlichen Leuten einmal Herkommen und Landesbrauch. Die Reisenden nehmen bei der Auswahl ihrer Rastpunkte gern Rücksicht auf Wasserstellen. In der Gobi fehlt es nicht an Wasser, aber wer mit den Oertlichkeiten nicht bekannt ist, findet dasselbe nur schwer, weil die Brunnen nicht ins Auge fallen. Die Mongolen haben übrigens in hohem Grade den scharfen Instinkt,

welcher gerade für Nomaden so viel werth ist. Wasser und Gras sind für sie zwei Hauptsachen; das letztere namentlich auch deshalb, weil Ochsen und Kameele in 24 Stunden nur einmal Zeit zum Grasen bekommen.

Die Mongolei bildet in jenen südöstlichen Theilen eine Reihenfolge von Ebenen und sanft gewelltem Gelände; dann und wann wird auch der Boden rauh und hügelig, und im Allgemeinen erinnert die ganze Gegend an den Anblick des Meeres. Denn man sieht keinen Baum oder überhaupt irgend einen Gegenstand, welcher dem Auge Ruhepunkte darböte, außer in weiten Zwischenräumen Heerden und Zelte; Aufgang und Untergang der Sonne erhöhen noch die Täuschung, und das „Schiff der Wüste“ fehlt ja auch nicht.

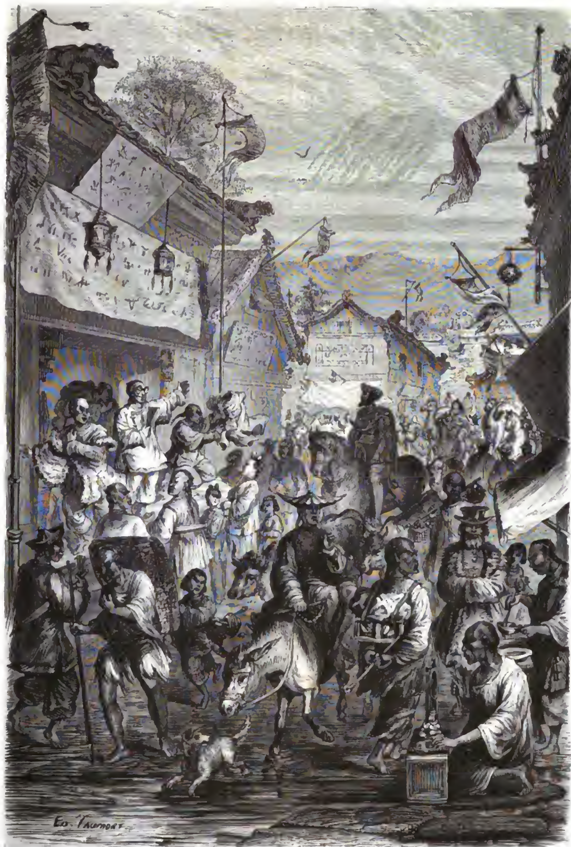
Nun lassen sich auch die wilden Ziegen blicken. Von den Chinesen werden sie als gelbe Schafe, Whang Yang, bezeichnet, bei den Mongolen heißen sie Gurusch; sie sind aber weder Ziegen noch Schafe; das Thier ist eine Art Antilope, Procapra gutturosa, von der Größe des Damhirsches und von gelblichbrauner Farbe, die nach den Beinen zu ins Weiße übergeht. Diese Antilopen sind scheu, ungemein rasch im Lauf, und es erscheint fast unmöglich, ihnen auf Schußweite nahe zu kommen; sie schwärmen in Heerden von einigen hundert Stück umher.

Weiter landein wird der Graswuchs spärlicher, und die Thiere finden mit Noth ein spärliches Futter; Zelte und Heerden sieht man nun nicht mehr, da hier nur für Kameele und Schafe Weide vorhanden ist. Zum ersten Male schlug Michie sein


Die große chinesische Mauer bei Kalgan. (Nach einer Photographie.)

Lager an einer Stelle auf, in deren Umgegend keine Jurten zu sehen waren, also blieb er auch von Besuchern verschont. Das aber war für seine mongolischen Begleiter eine wahre Erquickung, weil sie bisher an jedem Abend außerordentlich stark in Anspruch genommen worden waren; Landessitte und Gastfreundschaft gebieten, daß man mit Jedermann sich unterhalte, und so war es gekommen, daß die Leute während der Nacht kaum eine Stunde Zeit zum Schlafen fanden; höchstens konnten sie unterwegs auf dem Kameel ein wenig einnicken. Ihr Tagewerk ist ohnehin keineswegs leicht.

Den Ausdruck Jurte haben die Mongolen nicht. Sie nennen ein solches Gebäude Giraï; man kann dasselbe als ein Zelt bezeichnen, es unterscheidet sich aber wesentlich von dem Wanderzelte, Maitschung, denn es besteht aus einem Gitterwerk von Holz, über welches man Filzmatten befestigt, ist rund und hat ein kegelförmiges, aber ziemlich flaches Dach. In diesem befindet sich ein Loch, aus welchem der Rauch abzieht; in der Mitte des Giraï brennt bei Tag ein Argolfeuer; am Abend wird dasselbe ausgelöscht und die Oeffnung verstopft. Die Seitenwände sind nicht viel über fünf Fuß hoch; beim Eintreten muß man sich bücken, die Thür ist weiter nichts als eine vorgehängte Filzdecke, und das Zelt selbst hat ungefähr acht Schritt im Durchmesser. Kein Mongole besitzt ein Bett; er schläft in seinen Kleidern und auf und unter Filzdecken. Der Nomade kann solch eine Wohnung mit leichter Mühe in eine andere Gegend verpflanzen; er nimmt die Filzbe-



Auf dem Kleidermarkt in Kalgan. (Nach einer Zeichnung von Baumort.)

deckung ab, packt diese sowohl wie das Lattengerüst auf ein Kameel oder ein paar Ochsen und zieht fort. Die Mongolen können sich das Leben ohne Jurte nicht denken. Selbst da, wo sie in Ortschaften wohnen und wo durchaus kein Mangel an Holz ist, z. B. in Urga, halten sie doch an ihren Steppenjurten fest und umgeben dieselben nur mit einem rohen Pfahlwerk. Michie hebt ausdrücklich hervor, daß er während seiner Reise keinen einzigen Mongolen gesehen habe, dessen Wohnung ein Haus gewesen sei.

Die Geräthschaften sind sehr einfach. Als liegende Habe kann nur der Herd in der Mitte des Zeltes betrachtet werden, alles Andere ist fahrende Habe. Hauptgeschirre sind eine Pfanne und ein Topf von Eisen zum Kochen des Thees und des Hammelfleisches, ein paar Näpfe und Krüge zum Aufbewahren der Milch, sodann die Eiiga, eine Schale, welche der Mongole immer auf der Brust trägt, und ein Messer. Die Kleider werden in eine hölzerne Kiste gepackt; Tisch und Stühle sind überflüssig, denn man sitzt auf Matten oder Filzdecken.

Die Mongolei wird von einer sehr großen Menge Karawanen durchzogen und diese verirren sich nie, weil der Weg selbst im Sande deutliche Spuren zeigt, wären es auch nur die Gerippe oder Knochen von Kameelen, welche zerstreut umher liegen.

Wir haben schon gesagt, daß Dörfer oder überhaupt feste Wohnsitze nicht vorhanden sind; man bezeichnet die Oertlichkeiten nach einem Wasserplatz, einem Berg oder sonst einer auffallenden Erscheinung.

Außer Zelt oder Jurte hat der Mongole noch eine Wohnung — das Pferd. Er ist ein schlechter Fußgänger, aber reiten lernt er, sobald er nur die Beine auseinander halten kann, und die Frauen stehen an Geschicklichkeit hinter den Männern nicht im Mindesten zurück; sie reiten unverzagt und ohne Sattel.

Auf der großen Karawanenstraße von Kalgan nach Kiachta bildet etwa der 45. Breitengrad die Grenze zwischen der innern oder südlichen und der äußern Mongolei; diese letztere gehört den Stämmen der Kalkas. Hier kam Michie in die Steppe Gunschandak, wo kein Gras wächst; dafür tritt aber nun ausschließlich wilder Lauch auf, der von Kameelen und Schafen sehr gern und auch von den Pferden ohne Widerwillen gefressen wird; die letzteren haben freilich keine andere Wahl, wenn sie nicht hungern wollen.

Der Mongole hat einen unverwüstlichen Magen und ist gefräßig wie ein Raubthier. Von früher Jugend wird er daran gewöhnt, zu essen, wenn sich die Gelegenheit darbietet, zu fasten, wenn es nicht anders geht, und dabei geräth sein Magen niemals in Unordnung. Es ist mit den Kameelen derselbe Fall. Michie's Mongolen hatten sich seit der Abreise von Kalgan nicht ein einziges Mal satt gegessen, während voller sieben Tage nur dann und wann etwas Hirse oder Mehlteig zum Thee genossen, dabei kaum etwas Schlaf gehabt, und dennoch waren sie munter und wohl auf.

Jetzt aber thaten sie sich gütlich. Sie schlachteten ein Schaf und zwar in der Weise, daß sie ihm ein Messer gerade unter dem Brustknochen in den Bauch rannten; dadurch wird der Tod augenblicklich herbeigeführt, und das Blut bleibt im Thiere. Das Abledern ist die Sache weniger Minuten; man wirft das Schaf mit dem Rücken auf den Sand, legt die Haut, je nachdem sie abgetrennt wurde, nach beiden Seiten hin ab und läßt einen Streifen an dem Thiere fest, damit man das Fleisch gemächlich zerlegen könne. So dient die Haut auch als Tisch, und Verunreinigung durch Sand findet nicht statt. Die Mongolen verstehen sich ausgezeichnet auf die Anatomie des Schafes, trennen jeden Theil mit Leichtigkeit ab und haben dazu weiter nichts als ein kleines Taschenmesser. Das Blut wird in eine vertiefte Pfanne, die Taga, gethan, gekocht und mit Mehl oder Hirse zu einem Teige geknetet. Diesen verzehrt man, während das Fleisch im Topfe brodelt, und höchstens eine Stunde nach dem Abschlachten des Thieres beginnt der Schmaus. Die Schafe der Mongolen sind meist in recht gutem Zustande, haben aber nur mageres Fleisch, weil alles Fett im Schwanz ist, der manchmal 10 Pfund wiegt. Jeder greift nach Belieben in den Kessel, langt ein paar Stücke heraus, legt sie vor sich hin oder thut sie auch in seinen hölzernen Napf und schneidet mit seinem Messer Stücke herunter. Von Salz, Brot, Gewürzen oder Brühe ist keine Rede, wohl aber gilt das Knochenmark für einen Leckerbissen, natürlich nächst dem Schwanze, welcher allemal dem Priester zugebilligt wird, falls ein solcher Lama zugegen ist; der aber theilt großmüthig den Anderen davon mit. Es hat übrigens einen guten Grund, daß die Mongolen das fette Fleisch dem magern vorziehen, und sie folgen darin einem ganz richtigen Instinkt. Fettige und mehlige Speisen erfüllen im Haushalte des Körpers zuletzt einen und denselben Zweck, und die einen oder anderen sind unbedingt erforderlich. Völker, welche kein Getreide und überhaupt keine Mehlfrüchte haben, müssen sich an Fett halten, und deshalb besteht auch das Nahrungsmittel der Eskimos aus Thran.

In der wüsten Steppe Gunschandak fand der Reisende nur an sehr vereinzelten Stellen ein paar Jurten, deren Nähe am Abend gewöhnlich durch das Anschlagen der Hunde angezeigt wurde. Die Mongolen halten viele Hunde, welche den gewöhnlichen chinesischen gleichen, nur sind sie größer und dichter behaart. Sie leisten diesem Hirtenvolke sehr nützlichen Dienst, werden aber, was ja auch zumeist in China der Fall ist, von ihren Besitzern nicht gefüttert, sondern müssen sich ihr Futter suchen, so gut sie eben können.

In der Gobi sind viele salzige Ebenen, die theils trocken liegen, theils Wasser haben. Auf solchem Boden wächst in Büscheln eine dunkelgrüne Pflanze, mit der sich, aus Mangel an Gras, das Vieh behelfen muß; die Kameele fressen sie sogar gern.

Während der Nachtreise bewunderte Michie oftmals, mit welcher Leichtigkeit seine Mongolen in der offenen Wüste den richtigen Weg fanden, und am Morgen sagten sie allemal genau, wo sie waren. Sie bedurften gar keiner Landmarken und wußten bestimmt, wo die Brunnen lagen. Ihr nomadischer Instinkt, dessen sie allerdings in hohem Grade bedürfen, den sie aber auch in bewundernswürdiger Weise ausgebildet haben, leitet sie ganz richtig. So kreuzen auch die chinesischen Seefahrer bei Nacht und Nebel mit großer Sicherheit an ihren gefährlichen Küsten, ohne sich zu irren; in Australien sind die erfahrensten Buschklepper allemal ganz ungebildete Leute. Der Mann von Erziehung und Bildung bedarf künstlicher Mittel, um jenen Instinkt einigermaßen zu compensiren. Der Nomade schärft seine äußeren Sinne, die bei ihm ununterbrochen in Thätigkeit sind, denn er bedarf ihrer im täglichen Leben.

Am 7. September erreichte die kleine Karawane das „gelobte Land", nämlich die wohlbewässerte, grasbedeckte Ebene Tsagan-tugurik, auf der nach allen Richtungen hin zahlreiche Viehheerden weideten und viele Jurten zerstreut umherstanden. Auch ein Sume oder Tempel fehlte nicht. Das kleine recht hübsche Gebäude war aus Stein aufgeführt und wohl das kleinste gottesdienstliche Gebäude in der Welt. Ein Lama, dessen Zelt in der

Nähe stand, kam herbei und öffnete die Thür. Das Innere war freilich in keinem erbaulichen Zustande, mit Staub bedeckt und mit Jurtengestellen und Filzdecken angefüllt; offenbar hatte ein wandernder Mongole diese Sachen der Sicherheit wegen im Tempel untergebracht. Bald erschien noch ein anderer Lama, und die beiden Priester gaben sich große Mühe, auf alten Trompeten zu blasen, die aber in so üblem Zustande waren, daß kein Ton herausgelockt werden konnte.

Der Aufenthalt in Tsagan-tuguruk war nicht unangenehm, und ein junger Bursche von etwa 15 Jahren, Namens Haltjundoriki, machte dem Reisenden manchen Spaß. Er kam jeden Morgen, blieb bis zum Abend, erwies sich vielfach nützlich, scheuchte unwillkommene Besucher durch allerlei Scherz und Witz zurück, spielte eine Art Ceremonienmeister und schonte weder Jung noch Alt. Gelegentlich sprang er auf das erste beste Pferd oder Kameel und rannte wie rasend umher. Er war kein Lama, hatte aber guten Unterricht erhalten und sprach und schrieb Tibetanisch.

Im Allgemeinen sind die Mongolen ehrliche Leute und Diebstähle kommen selten vor, doch traf es sich, daß einmal Nachts den Reisenden einige Kleinigkeiten gestohlen wurden. Michie stellte sich darüber sehr aufgebracht und erklärte, daß Niemand wieder in sein Zelt kommen dürfe, bis der Dieb entdeckt sei, auch erhielt Keiner mehr eine Gabe. Als sein Oberkameeltreiber, der Lama, von dem Diebstahl hörte, rief er noch zwei andere Lamas herbei, um gemeinschaftlich mit denselben allerlei Beschwörungen zur Ermittelung des Diebes zu veranstalten. Dieselben fanden in einer Jurte statt; Glocken, Gebetbücher, Rosenkränze und Kerzen spielten dabei eine wichtige Rolle, auch Wein, welchen Michie hergegeben hatte, wurde bei der Ceremonie mit verwandt. Der Lama goß denselben in drei kleine Messingschalen, welche auf der Kleiderkiste standen. Am andern Morgen hieß es, die Beschwörung sei erfolgreich gewesen und der Dieb ermittelt worden, aber vom Einfangen desselben und von Zurückgabe der gestohlenen Sachen war natürlich keine Rede.

Auch nordwestlich von Tsagan tugurук wuchs noch viel wilder Lauch. Der Weg führte durch Sümpfe und Wasserstellen, und die Treiber mußten sehr vorsichtig zu Werke gehen, weil das Kameel schlüpfriges Erdreich und Wasser ungern hat. Sein breiter, weicher Fuß sinkt nicht tief genug ein, um festen Halt zu bekommen, was beim Pferd allerdings der Fall ist, und die langen Beine hängen lose zusammen und sind für solchen Boden nicht geeignet. Eine Karawane von 17 Kameelen hatten einen unrichtigen Weg eingeschlagen, und die Kameele saßen fest im Schlamm. Michie's Lama hatte vorsichtig einen Bogen gemacht und kam gut hindurch; triumphirend fragte er dann: „Wer kennt den Weg?“

Auf der andern Seite des Morastes lagerte eine aus mehr als 60 Kameelen bestehende Karawane, die aus Kiachta kam und für Rechnung chinesischer Kaufleute nach Peking bestimmt war. Zwei „Himmlische“, lustige Burschen, hatten die Waaren unter Obhut, und Michie ließ sich mit ihnen in ein längeres Gespräch ein, das sich um den Zustand des Weges, um Weideplätze und dergleichen mehr drehte. Die Reisenden lügen in der Regel, was das Zeug halten will, und schwätzen, was ihnen gerade auf die Zunge kommt. Sie sagen, es sei schön Wetter, wenn es auch Katzen, Hunde und Bauernjungen regnet. Es ist aber doch immerhin der Mühe werth, sich mit solchen Leuten zu unterhalten, weil man zuweilen nützliche Winke von ihnen erhält.

Weiterhin, in der Steppe Butyn tala, war Wasser vollauf und an gutem Grase kein Mangel, eben so bei Sain kutul, wo sich der kleinen Karawane ein russischer Courier anschloß. Er war ein Lama, ritt ein Kameel und sprach auch Russisch. Der Courier- und Postdienst, welchen Rußland durch die Mongolei unterhält, wird zum großen Theil durch buddhistische Priester besorgt, die große Vorliebe für ein herumschweifendes Leben haben. Es gehört zu den Ausnahmen, daß sie Kameele reiten; gewöhnlich haben sie Pferde, welche nach einem Ritte von 12 bis 15 Wegstunden gewechselt werden. Sie legen die 780 englische Meilen weite Strecke zwischen Kalgan (Schan kia kou) bis Kiachta in 10 bis 12 Tagen zurück; bei zweckmäßiger Einrichtung des Dienstes könnte das aber in der Hälfte Zeit geschehen. Michie traf mehrere solcher Couriere, die es sich sehr bequem machten; der oben erwähnte zum Beispiel ritt gemächlich neben dem Engländer von sechs Uhr Abends bis zum andern Morgen 10 Uhr. Nicht selten sprechen sie in den Jurten vor, trinken Thee und unterhalten sich Stunden lang mit den Leuten. Bisher sind allmonatlich drei Couriere von Kiachta nach China abgegangen; einer steht im Dienste der russischen Regierung und geht nach Peking, die beiden anderen werden von russischen Kaufleuten bezahlt, und ihr Bestimmungsort ist Tien tsin.

Allmälig nahm die Gegend einen andern Charakter an, denn aus der Ebene stiegen sehr unregelmäßig gestaltete Höhen empor. Der schlimmste Theil der Wüste war jetzt überwunden und das Land weniger dünn bewohnt. Michie gelangte nun an die Ulin dabba-Berge, in denen die Karawanenstraße von 3700 bis zu 4900 Fuß ansteigt. Das ist die Höhe des bequem zu überschreitenden Passes, der tief in das Gebirge einschneidet und nach Norden in ein schönes Thal ausläuft, das sehr belebt war. Die Mongolen trafen eben Vorkehrungen, um in ihre Winterquartiere zu ziehen; sie schlugen die Jurten ab und packten Lattenwerk und Filzbekleidung auf Kühe, Kameele oder Karren und trieben Schafheerden vor sich her. Im Sommer breiten sie sich über die weite Wüste aus, weil sie Futter genug für das Vieh finden, im Winter dagegen verweilen sie an Stellen, die gegen das Ungewitter Schutz gewähren und wo noch Gras genug wächst. Schon hatte sich in der ersten Hälfte des Septembers der Nordwind fühlbar gemacht, und einzelne heftige Stöße gaben den Nomaden warnende Vorzeichen für das Herannahen des Winters. Am 15. September setzte ein kalter Südwestwind ein, der bald nach Nordwest umschlug; es war ein richtiger „Nordwind“, ein „Tscheinar faltschin“, und vor diesem haben die Mongolen eine heillose Furcht. Er war im September schlimm genug, wie muß er erst im Januar sein? Nicht selten bricht solch ein eiskalter Nordwind urplötzlich herein. Der Tag ist heiter und die Hitze beinahe drückend gewesen; dann steigt ein Gewölk auf, dicke Tropfen fallen, der Nordwind fängt zu pfeifen an und schneidet in Mark und Bein. Der jähe Uebergang vom tropischen Sommer zum arktischen Winter ist das Werk weniger Stunden.

Bei Bombatu war das Gras ungemein üppig, und hier folgte eine Ochsenkarawane der andern. Alle waren nach China bestimmt, jede einzelne bestand aus 100 bis 200 Karren, und sie folgten einander in so gedrängter Reihe, daß es schien, als ob meilenweit und während der ganzen Nacht der lange Zug gar keine Lücke habe. Das Schellen- und Glockengeläute der Thiere macht einen eigenthümlichen Eindruck.

In vielen dieser Steppen lebt eine kleine Arctomys (welche an die sogenannten Prairiehunde Nordamerika's erinnert) in Erdhöhlen. Dieses Murmelthierchen sitzt auf den Hinterbeinen neben dem Eingange der Höhle, läßt einen zirpenden Ton hören, wenn es sich bedroht glaubt, schlüpft ins Loch, dreht sich in demselben um und streckt dann den Kopf wieder hervor. Jedes Loch hat mehrere Eingänge, die etwa 20 Schritt entfernt von demselben liegen. In manchen Gegenden ist der Boden nach allen Richtungen hin durchwühlt. In der Gutungulinsteppe fand Michie eine weit größere Art, welche an Farbe und Größe dem Hasen gleicht, aber viel plumper ist und sich oft weit von seiner Höhle entfernt; dieses Murmelthier ist sehr schüchtern.

Am 17. September Morgens bemerkte Michie das erste Eis.



Ein chinesischer Schulmeister im Dorfe Tscha ho.
(Nach einer Zeichnung von Baumort.)

In der Borelju Steppe schloß sich der kleinen Karawane ein junger Pilger an, ein Lama, welcher nach Urga wollte, um dort in einem Kloster seine Studien zu machen. Er war fast noch ein Knabe und wollte eine mehr als 60 deutsche Meilen lange Reise zu Fuße machen. Seine ganzen Habseligkeiten bestanden in dem, was er auf dem Leibe hatte; zum Seelentrost führte er einige mit Gebeten bedruckte Papierblätter bei sich, welche zwischen zwei Brettern lagen und die er auf der Brust trug. Lebensmittel und Geld besaß er nicht, denn er verließ sich auf die Gastfreundschaft und den wohlthätigen Sinn seiner Landsleute. Als der europäische Reisende äußerte, der 15jährige Knabe habe doch ein großes Wagstück unternommen, bemerkten die Mongolen, das sei keineswegs der Fall, und die Sache vollkommen in der Ordnung. Der junge Pilger konnte übrigens seine Wanderung von nun an mit größerer Bequemlichkeit fortsetzen, weil er sofort als ein Zubehör der Karawane betrachtet wurde. Er war gleichsam aus den Wolken in dieselbe hinein geregnet, denn man fand ihn in einem Zelte, ohne daß vorher etwas von ihm gesehen worden war. Michie nannte ihn den kleinen Lama, Paga lama. Er hatte die Jurte seiner Mutter an einem heißen Sommertage verlassen; nun war er vom Winter überholt worden, denn Herbst und Frühling fehlen in der Mongolei, und seine dünne Bekleidung schützte ihn nicht gegen das rauhe Wetter. Der Oberkameeltreiber warf ihm einen Schafpelz über, gab ihm statt der zerrissenen Fußbekleidung eine andere und ließ ihn auf einem Kameel reiten.

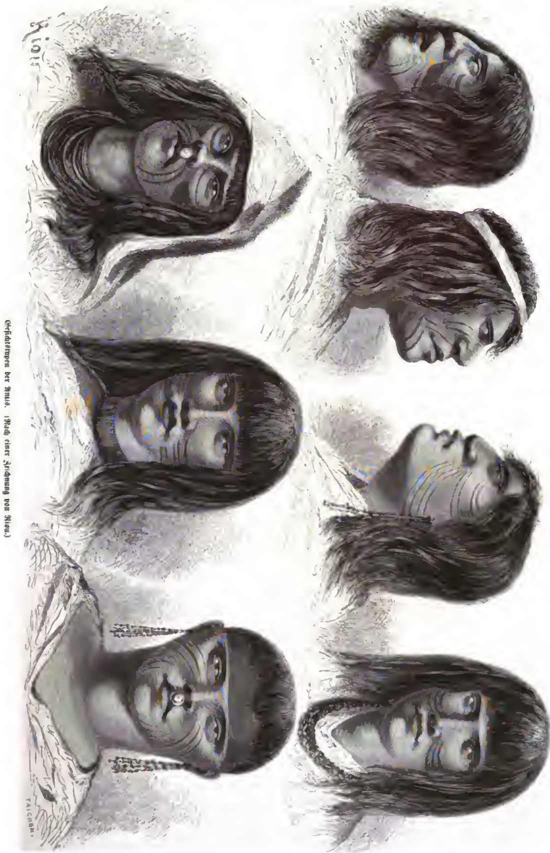
Das Ende der Wanderung durch die Wüste stand nun in baldiger Aussicht; in der nächsten Nummer werden wir den Reisenden bis Urga und Kiachta begleiten.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

I. Die Campas oder Antis.

Der Amazonenstrom und seine Nebenflüsse. — Große Ausdehnung der Waldregion — Die Zerklüftung unter den eingeborenen Stämmen. — Die Antis und ihre geographische Verbreitung. — Keine weißen und bärtigen Indianer im Gebiete des Amazonas. — Die Stechmücken. — Bemalen des Körpers. — Kleidung, Geräthschaften. — Das Tabakschnupfen. — Wohnungen. — Fischfang. — Die Frauen. — Medicinmänner. — Die Sprache. — Sitten und Gebräuche.

Der gewaltige Strom, welcher das südamerikanische Festland fast in dessen ganzer Breite durchzieht und, selber einem Meere vergleichbar, unter dem Aequator seine gewaltige Wasserfülle in den Ocean wälzt, bewässert ein Gebiet von mehr als 100,000 deutschen Geviertmeilen. Alle Flüsse, welche auf der weiten Strecke vom 3. bis 19. Grade südlicher Breite von der Cordillere nach Osten hin ziehen, fallen in den Amazonas. Nahe an 20 seiner



Gesichtstypen der Anuis. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

größeren Zuflüsse haben einen Lauf, der an Länge unsere Donau und unsern Rhein bei Weitem übertrifft; jene des Hauptstroms selber beträgt 1600 Stunden.

In die weiten Einöden, welche dieser Amazonas durchzieht, dringt in unseren Tagen ein regeres Handelsleben als früher. Vor etwa zehn Jahren schwammen die ersten Dampfer auf diesem mächtigen Wasser und gelangten bis Nauta, an der Mündung des Ucayale, wo die Stromrinne noch eine Tiefe von 180 Fuß hat! In den folgenden Jahren sind sie dann weiter hinauf bis Loreto gegangen, und gegenwärtig werden auch die Nebenströme befahren; so der Araguaya und Tocantins, der untere Purus, der Madeira und nicht minder der Ucayale. Wir haben über die verschiedenen Dampferexpeditionen im vorigen Bande des Globus mehrfach gesprochen und gehen heute auf den Gegenstand nicht näher ein; wir wollen aber bemerken, daß alle diese Fahrten nur erst als schwache Anfänge zur Erforschung des ungeheuern Gebietes betrachtet werden können. Das Innere, der mittlere und theilweise der obere Lauf mancher Zuflüsse und deren Verzweigungen sind uns auch jetzt noch mangelhaft bekannt. Für die Wissenschaft bleibt hier noch ein weites und dankbares Feld zu erobern.

Das Gebiet des Amazonas umfaßt eine Waldregion, deren Flächeninhalt jene Deutschlands um mindestens das Fünffache übertrifft. Sie reicht fast ohne Unterbrechung über den weiten Raum vom 7. Grade nördlicher bis zum 18. Grade südlicher Breite, und vom Atlantischen Ocean bis an den Fuß der Cordillere. Keine andere Gegend auf dem Erdball hat auch nur annähernd eine solche Urwaldfülle und eine solche Mannichfaltigkeit im Pflanzenwuchse. Denn es ist kennzeichnend für die Selva oder Hyläa des Amazonenstromes, daß in derselben eine merkwürdige Verschiedenartigkeit des Baumwuchses auftritt und daß kaum zwei Exemplare desselben Baumes dicht neben einander stehen. Nicht selten kommt es vor, daß auf einem Raume von 20 Quadratruthen 30 oder 40 ganz verschiedene Species von Bäumen auftreten. Der Zwischenraum ist dann mit allerlei Unterholz ausgefüllt und das Ganze von Schling- und Kletterpflanzen zu einem, man möchte sagen vegetabilischen, lebendigen Filz ineinander gewoben, oft so dicht, daß kein Mensch und kaum ein vierfüßiges Thier hindurch dringen kann. Nur an vereinzelten Stellen sind Oeffnungen in dieser grünen Mauer vorhanden, durch welche die Jaguare und andere wilde Thiere zu ihren Tränkestellen an den Flüssen gelangen. Diese allein bilden die Wege, auf denen man in den Urwald eindringen kann. Etwas landein dehnen sich dann in manchen Gegenden grasbewachsene Ebenen von größerm oder geringerm Umfang aus; so am linken Ufer des Ucayale die berühmten Pampas del Sacramento, welche wir später einmal schildern werden.

In diesen Wäldern und auf diesen Wiesenflächen lebt kein Volk. Die Städte oder Ansiedlungen weißer Menschen und der halbcivilisirten Mischlinge oder Indianer liegen, allemal in weiter Entfernung von einander, am Ufer des Hauptstroms und einiger Nebenflüsse; alles Andere ist Wildniß und Barbarei der trostlosesten Art. Eine der schönsten und fruchtbarsten Regionen der Erde bleibt noch immer rohen Indianerhorden preisgegeben, von denen manche auch Menschen fressen. Sie bilden sehr viele vereinzelte Stämme, von denen kein einziger zahlreich ist; die meisten reden verschiedene Sprachen und leben in ewiger Feindschaft mit einander. Alles ist zerklüftet und ohne Zusammenhang. Als unser großer Naturforscher Martius den Strom befuhr, waren manchmal 20 Ruderer an Bord; von diesen verstanden insgemein nur drei oder vier eine und dieselbe Sprache. Ich hatte, sagt er, den niederschlagenden Anblick, Menschen vor mir zu sehen, welche einerlei Arbeit verrichteten, im Uebrigen aber sich ganz und gar von einander isolirt fühlten. Diese Indianer handhabten das Ruder in düsterm Schweigen; sie saßen auf Strecken von 100 Meilen neben einander, ohne unter sich ein Wort zu wechseln, denn sie hätten sich gegenseitig ja nicht verstanden!

Wir wollen später einmal nach den Mittheilungen, welche in dem lehrreichen Buche des Naturforschers Bates über den Amazonas zerstreut sind, ein Gesammtbild der Indianer, die am Hauptstrome vereinzelt leben, zu entwerfen suchen. Jetzt kommt es uns darauf an, die Stämme zu schildern, welche am Ucayale wohnen. Mit ihnen kommen die weißen Menschen mehrfach in Berührung, weil die Mission Sarayacú, welche an diesem Flusse liegt, einen Sammelpunkt bildet, wo sehr verschiedene Stämme sich einfinden, um gegen Landeserzeugnisse europäische Waaren einzutauschen.*)

Am Ucayale und dessen Nebenflüssen leben folgende Stämme: Die Campas oder Antis; die Chuntaquiros oder Piros, die Mascas, Amoacas, Conibos, die Sipibos oder Chipibos, die Setibos, Remos, Kasibos, Sensis und Mayorunas. Alle diese am Ostabhange der Cordillere und in den Stromthälern wohnenden Völker wurden von den alten Peruanern als östliche bezeichnet (Antis; anti im Quechua: Osten) oder als Chunchos (sprich Tschuntschos), und mit diesem letztern Ausdruck belegt man auch heute noch alle wilden Indianer jener Region, im Gegensatze zu den ansässigen und getauften. Ein Theil dieser Barbaren gerieth in Abhängigkeit von den Inkas; von den peruanischen Kriegern aus dem Gebirgslande ließen sich dann viele unter den Chunchos nieder; doch gediehen sie, die an ein kaltes Klima gewöhnt waren, in dem heißen Niederlande nicht; was übrig blieb, vermischte sich mit den hier eingebornen Stämmen.

Der Name Antis wird gegenwärtig nur in engerm Sinne gebraucht und den Campas-Indianern beigelegt, die am Urubamba, von Hillapani bis zur Mündung in den Apurimac und in den Nebenthälern wohnen. Marcoy nimmt an, daß zwischen ihnen und den Quechuas eine gewisse Verwandtschaft vorhanden sei. Wir lassen dahin gestellt sein, ob diese Behauptung zu rechtfertigen sei; richtig aber bleibt, daß, wie schon gesagt, in früheren Jahrhunderten manche Unterthanen der Inkas aus dem Hochgebirge in das Unterland gekommen sind, daß aber von reinem, unvermischtem Quechuatypus dort nichts mehr zu finden ist.

Bevor wir auf eine nähere Schilderung der Antis eingehen, wollen wir einen Irrthum berichtigen, der viel verbreitet ist und auch jetzt noch aus einem Buch in das andere übergeht. Es wird nämlich behauptet, die Antis und einige andere Indianervölker in der Region des Ucayale hätten eine ziemlich weiße Hautfarbe, welche jener der Europäer sich annähere. So haben auch Missionäre gesagt, daß die Carapachos am Pachitea und die Conibos weiße Haut und geröthete Wangen hätten; ein

*) Pöppig und Graf Castelnau haben früher manche Mittheilungen über die Indianer am Ucayale gegeben. Wir folgen hier den Schilderungen von Reisenden der neuesten Zeit: Grandidier, Voyage dans l'Amérique du Sud, Paris 1861, S. 118—146; und Marcoy, Voyage de l'Ocean pacifique à l'ocean atlantique à travers l'Amerique du Sud, 1848—1860; in Le Tour du Monde, Nr. 221 ff. Die Bilder, welche wir mittheilen, haben Ausdruck und Lebenswahrheit.

Gleiches wird von den Mayorunas am Flusse Tapichi hervorgehoben und obendrein hinzugefügt, diese letzteren hätten einen sehr starken Bartwuchs. Das Alles ist nicht der Fall. Marcoy schreibt: „Ich habe unter den Antis und den verwandten Völkern nichts davon bemerken können, nicht einmal etwas, das auch nur annähernd solche Behauptungen zu rechtfertigen im Stande wäre. Dagegen gewahrte ich bei den Antis manche Aehnlichkeit, die in Bezug auf Typus und Farbe mehr oder weniger an die Quechuas erinnerte. Nur ein einziges Individuum, ein Antis von etwa 25 Jahren, der zwei Tage lang unsere Pirogue ruderte, hatte auf der Oberlippe etwas Bart, aber doch auch nur einen dünnen spärlichen Flaumstreifen. Ein solcher kommt dann und wann wohl auch bei reinblütigen Quechuas vor.“



Waffen und Geräthschaften der Antis. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Das Volk der Campas-Antis hatte noch im vorigen Jahrhundert eine weitere Ausdehnung als jetzt; es wohnte nämlich auch in den Thälern von Haruancalqui und Yanama, im Pajonal und an beiden Ufern des Apurimac bis zu dessen Vereinigung mit dem Quillabamba Santa Ana. Die 10 oder 12 Stämme des Volkes lebten in friedlichem Verkehr mit einander (die Mascas, Pangeas, Menearos, Anapatis und Pilcosmis im Süden; die Satipos, Copiris und Tomiristis im Norden; die Cobaros und Piñataris im Osten), und der Ostabhang des Hochgebirges bildete die westliche Grenze. Gegenwärtig sind neun von diesen Stämmen erloschen oder doch zu einem einzigen zusammen geschmolzen, jenem der Antis-Campas y Mascas, der sich zusammen hält, um den ihn umgebenden Feinden mehr gewachsen zu sein. Sein Gebiet umfaßt das linke Ufer des Quillabamba Santa Ana, einige westliche Zuflüsse desselben und die beiden Ufer des Apurimac zwischen dem Chanchamayo, Pangra und Mantaro.

Die Antis sind gleich den meisten Indianerstämmen jener Gegend einigermaßen ausgeartet und bei Weitem nicht mehr so tapfer und grausam wie ihre Vorfahren im 15. und 16. Jahrhundert, von denen die Missionäre so viel zu erzählen wissen. Namentlich fallen jene, die im Westen mit den Quechuas und den Mischlingen (Choles) in häufige Berührung kommen, durch eine düstere Stimmung und ein sehr gedrücktes Wesen auf, und in dieser Beziehung haben sie Aehnlichkeit mit den Indianern in den Sierras, im Gebirge. Dieselbe erklärt sich aber auch aus den vielen Heerzügen, welche von den Inkas nach diesen Gegenden hin unternommen wurden und dann mancherlei Mischungen zur Folge hatten.

Der Antis hat durchgängig einen mittlern Wuchs, und die einzelnen Theile des Körpers stehen in richtigem Verhältnisse, die Formen sind zierlich, schlank, gerundet, und die Muskeln mit Fett überzogen. Beide Geschlechter bemalen sich die Wangen und oft auch die Gesichtsgegend unter den Augen mit Rocou roth und bepinseln andere Körpertheile, namentlich jene, welche der Luft ausgesetzt sind, schwarz mit Genipa; aber sie thun es nicht, um sich durch Auftragen der Farbe gegen die Stiche der Mücken zu schützen, denn in dem Lande der Antis kommen eigentliche Moskitos gar nicht vor. Sie bepinseln sich, um ihre — Schönheit zu erhöhen.

Die geographische Verbreitung der Mücken stellt sich in diesen Gegenden folgendermaßen heraus: Im



Wie die Antis Tabak schnupfen. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Thale von Santa Ana schwärmt von da an, wo der Cacaobaum beginnt, eine kleine Mücke mit langen Flügeln, die nur während der heißesten Tagesstunden und immer nur sehr unbedeutend sticht und bei Sonnenuntergang verschwindet. Weiter abwärts folgt eine ganz winzige, kaum sichtbare Art, von den ersten Wasserfällen an bis über Tunkini hinaus; auch sie ruht gleich bei Eintritt der Dunkelheit. Nun folgen etwa auf der Grenze des Gebietes der Antis und der Chuntaquiros zwei andere sehr kleine Arten, die auch nur am Tage stechen, aber scharf, und erst im Lande der Conibos tritt die eigentliche, die fürchterliche Stechmücke auf, der Blutsauger, Zancudo, bei den Brasilianern Carapana genannt. Von diesem entsetzlichen Thiere, das, wenn es sich vollgesogen hat, so dick wie ein Weizenkorn wird, zählt man sieben Abarten. Die Carapana sticht Tag und Nacht, trotz Wind, Regen und Rauch, und dringt bis ins Fleisch, auch durch das dichteste Wolltuch. Schon Humboldt hat bemerkt, daß alle diese Abarten auf bestimmte Gebiete beschränkt sind, über welche sie nicht hinausgehen, und Marcoy fügt aus eigener Erfahrung hinzu: „Diese Gebiete sind so scharf begrenzt, daß man eine Wegstunde abseits eine Nacht unter freiem Himmel schlafen kann, ohne von einer Mücke gestochen zu werden, während man jenseits ohne ein Moskitonetz gar kein Auge würde schließen können."

Die Kleidung der Antis (siehe Globus VII, S. 361) besteht für beide Geschlechter aus einem sackartigen Rock, Tsangarintschi, welche an den Unen der alten Peruaner und den Itschkahuepilli der alten Azteken erinnert. Er wird von den Frauen gewoben; diese weben auch Umhängetaschen in Form von Körben, in welchen die Männer ihre Habseligkeiten mit sich führen. Zu diesen gehören Kämme, welche aus den Stacheldornen der Chontapalme bereitet werden, ein Teig, den sie aus Rocou bereiten, und der ihnen die rothe Farbe liefert, die Hälfte eines Genipaapfels (Huitosch) zum Schwarzfärben, ein Spiegel, etwas Draht, Wachs, eine Zange zum Ausrupfen der Haare, welche aus den beiden Klappen einer Muschel besteht, und eine Schnupftabaksdose. Diese besteht aus dem Schalengehäuse einer großen Helix (Schnirkelschnecke), die mit einem Pfropfen von Baumwolle verstopft wird. Die Antis zerreiben den grünen Tabak zu einem feinen Pulver

und schnupfen ihn vermittelst eines Instrumentes, das sie aus zwei kleinen Binsenröhren oder Affenknochen verfertigen; es bildet einen spitzen Winkel. Das ist der kleine Schnupfapparat, und vermittelst desselben kann jeder ohne Beihülfe seine Prise nehmen; es gibt aber noch einen großen Apparat, und bei Anwendung desselben muß Jemand zu Hülfe genommen werden, der erst die eine und dann die andere Röhre an das Nasenloch hält und den Tabak hineinbläst. Unser Bild zeigt, wie man dabei verfährt. Die Chontaquiros und Conibos nehmen den Schnupftabak auf ähnliche Weise; weiterhin hört das auf, weil man den grünen Tabak nicht mehr gegen „Gehirnschnupfen" nöthig zu haben glaubt.

Ein Indianer, der so reich und glücklich ist, Messer, Schnäbeln des Tukan (Pfeffervogels), Tapirklauen und Hülsen der Vanille. Das Alles hängt in Troddeln an ihnen herum, über Brust und Nacken und auch an der Umhängetasche.

Die Wohnungen der Antis stehen fast immer etwas landeinwärts, an Nebengewässern der Hauptflüsse, und zwar so, daß sie von dichtem Baumwuchs verdeckt werden und nicht sofort ins Auge fallen. Denn die feindlichen Chontaquiros schiffen oft stromauf und stromab und nehmen keinen Anstand, die Hütten auszuplündern. Marcoy traf von Mancureali bis Vitiricaya, auf einer Strecke von 91 Leguas, am linken Ufer des Quillabamba Santa Ana nur fünf oder sechs Antishütten; alle anderen, die etwa vorkamen, bildeten nur ein zeitweiliges Obdach. Die



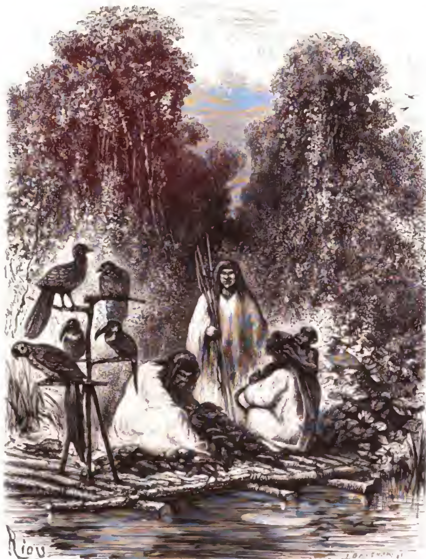
Antis an den Stromschnellen im Quillabamba Santa Ana. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

Scheeren, eiserne Angelhaken und andere eiserne Geräthschaften zu besitzen, trägt auch diese in seinem Simbo, d. h. der gewebten Umhängetasche.

Das Haar hängt bei Männern und Frauen lang herab und wird vorn nur so weit abgestutzt, daß es die Augen nicht bedeckt; es wird abgeschoren, wenn ein naher Verwandter gestorben ist. Gold und edle Steine werden nicht als Schmuck verwandt; dagegen spielt ein Stück Silbers eine wichtige Rolle beim Putz. Sie nehmen eine Silbermünze, etwa einen Real, klopfen denselben zwischen ein paar Steinen so dünn als möglich, bohren ein Loch hindurch und befestigen ihn am Nasenknorpel. Außerdem haben sie Halsbänder von Glasperlen und verschiedenen Pflanzenkörnern, Bälge von Vögeln mit glänzendem Gefieder, ständigen Hütten sind so niedrig, daß man beim Eintreten sich tief bücken muß, länglich rund und mit Rohr oder geflochtenen Binsenmatten gedeckt, die auf Pfählen ruhen. Manche sind so groß, daß sie zwei Familien beherbergen können; in allen aber ist die Unsauberkeit ganz abscheulich und der Geruch für einen Europäer geradezu unerträglich. In buntem Durcheinander liegen am Boden Thiergerippe und abgeschälte Wurzeln oder Früchte; in der Hütte selbst hausen neben den Menschen auch Hunde, Hühner, Affen, Aras und Peccaris. Die Feuerstelle befindet sich bald in der Mitte, bald an der Seite.

Die Männer sind Jäger oder Fischer, in der Regel beides zugleich; zu Hause leben sie ganz müßig und trinken Chicha, welche sie aus Maniokwurzeln bereiten. Als

Waffen haben sie Keulen, Bogen und Pfeile, und der letzteren bedienen sie sich auch beim Fischfang. Manchmal vergiften sie mit Barbasco (Menispermum cocculus) nicht etwa die Flüsse, wie von Reisenden behauptet worden ist (denn das Gefäll ist dafür zu rasch und die Strömung zu reißend), sondern Nebenbäche und die Remansos, d. h. die Einbuchtungen, in welchen das Wasser beinahe ganz ruhig bleibt. Durch die Cocculuswurzel wird das Wasser



Eine Antis-Familie auf einem Floß. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

so weiß wie durch Seife oder Kalk, die Fische werden davon momentan betäubt, schwimmen mit dem Bauche nach oben und sind dann eine leichte Beute des Fischers.

Das Töpfergeschirr ist von plumper Arbeit, wird aber bemalt und mit einer Glasur überzogen. Unser Bild zeigt die Muster. Der Topf enthält Chicha, in einem andern wird Brühe aufbewahrt; ein Löffel und ein kleiner Napf dienen zum Ausschöpfen. Die Conibos haben zierlichere Geräthschaften als die Antis. Manche Hausgeräthe stammen aus dem Thierreiche; die Antis machen zum Beispiel Löffel und Kellen aus Affenschädeln, und Maniokreibeisen (freilich ist dabei von Eisen keine Rede) aus der Zunge des Maius osteoglossum. Als Trinkgefäße dienen halbe Kalebassen (Crescentia cujete), welche lackirt und mit allerlei rohen Zeichnungen verziert werden.

Von irgend einem Gemeindeverband ist auch keine Spur zu bemerken. Jede Familie lebt vereinzelt oder auch beliebige Zeit mit einigen anderen zusammen, und ein Häuptling wird nur in Kriegszeiten gewählt.

Die Mädchen sind schon mit dem zwölften Jahre mannbar und heirathen den ersten Besten aus dem Stamme, vorausgesetzt, daß die Eltern ein Geschenk erhalten. Sie bereiten ihrem Mann und Gebieter die Speisen, weben die Kleider, thun die Ernte von Mais, Maniok rc. ein, schleppen ihm unterwegs das Gepäck, begleiten ihn in den Krieg und auf die Jagd, sammeln die abgeschossenen Pfeile wieder ein,

helfen beim Rudern und tragen die Kriegs- oder Jagdbeute heim. Das Alles erscheint ihnen keineswegs als eine drückende Bürde.

Beim Herannahen der Niederkunft verläßt die Frau ihre Wohnung und begibt sich in eine kleine Hütte in der Nähe. Dort steht ihr niemand bei, sie bleibt ganz allein; denn selten sind andere Frauen in der Nähe, und der Mann bekümmert sich nicht um sie. Nach der Geburt trinkt sie einen Aufguß von Huitoch oder Genipaäpfeln, wäscht sich mit dem schwarzen Wasser dieser adstringirenden Rubiacee und geht dann mit ihrem Kinde nach des Mannes Wohnung. Dieser macht ein freundliches oder ein böses Gesicht, je nachdem das Kind ein Knabe oder ein Mädchen ist. Er hat inzwischen ruhig auf einer Matte gelegen, Tabak geraucht oder geschnupft, sich am Feuer bald den Rücken und bald den Bauch gewärmt und mit seinen Freunden, falls deren in der Nähe waren, Chicha getrunken. Was inzwischen aus seiner Frau wurde, das war nicht seine Sache!

Das Kind wächst auf, wie es den Göttern gefällt. Mit dem fünften Jahre lernt es schwimmen und Pfeile schießen; es kann dann auch bis fünf zählen. Die Mädchen helfen beim Weben, beim Bereiten der Speise und der Chicha. Das ist die Erziehung.

Vielweiberei kommt bei den Indianern am Ucayale nur ausnahmsweise vor. Einige Huayris, d. h. „Kapitäne", haben allerdings zwei bis fünf Weiber, aber häufig ist dergleichen nicht. Die Medicinmänner schreiben sich übernatürliche Kräfte zu und beuten die Beschränktheit ihrer Nebenmenschen aus. Durch narkotische Mittel wird der Kranke in tiefen Schlaf versenkt, oder er bekommt Purgirmittel von solcher Wirkung, daß ein europäischer Leib dabei zu Grunde ginge. Leichen werden in einen Sack gesteckt und in den Fluß geworfen. Sobald das geschehen ist, reißt man die Hütte des Verstorbenen nieder, zerbricht Bogen, Pfeile und Töpfe, nimmt die Asche vom Herd, verstreut sie in alle vier Winde, zerstört Alles, was auf dem Acker wächst, haut die Bäume um, welche der Verstorbene gepflanzt hat, und brennt die Hütte nieder. Die ganze Stelle gilt von nun an für unrein, Niemand mag sie betreten, und bald ist sie von Pflanzenwuchs überwuchert. So bleibt nichts von dem Menschen oder seinen Werken übrig.

Vater und Mutter werden in vorgerückten Jahren von den Kindern sehr schlecht behandelt und gleichsam für nichts geachtet. Sie müssen Wasser und Holz tragen, das Feuer schüren und Pfeile verfertigen.

Die religiösen Vorstellungen sind ein buntes Gewirr von allerlei rohen Vorstellungen, unter denen Belohnung und Bestrafung nach dem Tode eine große Rolle spielen. Der Gute und Gerechte wird in einen Tiger, Tapir oder Affen verwandelt, der Böse in ein Kriechthier oder in einen Papagei.

Die Gesammtzahl der Antis beträgt jetzt keine tausend Köpfe mehr. Ihre sehr weiche Sprache wird mit dumpfem, umschleiertem Tone ungemein schnell geredet, immer in derselben gleichmäßigen Weise, nie tiefer oder höher. Wir wollen aus einem größern Vocabularium Marcoy's einige Wörter mittheilen.

Baumwolle, aupechini,	Affe, osiato,
Zucker, impuco,	Hund, ochiti,
Cacao, sarhui miniqui,	Geier, tusini,
Canneel, metaqui,	Hahn, atua sirari,
Rocou, puchoti,	Henne, atahua,
Genipahua, ana,	Papagei, niniro,
Maniok, caniri,	Taube, sirumigu,
Mais, siuqui,	Fisch, humani,
Tabak, sairi,	Spinne, gheto,
Tapir, quimato,	Fliege, chiquito,
Bär, maini,	Mücke, siquiri,
Schlange, malanqui,	Ameise, chibuquiro,
Peccari-Schwein, siutuli,	Banane, parianti.

Das Jahr wird nach Monden eingetheilt, die Jahreszeit nach der Baumblüthe. Ueber die Zahl der Finger an den Händen und der Zehen an den Füßen können sie nicht zählen. Grandidier behauptet, daß von Zwillingen der zuletzt geborene lebendig begraben werde, weil er ein Kind des bösen Geistes sei, und daß auch Leichenverbrennung vorkomme. Wenn zwei Männer in Zank gerathen, fangen die Weiber zu weinen und zu heulen an, aber Niemand mischt sich in den Streit. Sie kennen den Faustschlag nicht, sondern packen einander bei den Haaren oder Armen und reißen sich zu Boden. Uebrigens sind sie unter sich gastfrei, haben aber keine Feste und Tänze; die Gesänge lauten eintönig und traurig, die einzigen musikalischen Werkzeuge sind eine Flöte und eine Trommel.

Die Zahl der Antis ist so sehr zusammen geschmolzen und ihr Absterben nimmt einen so raschen Fortgang, daß vielleicht im Anbeginn des neuen Jahrhunderts auch von diesem Stamme keine Seele mehr auf Erden sein wird.

Die Zigeuner der Süddonauländer.

Von A. Leist.

Wenn man Reisen in fremde Länder mit Nutzen und Vergnügen unternehmen will, erscheint mir die Kenntniß der Sprache der von uns zu bereisenden Länder ein wesentliches Erforderniß zu sein, falls man nicht, wie eben angedeutet, auf den halben Genuß und eine nur oberflächliche Kenntnißnahme auf der Reise angewiesen sein will.

Man kann allerdings die schöne Oberfläche eines Landes auffassen und seinem Gedächtnisse zur künftigen Erinnerung einprägen, ohne auch nur ein hierauf bezügliches Wort mit den Landesbewohnern zu sprechen, aber diese Auffassung wäre ja immer nur der Rahmen zu dem Bilde, welches uns erst das eigentliche Volksleben durch den sprachlichen Verkehr gewähren soll. Den Charakter und die Eigenthümlichkeiten eines Volkes wird man erst dann richtig aufzufassen im Stande sein, wenn man die Sprache desselben versteht und dadurch gewissermaßen in den Geist des Volkes eingeweiht wird. Und es ist gewiß kein geringer Werth dem Umstande beizumessen, wenn man durch Kenntniß der Sprache sich das Vertrauen und Wohlwollen eines Volkes erwirbt.

Wenn wir nun die von uns gestellte Forderung insbesondere bei Reisen in die noch viel zu wenig bekannten unteren Donauländer berücksichtigt wissen wollen, bei Ländern, die von einem Völkergemisch bewohnt werden, das ein interessanter Gegenstand ethnographischer Forschungen ist, — so erscheint diese Aufgabe nur dem ersten Anscheine nach schwierig. Denn abgesehen davon, daß sich der Fremde schon durch eine oberflächliche Kenntniß der Landessprache empfiehlt, ist der Umgang mit den anders sprechenden Bewohnern ein so guter Lehrmeister, daß es gewöhnlich mehr Vorurtheile als Hindernisse sind, die uns bei Erlernung der Sprache entgegenstehen. Abgesehen nun von der schwierigen, von allen abendländischen Sprachen ganz abweichenden ungarischen, sowie von der gleichfalls isolirt dastehenden türkischen Sprache, ist die serbische und rumänische Sprache nicht allein in den Süddonauländern, sondern auch in der europäischen Türkei ausreichend, da *eine* von diesen beiden wohltönenden Sprachen von allen Bewohnern dieser großen Ländergruppe mehr oder weniger gesprochen wird. Eine oberflächliche Kenntniß dieser Sprachen, die im gegenseitigen Verkehr zur Verständigung genügend ist, ist aber für jeden wissenschaftlich Gebildeten sehr leicht zu erwerben. Wer des Lateinischen, Italienischen oder einer andern romanischen Sprache kundig ist, der wird sich auch mit dem Walachen und Zinzaren auf der Balkanhalbinsel sehr bald verständigen können. Und wer nur mit irgend einer slavischen Sprache vertraut ist, dem wird das Serbische mit allen seinen Dialekt-Nüancirungen und auch das Bulgarische sehr bald verständlich sein. Beide, oder wenigstens eine dieser schönen Sprachen hört man dort im Donaugebiete und in den Abzweigungen des Balkan mit mehr oder weniger Abweichungen in allen Städten und größeren Ortschaften, ja auch in Dörfern bis Konstantinopel hin sprechen, wenn sich die Sprechenden in Bezug auf ihre Abstammung auch nicht immer zu dieser Zunge bekennen.

Dem Reisenden nun, welcher mit diesem Verständigungsmittel ausgerüstet ist, werden sich dort nicht nur alle jene interessanten Nationalitäten mit ihren noch fast ursprünglichen Eigenthümlichkeiten in anziehender Weise darstellen, sondern es werden diese Völkerschaften wieder in ihren mannigfaltigen Berufserscheinungen, die sich durch unterscheidende Merkmale von einander kennzeichnen, sich ihm als interessante ethnographische Bilder offenbaren. Der walachische *Tscheban* (Hirt) in seinen Opintschen (Sandalen) der Unkultur, der serbische Bettler mit seiner uranfänglichen Geige, Gusle genannt, ja selbst der umherziehende Zigeuner in seiner ärmlichen Tracht erscheinen uns bei all ihrer Uncivilisirtheit als poetische Gestalten, wenn wir ihre Sprache und durch dieselbe ihren Gesang und ihre Musik verstehen! —

Wenn wir nun hier die *Zigeuner* zum Gegenstande unserer Besprechung wählen, so geschieht dies nicht etwa deshalb, als wäre das Wesen der Zigeuner überhaupt noch zu wenig bekannt, sondern weil die in den Süddonauländern massenhaft vertretenen Zigeuner gerade dort in den mannigfaltigsten Gestalten erscheinen und vermöge ihrer technischen Fertigkeiten bei der dortigen ländlichen Bevölkerung das überall *aushelfende* Volk sind und durch ihre Leistungen nicht selten das mangelnde Kulturelement ersetzen. Den gewerbe- und kunstscheuenden Rumänen in der Walachei und Moldau sind daher die Zigeuner bei all ihrer sittlichen Verwahrlosung ein nothwendiges Uebel, und auch der Bojar konnte die kunstfertige Hand des Zigeuners, welcher bis in die neueste Zeit sein Leibeigener war, nur selten entbehren. Ja selbst die geistige Kultur, insofern dieselbe auf Wissenschaft keine Ansprüche macht, wird dort von Zigeunern ausgeübt, denn diese sind vermöge ihrer glücklichen Anlagen nicht nur Musiker und Tänzer, sondern auch Graveure, Möbel- und Kunsttischler u. s. w.

Das höhere Handwerk ist in den Donaufürstenthümern nur in den Städten vertreten, und dort wird es ebenfalls nur von Ausländern und *vorzugsweise von Deutschen* ausgeübt. In der sehr aufblühenden Hauptstadt Bukarest, welche in neuester Zeit mit Hermannstadt durch eine vortreffliche Kunststraße verbunden worden ist, gibt es sehr viele deutsche und ungarische Handwerker, welch letztere besonders aus Siebenbürgen herunter kommen. Von der Geltendmachung des ausländischen Elements in Bukarest liefern uns die dort bestehenden Theater einen klaren Beweis, denn außer dem walachischen National-Theater befindet sich dort jetzt auch ein französisches, ein deutsches und ein ungarisches Theater, welch letzteres erst im verflossenen Jahre fertig geworden ist. Außer den ungarischen Zigeuner-Musik-Gesellschaften sorgt für das Vergnügen der Deutschen auch eine deutsche Musikkapelle, und damit dem Deutschen auch sein beliebter Nationaltrank nicht fehle, haben sich dort auch mehrere wiener Bierbrauer etablirt. Nur die in geographischen Büchern vorkommende, längst veraltete Angabe, daß es in der Walachei bloß 4000 Deutsche gebe, hat uns zu dieser kurzen Abschweifung veranlaßt.

Bevor wir aber die Zigeuner der Süddonauländer einer speciellen Betrachtung unterziehen, mögen hier einige Bemerkungen über dieses Volk im Allgemeinen vorangehen.

Ueber die Abstammung und Herkunft der Zigeuner haben selbst die Gelehrten lange Zeit sehr abweichende Meinungen gehegt, denn man hat dieselben nicht nur für Abkömmlinge der Aegypter, sondern auf eine gar nicht zu rechtfertigende Weise selbst für Tataren gehalten, mit welchen sie weder in Bezug auf Typus noch Sprache irgend eine Aehnlichkeit haben. In Ungarn nannte man sie außer ihrem gewöhnlichen Namen „Czigány“ bezüglich ihrer vermeintlichen Abstammung auch „Pharao' népe“, d. h. Pharao's Volk; die Zigeuner selbst aber schmeichelten sich mit der Bezeichnung: „Új Magyarok“, d. h. Neu-Magyaren. Doch war der ungarische Geschichtsforscher Istvánfi schon vor 300 Jahren über die unbestimmte Abkunft nicht mehr im Zweifel, denn indem er die Zigeuner nach Gebühr als vilissimum et abiectissimum, infame vagumque genus humanum charakterisirt, setzt er hinzu: ac incertae originis. Allein, heut zu Tage ist man über die Abstammung der Zigeuner nicht mehr im Zweifel, denn es ist aus den Sprachvergleichungen hervorgegangen, daß diese Leute zu dem großen indoeuropäischen Völkerstamme gehören und daß demnach Indien der ursprüngliche Wohnsitz der Zigeuner war. Wann dieselben ihre Auswanderung aus dem Stammlande begonnen und wie lange Zeit sie auf ihren weiten Zügen nach Europa zugebracht haben, ist nicht ermittelt, und sie bleiben in dieser, wie in vieler andern Beziehung ein räthselhaftes Volk.

Als Stammvolk existiren die Zigeuner heut zu Tage in keinem Gebiete Indiens mehr, und es ist auch der Sprachforschung bisher noch nicht gelungen, dort irgend einen Stamm ausfindig zu machen, dessen Sprache in einer *engern* Verwandtschaft mit der Zigeunersprache stünde. Wohl gibt es auch in Vorderindien etwa 15,000 Zigeuner, aber diese sind dort ebenfalls eingewandert und haben nirgends feste Wohnsitze. Auch findet man in Indien keine Stämme, die in ihrem Wesen den Zigeunern gleichen und ein Leben wie diese führen, obgleich auch manche Indier die Leichtigkeit in Erwerbung gewisser Fertigkeiten mit den Zigeunern gemein haben.

Es scheint in der Natur der Sache zu liegen, daß die Zigeuner nach dem Verlassen ihres Stammlandes ihr ursprüngliches Wesen geändert und daß ihr Hang zum Umherziehen erst aus dem Umstande hervorging, daß sie vermöge ihrer Fähigkeiten häufig lohnende Gelegenheit gefunden haben, bei minder begabten Völkern ihre Dienste anzubieten. Ihr lügnerisches, verschmitztes Wesen, ihre Verwahrlosung und Entsittlichung war dann eine natürliche Folge ihres Lebens und Treibens. Wenn erst der Einfluß der Kultur in den osteuropäischen Ländern allgemeiner sein wird, dann wird auch der Zigeuner dort überflüssig erscheinen, nach deshalb zwischen dem Idiom der Gitanos in Spanien und jenem der Zigeuner in den Donauländern ein ziemlicher Unterschied; namentlich ist die Sprache der spanischen Zigeuner bedeutend hispanisirt. Auch haben die Zigeuner auf ihrer Wanderung persische, armenische, türkische, rumänische und andere Wörter aufgegriffen und sich angeeignet, wobei aber in Bezug auf die in der Rom-Sprache vorkommenden indoeuropäischen Wörter zu bemerken ist, daß sich diese auch auf die ursprüngliche weitere Verwandtschaft zurückführen ließen.

Um dem Leser nur oberflächlich die Verwandtschaft der



Mohammedanische Zigeuner in Belgrad. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Zigeunersprache mit dem Sanskrit und anderen von diesem abstammenden Sprachen zur Anschauung zu bringen, wollen wir denselben der leichtern Orientirung wegen hier nur die Grundzahlwörter der Zigeunersprache mit dem Bemerken vorführen, daß die vielfache Entstellung der Wörter wohl zu berücksichtigen ist. Diese Grundzahlen sind:

und nach unter anderen Völkern aufgehen, und somit wird das Zigeunervolk, wenn auch spät, gänzlich verschwinden.

Ueberall, wo die Zigeuner aufgetreten sind, haben sich dieselben die Sprache des Landes angeeignet, die ihnen natürlich zur Ausübung ihres Gewerbes unentbehrlich war, und als fast nothwendige Beigabe besitzen sie wieder die Fähigkeit, fremde Sprachen mit Leichtigkeit zu erlernen. Unter sich jedoch sprechen sie fast immer nur ihre eigene Sprache und zwar auch in Gegenwart von Fremden, wenn es sich um einen beabsichtigten Betrug, oder doch um eine Uebervortheilung handelt. Daß sich die Rom-Sprache (so heißt sie bei den Zigeunern) überall der Landessprache anbequemt hat, ist eine natürliche Erscheinung, und es ist

ek eins, scheint mit dem ungarischen egy und dem finnischen iksi, also mit Wörtern finnisch-tatarischen Stammes verwandt zu sein. duj zwei, im Sanskrit dwe, lat. duo, duae. trin drei, in der Sanskritsprache und im Slavischen Aehnlichkeit habend. schtar vier, zusammengezogen aus tschatwar im Sanskrit. pantsch fünf, mit dem Sanskrit, Griechischen, Slavischen u. s. w. verwandt. scho

bei den ungar. Zigeunern, sonst auch schow sechs. efta sieben, erinnert sehr an das Griechische, eben so wie okto, acht und echnya neun. desch zehn, im Sanskrit daça. desch u jek elf, d. h. zehn und eins. desch u duj zwölf, zehn und zwei u. s. w. bisch zwanzig. bisch u jek, zwanzig und eins u. s. w. tranda dreißig. schtarwal vierzig, pantsch war disch, fünfzig, d. h. fünfmal zehn. scho war disch sechsmal zehn. efta war disch siebenmal zehn, okto war disch achtzig, echnya war disch neunzig. schil hundert. milj tausend.

In Bezug auf die grammatikalische Form hat die Rom-Sprache Aehnlichkeit mit den meisten europäischen Sprachen; eine natürliche Folge ihrer Abstammung, ausgenommen das Türkische, Ungarische, Finnische und andere nicht indo-europäische Sprachen. Die Bezeichnung rom'sche Sprache bedeutet so viel als die Sprache der Männer, denn Rom heißt Mann, eben so wie Manusch das deutsche Mann oder Mensch ausdrückt, mit welchen Wörtern es ja auch augenscheinlich verwandt ist.

Die indische Abstammung der Zigeuner ist also durch die Wissenschaft der Sprachvergleichung unwiderleglich begründet; dieser ihrer Herkunft nach gehören sie der kaukasischen Rasse an, wie dies ihre meist schönen Gesichtszüge und ihr wohlgebildeter Körperbau offenbar zeigen. Ihre braune oder gelblichbraune Gesichtsfarbe, welche sie unter allen Abstufungen des Klimas Jahrhunderte hindurch bewahrt haben, ist jedenfalls ein augenscheinlicher Beweis ihrer indischen Abstammung.

Wann die Zigeuner im östlichen Europa zum erstenmale erschienen, darüber fehlen bestimmte historische Daten. In der Moldau wurden sie im Jahre 1440 erwähnt, und die ungarische Geschichte nennt sie viel später, erst im Jahre 1514, aber in einer Weise, die voraussetzen läßt, daß die damaligen Zigeuner bezüglich ihrer Verworfenheit, Schlechtigkeit und Grausamkeit in Ungarn ein längst gekanntes, aber tief verachtetes und allgemein verabscheutes Volk waren, wozu dieselben durch ihr feiles, schändliches Treiben auch alle Veranlassung gaben. Nach dem Zeugnisse des schon genannten Istvanfi verrichteten nämlich damals die Zigeuner in Ungarn die schrecklichsten Folter- und Marterdienste mit thierischer Grausamkeit und Unempfindlichkeit, sie waren Henker und Henkersknechte und haben namentlich die empörendste und martervollste Hinrichtung des Bauernkönigs Georg Dosa und seiner Gefährten vollzogen. Als eine verachtete Volkskaste mögen aber die Zigeuner zur Ausübung des Marterhandwerks wohl auch gezwungen worden sein. Auch in Siebenbürgen und in den beiden walachischen Ländern (Moldau und Walachei) haben die Zigeuner zu jener Zeit (1514) das „infame" Geschäft der Tortur ausgeübt. Später, 1565, finden wir die Zigeuner im Lager der Türken, aber keineswegs etwa als Kämpfer, sondern als Kugelgießer, wodurch sie dem christlichen Heere wesentliche Nachtheile zugefügt haben. Aber auch als Streiter erblicken wir die Zigeuner im Heere Zapolya's, welcher ein Gegenkönig Ferdinands von Oesterreich war; dieselben haben sich aber wenig kriegerische Ehre erworben, denn sie haben die Burg Nagy-Ida im abaujvárer Comitate nach einigem Widerstande den belagernden Truppen des Königs Ferdinand überliefert. Dieses historische Faktum hat in Ungarn zu mehrfachen Volkssagen und Spottliedern über die Zigeuner Veranlassung gegeben, mit welchen dieselben noch heute geneckt werden, wozu schon die Erwähnung der Veste Nagy-Ida hinreichend ist. Der Volks-Ueberlieferung zufolge hätten die Zigeuner die Burg tapfer und sehr lange mit glücklichem Erfolge vertheidigt, bis denselben endlich der Schießbedarf ausging. Dies geschah aber gerade in dem Augenblicke, wo die Belagerer, des hartnäckigen Widerstandes müde, die fruchtlose Belagerung aufhoben und sich zum Abzuge anschickten. Als dies der wachthabende Zigeuner bemerkte, schrie er dem Feinde nach: „Schon recht, daß Ihr abziehet, wir haben ohnedies kein Pulver mehr!" Die Abziehenden, unter welchen sich auch Ungarn befanden, machten hierauf wieder Kehrt und nahmen bald darauf die Veste mit Sturm.

Während die ungarischen Zigeuner von dem kultivirenden Einflusse der seither verflossenen Jahrhunderte nicht unberührt geblieben sind, stehen jene in den Donaufürstenthümern und der Türkei nahe auf der Stufe tiefster Erniedrigung, woran freilich die Sklaverei schuld sein mag, in welcher dieselben bisher geschmachtet haben. Im Wesentlichen, nämlich in Bezug auf Farbe und Sprache, und was das Bezeichnende ist, hinsichtlich ihres Charakters, oder was richtiger ist, — ihrer Charakterlosigkeit sind die Zigeuner aller Länder gleich. Gäbe es aber in dieser Charakterlosigkeit noch Stufen, so müßte unsers Erachtens die niedrigste derselben dem mohammedanischen Zigeuner zuerkannt werden. Es darf aber diese Charakterlosigkeit und die totale Verkommenheit der türkischen Rome keineswegs dem Einflusse der mohammedanischen Religion zugeschrieben werden, denn es ist in den seltensten Fällen erwiesen, daß diese Tschingani wirkliche Anhänger Mohammeds sind, und der Türke ist auch viel zu stolz, um sich in dieser Beziehung über diese verachtete Kaste Gewißheit zu verschaffen. Es ist aber auch gleichgültig, welcher Religionsgenossenschaft die Tschingani angehören, denn sie werden nie von Grundsätzen der Religion geleitet, die Gesetze der Sittlichkeit geben ihnen keine Richtschnur, und die Triebfedern ihrer Handlungen sind Habsucht und Sinnlichkeit, deren Befriedigung nie durch moralischen Einfluß gezügelt werden kann. Die totale Verwahrlosung, in welcher die türkischen Zigeuner leben, trägt mit die Schuld ihrer Verworfenheit, während der ungarische Czigány doch in seinem Handeln und Wandeln gebildeteren Elementen begegnet und bei aller Verschmähung der Schule und Kirche sich belehrender Vorbilder erfreut und sich daher auch einigen Anstrich von Civilisation aneignet, dem freilich jeder innere Gehalt abgeht. Es gibt in Belgrad, Widdin und fast in den meisten größeren türkischen und walachischen Städten sogenannte Zigeunerviertel, gewöhnlich schlecht gebaute Winkel in den äußersten Vorstädten, die von ansässigen Zigeunern bewohnt werden. Diese seßhaften Zigeuner unterscheiden sich von den als Nomaden umherziehenden nicht allein durch eine bessere Bekleidung, sondern auch dadurch, daß ihre Beschäftigung einen höhern Grad von Geschicklichkeit und Verstand in Anspruch nimmt, wie dies z. B. die Ausübung der Musik, des Tanzes, Gravierens und anderer von den Zigeunern betriebenen Künste erfordert. Auch die Kochkunst wird von Zigeunern ausgeübt, und es gibt namentlich in der Moldau und Walachei Zigeunerköche, die von den Bojaren, welche meist Kenner einer feinen Küche sind, sehr geschätzt werden. Noch vor wenigen Jahren, als die Tschingani noch zum Theil Leibeigene der Bojaren waren, wurde ein guter Zigeunerkochkünstler oder Bäcker theuer vermiethet. Es wurde daher von den Herren immer Sorge getragen, daß die fähigeren irgend ein Gewerbe oder eine Kunst erlernten, wozu dieselben Anstelligkeit und Neigung zeigten, um dann von der Arbeit derselben Nutzen und Gewinn zu ziehen. Die minder Befähigten dagegen erhielten gegen Erlegung eines jährlichen Tributs die Erlaubniß, im Lande umherziehen zu dürfen, und diese konnten ihrem eigenen Verdienste nachgehen. Diese, sowie überhaupt die als Nomaden um-

herziehenden Zigeuner beschäftigen sich vorzugsweise mit groben Schmiede- und Holzarbeiten, Kesselflickerei u. s. w.

Eine fast ausschließliche Beschäftigung der Zigeuner ist in Siebenbürgen die Goldwäscherei in den dortigen Goldsand führenden Flüssen und Bächen, welche streckenweise von den Gutsbesitzern zum Zwecke der Goldgewinnung gepachtet werden. Daß diese Beschäftigung manchmal eine lohnende sein müsse, geht aus der Thatsache hervor, daß konkurrirende Zigeuner eine solche Pacht auf 1000, ja auf 1500 Gulden für ein Jahr getrieben haben, und die Pächter sind doch dabei zum Wohlstande gelangt. In Ungarn haben sich die seßhaften Zigeuner schon seit längerer Zeit auf den Pferdehandel verlegt, und es erscheinen z. B. auf den großen Jahrmärkten zu Baja viele derselben als Pferdehändler und sie machen sich durch ihr großes Geschrei und ihre ungewöhnliche Rührigkeit im Anpreisen ihrer meist schlechten Thiere bemerkbar. In Slavonien, wo es nicht viele Zigeuner gibt, haben die Behörden einzelner Städte denselben zur Niederlassung unentgeltliche Bauplätze unter der Bedingung überwiesen, daß sie zum Kehren der Straßen verpflichtet seien, wogegen sie aber auch ihr Gewerbe in der Stadt ausüben dürfen. Das Kartenlegen, Wahrsagen, die Bettelei, Betrügerei, Dieberei und dergleichen sind den umherstreifenden Zigeunern mehr eigen, als den seßhaften; doch machen in dieser Beziehung jene städtischen Zigeuner Ungarns, welche sich bis zu einer gewissen Kunsthöhe emporgeschwungen und das zigeunerische Wesen schon großentheils abgestreift haben, eine rühmliche Ausnahme.

In der europäischen Türkei und in den Donaufürstenthümern gibt es auch ganze Zigeunerdörfer aus elenden Hütten oder Erdlöchern bestehend. Ein solches Dorf ist Nokriluk, etwa eine starke Meile von Belgrad entfernt, wo es von schmutzigen Zigeunern und ihren halb- oder wohl auch ganz nackten Kindern wimmelt und von wo aus dieselben von Zeit zu Zeit ihre Bettelzüge in das Land unternehmen und die Bewohner durch ihre Verschmitztheit nach Möglichkeit übervortheilen. Bekanntlich schlagen die familien- oder hordenweise umherziehenden Tschingani in der Nähe von Städten und Dörfern, wo sie Erwerb zu finden hoffen, über ihre Wägen Zelte auf, vor welchen sie dann unter freiem Himmel ihre Schmiedestätten errichten. Ist aber der Winter sehr strenge, so graben sie sich elende Erdwohnungen. Größere Zigeunerhorden hatten früher ihre sogenannten „Könige“, Wojwoden, in Ungarn Czigány Vajda genannt, welche von den Behörden oder von dem Bojaren denselben zur Aufsicht und Ueberwachung übergeben wurden und zwar mit gewissen sie kennzeichnenden Attributen. Seit der Emancipirung der Zigeuner dürften sich in den walachischen Fürstenthümern nur noch wenige solcher Könige vorfinden. In Ungarn sind sie längst verschollen, und ich habe als Knabe nur noch das feierliche Begräbniß eines solchen letzten Zigeunerkönigs gesehen.

Was die Musik der belgrader und überhaupt der türkischen Zigeuner anbelangt, so umfaßt dieselbe viele Instrumente, als da sind: das Tambourin oder die türkische Schellentrommel, den Triangel, die große Trommel, die Piccolo-Flöte, den Dudelsack, das Zimbal oder Hadebrett, die Maultrommel und verschiedene Saiteninstrumente. Schon aus dieser Herzählung der Instrumente ist es ersichtlich, daß die Musik der türkischen Zigeuner mit jener weit vollkommenern der ungarischen gar nicht verglichen werden kann. Diese Art von Musik hört man in den Vorstädten Belgrads sehr oft in den schönen Abendstunden, wenn die Zigeuner ihren Gönnern mit der großen Trommel, mit Dudelsack und Piccolo-Flöte ein Ständchen darbringen. Anfänglich war ich bei solcher Gelegenheit der Meinung, daß Bärenführer — Ursari — mit Tanzbären angekommen seien und wunderte mich nur, daß man selbst noch nächtlicher Weile dem Bären zum Tanze aufspiele! — Und doch hat diese türkische Zigeunermusik mit Trommel und Pfeife, mit Tschinellen (Becken) und Triangel unserer schönen Janitscharenmusik die Entstehung gegeben! —

Der Tanz, welcher besonders von dem jugendlichen Zigeunervolke ebenfalls als Erwerbsquelle betrieben wird, ist sehr verschieden, umfaßt aber besonders die Nationaltänze Aera und Kolo, sowie die Nachahmung der Haremstänze und einen andern unverschämten Zigeunertanz, dessen Schilderung hier nicht gegeben werden kann. Diese Tänze werden sowohl vereinzelt, als auch in größeren Gruppen und zwar mit oder ohne Musik ausgeführt.

In den Gasthöfen, im Han und in den Kaffehäusern erscheinen die Zigeunermädchen (Romne Tsché) und Zigeunerknaben (Romne Tschavo) und beginnen mit Castagnetenschlägen in abgemessenen Bewegungen ihren Tanz, der, mit graziösen und schnelleren Wendungen abwechselnd, endlich wild und konvulsivisch wird und mit immer neuen Abwechselungen so lange sich wiederholt, so lange die geforderten Gaben von den Zuschauern den frechen und unermüdlichen Tänzern verabreicht werden.

Den walachischen Nationaltanz, die Itora, tanzt der Zigeuner mit seinem Mädchen unter Begleitung des Tambourins auch auf öffentlicher Straße, und wenn der Tanz zu Ende ist, sammelt das braune Mädchen auf dem Tambourin die oft reichlich ausfallenden Gaben von den Zuschauern.

Der Anzug der Tänzer und Tänzerinnen ist gewöhnlich bunt und phantastisch, die Jacken sind gewöhnlich goldgestickt und mit Schnüren besetzt. Die Frauenzimmer lassen ihr dichtes schwarzes Haar zumeist in nachläßiger Toilette über die braunen Schultern herabhängen und suchen die Reize ihres gelbbraunen Gesichts mit rother Schminke und angebrachten Goldschaumfleckchen zu erhöhen. Das Staatmachen mit durchlöcherten und an eine Schnur gezogenen Silbermünzen statt einer Halskette gehört ebenfalls zu den Koketteriemitteln solcher Dirnen, was diesen aber um so weniger zu verargen ist, als man ja in jenen Gegenden vornehme serbische und reiche jüdische Damen erblickt, die ihren Hals mit schweren Gold- oder Silbermünzen-Gehängen zu zieren pflegen. Auch zum Kopf- und Haarputze werden in der Türkei Gold- und Silbermünzen verwendet.

Eine eigenthümliche Tracht haben die Zigeuner nicht und sie adoptiren überall die landesübliche, die freilich bei den umherschweifenden Zigeunern nur noch in elenden Lumpen besteht. Sonst aber lieben sie in ihrer Tracht alles Phantastische und Harlekinmäßige, und es sind besonders grelle, auffallende Farben sehr beliebt; daher kaufen sie gern alte abgelegte rothe, blaue, grüne Montirungsstücke von Soldaten, Panduren, Tschetniken u. s. w. und machen mit denselben noch lange Staat. Das Ideal und Ziel der Wünsche in Bezug auf Kleidungsstücke sind dem türkischen Zigeuner rothe Tschakschire, d. h. türkische Beinkleider (Schalwars), welche bis an die Kniee sehr weit sind und unter dem Knie mit einem Bande festgehalten, von da ab aber enger werdend bis zu den Knöcheln mit Häkchen geschlossen werden. Hosenträger kennt man in jenen Gegenden nicht, und es werden die Tschakschire mit einer Schnur um den Leib befestigt.

Der Sinn für das Familienleben scheint bei den Zigeunern tief begründet zu sein, und es ist namentlich die Liebe zu den Kindern und die Sorge für dieselben sehr groß unter ihnen. Auch die Zigeunerweiber nehmen keineswegs jene

gedrückte, untergeordnete Stellung ein, welche sonst die Frauen bei uncivilisirten, namentlich östlichen Völkern einzunehmen pflegen. Die Sorge für seine Kinder dient dem Zigeuner zum Vorwande bei seinen Streifereien und Betteleien; er bettelt, weil seine Kinder hungern und frieren, und er glaubt dein Herz zu erweichen und dich zur Milde und Freigebigkeit zu stimmen, wenn er sagt, daß er sechs oder neun Kinder habe, wenn dies mit der Wirklichkeit auch gar nicht übereinstimmt, denn der Zigeuner spricht **nie** ein wahres Wort.

Da die Heiraten unter allen, aber vorzüglich unter den türkischen Zigeunern sehr frühzeitig geschehen, so werden sie gewöhnlich von den Eltern bestimmt, und es hat weder der zur Verheiratung bestimmte Knabe noch die Jungfrau gegen die zugefallene Ehehälfte etwas einzuwenden, denn auch der Gehorsam gegen die Eltern ist im Familienleben der Zigeuner tief begründet. Auch haben ja die jungen Ehepaare die Hoffnung, daß diese meist nur von den Eltern bewirkten Ehen nicht ewig dauern, denn wie man zusammen gekommen, so geht man wieder aus einander, wozu ja Grund und Veranlassung in dem lieben Zigeunerleben von jeder Seite genügend gegeben wird. — Allein das lose Spiel mit der ehelichen Treue ist selbst in den Augen einer Zigeunerin kein solches Vergehen, daß es oft zur Lösung des ohnehin sehr lockern Ehebandes führen sollte, zumal dieselbe ja selbst in dieser Beziehung auf dem hohen Standpunkte der Emancipation steht. — Was die Verheiratung der mohammedanischen Zigeuner anbelangt, so ist diese mehr ein Civilakt, als eine religiöse Ceremonie, obgleich solche von einem Imam vollzogen wird.

In früheren Zeiten ließen die christlichen Zigeuner ihre Kinder erst taufen, wenn sie im Stande waren, dem Papa und der Mama die Pfeife zu stopfen und anzurauchen, aber jetzt werden sie in christlichen Staaten in dieser Hinsicht strenge controlirt, und es dürfte denselben nicht leicht gelingen, die gesetzliche Frist der Taufe mit ihren Neugebornen zu überschreiten.

Hat der Zigeunerknabe (Rakle) etwa das 10. Jahr erreicht, so kauft demselben der stolze Vater einen **Tschibuk**, denn das Tabakrauchen ist ein solch herrlicher Genuß, daß dieses auch dem „**braven Sohne**" (wörtlicher Zigeunerausdruck) nicht entzogen werden darf. Es ist aber der Organismus des Zigeunerstammes ein so gesunder und kräftiger, daß ein Zigeuner vom frühen Morgen bis späten Abend den stärksten türkischen Tabak rauchen, oder nach türkischer Weise den „**Tabaksrauch trinken**" kann, ohne nur irgend eine Beschwerde oder schädliche Einwirkung desselben zu verspüren. Für eine schöne Tabakspfeife, für Tabak — auch für starke Cigarren — gibt der Zigeuner seinen letzten **Para** (eine sehr kleine türkische Silbermünze, so genannt, weil sie wie ein Hauch [türk. Para] weggeblasen werden kann) hin, und es kommt ihm auch gar nicht in den Sinn, sich nur irgend einen Genuß aus Rücksichten der Sparsamkeit zu versagen. Der Zigeuner ist ganz Sinnesmensch und lebt in zügelloser Ausgelassenheit, wenn ihm dies seine Mittel verstatten, ist stets heiter und fröhlichen Sinnes. In den Tagen der Noth, die über den immer leichtsinnigen, von heute nicht auf morgen denkenden Zigeuner auch sehr oft hereinbrechen, weiß derselbe aber auch zu entbehren und wenn es sein muß, auch zu darben. Aber verzweifeln wird dieser Mensch nie, und es ist mir kein Beispiel bekannt, daß ein Zigeuner zum Selbstmörder geworden wäre. Ja, trotz der moralischen Verkommenheit dieses Volkes ist mir kein Fall bekannt, daß unter den sehr zahlreichen Zigeunern der Süddonauländer auch nur einer des Verbrechens des Mordes oder Todtschlags überführt worden wäre. In den Jahrhunderten des Aberglaubens und der Tortur hat man nur unsinnigerweise die Zigeuner der Menschenfresserei beschuldigt und man hat in Ungarn an zahlreichen Opfern des Vorurtheils schreckliche Justizmorde begangen. Die Beschuldigung, daß diese Leute Kinder rauben, ist ein Vorurtheil, welches nicht allein auf diese verachtete Kaste, sondern auch auf die Juden angewendet worden ist. Schwer hat sich überhaupt die Menschheit an diesem unglücklichen Volke versündigt, indem sie dasselbe von den staatlichen und socialen Einrichtungen ausgeschlossen hat. Kann ein Zigeunerkind die Schule besuchen, ohne ein Gegenstand des Spottes und der Verachtung zu sein? Ja, so tief wurzelt das Vorurtheil in der Menschheit, daß ein Beschluß des tridentinischen Conciliums die Zigeuner für immer vom Priesterstande ausgeschlossen hat!

Zu einem Wohlstande gelangt der Zigeuner nur selten, denn sein Verdienst wird immer verlebt, verschwendet und vergeudet. Je reichlicher sein Verdienst, um so zahlreicher sind seine Neigungen, um so größer ist die fast kindische Sucht, diese und jene Dinge, bunte unnütze Sachen, Flittertand, selbst Gegenstände der Eleganz und des modernen Luxus zu besitzen, die er aber schon morgen wieder veräußert, vertauscht, oder als ihm werth- und reizlos gewordene Dinge verschenkt und zwar — um dieselben bei nächster Gelegenheit wieder zurück zu verlangen. So groß ist die Wankelmüthigkeit und so kern- und kraftlos ist der Wille des leichten Zigeunervölkchens. In der Noth ist dem Zigeuner kein Dienst und keine Verrichtung zu gering, nur wird er sich der sogenannten Tagearbeit selten und dem Feldbau fast nie unterziehen, denn dergleichen Beschäftigungen würden ja den ewig Unstäten binden und widerstreiten somit seinem eigentlichen charakteristischen Wesen. Eher stiehlt der Zigeuner, und wo dies nicht zulässig, nimmt er zum Betteln seine Zuflucht.

Die größte Strafe für den Zigeuner ist die **Entziehung der Freiheit**. Während die weisesten Gesetzgeber unsers humanen Zeitalters die Ueberzeugung hegen, daß unsere heutigen Gesetze weit milder sind, als jene der „**guten alten Zeit**" waren, haben die Zigeuner, die in diesem Punkte gewiß gehört zu werden verdienen, eine andere Anschauung. So klagte mir ein solcher, daß das Zeitalter in seinem Strafverfahren immer roher und barbarischer werde. „Wir werden heut zu Tage nirgends geduldet", seufzte derselbe, „von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt werden wir mit unseren Frauen und unseren lieben und so schönen Kindern gejagt, und es ist uns nicht einmal vergönnt, unsere Zelte auf der Pußta aufzuschlagen, während der Vogel (Tschirillo), der doch nur ein Thier ist, sein Nest dahin bauen kann, wohin er will! — O, früher war dies anders! — Hatte man damals für seine hungrigen Kinder eine Kleinigkeit gestohlen, so erhielt man heute seine 25 Prügel, war morgen wieder ein **freier** Mann und konnte sein Brot weiter suchen, — aber jetzt muß man wegen eines Knopfes wochen- ja monatelang sitzen, und Weib und Kinder müssen betteln gehen! — O mro Devlo! (o mein Gott) es ist **nichts** mehr im Ungarlande!"

So weit ist es allerdings in den Donaufürstenthümern noch nicht gekommen, aber es sind Anzeichen vorhanden, daß nicht nur der von den Bojaren bisher ausgeübte kurze Prozeß mit den Zigeunern verschwinden wird, sondern daß man dieselben in ihrem umherschweifenden Leben beschränken und an eine bleibende Stätte gewöhnen will, da sie nun einmal zur Bebauung der Scholle sich nicht hergeben wollen. Was und wohin aber dann? Da der Zigeuner als solcher, wie er wirklich ist, unter civilisatorischen Einrichtungen nicht existiren kann, so muß er allmälig nothwendigerweise unter

anderen Nationalitäten aufgehen und daher gänzlich verschwinden.

Schließlich nun, bevor ich von meinen guten Bekannten scheide, muß ich denselben doch noch etwas Gutes nachrühmen, das ich oft mit Wohlgefallen bemerkt habe. Die alten Leute werden nämlich unter den Zigeunern sehr geachtet und in Ehren gehalten. Für die Alten müssen die jungen Leute, deren es, da alle Zigeuner sehr frühzeitig heiraten, gewöhnlich genug gibt, arbeiten und denselben alle Nahrungssorgen ersparen. Es gibt bei den Zigeunern kein größeres Glück, als mit Ehren alt zu werden. „Me hom phuro Manusch" (Ich bin ein alter Mann) ist ein Ausspruch, durch welchen der Zigeuner seine Umgebung mit Ehrfurcht erfüllt. Du brauchst noch kein graues Haar und keine 35 Jahre zu zählen, und es wird dich der Zigeuner mit dem Titel: „alter Herr" beehren, natürlich nur dann, wenn er dir seine besondere Hochachtung bezeigen will. Es haben aber auch schon 30 Jahre beim Zigeuner einen hohen Werth, denn er ist in diesem Alter, wenigstens in den Donaufürstenthümern, gewöhnlich schon Großvater, und eine 42- oder 43jährige Zigeunerin als Urgroßmutter ist dort nicht schwer zu finden, natürlich mit längst verwelkten Reizen, was bei den Zigeunerinnen in diesem Klima eine Folge der zu frühen Verheiratung ist.

Die Zahl der Zigeuner in den beiden walachischen Fürstenthümern beträgt 120,000, in Ungarn, in der serbischen Wojwodschaft mit dem Banate und in Siebenbürgen dürften sich fast 100,000 befinden, und in Serbien zählt man 15,000 Zigeuner. In Ungarn ist das Zigeunerthum, wie schon erwähnt, im Abnehmen begriffen, weil dasselbe besonders in den Städten durch die Pflege der Tonkunst allmälig von dem magyarischen Elemente absorbirt wird. Mit Verleugnung des Zigeunerwesens verschwinden dort auch die Farbe und der Typus des Zigeunervolkes immer mehr und mehr.

Wassermusik auf Borneo.

Nach holländischen Quellen bearbeitet von **Hermann Meier** in Emden.

Eine Reise durch Borneo ist eben so einfach wie eintönig; wenigstens lassen sich die Binnenländer nur längs des Wasserweges bereisen. Man wählte dazu die hier eigenthümlichen Fahrzeuge, Tjukons. Ein solches besteht aus einem ausgehöhlten Baumstamm, ist 40–60 Fuß lang und läuft vorn und hinten scharf aus. Auf dem Vordersteven sitzt rittlings ein Ruderer auf den Ausquell, er gibt zugleich Maß und Ton der Bewegung an. Hinter ihm sitzen an jeder Seite auf gekreuzten Beinen fünf bis acht Ruderer, die gleich den Reisenden von einem der ganzen Länge nach über das Fahrzeug gebauten Dach von Binsen oder Rohr (atap) gegen Sonne und Regen geschützt werden. Hinter dem Aufenthalt der erstern befindet sich das Lokal der Passagiere; dieses ist mit Atapschirmen versehen, die man beliebig aufstellen und niederlegen kann. Läßt man vor und hinter sich die Schirme fallen, dann befindet man sich in einem kleinen, aber netten und luftigen Kämmerlein, gegen jeden neugierigen Blick geschützt.

Wie der Römer nur liegend seine Mahlzeit einnahm, so reist der Borneer nicht anders als liegend, und verbringen Naturforscher, die oft Monate — ja wohl ein Jahr lang hier die gefahrvollen Wasserreisen machen, diese ganze Zeit in solchen Tjukons. Abtreibende Baumstämme, überhängende Zweige, Felsenblöcke und -Spitzen, besonders aber die starke, hier und da wirbelnde Strömung machen eine solche Reise zu einer gefahrvollen.

Eine große, hier sehr allgemeine Landplage sind die Moskites; auch muß man gegen die Krokodille auf seiner Hut sein. Im Innern des Landes findet man viele Giftschlangen, auch trifft man das Rhinozeros, den Büffel, das wilde Schwein, den Elephanten, den kleinen schwarzen Bär, den Orang-Utan rc. Pferde findet man auf Borneo nicht; die wenigen, die durch die Fürsten oder von Kaufleuten auf Java hiehergebracht wurden, wollen nicht recht fort.

Das Reisen längs der Flüsse hat übrigens auch den Vortheil, daß man dadurch in steter Berührung mit der Bevölkerung bleibt, deren Wohnungen in der unmittelbaren Nähe der Flußufer liegen, und daß man dadurch den auf Flüssen reisenden malayischen Kaufleuten begegnet.

Höchst unangenehm sind dahingegen die vielen und heftigen Stürme und Windstöße, und scheint Borneo daran reicher zu sein, als jede andere Insel des indischen Archipels, wie man denn nach Helfrich hier jährlich 230 und mehr Regentage zählt. Die Fahrt stromaufwärts wird dadurch oft plötzlich höchst mühsam.

Die Farbe des Wassers erhält alsdann oft auf einmal eine braune, ja schwarze Farbe. Verschiedene Reisende schreiben dies der plötzlichen Vermengung von entsetzlichen Quantitäten verfaulter Blätter und anderen Pflanzentheilen aus den Gebüschen zu. Ida Pfeiffer bemerkte dagegen, daß sie unter Anderm auf Ceram, woselbst die Flußufer ebenfalls mit dichten Wäldern bedeckt sind, diese Farbe niemals wahrgenommen habe. Andere Reisende fragen, ob die Färbung des Wassers vielleicht den vielen und ausgebreiteten Steinkohlenlagern zuzuschreiben sei, welche auf Borneo an verschiedenen Stellen die Flußufer unmittelbar berühren.

Eine andere interessante Beobachtung machte Dr. Schwaner auf seinen Stromfahrten, wir meinen die sogenannte Wassermusik jener Ströme. Diese eben so merkwürdige, wie anziehende Erscheinung scheint nur an den Mündungen der Flüsse vorzukommen. Sie besteht in einem eigenthümlichen melodischen Ton, der in der Tiefe des Wassers erzeugt wird, jetzt stark und anhaltend, dann kurz und abgebrochen. Es klingt wie ein Sirenengesang, den man von unten aufsteigen hört; einmal voll und kräftig, wie Orgelstimmen, ein andermal sanft und schmelzend wie jene Melodien, die ein leises Lüftchen der Aeolsharfe entlockt. Diese Erscheinung naturkundlich, also in richtiger Weise zu erklären, hat recht lange auf sich warten lassen. Dr. Schwaner fragt, ob es ein Reibungston des Wassers auf dem Boden sein könne. Die Eingebornen schreiben es einfach der Vermischung und Durchdringung des süßen Flußwassers mit dem um so viel schwerern Seewasser zu — und man

glaubt hierin die richtige Lösung dieser schönen, aber räthselhaften Wassermusik zu haben, denn je weiter das Seewasser in den Strom dringt, desto weiter landwärts wird dieselbe vernommen.

L. F. Präger, ein Holländer, der, wie er selbst sagt, manche Gegend des indischen Archipels durchirrte, die noch nie eines Weißen Fuß betrat, und der in den Jahren 1860 und 61 den größten Theil von Süd-Borneo theils zu Wasser, theils zu Fuß durchreiste, hat ganz neuerdings in einer holländischen Zeitschrift seine Beobachtungen über jene Erscheinung der Wassermusik mitgetheilt, und der bekannte Professor Marting hat dazu ein Nachwort geschrieben, wodurch das Verständniß dieser Sache gefördert zu sein scheint.

Präger erzählt: Im April 1860 lag der eiserne Kriegsdampfer Madura auf dem größten Flusse der Westküste Borneo's, dem Pontianak, d. h. Geist. Am meisten hörte ich hier die Musik während der Flut und des Hochwassers. Bei voller Flut fehlte sie nie. Man hört sie bald höher, bald tiefer; klingt es nun, als ob sie mit verschiedener Schnelligkeit sich von einer Stelle zur andern bewege, so scheint sie dann wieder richtig an einem Punkte zu bleiben.

Deutlich hört man diese Töne am Ufer, deutlicher aber, wenn man den Kopf halb ins Wasser taucht. Legte man das Ohr an die Wand des eisernen Schiffes, so verstärkten sie sich; man hörte dann deutlich abgebrochene Töne, wie wenn man Baßsaiten mit Bogen und Fingern bearbeitet. Dann aber merkt man auch, daß die Töne aus zahlreich verschiedenen und an verschiedenen Stellen anwesenden und durcheinander schießenden Munden kommen. Zu Anfang der Flut hört man einen, zwei, vier und endlich unzählige besondere Töne. Der Ton ist ziemlich tief, stoßend, gleichartig, so daß sie in einem ermüdenden Orchester durcheinander brummen. Das Schiff, seine Wände und Höhlung üben gewiß nicht wenig Einfluß auf diese Töne, die dadurch so hell, so voll und deutlich abgebrochen erscheinen.

Im Juli waren wir mit dem Schiffe in der Mündung des Tawaflusses, 77 geographische Meilen oberhalb Sintang, welcher Ort mehr als siebenmal so weit von der See entfernt liegt. Von salzigem Wasser kann hier also nicht mehr die Rede sein. Und doch, während wir in einem inländischen Fahrzeug die herrlichsten Fische fingen, hörten wir dasselbe Conzert; nur schien die Zahl der Musicirenden eine geringere zu sein.

Die Eingebornen glaubten mit uns, daß Fische diese Töne hervorbrächten. Vielleicht zwingt das Eindringen des salzigen Wassers sie, jene starken Töne auszustoßen, denn die Naturgeschichte erwähnt vieler Fischarten, die brummen und summen. Die Gymeodoten können sich aufblasen, dadurch richten sie ihre Stacheln zur Vertheidigung auf; faßt man sie dann an, so knurren sie. Am 25. Juli hörten wir die Töne wieder um drei Uhr, obgleich es nicht Flut war. Doch läßt sich solches daraus erklären, daß das Seewasser, wenn es in den Fluß strömt, erst den untern Theil desselben mit salzigem Wasser anfüllt, weil solches wegen seines Salzgehalts schwerer ist, und erst später bei der vollen Flut ist alles Wasser des Flusses salzig.

Am folgenden Tage hörte man die Töne um 1 Uhr. Flut- und Ebbezeiten sind hier wenig bekannt, soviel aber ist gewiß, daß man jene Töne immer einige Zeit vor der Flut bemerkt, wenn die Oberfläche noch Ebbe angibt. Am 10. August begannen sie wieder um 1 Uhr. Am 13. Aug. war um 1 Uhr die Flut zu Ende, das Wasser war ruhig, nur ein einziger brummender Ton wurde gehört. Es war, als ob der letzte Seefisch dem Flusse, in dem nun wieder das Flußwasser die Oberhand bekam, seinen Abschiedsgruß zuriefe und davoneilte. Am 15. August hörten wir die Musik um 2 Uhr, mehr als eine Stunde später, nachdem das Schiff von der Flut umgelegt war. Man hörte wiederum keine bestimmten Töne, sondern ein nahes Brummen, dann lange Ruhe, dann nahes und entferntes Brummen, und endlich einen allgemeinen Brummchor. Verschiedentlich fuhr ich mit der Schaluppe über brummende Individuen hin. Nach der Flut verstummten die Töne gewöhnlich; sie gingen mehr in die Tiefe. Sind vielleicht die Flußfische an die Oberfläche gekommen, dem salzigen Wasser zu entfliehen, welches den untern Theil der Flüsse füllt? Nach Eintritt der Flut steigen jene Töne immer höher, wodurch sie natürlich lauter und deutlicher werden.

Am 6. September hatte die Flut das Schiff in drei Tagen nicht gewendet, so schwach war diese; die Töne waren sehr undeutlich, nur in der untern Strömung und schienen von wenigen Individuen herzurühren. Am Schluß des Monats verstummten sie ganz, weil die Flut so schwach war, daß das Flußwasser des Pontianak nicht salzig wurde. Am 1. Oktober kamen mit Flut auch wieder jene Töne.

Am 10. Februar 1861 befand sich Präger mit demselben Schiffe in der Kwala Rinr an der Ostseite Sumatra's und hörte dort dieselben ihm bekannten Töne unter dem Schiff. Er wagt es aber nicht, eine bestimmte Deutung dieser Erscheinung auszusprechen, doch geht aus nachfolgendem Nachworte des Professor Harting hervor, daß er auf richtiger Fährte gegangen.

Harting sagt: Die Vermuthung Prägers, daß die von ihm gehörten Töne Fischen zugeschrieben werden müssen, dürfen wir als sehr wahrscheinlich betrachten, denn erstens reicht, wie es scheint, jede andere Hypothese nicht aus, zweitens aber gibt es ziemlich viele Fische, die Töne erzeugen. Johannes Müller hat im Archiv für Anatomie und Physiologie 1857 eine Uebersicht über dieselben gegeben. Er zählt dazu folgende: Familie Cataphracti: Dactylopterus, Trigla, Cottus scorpius; Sciaenoidei: Sciaena aquila, Corvina ronchus, C. ocellata, C. dentex, Otolithus regalis, Pristipoma Jubelèni, Pr. crocro, Pr. cora, Pr. guoraca, Pogonias chromis, P. fasciatus; Scomberoidei: Zeus faber; Pediculati: Batrachus grunniens; Cyprinoidei: Cyprinus tinca, C. barbus, C. fossilis, C. taenia; Siburoidei: Synodontis; Selerodormi: Balistes; Gymnodontes: Diodon, Tetrodon, Orthagoriscus.

Die Töne, welche in den verschiedenen Fällen von einander abweichen, werden ohne Zweifel bei diesen Fischen auch auf verschiedenen Weise hervorgebracht. Nur von einigen ist dies mit Gewißheit bekannt. Jene Töne können durch Reibung harter Körpertheile gegen einander hervorgebracht werden. So bei Synodontis vielleicht durch die Bewegung der starken Stacheln an den Brustflossen. Dactylopterus volitans, ein fliegender Fisch des Mittelmeers, macht, den Beobachtungen von Johannes Müller zufolge, sowohl unterhalb als außerhalb des Wassers einen knarrenden Ton durch das Oeffnen der Kiemendeckel. Bei den verwandten Knurrhähnen, von denen einige Arten auch an unsrer norddeutschen Küste leben, entsteht jener knurrende Ton indeß auf andere Weise, indem sie nämlich die in der Luftblase eingeschlossene Luft gewaltsam herausstoßen. Auch beim Sonnenfisch (Zeus faber), der ebenfalls, wiewohl selten, in der Nordsee vorkommt, scheint jener Ton auf dieselbe Weise hervorgebracht zu werden. Die Anwesenheit von Sciaena aquila, der Ombrina der italienischen Fischer, erkennt man am Brummen, welches diese Fische hören lassen, und das selbst dann noch vernehmbar ist, wenn sie sich bis

auf 20 Faden Tiefe befinden. Die Arten des Geschlechts Pogonias begleiten im Atlantischen Ocean die Schiffe oft stundenlang und bringen starke Töne hervor, die von Einigen mit Glockengeläute, von Anderen mit dem Quaken großer Frösche, von noch Anderen mit dem Trommeln verglichen wird. Letztere haben ihnen den Namen Trommelfische gegeben, welcher Name von den Nordamerikanern besonders Pogonias chromis beigelegt wurde.

Ein Besuch auf Capri.

Von **Dr. Wilhelm Aschenbach.**

Wer den Blick von Neapel nach dem Meere wendet, den fesseln noch mehr als die schöne Pyramide von Ischia die kühnen Contouren von Capri, zwei mächtige Felsenhäupter, die sich aus der Ferne gesehen so verschieben, daß sie überhangend erscheinen. Der wüste Schatten des Tiberius umwandelt die Insel; man weiß so viel Grauenvolles aus dem Tacitus, daß man schon darum Capri besuchen würde.

Der Dampfer hielt; in Böten stiegen wir ans Land. Sofort sprangen ein Dutzend hochgeschürzter Insulanerinnen ins Wasser und verbanden das ersehnte Festland mit unserm Boote durch ein Brett. Die brandenden Wogen aber spülten höher hinauf; ein Entschluß wurde nicht abgewartet; schon fühlten wir uns bei den Beinen erfaßt und flugs wurden wir auf nervigem Arme zum gastlichen Ufer durch die Brandung getragen. Um den Engländern zu entgehen, die im Hotel di Tiberio einzukehren pflegen, wählte ich das Hotel Gagano. Ein schönes Zimmer mit doppelter Aussicht, auf die Insel und auf das weite sicilische Meer, ward mir eingeräumt. Eines meiner Fenster war von dem prächtigen Palmenbaum überschattet, der in jeder Reisebeschreibung figurirt.

Als ich in den Speisesaal trat, sah ich auf dem Tische das Journal de Genève. Das Journal de Genève in Capri? Am selbigen Tage noch machte ich die Bekanntschaft eines genfer Bankiers, der auf Capri seit mehr als einem Jahre in strengster Isolirung den Spinoza studirte. Eine der größten Merkwürdigkeiten des Südens sind wahrlich die Fremden! Die ungebildetsten, aber mit natürlichem Mutterwitz begabten Insulaner urtheilen mit mitleidig schalkhaftem Lächeln über die halben Narren. Ein englischer Lord, der sich mit einer blutarmen Capriotin verheiratet hatte, beschäftigte sich jahraus jahrein damit, Pudel aufs Appertiren aus dem Meere zu dressiren. Ein Deutscher war kurz vor meiner Ankunft dem kläglichsten Säuferstode erlegen. Solche Beispiele, verbunden mit Excessen unaussprechlichster Art, denen sich hier in weiter Ferne vom strengdenkenden Mutterlande selbst der biederste Gentleman hingeben zu können glaubt, wirken magisch auf den Einwohner und machen selbst das ehrlichste Missionswerk verdächtig. Es ist hier nicht der Ort eine Chronique scandaleuse zu schreiben; es gehörte wahrlich auch ein Entschluß dazu!

Die meisten Fremden besuchen nur die blaue Grotte und das Schloß des Tiberius und fahren noch an demselben Tage nach Sorrent. Nach der Uhr sehen zu müssen auf Reisen, ist eine wahre Strafe; 10 Stunden auf Capri, wovon gar noch drei oder vier in der unvermeidlichen Gesellschaft der Engländer, sind das Geld nicht werth. Eine Woche, die ich dort zubrachte, verlief mir nur zu schnell.

Zwei Promenaden vor Allem haben einen unvergeßlichen Eindruck auf mich gemacht. In schlankem Boote, gerudert von vier kräftigen Matrosen, machte ich eine Umfahrt um die Insel bei hochgehendem Meere. Ich spreche kaum von der azurnen Grotte, in die wir mit einiger Mühe eindringen konnten, wie auch auf der gegen den Westwind geschützten Seite die immerhin hohen Wellen den Eingang momentan sperrten. Mochte das Wetter ungünstig sein, der Himmel nicht, das Meer nicht blau genug, — kurz, die Wunder, die Mendelssohn in seinen reizenden Briefen schildert, ich sah sie nicht. Ich meinte aber, daß ich diesen Zauber der azurnen Luftspiegelung vergessen hätte, als ich um die schroffe Nordspitze herumbog und unser Schifflein fast willenlos tanzte und schwankte auf den freien Wellen. Mein Herz klopfte trotz der Versicherung meiner Matrosen, daß sie mich retten würden, wenn wir umschlügen. Nackt und starr steigen die senkrechten Felswände zu jäher Höhe aus dem Meere empor. Kein Port rings um die mächtige Felsenburg! Die weißen Wellen springen an den Felsenmauern empor und fahren zischend und grollend in die dunkeln Höhlen, die sie im Laufe der Jahrhunderte in den harten Stein gewühlt haben. Jenes schmale Sandufer, wo ich zuerst gelandet, und ein kleiner Ankerplatz im Westen, nur zugänglich bei ruhigem Wetter, sind die einzigen Landungsplätze.

Weil es leider Mode ist, vielmehr Curiositäten aufzusuchen, als einfach große Erscheinungen zu bewundern, so hat man heute fast ein halbes Dutzend Grotten aufgefunden, noch eine grüne, eine weiße, eine rothe, die zum Theil mit der azurnen rivalisiren sollen. Gegenüber dem Cap Campanella an der Südspitze von Capri ragen zwei senkrechte Felsblöcke, an 400 Fuß hoch, mitten in der Brandung. Schaaren von Seemöven nisten dort oben und flattern beim Annähern eines Fahrzeuges kreischend um die Klippen. Sie wissen, daß sie nicht sicher sind, denn auf schwindelndem Pfade klimmen die Insulaner hinan, um sich die Eier zu holen. — Die rastlosen Wogen brachen ein Thor durch einen der Felsen; eine mächtige Welle hob und trug uns hindurch. Nach dreistündiger Fahrt langten wir wieder am Landungsplatze an. Da war gut rasten! Brod, Käse und Wurst, Alles aus capriotischer Küche, und Landwein wurden aufgetischt. Das Caliber der Flaschen reichte bald nicht mehr aus, denn bald kamen Onkel und Vetter und die sechs wilden Kinder eines meiner Matrosen, die aus Bescheidenheit nichts verschmähten. Eine Corona bildete sich um uns, die Blicke Aller waren auf den Tisch mit seinen Schätzen gerichtet. Ein schlankes Mädchen mit feingeschnittenem Profil und malerisch gewundenen, reichen Haarflechten trat zu mir mit einem Körbchen voll Muscheln und Korallen. Sie nahm das gebotene Glas und blieb

stehen, und nachdem sie mich eine Weile gemustert hatte, fuhr sie mit der Hand nach meinen Haaren, deren blonde Farbe ihre Aufmerksamkeit beschäftigte. Eine Indianerin kann sich bei einem Rencontre mit einem Fremden nicht naiver geberden als diese reizende Insulanerin.

Das Schloß des Tiberius liegt auf der südlichsten Felsspitze. Man gelangt von der Stadt Capri aus dorthin auf einem steinigen Pfade durch Weinberge. Ehe man den höchsten Punkt erreicht, wird man an der Thür einer improvisirten Kneipe von einem französischen Veteranen der großen Armee harangüirt. Er zeigt bei seiner Hütte den Salto di Tiberio, einen schwindelnden Abgrund von mehr als 1100 Fuß senkrechter Tiefe. Ein hinabgeworfener Stein erreichte erst nach mehreren Sekunden das Meer. Ich enthielt mich aller kritischen Untersuchungen darüber, ob hier oder anderswo Tiberius seine unglücklichen Opfer hinabgestürzt habe, überhaupt mochte ich meine Phantasie nicht mit wüsten Bildern erfüllen. Ich stieg noch ein wenig höher, und bald zog mich nur noch die einzige Aussicht an.

An 1200 Fuß unter mir das weite Meer, dessen tausendstimmiger Gesang wie im Traume zu mir heraufscholl. Zur Rechten die sich verschränkenden Felsenhäupter von zackigen Ruinen gekrönt. In der Vertiefung zwischen den beiden Haupthöhen der Insel die weiße Stadt Capri mit ihren dachlosen gewölbten Häusern mitten im Dunkelgrün der Citronen- und Orangenwäldchen, mächtige Cactus und Aloeblumen zwischen den Klippen höher hinauf. Der Himmel war tiefblau, das Auge fand keine Grenzen. Der herrliche Inselkranz lag vor mir, Ischia, Procida, Nisida. Weiter schweifte das Auge zum Golf von Bajae und Pozzuoli und zum Cap Misenum und darüber hinaus die Küste der dreifach gesegneten Terra di Lavoro entlang. Dann folgte mein Blick den mächtigen, prachtvollen Kurven, welche die Contouren der neapolitanischen Landschaft bilden.

Die Hauptmauern des Schlosses sind arg zerfallen, dagegen findet man noch gut erhaltene zierliche Mosaikböden. Die capriotischen Gassenjungen, andere gibt es leider hier nicht, kommen dem Zahne der Zeit mit erschreckendem Erfolge zu Hülfe. Sie brechen die Mosaikwürfel los, stellen deren zwei aufrecht, legen einen dritten darüber und werfen mit einem vierten danach.

Für einen Mönch, im Capriotischen heißen Seinesgleichen naiv genug Santo, hat man eine Kapelle und eine elende Klause zwischen die Ruinen geklebt. Schon einmal hat sich der Schatten des Tiberius gegen solche Profanirung empört und in wilder Wetternacht eine geborstene Mauer auf den winzigen Eindringling hinabgestürzt. Durch ein Wunder der heiligen Jungfrau war der Santo just abwesend. Die unbarmherzige Profanhisterie mit ihrer prosaischen Kritik wollte wissen, daß der Santo die Zeit seiner Abwesenheit in einer den Ansichten der heiligen Jungfrau sehr fernliegenden Weise angewendet habe, wagt es aber nicht, das Wunder zu läugnen.

Man staunt in Capri nicht, man findet das Wunder natürlich. Mein Führer erzählte mir, und der Heilige bestätigte es ausdrücklich, daß vor Kurzem ein Fremder gekommen sei. Angelangt beim Schlosse pflanzte er seinen Spazierstock stillschweigend in die Erde, und ohne sich weiter umzusehen, sprang er im elegantesten Bogensatze in die schaurige Tiefe hinab. Zwei Frauen, die das Gräßliche sahen, eilten nach Capri und setzten Alles in Bewegung. Man suchte mit langen Haken den ganzen Tag nach dem Leichnam, aber vergebens. Der Stock war oben auf der Höhe gefunden, die Wahrheit also außer Zweifel. Einige Tage nachher kam eine Aufforderung an die Polizei von Capri von Seiten eines in Sorrent residirenden Fremden, daß man seinen auf der Höhe von Capri zurückgelassenen Stock gefälligst ausliefern möchte. Mein Führer schloß damit, daß es der Satan selbst gewesen; auch dieses bestätigte der Heilige. Nachdem ich unter der Form eines Opfers für die Sanctissima ein Trinkgeld für den Heiligen in die Büchse auf dem Altar geworfen hatte, löschte ich in dem gastlichen Locale des Veteranen meinen persönlichen Durst in Capri Bianco.

Capri's Straßen sind eng, gewunden und sehr steil, eigentlich nur für Menschen und Esel zugänglich. Oft sind es nur sogenannte Alleen, tunnelartige Gänge. Die Häuser haben nur eine Etage, dicke Mauern und eine dicke, flachgewölbte Decke anstatt des Daches. Dort sieht man die Bewohner einen guten Theil des Tages sitzen, sich mit häuslichen Arbeiten beschäftigend oder selig träumend. Geht man vorüber an solchem Hause, so biegt sich der Kopf mancher schönen Capriotin über den Rand und schaut dem Fremdling mit dem großen dunkelleuchtenden Auge fragend nach. Sind ihrer Zwei, so fangen sie wohl an zu kichern und zu flüstern. Dann sitzen sie wieder halbe Stunden in sich versunken. Ihr Profil erinnert an den griechischen Sanctopus, das schöne Oval, der feine Schnitt von Nase und Kinn. Der Fremde findet sie sinnig, sie scheinen ihm respektvolle Zurückhaltung zu fordern; aber welche Enttäuschung, wenn er anfängt, den wüsten Dialekt der Insel zu verstehen!

Jahre können hingehen, ehe dieses Volk eine Ahnung von seiner Menschenwürde haben wird. Das bourbonische Regiment, hier in engster Verbindung mit der heiligen Kirche, hat noch immer mehr Sympathien als Victor Emanuel. Die Priester sind hier mächtiger, als irgendwo, ehemals überließ man ihnen fast Alles. Daß ein Priester Kinder hat, ist in Süditalien überhaupt nicht auffallend; weiß man doch, daß ein Knabe seinem Papa bis zum Altar nachlief und ihn am geweihten Gewande zerrte, um eine Petition anzubringen. Einer meiner Bekannten sah in öffentlicher Herberge in Calabrien mehrere Priester mit ihren Maitressen in mehr als rosiger Laune zechen. Entehrungen, die im Beichtstuhl eingeleitet sind, sollen an der Tagesordnung sein. Grade als ich in Capri war, entstand auf der Insel eine Bewegung. Ein niedliches Mädchen von kaum 15 Jahren war einem Heuchler im Priestergewande zum Opfer gefallen. Eine englische Familie hatte sich bisher des Kindes angenommen und verhehlte nun ihre Entrüstung nicht. Die ganze Insel nahm Partei für den Priester, der die Sache gleich in das Gebiet der Religion zu ziehen wußte. Einige Exemplare des bekannten Turiner Amico di Casa, welche von der Familie vertheilt waren, wurden öffentlich verbrannt; von dem Mädchen war gar nicht die Rede. Abends fiel ein Schuß in das Fenster des Engländers; ein an der Thür gefundener Drohbrief verwies ihn und die Seinen bei Todesstrafe binnen 24 Stunden von der Insel. Man wollte wissen, daß dem Mörder im Voraus Absolution ertheilt sei. Requirirte Truppen mußten endlich Ruhe stiften.

Die Bewohner sind einer außerordentlichen Lebhaftigkeit fähig, haben dunkle Gesichtsfarbe, schwarze Augen und sprechen mit der lebendigsten Gesticulation. Wie sie leicht zum Zorn und zu leidenschaftlicher Rache zu erregen sind, so sind sie auch wieder gutherzig und anhänglich; nur muß man nicht auf wirkliche Treue und Hingebung rechnen. Die Fremden werden im ganzen Süden auf oft allzudreiste Art ausgebeutet; die meisten unter ihnen aber sind außer Stand, Land und Leute genügend zu würdigen, weil sie



Ocean fehlt es an solchen Archipelen nicht, denn die Azoren,



voll Mißtrauen beständig auf ihrer Hut gegen die Eingebornen sind und mit kleinlichem Aerger gegen die oft gar unverschämten Ansprüche aneifern. Fängt man dagegen an zu lachen und reicht dem Fordernden eine verhältnißmäßig bescheidenere Summe, so lacht er mit und ist überaus zufrieden. Offenes, freundliches Entgegenkommen imponirt ihnen und nimmt sie völlig ein. Ich habe mir so in allen Klassen mehr Freunde gemacht als Andere für schweres Geld. Was man gibt, muß man frischen Muthes geben; abgerungenes Geld wird wie eine rechtmäßige Kriegssteuer eingesteckt.

Essen die Bewohner, wie alle Süditaliener, im Allgemeinen verhältnißmäßig wenig, so rührt dieser Umstand mehr vom Mangel an Geld als an Appetit her. Bietet sich nur die Gelegenheit, so arbeiten sie bei Tisch mit dem vierschrötigsten englischen Sackträger um die Wette. Von capriotischen Fischern sah ich unglaubliche Quantitäten Macaroni und Fleisch verschlingen. Sie lieben auch den Wein bis zur Trunkenheit, freilich aber ist es ein heiterer Rausch als der dämonische Schnapsrausch des Nordens. Die Matrosen englischer Schiffe erregen durch ihre pöbelhaften Boxermanieren im Rausch allgemeines Aufsehen und nationalen Unwillen in Neapel. Ein ländliches Mittagsmahl, das ich mit der Familie eines Weinbauern einnahm, bestand in einem warmen Salat von den zarten Spitzen eines unserer Rübsaal ähnlichen Krautes, der zu einem Stück Brot und einer Zwiebel aus der gemeinsamen Schüssel gegessen wurde. Den zweiten Gang bildete ein Haufen in Wasser gesottener Lupinen, der mitten auf den Tisch ausgeschüttet wurde. Ein Jeder langte mit den Fingern zu. Ein irdener Topf voll mit Wasser gemischten Landweins machte die Runde.

Ein Hauptreichthum der Insel besteht in den Weinbergen. Leider hat die Traubenkrankheit in den letzten Jahren arg gehaust, so daß ganze Felder ausgerottet und neu bepflanzt werden mußten. Der rothe Capri (rosso) ist feuriger als der weiße, fast so feurig wie der Rothwein von den vulkanischen Inseln Lipari. Dem weißen gibt man leider durch eine Beimischung von Reismehl ein unnatürliches Veilchenbouquet. Der gewöhnliche Landwein hat oft in ganz Süditalien einen starken Beigeschmack, der von der Bestreuung der Trauben mit Schwefel zur Verhütung der Traubenkrankheit herrührt.

Oliven-, Citronen- und Orangenwäldchen zieht man in ausgedehnten Gärten. Die letzteren erreichen hier ganz die Höhe der Obstbäume in Deutschland und haben nichts mehr von der Treibhaussteifigkeit derer in Norditalien und Südfrankreich. Die Fülle der Früchte war so groß, daß man im Februar und März die größte ganz reife Orange um einen Pfennig im Dutzendpreise kaufte, die schönste reife Citrone um zwei Pfennige, und zwar Citronen fünfmal so groß, als die verkümmerten, boshaften Dinger, die unsere Krämer um das Zehnfache verkaufen. Fischfang und Korallenfischerei ernähren ebenfalls einen Theil der Bevölkerung. Viele Männer dienen auf Kauffahrern aller Nationen; sie sind vorzügliche Matrosen. Sie kommen oft Jahr und Tag nicht nach Haus. Mein täglicher Führer war ein junger Matrose, der auf einem Schiffe aus Marseille diente, welches augenblicklich in Neapel vor Anker lag. Seine junge Frau war während seiner letzten Fahrt gestorben und ließ ihm zwei kleine Kinder. Vermöge nordischer Empfindsamkeit könnte man solchen Situationen und ähnlichen viel Elegisches abgewinnen. Ein nordischer Dichter ließe die Gelegenheit schwer vorüber, eine trauernde Ingeborg auf jenem jäh über den brausenden Wogen hangenden Felsen zu träumen, das thränenumflorte Auge hinausgerichtet über das weite, unendliche Meer, das schimmernde Segel des Geliebten zu erspähen. Die allzugroße Erregbarkeit scheint überhaupt in der Menschennatur Tiefe der Empfindung zu verhindern. Eine Art halb unbewußten Fatalismus gibt außerdem den Süditalienern Resignation.

Neuerdings hat ein neapolitanischer Musikalienhändler die Volksweisen des italienischen Südens mit Text gesammelt. Der Süden hat durchweg nur lyrische Ergüsse, meist heiterer Art. Die Jeremiaden unglücklicher Liebhaber schließen wenigstens mit einem etwas burschikosen Ausdrucke der Verzweiflung. Düsterer Melancholie ist der heitere Süden einmal nicht fähig. Schwelgen in peinigendem Schmerz ist diesen leicht erregten und schnellvergessenden Naturkindern etwas Monströses. Darum existirt hier auch keine Spur von jenen wilden, trotzigen Balladen und Romanzen, obwohl poetisch-historische Erinnerungen nicht fehlen.

Ein schlankes Boot von vier kräftigen Fischern gerudert, die Segel gebläht von einem frischen Frühlingswinde, trug mich endlich nach Sorrent hinüber. Capri ist eine ganz besondere Welt, ist wie ein Stück gigantischer Felsennatur Norwegens mitten in das lichtvolle Reich des Südens versetzt.

Der Aetna.

(Hierzu ein Stahlstich.)

Von Dr. A. Stübel in Dresden.

Alle Inseln, die in der Nähe großer Continente aus dem Meere auftauchen, geben sich durch ihre geologische Beschaffenheit entweder als abgetrennte Theile derselben zu erkennen, oder sind, indem sie anderen Formationen, als denen des benachbarten Landes, angehören, selbstständige Gebilde. Während einige dieser Inseln aus den ältesten metamorphischen Gesteinen bestehen, gehören andere den neueren und neuesten Sedimentbildungen an. Die meisten jedoch verdanken ihre Entstehung den vulkanischen Reactionen des Erdinnern und erscheinen, fast immer zu Gruppen vereinigt, in allen Meeren. In dem Großen Ocean sind es besonders die Aleuten, die Philippinen, die Gallapagos und die Sandwichs-Inseln; viele der Molukken, die Freundschafts-Inseln und andere mehr, Mauritius und Bourbon der afrikanischen Ostküste nahe. Auch im Atlantischen Ocean fehlt es an solchen Archipelen nicht, denn die Azoren,

Madeira und die Canaren, die Inseln am Grünen Vorgebirge, die vereinzelten wie Fernando Po, St. Helena, Tristan d'Acunha und im hohen Norden Island und Jan Mayen, stiegen nur durch die Aufhäufung vulkanischer Materialien auf einer uns unbekannten Basis über das Niveau des Meeres empor. Im Mittelländischen Meere, das für Europa der Schauplatz gewaltiger Aeußerungen vulkanischer Kräfte war und noch ist, müssen neben dem Vesuv und Aetna, die sich fast wie vulkanische Inseln verhalten, die Liparen, die Insel Pantellaria und einige der Kykladen namhaft gemacht werden. Hieraus könnte man schließen, und das hat man auch gethan, daß das Seewasser in einer gewissen Beziehung zu den vulkanischen Erscheinungen stehe. „Der Umstand“, bemerkt Arago sehr treffend, „daß sich die meisten Vulkane in der Nähe der Küsten befinden, zwingt nicht zu der Annahme, daß das Meerwasser bei den vulkanischen Erscheinungen eine vorwaltende Rolle spielen muß, vielmehr scheint die Annahme angemessen zu sein, daß der Meeresboden und die Küsten, da sie mehrere tausend Fuß unterhalb des festen Landes der Continente liegen, im Allgemeinen der Wirkung der unterirdischen Kräfte einen geringern Widerstand darbieten müssen, als die mehr kompakte und dickere Masse der übrigen Theile der Erdoberfläche.“ So hat z. B. in Amerika der Gebirgszug der Cordilleren unzweifelhaft die reihenförmige Anordnung der Vulkane bedingt.

Neben diesen rein vulkanischen Inseln, auf denen sedimentäre Ablagerungen, wenn sie vorkommen, sehr untergeordnet auftreten, jederzeit aber für das relativ geringe Alter ihrer Fundamente Zeugniß ablegen, gibt es andere, welche, obgleich sie vulkanische Erscheinungen zeigen, doch nicht zu diesen gerechnet werden dürfen. Sicilien ist zu dieser Art von Inseln zu zählen. Hier dienten der Gneiß und älteste Schiefer, die Appenninen und Tertiärformation den vulkanischen Gebilden als eine sichtbare Basis. Nur an einigen Punkten der Südküste, besonders aber auf der Ostseite, wo sich der größte Vulkan Europa's, der Aetna, bis zu einer Höhe von mehr als 10,000 Fuß erhebt, trug die vulkanische Kraft, zerstörend und neubildend, zur Gestaltung des Bodens bei.

Der Aetna, welcher von den Sicilianern Monte Gibello oder kurz Mongibello genannt wird, in welchem Namen das arabische „Tschibel“, Berg, italienisirt und zum Ueberflusse noch mit Monte verschmolzen wurde, bedeckt eine nahezu kreisförmige Grundfläche, deren Durchmesser circa sieben deutsche Meilen beträgt. Seine Abhänge steigen in schön geschwungenen Linien an und werden nach der Spitze zu immer steiler. Alle noch thätigen oder auch erloschenen Vulkane, deren Kraterumwallungen durch einzelne, zeitlich weit auseinander gelegene Eruptionen allmälig aufgeschüttet und erhöht wurden, lassen sowohl in ihrer äußern Gestalt, als auch in dem innern Aufbau der ausgegossenen und ausgeworfenen Materialien, sowie in der verschiedenartigen Beschaffenheit derselben diese periodische Entstehungsweise nicht selten deutlich erkennen. Der ursprüngliche, zuerst gebildete Kegelberg wurde in den meisten Fällen nicht in den Dimensionen, in welchen er angelegt war, vollendet, sondern ein anderer kleinerer Krater um die Mündung des in die Tiefe reichenden Schachtes aufgeworfen. Dieses Verhältniß, worin sich eine Abnahme der vulkanischen Kraft ausspricht, findet auch am Aetna Statt. Dieser kleinere Krater, der sogenannte Aschenkegel, wurde am Mongibello in einer Höhe von 9100 Fuß auf die flache Spitze des Hauptberges aufgesetzt und erhebt sich nur 1100 Fuß hoch. Während die Flanken des letztern sanft abfallen, steigen die Abhänge des erstern unter einem Winkel von 32 Grad an. Auch hinsichtlich des Materials, welches beide bildet, gibt sich eine große Verschiedenartigkeit kund. Der Fundamentalberg besteht aus mächtigen Lava- und Tuffbänken, die in allen Richtungen von Gesteinsgängen, Adern gleich, durchsetzt werden; der Aschen- oder Eruptionskegel dagegen aus einer Anhäufung von Schlacken, Asche, Lapilli und Gesteinstrümmern.

Da auch diejenigen Lavabänke, welche die Hauptmasse des Berges ausmachen, vom Centrum ab, wie man im Val del Bove vortrefflich beobachten kann, mit einer Neigung von etwa 27 Grad einfallen, ist die Ansicht geltend gemacht worden, daß die feuerflüssigen Gesteine nicht in dieser steilen Lage erstarrt sein könnten, sondern durch eine centrale Erhebung, die mithin den ganzen Berg betroffen, erst in dieselbe gebracht wären. Sir Charles Lyell*) hat indessen nachgewiesen, daß diese, besonders von Dufrénoy und Elie de Beaumont vertretene Ansicht, welche zu einer Hauptstütze für die von Leopold von Buch geschaffene Hypothese der Erhebungskrater wurde, durch die Beobachtung in der Natur durchaus keine Bestätigung finde.

Der eigentliche Kraterkessel, welchen die nach innen fast senkrecht abfallenden Wände des Aschenkegels einschließen, hat einen Durchmesser von etwa 1500 Fuß, doch bleibt sich derselbe nicht immer gleich, da gerade die Eruptionskegel bei neuen Ausbrüchen häufig theilweise oder gänzlich zerstört werden. Im Jahre 1858, als ich den Aetna besuchte, befanden sich auf dem Boden der Kratereinsenkung, welcher wohl mehrere hundert Fuß unterhalb des zackigen Kraterrandes, über den man hinabblicken konnte, gelegen war, mehrere kleine Kegel, aus denen Dampfsäulen, die auch Schlackenstücke zeitweilig mit emporrissen, bald ein stärkeres, bald ein schwächeres Geräusch verursachend, aufstiegen. Durch den zersetzenden Einfluß, welchen die Gase und Dämpfe, besonders die Schwefelsäure, auf die Gesteine ausüben, haben dieselben im Innern des Kraters alle möglichen gelben, rothen, braunen und weißen Farben, da, wo sie von ihnen getroffen werden, angenommen.

Schon aus der bisher gegebenen Beschreibung, aus dem Verhältniß des eigentlichen Berges zum Aschenkegel, geht hinlänglich hervor, daß der Aetna ein zusammengesetzter, d. h. ein solcher Vulkan ist, an welchem sich mehrere Epochen der Entstehung unterscheiden lassen. Noch in einer andern Art bestätigt sich das im Val del Bove. Dieses großartige Halbkesselthal, welches auf der Nordost-Seite in die Flanke des Hauptberges fast bis zu seiner Mitte eingeschnitten ist, liefert sowohl durch sein Vorhandensein als auch durch die Einsicht, welche es in den innern architektonischen Bau des Berges gewährt, den Beweis, daß die Masse des Aetnagebirges eine doppelte Axe besitzt. Wir verstehen nämlich unter Axe die Canäle, um deren Mündung sich die ergossenen feuerflüssigen Gesteine und ausgeworfenen Materialien mehr oder weniger symmetrisch anordneten. Als das eine Eruptionscentrum ist der jetzige Mongibello anzusehen, das andere bezeichnet der Kegel von Trifogliette im Val del Bove. Sartorius von Waltershausen glaubt, und gewiß mit Recht, daß dieses Centrum dem ältesten Theile des Aetna angehöre; Charles Lyell behauptet das Gegentheil. Das Val del Bove entspricht dem Atrio del Cavallo am Vesuv, dem weiten Thale, welches die Cañadas-Berge vom Pic de Teyde auf Teneriffa trennt, dem Riesenthale, das zwischen dem über 8000 Fuß aufsteigenden Aschenkegel und der gleich hohen mit senkrechten Wänden abfallenden Serra auf der Insel Fogo gelegen ist.

*) Sir Charles Lyell. Ueber die auf steilgeneigter Unterlage erstarrten Laven des Aetna und über die Erhebungskrater. Abdruck aus der Zeitschrift der deutschen geologischen Gesellschaft. Jahrgang 1859.

Oftmals ist es, als wolle die Natur ihrem Erforscher einen Fingerzeig für das richtige Verständniß geben oder auch nur seine scharfsinnigen Schlüsse bestätigen. — Unfern der Stelle, wo wir das älteste Eruptionscentrum vermutheten, deutete das Hervorbrechen von feuerflüssigem Gestein darauf hin, daß sich sogar jetzt noch ein Herd für vulkanische Reactionen dort in der Tiefe befinde. In den Jahren 1852 und 53 fand im Val del Bove eine der großartigsten Eruptionen Statt. Die während neun Monaten ergossenen Lavamassen breiteten sich stellenweise bis zu einer deutschen Viertel Meile aus und wälzten sich bis an die Mauern des Ortes Zafarana, der 1½ Meile vom Austrittspunkt entfernt liegt, fort.

Nicht immer spielt der Hauptschacht eines Vulkans eine vermittelnde Rolle für die Ergießung feuerflüssiger Gesteine; sehr häufig brechen dieselben am Fuße des Berges hervor. Die Lava von 1696 entquoll dem Boden unfern Nicolosi (2120 Fuß über dem Meere) und zerstörte, indem sie sich in drei wieder vielfach verzweigte Ströme theilte, von denen der am weitesten geflossene, welcher Catania vernichtete, nur einen Weg von drei deutschen Meilen zurücklegte, 49 Ortschaften mit 700 Kirchen. Ueber 90,000 Menschen fanden ihren Tod. Die Monti Rossi, zwei Ausbruchskegel, von denen der eine 420 Fuß hoch ist, sind gleichsam als die Monumente für das allerdings furchtbare Ereigniß, wenn man den Menschen und seine Werke als Maßstab für die Aeußerung der Naturkräfte setzt, am Orte des Ursprungs zurückgeblieben. Im Ganzen weist die Geschichte des Aetna einige 80 größere Eruptionen nach, von denen 11 auf die Zeit vor Christi Geburt fallen.

An den Abhängen des Aetna lassen sich drei Regionen unterscheiden. Der ganz flach verlaufende Fuß, welcher aus den ältesten Laven besteht, über die nur hier und da neuere Ströme geflossen sind, die Region Piemontese, bildet den fruchtbarsten Theil des Gebirges. Die berühmten Wein- und Orangengärten liegen auf den schwarzen Lavafeldern, deren Unebenheiten oft eine terrassenförmige Anlage nöthig machten. Die für die Kultur des Bodens hinderlichen Schlackenschollen und Steine wurden aufgelesen und zu Mauern und Wällen, die gleichzeitig das Eigenthum schützen, aufgehäuft; sie thun das um so besser, als gerade auf ihnen die Aloë und der stachlige Cactus, beides Pflanzen, welche die sicilianische Landschaft so sehr charakterisiren, ihren Standort angewiesen erhalten oder wo sie doch gern geduldet werden.

Die Gehänge der mittlern Region, Nemorosa, sind von Kastanien, Steineichen und Pinien bestanden; es ist der Bosco di Paterno, wo das Kloster St. Nicolo dell' Arena gelegen ist und die äußerste Grenze bezeichnet, bis zu welcher der Aetna während des ganzen Jahres bewohnbar bleibt. Die oberste, in welche die zweite durch Buschwerk und etwas Graswuchs, der aber auch in größerer Höhe aufhört, übergeht, ist eine ganze sterile. Schnee und Eis bedecken den größten Theil des Jahres hindurch den Boden, daher sie die Namen Nevosa, Deserta, oder Discoperta führt.

Die höchste Spitze des Mongibello ist in jeder Jahreszeit zu ersteigen, jedoch im Winter, wo die für das Maulthier unpassirbaren Schneefelder bis zur Waldregion herabreichen und eine 5—6stündige Fußwanderung nöthig machen, mit großer Anstrengung verbunden. Die Besteigung ist so oft unternommen und beschrieben worden, daß wir uns darauf beschränken können, sie ganz flüchtig auszuführen. Es war in den ersten Morgenstunden des 25. Juli 1858, als ich mit drei Führern und zwei Maulthieren, von denen ich das eine bestieg, während das andere, bestimmt, unsern Proviant und etwas Feuermaterial zu tragen, von meinen Begleitern abwechselnd geritten wurde; die mondhelle Nacht begünstigte unsern Zug. Mit dem Anbruch des Tages begann ich die Wanderung zu Fuß, um die dem Aetna eigenthümlichen Gesteinsarten kennen zu lernen und Handstücke zu sammeln. Dabei verstrich die Zeit so schnell, daß die Mittagsstunde bereits vorüber war, als wir die Casa degl' Inglesi erreichten. Es ist das eine größere, aus Steinen roh aufgeführte Hütte mit drei Abtheilungen, welche auch jetzt noch, nachdem sie durch heftige Erschütterungen des Bodens in baufälligen Zustand versetzt war, einen sehr erwünschten Schutz gegen Wind und Kälte gewährt. Lord Forbes und sein Bruder haben sich durch die Errichtung derselben ein großes Verdienst für die Aetna-Besucher erworben. Das Wetter war schön, kein Wölkchen stand am Himmel, die Strahlen der Sonne brannten aber selbst noch in den höchsten Regionen empfindlich; nur ein kalter Luftzug erinnerte dann und wann an die Höhe, in der wir uns befanden, und an die unmittelbare Nähe des Eises. Unerwartet jagte eine leichte Wolke an uns vorüber, bald folgte eine andere, und mit einem Male waren wir in den dichtesten Nebel gehüllt. Dumpfe Detonationen ließen sich zeitweilig hören, und etwas Schwefelgeruch führte der über den Krater streichende eiskalte Nebel mit sich. Die Situation in der rauhen, sehr verdünnten undurchsichtigen Luft war keine sehr angenehme. Die Hoffnung, die Landschaft, welche ich im Heraufsteigen nur flüchtig betrachtet hatte, in der Abendbeleuchtung vom Gipfel klarer und vollständiger zu überblicken, schwand immer mehr. Erst als die gleichmäßig zunehmende Dunkelheit inmitten der Wolken auf einen tiefen Stand der Sonne schließen ließ, zerriß der Wolkenschleier an einer Stelle, gleich darauf an einer andern, indem sich die erste Oeffnung wieder schloß. So ging das Spiel, Hoffnung bringend und wieder vernichtend, eine Zeit lang fort. Bis dahin hatten die entstandenen Lücken nur eine Aussicht auf den blauen Himmel und auf das Meer gewährt; jetzt ballten sich die Wolken fester zusammen, Calabrien wurde sichtbar, und wenige Augenblicke später lag auch Sicilien, so weit es das Auge von diesem Standpunkte aus zu beherrschen vermag, nur hier und da noch von den Strahlen der hinter dem Aetna sich verbergenden Sonne getroffen, klar zu den Füßen. Ueber diesem Bilde ruhte eine dünne scharf begrenzte Schicht blendend weiß gesäumter Wolken, die aber doch so niedrig stand, daß darüber hinweg noch ein großer Theil des Meeres sichtbar blieb. Je tiefer die Sonne sank, um so mehr vergrößerte sich das Schattenbild des Aetna auf der spiegelnden Meeresfläche, die es so genau wiedergab, daß selbst die schwankende Rauchsäule darin aufstieg. Die volle Scheibe des Mondes tauchte auf, und ihr Licht übertönte schnell die letzten Effekte der Sonnenstrahlen. Es war ein Schauspiel, so großartig, wie es gewiß nur wenige Reisende, die den Gipfel des Aetna ersteigen, zu genießen das Glück haben. Die Ruhe der Nacht war kurz. Schon nach 2 Uhr verließ ich, von einem Führer begleitet, das Nachtquartier, um die letzten 1100 F. bis zum Rand des Aschenkegels vor Tagesanbruch zurückzulegen. Die Anstrengung, welche der unsichere Tritt in der losen Asche auf einer unter 32° geneigten Fläche verursacht, wird durch die Dünne der Luft bedeutend erhöht. Wenigstens habe ich weder bei der wiederholten Besteigung des Vesuvs, noch am Stromboli eine ähnliche Ermüdung verspürt. Ein eben so herrlicher Sonnenaufgang, als der letzte Untergang gewesen war, machte die Strapaze schnell vergessen. Erst vom Kranze des Kraters aus kann man die ganze Insel, deren fernes Westende allein in unbestimmten Umrissen verschwimmt, übersehen. Die Abhänge des Aetna mit ihren 700 kleinen und großen Ausbruchskegeln, mit den vielen

freundlichen Ortschaften und Gärten bilden den Vordergrund. Nochmals warf ich einen Blick nach Calabrien, über Sicilien und auf die Liparischen Inseln und nahm Abschied von den zuletzt durchreisten Ländern. Eilig kehrten wir nach der Casa degl' Inglesi zurück, sendeten die Maulthiere nach Zafarana voraus und traten den Weg nach dem Val del Bove an, nachdem wir noch zuvor den Torre del Filosofo, eine alte Thurmruine von unbekanntem Ursprunge, besucht hatten. Wahrscheinlich ist es eine normännische Warte gewesen; sie wurde an einem Punkte erbaut, von wo aus man das ganze Val del Bove vortrefflich überblicken kann. Auf einem sehr steilen nur für Menschen passirbaren Pfade gelangten wir auf den Boden des Thales, überschritten die Lava von 1852—53 und trafen nach etwa 10stündigem Marsche, während welchem einige Zeit mit Sammeln von Gesteinen hingebracht wurde, in Zafarana ein. Noch am selben Tage ritt ich nach Catania zurück, woselbst ich freilich spät und sehr ermüdet an einem glühend heißen Tage nach 18stündiger Wanderung, die nur durch kurze Rast zuweilen unterbrochen wurde, anlangte. Die Besteigung des Aetna auf direktem Wege, ohne Berührung des Val del Bove, läßt sich von Catania aus auch in einem Tage ausführen. Diese letztere Stadt erreicht man von Messina in etwa 12 Stunden mit dem Dampfschiff oder durch eine zweitägige Fahrt im Wagen auf der an der Küste entlang führenden Kunststraße, die nur den Mangel hat, daß die reißenden Gebirgsbäche nicht überbrückt sind. Bei plötzlich eintretenden Regengüssen geschieht es nicht selten, daß den Reisenden durch zwei solche Ströme der Weg nach rück- und vorwärts abgeschnitten wird und sie auf offener Straße das Fallen des Wassers abwarten müssen. Alljährlich wurden Fuhrwerke, welche die Durchfahrt wagten, in das Meer gespült, und viele Menschen verloren das Leben. Man versicherte mich, daß eine französische Gesellschaft dem Gouvernement das Anerbieten gemacht habe, gegen Ueberlassung des Terrains, welches bei der Regelung des Flußbettes gewonnen würde und jetzt nicht nur unbenutzt bleibt, sondern auch Gefahr bringt, Brücken anzulegen. Daß ein derartiges Anerbieten unter der damaligen Regierung der Bourbonen unberücksichtigt blieb, kann nicht Wunder nehmen.

Diese kurze Beschreibung, welche nur dazu bestimmt sein kann, das Bekannte in das Gedächtniß zurückzurufen, wird dem Leser um so willkommener sein, als der Aetna gegenwärtig eine Eruption begonnen hat und vielleicht für längere Zeit das Interesse im erhöhten Grade auf sich zieht. Man berichtet schon jetzt aus Sicilien: „In der Nacht vom 13. zum 14. Febr. konnte man ein ungewöhnliches, überraschendes und großartiges Schauspiel sehen. Der ganze ungeheure Berg schien durch die glühende, Alles verzehrende Lava, die aus den Kratern quoll, und welche sich in verschiedenen Strömen in die Ebene ergoß, in Flammen gesetzt. Donner und Erdstöße waren fortwährend zu vernehmen und so stark, daß sie einem lebhaften Artilleriefeuer glichen. In der Nacht warf auch der Stromboli dichte Rauchsäulen mit Flammen vermischt aus. Der starke Ausbruch des Aetna scheint eine Schwächung der vulkanischen Phänomene am Vesuv zur Folge zu haben." Einen andern Bericht über die letzte Eruption des Aetna, datirt den 18. Febr. 1865, entlehnen wir dem italienischen Blatte „Nazione": Der Ausbruch des Aetna. „Der Krater hat einen Umfang von sechs Kilometern mit vier großen Hauptöffnungen, aus welchen ungeheure Steinbrocken wenigstens einen Kilometer hoch ausgeworfen werden. Die Lava ist gegenüber der von früheren Ausbrüchen sehr spröde, hat einen gewissen Schwefelgeruch und bewahrt auffallend lang ihre Hitze. Sie floß die ersten zwei Tage sehr schnell und rückte etwa drei Meilen vorwärts. Dann begann sie sich langsamer zu bewegen und bahnte sich ihren Weg unter der allmälig erstarrenden, zuerst abgeflossenen Decke, wie Wasser unter einem gefrorenen Flusse. Eine ungeheure Staubwolke hing über dem Ganzen und überdeckte Alles, was sich ihr näherte. Der Ausbruch ist auf den Fuß des Monte Fromento beschränkt; er bedroht mit seinen Lavamassen die Gegenden von Piedmonte und Linguagrossa. Der Strom, welcher in Giarre viel Unheil anrichtete, trennte sich in sieben Theile und verschlang mit seiner zerstörenden Wuth Alles, was er erreichen konnte. Die großen Besitzer haben furchtbaren Schaden erlitten, und viele kleine Bauern sind durch den Verlust ihrer gesammten Ländereien dem äußersten Elende preisgegeben.

Indem die Lava zunächst durch ein enges Thal hinabfloß, bildete sie einen Berg, welcher die beiden Arsihügel überdeckte und zu einem einzigen verband. Früher waren diese durch eine Ebene getrennt. Dieser Theil des Lavastroms, welcher sich nach Norden zu ergießt, dringt in den Distrikt von Mascali ein. Am Monte Struneddo theilte sich das Feuer in zwei Theile, von denen der bedeutendste nach Norden zu weiter sich verbreitet und auf das Dorf la Vina in der Ausdehnung von einer halben Stunde Breite vorrückt. Im Allgemeinen wechselt die Hauptbreite der Lavamassen zwischen sechs und acht Kilometern.

Man glaubte nach Verlauf von etwa acht Tagen, daß das wüthende Element aufgehört habe, seine zerstörenden Wirkungen zu äußern. Allein in der Nacht vom 8. Febr., der zwei ungemein stürmische Tage vorangegangen waren, fühlte man ein großes Erdbeben, und der Krater begann mit neuer Gewalt zu toben. So bedeutend, wie im Beginne, war seine Heftigkeit freilich nicht mehr, aber nach Pumazze zu, in der Richtung von Giarre, floß die Lava immer noch mit einer Geschwindigkeit von 40 Metern pr. Tag."

Ferner schreibt man aus Neapel über den neuen Ausbruch des Vesuvs: „Bis jetzt beschränken sich die vulkanischen Erscheinungen auf die Oeffnung eines neuen kleinen Schlundes, der jedoch noch keine Lava, sondern nur Rauch und Feuer speit, welches nach der Richtung von Pompeji und Ottajano dringt. Der neue Krater ist auf ³⁄₄ Höhe des Vesuvs. Während bereits drei Nächten ist der Kegel des Vesuvs von einem lebhaften röthlichen Lichte beleuchtet, das bald ab-, bald zunimmt. Was aber den eigenthümlichsten Anblick gewährt, ist, daß, während die Spitze des Berges Feuer speit und der Rauch ein furchtbar dichter ist, der übrige Theil des Berges mit dichtem Schnee bedeckt ist und an dessen Fuß die Orangenbäume in vollster Blüthe stehen."

Zu der Zeit, wo die Flanken der Vulkane noch unter Schnee und Eis verdeckt liegen, sind die Bewohner der an ihrem Fuße befindlichen Ortschaften auch noch der Gefahr ausgesetzt, wenn nämlich die Ausbrüche über den Kraterrand erfolgen, von Wasser und Schlammströmen, die oft weit größere Verheerungen anrichten als Feuerströme, überfluthet zu werden. So veranlaßten zwei Lavaströme, welche am 2. März 1755 vom Gipfel des Aetna herabströmten, durch das schnelle Schmelzen der Schneemassen eine Ueberschwemmung, welche die Abhänge des Berges auf mehrere Meilen verwüstete. Man hat in diesen ganz natürlichen Vorgängen sehr häufig räthselhafte Wassereruptionen der Vulkane zu erkennen geglaubt. Oft werden die einfachsten Erscheinungen unabsichtlich, zuweilen aber auch absichtlich, mißverstanden. Dafür ein Beispiel. Bei der Eruption des Vesuvs im Sommer 1858 ergoß sich ein sehr bedeutender Lavastrom von Atrio del Cavallo nach Resina zu. Als derselbe schon so weit erkaltet war, daß er nur noch an we-

nigen Punkten rauchte, trat eines Tages ein heftiges Gewitter ein. Das auf der noch immer heißen Lava niedergeschlagene Regenwasser verdunstete mit großer Heftigkeit und hüllte den ganzen Strom in eine dichte Wolke. Er gewann dadurch das Ansehen, so eben dem Krater erst entquollen zu sein. Das nicht verdampfte Wasser strömte in kleinen heißen Bächen nach den Ortschaften. Die Geistlichkeit erkannte darin ein Wunder; sie gab vor, daß ein heißer Regen gefallen sei und rief durch schriftliche Anschläge und Glockengeläute die Gläubigen zur Messe.

Wir sehen also gegenwärtig die drei nur periodisch erlöschenden Vulkane des südlichen Europa in gesteigerter Thätigkeit. Man kann dadurch leicht zu der Ansicht gelangen, daß sie sich in einer bestimmten Beziehung zu einander oder auch in einer gewissen Abhängigkeit von einander befinden. Es ist daher nicht selten die Aktivität des einen mit der Passivität des andern in Verbindung gebracht worden. Bis jetzt ist es nicht gelungen, ein Gesetz für den Synchronismus und Antagonismus der vulkanischen Erscheinungen benachbarter Gegenden zu erkennen und daraus einen Schluß auf das Wesen der vulkanischen Kraft selbst zu ziehen. Zunächst müßte man die Frage aufwerfen: Wie weit dürfen thätige Vulkane oder die Schauplätze anderer vulkanischen Erscheinungen auseinander liegen, um sie noch als benachbarte betrachten zu können?

Nur so viel kann mit Gewißheit behauptet werden, daß Erdbeben und vulkanische Ausbrüche in einem gewissen Zusammenhange stehen, d. h. verschiedenartige Aeußerungen einer und derselben Kraft sind, ohne sich jedoch gegenseitig zu bedingen oder auszuschließen.

Aus allen Erdtheilen.

K. v. d. Deckens afrikanische Expedition. Die letzten Nachrichten von dem kühnen deutschen Reisenden melden, daß er mit seinem gesammten Personal wohlbehalten in Zanzibar (Südostküste Afrika's) angelangt sei. Die Befürchtungen und Hoffnungen, welche sich an das großartig angelegte Unternehmen knüpfen, hat jetzt H. Barth in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde, Januar 1865“ zusammen gestellt. Wir geben daraus im Folgenden das Wesentliche wieder. Barth bezweifelt, daß Zanzibar eine sichere Basis für das Reiseunternehmen sei, denn wenn Decken auch unter englischem Schutze steht, so herrscht doch auf der genannten Insel weniger England, als das anglo-indische Reich, und Burton, Speke und Grant, welche Offiziere der indischen Armee waren, erhielten ihre Unterstützung wesentlich aus Indien.

Die Begleiter v. d. Deckens sind Dr. Otto Kersten aus Altenburg, welcher bereits seit 1862 in Afrika reist und als Geolog thätig ist; Graf Götzen aus Schlesien; Graf v. Schlick, Kapitain in der österreichischen Marine; Dr. med. Link; Landschaftsmaler Trenn; Ingenieur Hitzmann; Oberfeuerwerker Deppe; Zimmermann Bergmann; Maschinenmeister Kanţ; Jäger Brenner. Alle diese Männer beziehen eine Besoldung.

Die Hauptgegenstände der materiellen Ausrüstung bestehen in einem eisernen Dampfschiff von 90 Fuß Länge, 15 Fuß Breite, 18 Zoll Tiefgang und 45 (?) Pferdekraft mit zwei Schrauben und hinreichender Einrichtung, um 12 Europäer aufzunehmen. Außerdem ein kleineres Dampfboot und die nothwendigen Boote; sämmtlich in Hamburg gebaut und bewaffnet.

Es ist nun v. d. Deckens Absicht, die hauptsächlichsten der Aequatorialflüsse der ostafrikanischen Küste zu erforschen; vorzüglich den Sabaki, den Ost-Dana und womöglich den Djuba. Ein Hauptplan besteht in der selbstständigen Untersuchung des Höhenknotens, zu dem der Kenia gehört, der nach allem Anschein die Wasserscheide zwischen dem Indischen Ocean und dem Nilbecken bildet. Ist dies erreicht, so ist die Hauptaufgabe gelöst und v. d. Decken wird versuchen, zum Nilbecken vorzudringen.

Die letzten Nachrichten des Reisenden erhielt Dr. Barth am 18. Januar 1865. Der Brief war am 10. Dezember 1864 von Zanzibar abgegangen und in 40 Tagen über Bombay nach Berlin gelangt. In dem Brief heißt es unter Anderm: „Von Speke's Leuten hier, die ihn auf seiner Unternehmung zur Entdeckung der Nilquellen begleiteten, werde ich nur sehr wenige mitnehmen können. Es sind die größten Müssiggänger, Trunkenbolde und Schwätzer, die ich je gesehen. Die Royal Geographical Society hat einem jeden derselben eine kupferne, dem headman eine silberne Medaille zustellen lassen mit vollkommen demselben Gepräge, wie die große Victoria-Medal.“ (Es folgen hier Auslassungen v. d. Deckens gegen dieses Verfahren der Engländer, welche Dr. Barth augenblicklich nicht mittheilt.) „Der englische Konsul Playfair beweist mir nach wie vor große Freundlichkeit — mit dem Sultan Seyd Medjid stehe ich auf besserm Fuße als früher. Gleich nach Weihnachten denke ich mit dem kleinen Dampfer nach Norden zu gehen, um etwas zu recognosciren und die nothwendigen Einverständnisse mit den Häuptlingen längs der Küste zu meiner freundlichen Aufnahme abzuschließen. — Livingstone hat bei seiner Abreise von hier geäußert, daß er wieder hierher zurück kommen wolle, um die Länder nördlich von den portugiesischen Besitzungen und besonders den Djuba zu erforschen. Er hat sich hier keine Freunde gemacht. Ich habe an Murchison geschrieben, daß es wohl kaum fair play wäre, jetzt, ehe meine eigenen Versuche gescheitert wären, eine neue Expedition nach dem Djuba zu schicken. Ich habe damals, als Livingstone mir schrieb, daß er nördlich vom Niassa vorgehen wolle und die Aeußerung that, daß für jeden Reisenden ja genug Land da sei, um ein besonderes Feld der Forschungen für sich zu haben, ohne daß es nöthig wäre, in das Gebiet des Andern einzugreifen, sofort die von mir beabsichtigte Reise nach Bena im Norden des Niassa aufgegeben. Ich wünschte nun, daß Livingstone dieselben Rücksichten gegen mich nehmen möge, die er von mir für sich verlangt. — Kersten fand den Vulkan auf den Komoren, d. h. den größten Krater, 7000 F. hoch, mit einem Durchmesser von 2000 und einer Tiefe von 400 F. Der höchste Punkt der Insel übersteigt nicht 7500 F.“ — Dr. Barth bezweifelt, daß Livingstone jetzt die Absicht habe, in dasselbe Gebiet wie der deutsche Reisende vorzudringen, was um so weniger fair play wäre, da ja doch die englische geographische Gesellschaft unserm Landsmann ihre Unterstützung zugesagt habe.

Livingstone's neues afrikanisches Reiseprojekt. Zur Aufklärung über die eben mitgetheilte Absicht Livingstone's, wieder nach dem Osten Afrika's zu gehen, dienen die Nachrichten, welche jetzt englische Blätter bringen. Danach will der unermüdliche Missionär eine Expedition nach den Gegenden zwischen dem Niassa- und Tanganyika-See ausrüsten. Die geographische Gesellschaft hat ihm 500 Pfd. Sterling, das auswärtige Amt dieselbe Summe versprochen, und ein anonymer Freund und Bewunderer hat 1000 Pfund gegeben. Daneben bezieht Dr. Livingstone noch immer den 500 Pfd. betragenden Gehalt als Consul bei den ostafrikanischen Negerstämmen, obgleich keine Leistungen mehr von ihm verlangt werden. Dies genügt, seiner Versicherung nach, um die Kosten einer einfach und sparsam angelegten Expedition zu bestreiten.

Die schnellste Winterfahrt nach Nordamerika machte nach der „Newyorker Handelszeitung“ der bremer Lloyddampfer „Amerika“, Kapitain H. Wessels. Bei den großen Schwierigkeiten, mit denen Winterfahrten über den Atlantischen Ocean verbunden sind, ist eine Fahrt von 10½ Tagen außerordentlich zu nennen. Die „Amerika“ verließ Southampton am 18. Januar und traf am 29. desselben Monats früh in Hoboken bei Newyork ein. Englische Schiffe haben diese Schnelligkeit während der Wintermonate noch nicht erreicht.

Erforschung von Vancouver Island. Das Athenäum Nr. 1946 theilt Auszüge aus dem Berichte des Zeichners F. Whymper über die Erforschung der, an der Nordwestküste Amerika's gelegenen, Vancouver Insel mit. Im Mai 1864 ward eine unter Dr. Browns Leitung stehende Expedition zur Bereisung des Innern dieser Insel abgesandt, die namentlich auf die Entdeckung nutzbarer Mineralien und von Ackerland ihr Augenmerk zu richten hatte. Am 7. Juni brach man in dem Kanonenboot „Grappler" nach dem Großen Cowichan-See auf und kehrte in demselben Schiffe von Nanaimo (an der Georgiastraße) zurück. Während dieser fünf Monate wurde das Land nach den verschiedensten Richtungen durchstreift, viele Breitenbestimmungen vorgenommen und die ganze Südhälfte gründlich erforscht. Gegen 600 englische Meilen wurden zu Fuße, mehr als 700 zu Schiff und 40 auf Flößen zurückgelegt.

Besonders glücklich war die Expedition in der Auffindung nutzbarer Mineralien. Kupfer kommt in fast unerschöpflicher Menge vor; Gold ward am ganzen Cowichanflusse gefunden, und Anzeichen von sehr reichen Lagern zeigten sich an vielen Orten. Eben so entdeckte man mächtige Eisenerzlager. In der Umgebung des Cowichan erstrecken sich bedeutende Flächen kulturfähigen Landes, das nur auf den Pflug harrt. Auch Nickel und Graphit wurden angetroffen, aber die wichtigste Entdeckung ist ein Lager von bituminöser Kohle, das sich dicht an der Küste hinzieht und dessen Ausbisse allein einen Fuß mächtig sind.

Viele Landstrecken waren mit Pappeln von 12 bis 20 Zoll Durchmesser dünn bestanden, während in anderen die herrliche Douglasfichte in großen Wäldern vorkommt. Untermischt sind diese mit Weißtannen und Schierlingstannen. Dr Browne, der Führer der Expedition, entdeckte eine ganz neue Art Fichte. Der Erdbeerbaum (Arbutus) gedeiht prächtig und liefert ein sehr gutes Nutzholz. Schon allein das Zimmerholz würde hinreichen, um hier Menschen wohlhabend zu machen; denn, wenn man es an die Küsten hinabflößt, besitzt es einen großen Werth. An eßbaren Früchten ist kein Mangel. Von größeren Thieren schoß man Hirsche und Elens, die in großen Rudeln vorkommen. Bären, Bieber und Wölfe sind zahlreich vorhanden; eben so Marder und Waschbären, Feldhühner und wilde Enten.

Die Zahl der Seen im Innern ist sehr beträchtlich; so zieht sich von Comox nach Albarni eine Reihe von sieben Seen durch die ganze Insel hindurch, deren größter 22 englische Meilen lang ist. Am Barclay Sund führten zwei Flüsse so viel Gold, daß ein Mann für zwei bis drei Dollars täglich gewinnen konnte. Dieser Gewinn kann aber durch ein verbessertes Verfahren noch sehr gesteigert werden. Auch am Soole und Leechflusse wurde Gold in so großer Menge entdeckt, daß dadurch die Hauptstadt Victoria fast entvölkert wurde; denn Alles zog dorthin, und in wenigen Wochen war für 40,000 Dollars Gold gewonnen, das mit 20 Dollars pr. Unze verkauft wurde.

Gegen das Ende der Reise hatten die Mitglieder der Expedition große Beschwerlichkeiten zu ertragen; die Lebensmittel waren ihnen ausgegangen, und am Barclay Sund entgingen sie kaum den Indianern, die kurz vorher von englischen Kanonenbooten gezüchtigt worden waren.

Wir schließen hier noch einige Notizen aus dem Briefe eines canadischen Reisenden an, der im Herbst 1864 auf Vancouver landete.

Am 17. November landete ich in Esquimalt, das drei Miles von Victoria entfernt ist. Der Ort ist ganz neu und gleicht einer jungen canadischen Stadt; die Häuser sind zumeist von Holz, die hölzernen Seitenwege (Bohlwege), in den Straßen vortrefflich. Das Leben ist aber sehr theuer, und Geldstücke unter 10 Cents (Bits) laufen gar nicht um. Das Pfund frische Butter kostet 1 Dollar, das Dutzend Eier 1½ Dollars; frisches Wasser, von dem man allwöchentlich 2 Fässer voll bekommt, monatlich 17 Dollars und so fort. Die Kutscher berechnen für eine Stunde Fahrzeit 5 Dollars; ein geschickter Handwerker erhält täglich 3½ bis 8 Dollars, ein Feldarbeiter 2 Dollars. Ich fand hier eine nicht unbeträchtliche Anzahl Indianer, die mir sehr häßlich vorkommen, sodann Chinesen, Canadier, Nordamerikaner, Engländer, Irländer und Schotten. Das Klima ähnelt dem von England. Das Gold, welches an der Küste gefunden wird, ist sehr fein, kommt aber nicht in großer Menge vor.

Der Cyclon vom 1. November 1864 in Indien. Ueber die furchtbaren Verheerungen, welche der Cyclon vom Allerheiligentage des verflossenen Jahres anrichtete, sind bereits viele Einzelnheiten zu uns gedrungen; der großartige Schaden, den er angerichtet, läßt sich aber erst jetzt ganz übersehen. Nach einer Zusammenstellung unterlagen ihm nicht weniger als 60,000 Menschen unmittelbar, während eine große Anzahl allmälig an den Wunden, die sie erlitten, hinsiechte. Auch beim Erdbeben von Lissabon wurden an einem andern Allerheiligentage vor nun beinahe 110 Jahren 60,000 Menschen getödtet, aber der Gesammtschaden war doch lange nicht so bedeutend wie hier. Auf der Insel Saugor allein blieben von 8200 Bewohnern nur 1200 am Leben! Die übrigen 7000 hatten binnen einer Stunde aufgehört zu leben. An der ganzen Ostküste Indiens wüthete der Orkan wie ein Würgengel mit dem Schwerte in der Hand; aber er kam nicht schleichend, wie heftige Seuchen, sondern er stand plötzlich in seiner ganzen Wuth da und überfiel die unvorbereiteten Menschen „in ihrer Sünden Maienblüthe". Es war zur Zeit der Springflut, die unter dem Einflusse des Sturms zu einer furchtbaren Höhe anschwoll und, den Ganges in seinem Lauf zurücktreibend, über die Ufer sich ergoß und die Dorfschaften überschwemmte. Wen das nasse Element verschonte, der starb aus Hunger, denn das Korn verfaulte und die Ernten verdarben, weil das bittere Salzwasser Alles durchfeuchtet hatte. Die Scene der größten Noth entwickelte sich aber in Masulipatam, das an der Mitte der Ostküste liegt, etwas nördlich von der Mündung der Kistna, auf der Ebene, die sich von hier zum Godavery hinzieht. Der Schlamm, den diese Flüsse mit sich führen, hat hier eine Fläche gebildet, die sich nur wenig über den Spiegel des Meeres erhebt. In der nassen Jahreszeit ist sie von den Wogen der Kistna überschwemmt; gegen das Meer hin ist sie durch Dämme und Deiche geschützt. Hier hatten sich zuerst die Holländer niedergelassen, welche die Aehnlichkeit des Landes mit ihrem eigenen anzog. Aber für den Orkan wurde diese Gegend eine leichte Beute. Der Cyclon wüthete über den Busen von Bengalen daher, und in der Allerheiligennacht, als der Himmel rabenschwarz verfinstert war, brach er um 10 Uhr über die Stadt daher. Eine Flutwelle, die 13 Fuß über den bisherigen höchsten Flutstand reichte, ging über die Deiche hin und begrub das ganze Land mit ihren Wassergüssen. Eine Stunde lang stiegen die Fluten und bedeckten beinahe 1100 englische Quadratmeilen. Als sie gegen 11 Uhr sich zurückzogen, war das Werk der Zerstörung gethan. Eine Fläche von 80 englischen Meilen Länge hatte unter Wasser gestanden, ja auf einem Platze war die Sturmwoge bis auf 17 Miles ins Innere vorgedrungen. Wir können uns nur ein schwaches Bild von der grauenvollen Zerstörung machen. Die niedrigen Hütten der Eingebornen waren gänzlich fortgewaschen worden, Menschen und Vieh darin ertrunken und die Ernte unter einer dicken Ablagerung von Sand und Schlamm begraben. Schrecklich für die Untergegangenen, schrecklicher noch für die wenigen Ueberlebenden, die Kind und Kindeskinder hatten ertrinken sehen! Von Madras aus kam Hilfe, aber diejenigen, welche herbeieilten, wurden starr vor Schrecken, sie werden den entsetzlichen Anblick nie wieder vergessen. Ueberdeckt mit den Leichen der Ertrunkenen boten sich die schlammbedeckten Ufer ihren Augen dar. Dicht neben einander lagen sie da; bei dem Einen erblickte man noch die Ergebung in das Schicksal in den Zügen, während der Andere in wilder Verzweiflung gestorben war. Die halbe Stadt lag in Ruinen. Umgestürzte Bäume, angeschwemmte Gegenstände, zerbröckelte Mauern, tiefe Lachen von Salzwasser machten die Straßen und Wege fast ungangbar. Die größten Steinblöcke waren wie leichte Spielbälle 60 und 70 Ellen weit fortgespült worden. Der Anblick dieser Todtenstadt muß grauenvoll gewesen sein; groß und schrecklich war das Bild, das man sich nach den Berichten der Ueberlebenden zusammenstellte, aber weit furchtbarer wurde es noch, als man allmälig alle Einzelnheiten kennen lernte. Ein Dritttheil der Einwohner war umgekommen. 1000 allein waren in der Festung, 15,000 in der Stadt ertrunken. In den umliegenden Ortschaften hatten weitere 20,000 Menschen ein nasses Grab gefunden. Von den 700 Einwohnern eines Brahminendorfes vor den Thoren Masulipatams blieben nur 70 Menschen am Leben. Eine Nacht, ja nur eine Stunde hatte der Würgengel gewühlt, und als sein Werk vollendet war, da war es, als ob das Leben von den Menschen und aus der Natur entflohen wäre. Statt einer üppigen, fruchtbaren Ebene lag eine leere Wüste da, und blühende Dörfer waren menschenlos geworden. „Das war ein Wirbelsturm!!"

Ostindische Eisenbahnen. Es ist nun einmal unbestreitbar, daß, wo sich der Engländer nur immer niederläßt, er sich sofort als Samenträger und Verbreiter europäischer Bildung und Einrichtung erweist. Oede Wildnisse werden in fruchtbares Ackerland umgewandelt, Wälder gelichtet, Städte, Dörfer, Vereine gegründet, Landstraßen, Eisenbahnen, Telegraphen angelegt, Dampfschifffahrten eröffnet u. s. w. So durchbricht er nun durch Anlegung eines ausgedehnten Bahnnetzes allmälig auch die Schranken des indischen Kastengeistes und macht den eingebornen

Volksstamm immer mehr der europäischen Kultur zugänglich. Nach dem Bericht des Herrn Danvers (Direktors der ostindischen Eisenbahnen) erweisen sich die Inder nicht allein als vollständig befähigt zur Uebernahme von Betriebsdiensten, so daß ungefähr 91 Procent der bei den indischen Eisenbahnen angestellten Personen, darunter selbst Locomotivführer, aus Eingebornen bestehen, sondern die Eisenbahnen werden von den Einheimischen aller Classen auch stark benutzt. Gegenwärtig sind schon 2700 engl. Meilen Eisenbahnen in Ostindien im Betrieb, und die Gesammtlänge der Bahnen einschließlich der im Bau begriffenen Linien beträgt gegen 5000 Meilen. Zu Anfang vorigen Jahrs waren auf den indischen Bahnen 709 Locomotiven, 1421 Personen- und 12,272 Güterwägen im Gebrauch. Schienen und Zubehör und alles Betriebsmaterial der indischen Bahnen wurden aus England dorthin geschickt; es erforderte der Bau nahezu 35,3 Millionen Centner Eisenbahnmaterialien, die auf 3570 Schiffen verfrachtet wurden. Daß bei solchem Absatz die englischen Fabrikanten und Schiffseigenthümer eine ständige Zunahme der ostindischen Bahnen wünschen, ist einleuchtend. Obwohl die Fahrpreise sehr niedrig sind, so ist doch die finanzielle Lage der indischen Eisenbahngesellschaften im Allgemeinen eine befriedigende. Das ganze Actienkapital der zur Zeit concessionirten neun Bahngesellschaften (East-India-Gesellschaft, Great-Indian-Peninsular-, Bombay-, Baroda and Centralindia-, Calcutta-South-Eastern-, Punjab-, Great-Southern of India-, Scinde-, Eastern-Bengal-, Madras-Bahngesellschaft) beträgt über 62 Mill. Pf. St., und es dürften immer noch etwa 70—75 Mill. erforderlich sein, um alle projectirten Linien der Gesellschaften zu vollenden. Die Great-Indian-Peninsular-Gesellschaft hat als niedrigsten Fahrpreis 1/4 Penny per Person und englische Meile für eine vierte Wagenklasse eingeführt und damit gleich im ersten Halbjahr eine halbe Million Passagiere für diese Wagenklasse sich gewonnen. (Es sind auf den meisten indischen Bahnen sehr große einfach gebaute Personenwagen mit zwei Stockwerken über einander im Gebrauch.) Bezüglich der Sicherheit des Betriebs stehen die ostindischen Eisenbahnen allerdings den europäischen sehr nach. Denn während man in Deutschland z. B. auf je sechs Millionen Passagiere nur einen Unglücksfall durchschnittlich rechnet, kommen in Indien auf je vier Millionen Reisende ungefähr 50 Tödtungen und 40 Verletzungen, darunter wohl allerdings auch viel selbstverschuldete.

Expedition in die Serra von Rio Grande do Sul. Im nördlichen Theile der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul erstreckt sich in der Richtung von Osten nach Westen ein hoher Gebirgszug, die Serra, welcher in vieler Beziehung noch nicht gehörig erforscht ist. Die bekannten Theile derselben sind in Woldemar Schultz' neuer Karte von Rio Grande do Sul höchst anschaulich niedergelegt, wie denn überhaupt diese neue Karte uns das beste Bild des südöstlichen Theiles von Brasilien gibt.

Einiges Licht über einen bisher unbekannten Theil der Serra verbreitet nun eine von deutschen Colonisten unternommene Erforschung dieses Gebirges. Es handelte sich darum, eine gute Straße vom Süden nach der nördlichen Cima da Serra aufzufinden, und zu diesem Zwecke verbanden sich 23 junge Deutsche aus der Pikade Feliz. Ihr Führer war Johann Weißheimer und ein brasilianischer Vaqueano (Weganführer). Anfangs Dezember 1864 brachen sie auf und am letzten Tage des alten Jahres kehrten sie zurück, nachdem ihr Versuch mit vollkommenem Erfolge gekrönt worden war.

Sie waren bis auf eine Tagereise Entfernung vom Kamme der Serra angelangt, als ihnen die Lebensmittel ausgingen. Sie waren gezwungen umzukehren, was sie um so eher thun konnten, als von dem Orte, bis zu dem sie gelangt waren, ein Indianerweg direkt nach dem Kamme führt, mithin ihre Aufgabe gelöst war. Sie haben eine 7 Leguas lange und etwa 1½ Brassen breite Pikada (Straße) eröffnet, welche bequem mit Mauleseln und Cargueiros passirt werden kann. Diese Pikade zieht sich von den äußersten Colonien der Linie Feliz im Halbbogen auf dem Rücken des Gebirges hin, und bis oben auf die Serra hinauf ist nur ein unbedeutender Fluß zu passiren.

Aber die Expedition der muthigen Deutschen verlief nicht ohne Gefahren. In der Serra hausen noch unabhängige wilde Indianerstämme, mit denen unsre Landsleute zweimal feindlich zusammenstießen. Das erste Mal wurden sie eine ganze Nacht von solchen umzingelt gehalten und entkamen erst am andern Morgen nach Abfeuerung einiger Flintenschüsse. Das zweite Mal gelangten sie nach dem Campo dos Bugres, der so eben erst von den Wilden verlassen worden war. Bei der Annäherung der Colonisten hatten jene sich auf die Flucht begeben.

Unsere Landsleute fanden dort zwei große geräumige Hütten, die mit allen Geräthschaften noch reichlich versehen waren, sowie einen Begräbnißplatz, auf dem sich neben anderen alten ein ganz frisches Grab fand. Die Hütten waren reinlich und alle Geräthschaften in Ordnung aufgestellt. Die Wände waren mit Schädeln und Knochen von Thieren ausgeschmückt; Flaschen, Kürbisse voller Honig, Körbe, Töpfe von Thon und andere Geräthschaften standen aufgereiht da oder hingen an der Wand, ja sogar eine Art von Flöte wurde dort vorgefunden. In einem großen thönernen Gefäße befand sich noch ein Rest Xicha (das aus Milho bereitete gegohrene Lieblingsgetränk der Bugres), und sonstige Anzeichen bewiesen, daß die Hütten eben erst verlassen worden waren.

Alles, was von diesen Sachen transportirt werden konnte, nahmen die Leute der Expedition mit sich, ohne von den Bugres, die übrigens vom schlimmsten Schlage sein sollen, belästigt zu werden.

Die um das Deutschthum in Südbrasilien sehr verdiente, von unserm Mitarbeiter Herrn Karl v. Koseritz trefflich redigirte „Porto Alegre deutsche Zeitung" vom 11. Januar 1865, welcher wir diesen Bericht entnehmen, fordert nun die brasilianische Provinzialregierung auf, diese wichtige Landstraße vollständig herrichten zu lassen, damit die Mühe und Gefahr der Deutschen nicht vergeblich gewesen sei.

Die Tropfsteinhöhle von Caçapava in der südbrasilianischen Provinz Rio Grande do Sul wurde von einem deutschen Geologen, Ph. Helm aus St. Leopoldo, entdeckt. Derselbe berichtet darüber in der „Porto Alegre deutschen Zeitung" vom 21. Dezember 1864 folgendermaßen: „Vor mehreren Jahren besuchte ich einen ungefähr zwei Stunden von Caçapava gelegenen Gebirgszug, um denselben in geologischer Hinsicht näher zu untersuchen. Nachdem ich das dort befindliche Gneiß-Gebirge passirt, in welchem ich außer einigen interessanten Emporhebungen von Diorit- und Hornblende-Gesteinen mit Eisen- und Kupferkies einige nicht unbedeutende Oligist-Lager angetroffen, gelangte ich in ein ungefähr 1/4 Legoa von dort gelegenes Haus, dessen Eigenthümer mir sehr viel von einer, in einem etwa 3/4 Legoa von da befindlichen Walde vorkommenden Höhle erzählte und mir bei dieser Gelegenheit einen Stein vorzeigte, der aus dem von der Decke dieser Höhle tröpfelnden Wasser entstanden sei.

Ich erkannte hierin sogleich den Kalksinter oder sogenannten Tropfstein und hielt es der Mühe werth, diese Höhle zu besuchen, über deren Entdeckung sich die Bewohner dieser Umgegend ein wunderbares Mährchen erzählen; auch sei dieselbe von einer weißen Dame bewohnt, die sich zuweilen in eine Schlange verwandle, weshalb Niemand hier in der Nähe dieser Höhle eine Schlange zu tödten wagt, aus Furcht, er raube dieser Dame ihr zartes Leben.

Die Höhle liegt in einem Sandsteingebirge, das sich, ungefähr zwei Stunden westlich von Caçapava gelegen, ziemlich genau von Norden nach Süden zieht, größtentheils von Wald umgeben, sehr steil, mitunter beinahe unersteiglich, und von furchtbaren Schluchten zerrissen ist.

Es ist dies für den Wanderer eine höchst traurige und trostlose Gegend, denn die mit ihren nackten Gipfeln hoch in die Luft emporragenden Felspartien sind nur von Raubvögeln bewohnt, welche sich oben an den senkrechten Wandungen derselben, wo sich einzelne größere Conglomerate von dem Gesteinskitt losgemacht, eingenistet haben; und unten am Fuße sind sie theilweise von hohen Waldungen umgrenzt, zwischen deren Baumstämmen sich mächtige von oben herabgestürzte Gesteinsblöcke eingezwängt haben, so daß auch hiedurch schon dem Wanderer oder vielmehr dem Neugierigen beinahe jeglicher Durchgang versagt bleibt. Vom Fuße dieser Wandungen aus erblickte ich vier Palmbäume, die mir die Bewohner dieser Umgegend als den Eingangspunkt der Höhle bezeichneten, so ordnungsgemäß stehend, als seien sie von Menschenhänden aufgepflanzt worden. Ich arbeitete mich bis zu jener Richtung hin und stand vor dem Eingange der Zauberhöhle.

Die Weite des Einganges derselben beträgt 152 Palmen und hat eine Höhe von 30 Palmen. Von dem Eingange bis zu dem Hintergrunde, wo sich die Höhle auswölbt, beträgt die Entfernung 96 Palmen. Die Decke der Höhle hat nach dem Schichtenfalle des Sandsteingebildes eine Steigung von 22 Grad gegen Osten. Gleich bei dem Eintritt in die Höhle erblickt man in deren Mitte eine bedeutende Masse von Kalksinter oder Tropfstein. Von der Decke herab hängt gerade über einer auf dem Boden ruhenden Masse von Tropfstein eine andere sehr umfangreiche, die der untern bis auf einige Zoll nahe kommt. Rund

um diese hängt eine Unzahl kleiner Stalaktiten, Eiszapfen gleich. Auch auf dem Boden der Höhle, der über eine Palme hoch mit ganz feinem Sande bedeckt ist, in dem man jedoch blos Spuren von Füchsen, Eidechsen und Raubvögeln, aber keinen Abdruck von einem zierlichen Füßchen einer zarten Dame bemerkt, liegen ebenfalls bedeutende Massen eines Tropfsteines, der sich theils hier angesammelt hat, theils von der Decke, sobald er eine gewisse Schwere erhalten, losgebrochen ist. Die meisten Blöcke aber, welche von der Decke losbrechen, rollen, da der Boden der Höhle eine starke Steigung gegen den Ausgang hat, heraus und den Berg hinunter, denn sonst müßte sie in einem gewissen Zeitraume von diesem Kalksinter schon angefüllt sein."

Die verwirrten Zustände in China. Im vorigen Jahre eroberten die Truppen des Kaisers, von europäischen Soldaten unterstützt, Nanking, die Hauptstadt der Rebellen. Der „Himmelskönig" wurde hingerichtet, mit ihm mußten sein Sohn, seine Brüder und die Heerführer der Rebellen sterben. Man wähnte damals und schrieb nach Europa, daß nun bald Ruhe im Lande sein werde, namentlich in den Seiden- und Theedistrikten. Wir unsererseits fanden das nicht glaublich, und unsere Zweifel werden durch die neuesten Berichte aus China vollkommen gerechtfertigt. So finden wir in einer Correspondenz aus Schanghai (in der Times) folgende Mittheilungen.

Die Taiping-Rebellion hat allerdings, nachdem sie ihre Führer verloren, ein Ende; aber Rebellion ist darum doch immer noch nicht Ausnahme, sondern Regel im ganzen Reiche. Die besiegten Banden fanden eine Zuflucht in der Provinz Kiang si, wo sie eine Menge anderer Rebellenhaufen an sich zogen und dann mit großer Macht in den Provinzen Schi kiang und Fo kien erschienen. Die Regierung hat in aller Eile auf Dampfern 5000 Mann nach Amoy und Fu tschen gesandt, aber diese schwache Truppenzahl ist bei Weitem nicht hinreichend.

Eine andere Abtheilung Rebellen überzog die Provinz Sche kiang und eroberte die drei Städte Yeu tschen, Kin tschen und Tschin tschen, ohne Widerstand zu finden; auch soll der Seehafen Wan tschen, welcher demnächst für den auswärtigen Handel eröffnet wird, in ihre Hände gefallen sein. Noch in anderen Theilen des Landes stehen die Rebellen mächtig da, z. B. in An huey, wo sie vor der großen Stadt Lu tschau lagen. Im Nordwesten gewinnen die aufständischen Mohammedaner immer mehr Grund und Boden; die Provinzen Kuei tschau, Honan, Hupe, Sse tschuen, Schantung, Kuang tung und Kuang si, welche zusammen weit über 100 Millionen Einwohner zählen, sind sämmtlich Schauplatz ausgedehnter Rebellionen. Von politischen Bestrebungen ist dabei kaum noch die Rede; man kann fast alle diese Insurgenten als Räuberbanden bezeichnen. Es zeugt aber von den schlimmen gesellschaftlichen Verhältnissen China's, daß diese Banden so mächtig und in so großer Zahl auftreten können. Tausende und aber tausende schließen sich ihnen an, weil sie keinen andern Lebensunterhalt zu finden wissen. Das Land ist übervölkert, und die Beamten verüben die schamlosesten Bedrückungen und Erpressungen. Uebrigens glaube ich nicht, daß die Chinesen, als Nation betrachtet, sich viel darum kümmern, ob ein Mandschukaiser sie regiert oder ein anderer; wohl aber wollen sie gut regiert sein. Die Ursachen der Rebellionen sind schlechte Ernten, schlechte Beamten und Uebervölkerung. Die Verderbtheit der Mandarinen hat den höchsten Grad erreicht, sie sind bestechlich, und in vielen Fällen kann ein armer Mann gar kein Recht bekommen. Alle Beamten bis zum Thürsteher herab wollen „geschmiert" sein. Die Gefängnisse sind in fürchterlichem Zustande, Erpressungen der ärgsten Art an der Tagesordnung. So wird das Volk einerseits von den Mandarinen und deren Anhang, andererseits von den Insurgenten ausgeplündert. Dazu kommt dann noch, daß die kaiserlichen Truppen eben so arg plündern und nicht minder barbarisch hausen.

Tabaksbau im deutschen Zollverein. Ueber denselben berichtet die Allgemeine Zeitung Folgendes: Die seit 1862 steigenden Preise für Rohtabak ließen den Anbau mit Tabak wieder lohnender erscheinen, und wir finden, daß die Tabakskultur im Zollverein um ein Namhaftes zugenommen hat. In Bayern beträgt die Zunahme 50 Prozent, denn die Zahl der mit Tabak bepflanzten Tagwerke betrug 1862 nur 10,067 gegenüber 15,080 im Jahre 1863. Pfalz und Mittelfranken produciren in Bayern den meisten Tabak. Die Ernte lieferte 1863 ein günstiges Ergebniß; denn Bayern allein producirte 139,719 Cntr. mit dem mittlern Durchschnittspreis von 12 fl. 6 kr. pr. Cntr. In Baden, das unter den süddeutschen Zollvereinsstaaten den bedeutendsten Tabaksbau hat, stieg der Anbau vom Jahre 1862 auf 1863 von 20,616 auf 29,168 preußische Morgen. In Würtemberg von 262 auf 673; in Kurhessen von 888 auf 1058; in Hannover von 1545 auf 2143; in Preußen von 21,906 auf 25,870 preußische Morgen. Die Ernte betrug 1863 in Baden 258,049, in Würtemberg 4351, in Kurhessen 12,881, in Hannover 14,175 Zollcentner. Die Resultate aus den übrigen Staaten sind noch unbekannt.

Geistige Bildung in Frankreich. Auf diese schwache Seite des Kaiserreiches haben wir zu wiederholten Malen hingewiesen. Die Erziehung und Schulbildung liegt bei der grande nation, „die an der Spitze der Civilisation marschirt", noch sehr im Argen. Das beweisen jetzt die 90 statistischen Karten über das Erziehungswesen in Frankreich, die zum Neujahrswechsel in Paris erschienen und deren genaue Durchsicht ganz dazu angethan ist, den Franzosen eine große Warnung zuzurufen. Sie bestehen in einer Hauptkarte und den Karten der 89 Departements, jede mit einem statistischen Ausweis versehen, in dem die neuesten Angaben über Bevölkerung, Sterblichkeit, Geburten &c. enthalten sind. Wir wählen, um einen Einblick in das Ganze zu ermöglichen, hier zwei Departements als Beispiele aus, die Departements Doubs und Gers. Ersteres gilt als das in jeder Beziehung vorgeschrittenste in Frankreich, in dem die Erziehung in höchster Blüthe stehe. Dort werden durchschnittlich 2169 Ehen im Jahre geschlossen. Von sämmtlichen Eheleuten konnten 288 auf der Bürgermeisterei ihren Namen nicht schreiben. Gers dagegen ist ein kleines armes Departement, das selten besucht wird und in der Civilisation sehr weit zurück ist. Man schloß dort 2536 Ehen, und 1566 Personen konnten ihren Namen nicht schreiben. Die Bevölkerung von Doubs beträgt 296,280, die von Gers 298,931 Seelen. In letzterm Departement wurden während des letzten Jahres 780 Personen von den verschiedenen Gerichten verurtheilt, in dem civilisirtern Doubs dagegen 2200! Was die mittlere Lebensdauer betrifft, so ergibt sich für Paris der geringe Durchschnitt von 28 Jahren, er steigt im Departement Charente auf 40 und in Calvados auf 46 Jahre.

Die Juden in Rom. Wie die gegenwärtige Lage der Juden in Rom ist, darüber berichtet ein Herr de Carrien in der Opinion nationale folgendermaßen: Die Juden müssen im Ghetto wohnen; dieser ist ein niedrig gelegenes und schmutziges Quartier, das von der Tiber alle Jahre vier- oder fünfmal überschwemmt wird. Der Ghetto ist für 1500 Personen groß genug, es wohnen aber zwischen 3000 und 4000 in demselben; zuweilen schlafen 14 Menschen in einem und demselben Zimmer. Der Anblick ist dann ein furchtbarer und abschreckender. Es ist den Juden nicht gestattet, in irgend einem andern Stadttheile zu wohnen, und diejenigen, welche in einem andern Quartiere sich ansiedeln wollen, werden mit ungeheuern Abgaben belegt. In allen römischen Zeitungen ward kürzlich gemeldet, daß zwei Läden im Corso geschlossen und die Waaren confiscirt wurden, weil die Polizei erfuhr, daß sie Juden gehörten, während christliche Handlungsgehilfen den Namen zur Firma hergegeben hatten. Ein französischer Uhrmacher mosaischen Glaubens wurde in den Ghetto verwiesen, und nur den Anstrengungen des französischen Gesandten gelang es, daß ihm weiter nichts geschah. Noch heute dürfen die Juden nicht aus den öffentlichen Brunnen der Stadt trinken; sie dürfen keine Ländereien besitzen, ja nicht einmal solche bebauen. Juden können in Rom keine Advokaten, Notare, Aerzte, Stadträthe werden, oder sonst ein öffentliches Amt verwalten. Ein Jude darf nicht die höheren, wissenschaftlichen Institute in Rom besuchen oder einen akademischen Grad erlangen. Unter den schlimmsten Strafen, die in der neuesten Zeit noch verstärkt wurden, ist ihm verboten, christliche Dienstboten zu halten. Ohne einen Paß darf er sich nicht vor die Mauern der Stadt wagen, und kehrt er zurück, so muß er diesen Sicherheitsbrief in die Hände des Vicars der Inquisition wieder abliefern. Noch ist den Juden untersagt, bei Strafe von 30 Kronen, mit Christen sich in freundschaftliche Gespräche einzulassen, und hierüber hat einzig und allein die Behörde ohne Verhör zu entscheiden. — Welch ein Kulturzustand im heiligen Rom!

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus China durch die Mongolei nach Sibirien.

II.

Die Obons, Opferstätten in der Wüste. — Teufelsglaube. — Nordwinde und Schnee im September. — Das Thal des Flusses Kul. — Am Flusse Tolla. — Maimatschin bei Urga. — Der russische Consul Schischmareff und dessen Arbeiten über die Mongolen. — Rußlands Politik und Vordringen in Innerasien. — Die Stadt Urga oder Kuren. — Mongolische Frauen als Kaufleute. — Klöster. — Die Hierarchie des Guisen Tamba. — Pilger und Wallfahrten. — Die alte mongolische Hauptstadt Karakorum. — Ackerbauende Mongolen. — Ankunft in Kiachta.

Wir haben in unserer ersten Mittheilung den Reisenden Alexander Michie nach Nordwesten hin bis über die Grenzen der innern Mongolei begleitet. Er hatte nun die Boreljn-Steppe hinter sich und den größten Theil der Gobi durchwandert. Am 18. September 1863 gelangte seine Karawane an eine Stelle, wo das Gelände urplötzlich steil abfiel. Die Aussicht von dieser Höhe in das weite Land



Ein Teich in der Gobi; Mongolei. (Nach einer Zeichnung von Baumort.)

war herrlich; das Auge fiel auf ein Amphitheater von Bergen, die in scharfen Ketten sich aufthürmten und in chaotischer Verwirrung durch einander gewürfelt zu sein schienen. Manche waren bewaldet, und dieser Anblick war für Leute, die seit Wochen eine baumlose Einöde durchwandert hatten, sehr angenehm. Dann zog die Karawane durch ein breites Thal, das ein Gefäll von etwa 500 Fuß hatte.

Am Eingange zu demselben befand sich ein großer Obon, ein Steinhaufen, welcher eine Art von Altar bildete. Solcher Obons gibt es in der Mongolei sehr viele, und das abergläubige Volk betrachtet sie mit großer Ehrfurcht. Eigentlich soll jeder, der an einem solchen Haufen vorüber kommt, demselben einen Stein hinzufügen, damit der Altar immer größer werde, doch wird es damit nicht allzugenau genommen. Der Lama zum Beispiel, welcher Michie's Oberkameelführer war, begnügte sich damit, seinem Kameele einen Büschel Haare aus dem Höcker zu raufen und denselben derart wegzuwerfen, daß der Wind ihn nach dem Obon hintrieb; dabei murmelte er ein kurzes Gebet. Diese Steinhaufen findet man gewöhnlich an schwierigen oder gefährlichen Stellen des Weges, und an solchen pflegte der Lama abzusteigen, um den guten Geist anzurufen. Vor den bösen Geistern haben die Mongolen große Furcht, und sie glauben nicht, wie manche Leute, an nur einen persönlichen Teufel, sondern an eine ganze Schaar. Sie sprechen von ihrem Tschutgur (Teufel) nicht so leichtfertig, wie die Chinesen von ihrem Kuei; ihrer Meinung zufolge bringt er den Menschen Krankheiten und sonst allerlei Böses, aber die Beschwörungen der Lamas sind ein gutes Gegenmittel, und ein guter Mensch, besonders ein frommer Lama, bekommt den Tschutgur nie zu Gesicht.

Als im Thal einige Regentropfen fielen, entstand unter den Mongolen eine große Aufregung. Die Karawane hielt still, die Kameele wurden entlastet, die Zelte aufgeschlagen und die Leute riefen einander zu: „Borro beina, der Sturm kommt.“ Es regnet so selten im Lande, daß man in keiner Weise darauf eingerichtet ist, und wenn das Wasser vom Himmel fällt, laufen die Mongolen durch einander wie Hühner. Dann werden die Argols naß, und wenn dieser Kuhdünger nicht trocken ist, kann man kein Feuer machen, kann nichts kochen. Am andern Morgen lag Schnee weit und breit, und der Nordwind stürmte heftig. Die Karawane aber mußte vorwärts ziehen nach den Tsagan Dypsy-Bergen, die mit einem weißen Kleide bedeckt waren. Die Sonne drang nur selten durch das dicke Schneegewölk, der Wind war schneidend kalt, die Menschen stiegen, um sich durch Gehen zu erwärmen, von den Kameelen, welche dem Unwetter tapfer Trotz boten. Das zweihöckerige Kameel von mongolischer Art eignet sich vortrefflich für ein strenges Klima, während es an heißen Tagen bald ermüdet.

Durch die Tsagan Dypsy-Berge führt ein langes, sehr enges Thal, in welchem der Kul fließt; er mündet in den Tolla. Die Höhen waren auf beiden Seiten mit Tannen und Birken bewachsen, und Michie bemerkte mehrere Holzhauerstationen. Von dort aus wird viel Holz vermittelst der Ochsenkarawanen nach China geschafft. Jetzt ließen sich auch Elstern, Dohlen und Tauben blicken, welche in der Wüste fehlen; man sieht auch in beträchtlicher Menge den Yak, den langhaarigen, tangutischen Grunzochsen (Bos oder Poëphagus grunniens), der etwas kleiner als das gewöhnliche mongolische Rindvieh ist; er wird seiner Stärke und Ausdauer wegen hier nur als Zugthier benutzt.

Im Kulthale kaufte der Lama zwei kleine Fichtenbäume für einen halben Theeziegel und äußerte, daß von nun an die Argols überflüssig seien, weil man Brennholz haben könne. Der Reisende hatte nun wieder ein „civilisirtes Feuer“, und die Wüste lag hinter ihm. Aber die Wanderung blieb trotzdem noch beschwerlich. Gerade als der Fluß Tolla in Sicht kam, an welchem die chinesische Niederlassung Maimatschin liegt (die aber nicht mit der gleichnamigen bei Kiachta verwechselt werden darf), wurde vom scharfen Nordwind ein gewaltiges Schneegestöber herbei getrieben. Mehrere Karawanen lagen still, weil sie den Tolla nicht überschreiten konnten, denn der Fluß war gewaltig angeschwollen, und bei einem Versuch, hinüber zu kommen, waren zwei Menschen und ein Pferd verunglückt; das einzige Fährboot war von den Wellen hinweg gerissen worden. Es blieb nichts übrig, als in Geduld zu warten. Michie vertrieb sich die Zeit durch allerlei Scherz mit den Mongolen, die in vielen Dingen wie Kinder und leicht aufzuheitern sind. Während der Nacht wurden Posten ausgestellt, um über Waaren und Vieh zu wachen; zwar gelten die Mongolen durchgängig für rechtschaffene Leute, aber Diebstahl kommt doch vor. Ein Chinese würde sagen, er halte Wacht gegen Wölfe und Tiger, der Mongole dagegen ist aufrichtig und sagt, daß er den „bösen Mann“, Motschong, d. h. den Dieb, fern halten wolle. Die Wachen werden nicht abgelöst, allemal bleibt derselbe Mann vom Abend bis zum Morgen auf seinem Posten.

Der Wind heulte die ganze Nacht hindurch mit wilder Wuth und erschütterte das Zelt unaufhörlich; am Morgen war es bitter kalt und Schnee fiel in dichten Flocken; wohlgemerkt am 20. September! Gegen Mittag war eine große Menge Volks am Ufer des Tolla versammelt; Reiter sprengten ab und zu zwischen dem Flusse und den Plätzen, an welchen die verschiedenen Karawanen lagerten; aber das Wasser fiel nicht, sondern schäumte und brauste wie ein Katarakt mit rasender Schnelligkeit. Es reichte den Leuten bis ans Kinn; das Bett ist mit großen Kieselsteinen besäet und ein Durchwaten selbst bei gewöhnlichem Wasserstande schwierig. Das Fährboot war, wie schon bemerkt, stromab gerissen worden, und ein von den Mongolen in aller Eile verfertigtes Floß taugte nichts. Michie mußte sich in Geduld fassen und hatte Muße vollauf, die prächtige Landschaft zu betrachten. Das Thal des Kul zieht nach Norden und vereinigt sich mit dem breitern des Tolla in einem rechten Winkel; die Berge, welche sich hinter Urga erheben, sind nur theilweise mit Holz bestanden. Der Tolla stürzt von Osten her aus einer Gebirgsschlucht, und sein Ufer ist von Gebüsch und Weidenbäumen eingesäumt.

Gegen Abend legte sich der Sturm, und die Sterne leuchteten mit funkelndem Glanze; der Morgen des 21. September war klar, die Sonne schien, aber der Erdboden war hart gefroren. Das Vieh blökte, die Hunde bellten, und die Mongolen standen in Gruppen am Flusse, der jetzt nicht mehr so wild stürmte und etwas gefallen war. Ein großer Jubel erhob sich, als einige Kameele glücklich hinüber kamen. Nun verstand auch Michie's Lama sich zu dem Wagstück und brachte Kameele, Pferde und Karren, allerdings nicht ohne Gefahr, ans andere Ufer hinüber. Der europäische Reisende setzte sich nebst einem Mongolen auf das stärkste Kameel; im Flusse mußten die beiden Männer sich nach der Seite hin überbiegen, von wo der Strom kam, und ein paarmal war das Thier nahe daran, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Indessen lief Alles gut ab, und ein Schnaps machte die Mongolen überglücklich. „Sie sind ein tüchtiger Menschenschlag und es ist kein Wunder, daß sie so gute Soldaten abgeben.“

Michie übernachtete in der Jurte eines gastfreien Nomaden, und dieser war kein anderer, als sein früher erwähnter Kameeltreiber, welchen er Kitat getauft hatte. Während der Mann in der Wüste umher gezogen war, hatte seine Frau Zelthütte und Vieh bewacht; hier in der Nähe von Urga war ihre Heimat. Sie brachte Milch und Käse, kochte Hammelfleisch, und ohne die leidige Unsauberkeit wäre Alles gut gewesen. Aber die Mongolen sind entsetzlich unreinlich, ihr hölzernes Geschirr starrt von Schmutz, und wenn sie ja sich die Mühe nehmen, denselben einigermaßen zu entfernen, dann geschieht es mit dem Daumnagel oder durch Auslecken!

Etwa eine Wegstunde von der Fährstelle liegt die chinesische Handelsniederlassung Maimatschin; die Mongolen sagen, sie sei von den Kitat zu keinem andern Zwecke gegründet worden, als um sie zu betrügen. Der Ort ist mit einer Pfahlmauer umgeben, innerhalb derselben stehen die hölzernen Gebäude, und vermittelst eines Thors kann jeder Eingang verwehrt werden. Die beiden Völker haben Abneigung gegen einander und trauen sich gegenseitig nicht. Die chinesischen Kaufleute stammen zumeist aus der Provinz Schan si und sind wohlhabend; einige derselben sprechen auch Russisch. Die Straßen sind sehr uneben und unsauber dazu.

An der Straße von Maimatschin nach Urga steht das russische Consulatsgebäude, und dort sprach Michie beim Viceconsul Schischmareff vor. Er wurde von demselben gastlich empfangen und mit einem „civilisirten Frühstück“ bewirthet. Der Anblick eines saubern, weißen Tischtuches machte auf ihn einen höchst angenehmen Eindruck. „Das war für mich größerer Luxus, als mein freundlicher Wirth wohl ahnen mochte; seit 24 Tagen hatte ich kein Ei gesehen, denn in der Mongolei gibt es keine Hühner. Herr Schischmareff führt ein sehr vereinsamtes Leben in Urga und hat zum Umgang weiter Niemand als einen höhern

chinesischen Mandarin und einen mongolischen Chan. Alles, was er zum Haushalt bedarf, kommt aus der 175 Miles entfernten russischen Grenzstadt Kiachta. Uebrigens hat der Consul eine Leibwache von 20 Kosacken; auch waren etwa 20 russische Zimmerleute beim Bau beschäftigt." *)

„Schon längst sind die Russen von der Ansicht durchdrungen, daß die Kette der Khingangebirge, welche westlich und östlich von Urga läuft und sich bis in die Quellengegend des Amur erstreckt, die „natürliche Grenze" Sibiriens bilde. Russische Kaufleute haben sich in Urga niedergelassen, und Rußland wird erst auf weiteres Vordringen verzichten, wenn der ganze Landstrich, welcher von dieser Kette und dem Kerulun, dem Hauptarm des obern Amur, bis zum Dalaï nor (Hurun See) Sibirien annektirt worden ist. Vielleicht findet man dann aber auch, daß die natürliche Grenze noch weiter nach Süden hin liege. Rußland hat aber gar keine Eile, dieses neue Gebiet in Besitz zu nehmen; vorerst ist dasselbe erforscht und in die Karte von Ostsibirien eingetragen worden. Die Uebertragung wird in aller Ruhe und ohne Blutvergießen von statten gehen, sobald der rechte Augenblick gekommen ist; denn die russische Diplomatie versteht sich vortrefflich auf das suaviter in modo. Durch die Veränderung wird Niemand Schaden haben, denn der Kaiser von China verliert die ohnehin nur nominelle Oberherrlichkeit über ein Land, das ihn wohl mehr kostet als einbringt. Die mongolischen Stämme und Häuptlinge würden lediglich einen Autokraten mit dem andern vertauschen, und im Uebrigen würde Alles den seitherigen Verlauf behalten, Veränderung nur allmälig stattfinden. Den chinesischen Kaufleuten ist es vollkommen einerlei, wer herrscht, wenn man sie nur in ihren friedlichen Beschäftigungen nicht stört, und die russische Regierung ist verständig genug, einem Handel, welcher so viel dazu beiträgt, die Hilfsquellen Sibiriens zu entwickeln, irgend welche Hindernisse in den Weg zu legen."

Der Engländer sagt hier das Richtige. Was das Annektiren betrifft, so haben seine Landsleute bekanntlich dasselbe auf die blutigste Art in Indien, und zwar auch systematisch, durchgeführt, aber die im Allgemeinen friedliche Methode der Russen in Centralasien verdient entschieden den Vorzug.

Michie war nun in Urga. Das Wort bedeutet Lager, bei den Mongolen heißt aber die Stadt Kuren oder Ta Kuren, großer, eingefriedigter Ort. Sie hat eine äußerst romantische Lage auf einer Hochebene und ist etwa eine Stunde weit vom Tolla entfernt. Durch die im Hintergrund emporsteigenden Berge wird sie gegen die rauhen Nordwinde geschützt; auf der andern Seite hat man den Anblick der Ufergebüsche des Stroms. Die Menschen wohnen über die Hochebene zerstreut, von regelmäßigen Straßen ist keine Spur vorhanden, und zwischen den Wohnungen laufen krumme Gänge hindurch. Als Gebäude oder Häuser kann man nur die Tempel und die Wohnungen der Chinesen und Russen bezeichnen, denn die Mongolen leben in Zelten, als wären sie in der Wüste, nur mit dem Unterschiede, daß hier jede Familie das Zelt mit Pfahlwerk umgibt, weil unter den vielen Pilgern, welche nach Kuren wallfahrten, manche Diebe sind. Kaufmannsläden sind nicht vorhanden, das wäre gegen die Natur der Mongolen; eine Art von Zeltbazar ist allerdings zu sehen, aber dort besorgen mongolische Frauen die Handelsgeschäfte, und das Zahlmittel besteht in Ziegelthee. Dafür kauft man Pferde, Hornvieh, Zelte, Ledergeschirr, Sättel, Rind- und Hammelfleisch, Filz, Weiberputz, kurz alles Mögliche, dessen ein Mongole bedarf. Michie lobt die Ehrlichkeit dieser Mongolinnen im Gegensatze zu dem Verfahren der chinesischen Krämer.

Den Kern des Ortes Urga bildet das große Kloster, das „Kuren", des Guisen Tamba oder höchsten Lamas der Mongolen. Dieser Kutuktu, Stellvertreter des Dalaï Lama, steht bei ihnen in großer Verehrung. Man hat behauptet, daß in Urga 30,000 Geistliche leben, aber diese Angabe ist außerordentlich übertrieben. Die beiden größten Lamaserais oder Klöster, das Dobordscha und das Taischenalon, sind in eine Einbuchtung des Gebirges hineingebaut worden. Die Gebäude haben eine große Ausdehnung und sind fast so nackt und kahl wie Kasernen; die wenigen Verzierungen, welche man angebracht hat, zeugen jedoch von gutem Geschmacke. Von chinesischem Baustyl haben sie nicht die Spur, wohl aber erinnern sie an tibetanische Muster. Auf einer Anhöhe über dem Kloster befindet sich eine tibetanische Inschrift, deren Buchstaben aus weißen Steinen zusammengesetzt sind und eine so kolossale Größe haben, daß man das Ganze in einer halbstündigen Entfernung lesen kann. Michie selber hat diese Klöster nicht besucht, wir wissen aber aus anderen Nachrichten, daß die Tempel sich in gutem Zustande befinden. Jene im Berge Chan ula sind mit einer viereckigen Mauer umgeben; im Innern befindet sich eine achteckige Mauer mit Thoren, über denen sich abermals Tempel erheben, und in allen befinden sich viele Bilder aus dem buddhistischen Pantheon.

Lhassa in Tibet und Kuren in der Mongolei sind für die Buddhaverehrer, was Mekka für die Mohammedaner ist; auch haben sie für den Verkehr und für die Berührung von Menschen aus weit von einander liegenden Regionen dieselbe Bedeutung und sind der Zielpunkt für eine unzählige Menge von Pilgern. Es ist eine Ehre für jeden Lama, wenn er sagen kann, daß er eine Wallfahrt nach Kuren gemacht habe, und sogar aus der Mandschurei kommen alljährlich Priester. Auf der Hochebene stehen viele Heiligenschreine umher, vor denen die Pilger ihre Gebete verrichten. Michie sah einen frommen Lama, der sich zu einem solchen Betorte begeben wollte. Er war noch eine

*) Michie wundert sich und fragt, weshalb Rußland ein kostspieliges Etablissement zu Urga unterhalte, wo es doch „gar keine Interessen zu beschützen habe". Er gibt aber selber gleich die richtige Antwort, indem er auf die traditionelle Politik dieser Großmacht in Asien hindeutet. Schon ein Blick auf die Karte zeigt, daß Urga, die Hauptstadt der Kalkasmongolen und Sitz eines buddhistischen Hierarchen, ein äußerst wichtiger Punkt ist, der in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen hat. Es kann gar nicht fehlen, daß dieses mächtigste unter den mongolischen Völkern im Fortgange der Zeit mehr und mehr von den Russen abhängig wird, und dadurch wird es keinen Schaden erleiden, denn Rußland behandelt seine asiatischen Unterthanen besser, als von Seiten der Chinesen geschieht.

Was Herrn Schischmareff betrifft, so wäre gerade er der rechte Mann, ein Werk über die Mongolen zu schreiben, die er gründlicher kennt als irgend ein Anderer. Ich las mit Vergnügen folgende Notiz in dem Compte rendu de la société impériale géographique de Russie pour l'année 1863, Petersburg 1864. S. 35 „Schischmareff beschäftigt sich mit geographischen, ethnographischen und geschichtlichen Studien über die Mongolei. Er hat an die Gesellschaft einen bemerkenswerthen Aufsatz über das Nadan dolon choschunev, ein mongolisches Nationalfest, eingesandt; sodann einen Artikel über die Urian chaisi oder sogenannten Darchaten, welche am Issikol (See Issi) wohnen, und außerdem eine Denkschrift mit Auszügen aus der mongolischen Geschichte, welche zur Zeit des chinesischen Kaisers Kang hi von Undur Ghughen verfaßt worden ist. Dieser war der erste Kutuktu (geistliches Oberhaupt) in Urga. Diese Denkschrift enthält auch das von Undur Ghughen verfaßte Alphabet, welches im Mongolischen die Lautwerthe für die tibetanischen und Sanskritwörter gibt." Die Fortschritte der Russen in Innerasien gewähren der Civilisation und der Wissenschaft erheblichen Nutzen; die Arbeiten der petersburger Akademiker und der russischen geographischen Gesellschaft liefern dafür glänzende Beweise. A.

Strecke weit von demselben entfernt, machte allemal drei Schritt vorwärts, warf sich dann platt nieder auf den steinigen Boden, betete, stand auf und wiederholte dasselbe, bis er endlich an Ort und Stelle kam. Das erinnert an die Sprungprocessionen im Luxemburgischen.

Der Guison Tamba, Kutuktu (oder vielmehr Chutuchtu) oder Lamakönig von Kuren kann niemals sterben, denn seine Seele wandert in einen andern Leib. Er ist der eigentliche Herrscher aller Kalkasstämme und deshalb von der chinesischen Regierung immer sorgfältig überwacht worden. Sie hat sich stets sehr diplomatisch gegen die Theokratie in der Mongolei und in Tibet benommen, und theilweise kann dieselbe als ihr Werk betrachtet werden. Der letzte König von Tibet war des irdischen Treibens müde und wurde, etwa um 1100 nach Christus, Geistlicher. Bald nachher kam Tibet in Abhängigkeit von den Chinesen; als später der Mongole Kublai Chan China unterwarf, machte er einen Lama zum Könige von Tibet, und die nachfolgenden chinesischen Kaiser thaten nach und nach mit acht anderen Geistlichen dasselbe. Die Könige von Tibet nahmen 1426 den Titel eines Großlamas an, und der oberste von ihnen wurde als Dalai-Lama das Haupt der buddhistischen Religion. Es war ihm unmöglich, für sich allein die über einen weit ausgedehnten Raum verstreuten Nomadenstämme zu überwachen, und seine Gewalt verlor an Nachdruck, seit-



Lastkameel auf der Wanderung in der Mongolei. (Nach einer Zeichnung von E. Bayard.)

dem die große Region, welche man gewöhnlich als chinesische Tatarei bezeichnet, den chinesischen Kaisern unterthan wurde. Der Kaiser Kang hi erklärte den Oberlama der Kalkasmongolen für unabhängig, um diese letzteren von den stammverwandten Ol ö t e n (Kalmücken) zu trennen. Gleichzeitig hielten die chinesischen Diplomaten in Lhassa den Dalai-Lama unter strenger Aufsicht.

Das „Kuren“ befand sich nicht immer auf der heutigen Stelle. Um das Jahr 1720 stand es am Flusse Orchon,

unweit von der Mündung desselben in die Selenga, also etwas nördlich von dem gegenwärtigen Urga; aber einige Zeit vorher hatten die Kalkas an letzterm Punkt ihren Sammelplatz. Es wird nämlich gemeldet, daß im Jahr 1688 die Oelöten den prachtvollen Tempel zerstörten, welchen der Kutuktu aus gelbverglasten Steinen unweit vom Flusse Tula (Tolla) aufgeführt hatte.

Das Changai-Gebirge im Südwesten von Urga, welches gleichsam den Rand der großen Wüste bildet, eignet sich vortrefflich zum Sammelplatz für große Heeresmassen und kann flüchtigen Armeen sichere Rückzugslinien darbieten. Die Wiesen haben üppigen Graswuchs, und an Wasser ist kein Mangel. Lange vor der christlichen Zeitrechnung hatten die Hunnen Lagerplätze in der Gegend des heutigen Urga; die altberühmte mongolische Hauptstadt Karakorûm lag etwa 36 deutsche Meilen südwestlich von demselben. Von dort zogen die Mongolen zur Eroberung Asiens und Europa's aus; dort auch sammelten sie sich wieder, als sie 1368 aus China vertrieben worden waren, und gründeten unter einem Chan der Kalkas ein neues mächtiges Reich. Dort war auch im 12. Jahrhundert der vielbesprochene Priester Johann, zu welchem Könige aus dem fernen Abendlande Gesandte schickten. In Karakorum thronte Tschingis Chan.

Durch das dämonische Ingenium Tschingis Chans erhoben sich die Mongolen wie ein Wirbelwind und wurden zu einer weltverheerenden Macht. Was der größte Theil Asiens und des östlichen Europa's an Kulturgewinn besaß, erlag dieser wilden Stromfluth, welche aus der gelben Wüste, aus dem Sandmeer herausbrauste und sich nach Westen hin bis zu unserm deutschen Oderstrom, östlich bis an die Gestade des Chinesischen und Japanischen Meeres ergoß und vom nördlichen Polarkreise bis zum Persischen Golf fluthete. Aber in diesem wild zusammen eroberten Weltreiche war kein innerer Halt. Nach dem Tode des Gewaltigen zerfiel es, weil knüpfende Bande fehlten, allerdings unter mongolischen Herrschern, in seine natürlichen Bestandtheile auseinander, aber auch in diesen Trümmerstücken des zerrissenen Drachenleibes lebte die Mongolenherrschaft noch lange fort und wurde noch einmal, unter Tamerlan, ein Schrecken der Welt!

Von Kuren geht der Weg nach Kiachta in nördlicher Richtung, er war aber uneben und wegen des zerflossenen Schnees sehr schlüpfrig; er führt über Berge und Thäler. Diese letzteren sind alle wohlbewässert und anbaufähig; in einigen, z. B. in jenem des Flusses Boro, wohnt eine ziemlich dichte Bevölkerung. Dort bauen die Mongolen eine grobe Art von Roggen, den sie Buta nennen, und sie waren eben jetzt, in der letzten Woche des Septembers, mit der Ernte beschäftigt. Daraus scheint hervorzugehen, daß sie, bei günstigen Bodenverhältnissen, dem Ackerbau doch nicht ganz so abhold sind, wie man gewöhnlich annimmt. Auch jene im westlichen Tumet bestellen die Felder.

Bald nachher setzte Michie über den schwarzen Fluß, Kara gol, der ohne Gefahr passirt wurde, ritt dann über eine Reihenfolge von Höhen und Thälern, überschritt in einem Floße den Iro gol und war am 29. September in Sicht der Stadt Kiachta. Er hatte in 34 Tagen eine Strecke von 780 englischen Meilen zurückgelegt und war nun wieder im Bereich europäischer Gesittung, obwohl erst an der Südgrenze Sibiriens. Seine Schilderung Kiachta's haben wir schon (Globus VII, S. 345 ff.) mitgetheilt.

Ethnographische Schilderungen aus dem Gebiete des Amazonenstroms.

II. Die Chontaquiros oder Piros.

Wohnungen. — Gebrauch beim Essen. — Ein Schiffbruch. — Die Indianer auf der Insel Santa Rosa und ihre Missionsprojekte. — Diebstahl. — Der Chontaquiro Hieronymus und der Pater Bruno. — Betrachtungen über die Abstammung dieser Indianer. — Sprache, Sitten und Körperbildung. — Auch die Chontaquiros sterben aus.

Das Gebiet der Antis- oder Campas-Indianer, welche wir in unserer vorigen Nummer geschildert haben, reicht von Süden her am Quillabamba Santa Ana bis etwa 9½ Grad südlicher Breite; auch gehört ihnen das Land zu beiden Seiten des untern Apurimac. Da, wo dieser mit dem Quillabamba sich vereinigt und dann den Apu Paro, den Ucayale, bildet, treten die Tschuntaquiros oder Tschontaquiros auf. Die Region, welche dieses Volk inne hat, wird vom 9.° südl. Br. und dem 75.° westl. Länge von Paris durchschnitten; weiter nach Norden hin wohnen die Conibos, welche wir später gleichfalls schildern werden.

Paul Marcoy hatte auf seiner gefährlichen Stromfahrt nur mit Antis-Indianern zu verkehren gehabt, die wir bereits beschrieben haben. Weiter als bis zu dem Punkte Bitiricaya durften diese nicht rudern, denn die Chontaquiros würden es nicht geduldet haben. Sie nahmen also Abschied von dem Reisenden, an welchen ein indianischer Redner zu guter Letzt eine Ansprache hielt. (S. 38.)

Fortan bestand die Bemannung der Piroguen nur aus Chontaquiros, die mit dem Ruder so gewandt umzugehen wissen, wie irgend ein Schiffer in der Welt. Sie lenken ihren Nachen wie ein tüchtiger Stallmeister ein gut abgerichtetes Schulpferd; sie sind gleichsam Wassercentauren und mit ihren Piroguen wie zusammen geschmiedet. Dabei schreien, lachen und lärmen sie unaufhörlich, bespritzen einander mit Wasser und treiben allerlei lustigen Unfug.

Die Wohnungen dieser Indianer liegen nicht hinter Gebüsch und Bäumen versteckt, wie jene der Antis, sondern unweit vom Ufer der Flüsse jedem Auge sichtbar, denn die Chontaquiros fürchten sich vor keinem andern Stamme. Ihre Hütten sind nicht armselig, sondern groß und geräumig. Marcoy sah die erste bei Sipa am Quillabamba, und sie bot einen ungemein zierlichen Anblick dar. Nach Osten und Westen war sie ganz offen, nach Norden und Süden neigte sich das Dach bis etwas über Mannshöhe

hinab; das Ganze ruhte auf Pfeilern und war ungemein luftig. Zur Bedeckung werden Palmenblätter verwandt; sie ist zugleich dauerhaft und zierlich, 40 Fuß hoch, 50 Fuß breit, 25 Fuß tief und widersteht vollkommen den tropischen Regengüssen und Stürmen. Diese Hütten gewähren einen sehr malerischen Anblick, besonders wenn in der Nähe Gruppen von Tarapote-Palmen stehen.

Gewöhnlich wird in der Nähe der Wohnung ein Stück Landes urbar gemacht und mit Bananen, Zuckerrohr, Baumwolle, Tabak und Rocou bepflanzt; eine solche Anpflanzung nimmt aber allemal nur einen kleinen Raum ein und wird schlecht unterhalten. In jener Hütte bei Sipa wohnten drei Familien beisammen; sie bestanden aus 20 und einigen Köpfen und benahmen sich sehr gastfreundlich. Dem Reisenden wurde sogleich, ehe man auch nur eine Frage über das Wer und Woher an ihn gerichtet hatte, ein mit frischen Bananen gekochtes Stück Peccarifleisch vorgesetzt. Freilich gehört eine nicht geringe Abhärtung dazu, bei einer solchen Mahlzeit den Appetit nicht zu verlieren. Alle Indianer langen in denselben Kessel hinein, jeder nimmt ein beliebiges Stück, kaut daran herum und wirft das, was er davon nicht mehr mag, zu dem Uebrigen in den Kessel. Dieser widerwärtige Gebrauch ist aber in Peru nicht bloß bei den Wilden anzutreffen, sondern sogar, wie Marcoy ausdrücklich hervorhebt, auch bei der „peruanischen Aristokratie".


Ein Redner der Antis-Indianer. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

An den Querbalken der Hütte hingen große und kleine Körbe, Maiskolben, Erdnüsse, Coloquinthen und im Rauche gedörrtes Fleisch. Dazu kamen allerlei von den Frauen gewebte Sachen: Umhängetaschen, Säcke, Kapuzen, welche an den Röcken zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen befestigt werden, rohe Baumwolle, gesponnenes Garn, Bogen, Pfeile, Ruder, Keule, Federschmuck, Hals- und Armbänder, Trommeln, Flöten und noch sonst mancherlei.

Nördlich von Sipa verlor der Pflanzenwuchs seine Ueppigkeit, und die Ufer des Quillabamba sahen ziemlich kahl aus; er macht in dieser Gegend eine weite Krümmung von etwa 30 spanischen Meilen, bildet manche Felseneilande und hat einen äußerst schnellen Lauf. Marcoy erfuhr das Mißgeschick, in einen engen Kanal zu gerathen, in welchem seine Pirogue pfeilschnell dahin schoß. Zum Unglück wurde sie gegen einen riesigen, im Wasser liegenden Stamm einer Siphonia elastica getrieben und zwischen die Aeste desselben eingeklemmt. Der Anprall war gewaltig und der Schiffbruch vollständig. Die beiden Chontaquiros, welche den Nachen gerudert hatten, sprangen sofort ins Wasser, der Reisende blieb mit einem schwarzen Atelesaffen zurück, klammerte sich an den entwurzelten Baum und mußte in Geduld zuwarten, bis Rettung kam. Nach Verlauf einiger Zeit erschien dann auch eine größere Pirogue und nahm Mann und Affen an Bord. Hier befand sich aber auch ein rother Ateles. Beide Affenarten sind einander spinnefeind; als der schwarze den rothen erblickte, sprang er wie besessen gegen denselben ein, und zwischen beiden erhob sich ein grimmiger Kampf. Man konnte den Ateles niger und den Ateles rufus nur mit großer Mühe auseinander reißen.

Zehn Tage lang blieb Marcoy in Gesellschaft der Chontaquiros; als sie ihn bis an die Vereinigung des Apurimac mit dem Quillabamba gerudert hatten, wurden sie abgedankt, und an ihre Stelle traten dann andere, welche auf der Insel Santa Rosa angenommen wurden.

Auf diesem Eilande lagen sieben Hütten der Chontaquiros, die aber nicht so kunstreich gebaut waren, wie die oben geschilderten; sie hatten statt der Palmenblätter eine gewöhnliche Rohrbedachung. In der Nähe war das Gesträuch niedergebrannt und der ein wenig aufgelockerte Boden mit Maniok und Bananen bepflanzt worden. Diese Indianer gingen mit dem Plan um, aus der Mission Sarayacu, welche weiter abwärts von Ucayale liegt, einen Geistlichen herbei zu rufen, der auch bei ihnen eine Station gründen sollte. Es ist dabei wohl auf äußere Vortheile abgesehen, denn eine Mission bildet allemal auch einen Anziehungspunkt für den Handel, von welchem die Bewohner ihren Vortheil haben. Aber sie ist nicht ohne Gefahr für die Priester, und Marcoy berichtet in dieser Beziehung eine wohlbeglaubigte Thatsache. Der Chontaquiro, mit welchem er für die 10tägige Stromfahrt bis Santa Rosa einen Vertrag abgeschlossen hatte, hieß Jeronimo; er war zugleich Dolmetscher. Die Antis hatten dem Reisenden im Vertrauen zugeraunt: „Traue den Chontaquiros nicht, sie sind Diebe."

Ein Franciskanermönch, Pater Bruno, war aus dem apostolischen Seminar zu Ocopa nach Sarayacu gekommen und dann den Ucayale-Apu Paro bis zu den Chontaquiros hinaufgefahren, um Bekehrungsversuche zu machen. Er kam auch in die Schlucht von Sieotscha, wo Jeronimo wohnte. Der junge Heide hieß damals noch Huitsi und schien ein sanftmüthiger Mensch zu sein, ging mit nach Sarayacu, wurde getauft, erhielt den Namen Hieronymus und läutete drei Jahre lang die Glocken. Pater Bruno wähnte, daß dieser junge Bekehrte ihm bei der Gründung einer Mission unter seinen Landsleuten nützlich werden könne. Er belud ein Fahrzeug mit Messern, Beilen, Glasperlen und dergleichen Dingen mehr, die erforderlich waren, um bei den Chontaquiros Gunst zu erwerben. Aber sein Ende war nahe; in der Schlucht von Sieotscha durchbohrte Hieronymus ihn mit einem Pfeil und eignete sich alle Habe an.

Die Chontaquiros von Santa Rosa schienen friedlicher Natur zu sein, hatten die Mission Sarayacu mehrfach besucht und sich christliche Vornamen beigelegt, z. B. die unvermeidlichen Pedro, Juan und José, Mariquita, Maria und Juana. Manche wollten auch wissen, daß sie vor Zeiten getauft worden seien, und deshalb tauchten sie ihre neugebornen Kinder tief ins Wasser ein. Sie wollten, sagten sie, dem Padre, der zu ihnen komme, gern eine Kirche bauen, was freilich nicht viel heißen will, denn es handelt

sich dabei lediglich um eine große Hütte; an Schildkröten, Wildpret und Fischen solle der Geistliche nie Mangel leiden.

Der Chontaquire, welcher diese Mittheilungen dem Chole Antonio gab, war ein stämmiger Mann, trug Mantel und Kapuze und hatte sich das Gesicht mit schwarzen Streifen „verschönert“.

Am andern Morgen fehlte dem Hauptmanne der peruanischen Begleitung, mit welchem Marcoy reiste, ein rothseidener Gürtel, dem Fähnrich ein baumwollenes Tuch, dem Franzosen selber eine Reisetasche. Die oben erwähnte Warnung der Antis hatte also guten Grund; diese missionsfreundlichen Chontaquiros, welche sich so unschuldig anstellten, waren ausgemachte Diebe. Die Reisenden durften sich nicht einmal beklagen, um nicht den Zorn der Wilden zu erregen, welche gleich mit Pfeilen oder der schweren Macana, der Keule, bei der Hand sind.

Woher stammen diese Chontaquiros? Marcoy meint, und das spricht gegen die Einerleiheit der Abstammung, welche Marcoy annimmt. Er wirft die Frage auf: „Liegt die Ursache dieser Verschiedenheit in dem abenteuerlichen Geiste (!!), welcher die Piros-Chontaquiros schon früh bewog, am Apurimac und am Apu Paro bis zu den Völkern am Ucayale und an der Tunguragua (dem obern Amazonenstrom) vorzudringen? In welche Epoche fallen diese ersten Völkerverschiebungen, und wie lange Zeit war erforderlich, um die Wurzelwörter und überhaupt die Vocabeln der transandinischen Sprache durch die Berührung mit anderen Idiomen zu verderben und umzugestalten? Bei dem gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse erscheint es unmöglich, diese Frage vollständig aufzuhellen.“ Der Reisende theilt dann ein Vocabularium der Chontaquire-Sprache mit, aus welchem wir eine Anzahl Wörter hervorheben, und zwar vorzugsweise solche, deren Bezeichnung im Antis wir S. 15 gegeben haben.



Ein Kampf zwischen zwei Ateles-Affen. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

daß sie gleichen Ursprungs mit den Antis-Quechuas seien, „Abkömmlinge eines und desselben Grundstammes, Mitglieder derselben Familie“. Seine Beweisführung will uns nicht recht einleuchten, wir wollen aber doch mittheilen, wie er seine Ansicht zu begründen sucht.

Unter dem Namen Chichirenis, Piros und Simirinchis besaß das Volk der Chontaquiros im 16. Jahrhundert das Land an beiden Ufern des untern Xauja oder Mantaro, der aus dem Chinchay-See am Ostabhange der Cordillera de Bombeu abfließt. Sie streiften bis an den Apurimac und an den Apu paro, kamen also durch das Gebiet der Antis, welche diesen Zügen kein Hinderniß in den Weg legten. Aus diesem Umstande folgert, etwas gewagt, Marcoy, daß beide Völker „durch gewisse natürliche Bande“ verknüpft seien, die vielleicht schon schwach geworden, aber doch vorhanden gewesen wären. Der beiderseitige Typus ist ähnlich, nicht minder die Bekleidung und mancher Brauch. In Berichten der Missionäre aus dem 17. Jahrhundert werden unter den Collektivbenennungen Antis, Simirinchis y Piros alle Indianerstämme begriffen, welche damals das Pajonal bewohnten.

Die Sprache der beiden Völker ist ganz verschieden,

Baumwolle, gojapujé,	Affe, peri,
Zucker, pochoacsiri,	Hund, quiti,
Cacao, turampi,	Geier, mairi,
Canneel, pitacsi,	Hahn, achauripa tiajini,
Roccu, apisiri,	Henne, achauripa,
Genipahua, iso,	Papagei, pullaro,
Maniok, timeca,	Taube, nocaji,
Mais, siji,	Fisch, capiripa,
Tabak, nietiti.	Spinne, macsi,
Tapir, siemo,	Fliege, sisiri,
Bär, saji,	Mücke, llusla,
Schlange, amuini,	Ameise, isiqui,
Schwein, illavi,	Banane, parianta.

Ein Vergleich mit dem Antisvocabularium zeigt, daß die Ausdrücke für Thiere und Pflanzen bei diesen, angeblich einem und demselben Stamm angehörigen Völkern ganz radikal verschieden sind, bis auf die zwei Wörter für Mais und Banane.

Die alten Missionäre wissen viel von dem kriegerischen Muthe und der Wildheit der Chontaquires zu berichten. In den Jahren 1628 bis 1641 werden nicht weniger als 17 Geistliche namhaft gemacht, welche von den Pfeilen



Gesichtstypen der Chontaquiros. (Nach einer Zeichnung von Riou.)



Chontaquiros am Ucayale. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

dieser Indianer durchbohrt worden sind oder ihren Keulenschlägen erlagen. Seit jenen Tagen ist nach und nach eine große Veränderung eingetreten, denn die Chontaquiros sind zu gemeinen Dieben herabgesunken und wollen sogar eine Mission haben!

Sie sind, wie schon bemerkt, aus der Gebirgsgegend des Flusses Xaura oder Mantaro abwärts gegangen, und wir finden sie nun am linken Ufer des Apu Paro, wo sie namentlich an den vier kleinen Nebenflüssen Sipahua, Sipa, Sinipa und Sicotscha ihre Hütten haben.

Die Aehnlichkeit zwischen ihnen und den Antis bezieht sich lediglich auf Körpergestalt, Kleidung und manche Sitten und Gebräuche, weiter geht sie nicht. Sie „empfinden ein natürliches Bedürfniß, sich Alles anzueignen, was ihnen gefällt", das heißt, sie sind Erzdiebe. Sie sind wunderlich und unberechenbar, störrigen Wesens, kennen keinen Zwang, in ihrem Gebahren liegt etwas Ueppig-Uebermüthiges, sie sind lärmend und schwatzhaft. Mit alle dem bilden sie einen scharfen Gegensatz zu den sanften und melancholischen Antis und zu den schweigsamen, zurückhaltenden Quechuas der Gebirge.

Marcoy sucht seine künstliche und höchst unwahrscheinliche Hypothese von der gänzlichen Umwandlung in Sprache, Wesen und Charakter der Chontaquiros eben so künstlich aus klimatischen Verhältnissen herzuleiten, aber die äußeren Einwirkungen haben doch nimmermehr die Kraft und den Einfluß, um die Sprache und die Naturbegabung eines Volks radikal umzugestalten; sie können höchstens einen bedingten Einfluß ausüben. Diese Indianer leben jetzt in einer schönen, warmen Region, in der sie Nahrungsmittel im Ueberflusse finden; die Antis dagegen sind mehr auf die Flüsse in der Nähe der Sierra angewiesen, die sehr kaltes Wasser und keinen Reichthum an Fischen haben; auch ist die Ausbeute der Jagd nicht ergiebig, und der Antis leidet oft Mangel. (Das ist aber einfach seine Schuld, weil er zu träg ist, Ackerbau zu treiben.) Der Chontaquiro



Gruppe von Tarapote-Palmen. (Nach einer Zeichnung von Riou.)

ist kräftiger und gedrungener von Körper und viel beweglicher; er hat kurzen Hals, breite Schultern und stark ausgewirkte Muskeln.

Wir sagten schon oben, daß er ein ganz ausgezeichneter Schiffer sei; für ihn ist der Kahn, was für den Gautscho in den argentinischen Pampas das Roß.

Unsere naturgetreuen Abbildungen zeigen die Tracht der Chontaquiros und die Gesichtstypen. Die Kapuze hält die Sonnenstrahlen ab und schützt vor den Stichen der Mücken. Die Frauen bekleiden sich nur mit einem Streifen baumwollenen Zeuges, das sie selber weben und braun färben. Dieser Schurz reicht von den Hüften bis auf die Hälfte des Oberschenkels; Gegenstand des Putzes sind hauptsächlich Glasperlen, die als Hals- und Armbänder getragen werden. Dieser Tand wird in den peruanischen Missionen und den brasilianischen Ortschaften eingetauscht; die Indianer geben dafür Wachs und Thran vom Lamantin oder Schildkrötenfett. Vollendete Stutzerinnen hängen auch ein paar Silber- und Kupfermünzen an sich, und diese müssen bis auf den Nabel hinab baumeln.

Die Frauen sowohl der Antis wie der Chontaquiros sind sehr häßlich, die Größe beträgt durchschnittlich 4 Fuß 4 Zoll; das Haar ist grob, straff, schwarz mit gelblichem Schein und über den Augen in gerader Linie abgeschnitten. Die Haut ist dick und in Folge der Insektenstiche, Dornenrisse, und von Wind und Wetter so rauh, daß sie sich anfühlt wie die Blätter mancher Pflanzen auf der Rückseite. Bis etwa zum 16. Jahre ist die Gestalt noch leidlich schlank, dann aber wird sie dick und plump. Bei der Geburt wird der Nabelstrang ungeschickt abgeschnitten und bei Vielen wächst der Nabel faustdick hervor. Das Gesicht ist rund, die Stirn eng und schmal, die Backenknochen stehen weit vor, die Augen sind klein, schräg, eng geschlitzt, das Weiße darin hat einen gelblichen Anflug, und oft sind sowohl Augenwimpern wie Brauen ausgerissen. Die Nase ist entweder sehr platt oder übermäßig gebogen, der Mund groß, die Lippen sind dick, die Zähne kurz und blendend weiß wie bei einem jungen Hund. Die Farbe des Gesichts ist wie Sepia, die man mit etwas Okergelb versetzt hat, obendrein werden die Wangen und die Ränder unter den Augen oft mit Genipa schwarz gefärbt, und ein Gleiches geschieht mit den Händen und Füßen bis zu den Knöcheln. Die Männer mischen unter die Genipa auch Rocou und beschmieren sich mit diesem Schwarzbraun.

So sind diese „Naturföhne der Wildniß"! Indessen muß zugestanden werden, daß die Chontaquiros in allerlei Handfertigkeiten weit geschickter sind, als die Antis; sie bauen bessere Hütten und Kähne, sodann sind ihre Waffen- und Töpfergeschirre viel hübscher.

Auch der Chontaquiro lebt vereinzelt, und selten wohnen mehr als drei Familien neben einander. Früher gab es wohl Dörfer, die aus sechs bis sieben Hütten bestanden, aber diese sind nun längst verschwunden. Das Volk war in Stämme getheilt, diese zerfielen in Familien, Alles vereinzelte sich. Diese Waldindianer treiben nur Jagd und Fischfang; zum Ackerbau mögen sie sich nicht bequemen. In vielen Gegenden ist die Ausbeute schwächer und unsicher geworden, und daraus entsteht Noth. In jedem Jahrhundert sind einige Male Seuchen wie Würgengel unter diese Indianer gekommen und haben ganze Völker hinweggerafft. Marcoy macht folgende, wir glauben ganz richtige Bemerkung: „Ich sage den Optimisten, welche da meinen, einst werde die Morgenröthe der Civilisation über diesen verkommenen Völkern aufgehen, daß sie sich einer Utopie hingeben. Diese Völker sind vom Schicksal verdammt, zu Grunde zu gehen."

Häuptlinge hat der Chontaquiro nur im Kriege. Gleich dem Antis wirft er seine Todten ins Wasser, aber er legt sie zuvor in einen Kahn, den er mit Sand oder Steinen belastet. Vielweiberei ist gestattet, bildet aber doch nur die Ausnahme, und selten hat ein Mann mehr als vier Frauen. Die älteren derselben sind gleichsam Aufseherinnen der jüngeren, müssen aber die schwersten Arbeiten verrichten, z. B. Holz und Wasser holen, kochen und im Feld arbeiten, während jene nur spinnen und weben.

Die religiösen Ansichten sind eben so roh und ohne innern Zusammenhang, wie bei den Antis.

Wie entsetzlich rasch gehen auch diese Indianer dem Untergang entgegen! Sämmtliche Chontaquiros an den oben genannten Flüssen Sipahua, Sipa, Simipa und Sicotcha, zusammen genommen mit der Familie von Sipa und Consava zählen allerhöchstens 4 bis 500 Männer! An jenen vier Flüssen stehen im Ganzen nur dreizehn Wohnungen; auf der Insel Santa Rosa zählte Marcoy 71 Seelen, in Sipa 20, in Consava 40; die Zahl seiner Ruderer betrug 16; etwa 50 streiften auf der Jagd umher. Rechnet man, was gewiß zu hoch ist, auf jede der 13 Wohnungen 12 Köpfe und nimmt die übrigen hinzu, so kommen höchstens 350 Seelen heraus. Nach einem Vierteljahrhundert wird der letzte Chontaquiro verschwunden sein!

Das Benedictinerkloster auf dem Monserrat.

Von **Moritz Willkomm.**

Es gibt Oertlichkeiten auf der Oberfläche unsers Planeten, welche so einzig in ihrer Art sind, daß sie sich mit keiner andern Gegend vergleichen lassen und von keiner andern übertroffen werden, Oertlichkeiten, denen Natur, Geschichte, Poesie und Kunst einen so wunderbaren Zauber eingehaucht haben, daß, wer jemals eine Schilderung derselben las, von dem Verlangen erfüllt werden muß, sie zu sehen, und Jedem, der so glücklich war, sie besuchen zu können, die Erinnerung daran mit Flammenzügen in Geist und Herz eingegraben bleibt. Eine solche Oertlichkeit ist der Monserrat. Welcher Gebildete hätte nicht schon als Kind von diesem phantastischen Felsgebirge Spaniens gehört und gelesen, von dem „gesägten Berge" — denn das bedeutet sein catalonischer Name —, der sich gleich einem gewaltigen verzauberten Schlosse stolz aus dem grünen, mit allen Reizen der südeuropäischen Natur verschwenderisch geschmückten

Hügellande zwischen den reichbevölkerten und prächtig angebauten Thälern der Flüsse Llobregát, Noya und Besór erhebt und in hunderte von riesenhaften Felskegeln verläuft, die ernst und feierlich, gleich versteinerten Zeugen der Allmacht Gottes, bis in den reinen Aether des glänzend blauen Himmels aufzuragen scheinen! Und welche Fülle der Romantik hat die Natur gerade diesem Berge verliehen, welch' hohes historisches Interesse knüpft sich gerade an seine erhabenen Zinnen, welch' poetischen Reiz hat nicht gerade ihm sowohl die Erinnerung an tausende von Wundern, die sich auf seinen Höhen ereignet haben sollen, als auch die sinnigen Sagen und Mährchen, welche im Munde des Volks über ihn gäng und gäbe sind, verliehen? Wie schön ist doch die eine Sage, an welcher der starrgläubige Catalonier so fest hält, wie an dem Evangelium selbst, daß nämlich der Monserrat ursprünglich ein fest zusammenhängendes Gebirg gewesen und erst in jener hochheiligen Stunde in seine hunderte von Felskegeln zerspalten sei, wo der Welterlöser am Kreuz verblutete!

Eine Schilderung dieses Zauberberges nach allen hier einschlagenden Beziehungen würde viele Bogen füllen. Wir wollen uns daher nur allein auf die Beschreibung des berühmten an seinem Osthange erbauten Benedictinerklosters beschränken, dessen südliche Ansicht der nebenstehende Holzschnitt zeigt.

Der Convento de Nuestra Señora del Monserrat (das Kloster unserer lieben Frau vom Monserrat) steht etwa in der halben Höhe des Gebirges (die höchste Spitze desselben liegt 3937 par. Fuß über dem Spiegel des Mittelländischen Meeres) auf einem schmalen Plane hart am Rande eines Schwindel erregenden Abgrundes, welcher den nach dem Llobregatthale sich öffnenden Ausgang einer tiefen Thalschlucht bildet, die das ganze Gebirge der Länge nach spaltet und den einzigen Aufweg zu seinem höchsten Gipfel gestattet. In Vogelperspektive erblickt man vom Kloster aus das hier zu einer schmalen, romantischen Schlucht verengte Thal des Llobregat, während unmittelbar hinter dem imposanten Gebäude kolossale Felsmassen in den wunderlichsten Gestalten hoch emporragen. Drei isolirte, hinter den Nebengebäuden des Klosters stehende Felskolosse sehen fast aus, wie menschliche Gestalten. Jeder derselben trägt einen riesigen fast wie eine Bischofsmütze gestalteten Block, weshalb diese drei Felsen die drei Bischöfe genannt werden. Das Kloster besteht aus drei gewaltig großen, aus mächtigen Quadern zusammengefügten Gebäuden, welche einen viereckigen Hof umschließen, und nimmt mit seinen zahlreichen Nebengebäuden, von denen eines seit der Säcularisirung als Gasthaus dient, einen bedeutenden Raum ein. Das nach Osten gerichtete Gebäude enthält die Kirche, daneben erhebt sich der oben achteckige, blos mit einem spitzen Ziegeldach bedeckte Glockenthurm, welcher die kolossalen Gebäude nur wenig überragt. In den beiden, seit dem Brande von 1814 inwendig theilweise zerstörten Seitengebäuden befinden sich über 100 geräumige Zellen, deren jede ein großes Fenster mit Balkon besitzt. Das nach Süden schauende Seitengebäude ist acht Stockwerke hoch und mit 55 Balkons geschmückt. Eine hohe, mit dem Kirchhause parallel gehende Mauer, welche die beiden Klosterflügel an der Westseite verbindet, scheidet den innern von dem Kreuzgang umgebenen Hof von den beiden Vorhöfen, deren zum Theil in gothischem Styl ausgeführte Gebäude in Ruinen liegen. Dieser Riesenbau stammt aus dem 16. Jahrhunderte, wo er auf Befehl und Kosten Philipps II. errichtet wurde, da sich das bis dahin bestandene viel kleinere Kloster im Laufe der Zeit sowohl für die immer mehr anwachsende Zahl der Mönche, als zur Beherbergung der tausende von Wallfahrern, die alljährlich nach dem Monserrat strömten, um die Wunderkraft des in der Kirche des Klosters ausgestellten Madonnenbildes zu erproben, als unzureichend erwiesen hatte.

Das Monserratkloster verdankt nämlich seine Entstehung einem hölzernen Bilde der heiligen Jungfrau, welches im neunten Jahrhunderte in einer unweit des Klosters befindlichen Höhle gefunden worden sein und zahllose, unerhörte Wunder bewirkt haben soll. Einer Legende zufolge wurde dieses Bild vom Evangelisten Lucas in Jerusalem verfertigt, durch den Apostel Petrus nach Spanien gebracht und von diesem dem heiligen Etherias, erstem Bischof von Barcelona, übergeben. Als die Mauren nach Catalonien einbrachen, brachte es der damalige Bischof von Barcelona heimlich auf den Monserrat und versteckte es in die erwähnte Höhle, wo es im Jahre 880 zufällig von einem Hirten gefunden wurde. Sifredo el Velloso, Graf von Barcelona und Vasall Karls des Dicken, ließ hierauf ein kleines Kloster an derselben Stelle bauen, wo das jetzige steht, und übergab dasselbe den Nonnen von San Pedro de les Puellas in Barcelona. Im Jahre 976 ließ Borell, fünfter Graf von Barcelona, diese Nonnen zurückkehren und versetzte Benedictinermönche auf den Monserrat. Dieser, durch seine Gelehrsamkeit berühmte Orden blieb im Besitz des später durch Philipp II. reich dotirten Klosters, dessen Neubau 32 Jahre erforderte (vollendet wurde es 1599), bis zum Jahre 1836, wo bekanntlich sämmtliche Mönchsklöster in Spanien aufgehoben wurden, und häufte hier allmälig eine große Menge der werthvollsten literarischen Schätze und Kunstwerke auf, während er zugleich die Kirche des Klosters mit verschwenderischer Pracht und vielen Kostbarkeiten ausschmückte. Berühmt war die an seltenen Manuskripten reiche Bibliothek des Klosters, enorm der Werth der Kirchengeräthe und Meßgewänder! Brannten doch allein am Hochaltar, auf welchem das Madonnenbild aufgestellt ist, Tag und Nacht, ununterbrochen, schwere dicke Wachskerzen auf 80 massiv-silbernen Candelabern! Diese ganze Pracht ging während des Befreiungskrieges durch die Franzosen zu Grunde. Schon im Jahre 1808 besetzten dieselben das Kloster, verschonten es jedoch, da sie hier auf keinen Widerstand stießen. Nach ihrem Abzuge diente das Kloster den Spaniern als Operationspunkt und Waffenplatz. Deshalb erstürmten die Franzosen gegen Ende des Krieges den Monserrat, worauf sie die Mönche vertrieben, das Kloster plünderten und, vermuthlich aus Rache dafür, daß die klugen Mönche die größten Kostbarkeiten versteckt hatten (sie waren auf die Balearischen Inseln gebracht worden), dasselbe zu sprengen versuchten. Die Stärke der wie für die Ewigkeit gebauten Mauern vereitelte dieses Unternehmen großentheils; als aber die Franzosen gezwungen wurden, Catalonien zu räumen, steckten sie das Kloster in Brand. Dadurch wurden nicht allein die meisten Nebengebäude zerstört, welche seitdem in Ruinen liegen, sondern auch die Bibliothek und viele der frühern Plünderung entgangene Kunstwerke und Kostbarkeiten, indem die eigentlichen Klostergebäude, deren Mauern die Flammen wenig anhaben konnten, innerlich ausbrannten. Dies geschah im Jahre 1814. Nach der Rückkehr Ferdinands VII. bauten die Mönche fleißig an der Wiederherstellung ihres verwüsteten Hauses. 1820 zum zweiten Male vertrieben, begannen sie die Restauration des Klosters 1823 abermals und setzten dieselbe, soweit es ihre mittlerweile sehr zusammengeschmolzenen Mittel erlaubten, bis 1835 fort. Seit der Aufhebung des Ordens geschieht nur das Allernothdürftigste für die Erhaltung der Kirche und zur Verhütung weiterer Zerstörung, und daher ist das Kloster, so stattlich es sich noch immer von Außen und namentlich in einiger Entfernung ausnimmt, genau



Das Benedictinerkloster auf dem Monserrat bei Barcelona. (Nach einer Originalzeichnung von M. Willkomm.)

besehen, eine grandiose Ruine. Bei meinem Besuch des Monserrat im April 1846 wohnten in den verödeten Gebäuden noch acht ehemalige Benedictiner, welche hier als Weltgeistliche in den ärmlichsten Verhältnissen lebten. Aber nicht allein Kriegserinnerungen knüpfen sich an das Kloster des Monserrat, sondern auch kulturhistorische von hoher Bedeutung. Manches gelehrte Werk theologischen, philologischen, historischen, selbst naturgeschichtlichen Inhalts ist in den einsamen Zellen dieses Gebäudes geschrieben worden, mancher berühmte Mann hat hier für immer als frommer Bruder, oder zeitweilig in beschaulicher Zurückgezogenheit, ernsten Studien oder Bußübungen hingegeben, gelebt! Nur ein solcher Mann sei hier erwähnt, der heilige Ignatius von Loyola, welcher, wie Manche behaupten wollen, während seines Aufenthalts auf dem Monserrat zuerst auf die Idee zur Gründung seines weltbeherrschenden Ordens gekommen sein soll.

Betrachten wir das einst stolze Kloster des Monserrat in seinem jetzigen herabgekommenen Zustande. Sämmtliche Gebäude sind aus einem röthlichgelben Stein erbaut, welcher im Sonnenlicht einen überaus warmen und reichen Farbenton annimmt, weshalb namentlich die in Ruinen liegenden, von der gütigen Natur mit üppigen Gewinden von Ephen und anderen Schlingpflanzen mitleidig geschmückten Theile des Klosters einen unbeschreiblichen Reiz erhalten und wo die Sonnenstrahlen auffallen wie vergoldet erscheinen. Der Haupteingang zu dem eigentlichen Kloster befindet sich an der Westseite. Von einem auf drei Seiten von verfallenen Nebengebäuden, von denen nichts als die vier Wände übrig sind, umgebenen, mit Trümmern und Graswuchs bedeckten Platze aus tritt man durch einen wohlerhaltenen Thorbogen einer zerstörten Mauer in den äußern und durch ein verfallenes Portal in den zweiten Vorhof. Beide Höfe sind von gesprengten, höchst malerische Ruinen bildenden Gebäuden umgeben. Einen überaus pittoresken, zugleich aber auch in hohem Grade betrübenden Anblick gewährt namentlich der zweite Hof. Die ihn umringenden Gebäude waren im prächtigsten maurisch-gothischen Style erbaut, wie ihre Ueberreste bezeugen. Ganz besonders fesselt die eine Wand, aus zwei zierlichen über einander gesetzten Bogenreihen, die auf schlanken Marmorsäulen ruhen, bestehend, durch deren leere Fenster man auf das wildromantische Felsenlabyrinth hinausschaut, die Blicke des Besuchers. Noch sind an den Wänden hier und da prächtige gothische Ornamente vorhanden, desgleichen einzelne Theile des diesen Hof umgebenden Kreuzganges mit theils verblichenen, theils halb abgeschabten oder von Moos und Schlingpflanzen überwucherten Resten ehemaliger Frescogemälde. Ein kleiner Ziehbrunnen von eigenthümlicher Construction ist allein erhalten und liefert noch gegenwärtig das Trinkwasser für die wenigen Bewohner des Klosters; dagegen liegen auf dem ganzen Hofraume herabgestürzte Statuen mit zerbrochenen Gliedern, Trümmer von Säulen und Capitälern, von Grabdenkmälern, gothischen Gesimsen und Ornamenten, Mauersteine und Stücken von Mörtel bunt durch einander, überwachsen zum Theil von Nesseln, allerhand Kräutern, Schlingpflanzen und wilden Rosen. Besser erhalten ist der innere von den äußerlich unverletzt gebliebenen Hauptgebäuden eingeschlossene Hof, doch wächst überall Gras und Unkraut in üppigen Büscheln aus den Mauerspalten und zwischen den großen, zum Theil zersprungenen, wohl auch ganz zerstörten Marmorplatten hervor, mit denen der Hof gepflastert ist. Auch hier sind die Gemälde in den Nischen des Kreuzganges längst verblichen und theilweise ganz verschwunden. Die beiden gewaltigen Gebäude rechts und links von dem Kirchhause enthalten lange Reihen leerstehender Zellen, in welchen Fledermäuse nisten, voll Spinnweben, Staub und Trümmer; nur einige wenige sind wohnlich hergerichtet für die noch hier lebenden Priester. Durch ein verschlossenes Portal gelangt man in die im edlen Styl des Escurial erbaute, aus drei Schiffen bestehende, nothdürftig erhaltene, doch reinliche Kirche. Noch ist in ihr der Boden kunstvoll aus glänzend polirtem schwarzen und weißen Marmorgetäfel zusammengesetzt, dagegen sind die Marmorbekleidungen der Wände längst verschwunden und ist eine einfache Uebertünchung mit Kalk an ihre Stelle getreten. Im Tabernakel des marmornen Hochaltars steht die fast lebensgroße Statue des berühmten Marienbildes in einer Nische, deren Fenster durch Vorhänge von rother Seide verschlossen sind, allein anstatt der Kerzenpracht, welche früher vor diesem Heiligthum strahlte, erhellen dasselbe jetzt nur spärlich einige davor hängende Oellampen von Messing. Gesicht und Hände dieses uralten Bildes sind beinahe schwarz, ob in Folge des hohen Alters oder des dunklen Colorits des Holzes selbst, mag unentschieden bleiben. Seltsam sticht gegen die dunkle, matte Farbe der Haut der eigenthümliche Glanz der sehr natürlich nachgeahmten Augen ab, die den Beschauer förmlich ansehen. Die prächtigen, seidenen, goldgestickten Gewänder und die mit Juwelen reich besetzten Goldreife, welche Finger und Arme dieser Madonna schmücken, deren angebliche Wunderkraft noch jetzt viele Gläubige und Kranke nach dem Monserrat lockt, bilden die einzigen Kostbarkeiten, die dem Kloster verblieben sind.

Wenn aber auch der Vandalismus roher Kriegerhorden das Kloster seiner Pracht, seiner Reichthümer und Kunstschätze beraubt hat, die reizende Lage, die pittoresken Umgebungen, die entzückend schönen Aussichten konnte er ihm doch nicht nehmen. Es gibt schwerlich ein anderes Kloster in der Welt, welches sich in diesen Beziehungen dem des Monserrat an die Seite stellen könnte. Jeder Punkt in seinen Umgebungen gewährt die überraschendsten und imponirendsten An- und Aussichten, nichts aber geht über die Großartigkeit und zauberische Schönheit des Gemäldes, welches sich dem entzückten Auge von der Terrasse des Klostergartens eröffnet. Ein kühner Brückenbogen führt an der hintern Seite des Kirchengebäudes aus dessen viertem Stockwerke nach dem Klostergarten hinüber, welcher sich lang und schmal am Fuße der kolossalen Felsenmassen hinzieht und großentheils in das Gestein gesprengt ist. Nur dadurch, daß die Mönche Erde auf jene schmale Felsenleiste hinauftrugen, war es möglich, hier einen Garten herzustellen. Derselbe war zur Zeit meines Besuchs größtentheils verwildert, nur stellenweise ein sauber gepflegtes Gemüse- oder Blumenbeet zu sehen. Mächtige Gruppen verwilderter Rosensträucher ließen erkennen, daß die Mönche nicht versäumt hatten, dieses liebliche Plätzchen, dessen bemooste Steinbänke köstliche Blicke in das Llobregatthal, über das lachende Hügelgelände und das Meer darbieten, durch Anpflanzung duftender Blumen in ein wahres Eden zu verwandeln. Am südlichsten Vorsprunge des Felsens endet dieser vom üppigsten Baumwuchs überschattete Garten mit einer Terrasse, deren eisernes Geländer mit den kolossalen, aus Stein gemeißelten Standbildern der Apostel geschmückt ist. Von hier aus überschaut man mit einem Blick das in grausiger Tiefe zu den Füßen liegende, mit Dörfern, Kirchen, Fabrikgebäuden und Villen besäete Llobregatthal, den ganzen, zwischen dem Monserrat und der Küste befindlichen Theil Cataloniens, ein Meer von Hügeln und Bergen, und darüber gegen Südost den glänzendblauen Spiegel des Meeres, während gegen Nordost die gewaltige Kette der

Pyrenäen den Horizont begrenzt. Diese unbeschreiblich schöne Aussicht mag zu jeder Zeit des Jahres bei heiterm Wetter bezaubernd sein; entzückender aber, als ich dieselbe an einem Frühlingsabende gesehen habe, kann sie sich wohl niemals gestalten. In Folge eines heftigen Gewitters, welches in den späteren Nachmittagsstunden bis gegen Sonnenuntergang getobt und mir vom Fenster meines hochgewölbten Gemachs aus eines der großartigsten Naturschauspiele, die ich jemals erlebt, gewährt hatte, war die Luft ungemein durchsichtig und klar geworden, so daß auch die fernsten Gegenstände sich mit scharfen Umrissen darstellten. Noch war der Himmel nicht rein. Aber das in einzelne, wunderlich gestaltete Massen zerrissene Gewölk hob, von den Strahlen der untergehenden Sonne wie aus flüssigem Gold umsäumt, desto mehr seine azurne Bläue. Ein reicher, goldiger Duft lag über der bergigen Landschaft, welche in der Ferne in blauen und violetten Tönen schimmerte, ausgebreitet, hundert Arome stiegen aus den von blühenden Sträuchern und Kräutern erfüllten Schluchten des Monserrat empor, eine feierliche, blos vom Gesange einiger Vögel lieblich unterbrochene Stille, ein wahrer Gottesfrieden war über das ganze paradiesische Stück Erde, welches ich überschaute, ausgegossen. Bald entzündeten sich leuchtende Purpurflammen an den Gipfeln der noch tief hinab beschneiten Pyrenäen, bis zuletzt die ganze Kette der Schneeberge in ein glühendes Purpurviolett getaucht erschien. Jetzt erloschen die farbigen Töne des Hügelgeländes, dunkelblaue Schatten breiteten sich mehr und mehr darüber aus, hunderte von Lichtern blitzten in dem nunmehr in nächtliches Dunkel gehüllten Llobregatthale auf, und geisterhaft hoben sich die düsteren Felsenkegel des Berges von dem dunkelblauen Himmel ab. Da erscholl auf einmal feierlich das harmonische Geläute der schönen Glocken des Klosters, welches die Bewohner zum Avemariagebet rief, und mahnte mich, daß es Zeit sei, in meine Wohnung zurückzukehren. Nie wird dieser hochpoetische Abend meinem Gedächtniß entschwinden! — Eine noch umfassendere, doch deshalb nicht schönere Aussicht genießt man von dem äußersten mit einem Kreuz geschmückten Vorsprunge des über die Terrasse mehrere hundert Fuß hoch emporragenden Felsens, wo die Ueberreste einer der 12 durch das Monserratgebirge zerstreuten und jetzt sämmtlich in Trümmern liegenden Einsiedeleien sich befinden.

Bis vor wenigen Jahren war der Besuch des Monserrat mit vielem Zeitverlust und großen Unbequemlichkeiten verknüpft. Man mußte mitten in der Nacht von Barcelona aufbrechen und sich fünf bis sechs Stunden lang in einer engen Diligence auf zum Theil holpriger Straße bis zum Flecken Esperraguera fahren lassen, von wo aus man immer noch drei Stunden braucht, um auf dem kürzesten Wege, über das Dörfchen Collbaro, sei es zu Fuße oder mittelst eines Saumthieres, bis zum Kloster emporzusteigen. Seit Eröffnung der Eisenbahn von Barcelona nach Martorell ist diese Reise sehr abgekürzt und viel bequemer gemacht worden, da man von der Hauptstadt Cataloniens bis zu dem genannten Fabrikort nur eine Stunde fährt. Benutzt man den ersten früh 5 Uhr von Barcelona abgehenden Zug, so kann man, da in Martorell fortwährend Fuhrwerke nach Esperraguera bereit stehen, schon um 10 Uhr im Kloster sein und dann bequem zum letzten Abends halb 7 Uhr von Martorell abgehenden Zuge dort wieder eintreffen. Wer freilich den höchsten Gipfel des Monserrat besuchen will, wozu man vom Kloster aus, die Rückkehr mit eingerechnet, wenigstens sechs Stunden braucht, muß auf dem Berge übernachten, kann aber bequem am Mittag des andern Tags wieder in Barcelona sein. Es sollte daher jetzt kein Reisender, welcher nach Barcelona kommt und dort sich einige Tage aufhalten kann, verabsäumen, diesem interessantesten und zauberischsten Berg der an Naturwundern so reichen Pyrenäenhalbinsel einen Besuch abzustatten.

Die Erreichung des Nordpols.

Der Vorschlag Kapitän Osborns zur Erreichung des Nordpols (Globus VII, S. 374) hat in England eine große Aufregung hervorgerufen, und es sind die verschiedensten Meinungen für und wider laut geworden. Namentlich hat sich ein großer Theil der Presse dagegen ausgesprochen, an der Spitze die „Times“, welche sagt: „Es sind jetzt mehr als 100 Jahre, seitdem die britische Regierung eine Belohnung für die Entdeckung der nordwestlichen Durchfahrt ausschrieb, und von jener Zeit an bis noch vor wenigen Jahren wurden in kurzen Intervallen Ausfahrten nach dem Polarmeer unternommen. Die Namen Roß und Parry, Franklin, M'Clure und M'Clintock wurden berühmt, die Configuration einer öden von Eis umstarrten Küste ward theilweise bestimmt, einige wissenschaftliche Beobachtungen gemacht, die Annalen der Admiralität um Beispiele von Muth und Ausdauer bereichert; aber die Schlußfolgerung, zu welcher jeder Denkende gelangt sein muß, ist, daß im Vergleich mit den verursachten Kosten und den erduldeten Leiden diese arktischen Entdeckungen das unfruchtbarste Feld sind, auf welches sich die wissenschaftliche Forschung je gewagt hat. Seit dem furchtbaren Geschick des „Erebus“ und „Terror“, die vor 20 Jahren von England absegelten, hat diese zwecklose Neugier geschlafen, aber nun soll sie wieder aufgeweckt werden. Kein Seemann ist dem Pol weiter als auf 435 englische Meilen nahe gekommen; ihn wirklich zu erreichen und so zu sagen auf der Spitze der Erdaxe zu stehen, soll dem Kapitän Osborn zufolge der Ehrgeiz der neuen Forscher sein; welcher praktische Nutzen aber mit der Ueberschreitung jener 400 oder 500 englischen Meilen Eisregion gewonnen werden soll, das hat er nicht nachgewiesen. Es handelt sich da mehr um bloße Neugier, als um Wißbegier.... Wir senden keine Expedition aus, um das Matterhorn zu ersteigen, und hoffentlich wird unsere Regierung auch kein einziges Menschenleben mehr aufs Spiel setzen für Erreichung des Nordpols.“

In der Sitzung der londoner geographischen Gesell-

schaft vom 27. Februar 1865 kam diese Angelegenheit vor den zahlreich versammelten Mitgliedern wieder zur Sprache, und diesmal waren es gewichtige Stimmen, welche sich für Osborns Vorschlag aussprachen. Zunächst ging Markham, Sekretär der Gesellschaft, auf die Frage näher ein, indem er einen Vortrag über den „Ursprung und die Wanderungen der Grönland-Eskimos“ hielt. Markham suchte zu beweisen, daß die Wanderungen der Menschen innerhalb der arktischen Zone eng mit der Geographie jener eisigen Gegenden zusammen hingen, und daß alle darauf bezüglichen Fragen nur durch eine neue wissenschaftliche Polarexpedition gelöst werden könnten. Während der letzten neun Jahrhunderte war das ganze große Grönland fast unbewohnt, und doch hat es auch Zeiten gehabt, in denen Bäume die Hänge der Berge bedeckten. In dem mildern Klima von Banksland und der Melvilleinsel gediehen Wälder, wuchsen Schwämme, und Korallen lebten in den nun gefrorenen Wassern der Barrowstraße. In späterer Zeit traten die Normänner auf und nahmen das Land den alten Eigenthümern, den Eskimos, ab. Die letzten Nachrichten von den Normännern zeigen sie uns in zwei Distrikte vertheilt, in welchen sie in Dörfern wohnten. Als aber nach Verlauf einer langen Zeit Grönland gleichsam wieder entdeckt wurde, waren alle Spuren jener kühnen Seefahrer verschwunden; einige Runeninschriften, die sich nach Norden hin bis Upernavik erstreckten, einige Ruinen und die zerbrochenen Kirchenglocken von Gardar waren Alles, was von ihnen übrig blieb.

Die Wiege*) der Eskimos stand in Centralasien, und dieses Wandervolk hat jedenfalls auch bei seiner Ankunft in den arktischen Gegenden Ureingeborne vorgefunden.

Es gibt genügende geographische Beweise, daß ein großer Theil der noch unerforschten Gegenden am Pol mit Land bedeckt ist. Die furchtbaren Eismassen, welche man am Nordwestufer von Prinz Patrickoinsel findet, sind durch jahrelange Anhäufungen entstanden und zeugen daher von einer wesentlich landumschlossenen See. Die bedeutendsten Nordpolfahrer haben Ueberbleibsel von Hütten, Fuchsfallen und Thierhörnern auf Baringsinsel, Byam-Martin-, Melville-, Bathurst- und Cornwallisinsel gefunden, aus denen man auf die Richtung der Wanderzüge schließen konnte, welche die ersten Eindringlinge verfolgten, um ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, und die sich längs der ganzen Parry-Gruppe von der Baringsinsel bis zum Cap Warrender erstrecken. An den Küsten Grönlands fanden sie endlich eine Ruhestätte. (sic!) Ein Theil wandte sich nach Süden und vertrieb die Normänner, während ein anderer in dem Fall nordwärts gezogen sein dürfte, wenn dort die Bedingungen zur Existenz geboten waren. Alle ihre Ueberlieferungen deuten auf ein eisfreies Meer im Norden; offenes Wasser ist beim Eskimo gleichbedeutend mit Leben. Ein nach dem Nordpol hin gezogenes Eskimovolk wird vollständig isolirt dastehen, und die Ergründung seiner Lebensweise, Sitten und Sprache würde, so schloß Markham, eins der werthvollsten Ergebnisse der neuen Nordpolexpedition sein.

Nach Beendigung dieses Vortrags trug Kapitän Osborn auszugsweise eine Abhandlung von Dr. Petermann in Gotha über die Nordpolexpeditionen vor. Petermann gibt Spitzbergen als Ausgangspunkt den Vorzug gegenüber dem von Osborn empfohlenen Smith Sund, weil er vermuthe, daß dort das Meer fast stets frei von Eis sei. Osborn sagte, daß er nicht gegen Petermanns Meinung, am Pole sei ein offenes Meer, auftreten wolle, da auch Maury diese Ansicht vertheidige.*) Als praktischer Seemann glaube er aber, daß das Wasser nur in einer gewissen Jahreszeit zu erreichen sei, wenn alle Schifffahrt zu Ende sei. Er bezweifle auch, daß der ganze Raum von 150,000,000 englischen Geviertmeilen um den Pol nur aus Wasser bestände. Es sei nun die Pflicht der geographischen Gesellschaft und des Publikums, die Regierung zur Ausführung zu drängen. Er leugne geradezu, daß die Expedition große Opfer erfordere, und er verweise auf Dr. Rae, den die Eingebornen monatelang mit Nahrungsmitteln versorgten. An Freiwilligen für die Expedition sei auch kein Mangel, und M'Clintock und Allen Young würden gern an die Spitze treten. Was die nöthigen Gelder betreffe, so könne er für deren Herbeischaffung allerdings nicht wirken. Aber die englische Nation habe in den letzten 10 Jahren 150 Millionen auf ihre Flotte verwandt, und von dieser großen Summe sei nur eine halbe Million der Wissenschaft zu Gute gekommen — es könne also von diesem Budget etwas mehr und namentlich für die Nordpolexpedition verwandt werden. — Der berühmte Zoolog Owen erklärte schließlich, daß er für die Zoologie werthvolle Resultate von der Expedition erwarte.

*) Mir wird immer seltsam zu Muthe, wenn ich von der „Wiege“ eines Volkes oder einer Rasse lese. Irre ich nicht, so ist diese Phrase durch unsern Herder in die Welt gekommen. Was den Eskimo betrifft, so ist er ganz zuverlässig ein von der Natur für seine eisigen Regionen eigens geschaffener Circumpolarmensch. Und wären die Eskimos in Labrador und in dem Inselgewirr des arktischen Labyrinthes auch aus der „centralasiatischen Wiege“ gekommen? Die absolute Wanderungstheorie ist freilich sehr bequem, aber sie macht oft, wissenschaftlich genommen, Bankerott. A.

*) Sie ist gar nicht etwa eine neue Hypothese. Schon 1818 suchte Barrow dieselbe plausibel zu machen, und seitdem sind die etwaigen Gründe für und wider sehr häufig erörtert worden; das Für zuletzt von Mühry in Göttingen, in Petermanns Mittheilungen 1864, S. 424. Ich meinerseits glaube platterdings nicht an ein offenes Polarmeer und nehme an, daß es allerdings große offene Wasserstellen (Stromhols, Polinjen) auch am Pol oder in dessen Nähe gebe. Diese aber sind höchst wahrscheinlich nicht immer an denselben Punkten vorhanden, sondern bald mehr bald weniger eisfrei, und sie verschieben sich, je nach der Jahreszeit. Dafür spricht wenigstens alle Analogie, und wir haben keinen Grund anzunehmen, daß es sich mit der Beschaffenheit des Polarmeers und des Polareises unter dem 90. Grad anders verhalten sollte, als unter dem 75., 80. oder 83. Grade. Ich will bemerken, daß ein mit den arktischen Regionen so wohl bekannter Reisender wie Richardson auch nicht an Mertens angeblich offenes Polarmeer glaubt. Er sagt „The open water of Kennedys Channel, in the month of Juni, is not of greater extent, than the spaces clear of ice, that have occasionally been seen in summer by the whalers north of Spitzbergen. The Polar Regions by Sir John Richardson, Edinburgh 1861 S. 225“: Von Zeit zu Zeit tauchen geographische Modehypothesen auf, die um so glänzender auf- und ausgeputzt werden, je weniger Sicheres man weiß. Sie kommen gewöhnlich bald in Vergessenheit; nachher bringt sie der Eine oder Andere wieder einmal vor. Es ist wohlgethan, sich kritisch gegen solche Aufstellungen zu verhalten. Als Sir John Franklin verschollen war, demonstrirte man uns, daß er nothwendig vor den Mündungen der sibirischen Lena angekommen sein müsse; es traf sich aber, daß M'Clintock die Ueberreste an der geradezu entgegengesetzten Seite, im nordamerikanisch-arktischen Labyrinthe fand! A.

Geschichtliche Entwicklung des indischen Kastenwesens.

Von **Emil Schlagintweit.**

Die eigenthümliche Entwicklung eines Volks, seine staatlichen Einrichtungen, seine Geschichte, sein Gedeihen oder Verfall sind stets in Uebereinstimmung mit den äußeren Verhältnissen, unter denen es lebt, sowie mit den natürlichen Anlagen der Rasse. Die Bewohner von Indien, die Hindus, sind gleicher Abstammung mit den Germanen, den Griechen, den Lateinern; in Sprache ganz besonders, dann in den Proportionen der Körpertheile und in den Sagen zeigt sich sehr deutlich ihre Gemeinsamkeit. Und dennoch, welche große Verschiedenheit in den gesellschaftlichen Zuständen, in Kultur und selbst im Aeußern, — dieses eine Folge des heißen Klimas und der Vermischung mit fremden Elementen, theils mit Aboriginern, theils mit semitischen (arabischen) und türkischen Stämmen.

Einige nähere Angaben über die Gliederung der Gesellschaft in Indien mögen das Gesagte erläutern. Ganz besonders möchte ich die merkwürdige Erscheinung hervorheben, daß sich die Kastenordnung bis auf die Gegenwart erhalten hat, obgleich in der Geschichte Indiens zwei Ereignisse eintraten, von deren jedem man erwarten sollte, daß es ihr ein Ende gemacht haben würde; es sind dieß der Buddhismus und die Bildung muselmannischer Reiche. Der Buddhismus, indem er sich an Alle wandte, ließ die Glieder aller Kasten zur höchsten Weisheit zu; Jahrhunderte lang blieb er die Staatsreligion und hielt den Einfluß der Brahmanen fern. Die Verbreitung muselmannischer Macht begann in Indien schon durch die Araber; ihnen sowie den Afghanen und Moghuls, welche ihnen in der Herrschaft folgten, war das Kastenwesen fremd gewesen.

Um die Gründe darzulegen, welche ungeachtet dieser so ungünstigen Umstände die Fortdauer dieser Einrichtung erklären, seien in Kürze die wichtigsten Momente in der Geschichte der Kastenbildung erläutert.

Die Arier waren als eroberndes Volk nach Indien gekommen. In kleinen Schaaren, so wie sie Familienverbände und die Vereinigung während der Wanderung aus Central-Asien gebildet hatten, griffen sie die Bewohner an, welche sie in den Ebenen am Indus angesiedelt fanden. Auch diese kämpften nicht in großen Haufen; so kam es, daß die siegreichen Arier die Gründer vieler kleinen Fürstenthümer wurden. Bei der Vertheilung des eroberten Landes erhielten die Führer größere Antheile; bei den Uebrigen bestimmten mehr zufällige Ursachen, besonders Kriegsglück, den Antheil der Beute. Nothwendig kamen im Laufe der Zeit diejenigen Familien, welche nur einen geringen Besitz hatten erhalten können, zu den größeren Grundbesitzern in das Verhältniß von Pächtern, von Arbeitern gegen Antheil an der Ernte, oder sie machten sich durch Verfertigung von Geräthschaften Allen nützlich. Der Pachthof vererbte sich auf die Kinder, eben so die Geschicklichkeit des Handwerkers und seine Kunden. In Europa zeigt die Rechtsgeschichte des Mittelalters dieselben Erscheinungen; hier führte sie zu Hörigkeit, zu Zunftzwang und zu Handelsmonopolen, in Indien suchten sich die einzelnen Klassen vor Eindringlingen dadurch zu schützen, daß die Erwählung des Berufes des Vaters als eine Nothwendigkeit, als Pflicht erklärt wurde.

Für die richtige Beurtheilung des Antheils, welchen die Brahmanen an der Bildung der Kasten haben, ist es wichtig, das Resultat der neueren Forschungen in den Vedabüchern hervorzuheben, welches in den Compendien über indische Kulturgeschichte nicht immer hinreichend betont ist, nämlich daß die alten Arier keinen Priesterstand kennen, daß also eben so wenig eine Priesterkaste, ein Brahmanenthum als Rasse körperlich charakterisirt, damals existiren konnte. Es scheint dieß den Resultaten der Untersuchung der anatomischen Formen zu widersprechen, da durch Messungen die Brahmanen-Rasse nicht nur deutlich markirt ist, sondern auch als die höchste sich herausstellt, stammverwandt den Europäern und sich am wenigsten von ihnen unterscheidend. Allein die historische Forschung erläutert, wie es geschah, daß diese Gruppe von dem ganzen Volke der Indier sich am reinsten erhielt und so nach und nach in ihren Körperformen bestimmte Eigenthümlichkeiten entwickelte; die übrigen Klassen der Bevölkerung erhielten sich nicht in gleichem Maße unvermischt.

Schildern wir jetzt die historische Entwicklung der Kasten. Die Sonderung der Gesellschaft in erbliche Berufsstände war bereits vollendet, ehe eine eigene Priesterkaste sich ausschied, und lange schon, ehe diese zu Reichthum und Macht gelangte. In den Liedern der Vedas sehen wir Macht und Ansehen in innigster Verbindung mit Reichthum. Fürst, Radscha (mit der Grundbedeutung von leuchten, glänzen, welche wir im lateinischen radiare wieder finden), ist derjenige, welcher durch Länderbesitz, durch Glanz in der äußern Erscheinung, durch Pracht in Kleidern und die Zahl seiner Diener vor den Uebrigen sich auszeichnet. Die Opfer vollzieht jeder Hausvater; Jedem sind die heiligen Lieder und Opferceremonien noch bekannt, die Hausgenossen unterstützen das Familienhaupt, damit nichts übersehen werde. Die heiligen Lieder, in der ältesten Zeit meistens Loblieder zur Verherrlichung der Götter, waren in der Zahl nicht begrenzt; auch im Dichten neuer Hymnen konnte sich Jeder versuchen.

Allein es fehlte dessenungeachtet schon in alter Zeit nicht an Solchen, welche in Betrachtungen über göttliche Dinge, im Dichten einer Hymne zum Preise und Lobe der Götter eine größere Befriedigung fanden, als in den Geschäften des Ackerbauers oder Handwerkers. Zur Ausscheidung auch dieser Klasse zu einem besondern Stande trug wesentlich der Umstand bei, daß Schrift damals in Indien, wenn überhaupt bekannt, nur wenig benutzt wurde. Für die Ueberlieferung des Liederschatzes war man deßhalb auf Vorsagen und Einprägen in das Gedächtniß beschränkt; und um den Schüler zu befähigen, sich Theile, die ihm weniger lebhaft gegenwärtig blieben, selbst reconstruiren zu können, wurde den Gesetzen der Sprache besondere Aufmerksamkeit zugewendet; der Recitirende sollte sich von jeder Form Rechenschaft geben können. Auch hier waren die Söhne der Lieder- und Opferkundigen die natürlichen

Zöglinge, in ihnen vererbte sich die volle Kenntniß der Hymnen und ihrer Anwendung.

Diejenigen, welche sich solcher Beschäftigung widmeten, vernachlässigten aber den Bau der Ländereien, oder das Handwerk, und standen den Uebrigen in Wohlhabenheit und Einkommen nach. Zu Reichthum und Macht gelangten sie erst, als man aufhörte, vertrauensvoll sich zu den Göttern zu wenden, seitdem man anfing, die Götter, welche als die Personifikationen der Naturkräfte gedacht wurden, sich als dem Menschen feindlich zu denken, deren Zorn aber durch Opfer besänftigt werden konnte; man vermeinte, auch ihren Grimm zu erregen, wenn beim Opfer nicht jede Vorschrift beachtet würde. Die Großen, die Fürsten, waren die ersten, welche einen Hymnenkundigen als „*Vorbeter*“, als *Opferverrichter* gegen Bezahlung in Dienste nahmen; bald wurde es immer allgemeiner, wenigstens bei wichtigeren Gelegenheiten, Vedakundige mit der Vornahme der Opfer zu betrauen. Diese zögerten auch nicht, zur Befestigung ihres Ansehens die Opferceremonien zu vermehren; „*Seher*“ war, der neue Lieder von sich zu geben verstand; die Gottheit selbst, so wurde angenommen, habe sie ihm gezeigt. Einzelne Familien der „Seher“ hatten durch die schlaue Benutzung der Furcht vor dem Zorne der Götter große Reichthümer angesammelt; von ihnen ging dann die Umwälzung aus, und nach heißem, blutigem Vernichtungskriege gegen die Reichen und Mächtigen waren die Weisen und Priester die Mächtigsten geworden und nahmen den höchsten Rang ein.

In dem Kastenwesen trat jetzt eine wichtige Neuerung ein; *die Erblichkeit der Berufsstände wurde auf göttliches Gebot zurückgeführt*; die Gottheit selbst habe schon bei der Schöpfung der Welt Stufen der menschlichen Gesellschaft gewollt. Die Auflehnung gegen die Rechte und Pflichten einer Kaste wurde als Verhöhnung des göttlichen Willens mit der Strafe der Ausstoßung aus der Gesellschaft geahndet, der größten und empfindlichsten Strafe, welche nicht nur den Ausgestoßenen, sondern auch seine Nachkommen auf ewige Zeiten aus dem Gemeinwesen verbannte und ihnen die unsaubersten, wenigst lohnenden Geschäfte zuwies.

So bildete sich nach und nach ein scharf begrenztes Kastenwesen aus. An der Spitze stehen die *Brahmanen* mit der Bewahrung und Pflege der heiligen Gesänge und Opferhandlungen; die *Krieger*, die Kschattrias, haben die Aufgabe der Aufrechthaltung der Rechtsordnung und der Vertheidigung gegen außen; die *Vaisyas* sind die Ackerbauer und Handwerker; die *Sudras* sind die Knechte; unter diese sind auch diejenigen Ueberreste der früheren Bewohner aufgenommen, welche unter den Ariern verblieben. *Außerhalb der Kastenordnung stehen die Mischrassen*, sie sind die *Unreinen*, die Verstoßenen.

Die Kastenrechte wurden in der vollen Strenge des Gesetzes Jahrhunderte lang aufrecht erhalten; der Erste, welcher es wagte, sie anzugreifen, war der Gründer der Buddhareligion. Die Brahmanen hatten gelehrt, daß nur diejenigen, welche die Vedas sich angeeignet hätten, der vollsten Glückseligkeit theilhaftig werden können, das Studium der Vedas hatten sie aber sich selbst vorbehalten; der Buddha hingegen lehrte, daß *alle Menschen* fähig seien, die höchste Vollendung zu erringen. Er bestritt demnach den Brahmanen das Recht, die Auserwählten zu sein, *es ist aber irrig, anzunehmen, wie es gewöhnlich geschieht, daß er sich auch gegen die Kastenverfassung selbst gewandt habe.* Wenn wir bedenken, daß sie aus dem Bestreben entsprang, Andere von der Mitwerbung um Reichthum und Ansehen auszuschließen, so würde der Versuch, diese Schranke niederzureißen, dem Erfolg seiner Lehre sehr schädlich geworden sein. Ja, die Geschichte des Buddhismus zeigt uns sogar die merkwürdige Erscheinung, daß schon im zweiten Jahrhundert seines Bestehens auch das ursprüngliche Dogma der geistigen Befähigung Aller von den Buddhisten im Sinne der brahmanischen Auffassung so formulirt wurde, daß nur die Asceten die Befreiung vom Jammer des Daseins — dem Axiome des Buddhismus — erlangen werden. Zwar konnte in dieser Fassung die Ausschließung der Uebrigen nicht aufrecht erhalten werden, allein bis zur ursprünglichen Gleichberechtigung Aller kehrte man nie mehr zurück. Ausgehend von der Wahrnehmung, daß die geistigen Fähigkeiten nicht Allen in gleichem Maße zukämen, wurden *Stufen der Erkenntniß* angenommen und *jeder Stufe eine besondere Glückseligkeit bestimmt*, welche von der Befreiung der Wiedergeburt unter den schlimmen Wegen — der Geburt in der Hölle, als Ungeheuer oder vernunftloses Thier — in drei Graden aufsteigt bis zur vollkommenen Vernichtung der Existenz und der Bedingungen der Wiedererzeugung.

Wenn sich der Buddhismus dadurch auch annäherte an das System der Kastenabschließung, so ist durch seine Erscheinung die frühere strenge Sonderung doch tief erschüttert worden. Nicht bloß daß ursprünglich und periodisch auch später wieder der Zutritt zur höchsten Erkenntniß Allen zugestanden wurde, — dadurch, daß Jahrhunderte lang die Buddhalehre die Staatsreligion verblieb und die Brahmanen von den Höfen der Großen ferne hielt, waren viele den niederen Kasten entstammende Familien zu den höchsten und einflußreichsten Aemtern gelangt. Als die Brahmanen nach etwa 800 Jahre langer Verdrängung wieder die Rathgeber der Fürsten wurden, verbannten sie zwar die buddhistischen Familien, die Klöster wurden zerstört und die Klostergüter eingezogen; allein sie vermochten nicht mehr der Anschauung entgegen zu treten, welche in dieser langen Periode Wurzel gefaßt hatte, daß Energie die Schranken zu durchbrechen vermöge. Selbst zur Königswürde hatten sich Sprößlinge aus Sudrafamilien emporgeschwungen, wie z. B. die Gupta-Dynastie zeigt; die Spaltung der Brahmanen-Anhänger in zahlreiche Sekten begünstigte, daß auch in Beziehung auf die Uebernahme der Pflichten des Brahmanen die alte Sonderung weniger streng vertheidigt wurde.

In der *Kriegerkaste* bewirkte die *Völkerwanderung der Indo-Skythen* eine völlige Umwälzung. Türkische Horden waren von den Ufern des Hoang ho ausgezogen, um sich neue Wohnsitze zu suchen; etwa um den Beginn unserer Zeitrechnung gründeten sie ein mächtiges Reich in Kaschmir und den Ländern von dort nach Süden hin. Die arischen Stämme, welche durch sie von dort verdrängt wurden, wandten sich gegen ihre Stammesgenossen, um neue Ländereien zu erkämpfen. In Folge des Kampfes gegen die nordischen Eindringlinge hatten sich Alle der kriegerischen Beschäftigung gewidmet, und glücklich im Streite um neue Ländereien beanspruchten die Sieger für sich Alle die Rechte der Krieger. Die alten Kschattriageschlechter mußten zurücktreten vor dem Glanze der stolzen Sieger, die sich *Söhne der Fürsten*, Radschaputra, nannten, ein Name, der seitdem in ganz Indien an die Stelle des ältern Kschattria tritt.

So waren die Verhältnisse bereits verändert, als die Anhänger des Islam, zum Fanatismus aufgereizt durch die Lehre des Koran von ihrer religiösen Mission, als Bekehrer der Welt durch Belehrung oder durch Zwang zu wirken, und lüstern gemacht nach den Schätzen Indiens,

ihre verheerenden Raubzüge unternahmen. Seit den Zügen Mahmuds von Ghazni, welcher um 1000 n. Chr. gegen Indien anstürmte, blieben auch die Gangesländer von mohammedanischen Eroberern nicht mehr unbelästigt. Die mächtige Dynastie der Großmoghuls zu Delhi entstand im 15. Jahrhundert durch die glücklichen Erfolge, welche Baber errang. Thronstreitigkeiten erschütterten zuerst die Macht der Moghuls. Verhängnißvoll wurde auch das Emporkommen eines ehrgeizigen Statthalters, welcher die Stämme der Mahratten vereinigte und an ihrer Spitze Indien brandschatzte.

Im Jahre 1756 legten die Engländer den Grund zu ihrer Macht; heute entscheidet in ganz Indien britischer Einfluß.

In Folge der langen Fremdherrschaft finden wir jetzt die Kastenverhältnisse vollständig anders gestaltet. An die Stelle der vier alten großen Gruppen, welche im muselmannischen Staat keine Anerkennung hatten finden können, traten eine große Zahl neuer, kleinerer Verbände. Sie schließen sich zwar eben so streng gegen einander ab, wie früher, ja das Streben nach Kastenordnung hat sogar noch zugenommen, indem auch die Mohammedaner in Kastenverbände zusammengetreten sind; allein darin liegt der große Unterschied gegen früher, daß nicht mehr Geburt die Stellung in der Gesellschaft bestimmt, sondern Einfluß, sei er die Folge von Wohlstand oder eines öffentlichen Amtes. Lieferanten, Geldwechsler, Weber, Geschmeidehändler, Grundbesitzer gelangen nicht selten durch die bessere Verwerthung ihrer Produkte zu Wohlstand, und man kennt zahlreiche Beispiele, daß selbst Brahmanen, bestochen durch reiche Brautgeschenke, ihre Töchter ihnen zur Frau gaben. Andererseits suchen Brahmanen in ganz weltlichen Dingen Erwerb; sehr viele werden bereits im Dienste der englischen Regierung als Beamte verwendet. Im Militär dienen zwar die Söhne aus angesehenen Kriegerfamilien von Anfang an als Offiziere, allein auch den Gemeinen ist die Offiziers-Carrière nicht verschlossen; die Kinder der Soldaten und Offiziere werden in Militärschulen erzogen, und die Fähigkeit, nicht die Kaste, entscheidet über das Aufrücken.

So sehen wir die vier alten Kastengruppen sich mengen, allein das noch herrschende Kasten-Vorurtheil, welches von der Religion getragen wird, bewirkt immer wieder Vereinigung Gleicher in ein abgeschlossenes Ganzes. Als ein Beispiel der Assimilirung der früher so scharf sich trennenden Abtheilungen sei der allgemeinen Klage unter den Hindus erwähnt, daß keine Kaste mehr auf ihre angebornen Beschäftigungen sich beschränke. Ferner sei einer Vereinigung gedacht, welche in Hindostan als Dal bezeichnet wird. Bei diesem Dal ist besonders hervorzuheben, daß hier bereits verschiedene Kasten in demselben Dal vereinigt sind, und in Bengalen entscheidet schon mehr der Dal, dem man angehört, als die Kaste, in der man geboren wurde, über die gesellschaftliche Stellung. Die Mitglieder überwachen sich streng hinsichtlich ihres Verhaltens, und sobald eine mit der Würde des Dal nicht vereinbare Handlung nachgewiesen ist, wird sie mit Geldbuße oder je nach der Größe des Vergehens mit Ausstoßung geahndet. Noch jetzt gilt Essen verbotener Speisen, gemeinschaftliche Mahlzeit oder Lagerstätte mit einer Person einer niedern und darum nicht in den Dal aufgenommenen Kaste, ja, selbst Wohnen in gleichem Hause als Vergehen. Da solche Uebertretungen in Städten selbst bei Vorsicht nicht vermieden werden können, sind Geldbußen häufig; der Ertrag wird zu gemeinschaftlichen Schmausereien verwendet.

In ihrer jetzigen Gliederung zeigen die Kasten große Aehnlichkeit mit den Verhältnissen der Gewerbsleute im Mittelalter. Damals führte die Sorge für die eigene Erhaltung ebenfalls zur Abschließung gegen Andere; auch die Schranken unter den Gewerben beruhten häufig auf haarspaltenden Unterscheidungen — ich erinnere an die Sonderung von Sattler und Riemer, Weiß- und Schwarzriemer, Küfer und Kübler, Schuh- und Pantoffelmacher —, und die Gelage bei Meisterprüfungen und Freisprechungen, die Gesellengelder wandernder Handwerksgenossen an fremden Orten als Bedingung des Eintretens in Arbeit waren eben so große, die Einzelnen belastende Mißbräuche, wie das Bußensystem der Dal in Indien. Nur hat das Christenthum verhindert, daß die Verhältnisse in Europa auch eine religiöse Weihe erhielten. Bei uns sind diese Zustände jetzt überwunden, in Indien dagegen hat die Nothwendigkeit ihrer Aufhebung unter den Eingebornen noch keine Vertreter gefunden, und es werden noch Jahrhunderte vergehen, bis die Zustände den unsrigen gleich werden. Die Gesellschaft steht dort noch auf derjenigen Stufe, wie wir sie im Mittelalter hatten.

In anthropologischer Beziehung hat die Beschränkung in der Wahl der Frau auf die eigene Kaste die interessante Erscheinung zur Folge gehabt, daß sich die Mitglieder einer Kaste auch in den Körperformen als eine besondere Klasse erkennen lassen. Die Unterschiede z. B. zwischen den Dhobis, den Wäschern, und den Bhutis, den Wasserträgern, welche Beide nach dem alten Schema der Eintheilung in vier große Gruppen zu den Sudras zu rechnen wären, sind so groß, wie die Verschiedenheit zwischen der semitischen Rasse und den Europäern. Es würde zu weit führen, wollte ich auch hierauf noch die Erörterung ausdehnen; ich möchte nur noch die Grundtypen vorführen. Am meisten den Europäern ähnlich, häufig nur in Farbe davon verschieden, sind die Brahmanenfamilien der Gangesebenen; sie sind die Repräsentanten des arischen Typus. Die zweite große Familie sind die Tamulen der südlichen Halbinsel; sie sind aus sprachlichen Gründen als Reste der vorarischen Rasse zu betrachten; durch zahlreiche Vermengung mit arischem Blute hat ihr Aeußeres aber viel von dem ursprünglichen Typus verloren, der sich ungeschwächt nur noch in den Stämmen der barbarischen Ureinwohner ausspricht, welche die waldigen Höhenzüge im Innern des Landes bewohnen. Semitisches und türkisches Blut brachten die muselmannischen Eroberer; in der mohammedanischen Bevölkerung des Pandschab und des mittlern Indiens finden sich die deutlichsten Spuren.*)

Wenn wir zurückblicken auf den großen Zeitraum, welcher zwischen der Einwanderung der Arier liegt, deren Anfänge sich unserer Berechnung entziehen, und zwischen der Gegenwart, so sind als die wichtigsten Resultate, welche uns in Beziehung auf die Kastenfrage entgegen treten, folgende zu nennen. —

Die Sonderung in Berufsstände reicht bis in die ersten Zeiten der arischen Einwanderung hinauf, eben so auch die Ansicht, daß es ein Bruch in die gesellschaftliche Ordnung sei, wenn der Sohn dem Berufe des Vaters nicht folge. Später erst schieden sich die Opfer- und Hymnenkundigen als eine besondere Klasse aus, und wieder verfloß noch eine

---

*) Sehr belehrend ist es, in den Schlagintweit'schen 275 Gesichtsmasken (Leipzig, J. A. Barth) die Verschiedenheiten in den Formen zu verfolgen; es ist zu bedauern, daß diese so wichtige und in der Gipsausgabe so wohlfeile Sammlung in Deutschland noch nirgends, außer in Darmstadt, in die Museen für vergleichende Zoologie aufgenommen ist.

lange Periode, ehe die Beschränkung in der Wahl des Berufes auf die Beschäftigung des Vaters als auf göttlichem Rechte beruhend erklärt wurde. In Europa versagte das Christenthum allen Schranken, welche im Mittelalter zwischen den verschiedenen Klassen aufgerichtet wurden, die göttliche Weihe; deßhalb gediehen die Verhältnisse hier nie bis zu der Anschauung, daß Geburt Rechte verleihe, welche selbst durch die größte Ausdauer nicht zu erlangen seien. Auch die geistige Macht des christlichen Klerus wird nicht schon durch die Geburt erworben, sondern erst durch die Priesterweihe, und deßhalb finden wir selbst in denjenigen Kirchen, welche ihren Priestern die Verehelichung gestatten, keinen priesterlichen Geburtsstand, keine Priesterkaste.

In Indien bewirkte der Buddhismus, dessen Gründung in das sechste Jahrhundert vor Chr. Geb. fällt, die erste Lockerung, aber nicht Aufhebung der Kastenverfassung. Die Niederlassung der Indo-Skythen in Kaschmir, welche im ersten Jahrhundert nach Chr. Geb. dort ein mächtiges Reich gebildet hatten, brachte eine große Veränderung hervor in den Kriegergeschlechtern; die Fremdherrschaft endlich der muselmannischen Eroberer brachte auch in die übrigen Theile des westlichen und mittlern Indiens neue ethnographische Elemente; Araber, Afghanen und türkisch-mongolische Horden mischten sich mit dem arischen Blute der Hindus.

Gegenwärtig ist der ursprünglichen Gliederung in vier große Kastengruppen die Bildung einer großen Menge von Kasten gefolgt; aber nicht mehr Geburt allein bestimmt die Ordnung im Staate, auch demjenigen Einflusse ist schon eine Einwirkung gestattet, welchen Wohlhabenheit oder ein öffentliches Amt gewährt. Schon seit langer Zeit sind, wie bemerkt, diejenigen, welche sich über die anderen Mitglieder ihrer Kaste emporgearbeitet haben, in Verbände zusammengetreten, in Dal; Leute aus verschiedenen Kasten finden sich in demselben Dal, und der Stellung, dem Ansehen, welches das Angehören einem solchen Dal gewährt, ist bereits gleiche Anerkennung gesichert, wie den Rechten, welche den höheren Kasten, besonders den Brahmanen, die Geburt gewährt.

Die neuesten Erfahrungen und Ansichten über die Ursachen der Stürme, über ihre Fortpflanzung und Vorausbestimmung.

Von Dr. H. Birnbaum.

Die Geographie der Atmosphäre ist seit einer Reihe von Jahren durch die ausgezeichnetsten Denker aller gebildeten Nationen weiter entwickelt und immer mehr vervollkommnet worden. Sie enthält allerdings noch viele Lücken, läßt noch manche Wünsche unbefriedigt, aber sie schließt auch einen reichen Schatz vollkommen reifer Früchte in sich und zeigt überall die Befähigung zu einer stets bessern Befriedigung der Anforderungen des praktischen Lebens. Jedenfalls ist sie in ihrer Entwicklung hinter keiner andern auf Erfahrung gestützten Naturlehre zurückgeblieben. Sie ist besonders zur Geographie des Meeres eine durch und durch gleichberechtigte Schwester. Beide sind für die Länder- und Völkerkunde von der allergrößten Wichtigkeit, ja sie sind dazu das eigentlich belebende Princip, die Mittel zum Zweck. Und so wie schon hierbei keine für sich allein bestehen kann, sondern beide sich gegenseitig unterstützen und durchdringen müssen, so bildet die gesammte Erdkunde ein organisches Ganze, in welchem jeder Theil wohl für sich betrachtet werden kann, weil die Beschränktheit des menschlichen Geistes und die Ungleichheit der menschlichen Anforderungen es nothwendig machen, aber dennoch seinen Abschluß nicht eher erreicht, als bis der Begriff der Zusammengehörigkeit in ein klares und befriedigendes Licht gestellt worden ist. Darin liegt die hohe Bedeutung der wahren Erdkunde, darin spiegelt sich auch die gesammte Thatkraft unsers wissenschaftlich hochgehobenen 19. Jahrhunderts. Das ist das Hauptprincip einer Erdkunde im Geiste Humboldts und Ritters.

Man darf die atmosphärische Geographie ziemlich gleichbedeutend mit der geographischen Wetterkunde ansehen, nur muß man sich hüten, damit auch auf das Prophetische hindeuten zu wollen, welches sie so lange Jahre verdunkelt und in Mißkredit gebracht hat. Sie darf keinen andern Zweck verfolgen als den des Zurückführens der Phänomene auf die Naturgesetze und ihre Ursachen. Daß damit auch oft eine gewisse Möglichkeit der Vorausbestimmung in Verbindung gebracht werden kann, wollen wir durchaus nicht in Zweifel stellen; wir glauben nur, daß sich dies mit dem Ernst der wissenschaftlichen Forschung nicht eher in Einklang bringen läßt, als bis man davon Anwendung im praktischen Leben machen will. Wir verstehen darunter eine Wetterkunde, wie sie Arago, Kämtz, Dove u. A. ins Leben gerufen haben, eine Physik der Atmosphäre. Und um in dieser Hinsicht nur auf einen Punkt besonders aufmerksam zu machen, so erwähnen wir die Theorie der Drehung der Winde auf Erden, wodurch sich Dove einen so weltberühmten Namen erworben. Aber mit dieser Theorie steht die der Stürme in der allerinnigsten Beziehung, welche jedoch für das praktische Leben eine noch viel höhere Bedeutung hat und gerade aus diesem Grunde zu der Hoffnung berechtigt, daß zu ihrer Ausbildung und Vollendung alle seefahrenden Staaten bereitwillig die Hand bieten werden. Wir wollen nun für heute diesem Gegenstande unsere besondere Aufmerksamkeit widmen. Er ist an sich sehr interessant, besitzt aber in seiner praktischen Beziehung zur Länder- und Völkerkunde eine hohe Bedeutung.

Eine mehr als 200jährige immer aufs Neue wiederholte Erfahrung hat zu der festen Ueberzeugung geführt, daß ein plötzlich eintreffender tiefer Barometerstand stets einen Sturm zur Folge habe, und wenn man damit den Gang der Wetterfahne in Verbindung bringt, so ist es sogar möglich, mit großer Wahrscheinlichkeit auch die Richtung anzugeben, in welcher der heranbrechende Sturm zu

erwarten steht. Der Erste, welcher in dieser Hinsicht Wahrnehmungen machte und fruchtbare Folgerungen daraus zog, war Otto von Guerike, der berühmte Erfinder der Luftpumpe. Er besaß ein Wasserbarometer von beinahe 40 Fuß Höhe, wobei also der Spielraum der Aenderung des Luftdrucks über zwei Fuß ausmachte und daher viel stärker ins Auge fiel, als bei dem Quecksilberbarometer, dessen Aenderungsgrenzen noch nicht einmal zwei Zoll auseinander liegen. Das Steigen und Fallen wurde bei dem Guerike'schen Barometer durch einen kleinen Wetterpropheten angezeigt, der im Innern der Röhre oben auf dem Wasserstande schwamm und mit diesem zugleich stieg und fiel. Neben dem obern Ende der Röhre war die zum Theil noch jetzt gebräuchliche, von ihm erfundene Wetterskala angebracht. Außer diesem mit Wasser gefüllten Wetterglase hatte Guerike noch Quecksilberbarometer in allen bis dahin bekannten Formen, damit er sich durch mehrfaches Beobachten eine um so sichrere Erfahrung verschaffen konnte. Die Stelle, welche nun für unsere Untersuchung von Wichtigkeit ist, findet man im 21. Kapitel der Mirabilia Magdeburgica; sie lautet so: „Im Jahre 1660 war die Luft so ungewöhnlich leicht geworden, daß die Figur des Männchens unter den tiefsten Punkt, der auf der Skala angegeben war, zeigte. Als ich dies sah, sagte ich den Anwesenden, es sei ohne Zweifel irgend ein Sturm entstanden, und kaum waren zwei Stunden vergangen, als jener Orkan, wenn auch mit geringerer Heftigkeit als auf dem Ocean, auch in unserer Gegend einbrach." — Diese mit Glück gekrönte Vorausbestimmung eines Sturmes erregte großes Aufsehen und lenkte die Aufmerksamkeit viel mehr als zuvor auf das Guerike'sche Wetterglas. Man fand auch durch Versuche, daß eine horizontal bewegte Luft weniger stark auf das Quecksilber im Barometer drücke als eine stillstehende, und hatte dadurch zugleich den Schlüssel zu jenem prophetischen Phänomen. Wenn nämlich in den oberen Luftregionen sich der Sturm durch horizontale Strömung vorbereite und dann allmälig zu tiefen Regionen herabsinke, so würde diese plötzliche Druckverminderung in der Atmosphäre sogleich vom Barometer angezeigt. Man besaß also einen befriedigenden Zusammenhang zwischen Wirkung und wahrscheinlicher Ursache. Allerdings lag hierin nur erst der bescheidenste Anfang zu einer gründlichen Untersuchung des interessanten Gegenstandes, aber man verlor die Sache nie wieder aus dem Auge und arbeitete sogar noch bis auf den heutigen Tag an einer immer schärfern und allgemeinern Begründung derselben. Wir wollen jetzt nur noch einige von den unzählig vielen zutreffenden Beispielen anführen, damit der Leser Gelegenheit habe, mit dem Gegenstande selbst noch näher bekannt zu werden, der gerade in unseren Tagen eine große Berühmtheit erlangt hat durch die viel besprochenen englischen Warnungssignale bei herannahendem Sturm.

Der große Weltumsegler Krusenstern spricht es wiederholt aus, daß er nur der sorgfältigsten Beobachtung des Barometers es zu danken habe, wenn sein Schiff nicht ein Opfer der Stürme geworden sei. Wir wollen in dieser Hinsicht nur ein Beispiel aus seiner ersten Reise um die Welt, welche von 1803 bis 1806 ausgeführt wurde, zur Mittheilung bringen. Er hatte im September schon mehrfach trübes, regniges und windiges Wetter zu ertragen gehabt, als er sich Japan näherte. Am 30. wollte er früh Morgens mit einem SO. eine Landung versuchen, das Meer war aber zu gewaltig aufgeregt, auch zeigte sich plötzlich ein ungewöhnlich tiefes Fallen des Barometers, so daß das Losbrechen eines starken Sturmes zu befürchten stand; dies Alles bestimmte ihn, den Vorsatz des Landens aufzugeben und wieder mehr nach dem offenen Meere zu halten. Die Sonne besaß eine glanzlose bleiche Farbe, sie wurde oft verdunkelt durch rasch vorüberfliegende niedrige Wolken. Der Wind wurde allmälig immer heftiger und besaß um 1 Uhr schon ganz den Charakter eines Sturmes, die Steigerung seiner Gewalt war aber fortwährend noch im Zunehmen. Um 3 Uhr Nachmittags zerriß der Orkan die Sturmsegel, und das ganze Fahrzeug schwebte nun in der Gefahr des Unterganges. Krusenstern gesteht, daß er durch das Studium der Taifune an den chinesischen und japanischen Küsten allerdings schon eine abschreckende Vorstellung gehabt habe, daß aber seine wirklichen Erlebnisse die früheren Befürchtungen noch weit übertreffen hätten. Das Barometer, worauf sich seine Beobachtungen bezogen, war auch in der Röhre mit einem Holzschutz überdeckt und besaß nur oben eine Oeffnung zum Sehen und Abmessen des Quecksilberstandes, der gewöhnlich nur auf einen Spielraum von 2 Zoll berechnet ist. Um 5 Uhr Nachmittags war das Barometer so tief gefallen, daß das Quecksilber gar nicht mehr in der Beobachtungsöffnung sichtbar war, daß es selbst bei den großen Schwankungen des Fahrzeugs unsichtbar blieb. Der niedrigste Stand des Barometers war auf 27,6 engl. Zoll berechnet, und Krusenstern schätzte den damaligen Quecksilberstand noch um 4 bis 5 Linien tiefer, so daß derselbe zur Zeit der höchsten Gewalt des Sturmes nur wenig über 27 engl. Zoll betragen habe; dies wäre nach pariser Maß 25,3 Zoll, also zeigte das Krusensternsche Barometer bei dem beschriebenen Sturme noch um 7 Linien tiefer als die in Europa durchschnittlich für die tiefste Grenze angenommene Höhe von 26 pariser Zoll. Um Mittag stand das Barometer noch auf 29,35 engl. Zoll, also war dasselbe in Zeit von 5 Stunden um 2¼ Zoll gefallen. Später schlug der Wind nach WSW. um und zeigte auf einen Augenblick eine unheimliche Stille, dann eine abermalige Neigung zu Sturm, wobei er aber den Zweck nicht vollständig erreichte. Um 10 Uhr Abends war er wieder in seinem gemäßigten normalen Zustande, auch stieg jetzt das Barometer wieder in die Beobachtungsöffnung.

Am 17. Januar 1818 brach über preußisch Litthauen ein furchtbarer Sturm herein, der ganz entsetzliche Verheerungen anrichtete; auf einer Strecke von 240 Meilen Länge und 41 Meilen Breite waren tausende von Bäumen entwurzelt und zerbrochen, waren unzählig viele Gebäude beschädigt, zertrümmert und umgestürzt, selbst Menschen und Thiere hatten dadurch das Leben eingebüßt. Das Barometer hatte auf diese gewaltige Katastrophe schon mehrere Tage vorher aufmerksam gemacht; es fiel vom 3. bis zum 17. Januar um volle 21 Linien, und als der Sturm selbst eintraf, so sank dasselbe plötzlich noch um 8 Linien. Dies Herabsinken des Quecksilbers betrug also über zwei Zoll, es überschritt die gewöhnlich tiefste Grenze um mehr als einen ganzen Zoll. Uebrigens dauerte der Sturm in seiner größten Heftigkeit volle acht Stunden. Das war ein Ereigniß, welches in Europa noch nicht seines Gleichen gehabt hatte.

Scoresby, der berühmte Walfischfahrer und Naturforscher, versichert, daß er die Zeit und Stärke der Stürme aus dem Verhalten des Barometers mit einer unter 18 Malen 17 Male zutreffenden Gewißheit vorausgesagt habe, ja einst sei er durch diese Beobachtung von dem Untergange errettet worden. Am 5. April 1819, wo er sich unter 70° 49' nördl. Br. und 70° 15' westl. L. befand, bemerkte er, daß sein Barometer plötzlich 9,29 Linien, also beinahe einen ganzen Zoll gefallen war. Er ließ sogleich alle Vorsichtsmaßregeln gegen einen zu erwartenden Sturm

treffen. Dieser stellte sich auch sehr bald ein und wüthete zwei volle Tage auf das Furchtbarste. Meistens zeigte sich während des Sturmes ein noch tieferes Fallen des Barometers, aber er hat auch zuweilen mitten im Ausbruch der größten Heftigkeit plötzlich wieder ein Steigen desselben beobachtet, woraus sich aber keine bestimmte Folgerung ziehen ließ, denn die Dauer des Sturmes war nach einer solchen Wahrnehmung eben so oft kurz als lang.

Am 2. August 1837 kündigte der Hafenmeister von *Puerto Rico* um 4 Uhr Nachmittags den Führern der Schiffe an, sie hätten sich auf einen wahrscheinlich bald eintreffenden starken Sturm gefaßt zu machen, denn das Barometer sei plötzlich sehr bedeutend gefallen. Der mittlere Stand des Quecksilbers ist am genannten Orte 337 Linien, gegen 8 Uhr Abends war er zu 333,28‴ herabgesunken, um 11 Uhr zeigte er 329,9‴, und nun fiel er rasch auf 315,27. Die vorläufige Warnung und der nachfolgende sorgenvolle Bericht über die weiteren Beobachtungen blieben natürlich nicht unbeachtet. Aber ungeachtet aller nur möglichen Vorsichtsmaßregeln brach dennoch das Unglück mit der furchtbarsten Wuth herein. Von den 33 vor Anker liegenden Schiffen konnte nicht *ein einziges* vom Untergange gerettet werden. Die Gewalt des Sturmes war so groß, daß in St. *Bartholome* allein 250 Gebäude zerstört wurden. Noch schrecklicher war die Verwüstung auf St. *Thomas*; hier sperrten die Trümmer von 36 gescheiterten Schiffen den Hafen, das Fort am Eingange desselben war zerstört, als wenn es auf das Furchtbarste mit schwerem Geschütze beschossen worden wäre; die Wuth des Orkans war so groß gewesen, daß ein großes schönes Gebäude von seinem Fundamente losgerissen und mitten auf die Straße geschoben wurde, viele andere Häuser waren in sich zusammengestürzt, aus einander gerissen, andere umgeworfen und auf den Kopf gestellt. Das furchtbarste Erdbeben hätte kaum eine schrecklichere Verwüstung anrichten können.

Nach den neuesten Forschungen wird es nun sehr wahrscheinlich, daß die Sturmbewegungen den Charakter eines großartigen *Wirbelwinds* haben, wozu vorzugsweise in der Region der *Calmen* vielfach die Veranlassung vorkommt. Die Erfahrung hat auch gelehrt, daß selbst kleine leicht zu übersehende Wirbelwinde eine bedeutende mechanische Kraft ausüben können. So entstand am 8. April 1833 zwischen *Calcutta* und dem großen Salzwassersee, der ungefähr drei engl. Meilen östlich von der Stadt gelegen ist, eine solche kreisende Luftbewegung, welche in Zeit von vier Stunden nicht weniger denn 215 Menschen tödtete, 223 verwundete und außer vielfachen anderen Verwüstungen 1239 Fischerhütten umwarf; ein langes Bambusrohr wurde durch einen fünf Fuß dicken Wall so hindurchgetrieben, daß die beiden Enden aus der Mauerbekleidung hervorsahen, welche davon durchbohrt war. Der Herausgeber der India Review bemerkt dabei, daß kaum ein Sechspfünder eine ähnliche Wirkung habe hervorbringen können. — Am 25. October 1820 hatte man auf einer Bleiche zu *Antsdorf* in *Schlesien* so eben einige hundert Schock weiße Leinwand, die auf derselben ausgespannt waren, begossen, und die Leute saßen eben bei Tische, als nach 12 Uhr ein stürmender Wirbelwind hereinbrach, der plötzlich so viel Staub aufwirbelte, daß sich das Tageslicht in finstere Nacht verwandelte. Der Wirbelwind zerdrückte die Fenster des Bleichhauses, zerbrach unter fürchterlichem Krachen die Flügelthüren des Gebäudes und hob die Thüre aus ihren Angeln, so daß der Sturm quer durch das Haus hindurchfuhr und auf der andern Seite einen großen Leiterwagen umstürzte, mit den Rädern nach oben gekehrt. Die Leinwand wurde vom Winde losgerissen, in mehrere Knäule aufgewickelt, der größte Knäul hoch emporgehoben und 40 Fuß weit über das Bleichhaus hinüber fortgeführt, bis er in einer Entfernung von 150 Schritt zwischen Strauchwerk im Graben seinen Ruhepunkt gefunden hatte. Man hatte mehrere Stunden damit zu thun, um diese ganze in einander gefilzte Masse wieder zu entwirren; sie bestand aus 27 Schock, wovon jedes 23 Pfund wog. In der Mitte dieses Knäuls steckte ein 7 Fuß langes, 11 Zoll breites und 2½ Zoll dickes Brett, welches als Steg über einen nahen Graben gedient hatte. Dies furchtbare Ereigniß war in Zeit von zwei Minuten durchgeführt worden.

Die Wirbelwinde fallen mit dem Phänomen der *Tromben* zu Wasser und zu Lande in eins zusammen; der Unterschied besteht blos darin, daß dort der Beobachter sich innerhalb der Peripherie der kreisenden Luftbewegung befindet, während er hier seinen Stand außerhalb des Wirkungskreises hat. Man weiß jetzt ziemlich gewiß, daß die Ursache zu dieser Klasse von Naturereignissen hauptsächlich in einer plötzlichen Störung des Gleichgewichts der Temperatur und der Elektricität der Atmosphäre ihren Grund hat. Die Phänomene ereignen sich gewöhnlich an windstillen heißen Tagen, wo die hochgehende Sonne mit ihrer ganzen Kraft den Boden erhitzt; aufsteigende Luftströme erzeugen dann ein gar leicht zu störendes Gleichgewicht, während die kältere Luft von oben begierig ist einzudringen; gelingt ihr dies, so entsteht aus beiden sich widerstrebenden und bekämpfenden Windbewegungen der Wirbelsturm. Wo aber ungleich erwärmte Luft mit einander in Contact oder in Kampf geräth, fehlt die Ursache zur Elektricität nicht. *Bruce* hat diese Naturerscheinung in der *nubischen Wüste* oft beobachtet. „In der weiten wüsten Ebene“, erzählt er im IV. Bande seiner berühmten Reisen, „von Westen nach Nordwesten sahen wir in gewissen Entfernungen eine Anzahl erstaunlich hoher Säulen von wirbelndem Sande, die sich bald sehr hurtig bewegten, bald mit majestätischer Langsamkeit fortrückten. Zuweilen dachten wir, sie würden uns in wenig Minuten überschütten, und es flogen auch dann und wann kleine Quantitäten Sand zu uns herüber, bald zogen sie sich wieder zurück und kamen uns fast ganz aus dem Gesichte.“ Mit Hülfe der Elektrisirmaschine lassen sich jetzt die Wasser- und Sandhosen im Kleinen durch Versuche nachahmen. — Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daß in der Region der *Calmen* zu Land und zu Wasser die eben erwähnte Voraussetzung nicht blos sehr oft, sondern auch im großartigsten Maßstabe stattfindet, so daß es recht gut denkbar ist, wie daraus Wirbel entstehen können, welche große Länderstrecken und Meeresflächen zu überziehen im Stande sind.

Was nun das Erforschen der Gesetze der großen Stürme betrifft, welche sich oft über Oceane und Welttheile, ja zuweilen über die ganze Erde ausgebreitet haben, so haben *Reid*, *Redfield*, *Maury*, *Fitzroy*, *Dove* u. m. A. schon sehr erfreuliche Resultate zu Stande gebracht. Besonders ist ihnen die Seefahrtskunde zu großem Danke verpflichtet, weil sie zunächst den größten Gewinn davon eingeerntet hat. Sie sind allerdings noch nicht einerlei Meinung über die Ursachen und über die Art der Bewegung der Stürme, und es wird wohl noch einige Zeit darüber hingehen, bis dieser Ansichtenstreit ausgefochten ist; aber darin haben sie sich jetzt alle geeinigt, daß diese Luftbewegung mit den Schwankungen des Barometers in innigster Beziehung steht, daß es sogar möglich sei, die Richtung der Sturmbewegung aus der Art der Barometerschwankungen mit großer Wahrscheinlichkeit voraus zu bestimmen. Und gerade hierauf bezieht sich eine in Eng-

land durchgeführte praktische Nutzanwendung, welche großen Segen über den Seeverkehr gebracht hat. Davon nur noch ein ferneres Wort.

Alle Seehäfen Englands sind jetzt telegraphisch mit dem Centralbureau der Admiralität der Hydrographie verbunden. Diese Verbindung hat sich ganz besonders für meteorologische Zwecke sehr günstig herausgestellt. Man kann darnach mit sehr großer Wahrscheinlichkeit den Gang des Wetters für nahe liegende künftige Zeit voraus bestimmen. Und es war besonders der in der Meteorologie sehr erfahrene Admiral Fitzroy, welcher dadurch auf den Gedanken kam, daß man den Seefahrern durch zweckmäßig eingerichtete Warnungssignale die Andeutung eines heranrückenden Sturmes geben könne. Seine Vorschläge wurden sogleich angenommen und die praktische Durchführung ihm selbst überlassen. Er ließ nun an passenden hochgelegenen Punkten der Küsten der gesammten Inselgruppe Großbritanniens Signalmasten errichten, an denen die Sturmsignale aufgezogen werden konnten, die dann in weiter Ferne sichtbar waren. Hierzu gehörten ein Würfel und zwei Kegel, welche alle drei von sehr bedeutender Dimension, aber hohl und mit schwarzem Zeuge überzogen waren, damit man sie leicht handhaben konnte und sie um so besser sichtbar wurden, wenn sie den lichten Himmel zum Hintergrunde hatten. Später wurden diese Signale auch für die Nacht passend zum Erleuchten eingerichtet. Der Würfel, welcher den Namen Trommel erhalten hat, zeigte von weitem gesehen die charakteristische Gestalt eines Vierecks, während die Kegel als Dreiecke erschienen. Die Erfahrung lehrte nun, daß die Zeichen bei einigermaßen günstigem Wetter zwei bis drei Seemeilen weit gesehen werden konnten. Die Grundlage der Zeichen war eine sehr einfache, so daß sie selbst vom gemeinen Manne leicht begriffen und gedeutet werden konnte; man sorgte auch für das allgemeine Bekanntwerden derselben durch öffentliche Anschläge und durch Anfertigung billiger Tabellen. Wir wollen nur einige davon zur Mittheilung bringen. Es bedeutet nämlich

□ einen nahen Sturm aus der südlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen SO. und SW.

△ einen nahen Sturm aus der nördlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen NO. und NW.

▽ einen nahen Sturm aus der östlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen NO. und SO.

△ □ einen nahen Sturm aus der westlichen Richtung der Windrose, d. h. zwischen NW. und SW.

In ähnlicher Weise sind die übrigen Combinationen leicht verständlich durchgeführt. Das englische Volk hat Vertrauen zu der Sache gewonnen, da die Vorausbestimmung fast ohne Ausnahme immer mit dem besten Erfolge gekrönt worden ist. Die Zahl der Schiffbrüche ist nach statistischer Bewahrheitung auch in der That schon merklich verringert worden. In dem Munde des Volkes ist daher das „God bless the old Admiral Fitzroy“ zu einem allgemein gekannten Sprichworte geworden. Und wenn der plumpe Fischer und Küstenfahrer scherzweise ausruft: „Hol' der Teufel den verdammten Fitzroy! — Der Kerl braucht nur seine große Trommel auszuhängen, um uns das böse Wetter auf den Hals zu schicken“ —, so liegt darin ein ganz ausgezeichnetes Lob für die wahrhaft praktische Bedeutung des Gegenstandes selbst.

Neben der Vorrichtung zu den Sturmsignalen besteht auch noch der Barometer-Indicator, welcher darauf berechnet ist, daß man den Barometerstand ebenfalls in großer Entfernung ablesen kann. Die Form desselben fällt mit der des gewöhnlichen Barometers in eins zusammen, nur ist seine Größe kolossal. Hat man nur nach einer Weltgegend hin das Signal zu geben, so wählt man das Bild des Hooke'schen Radbarometers in 60facher Vergrößerung, wobei also jeder Zoll zu fünf Fuß geworden ist. Soll dagegen dieser Anzeiger rund herum sichtbar sein, so wählt man die gewöhnliche Röhrenform; wobei eine dunkle auf und niedersteigende Hülse, welche einen hellen massiven Cylinder umgibt, das Steigen und Fallen des Quecksilbers zur Anschauung bringt; der Umfang dieser Nachahmung der Barometerröhre beträgt 24 Fuß, und jeder Zoll der Skala wird durch vier Fuß dargestellt, so daß hier eine 48fache Vergrößerung vorkommt. — Mit diesen Riesenapparaten wird der Gang des Barometers in dem Bureau der Admiralität angegeben. Außerdem gibt jedes mit der Admiralität verbundene meteorologische Localbureau über alle anderen Wetternachrichten von den sämmtlichen anderen Stationen jeden gewünschten Aufschluß. Man sieht, die Sache ist in guten Händen. Es ist schon jetzt Großes erzielt, obgleich man damit noch nicht gar lange über die Anfangsversuche hinaus gekommen ist.

Ein Ausflug in den Kleinen Atlas und die Große Kabylie.

Von **Lommatzsch**, k. sächs. Oberlieutenant.

I.

Reisevorbereitungen. — Paläste in Algier. — Ball bei Pelissier. — Der Herzog v. Malakoff. — Algier. — Blidaher Eisenbahn. — Versuchsgärten. — Bellabiest der Neger. — Maison carrée. — Ebene Metidja und ihre Anpflanzungen. — Getreide, Baumwolle, Tabak, Wein ꝛc. — Die Eintheilung des Bodens.

Nach einer längern Reise in die algerische Wüste waren meine Frau und ich in die Stadt Algier zurückgekehrt. Die herrlichen Umgebungen dieser Stadt, deren Lieblichkeit vielleicht unübertroffen dasteht in der ganzen Welt, fesselten uns mehrere Wochen aufs Neue. Außerdem war es uns angenehme Nothwendigkeit, die vielen Strapazen einer Wüstenreise in dem Comfort des algier-französischen Lebens zu vergessen. Der Abend vereinigte uns gewöhnlich mit

lieben deutschen Landsleuten, und die Abenteuer unserer Reise bildeten den Hauptgegenstand unserer Gespräche. Gar bald hatten unsere Schilderungen, in denen selbst die mannichfachen Gefahren und Unannehmlichkeiten ein wohlgefälliges Colorit annahmen, eine allgemeine Reiselust hervorgebracht, welcher Richtung und Ausdruck zu geben, mir aufgetragen wurde. Ich schlug die kleine Reisetour vor, deren Erlebnisse ich unten berichten werde. Sie führte auf gebahnten, reizenden Wegen durch den Kleinen Atlas bis zu dem sehr hoch gelegenen Städtchen Medeah. Von hier aus auf einem Marsche von einigen Tagen bis Aumale, einer Stadt nördlich des Djebel Dira, war es möglich oder vielmehr unumgänglich, einen Geschmack des Steppenlebens der Araber zu bekommen, auf deren Gastfreundschaft wir allein angewiesen waren. Den interessantesten Theil bildete der Schluß unserer Reise.

Auf einem Passe das mächtige Gebirge des Djerdjera überschreitend, dessen Gipfel vom Gouvernementsplatze in Algier aus gesehen noch vollständig mit Schnee bedeckt waren, wollten wir in die sogenannte Große Kabylie vordringen. Bekanntlich ist es erst 1857 den Franzosen gelungen, das tapfere Bergvolk dieser Gegend zu unterjochen. Die Sahara war längst schon von französischen Colonnen durchschritten, als die Bewohner eines so nördlich und unsern von Algier gelegenen Reiches noch mordend und brennend in die Ebene hinunterstiegen. Die Kabylen sind ein in jeder Hinsicht höchst interessantes, noch allzuwenig beachtetes Volk. Nirgends aber haben sich Gesetz und Sitte reiner erhalten, als in der Großen Kabylie, so genannt zum Unterschied von der östlich davon gelegenen Kleinen. So durften wir denn hoffen, wie erst die Araber, so auch nun die Kabylen in ihrer Heimat und Eigenthümlichkeit kennen zu lernen und auf einem pittoresk schönen Wege über Fort Napoleon, das französische Zwinguri der Großen Kabylie, nach Algier zurückzukehren.

Der Vorschlag wurde einstimmig belobt und angenommen. Als es jedoch zur Entscheidung kam, trat erst der Eine, dann ein Anderer und Dritter wieder zurück. Man meinte, die Hitze sei schon zu groß, die Jahreszeit dem Fieber zu günstig. Man verwies auf das Schicksal zweier Reisenden, welche vor wenigen Tagen nach den Anstrengungen einer ähnlichen Reise dem Typhus erlegen waren. Außerdem hatte man von einzelnen französischen Offizieren gehört, daß die Reise durchaus nicht so bequem und ungefährlich sei, als es scheine, die Kabylie bei Weitem nicht so beruhigt, wie die Regierung versichere. Schließlich waren meine Frau, Herr F., ein junger, wohlhabender Gutsbesitzer in der Ebene Metidja, und ich die Einzigen, welche entschlossen waren, die Partie unter allen Umständen zu unternehmen. Der Sommer war bereits so weit vorgeschritten, daß es räthlich erschien, ohne längern Aufschub die Reisevorbereitungen sofort ins Werk zu setzen.

Zu Einholung der nothwendigen Empfehlungsbriefe begab ich mich in das Bureau arabe in Algier, dem, wie noch heute, ein Prinz Polignac vorstand. Derselbe empfing mich freundlich, aber herablassend; er fügte mehrere Privatbriefe an ihm befreundete höhere Persönlichkeiten hinzu. Mein Versuch, ihn durch eine deutsche Ansprache an seinen mehrjährigen Aufenthalt in München zu erinnern, schlug jedoch gänzlich fehl.

Ohne diese Briefe vom Bureau arabe ist eine Reise in das Innere von Algerien geradezu unmöglich. Ein Tourist ist aber sicher, fast ohne große Umstände die Briefe, einen kundigen Führer und einen Spahi als Schutzbegleitung zu erhalten. Als Kamerad mit mehreren französischen Offizieren befreundet, durfte ich speciell sicher sein, überall den möglichsten Vorschub zu erhalten. *)

Die weiteren Reisevorbereitungen waren bald beendet. Für 4½ Fr. den Tag erhielten wir auf unbestimmte Zeit kräftige Pferde für einen Ausflug in das Innere von Algerien geliehen. Unsere Tracht war der orientalischen nach Möglichkeit angepaßt, obschon mir das Tragen meiner sächsischen Offiziersuniform vorgeschrieben wurde. Namentlich war der Kopf durch eine weiße Hülle gegen die sengenden Sonnenstrahlen geschützt. In den rothseidenen Leibbinden befestigten wir banditenmäßig Dolch und Revolver; ein stets geladenes Gewehr hing über der rechten Schulter.

Unter dem nothdürftigen Gepäck, das wir bis zur Stadt Medeah voraus schickten, war eine kleine Reiseapotheke nicht vergessen, deren Wichtigkeit wir bei unserer ersten Reise kennen gelernt hatten. Sie enthielt das nöthige Chinin gegen Anfälle des Fiebers, Laudanum gegen die häufig vorkommenden und gefährlichen Diarhöen, Ammoniak gegen den Biß giftiger Thiere u. s. w. Als wirksamstes Mittel gegen den Stich der Skorpionen hatte uns der Apotheker „Skorpionenöl" aufgenöthigt, d. h. Oel, in welchem Skorpione ihren selbstmörderischen Tod gefunden haben. Daß sich diese Thiere, eben so Skolopender, bei der Unmöglichkeit zu entkommen, mit dem Stachel in den Kopf stechen und so scheinbar selbst umbringen, habe ich selbst oftmals erprobt.

Meine Frau, die unter keiner Bedingung zurückbleiben wollte, zeigte von Anfang herein einen entschiedenen Muth und eine ungewöhnliche Ausdauer, die auch bei selbst außerordentlichen Strapazen nicht ermüdete. Unser Reisebegleiter Herr F., dessen schönes Landgut wir vorerst für einige Tage besuchten, trug durch seine Bedachtsamkeit, seine Vorsorge für Alles, was uns selbst und unser Fortkommen betraf, zum guten Verlauf der Sache nicht wenig bei. Ich selbst ritt fast unbekümmert und mich ganz den Eindrücken der Natur und Menschenwelt überlassend, in die Welt hinein. Wie bei einer Studentenreise vertheilten wir die Rollen, meine Frau erhielt das Schiedsrichteramt für zweifelhafte und streitige Fälle, Freund F. war Intendant und Cassier, ich spielte den Hofpoeten und schrieb die Reisenovelle.

Wenige Tage vor unserer Abreise erhielten wir noch eine Einladung zu einem Balle des Gouverneurs Marschall Pelissier, an den ich durch die Gesandtschaft in Paris bestens empfohlen war. Der Gouverneur bewohnte einen prachtvollen maurischen Palast, welchem durch das französische Ingenieurcorps der europäische Comfort beigefügt worden ist. Breite marmorne Treppen führen in den viereckigen mit Mosaik ausgelegten Hof. Ein Gang, dessen Marmorsäulen durch saracenische Spitzbogen unter einander verbunden sind, trennt den Hof von den eigentlichen Gemächern. Diesem untern Säulengange entspricht ein gleicher im ersten und zweiten Stock, nur durch eine schön geschnitzte hölzerne Balustrade nach der Seite des Hofes zu geschützt. Ueberall zeigte sich eine reiche Entfaltung von Marmor, Fayence und Mosaik. In der Mitte des Hofes sprudelte ein Springbrunnen aus einem Kranze prachtvoller, duftender Blumen, wie sie nur der Süden aufzuweisen hat.

Außer dem Palaste des Gouverneurs glänzen noch mehrere algierer Gebäude im reichsten maurischen Geschmacke. Aber auch das Wohnhaus des Aermern zeigt

*) Ueber die Stellung und Bedeutung der Bureaux arabes, namentlich im Militärgebiete, vergl. den Aufsatz „Die Eingebornen Algeriens unter der Herrschaft Frankreichs." Globus VI, 313.

dieselbe innere Einrichtung, wenn auch Marmor und Fayence fehlen. Der Totaleindruck der maurischen Bauart hat etwas das Auge ungemein Erfreuendes, fast wie das malerische Kleid des Mauren selbst.

Wunderschön schildert diesen Eindruck Wagner in seinen „Reisen in der Regentschaft Algier 1836—38" (Band I, S. 41), eine Stelle, die ich hier nicht umhin kann, wörtlich wieder zu geben: „Bei Tage, wenn ein blauer, golddustiger Himmel über diese Säulenhalle sich wölbt, wenn die Adern des Marmors die verwundene Farbenzeichnung der Fayencewände, die seltsam gestatteten Colonnaden, die gewölbten Bögen, das fremdartige Schnitzwerk der Thüren von der flüssigen Helle oben beleuchtet sind, da hat der Anblick eines maurischen Hauses die bunte Zierlichkeit wie ein farbengeputzter Vogel des Tropenlandes. Das Fremdartige der Form kommt so wenig unheimlich vor, als ein freundliches Feenmährchen den kleinen Kindern. Es ist nichts Mysteriöses in den ungewohnten Gestalten, weil der Tagesstrahl sie verklärt. Man gefällt sich, durch die Galerien zu wandeln in der feierlichen Haltung des Orientalen, bald mit Hand und Wange die glattkühle Porzellanwand zu streicheln, bald dem Murmeln der Fontäne zuzuhören. Gegen Abend wechselt das Bild bei dämmernder Beleuchtung. Die freundliche Magie der Halle verschwindet, es sieht recht spukhaft in den weiten Galerien aus, und wandelt man durch die stillen Gänge, wo jeder feste Tritt dem Wandler nachhallt, und schaut empor nach dem hohen Gemach, wo die Säulen wie versteinerte Riesen oder Grabwächter lagern, da hat man eine Ahnung von den Gefühlen Champollions, als er in dem alten Königsmausoleum der thebaischen Todtenebene sein einsames Quartier aufschlug. Der Schauer des Gebäudes mildert sich aber wieder, wenn die Nacht völlig hereingebrochen und jene „tausend Schafe silberweiß" aus ferner Heimat herunter trösten".

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß zum Zwecke des Balles der Gouverneurpalast ein ganz besonders festliches Gewand angezogen hatte. Ein Blumengarten schmückte Treppen und Wände, ein Lichtmeer von Kerzen flammte und gab den eleganten Damen, unter denen die Marschallin selbst durch imponirende Schönheit hervorstrahlte, Gelegenheit, sich unbemerkt in den vielen hohen Krystallspiegeln zu beschauen und vielleicht zu bekritteln.

Das herzogliche Paar empfing die kommenden Gäste in der Halle, welche für den Abend durch eine schwere Decke von purpurrothem Sammet, mit goldenen Bienen gestickt, überdeckt war. Der Marschall selbst lag nachlässig auf einer Ottomane und empfing auch die Damen, welche nicht ohne einiges Bangen ihn zu begrüßen kamen. Pelissiers Grobheit ist weltbekannt, und unzählige Anekdoten davon laufen namentlich in der Stadt Algier herum. Nicht minder wurde aber seine Biederkeit und Wohlthätigkeit gerühmt. Ein Spahi, der ihn haßte, schlug einst sein Gewehr auf ihn an, welches jedoch versagte; der Marschall bestrafte ihn mit 24 Stunden Arrest „da sein Gewehr nicht in gutem Stande gewesen sei". Zwei Thaten haben den Marschall unsterblich gemacht. Die eine, die Erstürmung des Malakoff, brachte ihm den Herzogstitel ein, die andere, die Ausräucherung der Uled-Riah in ihren Höhlen, verdient nicht ganz den Fluch der Mitwelt. Namentlich hat die Journalistik zu ihrer Zeit diese Thatsache reichlich ausgebeutet und Schmähung auf den Urheber gehäuft. Hört man jedoch das Urtheil französischer Offiziere, welche der damaligen Expedition beigewohnt haben, so erscheint das Ganze mehr als ein Akt militärischer Nothwendigkeit.

Wer nur einigermaßen die Kriegsführung in Afrika kennt, weiß, daß ein Rückzug einer Niederlage gleichkommt. Der damalige Oberst Pelissier hatte nun die Wahl, sich den Weg durch das Gebiet der Uled-Riah zu erzwingen, gleichviel auf welche Weise das geschah, oder sein Heer der fast sichern Gefahr des Unterganges Preis zu geben. Der Fanatismus der Araber verweigerte jede Unterhandlung; so blieb denn, bei der Unmöglichkeit, sich den Durchzug mit bewaffneter Hand zu erzwingen, nur der eine, wenn auch entsetzliche Ausweg. Auf die Vorstellungen seiner Offiziere, daß sich auch Weiber und Kinder in der Höhle befänden, soll Pelissier geantwortet haben: „Machen die Bomben, die man in eine belagerte Stadt wirft, in dem Geschlechte einen Unterschied? Thut es etwa der Hunger innerhalb einer blokirten Festung?" Als man in die Höhlen eindrang, fand man etwa 500 erstickte Leichname; gegen 100, in denen noch eine Spur von Leben war, wurden gerettet.

Die Thätigkeit Pelissiers als Gouverneur anlangend, glaube ich, daß er die kurze Zeit seiner Verwaltung gut benutzt hat und durch sein Ableben die Colonisten viel verloren haben. Die Franzosen warfen ihm eine zu große Milde gegen die Araber vor. In der letzten Zeit seines Lebens wurde er hinfällig, fast altersschwach, so daß europäische Zeitungen die unwahre Nachricht verbreiteten, der Marschall sei wahnsinnig geworden. Ich habe ihn noch zwei Monate vor seinem Tode gesehen und gesprochen. Martimprey, der Vicegouverneur, ersetzte ihn thatsächlich schon das ganze letzte Jahr, so daß er sich wohl auch die Hoffnung gemacht haben mag, sein Nachfolger zu werden. Nur gekränkter Ehrgeiz sprach wohl aus dem rüstigen tüchtigen Soldaten, als er nach der Ernennung Mac Mahons seinen Abschied vom Kaiser forderte. Neuerdings hat ihn dieser mit der Commandantur von Lille entschädigt, während Mac Mahon das alte strenge Regime den Eingebornen Algeriens gegenüber wieder einzuführen bemüht ist.

Pelissiers Andenken wird übrigens in Algerien durch die Route de Malakoff von Algier nach Laghuat und das Dorf Pelissier bei Mostaganem verewigt. Es ist eine gewiß schöne Sitte, welche viele ähnliche Beispiele in Algerien findet, die Namen tapferer Militärs oder geachteter Beamten auf diese Weise der Nachwelt und der Geschichte zu erhalten.

Am 26. April Nachmittags brachen wir von Algier auf, begleitet von einer ziemlich großen Cavalcade der Freunde. Der Weg führt durch die gewerbreiche Vorstadt Bab-a-zun, jetzt durch die neuen Wälle mit der Stadt verbunden, bis zum Dorfe Agha, wo sich seit dem August 1863 der Bahnhof der Algier-Blidaher Eisenbahn befindet.

Diese Eisenbahn ist ein Actienunternehmen und ruht, wie beinahe alle größeren Unternehmungen in Algerien, in den Händen der Engländer. Die Bahn führt immer dicht am Meere hin, dessen blaue Wellen fast den Damm bespülen, bis zum Dorfe Hussein-Dey; bei Maison carrée biegt sie nach Südwest um und durchläuft, indem sie den Sahel umgeht, in fast gerader Richtung die Ebene Metidja über Buffarik, Beni-Mered nach Blidah. Von hier aus soll sie über Orléansville und St. Denis du Sig nach Oran weitergeführt werden, während eine dritte Bahn Algier über Aumale und Setif mit Constantine verbinden soll. Auf diese dem Meere fast parallele Bahn sollen wieder von den vorzüglichsten Hafenorten: Bona, Philippeville, Bougie, Tenès, Arzew, Oran (nach Tlemsen) senkrechte Zweigbahnen laufen, so daß die vorzüglichsten Gegenden und Städte unter sich und mit der Küste in Verbindung stehen. Ich fürchte aber, daß die Bahn von

Algier nach Blidah für längere Zeit die einzige befahrene Strecke bleiben wird. Die Lokomotive braucht beiläufig gesagt von Algier nach Blidah — eine Entfernung von 12 Stunden (48 Kilometer) — volle zwei Stunden, eine Langsamkeit, welche selbst die unserer deutschen Fahrbahnen (26 K. die Stunde) übertrifft. Die Araber, zuerst entsetzt über das Rauch speiende Ungethüm, benutzen jetzt diese Fahrgelegenheit viel und gern, und mancher zärtliche Vater fährt zum Vergnügen seines Söhnleins am Bairamfeste mit ihm auf der Eisenbahn.

Die Landstraße theilt sich bei dem Dorfe Mustapha inférieur, rechts nach dem Dorfe Houba, links nach Hussein Dey und Maison carrée führend. Am Champ de Mars vorbei, dem großen Exercierplatz des algierer Militärs, im Oktober außerdem der Schauplatz der berühmten Wettrennen (turfs), berühren wir die Nordseite des großen Versuchsgartens (Jardin d'essai). Gärten dieser Art gibt es einige 30 in Algerien. Ihnen verdankt man namentlich die Einführung und Verbreitung der wichtigsten Kulturen, z. B. auch des Tabaks und der Baumwolle. Man berechnet, daß allein der Jardin d'essai bei der Stadt Algier jährlich 200,000 Bäume an die Colonisten abliefert. Nächstdem ist dieser Garten wegen seiner herrlichen Palmen- und schattigen Platanenalleen ein beliebter Spaziergang der algierer Welt, und man hat besonders Freitags Gelegenheit, lustwandelnde maurische Frauen, oft sogar unverschleiert, zu beobachten.

Nicht weit von dem nördlichen Portale des Gartens an der Einmündung des Khrenis in das Meer sieht man eine Kubba aus dem Sande hervorragen. Es ist der Grabtempel des Sidi Beltal, berühmt durch ein mysteriöses Fest, welches die Neger alljährlich daselbst feiern. Der Name Beltal scheint auf den Namen Beel oder Baal der Phönizier hinzudeuten und dieses Fest eine überlieferte Feier zu Ehren dieser Gottheit zu sein. (??) Die Ceremonien sind ekelhaft genug. Nach dem Beten der ersten Sura des Korans wird ein bekränzter Stier unter wilden Tänzen geschlachtet, die zuletzt in förmliche Raserei ausarten und damit enden, daß sich die ganze schwarze Bande, von Schweiß triefend, heulend in das Meer stürzt. Tänze und Musikaufführungen wechseln den ganzen Tag mit Schmäusen von Lammfleisch und Kuskussu. Außerdem ist der Festtag an einem Mittwoch in der Zeit des Nissam der erste Tag im Jahre, wo die Neger junge grüne Bohnen genießen, woher das Fest auch den Namen „Aïd-el-Foul", „Fest der Bohnen", hat.

An der Einmündung des Ued Khrenis in das Meer setzte Karl V. am 23. October 1541 seine Truppen, 24,000 Mann, ans Land. Schon acht Tage später schiffte er die Trümmer seiner geschlagenen Armee am Cap Matifou wieder ein auf den wenigen Schiffen, welche den großen Stürmen am 26. entgangen waren.

Das Dörfchen Hussein-Dey, das sich fast unmittelbar anschließt, verdankt seinen Namen dem unglücklichen Hussein, dem letzten Dey von Algier, welcher einer Ohrfeige, oder, wie die Franzosen lieber sagen, einem „Coup d'eventail" den Verlust seines Reichs zu danken hat. Sein weitläufiger Palast dient heut zu Tage als Tabaksmagazin der Regierung.

Die ganze Wegstrecke von Mustapha bis Maison carrée ist im buchstäblichen Sinne ein fortlaufender Blumen- und Gemüsegarten, welcher sich vom Strande des Meeres in reichster schönster Abwechslung, um reizende maurische Villen sich schlingend, bis zum Kamme des Massif von Algier hinaufzieht. Der in maurischem Geschmacke erbaute Dom von Kubba steht wie ein riesiger Wächter an der Pforte dieser paradiesischen Gegend. Die Aussicht von seiner Höhe auf Stadt, Gebirge und Meer gehört zu den schönsten der Welt. Hussein-Dey ist es übrigens vorzüglich, welches dem kältern Europa zur Zeit der Weihnacht das schönste feine Gemüse, Blumenkohl, Schoten und besonders Erdbeeren liefert.

Ueber dem freundlichen Städtchen Maison carrée erhebt sich ein großes Mauerviereck, ehemals türkisches Fort, das zur Zeit als Gefängniß für die Eingebornen, Männer wie Frauen, dient. Wir hatten zu einer andern Zeit Gelegenheit gehabt, die Anstalt zu besuchen und die verschiedenen Gruppen von Arabern, Kabylen, Mauren und Negern zu betrachten, welche, mit einer unglaublichen Apathie dasitzend, niedliche Körbchen, Teppiche und andere Kunstgegenstände fertigen. Sie fühlen sich doch sämmtlich mehr oder weniger als Märtyrer ihres Glaubens und Patriotismus.

Jenseits Maison carrée schweift das Auge über eine ungeheure hellgrüne Fläche, aus welcher jedoch bei aufmerksamerer Betrachtung sich unzählige kleine und größere weiße Punkte herausheben. Blaue duftige Höhen schließen den Horizont. Es ist die Ebene Metidja, begrenzt von den Bergen des Kleinen Atlas und des Zaccar bei Milianah mit vielen niedlichen Farmen und Dörfchen übersäet. In fast südlicher Richtung erkennt man deutlich das in eine schöne grüne Waldung versteckte Städtchen Bussarik, darüber hinaus und dicht am Fuße des Atlas die weitläufigen Orangengärten des reizenden Blidah.

Die Ebene Metidja hat eine Länge von 12 bei einer Breite von höchstens $2^1/_2$ deutschen Meilen. Vom Ued (Fluß) BudUarn zieht sie sich in südwestlicher Richtung bis zum Ued Dja. Das Meer und der Sahel bilden die Grenze im Norden, das Gebirge im Süden. Der algierer Geograph theilt die Ebene in drei bestimmte Zonen: die östliche Zone vom Harrasch begrenzt mit den Städtchen Rovigo, l'Arbah, Fonduk, und von den arabischen Stämmen der Khraschna und der Beni Mussa bewohnt; die mittlere Zone, wo sich die Dörfer und Städte Joinville, Montpensier, Beni-Mered, Schebli, Birtuta, Quatre-Chemins, Bussarik und Blidah finden und die Beni Khretil die Eingebornen vertreten, und die westliche Zone mit den Dörfern Schiffa, Muzaïaville und Marengo und dem früher so gefürchteten Räuberstamm der Hadschuten.

Von den Flüssen, welche die Ebene durchströmen, sind der Mazafran, entstanden aus der Vereinigung des Ued Djer und der Schiffa, und der Harrasch die größten. Ihr Wasser, im Winter groß und reißend, versiecht im Sommer beinahe ganz und bildet unzählige Sümpfe, welche gefährliche Fieber erzeugen. Durch die Canalbauten von Seiten der Regierung ist nicht nur der Lauf der Gewässer zum Nutzen der Bodenkultur geregelt, sondern auch der Gesundheitszustand wesentlich erhöht worden. Dennoch kenne ich keinen Colonisten in der Metidja, welcher dem Wechselfieber gänzlich entgangen wäre.

Die Ebene Metidja hieß schon zu den Zeiten der Römer die Kornkammer Italiens. Im Mittelalter war sie nicht weniger gut angebaut und mit 30 größeren Städten bedeckt. Mendil, der Chef der Maghana, verwüstete sie gänzlich, verlor jedoch ihren Besitz später an die Almoraviden. Nach der französischen Occupation wurde sie eine Beute französischer Spekulanten, welche oft um Spottpreise den Boden von den Arabern kauften. Freilich gedachten diese nicht, die Franzosen dauernd im Besitze zu lassen, und in der That war es wegen der Unsicherheit viele Jahre hindurch nicht möglich, eine vielleicht am Atlas gekaufte Besitzung auch nur in Augenschein zu nehmen. Die

vielen Lager und Blockhäuser vermochten den allgemeinen Verkehr nicht zu schützen, und noch in den vierziger Jahren konnte man nach Blidah nur in Begleitung eines Expeditionscorps gelangen. Heut zu Tage, nachdem die Sicherheit hergestellt und die öffentlichen Verkehrsmittel von der Regierung geschaffen oder verbessert worden sind, bildet der Boden der Metidja das Eldorado der Colonisten. Das Hauptprodukt, namentlich im östlichen und mittlern Theil, besteht noch immer im Getreide. Zu den einheimischen Sorten — blé dur, Gerste und Mais — haben die europäischen Colonisten noch blé tendre und Hafer eingeführt. Der Aufschwung der Kultur in einer verhältnißmäßig kurzen Zeit ist außerordentlich. Noch 1848 war man genöthigt, für über 23 Millionen Frs. Getreide und Mehl aus Frankreich einzuführen; 1855 dagegen betrug die Ausfuhr in Getreide schon 24 Millionen Frs. Der gegenwärtig mit Getreide bepflanzte Boden beträgt für ganz Algerien ziemlich eine Million Hektaren Landes.

Nächst dem Getreide ist es besonders die Kultur des Tabaks und der Baumwolle, welcher sich in neuerer Zeit die öffentliche Aufmerksamkeit zuwendet und welche die Regierung durch Ertheilung öffentlicher Prämien zu unterstützen sucht. Der Tabak braucht einen fetten nassen Boden und gedeiht daher vorzüglich in den sumpfigen Gegenden der Flüsse el Halley, Tlata und Schiffa. Neben den einheimischen geringeren Sorten „Arbi und Schebli" (so genannt nach dem Tribus der Schebel) baut man mit Glück die vorzüglicheren amerikanischen Sorten von Havana, Virginia, Maryland u. s. w. Die Kultur des Tabaks beginnt im Januar, die Ernte im Monat August. Die Regierung selbst ist der Hauptkäufer des guten Tabaks, und man rechnet einen Reinertrag von 8 bis 900 Frs. auf die Hektare. Wenn der Tabak namentlich in der Provinz Algier gedeiht, ist die Kultur der Baumwolle nur ausnahmsweise in derselben und so auch in der Ebene Metidja gewinnreich, mehr jedoch in der Provinz Oran und namentlich an den Ufern des Sig und der Habra. An der Habra besteht eine englische Compagnie, welche gegen 2000 Hektaren Baumwolle bebaut; eine französische Aktiengesellschaft am Ued-el-Halley ist dagegen bis heutigen Tages noch nicht zu Stande gekommen. An Qualität, versichert man, soll die algierische Baumwolle (namentlich coton longue soie) der von Carolina und Georgia durchaus nicht nachstehen, die ägyptische dagegen entschieden übertreffen. Es ist übrigens erwiesen, daß schon im Mittelalter die Kultur der Baumwolle hier betrieben wurde.

Das Thema der Bodenkultur Algeriens ist zu interessant, um es ganz zu übergehen, und zu reichhaltig, um hier mehr als nur flüchtig behandelt zu werden. Erwähnen wir nur kurz, daß die Umgegend von Blidah allein die Märkte von Paris und Marseille mit Orangen versieht, daß die Versuche mit Hanf, Lein, Seide u. s. w. die vortheilhaftesten Resultate geliefert haben. Guten aber schweren Wein liefern Medeah, Milianah, Koleah, Mascara. Ebendaselbst gedeihen Geranium zu Essenz, Farbekräuter (Indigo, Krapp und namentlich das von den Arabern benutzte Henna) vortrefflich. Weniger haben sich Zuckerrohr, sowie der Cactus, auf dem die Cochenille lebt, zu acclimatisiren vermocht. Die edelsten Nutz- und Obstbäume enthalten die Berge in Menge.*)

Es fehlt nur an Capital und Arbeitskräften, um den ungeheuern Reichthum des Tell einigermaßen auszubeuten.

Es sei hier eine Bemerkung gestattet. Man theilt den Boden Algeriens hinsichtlich seiner Kulturfähigkeit in den Tell, abgeleitet von dem lateinischen Worte tellus, d. i. das fruchtbare anbauungsfähige Land, und die Sahara, das unfruchtbare Land. Natürlich hat aber wiederum die Produktivität des Tell, abhängig von Bodenerhöhung, Wind und Wasser, gar viele Abstufungen.

Das Littoral enthält, wie schon erwähnt, die fruchtbarsten Strecken und ist daher auch verhältnißmäßig am meisten von Europäern bebaut. Die erste große Gebirgskette südlich davon, welche den Namen Massif méditerané führt und die Wasserscheide zwischen den Steppen und dem Mittelländischen Meere bildet, ist arm an Cerealien, dagegen reich an Nutzhölzern aller Art; 1,300,000 Hektaren Waldung kommen allein auf die Provinz Constantine. Die Stepppen Algeriens haben die Naturbeschaffenheit, welche derartige Landstrecken überhaupt charakterisirt: Mangel an Bäumen, Reichthum an Kräutern. Die Flüsse verlieren sich im Sande oder in großen Salzseen — Shotts oder Sebkhra genannt. Durch die kluftenreiche, baumlose Kette des Massif saharien werden die Steppen von der Sahara geschieden.

*) Eine Uebersicht in letzterer Hinsicht gibt die Schilderung des Atlasgebirges in der folgenden Nummer.

Das südamerikanische Rindfleisch.

Südamerika hat uns schon die Kartoffel geschenkt, und nun erhalten wir von dort noch Rindfleisch in ungeheurer Menge. Freilich sind seit der Einführung der Knollenfrucht 300 Jahre verflossen; diese hat sich allmälig über alle Theile Europa's ausgebreitet und eine große Wichtigkeit erlangt, aber sie muß vielleicht zurückstehen gegenüber dem segensreichen Geschenke, das uns nun zukommt. Man hat nachgewiesen, daß ein sicherer Zusammenhang zwischen dem Genusse von Fleisch und der menschlichen Muskelkraft bestehe, und darum wird vermehrte Fleischnahrung vor Allem unseren Arbeiterklassen zu Gute kommen.

Reine Pflanzennahrung mag im Paradiese am rechten Orte gewesen sein; aber schon Noah genoß sicher neben dem Weine auch Fleisch, und der Schweiß der Arbeiter zeigt uns, daß der Mensch etwas mehr als blos Kräuter und Gras genießen soll. Mit der zunehmenden Strenge des Klimas finden wir auch eine allmälige Zunahme der thierischen Nahrung, obgleich nirgends die Vegetabilien ganz ausgeschlossen werden. Der arktische Reisende sucht selbst unter der krustigen Hülle des Schnees dürftige Flechten und Kräuter, die ihn gegen den Scharbock schützen sollen; aber ohne animalische Nahrung von diesen allein zu leben, das wäre ihm eine Unmöglichkeit. Der Eskimo, welcher doch in jenen Gegenden acclimatisirt ist, sucht sich durch den Ge-

muß großer Mengen von Thran und Fleisch gegen die Kälte zu schützen, und der Volksglaube sagt den Moskowitern nach, daß sie Talglichte verzehren. Freilich gibt es Leute, welche zu beweisen suchen, daß der Mensch nur von Pflanzennahrung leben solle, allein nur einer derselben brauchte die Polarregionen zu besuchen, um an sich selbst zu zeigen, wie höchst nothwendig das Fleisch dort für die Erhaltung des Menschen ist.

Die gemischte Nahrung sagt dem menschlichen Körper am besten zu. Je näher wir dem Aequator kommen, desto mehr nimmt auch die Pflanzennahrung zu, während umgekehrt nach den Polen hin der Fleischgenuß vorherrschend wird. Bei uns hält der Landmann seine Hausschweine und zehrt im Winter von dem geräucherten Fleische derselben. Aber fast von Tage zu Tage steigen die Preise für Milch, Butter und Fleisch, und Gesetze zur Einschränkung derselben lassen sich selbstverständlich nicht geben. Viele Arbeiter können kaum so viel erschwingen, daß sie einmal wöchentlich Fleisch essen, und doch wäre gerade für sie Fleischnahrung von der höchsten Wichtigkeit. Wenn der Körper hart arbeiten soll, muß er reichlich genährt werden, und die Arbeitskraft muß durch Nahrung unterstützt werden. „Wenn von Pferden und Pferdearbeit die Rede ist, sagt Mulder, so bezweifelt Niemand, daß die Nahrung der Arbeit entsprechen müsse. Nicht das Heu, sondern der Hafer ist, wie man weiß, dazu geeignet, den Erfordernissen der Pferdenahrung zu genügen, wenn diese Thiere wacker arbeiten sollen. Und wenn sie angestrengt arbeiten, genügt nicht einmal der Hafer, sondern sie brauchen Bohnen. Den Pferden gibt man, was die Pferde brauchen. Und den Menschen?" -

Bei den Menschen sieht man noch vor Allem auf die Billigkeit der Nahrung, und Billigkeit derselben scheint eine sehr einfache Forderung zu sein. Und doch ist dieselbe nicht einfach nach dem Kostenpunkte, sondern nach verschiedenen sehr wichtigen Eigenschaften der Nahrungsmittel zu beurtheilen. Niemand schafft sich einen Tuchrock an, ohne zu wissen, daß das billigste Tuch sehr leicht durch seine geringe Dauerhaftigkeit das theuerste werden kann. Es ist fürwahr nichts thörichter, als wenn man blos von der Billigkeit der Nahrungsmittel spricht. Sind zwei derselben gleich nahrhaft, so wird man für einen kräftigen Magen dem billigern den Vorzug geben. Was hilft aber der vielleicht doppelt so geringe Preis, wenn eine Speise einer andern, doppelt so viel kostenden vierfach an Nahrhaftigkeit nachsteht?

Wer diese Weisheit für überflüssig hält, denke an die Kartoffeln. Wie viele Armen in Irland, in Schlesien, in Flandern und überall unter uns haben tagelang keine andere Speise zu ihrer Verfügung als Kartoffeln und ein spärliches Stück Brot. Diese Kartoffeln empfehlen sich durch nichts als ihre Billigkeit und durch geringe Kosten der Zubereitung. Sie enthalten 10- bis 20mal mehr Fettbildner als Eiweiß, während das Blut mindestens 35mal so viel Eiweiß als Fett enthält. Mit diesem einfachen Vergleiche ist erwiesen, daß Kartoffeln allein ein schlechtes Nahrungsmittel darstellen; sie lassen von den unter uns gebräuchlichen Speisen nur die Gemüsearten und das Obst hinter sich zurück. Kartoffeln enthalten kaum ein Fünfzehntel der Menge der Eiweißkörper, die im Blute regelmäßig vorkommt.

Aber nun scheint Südamerika die Frage lösen zu wollen, wie man zugleich gute und billige Nahrung erhält. Dort kommt das Rind in so ungeheurer Menge vor, daß es fast werthlos erscheint; aber sein Werth wird dort auch von jetzt ab steigen. Die Heerden sind in den Provinzen am La Plata recht eigentlich die Hauptnahrungsquelle. Eine Heerde, aus welcher man kein Stück schlachtet und die von Seuchen verschont bleibt, verdoppelt sich in drei Jahren, und da Buenos Ayres binnen 24 Jahren drei Blokaden (von zusammen 2953 Tagen) auszuhalten hatte, in Folge deren keine Haut- und Talgausfuhren statt fanden, so vermehrte sich der Viehbestand in großartiger Weise. Im Jahre 1851 betrug die Ausfuhr

Gesalzenes Rindfleisch . .	131,873 Ctr.
Rindshäute	2,001,140 Stück
Hörner	2,365,720 „

Dazu kam Talg im Werthe von mehr als 237,000 Pfd. Sterling. Man sieht, wie verhältnißmäßig unbedeutend die Fleischausfuhr noch war, die sich nun mächtig heben wird.

Das Innere der Länder am La Plata und seinen großen Zuflüssen besteht zumeist aus spärlich bewaldeter oder offener Prairie und bildet auf weiten Strecken Weideland, das sich mit jeder künstlichen Wiese messen kann. Der Landmann ist dort meistens Viehzüchter und weiter nichts. Sein Hirtenleben erinnert an asiatische Zustände, an das Zelt des Kalmücken, an den Araber, an ein barbarisches stationäres Leben und Treiben. Der Hirt besitzt den Boden, welchen sein Vieh beweidet, als Eigenthümer. Er lebt vereinzelt, zwei bis drei Stunden von dem nächsten Nachbar entfernt. Der Viehzüchter (Estanciero) fühlt nicht das Bedürfniß, mit Anstand aufzutreten; er kommt mit Niemand als mit seines Gleichen in Verkehr, und Alles gewinnt bei ihm einen barbarischen Zuschnitt.

Die Zucht des Hornviehs überwiegt alle andere. Ueberall sind Saladeros, Schlacht- und Pökelhäuser, verstreut. Eine solche Schlächterei hat d'Orbigny sehr anschaulich beschrieben. Es kam darauf an, 5000 Stück Hornvieh möglich rasch abzuthun und einzusalzen. Die Thiere wurden auf den verschiedenen Weiden eingefangen und Abends in einen umhegten Platz getrieben. Man bringt allemal nur so viele dorthin, als am nächsten Tage geschlachtet werden sollen. Nach Sonnenaufgang vertheilten die Arbeiter unter sich das Tagewerk. Einige steigen zu Pferde, nehmen die Fangschnur zur Hand, reiten in den „Coral", werfen jeder einem Thiere die Fangleine um die Hörner und ziehen es hinaus, wo es dann zum Schuppen gebracht wird. Sobald es dort angelangt ist, versetzt der Reiter ihm sehr geschickt einen Messerschnitt, welcher ihm die Flechsen an einem Hinterbeine durchsäbelt. Nun kann der Ochs nicht mehr gehen, er fällt, und sogleich kommen andere Arbeiter herbei, welche ihm die Kehle abschneiden. Manchmal rennen sie ihm auch das Messer in den Nacken und treffen das Rückgrat, und nun bleibt er liegen, bis die Reihe an ihn kommt, bis er in die Hände jener Schlächter übergeht, welche ihm den Hals völlig abschneiden und das Fleisch herauslösen. Etwa um neun Uhr Morgens sind auf solche Weise 80 bis 100 Ochsen abgethan, und dann nehmen je zwei Mann ein Stück vor. Sie ritzen mit einem einzigen Messerschnitte die Haut der ganzen Länge des Bauches nach auf, vom Kopfe bis zum Schwanz; jene an den Beinen erhält den Schnitt auf der innern Seite bis an das Gelenk; der untere Theil der Füße wird abgehauen und auf die Seite geworfen. Darauf ledern sie den Ochsen ab und zerlegen ihn auf seiner eigenen Haut. Zuerst werden die vier Viertel abgetrennt; darauf wird das übrige Fleisch in vier bis sechs großen Stücken von den Knochen gelöst; Alles geht ungemein rasch, und Kinder kratzen das Fett von den Eingeweiden. Häute, Fleisch und Knochen werden im Schuppen auf gesonderte Haufen geworfen. Sodann breitet man Häute aus und bestreut sie dick mit Salz; über dasselbe wird eine Lage Fleisch gelegt, diese wieder mit Salz belegt und so fort, bis ein hoher Haufen da ist, der 10 bis 14 Tage unberührt

bleibt. Dann trocknet man das Fleisch an der Luft. Aehnlich salzt man die Häute. Die Zungen und das Fett kommen gesondert in den Handel. Ebenso sind die Knochen ein werthvoller Handelsartikel geworden; sie werden zu Beinschwarz, als Düngmittel und zur Phosphorfabrikation verwendet.

Aber es geht noch immer viel Fleisch verloren. Durch das Salzen werden dem Fleische alle werthvollen Bestandtheile bewahrt. Wenn es in die Salzlauge getaucht und an der Sonne getrocknet wurde, heißt es „Charque“ oder „Charqui“. So erhält es sich mehrere Monate lang und ist zum Transporte vollkommen geeignet. Mit gewöhnlichem gesalzenen Fleische darf es nicht verwechselt werden, denn es ist viel nahrhafter. Die Chemiker haben bewiesen, daß nach dieser Weise der Zubereitung der ganze nahrhafte, eiweißhaltige Saft dem Fleische bewahrt bleibt, während in dem gewöhnlichen gesalzenen Fleische ein großer Theil desselben verloren geht und in Folge dessen durch fortgesetztes Essen dieses Salzfleisches leicht Unregelmäßigkeiten in der Ernährung entstehen, wie sich dies auf langen Reisen bei Schiffsmannschaften oft zeigt. Das neue Fleisch ist auch ganz ohne Knochen und enthält nur 22 Prozent Wasser, während frisches Rindfleisch 75 Prozent und darüber hat. Und zugleich fehlt der große, weniger nahrhafte Fettgehalt, denn man präparirt nur die mageren Stücke.

In Südamerika genießen alle Klassen, Europäer sowohl wie Eingeborne, dieses Fleisch gern, aber die ungeheure dort erzeugte Menge kann im Lande selbst nicht verbraucht werden. Zahllose Heerden schwärmen durch die Pampas und Llanos dieses ganzen Halbkontinentes und leiden niemals Futtermangel. Bis jetzt aber schlachtete man die Thiere hauptsächlich nur wegen der Häute, für die bisher in der Welt ein größeres Bedürfniß als für das Fleisch vorhanden zu sein schien. Wir dachten nur an das Leder und übersahen, daß mit dem Fleische so viele Hungrige in unseren Ländern gesättigt werden konnten.

Noch heute sterben viele Menschen in Europa Hungers, und die Rubrik „death by starvation“ ist in den englischen Zeitungen eine stehende geworden, während in Südamerika tausende von Centnern Fleisch verfaulen. Jetzt beginnt sich der Speculationsgeist auf diesem Felde zu regen, und wieder zeigt es sich, wie der Handel der wahre Vorläufer der Civilisation ist. Die Einfuhren werden bald große Dimensionen annehmen, und wenn auch dieses südamerikanische Rindfleisch nicht so gut wie unser frisches ist, so ersetzt es dies doch durch seine Billigkeit. Denn das Pfund kommt bei uns auf 2½ Groschen zu stehen, und dabei ist es wohlschmeckend und nahrhaft.

In London haben sich einige große Handelshäuser ganz auf diesen neuen Importzweig geworfen. Am 13. Februar gab ein Herr Madden ein großes Essen, bei dem in der „London Tavern“ nur Gerichte aus „Charqui“ vorgesetzt wurden. Ueber 2000 Personen folgten seiner Einladung, und alle waren einmüthig der Meinung, daß mit Bezug auf die Billigkeit dieses Nahrungsmittel von keinem andern übertroffen werde.

Wir wollen dabei nicht übersehen, welche Verdienste unsere Landsleute sich in dieser Angelegenheit erworben haben. Justus von Liebig empfahl in seiner „Zeitschrift für Chemie“ statt des gesalzenen und getrockneten Fleisches einen Fleischextrakt, welcher gleichsam in komprimirter Form alle nahrhaften Bestandtheile enthält. Er sagt: „Die Einführung des Fleischextrakts zur Hälfte oder zu einem Drittel des gegenwärtigen Preises in Europa, aus Ländern, wo das Fleisch kaum einen Werth hat, würde für die europäischen Bevölkerungen als ein wahrer Segen anzusehen sein. Ich hatte in Podolien, Buenos Ayres und Australien die Aufmerksamkeit sehr eindringlich auf die Fabrikation von Fleischextrakt gelenkt und war stets bereit, Personen, die sich geneigt dazu zeigten, mit der Methode der Darstellung bekannt zu machen und mit meinem Rath zu unterstützen; meine Bemühungen sind 15 Jahre ohne Erfolg geblieben, bis endlich vor zwei Jahren sich eine sichere Aussicht darbot, meine Wünsche zu verwirklichen. Im Frühling 1862 empfing ich den Besuch eines Hrn. Giebert aus Hamburg, eines Ingenieurs, welcher, mit Straßen- und anderen Bauten beschäftigt, viele Jahre in Südamerika und unter Andern auch in Uruguay zugebracht hatte, wo hunderttausende von Ochsen und Schafen lediglich der Häute und des Fettes wegen geschlachtet werden; er erzählte mir, wie peinlich für ihn im Rückblick auf Europa immer die Empfindung beim Wahrnehmen der Vergeudung des Fleisches dieser Thiere gewesen sei, von dem nur der allerkleinste Theil zum Einsalzen verwendet und das übrige meistens in die Flüsse geworfen wird, und daß stets der lebhafteste Wunsch in ihm thätig gewesen, dieses Fleisch auf eine nützliche Weise zu verwerthen. Da seien ihm meine chemischen Briefe zu Gesicht gekommen, worin der Fleischextrakt beschrieben sei; er sei darum nach München gereist und entschlossen, wenn er die Fabrikation desselben erlernen könne, nach Südamerika zurückzukehren, um dort eine Anstalt zu dessen Gewinnung zu gründen. Es war Hrn. Giebert Ernst mit seinem Vorhaben; er kehrte im Sommer 1863 nach Uruguay zurück, aber es dauerte beinahe ein Jahr, ehe er mit den in Berlin angefertigten Apparaten, bei den vielen Schwierigkeiten, die sich dort der Aufstellung derselben, überhaupt der Einrichtung und Einführung einer neuen Sache entgegenstellten, so weit war, um die Fabrikation beginnen zu können. Ich habe kaum jemals eine größere Freude empfunden, als die, welche mir ein Brief von ihm gewährte, worin er mir die Anzeige machte, daß das erste Produkt seiner Fabrikation von Fleischextrakt nach Europa von ihm abgesendet worden sei.“

Neue Bücher.

Die preußische Expedition nach Ostasien. Nach amtlichen Quellen. Erster Band. Mit 12 Illustrationen und 2 Karten. Berlin. Verlag der königlichen geheimen Ober-Hofbuchdruckerei (R. v. Decker) 1864.

Selten hat wohl ein Reiseunternehmen eine so zahlreiche Literatur im Gefolge gehabt, wie die preußische Expedition nach Ostasien. Es sind darüber außer dem vorliegenden, welches den Beschluß macht, noch vier andere Werke erschienen, nämlich von Werner, Heine, Maron und Spieß. Sie sämmtlich handelten nur von den gegenwärtigen Verhältnissen der Länder, die man besucht hat und gaben nur hier und da, wo es die Erläuterung des Gegenstandes erforderte, historische Blicke in die Vorzeit des „Sonnenaufgangslandes“. Werners Buch ist bei Weitem das

anziehendste und am besten geschriebene, an seinen Beobachtungen reichste; aber in allen zuletzt genannten waltet doch das touristische Element vor, und die mitgetheilten Beschreibungen der Länder und Völker waren eigentlich nichts Neues, denn an Reisebeschreibungen über jene Gegenden und an eingehenden Werken überhaupt war ja kein Mangel. Namentlich liegen englische, amerikanische und holländische Bücher zu Genüge vor; trotzdem war es erfreulich, auch die Dinge vom deutschen Standpunkte besprochen zu sehen.

Einen ganz andern Plan als die bisher erschienenen Werke verfolgt die offizielle Darstellung. Es ist bei derselben kein Verfasser genannt, und das persönliche Interesse tritt dabei ganz zurück; so wird das Buch zu einer Chronik der Reise, in welcher Excurse über alle einschlagenden Gegenstände angebracht sind. Nicht nur das, was die Reisenden sahen, wird uns mitgetheilt, sondern die ganze Entstehungsgeschichte der Expedition wird uns erzählt. Außer dem allgemeinen beschreibenden Theile, dessen erste Abtheilung uns vorliegt, wird noch ein rein wissenschaftlicher Bericht von den der Expedition beigegebenen Fachgelehrten und ein artistischer aus landwirthschaftlichen Darstellungen bestehender veröffentlicht werden.

Das Buch beginnt nicht gleich mit der Beschreibung der Reise, sondern es gibt eine sehr werthvolle einleitende Schilderung über die Geographie, Geschichte und Religion Japans, die in ihrer übersichtlichen gedrängten Kürze denen sehr willkommen sein muß, die nicht im Besitze größerer Werke über diese Gegenstände, wie z. B. des Siebold'schen, sind. Höchst nothwendig war es auch, um ein Verständniß der eigenthümlichen Zustände Japans zu erlangen, daß die so wenig gekannten politischen Verhältnisse dieses Landes, die Absperrung desselben gegen Fremde und dessen endliche Aufschließung besprochen wurden. Nur durch diesen einleitenden Abschnitt gewinnen wir einen Einblick in die wundersamen staatlichen Einrichtungen dieses Volks, dessen ganze Gesittung von der unsrigen so grundverschieden ist, das auf einer selbstständigen und bedeutenden Stufe der Kultur steht und durchaus nicht nach europäischem Maßstabe beurtheilt sein will.

Der amtliche Reisebericht beginnt mit einer Schilderung Singapore's, dann werden die Seefahrten der beiden Schiffe Thetis und Arkona von dieser hinterindischen Hafenstadt nach Yeddo geschildert. Es folgt eine Beschreibung der diplomatischen Unterhandlungen und eine lebhafte Schilderung dieser Hauptstadt Japans selbst, mit der wir unsere Leser bereits im Auszuge bekannt machten.

Die künstlerische Ausstattung dieses ersten Theiles zeichnet sich dadurch aus, daß bei den mitgegebenen photolithographischen sehr treuen und charakteristischen Landschaftsbildern das neue Verfahren Osborne's angewendet ist. Obgleich die Mitteltöne in den Schraffirungen weniger gut hervor treten, so sind doch die Vegetationsansichten sehr hübsch; weniger gelungen erscheinen die Uebersichtskarten.

Der Montblanc. Darstellung der Besteigung desselben am 31. Juli, 1. und 2. August 1859. Ein Blick in die Eislandschaften der europäischen Hochalpen. Von Dr. W. Pitschner. Zweite Auflage. Genf 1864. Selbstverlag des Verfassers. In Commission bei F. A. Brockhaus in Leipzig.

Wir haben bereits mehrfach Gelegenheit gehabt, im Globus (II, S. 29; VII, S. 251) auf das kühne und glücklich durchgeführte Unternehmen des Dr. Pitschner hinzuweisen. Seine mit vielen Kosten und Mühen durchgeführte Besteigung des europäischen Bergriesen wird stets unter den vielen Ersteigungen, welche in letzterer Zeit stattfanden, einen der ersten Plätze einnehmen. Der Verfasser war mit allen wissenschaftlichen Kenntnissen, die zu einem solchen Unternehmen erforderlich sind, vollkommen ausgerüstet, und darum ist die Ausbeute, welche er von seiner gefahrvollen Tour mit zurück brachte, bei Weitem größer, als die aller bisherigen Besteiger. Er bietet uns eine ziemlich vollständige Monographie des Montblanc, und das vorliegende Werk, welches für das größere Publikum eben so wie für die Männer der Wissenschaft geschrieben ist, liest sich klar und anschaulich; wir wünschen ihm auch in seiner zweiten Auflage eine weite Verbreitung. Die Beschreibung der Schwierigkeiten, welche sich dem Alpenwanderer entgegenstellen, ist so klar und ausführlich gegeben, daß Pitschner von nun an wohl der beste Führer für alle Montblanc-Besteiger sein wird. Nach einigen einleitenden Worten gibt er uns eine Geschichte der 26jährigen vergeblichen Versuche zur Erreichung des Gipfeldomes. Dann schildert der Verfasser seine eigene Besteigung des Berges, die wir früher (Globus II, S. 29) mittheilten. Die specifisch wissenschaftlichen Resultate derselben sind in den betreffenden Fachzeitschriften veröffentlicht worden. Die beigegebenen Farbendrucke dienen zur Veranschaulichung der Reise und geben ein deutliches Bild derselben. Vom künstlerischen Standpunkte aus betrachtet genügen sie aber nur mäßigen Ansprüchen.

Im Golf von la Spezia und am Comersee. Skizzen und Studien aus dem Sommer und Winter 1862 bis 1863. Von Prof. Dr. Schellenberg. Leipzig und Stuttgart. Otto Purfürst. 1865.

„Jede neue Schrift über Italien scheint der Entschuldigung und Rechtfertigung zu bedürfen. Ich würde es für eine Thorheit halten, dem Publikum die meinige anzubieten, wenn ich nicht im guten Glauben stünde, in dem umgewühlten Boden noch einige unbeachtet gebliebene Merkwürdigkeiten aufgefunden zu haben."

Mit diesen Worten führt der Verfasser sein Buch ein; wir haben uns dasselbe auch unter diesem Gesichtspunkte angesehen und gefunden, daß er Recht hat. Ihm war es vergönnt, unter den günstigsten Verhältnissen in der Tremezzina am Comersee einen ganzen Herbst, Winter und Frühling in beschaulicher Muße zu verbringen. So lernte er eine bestimmte Gegend *genau* kennen und kann sie uns somit besser schildern, als diejenigen Touristen, welche schnell von einem Ort zum andern ziehen und überall nur flüchtige Eindrücke mitnehmen. Die Schilderungen vom Comersee erscheinen uns freilich hier und da als alte Bekannte; ganz anders aber ist es bei der Beschreibung des Golfes von la Spezia. Schellenberg war der erste Deutsche, welcher dort die Badekur gebrauchte, und er kann unseren Landsleuten nicht dringend genug das hübsche Seebad, das mit zweckmäßigen Einrichtungen den Reiz der landschaftlichen Schönheit und mit der städtischen Bequemlichkeit den Genuß des ländlichen Stilllebens verbindet, empfehlen. Seine Mittheilungen haben hier den vollen Reiz der Neuheit, und er weiß das von unseren Begriffen ganz verschiedene *Badeleben in la Spezia* sehr anschaulich zu schildern.

Der Italiener betrachtet das Seebad nicht etwa wie eine anstrengende, mit Vorsicht und nach gewissen Regeln zu betreibende Kur, sondern genießt es zusammen mit seinem Sorbetto wie eine Erfrischung, und es ist für ihn ein dringendes Bedürfniß und gehört zu seiner Zeiteintheilung, alljährlich den Sommer im Wasser, wie den Herbst auf dem Lande zuzubringen. Hieraus ist es erklärlich, daß in den italienischen Seebädern alle einem Kurort zukömmlichen Einrichtungen vermißt werden, daß man namentlich nach dem Badearzt vergebliche Nachfrage halten würde. Für Bälle, Concerte und grüne Tische ist nicht gesorgt, mit einem Worte es fehlt Alles, was wir „Saison" nennen. Für Oberitalien sind die Hauptbäder Nizza, Genua und Pegli; für Mittelitalien Spezia. Der Preis der Bäder in la Spezia ist gering, denn man zahlt für ein Dutzend Billete, einschließlich der Wäsche und der Badebekleidung, nicht mehr als fünf Frank. Die Anstalt besteht aus 15 mit Jalousien und dem unentbehrlichsten Mobiliar versehenen, auf Pfählen im Wasser ruhenden Häuschen. Der Badegrund ist fest und weich, das Wasser ist von einladender Reinheit und Klarheit, der Gehalt an Bittersalz beträchtlicher als in Nizza. Die Temperatur zeigte vom 10. August bis zum 6. September einen ziemlich beharrlichen Charakter. Das Minimum, um 6 Uhr früh, schwankte zwischen 15 und 17 Grad; das Maximum trat gewöhnlich Nachmittags um 3 Uhr ein, regelmäßig mit einem Grad mehr als die Luftwärme. Die Italiener bleiben sehr lange im Wasser, und wenn auch nicht immer ein handgreiflicher Schaden in Folge dieses Mißbrauches nachgewiesen werden kann, so leidet es doch keinen Zweifel, daß dadurch die Einwirkung auf die Nerven entweder überreizt oder abgestumpft wird. Die Art und Weise, wie sie sich im Bade selbst gebahren, hat für uns etwas geradezu Unbegreifliches, Verblüffendes. Abwechselnd gehen sie, höchstens bis zur Brust im Wasser, einzeln oder zu zweien wie auf der Promenade ruhig hin und her, abwechselnd stehen sie, allein oder im Gespräch, Viertelstunden lang auf einer und derselben Stelle. Hierbei ficht sie weder die Sonnenhitze an, denn sie baden am liebsten während der heißen Tageszeit, noch der scharfe Luftzug, der die trägen Wellen aus ihrer Ruhe aufstöbert. Die Trennung der Geschlechter hört auf, sobald man im Kostüm ins freie Wasser hinaus tritt. In dem gemeinschaftlichen Bassin gruppiren sich die Badenden je nach Belieben und nach den stattfindenden Beziehungen. Anfangs beschleicht uns wohl bei diesem ungewohnten Anblicke eine ängstliche Empfindung, allein die

Unbefangenheit, der tadellose Anstand, womit dieser Kultus der Natürlichkeit ausgeübt wird, hilft uns bald über jede Bedenklichkeit hinweg, und am Ende finden wir sogar, daß der wahren Humanität die offene rück- und hinterhaltlose Bekennung der natürlichen Verhältnisse besser anstehe als der durchsichtige Schleier, in den die Prüderie dieselbe zu verhüllen liebt. Nuditäten werden in Italien weder geflissentlich, noch verschleiert zur Schau getragen, wenn sie aber da stattfinden, wo sie hingehören, nimmt man daran kein Aergerniß. Uebrigens bedienen sich die Männer, selbst der niederen Klassen, im Bade durchgehends des bekannten einfachen Kostüms, während den Frauenzimmern die Sitte eine weit vollständigere Verhüllung vorschreibt, nämlich kurze Pantalons und eine Blouse von dunklem Zeuge, gewöhnlich aus Einem Stück; der Kopf wird durch einen groben, sehr umfänglichen Strohhut geschützt, die Füße, wo die Beschaffenheit des Bodens es erheischt, durch korksohlige Gurtschuhe.

Abgesehen von den besonderen Heilkräften, die der Luft und dem Wasser des Südens zukommen, erregt das Mittelmeer das ästhetische Interesse in ungleich höherem Grade als jedes nördliche Gewässer. Der Stoff ist derselbe, aber Bewegung, Farbe, Licht und Schatten, Einfassung so ganz verschieden, wie auch Sonne, Himmel, Luft und Erde. Mit dem Charakter der Größe und Majestät verbindet es den ausschließlichen Ruhm der Schönheit, welche unter immer neuen Formen die Bewunderung erregt. An der Küste, wo die Schaumtropfen aufspritzen, auf den Felsen, an deren Fuß die Brandung nagt, auf der Höhe der Berge, überall kleidet sich diese auf Farben und Bewegung beruhende Schönheit in eine besondere Gestalt.

Aus allen Erdtheilen.

Telegraphen in Australien. Nach einer melbourner Zeitung ist die Telegraphenverbindung zwischen Brisbane, etwa 1200 Miles nördlich von Melbourne und Adelaide, etwa 600 Miles südlich von dieser Stadt, zusammen 1800 Miles, vollständig hergestellt. Die Linie geht durch Sydney und Melbourne, wird aber bald weiter nördlich bis zu der rasch emporwachsenden Stadt Rockhampton in Queensland ausgedehnt. Die schwarzen Eingebornen haben sich noch nirgends an den Drähten vergriffen.

Aus Süd- und Central-Amerika. In Rio de Janeiro erscheint seit Anfang des Jahres 1865 eine englische Zeitung, „um den britischen Interessen Vorschub zu leisten, dieselben zu entwickeln und Vorurtheile zu beseitigen". Drei oder vier deutsche Blätter kommen schon seit längerer Zeit in Brasilien heraus. Die bedeutendste unter denselben ist die „Deutsche Zeitung" zu Porto Alegre in der Provinz Rio Grande. Der Herausgeber, Herr Karl von Koseritz, vertritt die deutschen Interessen mit großer Wärme, und wir wollen ihm dafür ausdrücklich unsere Anerkennung zollen.

In Paraguay ist die Telegraphenlinie von der Hauptstadt Asuncion, den Paraguaystrom entlang, bis nach Villa Oliva, 72 Miles, vollendet worden. Sie wird bald bis Humaytá vollendet und dann 75 Leguas lang sein.

Der Plan, eine Eisenbahn zwischen Chile und den argentinischen Landen über die Andes zu bauen, kann erst in späterer Zeit verwirklicht werden. Es ist aber den Bewohnern auf beiden Seiten des Hochgebirges viel daran gelegen, daß der jetzt nur auf Saumpfade angewiesene Verkehr durch eine fahrbare Straße erleichtert werde. Jetzt hat sich ein Unternehmer aus England, Carpenter, erboten, eine solche binnen drei Jahren herzustellen; sie soll mindestens 15 Fuß breit sein. Der argentinische Präsident Mitre hat den Vorschlag angenommen und das Privilegium ertheilt; von Chile verlangt Carpenter die Ermächtigung auf die Dauer von 20 Jahren zur Erhebung einer Abgabe von jedem Karren oder Wagen, und daß die chilenische Regierung ihre Chaussee von Curico bis zum Fuße des Gebirges in gutem Stand erhalte.

Der Telegraph zwischen Tacna und Talcahuano (Chile) wird bald vollendet sein. Er berührt die Städte Parral, Linares, San Carlos, Chillan und Concepcion, und hat auch eine Abzweigung von Parral nach Cauquenes.

Eine Quecksilbergrube ist in den Straßen von Valparaiso entdeckt worden. Ein Professor der Mineralogie, Larrecque, hat dieselbe von Amtswegen untersucht und sein Gutachten dahin abgegeben, daß sie sehr ergiebig sei.

Zu Rosario am Parana war im Februar ein Vließ von einem einzigen Schafe ausgestellt, das allgemeine Verwunderung erregte. Dieses Wollvließ wog volle sechszehn Pfund. Die Schafart, welche dergleichen trägt, ist sehr groß, stammt von den Merinos ab und weidet im Gebirgslande der Provinz Catamarca. Die Wollfaser hat eine Länge von 10 bis 11 Zoll. In Dublin, wohin dieses Vließ zu Ausstellung kommt, wird es gewiß große Aufmerksamkeit erregen.

Einwanderung nach Buenos Ayres. Es ist Thatsache, daß die europäischen Einwanderer in den argentinischen Landen sich vortrefflich befinden. Die von der Regierung eingesetzte Commission, welcher die Fürsorge zu Gunsten der Ankommenden obliegt, machte im Februar Folgendes bekannt: Was die Arbeitslöhne betrifft, so bekommen Gärtner monatlich 500 bis 600 Dollars (Papier, deren etwa 25 auf einen Silberdollar gehen), Schäfer 300 bis 400, Feldarbeiter 400 Dollars, alle inclusive Essen und Trinken. Auf den Landgütern in unmittelbarer Nähe der Hauptstadt können tausende von Feldarbeitern sofort lohnende Beschäftigung erhalten, andere ein Unterkommen in den blühenden Colonien von Santa Fé, Baradero und San Juan finden. Im Sommer erhält ein Feldarbeiter täglich 40 bis 50 Dollars. Hausdiener erhalten monatlich nebst Beköstigung 300, Mägde bis zu 400, Köche 400 bis 500, Knaben von 10 bis 15 Jahren 100 bis 150 Dollars; Kleidermacherinnen und Näherinnen 350 Dollars, Wäscherinnen eben so viel. Maurer täglich 40, Zimmerleute bis 50, Schmiede bis 45, Schuhmacher 40 bis 50, Schneider 25 bis 30 Dollars, Taglöhner eben so viel. Jeder Handwerker findet sofort nach seiner Ankunft lohnenden Erwerb; Eisenbahnarbeiter bekommen täglich 40 Dollars. Bergleute sind in den Provinzen San Juan, Mendoza, La Rioja, Catamarca, Jujuy, Salta und Cordoba sehr gesucht.

Die Stadt Buenos Ayres gewinnt einen immer größern Umfang; im Jahr 1864 sind nicht weniger als 827 neue Wohnhäuser aufgeführt und 450 verbessert und vergrößert worden. Arbeitslöhne und Baustoffe sind dort sehr theuer.

In Ecuador ist von der fahrbaren Straße, welche von Quito nach Esmeraldas am Stillen Weltmeere führen soll, mehr als ein Drittel vollendet.

Die Westindia and Pacific Steam Navigation Campany hat jetzt nicht weniger als 19 Dampfer in der Fahrt. Sie vermittelt bekanntlich den Verkehr auch mit der Westküste von Südamerika und hat jüngst in ihrem Dienste viele Reformen eingeführt, die allerdings sehr nöthig waren.

Aufschwung des Bergbaus in Mexico. Wenn es dem neuen Kaiserreiche gelingt, in diesem Lande Wurzeln zu treiben und Ruhe herzustellen, dann ist nicht daran zu zweifeln, daß insbesondere der Bergbau einen bedeutenden Aufschwung nehmen werde. Dem londoner Mining Journal zufolge setzt man zunächst besonders große Hoffnungen auf die Provinz Sonora, die bekanntlich von der pariser Politik scharf ins Auge gefaßt wird, und wo jetzt eben französische Ingenieure mit einigen Compagnien Soldaten das Land durchforschen. Von Wichtigkeit ist besonders der Umstand, daß man in dem holzarmen Mexico an mehr als einem Punkte Steinkohlen gefunden hat; so z. B. fand Baron Mörner dergleichen in Guerrero, zwei andere wurden bei Iturbide entdeckt, wo auch Erdpech gewonnen wird; bei Tenancingo hat man das jetzt, wie es scheint, unvermeidliche Petroleum gefunden. Zinnober bei Sultepec und Jaspis bei Acatlan. Mehrere Franzosen haben angefangen, neue Eisengruben in Angriff zu nehmen. Für Mexiko kommt übrigens zunächst Alles darauf an, so viele fahrbare Wege als irgend möglich herzustellen.

Perlenaustern in Costarica. Ausgedehnte Austernbänke liegen nicht nur vor der Küste dieses Staates, sondern auch vor jener von Chiriqui. Vor etwa 12 Jahren wurde ein Versuch zur Ausbeutung derselben gemacht, derselbe gerieth aber ins Stocken; jetzt wird er wieder aufgenommen. Die Bänke ziehen sich viele Meilen weit an der Küste hin und sollen „unerschöpflich" sein. Zwar wimmelt es gerade bei ihnen von Haifischen, man hofft aber, daß sie den Tauchern unter der Glocke nichts werden anhaben können.

Der Weinbau in Algerien. Amtliche Berichte melden über dessen Fortschritte Folgendes: Im Jahre 1862 waren in Algerien 16,000 Acker Land mit Reben bepflanzt; von diesen lagen 8000 in der Provinz Algier, 5500 in der Provinz Oran und 1500 in der Provinz Constantine. In diesen Weingärten wurden 43,222 Hectoliter Wein und 18,172,912 Pfund Eßtrauben erzeugt. Die hauptsächlichen angepflanzten Rebensorten waren Chasselas-Burgunder, Alicante und Grenache. Aber die algerischen Weine leiden alle an starker Säure, und man versucht jetzt auf allerlei Art, diese zu beseitigen. Im Jahre 1863 wurden eine Menge neuer Rebenpflanzungen sowohl von Colonisten als heimischen Arabern angelegt. Die Zahl der Winzer betrug 27,281, von denen etwa 22,000 Eingeborne und 5000 Colonisten waren. In dem eben genannten Jahre war die mit Weingärten bebaute Fläche auf 87,000 Acker gestiegen; 50,000 derselben waren mit blauem und der Rest mit weißem Weine bestellt. Diese vertheilten sich nach den Provinzen: Algier mit 10,500 Acker lieferte 85,000 Hectoliter Wein und 8½ Million Pfund Eßtrauben; Constantine: 61,100 Acker, 30,000 Hectoliter Wein und 4,100,000 Pfund Trauben. Oran: 12,500 Acker, 20,000 Hectoliter und zwei Millionen Pfund Trauben. Die Pflanzungen in Constantine sind noch zu jung, als daß sie schon viel Wein liefern könnten.

Häringsfang im Schwarzen Meere. Man schreibt dem Odessaer Boten aus Feodosia: Nachdem im Jahre 1861 der Häringsfang bei Feodosia ungemein reich gewesen war, hat er in den letzten Jahren beinahe ganz aufgehört. Die Ursache hiervon ist nicht etwa das Verschwinden des Fisches, sondern die mangelhafte Art des Fanges. Dieser findet gewöhnlich im November und Dezember statt. Bei ruhigem Wetter nähern sich die Häringe in ungeheurer Menge der Küste, bei stürmischem Wetter entfernen sie sich von derselben und suchen die Tiefe auf, wo sie ruhigeres Wasser finden. Die Monate November und Dezember waren in den Jahren 1862 und 1863 sehr stürmisch. Nun sind aber die Netze, die zum Häringsfang gebraucht werden, sammt und sonders zu klein und zu enge. An flachen Stellen fängt man mit ihnen noch eine ziemliche Menge von Fischen, an tiefen aber nicht. Statt daß aber die Fischer ihre Netze verbessern, bleiben sie lieber vom Meere weg, und so liegt der Häringsfang gänzlich darnieder.

Einwohnerzahl Großbritanniens und Irlands 1864. Im Jahre 1864 wurden in England 739,761 Kinder geboren, und 495,520 Menschen starben. In Schottland betrug die Zahl der Geburten 112,445 und der Todesfälle 74,303. Die Geburten betrugen in England 3.65 Prozent der Gesammtbevölkerung und in Schottland 3.60 Prozent. Das Prozent der Todesfälle 2.38 und 2.35. Beide, Geburten und Sterbefälle, überstiegen die gewöhnliche Durchschnittssumme. Die natürliche Zunahme der Bevölkerung während des verflossenen Jahres durch Ueberwiegen der Geburten über die Sterbefälle war 244,243 in England und 38,142 in Schottland, mithin in Großbritannien zusammen 282,385. Unter den Einwanderern nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika finden sich 73,365 Schotten und Engländer angeführt. Die Zahl der Bevölkerung in der Mitte des Jahres 1864 ward angenommen für

England mit 20,772,000 Einw.
Schottland mit 3,118,700 Einw.

Mithin für Großbritannien 23,890,700 Einwohner.

Die Einwohnerzahl Irlands beträgt 5,764,543. Diese Zahl muß immerhin, wenn man irische Zustände und die starke Auswanderung bedenkt, sehr hoch erscheinen. Im Jahre 1841 hatte die Bevölkerung Irlands die Ziffer von 8,175,124 erreicht. Ohne Mineralreichthum, ohne große Industrie oder große Städte, war das Land mit Menschen überfüllt, deren Existenz für den Volkswirth ein dunkles Räthsel war. Da trat die amerikanische Auswanderung in großartigem Maßstabe auf, und zu tausenden zogen die Kinder der „Smaragdinsel" nach der neuen Welt, und ihre Anzahl auf beiden Erdhälften wird jetzt auf 16 Millionen geschätzt.

Das Kiltgehen in der Schweiz. Ueber diese Sitte finden wir in der so eben erschienenen trefflichen Schweizerkunde von H. A. Berlepsch folgende Auskunft: Die Zahl der unehelichen Geburten beträgt in der Schweiz durchschnittlich nur 5½ Prozent. Diese Quote der unehelichen Geburten würde sich aber größer zeigen, wenn nicht in sehr vielen Fällen durch die der Geburt noch kurz vorhergehende Heirat die Zahl noch um ein Wesentliches gemindert würde. In vielen Kantonen besteht nämlich noch die wohl aus burgundionischen Zeiten herstammende Sitte des Kiltgangs. Hiermit, oder wie es in einigen Alpengegenden heißt, „z Liecht goh", bezeichnet man im Allgemeinen die nächtlichen Besuche junger lediger Bursche bei heiratsfähigen Mädchen mit Wissen der Eltern. Ist der Knabe mannbar geworden, so muß er sich bei der Knabenschaft, d. h. bei den Jünglingen des Orts durch irgend ein Posttum, gewöhnlich ein bestimmtes Quantum Wein, einkaufen und von ihnen die Berechtigung erhalten, mit ihnen als „Nachtbube" die Gassen des Orts nächtlicher Weile zu durchstreifen. Die Knabschaften des Orts sind ungemein eifersüchtig untereinander; sie wollen durchaus nicht gestatten, daß ein „Fremder" Liebschaft mit einem Mädchen ihres Orts anknüpft; sie wollen das Vermögen des Orts durch Wegheirathen wohlhabender Mädchen nicht schmälern lassen. Ist einer wirklicher Kilter, hat er die Gunst eines Mädchens errungen, so eilt er vermummt, den Kopf mit einem Tuche verhangen, nächtlich zu ihr. Im raschen Laufe geht es über Stock und Stein, und zwar nicht ohne Gefahr und Abenteuer; er muß Umwege machen, oder, da Haß, Neid und Eifersucht im Spiele sind, sich mit „Nutzen" durchschlagen. In dem Faustkampfe geht es oft blutig her; schon Mancher ist zum Krüppel oder zum Todtschläger und Züchtling geworden. Hat er sich durchgeschlagen, so findet er sein harrendes Mädchen, steigt durchs Fenster zu ihr ein, kost mit ihr, wird mit Rahmwerk und Kirschwasser bewirthet und bringt die Nacht bei ihr zu. Der Waadtländer nennt es „aberdzi", beherbergen. Der Gebirgsbewohner dieses Kantons, sowie auch namentlich derjenige Graubündens, respektirt die jungfräuliche Ehre und hat Achtung vor der Enthaltsamkeit; im Mittellande wird's weniger genau genommen. Die Eltern wissen es und müssen es geschehen lassen, wenn sie ihre Tochter unter der Haube sehen wollen, weil es einmal so Sitte ist. Denn der Kiltgang ist, wo der Volksbrauch, so allgemein, daß Arm und Reich demselben huldigen. Es gibt in der Schweiz nicht wenig einsichtsvolle Leute, die dem Kiltgang ernstlich das Wort reden. Uneheliche Kinder sind das endliche Ergebniß. Auch hier hat die Gesetzgebung über Unzuchtsvergehen gesucht, hemmend einzugreifen. Die Strafpraxis ist in manchen Kantonen sehr streng, mitunter sogar spartanisch und trifft in der Regel die armen Opfer der Leichtgläubigkeit härter als deren Verführer.

---

v. H. **Meteorologische Perturbationen.** Der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien wurde von Herrn Dr. Friedmann in München eine Abhandlung über die Unregelmäßigkeiten der Witterungserscheinungen eingesandt. Derselbe erklärt die Perturbationen der meteorologischen Prozesse durch den Contact der äußern Luft mit dem Erdinnern! Er sagt: Nach Humboldt zählt man 425 Vulkane, von welchen 207 thätig sind. Die äußere Luft steht also durch 207 Feuerschlünde mit dem Erdinnern in Verbindung. Man darf annehmen, daß von diesen 207 Vulkanen täglich ungefähr einer eine Eruption habe, welche in den oberen Luftschichten bedeutende Störungen verursache, die durch die weithin sich mittheilenden erschütterten Luftwellen in großer Entfernung von dem betreffenden Vulkane die Unregelmäßigkeit in den täglichen Witterungserscheinungen zur Folge habe. Diese Abhandlung dürfte demnächst in der wiener geographischen Gesellschaft der Gegenstand einer eingehendern Erörterung werden. Wir werden uns erlauben, auf diesen interessanten Punkt seiner Zeit ausführlicher zurück zu kommen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Alhambra.

I.

Lage derselben. — Pilar de Carlos Quinto. — Thor der Gerechtigkeit. — Inschriften. — Der Cisternenplatz. — Palast Karls V. — Der Wachtthurm. — Der Myrtenhof. — Die Alhambravase. — Der Gesandtensaal und Comaresthurm. — Die Azulejos. — Maurische Architektur.

„Wer Granada nicht sah, der hat nichts gesehen!“ So lautet der stolze Spruch der Granadiner, und wahr ist es: die Schönheit der Lage unmittelbar am Fuße der mächtigen Ausläufer des Gebirges mit dem Hintergrunde der schneegekrönten Gipfel der Sierra Nevada, die köstlich frische Vegetation, durch die Fülle der überall hervorsprudelnden Wasser bedingt, und dann das herrliche Königsschloß der Alhambra, das Alles fesselt mit zauberischem Reiz. Hier begreift man wohl die schmerzliche Sehnsucht, mit der die vertriebenen Söhne Granada's nach der verlornen Heimat zurückblickten, und die so Viele in freiwilligen Tod trieb. Noch jetzt ist drüben in Afrika die Erinnerung daran nicht erloschen. Granada ist dem Marokkaner das irdische Paradies, seine einstige Wiedergewinnung das höchste Ziel nationalen Ehrgeizes; und ist ein Maure in düstres Nachdenken versunken, so sagt man von ihm: er denkt an Granada!



Thor der Gerechtigkeit. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Schon die Lage der Stadt ist so zauberisch, daß sie allein genügt, von Fern und Nah Fremde zur Beschauung herbeizulocken; aber was wäre Granada ohne die Alhambra, ohne dieses steingewordene Märchen aus Tausend und Eine Nacht! Unter den maurischen Bauwerken nimmt sie unbestritten den ersten Rang ein, ja, sie gehört entschieden zu den ersten Architekturen der Erde. Wie oft ist sie nicht geschildert worden! Bald waren es Reisende aller europäischen Kulturnationen, die ihre Feder in die Glut der Poesie tauchten, bald ernste Männer der Wissenschaft, bald Künstler, die uns je nach ihrem Standpunkte lebenswahre Schilderungen vorführten. Aber dieser Architektur gegen-

über muß die beredteste Sprache arm erscheinen; das Wort, und sei es noch so treffend gewählt, genügt nicht, uns dieses Wunder zu beschreiben. Wer die Alhambra an Ort und Stelle nicht sehen kann, dem mag die herrliche, verkleinerte Nachbildung im Sydenhamer Krystallpallaste das beste Bild liefern, und wem auch diese unzugängig blieb, dem bieten wir heute die mit photographischer Treue wiedergegebenen und durch geniale Staffage belebten Bilder des großen französischen Zeichners Gustav Doré. Mit Hilfe dieser Bilder und an der Hand der besten Beschreiber*) erhalten wir ein deutliches Bild des unvergleichlichen Königsschlosses.

Die Akropolis der maurischen Könige thront östlich von der Stadt auf dem Cerro de Santa Elena genannten Ausläufer der Sierra Nevada. Der Hügel senkt sich nach Süden zu sanft in das breite Thal des Xenil hinab, während er nach Norden zu schroff in das steile Thal des Darro abfällt. Er ist durch eine breite Schlucht, welche der Park der Alhambra ausfüllt, in zwei Hälften getheilt, von denen die niedrigere die berühmten Torres bermejas (rothen Thürme), die höhere die Alhambra trägt.

Die Straßen in dem Stadttheil Granada's, welcher nach der Alhambra zu liegt, sind allesammt erstaunlich eng, doch deuten häufig alte Frescomalereien und Skulpturen an den Häusern, sowie noch einige leidlich erhaltene Patios (Höfe) voll Lorbeersträucher und Rosen nach der poetischen Maurenzeit zurück. Riesige Aloes und Cactus schauen zwischen ärmlichen Hütten und Schutthaufen hervor und gemahnen an die ewige Kraft der Natur, der Gebrechlichkeit menschlicher Bestrebungen gegenüber.

Durch die Straße des los Gomeles gelangt man an das von Karl V. erbaute äußere Thor der weitläufigen Burg, deren röthliche Wallmauern und 13 viereckige Thürme hier zuerst sichtbar werden. Das mit Granada's Wappen, dem Granatapfel, gezierte Thor, de los Granadas genannt, ist von plumper Architektur und nur mäßig groß; doch erschließt es den Eingang zu einem prächtigen Park, durch den drei breite, wohlerhaltene Alleenwege nach den verschiedenen Theilen der Burg hinansteigen. Der mittlere Weg ist die schöne von Wellington gepflanzte „Allee der Rothen“. Schlanke Ulmen begleiten diesen langen, schattigen, trefflich erhaltenen Gang, vielleicht den schönsten in ganz Spanien, dem es an hochstämmigen Schattenspendern sonst so sehr fehlt. Rechts und links rieseln, zum Theil unsichtbar, in Steinrinnen gefesselte Quellen, plätschern vielgeschwätzige Wasserfälle zwischen Rosenhecken und Buschwerk hervor, und silberklare Springbrunnen vermischen ihr anmuthiges Lispeln mit dem Gesange der Vögel. Zum Theil sind diese Marmorbecken von recht hübscher Skulptur; auch passirt man einen durch seinen Wasserreichthum ausgezeichneten Brunnen, den der Marquis von Mondejar zu Ehren Karls V. errichten ließ. Dieses Monument, welches el Pilar de Carlos Quinto genannt wird, liegt an der mächtigen Terrassenmauer, welche die Burg von dieser Seite umschließt, und ist im Renaissancestyl erbaut. Der Marmor, aus welchem es besteht, ist mit Genien, Delphinen, Flußgöttern und anderen mythologischen Gestalten bedeckt.

Bald darauf steht man vor dem Thurme der Gerechtigkeit oder dem Arco de justicia, dem alten hohen Eingangsthore mit dem schönen hufeisenförmigen Bogen, unter dem der Kadi Recht zu sprechen pflegte. An der Pforte befindet sich eine höchst interessante Inschrift, welche uns die Zeit der Erbauung und den Meister, welcher sie schuf, angiebt. Nach der Uebersetzung des spanischen Orientalisten Pasqual de Gayangos lautet sie folgendermaßen: „Dieses Thor, Thor des Gesetzes genannt, ward auf Befehl des Herrschers der Gläubigen, des gerechten und kriegerischen Sultans Abulhadschadsch Jusuf, erbaut, der ein Sohn des kriegerischen und frommen Herrn, des Sultans Abul Walid Ibn Nasir war. Möge Gott seine treue Befolgung der Religion und seine Verdienste um die Vertheidigung des Glaubens belohnen! Das Thor ward im ruhmreichen Monate Juni 749 (im Jahre 1348 der christlichen Zeitrechnung) vollendet. Möge der Allmächtige diese Pforte zu einer Schutzmauer machen und seinen Bau unter die Thaten der Gerechten einschreiben.“

Die Inschriften der Alhambra, welche über den größten Theil des Palastes verbreitet sind, zerfallen in drei ganz verschiedene Arten. Zunächst die Ayat, religiöse dem Koran entnommene Sprüche; dann die Asja, gleichfalls religiöse oder mystische Verse, die aber nicht im Koran stehen, und endlich die Aschar, Lobsprüche auf diejenigen Könige von Granada, die allmälig an der Alhambra gebaut oder zu deren Verschönerung beigetragen haben. Die beiden ersten Arten von Inschriften sind gewöhnlich in kufischen Charakteren ausgeführt. Diese Schriftzeichen haben ein ungemein nobles Ansehen, sie schneiden sich in rechten Winkeln oder krümmen sich in eleganten Biegungen, welche sich in passender Weise mit der ganzen Ornamentik verschlingen.

Die Aschar, welche oft langathmige, von Lob überfließende Gedichte auf die Herrscher enthalten, sind in den gewöhnlich Neskhy genannten afrikanischen Charakteren ausgeführt. Ihr Anblick ist weniger streng als der, welchen die kufischen Zeichen darbieten; trotzdem sind sie sehr sauber ausgeführt und verbinden sich auch sehr hübsch mit den Arabesken, ohne die sie nie vorkommen. Meistens sind die Buchstaben golden aufgetragen. Sie zogen sich in langen Streifen sowohl im Innern der Gemächer, als an den äußeren Wänden des Hofes hin. Durch die nöthigen Ausbesserungen ist die Farbenpracht verschwunden, und wo in den Inschriften Stellen fehlten, hat man die Lücken auf die Weise ausgefüllt, daß einzelne Wörter abgeformt und die Abgüsse ohne Berücksichtigung der Wortbedeutung eingefügt wurden. Auch findet man alte Streifen, die keine Inschriften enthalten und nur Verzierungen sind, welche aus der Wiederholung eines, mit afrikanischen Buchstaben geschriebenen Wortes bestehen, worüber selbst die spanische Akademie keine Auskunft geben konnte. Viele der Inschriften wiederholen sich, so namentlich das: Kein Sieger als Gott. Andere lauten: „Mein Bau, Werk erlesenster Kunst, ist schon zum Sprichwort geworden, und mein Lob ist in jedem Munde.“ „Vielleicht hat die Wirklichkeit nicht mehr Dauer, als der leichte Dampf, der von dem Löwen aufsteigt.“ „Bewundere die Löwen, denen nur der Athem fehlt, um in Wuth zu gerathen.“ „Dieser Palast ist ein Edelstein. Wer ihn sieht, hält ihn für ein Meer, welches seine Ufer übersteigt und sich in der Ebene ausbreitet.“ „Gelobt sei Gott, daß er den Islam gesendet hat.“ „Gott allein sei Ehre und ihm sei Dank gebracht.“

Wir kehren zum Thore der Gerechtigkeit zurück, welches außer der erwähnten Inschrift noch zwei Skulpturwerke enthält, an die sich eine Prophezeiung knüpft. An der Spitze des äußern Bogens erblickt man auf einer weißen Marmorplatte eine ausgereckte Hand, und etwas höher

*) Reise- und Lager-Briefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko von A. v. Göben. Hannover 1863 — Doré et Davillier: Voyage en Espagne. In le Tour du Monde, Nr. 257 bis 259. — Reise nach Spanien von A. v. Wolzogen. Leipzig 1857. — Reise in Spanien von A. Ziegler. Leipzig 1852. — Briefe aus Spanien von J. G. von Quandt. Leipzig 1853.

auf dem Fries einen Schlüssel in Basrelief. Diese maurischen, mittelmäßig ausgeführten Skulpturen contrastiren seltsam mit dem in einer Nische angebrachten Madonnenbilde, welches uns daran erinnert, daß wir nun auf katholischem Boden stehen. Ueber die Bedeutung der Hand und des Schlüssels sind viele Erzählungen im Umlaufe. Nach der Tradition des Volkes legten die Mauren von Granada dieselben folgendermaßen aus: Wenn die Hand den Schlüssel ergreift und damit das Thor öffnet, so werden die Christen über Granada herrschen. Schlüssel und Hand befinden sich noch an ihrem alten Platze, aber das Kreuz erhebt sich auf den Zinnen der Alhambra.

Der Schlüssel hat aber bei den Mohammedanern eine religiöse Bedeutung, denn nach ihrer Vorstellung erhielt ihn der Prophet von Gott, um damit die Pforten der Welt zu öffnen. Dieser Glaube ist auch in einer Sure des Korans ausgesprochen, welche beginnt: Gott hat den Gläubigen geöffnet — —. Der Schlüssel ist ein oft benutztes symbolisches Zeichen, wie das Kreuz bei den Christen. Hiernach wäre wohl die einfachste Erklärung, daß die Pforte der Schlüssel zur ganzen Festung sei; so gewahrt man ihn noch an den Thoren vieler anderen Schlösser, welche von Mauren in Spanien erbaut wurden.

Was die Hand betrifft, so deutet man sie als Emblem der göttlichen Vorsehung, die ihre Segnungen über die Menschen ausschüttet, oder als die Hand des Gesetzes, deren fünf Finger die fünf Hauptgebete bezeichnen: den Glauben an Gott und seinen Propheten, das Beten, Almosengeben, Fasten und die Pilgerschaft nach Mekka und Medina. Außerdem diente die Hand als ein Amulett gegen alles Böse, und der Gebrauch, ein solches Schutzmittel zu tragen, war in Granada so eingebürgert, daß Karl V. noch 30 Jahre nach der Eroberung verbot, kleine Hände von Gold, Silber oder Kupfer zu tragen. Aber alle diese Verfolgungen halfen nichts; abergläubige Gebräuche haften tief im Volke und lassen sich schwer aus demselben heraus bringen, denn Davillier fand noch heutigen Tages, daß das Landvolk in Andalusien kleine Hände aus schwarzem Schmelz besitzt, welche um den Hals der Kinder, an den Kopf der Maulthiere und Pferde, ja selbst an die Käfige der Vögel gehangen wurden, um diese gegen den bösen Blick zu schützen, ja sie führen heute noch den arabischen Namen Mano de Azabache.

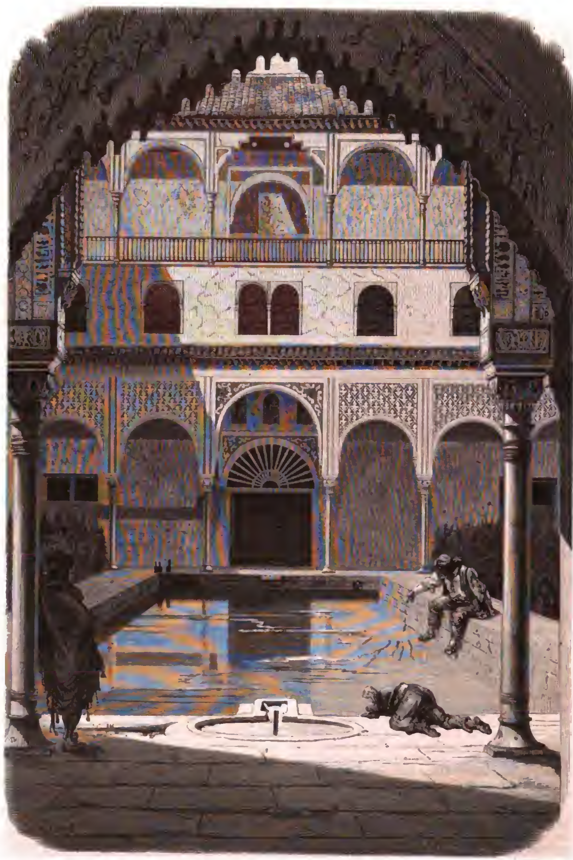
Das Thor, welches alle Abende zugeschlossen wird, befindet sich in dem Zustande vollkommener Erhaltung. Tritt man durch dasselbe ein, so zeigt sich zur rechten eine Inschrift in hübschen gothischen Charakteren, die uns auf 10 Linien in der schönen und sonoren spanischen Sprache des 15. Jahrhunderts die Einnahme Granada's erzählt: „Die sehr erhabenen, sehr katholischen und sehr mächtigen Herrscher, Don Fernando und Doña Isabel, unser König, unsere Königin, unsere Herren, haben mit Waffengewalt Königreich und Stadt Granada erobert, nachdem sie lange von Ihren Hoheiten belagert worden war. Ueberliefert wurde sie ihnen von dem Maurenkönige Mulei Hasen, eben so die Alhambra und andere Festungen, am 2. Januar 1492. An demselben Tage ernannten ihre Hoheiten den Don Inigo Lopez de Mendoza, Grafen von Tendilla, zum Gouverneur und Platzcommandanten und ließen diesen, ihren Vasallen, mit 500 Rittern und 1000 Mannen in der Alhambra zurück. Ihre Hoheiten befahlen, daß die Mauren in der Stadt und in ihren Dörfern wohnen bleiben dürften."

Wenn man durch das als Wachthaus benutzte Thorgewölbe geschritten ist, geht man eine Strecke lang auf schmalem, ansteigendem Wege zwischen hohen Mauern hin und an einem zweiten Thurme vorbei, der jetzt Torre del Vino heißt und höchst zierlich gebaut ist. Dann gelangt man auf die Plaza de los Algibes, den Cisternenplatz, so genannt, weil sich unter ihm zwei durch ihr eiskaltes Wasser berühmte Cisternen befinden, welche der Darro speist, der das Schloß auf der Nordseite, in tiefer Schlucht dahinbrausend, bespült und dann, meist überbrückt, die Stadt Granada durchschneidet. Das Wasser des Algibe, welches Jahr aus, Jahr ein dieselbe Temperatur zeigt, erfreut sich eines wohlverdienten Rufes. Es ist das beste in Granada, und dieses Lob will viel sagen, denn dort gibt es so feine Wasserschmecker, wie bei uns Weinschmecker. Darum kommen und gehen auch den ganzen Tag über Aguadores oder Wasserträger in ihren pittoresken Trachten und schleppen entweder große Mengen in Tonnen auf dem Rücken fort, oder sie füllen ihre thönernen Krüge, welche zu beiden Seiten der Lastesel herabhängen.

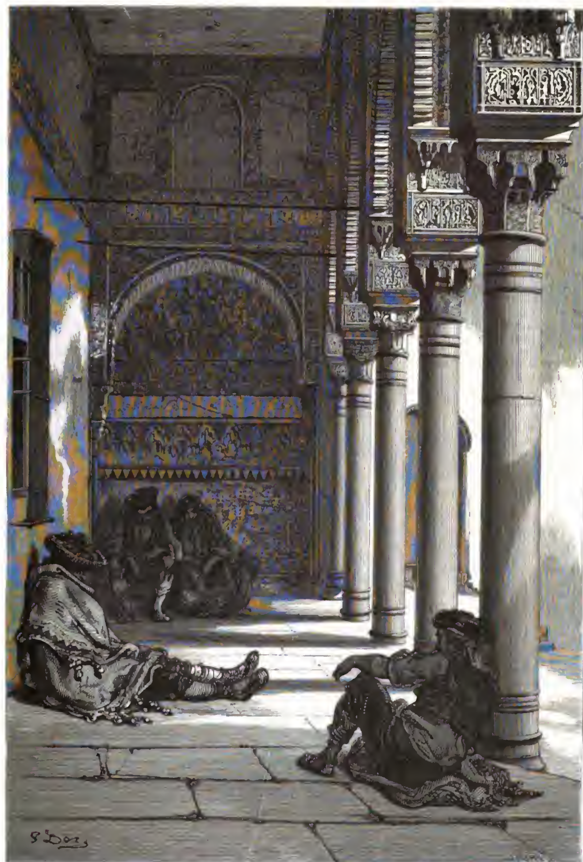
Der vorhin erwähnte Torre del Vino ist ein ungemein zierliches maurisches Bauwerk, welches Jusuf I. im Jahre 1345 zur Zeit der höchsten Blüthe Granada's erbaute. In der Mitte des Thores erhebt sich ein hufeisenförmiger Marmorbogen, der mit Inschriften zur Ehre Gottes und einem Schlüssel, gleich dem am Thore der Gerechtigkeit, geschmückt ist. Die Azulejos oder Fayenceplatten, welche dieses Thor verzieren, sind die schönsten und größten, welche in Granada zu finden sind. Sie bringen den glücklichsten Effekt hervor und sind so hoch angebracht, daß sie von vandalischen Touristen nicht leicht erreicht werden. Ueberhaupt wurde und wird noch mit denselben in barbarischer Weise vorgegangen. Man verkaufte sie eselladungsweise für wenige Realen nach auswärts. Als Doré und Davillier in der Alhambra waren, sahen sie einen Engländer, welcher mit seiner blondlockigen Gemahlin in der ungenirtesten Weise Azulejos stahl. Dieser Rivale und Landsmann Lord Elgins verstand sich trefflich auf sein Geschäft; mit einem kleinen Hammer und Meisel arbeitete er die schönsten Stücke heraus und ließ sie in seiner Tasche verschwinden. Zur Strafe verewigte Doré diese vandalische That des Insulaners durch seinen unübertroffenen Griffel. — Der Weinthurm hat seinen Namen erst nach der Eroberung erhalten, weil dort die Weinvorräthe des Gouverneurs aufbewahrt wurden — es ist dies eine Profanation, welche gewiß die Manen des Propheten erzürnen wird.

Rechts vom Cisternenplatze erhebt sich der riesenhafte, doch unvollendete Palacio de Carlos Quinto, ein majestätisches, aber kaltes Bauwerk im Renaissancestyl, dessen Architekt, Alonzo Berruguete, ein Liebling des römischen Kaisers war. Als Karl V. Granada besuchte, faßte er den vandalischen Gedanken, den Theil der Alhambra, welcher den Winterpalast der maurischen Könige bildete, niederreißen zu lassen und an seine Stelle ein modernes Schloß zu bauen. Alles, was an die Mauren erinnerte, sollte unnachsichtlich vertilgt werden. Hatte doch schon Kardinal Ximenes den Anfang damit gemacht und über eine Million arabischer Manuskripte auf öffentlichem Markte in Granada verbrannt! Die christliche Barbarei kannte keine Grenzen; auch die großartige Moschee zu Cordova, das tausendsäulige Wunderwerk mohammedanischer Kirchenbauten, fiel ihr zum Opfer, denn mitten hinein baute Karl eine große christliche Kathedrale, was ihn jedoch, zu seiner Ehre sei es gesagt, später gereute. Aus jener Verfolgungsperiode stammt wohl auch das heutigen Tages noch gebrauchte Sprichwort: Buscar a Mahoma en Granada, Mohammed in Granada suchen, d. h. etwas Unmögliches thun wollen.

An einem andern Platze, nicht umgeben von den herrlichen maurischen Bauwerken, würde uns der Palast Karls V. immer als ein schönes Renaissancegebäude erscheinen. Die



Der Myrtenhof. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Gallerie des Myrtenhofes. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Façade mit ihren dorischen und jonischen Säulen, mit ihren Trophäen und klassischen Ornamenten erinnert in mancher Beziehung an den Palast Pitti. Die angebrachten Basreliefs zeigen uns Reitergefechte, die sauber und hübsch gearbeitet sind. Man bemerkt an ihnen eine ungemein streng durchgeführte Symmetrie, welche bei zwei einander entgegengesetzten Medaillons so weit geht, daß auf dem einen die Kämpfenden ihre Schwerter in der rechten, auf dem Gegenstücke aber in der linken Hand halten, nur um vollkommene Harmonie zu erreichen!

Der Bau des Palastes begann im Jahre 1526, und er ward, mit verschiedenen Unterbrechungen, bis 1633 fortgeführt und dann unvollendet gelassen. So steht er als dachlose Ruine vor uns, mit offenen Thüren und Fenstern. Nach den spanischen Unabhängigkeitskriegen dachte man daran, ihn als Nationalgeschenk dem Herzog von Wellington zu verehren, doch kam dieser Vorschlag nicht zur Ausführung.

Es ist, als ob das Schicksal die Barbarei, welche man durch Erbauung dieser Königsburg begangen, rächen wollte, denn höchst öde und trostlos erscheint der mächtige Palast. Eulen nisten in seinen Nischen und grüne Eidechsen schlüpfen über das Steingeröll und das Unkraut des Hofes, in dem früher Stiergefechte und Hahnenkämpfe abgehalten wurden. Das ist Alles, was Kaiser Karl von seinem Vandalismus hatte, einen Theil der Alhambra niedergerissen zu haben, um für sein Prunkschloß Raum und Steine zu gewinnen! Warum bezog er nicht lieber die alten, so unübertrefflich schönen, zauberhaften Gemächer der Alhambra selbst, die ihm eine Residenz bot, wie sie prächtiger und origineller kein zweiter Erdenbeherrscher aufzuweisen gehabt? Welch' ein Wahnsinnsgedanke, ein Stück Alhambra abzubrechen, um einen neuen Königssitz zu schaffen, der so fremdartig und altklug in die phantastische Märchenwelt des Orientes hineinschaut, daß man seufzend ausrufen möchte: Guter Freund, du hast dich sicher nur verirrt, du gehörst nach London oder St. Petersburg, aber nicht nach Granada!

Nicht ferne von diesem Palast, auf der nach Westen zu vorspringenden Ecke der Burg, liegt ein Gebäude, die Alcazaba genannt, an dessen äußerstem Westende sich die mächtige Torre de la Vela (Wachtthurm) erhebt. Wie alle maurischen Thürme ist er massiv und viereckig gebaut. Oben ist er mit einer großen freihängenden Glocke gekrönt, die allnächtlich den Wärtern der die Vega durchrieselnden altmaurischen Wasserleitungen das Signal zu der streng nach Stunden gemessenen, fruchtbringenden Schleusenöffnung gibt.

Hier auch war es, wo der Kardinal Pedro Gonzalez de Mendoza am 2. Januar 1492 vor den Augen seines Herrscherpaares, Ferdinand und Isabella, das Kreuz als Symbol der Einnahme der Alhambra und des Endes der Maurenherrschaft in Granada aufpflanzte. Die lange Belagerung, welche spanische Chronisten mit der Troja's vergleichen, war zu Ende, und die Stadt Granada mit ihrem unvergleichlichen Königsschloß huldigte dem katholischen Königspaare. Noch heute gilt der zweite Januar als ein hoher Festtag für Granada, und eine unabsehbare Menschenmasse strömt von Nah und Fern in die Mauern der Alhambra. Die jungen Mädchen steigen dann auf die Torre de la Vela und schlagen an die Glocke, denn ein alter Glaube berichtet, daß sie dann noch im laufenden Jahre einen Mann bekommen werden, und die, welche am stärksten klopft, erhält den besten! Man kann sich daher vorstellen, welch ein Getümmel auf der Spitze des Wachtthurms stattfindet.

Eine spanische Inschrift auf einem der Pfeiler, welche die Glocke tragen, verkündet das wichtige Ereigniß, daß „Granada ganada", Granada genommen war. Durch alle christlichen Lande erscholl die große That, die mit eben so großem Jubel aufgenommen wurde, wie einst die Moslem den Fall Konstantinopels begrüßten. In Rom las der Papst Messe, und feierliche Prozessionen wallten durch die Straßen; in Neapel führte man ein Festspiel, Farsa, auf, in welchem der Glaube, die Freude und der falsche Prophet Mohammed die Hauptrollen spielten.

Die Aussicht vom Wachtthurm in die Landschaft ist eine entzückende und großartige. Da liegt Granada zu den Füßen des Beschauers mit seinen 100 Kirchen; etwas weiter die Höhen, welche die Stadt beherrschen, überstreut mit weißen Häusern, welche aus buschigem Grün hervorblicken, so daß man unwillkürlich an die Worte des arabischen Poeten erinnert wird, welche Granada mit einem von Perlen umgebenen Smaragd vergleichen. Noch ferner hin dehnt sich die fruchtbare Ebene, Vega, wie ein ungeheurer Teppich aus, durch den sich der Jenil wie ein silbernes Band hindurchschlängelt.

Dazu gesellen sich die umgebenden Berge, welche alle in der Geschichte Granada's eine Rolle spielen. Da liegen die Sierra de Elvira, auf welcher die Phönicier ihre erste Niederlassung gründeten, der majestätische Mulabazen und die schneebedeckten Gipfel von Alpujarras und der abgerundete Parapanda, den die Arbeiter in der Vega als eine Art Barometer betrachten und von dem sie sagen:

Cuando Parapanda se pone la montera
Llueve aunque Dios no lo quisiera.

(D. h. wenn der Parapanda seine Wolkenhaube anzieht, regnet es, der liebe Gott mag wollen oder nicht.)

Ehe wir in den maurischen Königspalast eintreten, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Kirche Santa Maria de la Alhambra, welche gegen das Ende des 16. Jahrhunderts erbaut wurde, die aber kein besonderes Interesse gewährt, außer daß hier eine Zeitlang Isabella die Katholische begraben lag, ehe ihre Gebeine in die Kathedrale Granada's übergeführt wurden, wo sie nun neben ihrem Gemahle Ferdinand ruht.

Durch eine unscheinbare Pforte gelangt man in die eigentliche Burg. Je weniger die plumpen, kunstlosen äußeren Mauern des aus so vielen Theilen bestehenden Palastes, der vormals eine Armee von 40,000 Mann aufnehmen konnte, ihren innern Reichthum verrathen, um so geblendeter wird das Auge vom plötzlichen Anblicke dieser unbegreiflichen Wunderwelt. Es ist dies ein sehr eigenthümlicher Zug, der durch die ganze maurische Architektur durchgeht, hinter möglichst unansehnlichem Aeußern das glänzendste Innere zu verbergen. Ohne Ordnung und Gleichmaß, völlig schmucklos und kahl erscheinen die Gebäude der Alhambra, eines unregelmäßig an das andere geschoben, von außen. Man tritt hinein und sieht sich von allen Zeugnissen des Geschmacks und der Pracht feenhaft umringt. Wie kein anderes Volk verstanden es die Mauren, in ihren Wohnungen die Annehmlichkeiten des künstlerischen Luxus mit den Reizen der Natur zu verbinden. Kühle Säle und Hallen wechseln mit duftenden Gärten, Springbrunnen mit Ruhebänken, des Himmels ewiges Blau mit gewölbten zierlichen und reich geschmückten Plafonds ab. Blumen, Myrten- und Orangenbüsche kosen zwischen glänzenden Fayencewänden und weißmarmornen Fußböden.

Zuerst tritt man in den Patio de la Alberca oder den Hof des Wasserbehälters. In der Mitte zieht sich ein viereckiges Wasserbecken hin, in dem Goldfische ihr Spiel treiben, und das von Marmorplatten umgeben ist, aus

denen sich Myrtenhecken erheben. Darum heißt diese Eintrittshalle auch der Myrtenhof, Patio de los Arrayanes. Arraghan bedeutet im Arabischen die Myrte, und dieses Wort ist unverändert in die spanische Sprache hinübergenommen worden. Es ist schwer, eine Beschreibung von der Eleganz dieses Hofes zu geben, welcher der größte und zugleich am meisten ausgeschmückte der Alhambra ist. Zur rechten und linken an den Schmalseiten laufen offene von schlanken Marmorsäulen auf niedrigen runden Sockeln getragene Hallen mit je sieben zierlichen hufeisenförmigen Bogen, deren wohl erhaltene Stuckornamente eben so hohe Bewunderung abnöthigen, als der innere Arkadenraum, der mit mannichfaltigen phantastischen Skulpturen bedeckt ist, während buntglänzende Azulejos oder Fayenceplatten die Gesimse und Wandnischen schmücken. Die zierlichen Einfassungen der einzelnen Arkadenbogen finden sich überdies mit Sprüchen aus dem Koran bedeckt. Die Langseiten des Hofes sind einfacher gehalten und die Wandflächen hier nur von einigen Thüren und darüber befindlichen kleinen runden Fenstern zur Erleuchtung des obern Stockwerkes unterbrochen. Doch trifft man auch hier auf die glänzenden Fayenceplatten an den Gesimsen, und schöne Stuckarbeit legt sich als Rahmen um Thüren und Fenster.


Azulejos stehlende Engländer. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

In der Gallerie zur Linken steht die berühmte Alhambravase, unstreitig das schönste keramische Werk maurisch-spanischer Fayencearbeit, weithin bekannt durch ihre herrliche Form und den Reichthum der Zeichnungen, mit denen sie ganz bedeckt ist. Sie ward mit zwei ähnlichen Geschwistern unter den Festungsmauern der Burg entdeckt; die beiden anderen sind im Laufe der Zeit verloren gegangen, und nur diese, wiewohl nicht ganz unbeschädigt, ist übrig geblieben. Der eine Henkel fehlt ihr nämlich, um aber den schönen Totaleindruck nicht zu zerstören, hat ihn Doré auf seiner Zeichnung ersetzt.

Die Form erinnert an die antiken Amphoren; sie ist wie bei diesen eleganten Vasen oval und verlängert sich nach der Basis hin. Die Henkel, welche in Flügelform gearbeitet sind, ziehen sich bis fast an die Mündung hinauf; sie sind mit Cenefas oder langen Reihen Inschriften in arabischen Charakteren bedeckt. Eben solche umziehen den Bauch und theilen ihn in zwei Hälften. Im obern Theile sind zwei große Antilopen von ziemlich naiven Formen abgebildet, welche den Dekorationen gleichen, die man auf mittelalterlichen Schmelzarbeiten und Gläsern von Damaskus erblickt. Der untere Theil zeigt herrliche Arabesken von köstlicher Zeichnung im besten arabischen Stile. Der emaillirte Grund ist gelblichweiß; die Inschriften und Verzierungen auf ihm sind in Blau und Gold angebracht, und sie gewähren so zusammen eine sehr glückliche Zusammenstellung der Farben. Nach arabischen Schriftstellern des 14. Jahrhunderts war namentlich die Stadt Malaga wegen ihrer Fayencearbeiten berühmt, u. es stammt möglicherweise diese herrliche Vase von dort her.

Die Estanque oder das Wasserbecken des Myrtenhofes war bis zum Beginne unsres Jahrhunderts mit einer schönen maurischen Balustrade umgeben. Aber der Gouverneur Bucarelli, dieser große Zerstörer der Alhambra, entfernte auch diese. Zur Zeit der Mauren bildete der Patio de la Alberca den Mittelpunkt der Alhambra; zur rechten erhob sich das große Eingangsthor, das nun, gleich dem Winterpalast, zerstört wurde, um der Schöpfung Karls V. Platz zu machen.

An die Halle linker Hand stößt die Sala de la Barca, das Vorzimmer zum Gesandtensaale. Der Name entstammt wahrscheinlich dem arabischen Worte barkah, was Segnung bedeutet. An jeder Seite des Eingangsthores sind zwei kleine Nischen aus weißem Marmor angebracht, die mit herrlichen Skulpturen bedeckt sind. In diesen Nischen wurden die Sandalen der Besucher vor dem Eintritte in den Saal abgelegt, sowie dies noch heute vor den



Die Alhambravase. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Der Comaresthurm. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Moscheen des Orientes geschieht. Zugleich dienten sie zum Aufstellen der Alcarazzas, jener porösen Thonkrüge, deren durchsickerndes Wasser angenehme Kühlung verbreitet.

Der Saal der Gesandten, Sala de los Embajadores, gilt gleichfalls für ein Wunder und Meisterwerk der Alhambra. Er nimmt das ganze Innere der Torre de Comares ein, des größten der Alhambrathürme. Hiernach nennt man ihn auch den Saal des Comares. Seine Gestalt ist die eines regelmäßigen Vierecks, das auf jeder Seite 40 Fuß lang ist. Die Höhe beträgt 70 Fuß; sie ist im Vergleich mit den Dimensionen der anderen Gemächer bedeutend zu nennen. Der Plafond ist aus dem Holze einer Cedernart gearbeitet, welche die Spanier mit ihrem arabischen Namen Alerce bezeichnen. Die unzähligen Holzstücke, welche die Kuppel (Media-naranja) bilden, verbinden sich untereinander in unendlicher Mannichfaltigkeit, die aller Beschreibung Trotz bietet. Diese Art Arbeit wird von den Spaniern Artesonado genannt. Die Farben, mit denen das Ganze übermalt ist, sind blau, roth und grün mit reichlich angebrachten Vergoldungen.

Auch an den Wänden ist derselbe Luxus von Stuckarabesken angebracht. Was die teppichartigen Muster dieser Zierrathen eigentlich vorstellen, ob Blumen, Thiergestalten, Sterne, Bänder, das entziffert kein Auge, so bunt durcheinander sind sie verschlungen; aber das Ganze eint sich zur wohlthuendsten und graciösesten Harmonie. Wie versteinerte auf der Wand fixirte Traumgebilde, so schauen sie uns an, diese seltsamen hieroglyphischen Ornamente. Man versichert, daß der Saal der Gesandten im 16. Jahrhundert durch den berühmten Berruguete, den Baumeister Karls V., restaurirt wurde und daß er sich dabei, um die Stuckarabesken abzugießen, der alten noch vorhandenen maurischen Formen bedient habe.

In der Höhe von fünf oder sechs Fuß über dem Boden treten Azulejos an die Stelle der Arabesken. Der Name dieser Fayencewürfel bedeutet im Arabischen blau, weil wahrscheinlich die ersten dieser Ziegel in jener Farbe hergestellt wurden. Jetzt sind aber ihre Farben und Formen höchst verschieden. Zuweilen bilden sie nur einfache blaue, grüne, gelbe oder violette Platten, die durch Aneinandersetzung die verschiedenartigsten Combinationen hervorbringen; zuweilen aber zeigt jeder einzelne Würfel eine Zeichnung in verschiedenen Farben, deren jede von der andern durch einen Reliefstrich getrennt ist. Am seltensten sind diejenigen, wo zwischen den Zierrathen noch die braune Farbe vorkommt, wie auf den Azulejos, welche das Wappenschild der Könige von Granada mit dem Wahlspruche: „Kein Sieger als Gott" enthalten.

Die mit Reliefs versehenen Azulejos dienten wahrscheinlich auch zur Pflasterung der Säle; denn die hervorspringenden Leisten derselben schützten den bunten Grund vor Abnutzung durch das ewige Darüberhingehen. Man hat dagegen bemerkt, es sei doch kaum wahrscheinlich, daß die Azulejos, welche den Namen Gott enthielten, als Bodenplatten benutzt wären, da die Mohammedaner eine große Scheu davor haben, denselben mit Füßen zu treten, ja um dessentwillen sich sogar hüten, auf Papierschnitzel zu treten, da dieselben möglicherweise mit Allahs Namen beschrieben sein können. Dem gegenüber läßt sich aber erwiedern, daß die spanischen Mauren die Gesetze des Koran weniger streng beobachteten als die orientalischen Muselmänner, denn sie stellten Bildnisse dar, wie am Brunnen des Löwenhofes, im Gerechtigkeitshofe und an der Alcazaba der Alhambra. Und das verbietet doch der Koran.

Die Azulejos sind stets aus einer Art Fayence, niemals aus Porzellan gearbeitet, wie oft irrig behauptet wurde, und selbst die erwähnte schöne Vase ist aus diesem Stoffe und nicht aus dem erst viel später in Europa fabrizirten Porzellane gebildet.

Der Saal der Gesandten war, wie sein Name schon andeutet, dasjenige Gemach der Alhambra, in welchem die Könige die Ambassaden fremder Monarchen empfingen. Hierher brachten die afrikanischen Fürsten ihren Tribut; hier empfing Jusuf II. das vergiftete Gewand, das ihm Achmed, König von Fez, überschickte, an dem er später elendiglich sterben mußte, und hier ertheilte auch Abul Hasen, zur Zeit als Granada in höchster Blüthe stand, den Abgesandten des Königs von Kastilien, die tributfordernd zu ihm kamen, die stolze Antwort: „Sagt Eurem Herrn, daß in meiner Münze gegenwärtig eiserne Lanzenspitzen für ihn geschlagen werden."

Mehr auch als einmal waren diese Wände Zeugen blutiger Thaten. Ihre Arabesken und Azulejos waren oft mit dem Blute der Könige und Großen des Reiches bedeckt.

Aus der den zwei Eingängen in die Sala de la Barca gegenüberliegenden Fensternische tritt man auf einen weit und frei aus der Thurmwand hinausragenden Balkon, von wo sich eine herrliche Aussicht auf das Thal des Darro, die Stadt Granada und die dahinter liegenden Gebirge öffnet. Unmittelbar unter dem Beschauer am Fuße des steilen, baumbewachsenen Alhambrahügels dehnt sich eine kleine liebliche Alameda aus, die hauptsächlich der untern Bevölkerungsschicht Granada's zum Spaziergange dient und auf der man das originelle Treiben der andalusischen Majos fast noch besser studiren kann, als auf der, vorzugsweise den höheren Ständen überlassenen, Promenade am Jenil.

Eine steile und düstere Wendeltreppe führt zur Spitze des Comaresthurmes hinauf, und von hier aus kann man den ganzen verwickelten Bauplan der Alhambra ordentlich übersehen; es gehört daher wesentlich zur Orientirung in dieser weitläufigen, unregelmäßigen Architektur, jene Höhe erklommen zu haben.

Einige Bemerkungen über die maurische Architektur mögen hier am Platze sein. Der Franzose Laborde schreibt die Ausbildung der maurischen Baukunst einer Nachahmung der byzantinischen und römischen zu. Die Aehnlichkeit, welche sich in der innern Einrichtung eines maurischen Gebäudes mit einem römischen findet, scheint nicht auf Nachahmung, sondern auf dem gleichen Zwecke, der unter ähnlichen klimatischen Bedingungen erfüllt werden soll, zu beruhen. Daß in einem schönen Klima sich die Wohnzimmer um einen Hof reihen, der von Säulenstellungen eingeschlossen ist, war in Granada und Sevilla eben so zweckmäßig wie in Pompeji, und die Araber brauchten nicht den Plinius gelesen zu haben, um einen luftigen kühlen Hofraum anzulegen, welchen der Römer zwar auch kannte und Atrium oder Peristylum nannte. Daß aber der Hof von Säulen eingefaßt ward, welche Bogen tragen, mögen die Araber von den Byzantinern entlehnt und letztere den Gebrauch, Bogen mit Säulen zu stützen, von dem Palast des Diocletian in Salona angenommen haben. Man darf jedoch nicht außer Acht lassen, daß die arabischen Bogen nicht von der Bedeutung sind, wie diejenigen bei spätrömischen und neugriechischen Gebäuden.

Die Araber hatten als ein nomadisches, sodann räuberisches und eroberungssüchtiges Volk keine Baukunst, und ihre Wohnungen waren Zelte. Wir geben also zu, daß die Byzantiner, mit welchen sie zuerst bekannter wurden, ihre Lehrer in der Baukunst und byzantinische Gebäude die Muster für jene Baue waren, welche die Araber in Gegen-

den aufführten, die sie nicht wieder verlassen wollten; allein demungeachtet können wir ihnen eine eigenthümliche Architektur nicht absprechen, das heißt eine Baukunst, welche aus ihrem Volkscharakter hervorging.

Wenn wir eine von Säulen getragene Bogenreihe am Palast des Diocletian mit einer an der Alhambra vergleichen, so wird man den wesentlichen Unterschied gewahr. Jene zeigt einen entschiedenen Fortschritt der constructiven Baukunst, indem nun der Bogen den Architrav ersetzt, der eine Versteinerung des Holzes und doch eigentlich dem Steinbau nicht angemessen war, indeß der arabische Bogen blos dekorativ ist, nichts tragen kann und blos durch die runde Form dem Auge schmeicheln sollte. Denn die Mauerlatte und flache Decke werden nicht von den Bogen, sondern von jenen kurzen Schäften, die oben auf den Kapitälen der Säulen stehen, getragen. Damit aber Niemand getäuscht werde und den Bogen für einen Träger halte, bestehen solche aus Kacheln mit durchbrochenen Mustern, und jene Schäfte treten deutlich als die wirklichen Stützen des Gebälkes hervor. Eben so besteht die Decke in jedem größern Zimmer aus eng zulaufenden Flächen, bildet kein eigentliches Gewölbe und gleicht der Spitze eines Zeltes. Der Maure konnte und wollte die ursprüngliche Lebensweise des Arabers nicht vergessen und hätte sich im prächtigsten, aber seine Festigkeit verkündenden Gebäude unheimlich gefühlt. Zwar liebte er den Bogen wegen der weichen Form, aber zog ihn doch unten hufeisenförmig zusammen, um den streng constructiven Halbkreis aufzuheben.

Auch darf man nicht unbeachtet lassen, daß bei den Bogen der Alhambra, an der verletzbarsten Stelle, dort, wo eigentlich der Schlußstein zu suchen wäre, gerade eine Kerbe als Verzierung angebracht ist, um ihm völlig das Ansehen von Festigkeit zu nehmen. Ja der Araber scheint den Bogen als Träger durchaus vermieden und wegen seiner Festigkeit, die mit der Nomadenneigung im Widerspruche stand, man möchte glauben, gehaßt zu haben, denn wo ein Träger in horizontaler Richtung nöthig war, zog er die sogenannte scheitrechte Wölbung oder Spannschicht, die aus einer Reihe keilförmiger Steine zusammengesetzt ist, dem eigentlichen Bogen vor. So ist auch die Zusammenziehung des Bogens eine Aufhebung seiner Festigkeit, denn er ruht nun nicht, sondern drückt nach innen. Die maurische Baukunst steht also mit der indischen, ägyptischen, dorischen, römischen, byzantinischen, gothischen in entschiedenem Widerspruche; denn indem diese nach Gleichmaß von Last und tragender Kraft und Befolgung statischer Gesetze streben, zeigt jene ein Verschmähen aller Festigkeit und architektonischen Regeln, und dieser Charakter der Wandelbarkeit macht sie zu einer eigenthümlichen Baukunst der Mauren, welche nicht erlernt und von fremden Völkern angenommen wurde. Diese Zeltbaukunst erreichte in Granada und in der Zeit der höchsten Kultur der Mauren ihren Culminationspunkt, also von 1273 bis 1379 unserer Zeitrechnung.

Werfen wir noch einen Blick auf die innere Ausschmückung der Gemächer, so finden wir auch diese mit der ganzen Bauweise in einer glücklichen Uebereinstimmung. Ganz abgesehen von der großen Leichtigkeit und unerreichten Feinheit der Ornamente besitzen diese doch eine große Festigkeit. Sie bestehen aus verhärtetem Mörtel oder aus Stuck, ähnlich dem Gesso duro, welchen die Italiener im 15. Jahrhundert zur Darstellung von Basreliefs benutzten. Als bindenden Kitt benutzte man eine Art Leim (Safne), Mennig und Knoblauch. Der Knoblauch sollte dazu dienen, den Wurmfraß zu verhindern. Marmor ist in der Alhambra im Ganzen selten verwandt, meist nur zu Säulenschäften und zur Umpflasterung der Springbrunnen.

Ein Ausflug in den Kleinen Atlas und die Große Kabylie.

Von **Lommatzsch**, k. sächs. Oberlieutenant.

II.

Oasen. — Buladjurak — Die Colonisten. — Schlechte Viehzucht. — Arbeiterverhältnisse und Ernten. — Die Pächter. — Die Schwierigkeiten der Colonisation. — Die Concessionen.

In der Sahara zeigt sich das vegetabilische Leben nur in den Oasen, welche die Natur mit wahrhaft verschwenderischer Pracht ausgestattet hat. Zahlreiche Obstbäume wechseln mit dichten Wäldern majestätischer Palmen, unter deren kühlem Blätterdache ein von Quellen reich getränkter Boden Blumen, Getreide und Gemüse aller Art erzeugt. Massen von Singvögeln geben den ermüdeten Karawanen ein unentgeltliches Concert.

Die Dattelpalme bildet den Reichthum dieser grünen Inseln im Sandmeer. Ihre Frucht dient als Nahrungs- wie als Tauschmittel im Völkerverkehr. Die besten Datteln erzeugt der Süden von Constantine (Biscra, Tuggurt) und Algier (Laghuat). Die Oase Tuggurt besitzt allein 40,000 Palmen. Man unterscheidet der Güte nach mehrere Sorten. Die Primasorte — deglet-en-Nur — ist ein Monopol der Regierung; nach Europa gelangt meist nur die schlechteste Waare. Die Dattelernte beginnt Ende Oktober und dauert gegen fünf Wochen. Aus dem Stamme der Dattelpalme gewinnen die Araber eine Art süßen Liqueurs, den Laghni.

Nach einem etwa dreistündigen Ritt gelangten wir nach der Farm Buladjurak, wo uns die Gastfreundlichkeit des Herrn F. ein angenehmes Unterkommen bereitet hatte. Die Farm lag inmitten eines Waldes von Oliven-, Johannisbrot-, Citronen- und Orangenbäumen. Auf schattigen Wegen gelangte man überall zu den Feldern, welche mitten in der Waldung zerstreut lagen. Verfolgte man den einen von dem Hauptweg abzweigenden Seitenpfad, so erreichte man einen freien mit Ulmen und Palmen bepflanzten Platz, wo Mahomed, der Feldhüter, mit seiner Frau und

Schwester in einer elenden Lehmhütte wohnte. Beide Frauen, jung und hübsch, zeigten sich stets unverschleiert.

Der Fluß Harrasch bildete die westliche Grenze und trennte die Besitzung von dem ¾ Stunde entfernten Städtchen Rovigo; im Süden zeigten sich scheinbar ganz nahe die hier kahlen, steinigen Gipfel des Kleinen Atlas. Das Gut mit seinen europäischen Gebäuden gehörte, wenn auch eines der kleineren, hinsichtlich des guten Bodens zu den bevorzugten in der Ebene Metidja. Der Reichthum an Wasser, erhöht durch die Nähe der von der Regierung angelegten Kanäle, welche das Wasser bis auf die Felder führen, machte es besonders zur Kultur von Tabak geeignet. Von der Eisenbahn lag die Farm ungefähr 1½ Stunde, von dem Städtchen Bussarik 2½ Stunde entfernt.

Noch schlechter gestaltete sich die Verbindung nach Westen, wo der Harrasch ohne Brücke durch seine Tiefe im Winter, sein steiniges, zerrissenes Bett im Sommer das Fortkommen sehr erschwerte, obschon die nöthigen Victualien, namentlich Brot und Fleisch, gerade von dort her, von Rovigo und l'Arbah bezogen werden mußten. Der Werth des Gutes betrug ziemlich 300 Frs. für die Hektare.*) Wegen der Nähe des Harrasch, der im Sommer versumpfte, hatten übrigens seine Bewohner fast unausgesetzt an Wechselfiebern zu leiden.

Mit der Nachbarschaft hielt Herr F. eine ächt freundliche, gastliche Verbindung. Man traf sich regelmäßig auf dem Montagsmarkt von Bussarik, man veranstaltete gemeinsame Ritte oder Eberjagden und besuchte sich, wenn es die Zeit gestattete. Leider läßt sich jedoch ein derartiges durchgängiges Verhältniß zwischen den Colonisten nicht behaupten und stehen besonders die deutschen Gutsbesitzer im Rufe der Ungastlichkeit. Ich habe ein Jahr später bei einem längern Aufenthalte in der Metidja deutsche Ansiedler kennen gelernt, welche von den französischen Nachbarn sichtlich gemieden wurden.

Das Verhältniß zu den eingebornen Feldbesitzern anlangend, so schienen diese intelligent genug, um die Person von der Sache zu unterscheiden und im Ansiedler speciell nicht den Räuber ihres Landes zu sehen. Sie erhalten in Krankheitsfällen öfters Rath bei dem gelehrten Rumi; umgekehrt waren die Europäer ihre wohlbewirtheten Gäste am Feste des Mulud oder des Aid Kebir.**)

Die Beschäftigung eines Colonisten in Algerien, sei er ein großer oder kleiner Besitzer, erstreckt sich fast lediglich nur auf die Ausbeutung des Bodens. Wenig oder gar nicht wird die Viehwirthschaft betrieben. Man treibt das vorhandene Vieh des Morgens in die Broussaille, des Abends wieder zurück, wodurch nicht nur der Dünger verloren geht, sondern auch das Vieh selbst durch Vernachlässigung der Nahrung (obschon der Reichthum an guten Futterkräutern groß ist) nicht überwachte Kreuzung u. s. w. verschlechtert werden muß. Das Rindvieh ist klein, dürr und wenig fleischhaltig; eine Ausnahme davon habe ich nur in dem deutschen Colonistendorf del-Ibrahim auf dem Sahel bei Algier gefunden. Nicht besser steht es mit den Schafen, obschon vereinzelte Beispiele zeigen, welche vorzügliche Wolle bei besserer Pflege erzielt werden könnte. Auch die arabische Pferderasse ist aus gleichen Gründen im Zurückgehen begriffen, und haben die von der Regierung errichteten Gestüte bei der Indolenz und dem Glauben der Araber, welche die eigentlichen Pferdehalter sind, noch nicht den gewünschten Zweck erreicht. Bei der Bodenkultur hat der Ansiedler mit vielen Mühseligkeiten zu kämpfen, da nur wenige Güter bereits vollkommen anbauungsfähig sind. Da gilt es denn mit vieler Arbeit die den Boden überwuchernden Zwergpalmen und Stachelgesträuche auszuroden.

Der Morgen in der Metidja ist meist kühl, nasse Nebel steigen auf und fallen erst gegen 9 Uhr. Nachdem steigt die Wärme sehr rasch und es herrscht um die Mittagszeit eine drückende Hitze. Man arbeitet daher fast unausgesetzt von 4 Uhr Morgens bis 11 Uhr Mittags, um dann eine wenigstens zweistündige Rast zu halten. Das Frühstück nach französischer Sitte besteht in warmen Speisen und Wein. Noch beschwerlicher ist die Gluth des Nachmittags. Ein heftiger Durst plagt den Arbeiter, und kühlende Getränke dienen nur dazu, ihn zu vermehren. Dennoch wird mit Ausnahme einer halben Stunde, wo ein Salat genossen wird, wiederum bis 6 Uhr Abends gearbeitet. Es ist begreiflich, daß eine gute Gesundheit dazu gehört, diese Strapazen auszuhalten. Dazu kommen Unannehmlichkeiten mancher Art. Ein Knecht ist krank geworden, aber der von der Regierung angestellte Arzt, welcher die unentgeldliche Praxis an Eingebornen und Armen auszuüben hat, wohnt sehr weit entfernt oder ist überhaupt nicht aufzutreiben. Die bestimmten Lieferungen von Brot und Fleisch — man bäckt und schlachtet aus Mangel an Arbeitskräften auf den meisten Farmen nicht selber — bleiben aus, oder das Fleisch kommt der Hitze wegen fast halb verwest an. Dann murren die Kabylen, welche das Brot auf dem Gute zu empfangen haben, und die Knechte gehen mürrisch fort. Letztere sind nicht gesetzlich zurückzuhalten und sind gewiß, überall wieder ein Unterkommen zu erhalten. Ich erlebte es selbst, daß eines Morgens zur Zeit der Ernte sämmtliche Arbeiter weggelaufen waren, mit Ausnahme eines Deutschen — und dieser war betrunken. Die Erntezeit ist die beschwerlichste des ganzen Jahres, gleichviel ob Getreide, Tabak, Baumwolle eingebracht werden soll. Sie muß rasch vollendet werden, da ein einziger Sirokko, ein heftiges Gewitter bei reifer Saat genügen, die ganze Ernteaussicht mit einem Schlag zu vernichten. Die Getreideernte geschieht meist durch Kabylen, welche das Korn einfach mit der Sichel schneiden und fußhohe Stoppeln stehen lassen. Jeder Kabyle erhält täglich ein Brot und 35—40 Sous. Es gibt Güter, wo deren zur Erntezeit gegen 300 arbeiten. Ein immer gefährlicher Ersatz für andere Arbeitskräfte. Wenn bei Gelegenheit des arabischen Marktes von Bussarik, welcher, wie erwähnt, jeden Montag Statt findet, sich die versammelten 4—5000 Kabylen verbänden mit den auf den Farmen arbeitenden — welche Macht, welche gewaltige Gefahr für die Colonisten, deren Leben und Güter einem fanatischen Feinde Preis gegeben wären. Ehe eine algierer Truppe Hülfe bringen könnte, hätten sich die Mordbrenner längst in die nahen, schluchtenreichen Berge geflüchtet. Uebrigens ist der Kabyle ein fleißiger Arbeiter, der alle Tage der Woche schafft und durch seine Nüchternheit die Europäer beschämt.

Zum Dreschen des Getreides bediente man sich auf vielen Gütern zur Zeit meines Aufenthalts einer Dampfmaschine, welche merkwürdig genug die einzige in der ganzen Metidja war und von ihrem Eigenthümer gegen den Preis von 9 Frs. die Stunde an die größeren Gutsbesitzer verliehen wurde. Meist aber wird das Getreide

---

*) 172—200 Frs. in den fruchtbarsten Gegenden von Oran, wohl wegen des entschieden geringern Verkehrs und des Mangels an Verbindungswegen.

**) Das Fest des Mulud wird zu Ehren der Geburt Mahomeds gefeiert und dauert sieben Tage. Am viertägigen Feste Aid-Kebir wird in jeder Familie ein Hammel geschlachtet und Stücke davon werden auch an die Armen vertheilt zu Ehren der Pilger, welche das Jahr vorher die Wallfahrt nach Mekka gemacht haben und in Folge dessen den Titel Hadj — Pilger — annehmen.

von Pferden ausgetreten oder mittelst einer Walze von den Körnern befreit.

Wie viele Arbeit der Tabak vor und nach der Ernte bedingt, wird sich kaum Jemand träumen lassen, der gemüthlich seine Cigarre raucht. Jede Pflanze erfordert ihre eigene Behandlung durch Bewässerung, Kürzung der Blüthen, Abschneiden einzelner Blätter; mit höchster Sorgfalt muß hier auch das Abschneiden, Trocknen, Sortiren und Legen der einzelnen Blätter erfolgen, welche man in Dutzenden übereinandergelegt in Paqueten verkauft. Eine eben so sorgfältige Pflege ist bei der Baumwolle nöthig.

Neben diesen Schattenseiten wollen wir nicht die Annehmlichkeiten dieses Pflanzerlebens vergessen; so namentlich die gänzliche Ungebundenheit des Lebens, unbehelligt durch eine drückende Controle der Regierung; die jungfräuliche Schönheit einer afrikanischen üppigen Natur, die so leicht Niemand wieder vergißt, welcher ihre Genüsse einmal gekostet hat; dabei die Möglichkeit, sich leicht bei dem Verhandensein der Verkehrswege jeden europäischen Genuß verschaffen zu können; die lohnenden Jagden, die Sturmritte auf den flinken arabischen Pferden; der Reiz der Gefahren durch Klima, wilde Thiere oder Menschen; endlich die Aussicht, für gehabte Mühe einen sichern hohen Lohn zu finden.

Dagegen scheint allerdings der Erfahrungssatz zu sprechen, daß es nur wenig bemittelte Farmer gibt, ja daß ein großer Theil derselben, schon nach wenigen Jahren vermögenslos geworden, den erworbenen Besitz wieder verloren hat. Ein Hauptgrund dafür ist der, daß die meisten Colonisten Algeriens mit sehr großen Hoffnungen, aber mit desto kleinerem Beutel dahin gekommen sind. In Algier liegt das Geld nicht auf der Straße. Einen Länderbesitz zu erwerben ist leicht; aber ihn bewirthschaften oder gar Nutzen daraus ziehen kann nur derjenige, welchem neben dem Gelde zum Ankauf noch ein hinreichendes Betriebskapital zur Seite steht.

Was gehört nicht Alles zu einer ersten Einrichtung, selbst wenn sie noch so einfach bestellt würde. Ein Haus, ein Stall, ein Brunnen — dieß Alles muß in den meisten Fällen noch erst geschaffen werden. Dann die Urbarmachung des Bodens. Dazu gehören Arbeitskräfte, und wir haben schon gesehen, wie schwierig und mit welchen pekuniären Opfern dieselben zu erlangen sind. Die Saat muß gekauft und die Arbeiter müssen bezahlt werden, trotzdem, daß auf die Ernte der ersten Jahre vorerst nicht gerechnet werden kann. Und selbst dann muß ein Colonist im Stande sein, einen Sirocco, einen Gewittersturm, einen der nicht seltenen Getreidebrände, die seine Ernte zerstören, aushalten zu können. Eben so muß er das Opfer zu tragen vermögen, wenn er nicht einen höchst nachtheiligen Verkauf in den Garben riskiren will, das wirklich Geerntete — bei den oft sehr mangelhaften Verkehrswegen — in den Verkehr und auf den Markt zu bringen.

Günstiger gestaltet sich allerdings das Verhältniß beim Erwerb von schon ganz oder theilweise kultivirtem Boden. Hier liegt die Hoffnung einer baldigen Ernte näher. Aber abgesehen davon, daß ein solcher Ankauf bedeutend größeres Anlagekapital erfordert, wird dieser Vortheil auf den meisten Gütern, besonders der Metidja, durch eine lästige Zugabe vermindert, ich meine die förmlich als Eigenthumsrecht auf dem Grundbesitz liegenden Pachtungen. Ein oder mehrere Pächter theilen sich in der Regel in die Benutzung des Bodens so, daß sie das Ganze oder einen Theil auf Kosten des Besitzers bewirthschaften, mit diesem aber den Reingewinn auf eine der Arbeit angemessene Weise — gewöhnlich zur Hälfte — theilen. Eine solche Pächterfamilie erhält sich während der Zeit zwischen Aussaat und Ernte vollständig durch die Vorschüsse des Gutsherrn, welcher außerdem die Aussaat zu bestreiten hat; bei einer einzigen mißrathenen Ernte hat somit der letztere einmal die Kosten der Aussaat und den Unterhalt seiner Pächter, resp. die Zinsen für geleistete Vorschüsse bis zu dieser und in gleicher Weise bis zur nächsten Ernte zu tragen.

Sicherlich wird sich aber in Algerien bald derjenige ruiniren, welcher Credit zu suchen genöthigt ist. Wie an Arbeitskräften fehlt es auch an Capital und Credit, und 10 bis 15 Procente sind keine Seltenheit. Dennoch glaube ich, daß ein Einwanderer in Algerien als Grundbesitzer sich, wenn nicht Millionen, doch ein hübsches Vermögen erwerben kann, wenn er erstens außer dem entsprechenden Capital zum Ankauf über das nöthige Betriebskapital — ich rechne in Algier die Hälfte — zu verfügen vermag, d. h. also mit gleichen Worten nicht mehr Grundbesitz von Anfang herein sich erkauft, als er ohne pekuniäre Schwierigkeit zu bewirthschaften vermag. Durch Nachkauf den Grundbesitz auszudehnen, bleibt noch immer Gelegenheit, obschon es im Allgemeinen wegen mangelnder Arbeitskraft nicht zu rathen ist, über 200 Hektaren Landes hinaus zu gehen.

Zweitens, wenn der Colonist sein Grundstück rationell bewirthschaftet. Es klingt diese Bemerkung überflüssig, und doch sind nicht wenig Colonisten durch Vernachlässigung dieser Regel zu Grunde gegangen.

Der einwandernde Europäer und namentlich der Deutsche darf nicht vergessen, daß er einen afrikanischen Boden bebaut und afrikanische oder doch nicht landsmännische Arbeiter hat. Leider gelten sogar die deutschen Arbeiter — und nicht mit Unrecht — größtentheils für Trunkenbolde und Taugenichtse. Die deutschen Sitten und bis zu gewissem Grade die bürgerliche Beschränktheit und Regelmäßigkeit des Lebens mag er ruhig in der Heimat zurücklassen. Heimatliche wirklich gute Grundsätze anzuwenden wird schon die Zeit ihn lehren.

Ein fernerer großer Fehler ist es, die Ertragsfähigkeit des Bodens zu überschätzen. Wohl jeder Boden ist für die Erbauung von Cerealien geschickt und liefert mit der Zeit einen guten Ertrag, wogegen Tabak und Baumwolle einen besondern Boden erfordern und nur in diesem einen wirklich bedeutenden Reinertrag gewähren. Etwaige Versuche dürfen daher nur im Kleinen und mit Vorsicht ausgeführt werden.

Endlich muß ein Colonist in Algerien selbstthätig sein, wenn er nicht gewissenlosen Verwaltern und Arbeitern in die Hände fallen will. Einige Kenntniß der französischen Sprache scheint demnach unumgänglich. Die große Pflanzung des polnischen Fürsten Mir in Rassuta ging nur dadurch zu Grunde, daß er seinen Beamten und Knechten zu viel traute. Ich glaube daher auch namentlich aus diesem Grunde, daß ein kleiner Ansiedler, der weder Mühe noch Arbeit scheut, weit eher zu etwas kommen wird, als ein verwöhnter, vielleicht nur mäßig bemittelter Mann, welcher nur wenig selbst arbeitet und den Verkauf seiner Erzeugnisse fremden Händen anvertraut.

Werfen wir einen Blick auf das, was die französische Regierung seit 1830 zur Förderung der Colonisation und der Einwanderung nach Algerien gethan, so erhalten wir ein interessantes, wenn auch trauriges Bild.

Die ersten Versuche der Colonisation nahmen einen meist unglücklichen Ausgang. Der unaufhörliche Krieg erzeugte eine allgemeine Unsicherheit, welche die Schwäche und Unthätigkeit der Regierung zum Schutze und für das Erblühen des eroberten Landes nur vermehren mußte.

War die Regierung doch eine lange Reihe von Jahren noch zweifelhaft, ob sie nicht besser thue, die ganze Eroberung überhaupt wieder aufzugeben. Daher kam es denn, daß schwindlerische Spekulanten ungestört ihr Wesen trieben und sich auf Kosten wirklich braver Ansiedler bereicherten, während diese verarmten. Später dann erging sich die Administration in Colonisationsprojekten aller Art, die, auf keinen reellen Grund basirt, natürlich nur unglückliche Resultate aller Art zur Folge haben konnten. In diese Zeit fällt die Errichtung der großen Etablissements zu Reghaïa, der Militärdörfer St. Ferdinand, Beni Mered u. s. w. Es gibt wohl kein System, das man nicht einmal vorgeschlagen und versucht hätte, wie die Gründung geistlicher, militärischer oder landsmannschaftlicher Bezirke, so selbst die Verpflanzung von Chinesen oder Negern an die Nordküste von Afrika. Erst nach der Gefangennehmung Abdelkaders und der Beendigung dieses Krieges trat ein besserer Zustand ein. Das öffentliche Vertrauen und der Credit hoben sich, der ungemein hohe Zinsfuß sank wenigstens um die Hälfte, und die Regierung suchte durch Begünstigungen aller Art nicht nur die Einwanderung zu fördern, sondern auch durch eine zweckmäßige Verwaltung im Innern, durch Anlage von Straßen, Austrocknen von Sümpfen, Kanälen u. s. w. die Wohlfahrt der Colonisten zu begründen. Diese großartigen Arbeiten sind meist nur von französischen Soldaten verrichtet worden.

Der Einwanderer erlangt einen Grundbesitz in Algerien gewöhnlich auf dem Wege der sogenannten *Concession*. Gegen Einreichung eines Gesuches an die bestimmte Behörde erhält der Bittsteller neben vollständig freier Ueberfahrt mit seiner Familie von Marseille aus in der von ihm bezeichneten Provinz ein Stück unbebauten Landes angewiesen, das er auf seine eigenen Kosten bebauen muß. Vor der Uebernahme muß ein Capital von wenigstens 3000 Frs. und sodann je 3—400 Frs. für jede Hektare Landes nachgewiesen werden. So viel rechnet man auf das gewöhnliche Betriebscapital, sowie auf die erste Einrichtung, namentlich aber die Errichtung eines Wohngebäudes und eines Brunnens. Nach Ablauf einer festgesetzten Zeit wird der Besitzer, welcher sein Land vollständig bebaut hat, gegen eine jährliche Rente Eigenthümer des Grundstücks, andererseits fällt es an den Staat zurück.

Neben diesen Concessionen hat man auch neuerdings den Verkauf durch öffentliche Versteigerung oder zu einem festen Preis mit Erfolg angewandt. Die Regierung hält bei beiden Verfahrungsweisen das System fest, die Colonisten in Dörfern zu vereinigen, um welche die Felder herumliegen. Nur ausnahmsweise wird noch die Erlaubniß zu Errichtung von Einzelfarmen, bei Gesuchen von größeren Landabschnitten, gewährt.

Letztere sind daher fast nur durch Privatkauf zu erlangen. Die Eingebornen, welche früher, nach Tribus vertheilt, einen großen Landstrich vom Staat zur Nutznießung inne hatten, den sie natürlich nur theilweise bebauen konnten, sind dieses Rechtes zu Gunsten der Einwanderung verlustig gegangen; dagegen hat Jeder den von ihm wirklich bebauten Boden oder einen seinem Vermögen angemessenen Theil zum Grundeigenthum erhalten.

Man kann in Wahrheit sagen, daß bereits viel geschehen und daß der Grund zur Colonisation Algeriens gelegt worden ist. Das größte Hemmniß bleibt jedoch das noch immer fehlende Vertrauen auf eine ungestörte Ruhe und Sicherheit. Das Gespenst der Empörung, des blutigen, grausamen Religionskrieges von Seiten der Araber läuft auf offener Straße einher. Man drängt sich in die Nähe volkreicher, mit Garnison belegter Städte zusammen. Schon die erste Kette des Atlas bildet eine mächtige Scheidewand. Will man aber die Grenze bezeichnen, bis zu welcher wirklich von Colonisation gesprochen werden kann, so möge man die Städte Medeah, Milianah, Orléansville, Mascara, Sidi-bel-Abbès durch eine Linie verbinden. Jenseits derselben dürfte bei den jetzt wieder ausgebrochenen Unruhen schwerlich Jemand eine Concession nachsuchen, und selbst der Werth der Güter in der Metidja dürfte zur Zeit sehr im Sinken begriffen sein. Die Zeit mag noch Vieles bringen; Frankreich kann die gemachte Eroberung nicht wieder aufgeben, aber ich fürchte, *daß es das Land jenseits des Tell, selbst große Opfer an Menschen und Geld vorausgesetzt, für die Dauer nicht wird halten können.*

Vorübergehend sei hier noch erwähnt, daß für andere Stände als Ackerbauer eine Auswanderung nach Algerien im Allgemeinen *nicht* zu rathen ist. Der Kaufmannsstand, die Gewerbe sind hinreichend vertreten. Die Anlage von Fabriken hat fast immer mit dem Ruin der Unternehmer geendet, da Geld und Arbeitskräfte schwer zu schaffen sind und eine Concurrenz mit den billig aus Frankreich eingeführten Artikeln demnach eine Unmöglichkeit wird. Taglöhner können in einem Lande kein Glück erwarten, wo es für weniges Geld eingeborne Arbeiter — Berranis — in Menge gibt, welche außerdem die Einfachheit des Lebens und Gewohntsein an das Klima voraus haben. Gute Ackerknechte finden indessen auf den größeren Farmen noch immer Beschäftigung und einen Verdienst von 60 bis 80 Frs. für den Monat. Sehr gut werden Köchinnen, überhaupt weibliche Dienstboten bezahlt.

Wir verweilten mehrere Tage in Buladjurak. Diese gehören zu den reizendsten unseres ganzen algierer Aufenthalts. Ein schöner Garten zog sich längs des Harrasch hin. Dort im Grünen versteckt brachten wir die heißen Stunden des Tages zu, hohe, dichte Gebüsche blühender Granaten und Oleander faßten den Fluß ein, der in seinem steinigen Bette mächtig brausend die Ausbrüche unserer Gesangeslust übertönte. Araber im weißen Haïk auf flüchtigen Pferden jagten grüßend und verwundert an uns vorüber. Schmutzige Kabylen auf den Feldern lauschten aufmerksam bei ihrer beschwerlichen Arbeit. Jenseits lag mit seinen weißen Häuschen in der Sonne glänzend das freundliche Städtchen Rovigo, die Metidja flimmerte in melancholisch bleichem Grün, und ein bläulicher Duft umhüllte die Höhen des Kleinen Atlas.

(Fortsetzung in einem der nächsten Hefte.)

Die Sprachen und Mundarten der Schweiz.*)

Von **H. Berlepsch.**

Ueber kaum ein Land mögen so verschiedenartige, gegenseitig sich selbst und der historischen Möglichkeit widersprechende Behauptungen bezüglich der Urbewohner und der Abstammung der gegenwärtigen Bevölkerung aufgestellt worden sein, als über das Alpenland. Bald sollen Kelten, bald Cimbern und Teutonen, die selbst unter den Römern ihre Selbstständigkeit zu bewahren wußten, die Autochthonen gewesen sein, bald sollen aus dem Süden vertriebene Völker, namentlich Etrusker unter dem mythischen Anführer Rhätus, das östliche und mittlere Alpenland in frühester Zeit bevölkert und den rhätischen Volksstamm gegründet haben; noch andere Meinungen beleben das ganze Land zuerst mit einem unabhängigen, freien Volke, den Helvetern, als den eigentlichen und allein echten Urvätern der heutigen Schweiz.

Aus dem gegenwärtigen Stande der wissenschaftlichen Forschung geht hervor, daß in den ältesten Zeiten das eigentliche Gebirge schwerlich bewohnt war, sondern höchstens das die Alpen umgebende Hügelland, und daß Einwanderung und Belebung vom Norden, Westen und Süden her allmälig stattfanden. Wie im Bau der Erdoberfläche sich uns eine Reihenfolge geologischer Gebirgsschichten darlegt, so mögen auch hier, nur minder deutlich erkennbar, gleichsam viele Völkerschichten über einander liegen, die eindringend und wieder vertrieben, anbauend und zerstörend, zeitweise im Besitze des Landes waren. Doch auch über diese Einwanderung verirrt sich die Tradition in die abenteuerlichsten Behauptungen. Ost- und Westgothen, Longobarden, Schweden, Friesen und noch andere Völker müssen nach der Chronisten Meinung die ältesten Colonisten gewesen sein, und namentlich die Bewohner der Urkantone halten mit der unverwüstlichsten Zähigkeit an diesen oft völlig haltlosen Ueberlieferungen fest.

Die Klangverwandtschaft des Wortes Schwyz, im mittelalterlichen Latein Swites geschrieben, mit dem Namen Schweden gilt in den Augen derer, die diese Abstammung um jeden Preis als Beweis eines von allem Anfange an freien Volkes festhalten wollen, als unumstößliches Argument. Eben so wird das Wappenthier des Kantons Uri, der Stierkopf und das Wurzelwort Ur (Auerstier), mit dem lateinischen Taurus (Stier) in Verbindung gebracht und an der daraus entwickelten Hypothese die Abstammung der Urner von den Tauriskern nachzuweisen gesucht. Historische Forschungen haben mit ziemlicher Gewißheit festgestellt, daß die ersten Bewohner der jetzigen Schweiz Kelten waren, und daß Germanen kaum vor dem sechsten Jahrhundert festen Fuß faßten. Darauf deuten auch die noch vorhandenen romanischen Namen von Bergen, Thälern 2c. hin, wie im appenzeller Land: Kamor, Sentis. Im Kanton Schwyz: Muotta.

Nach Sprache, Körperbau, Schädelbildung und Farbe der Haare, Augen und der Haut lassen sich gegenwärtig nur drei verschiedene Stämme, freilich durch eine Menge von Zwittergattungen in einander übergehend und die prägnanten Eigenthümlichkeiten verwischend, erkennen. Nämlich 1) der romanische Stamm. Er bevölkert den ganzen Kanton Tessin, den größten Theil Graubündens, sowie die westliche oder sogenannte wälsche Schweiz. Er ist leicht kenntlich an rundlicher Schädelbildung, scharf markirten, oft lecken Gesichtszügen, größtentheils sehr dunkelfarbigem, oft sogar krausem Haar und dunklerer Hautfärbung. Er redet die Sprachen romanischer Abkunft: Französisch, Italienisch und Romanisch. Die Rhätoromanen Graubündens zeigen in vielen Gegenden noch entschieden eigenthümlichen Typus; die Romanen des Kantons Tessin sind gänzlich italienisirt, und die Romanen der französischen Kantone, durch Mischung mit burgundischen Völkern legirt, lassen nur bedingungsweise ihre Abstammung noch erkennen. 2) Der alemannische Stamm in der nördlichen, östlichen und innern Schweiz zeigt länglichen Schädelbau, vorherrschend braune Haare, gröbern, festern Gliederbau, namentlich an den Extremitäten, und eine harte an Konsonanten reiche Sprache. Er ist jedoch auch vielfach vermischt mit den Abkömmlingen anderer Stämme. 3) Der burgundische Stamm, westlich von der Reuß, besonders in den Kantonen Freiburg, Bern, Solothurn, dem luzerner Entlebuch, dann in Oberwallis, Urserenthal, dem graubündner Davos, Prätigau und dem österreichischen Walserthal (Illthal), mit feinerm Knochenbau, kleineren Händen und Füßen und weicherm Dialekte.

Die Uebersiedlung der Völker burgundischer Abkunft nach dem obern Wallis, und von hier aus über die Furka nach Urseren, über die Oberalp nach Graubünden und Vorarlberg hat zuverlässig nicht vor dem 13. Jahrhundert stattgefunden. In gleiche Zeit fällt wohl auch die Gründung der deutschen Colonien am südlichen Fuße des Monte Rosa, im Formazzathale, jenseits des Simplon und im

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der „Schweizerkunde. Land, Volk und Staat, geographisch-statistisch, übersichtlich vergleichend dargestellt. Unter Mitwirkung der Herren Gengel, G. Vogt, A. v. Orelli, H. v. Marschall, herausgegeben von H. A Berlepsch. Braunschweig, Schwetschke und Sohn, 1864". Wenn es schon ein schwieriges Unternehmen ist, in einem zusammengedrängten Bande von über 400 Seiten ein ganzes Land nach allen Seiten hin zu schildern, so müssen wir uns wundern, daß hier die Aufgabe von einem Manne gelöst wurde, dessen Wiege nicht an den Alpen stand. Und doch ist gerade Herr Berlepsch zur Herausgabe des vorliegenden Werkes wie Wenige geschaffen gewesen, und er hat wieder gezeigt, was rastloser Fleiß und Ausdauer zu leisten vermögen. Seit einer Reihe von Jahren widmet er sich unermüdlich der Kunde des Schweizerlandes, er versteht es, pietätvoll in alle intimen Einzelheiten des Landes und Volkes einzudringen; davon zeugt jede Seite des Buches, das uns in keiner wichtigen Frage im Stiche läßt. Dadurch, daß überall die einschlägige Literatur angegeben ist, wird auch der Leser, welcher eingehendere Belehrung wünscht, zufrieden gestellt, da er nun an der Hand der angegebenen Quellen seinen weitern Wissensdurst befriedigen kann. Es ist in dem Buche nichts Wesentliches übersehen, und Herr Berlepsch schien schon durch seine früheren Arbeiten über die Schweiz (Die Alpen in Natur und Lebensbildern. Leipzig 1861, und Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Hildburghausen, Bibliographisches Institut, dritte Auflage, 1865) vor Allem befähigt, die schwierige Aufgabe der Darstellung einer Landeskunde zu lösen. Aber da ein einziger Autor, wenn er noch so vielseitig ist, nicht alle hier in Frage kommenden Disciplinen gleichmäßig gut bearbeiten kann, so wurde zum Vortheil des Unternehmens der Verfasser von den oben genannten Mitarbeitern unterstützt, welche alle die ihnen nahe liegenden Specialitäten behandelten.

tessinischen Dorfe Bosco, wo noch jetzt in Mitten italienischer Bevölkerung Deutsch gesprochen wird. Selbst in der Kleidung unterschied sich bis ins vorige Jahrhundert der Burgunder vom Alemannen.

Früher traten die charakteristischen Merkmale im Typus der Stämme bedeutender heraus, als wir sie in unseren Tagen noch zu erkennen vermögen. Jede Thalschaft mit natürlich abgegrenzten Marken bildete in Sprache, Sitte und Gesetzgebung eine kleine selbstständige Welt für sich. Handel und Verkehr bewegten sich nur auf den großen, von der Natur selbst geöffneten Wegen und Pässen; Verbindungsstraßen gab es wenige, die Beziehungen zu den Nachbarländern waren erschwert. Hierdurch war das Eindringen fremder Menschen und fremder Sitten sehr gehindert. Geschlechter und Ortsaristokratien beherrschten in vielen Gauen das Volk als halbleibeigene Unterthanen und wehrten jede Neuerung ab, die nicht in ihrem Interesse lag. Heiraten aus dem einen Thale in das andere, aus einem Ort in den andern kamen selten vor. Unter solchen Umständen konnte die Stammeseigenthümlichkeit, wo sie nicht durch große politische Ereignisse gewaltsam zerstört wurde, sich leichter und länger erhalten.

Wenn wir auch im Aeußern des Volkes nicht immer charakteristische Kennzeichen seiner Abstammung finden können, so gibt uns doch meistens die Sprache in dieser Beziehung einen sichern Anhaltspunkt. In der Schweiz werden vier Sprachen gesprochen: Deutsch, Französisch, Italienisch und Romanisch. Jede derselben hat wieder viele Mundarten, und keine der drei zuerst genannten wird von einem namhaften Theile des Volkes in der grammatikalisch festgestellten Schriftsprache benutzt. Es gibt wohl kein Land der Erde, in welchem auf so kleinem Flächenraum so viel verschiedene Mundarten gesprochen werden, als eben in der Schweiz. Die Sprache, welche auf die Nationalität hinweist, welcher die verschiedenen Kantone und Kantonstheile ursprünglich angehören, grenzt auch das Volk in Charakter, Sitte, Lebensweise und Wohnung ziemlich genau ab. Man hat oft die Alpen als Grenzscheide der Sprachen aufgestellt; dies trifft nur beim Italienischen zu. Deutsch, Französisch und Romanisch wird diesseits und jenseits der Alpen vom Volke noch in ganzen Dorf- und Thalschaften herüber und hinübergreifend gesprochen.

Die deutschen Mundarten werden von beinahe 70 Procent der Gesammtbevölkerung gesprochen. Jene Formen, welche im schweizer Dialekt der deutsch-redenden Kantone vom Fremden bald bespöttelt und als der Ausdruck minderer Bildung mißachtet — bald von Schwärmern mit der Romantik der Landschaft verschmolzen oder nachgeäfft werden, sind ein hehres Denkmal sprachlicher Uralterthümlichkeit. Man lese die Lieder der Minnesänger aus den Zeiten der hohenstaufischen Kaiser, um zu erkennen, daß die Dichter der Vorzeit in fast der gleichen Sprache sangen, welche heutzutage in der deutschen Schweiz die landesübliche ist, und ein flüchtiger Blick in Urkunden des Mittelalters wird überzeugen, daß vor einem halben Jahrtausend Kaiser und Könige eben so sprachen, wie gegenwärtig der Schweizer im Volksdialekt. In Deutschland hat sich mit der Volksmundart schon mehr oder minder der Begriff des Niedrigen, Gemeinen verbunden; sie ist aus den Kreisen der Gebildeten verbannt. In der Schweiz sind es aber nicht blos die unteren Schichten der Bevölkerung, welche, wie in Deutschland und Frankreich, das Idiom sprechen, — es ist Landessprache von Vornehm und Gering, sogar die Sprache, in welcher die Debatten in den Großrathssälen mancher Kantone gehalten werden und in welcher der Offizier mit seinen Soldaten verkehrt. Derjenige Schweizer, welcher nach längerm Aufenthalte im Auslande oder aus Neigung sich ausschließlich der Schriftsprache im täglichen Verkehre mit dem Volke bedienen wollte, dürfte leicht Gefahr laufen, als schlechter Patriot zu gelten.

Die Klänge alemannischer Sprache, die durch Hebels schöne Gedichte in die entferntesten Welttheile gedrungen sind, können mit Recht als einer der eigenthümlichsten Reize des Schweizerlandes bezeichnet werden. Viele Wortbildungen und Redeformen sind in ihrer direkten, kräftigen Ausdrucksweise der lebendige Reflex des im Volke vorherrschenden Charakters, und namentlich die deutsche Sprache konnte sich um eine gute Zahl trefflich bezeichnender Wörter bereichern, wenn sie wieder annehmen wollte, was ursprünglich ihr Eigenthum war.

Dem ungeübten Ohre klingen die Schweizermundarten der verschiedenen Thäler fast gleich, höchstens daß man beim Berner etwas Breites, Feierliches in der Betonung, beim Entlibucher eine jagende Hast, beim obern Freienämtler im Aargau eine schleppende Langsamkeit, bei den Hirten der Hochgebirge von Uri und Bern einen melodischen Tonfall, beim Glarner und Zürcher etwas ungemein Volles und Tiefes in den Vokalen bemerkt, und der Appenzeller durch seinen näselnden, neckisch auf- und absteigenden Humor der Sprache auffällt. Und dennoch wird man bei aufmerksamer Beobachtung finden, wie wesentlich die Mundarten eines einzigen Kantons, oft einer Thalschaft, untereinander verschieden sind. Ein wesentlicher Grund, daß selbst die Dialekte in ihrer Eigenthümlichkeit sich conserviren, beruht einerseits in der geographisch abgeschiedenen Lage mancher Gegenden, anderseits in dem noch immer fortbestehenden „Kantönli Geist".

Deutsch ist die Hauptsprache der Schweiz; sie wird in 14 ganzen Kantonen (St Gallen, Appenzell, Thurgau, Schaffhausen, Zürich, Aargau, Basel, Solothurn, Luzern, Unterwalden, Uri, Glarus, Schwyz und Zug) von 1,211,000 Einwohnern, in fünf Kantonen theilweise (in Bern von 385,700, Freiburg 24,000, Wallis 24,300, Graubünden 35,500, Tessin 400) von etwa 470,000 Einwohnern, im Ganzen also von 1,681,000 Einwohnern oder sieben Zehntel der ganzen Bevölkerung gesprochen.

Zu den auffallenden Erscheinungen gehören die sprachlichen Oasen im Alpenlande. Mitten in dem Sprachgebiete einer Zunge taucht plötzlich, wie eine einzelne Insel im Meere, eine Ortschaft auf, in welcher eine andere Sprache im Volksgebrauche ist. Dies zeigt sich besonders in den italienischen transalpinen Thälern mit dem deutschen walliser Dialekt. So entschieden der Hauptkamm der Walliser- und Gottharts-Alpen die deutsche Sprache von der italienischen trennt, um so sonderbarer ist das sporadische Vorhandensein der deutschen Sprache am Südabhange des Monte Rosa im savoyischen Gebiet, namentlich in den Dörfern Gressoney la Trinité, Gressoney St. Jean, Gabe, Issime, Allagna, Rima, Macugnaga und Rimella, wo nach Schlagintweit im Jahre 1851 zusammen 6000 Menschen Deutsch sprachen. Aehnlich verhält es sich mit den 380 Bewohnern des tessinischen Dorfes Bosco, jenseits der Alpen, in einem einsamen von hohen Bergen eingeschlossenen Seitenthale des Valle Maggia. Eben so auffallend ist der Sprachenwechsel in den Ortschaften des graubündner Vorderrheinthales; dreimal wechselt der Gebrauch der deutschen und romanischen Sprache, wenn man von Chur aus, wo Deutsch gesprochen wird, gegen den Lauf des Rheines hinaufsteigt. Denn in dem eine Stunde von Chur gelegenen Dorfe Ems wird Romanisch gesprochen, in Reichenau, eine Stunde weiter, wieder Deutsch, dann für eine Strecke von etwa sechs Stunden

wieder in allen am Rheine liegenden Dörfern Romanisch, und in Obersaxen Deutsch, worauf gegen das Tawetsch hinauf die romanische Sprache herrschend bleibt, bis man über die Oberalp in das deutschredende Urserenthal gelangt.

Uebrigens dringt die schriftdeutsche Sprache in allen sogenannten „Kulturkantonen“ mächtig in die Volksschichten ein; denn die Schweiz beherbergt tausende von Arbeitern aus Deutschland als Hausgenossen — an den meisten Schulen und Universitäten lehren deutsche Professoren neben den schweizerischen — Handelsbeziehungen nöthigen zum gründlichen Studium der hochdeutschen Sprache — auf den Kanzeln, in den Rathssälen und in größeren gesellschaftlichen Kreisen hört man von Jahr zu Jahr mehr schriftdeutsche Weise sich einbürgern, und in allen Volksschulen muß der Unterricht in grammatikalischem Deutsch gegeben werden.

Ein charakteristisches Merkmal, an welchem man den deutschen Schweizer, selbst wenn er reines gutes Hochdeutsch spricht, erkennen wird, ist der scharfe Gaumenlaut beim Gebrauche der Buchstaben ch, g und k. Der eigenthümliche Gutturalton, welcher hierdurch entsteht, läßt sich annähernd dadurch wieder geben, wenn man die Worte „freundlich, schrecklich, höflich“, wie „fründlach, schrecklach, höflach“ ausspricht. Am Anfange vieler Wörter, die ursprünglich mit einem K geschrieben werden, behält das Ch seine volle Kraft und Schärfe, so in Chille, Chatz, Chrütz, chli, chlofe (Kirche, Katze, Kreuz, klein, klopfen). Als eine in allen Kantonen deutscher Zunge herrschende Eigenthümlichkeit ist ferner die Verwandlung der Doppellaute in einfache Vokale zu bezeichnen. So wird der Diphthong au in u oder o umgewandelt, z. B. Haus in Hus, Baum in Bom.

An alten, in der Schriftsprache längst nicht mehr gekannten Wörtern ist die schweizer Volkssprache noch sehr reich. Wir erinnern nur an losen (hören), fürben (kehren), lismen (stricken), tädigen (Streit schlichten), verheyen (zerbrechen), Gaden (Scheune), häl (glatt) u. s. w. Da es nicht in unserm Zwecke liegt, auf alle Einzelheiten des schweizer Dialektes hier näher einzugehen, so verweisen wir auf „die Schweizerkunde“, wo auch die einschlägige Literatur angeführt ist.

Französisch wird als Volkssprache in der Schweiz nur in den sechs westlichen Kantonen: Waadt, Genf, Neuenburg, Wallis, Freiburg und Bern von 540,000 Einwohnern, also von ungefähr 23 Procent der Gesammtbevölkerung gesprochen. Die drei zuerst genannten Kantone bedienen sich ausschließlich der französischen Sprache; in den drei letzteren wird sie nur theilweise geredet. So herrscht im Kanton Wallis nur in den westlichen Bezirken das Französische, und in den Gemeinden Sitten und Bramois bestehen beide Sprachen neben einander. Die Zahl der Französisch sprechenden Walliser beträgt 57,000, während 24,000 Deutsch reden. Im Kanton Freiburg kommen auf 76,000 Franzosen 24,000 Deutsche, und im Kanton Bern endlich bedienen sich nur die Jurabewohner, zusammen 72,500 Einwohner, der französischen Sprache.

Es läßt sich eine ziemlich genaue Grenzlinie zwischen dem Gebrauche der deutschen und französischen Sprache von Delsberg (Délémont) im Norden über Biel und Freiburg nach Sitten ziehen.

Das in den Kantonen Genf und Neuenburg von den Gebildeten gesprochene Französisch zeichnet sich durch grammatikalische Reinheit, richtigen Accent und Eleganz des Ausdruckes aus. In den übrigen vier Kantonen herrscht ein Patois, welches zu verstehen mitunter dem sprachkundigsten Franzosen schwer fallen würde. Es wird romanisches Französisch genannt. Dem Geiste nach sind diese französisch-romanischen Volksdialekte zwar gallisch, aber sie haben sich unter einem aus Norden wehenden harten Lufthauche entwickelt und zeigen gewissermaßen Verwandtschaft mit den Dialekten der Bretagne. Schon viele Gelehrten versuchten es, grammatikalische Regeln für einzelne Mundarten dieses Patois aufzuschreiben; aber sie mußten ihre langen und mühevollen Arbeiten wieder aufgeben, weil die Mundarten wenig mit einander gemein haben und ihnen durchaus alle feststehenden Regeln mangeln. Worte, Wandlungen derselben, Orthographie, Aussprache und Betonungen weichen von Ort zu Ort auffallend ab, und nicht ohne Noth versteht der jurassische, Französisch redende Schweizer den walliser Alpenbewohner, oder der Bauer von den Ufern des Genfersees denjenigen, der am Murtnersee lebt. Dagegen ist es der Fall, daß der eigentliche Rhäto-Roman aus Graubünden sich viel leichter dem Gallo-Romanen des Einfisch- und Hérins-Thales (Wallis) verständlich machen kann. Um nur ein kurzes Beispiel zu geben, so sagt der Bewohner des Jourthales für „Ich weiß nicht“ — ne sa pé — der Hirt von Ollon im Rhônethale — ne sè pò — und der am Genfer-See — ne sé pa —.

Die französischen Mundarten der Schweiz enthalten eine große Menge Wörter, die in der Schriftsprache nicht vorkommen, und von denen man nicht weiß, wo man die Wurzel suchen soll. Nachstehende kleine Auswahl aus dem Thal von Illiez mit daneben gesetzter schriftfranzösischer Bedeutung mag als Beispiel dienen.

Ameten (homme laborieux), aventro (polisson), ancala (guêtre), bortzau (le rideau), brecet (cage), cothairla (chèvre), corzoï (lampe), detze (défaut), druoze (fumier), crlitton (arc-en-ciel), farba (poche), fefion (épingle), fiza (le dessein), alluga (espionner), avaighi (accoutumer), avoiri (contredire), brellhi (gater), catahi (dédaigner).

Wie sehr die Bezeichnungen für einen einzigen Begriff, z. B. für „eau“ (Wasser), auseinander gehen, beweisen folgende allein im Waadtlande vorkommenden: égue, aigué, évoué, ivoué, igué, ive. Im Flußgebiete der Broye und den an Freiburg grenzenden Gegenden hat sich das eigentliche Patois am reinsten von fremden Einmischungen im Waadtlande erhalten. Die Sprache der Bewohner des waadtländischen Jura zeichnet sich durch starke Betonung, derer im Innern des Waadtlandes durch schleppende Schwerfälligkeit, derer am Genfersee durch hüpfende Anmuth und gewissermaßen leichtsinnige Gefälligkeit und im Gebirge durch eine biderbe Gefälligkeit aus. Naiver Humor neben rauher Kraft kennzeichnen, wie bei den schweizerdeutschen Dialekten, auch heute noch die jugendliche Zeit der Entstehung dieser franko-romanischen Mundarten. Als Volkssprache ist sie unbedingt musikalischer als die französische Schriftsprache, aber ihre Harmonie wird von harten, schwankenden, unvollendeten und sinkenden Tönen oft gestört. Die Dichtungen in diesen Mundarten heben die Originalität und Kraft, den malerischen Anstrich und die liebliche Tonfülle derselben am besten hervor. Wenn sie auch an Geistesschwung und glänzender Diction mager sind, so eignen sie sich zur Darstellung des Natur- und Landlebens ungemein; sie sind lebendiger Wiederhall der Berge und Thäler, der hüpfenden Heerden mit ihren Glocken und der Hirten, wenn sie die Alpen mit jauchzendem Jodler erfüllen. Naiver Frohsinn weht aus den Liedern, Wehmuth und tiefer Ernst aus dem Reigengesange, wie folgende Bruchstücke zeigen:

Cil amueiraux bergir correseit c'on servageo
Tits les geouars se catchir dins deis epés fotlageos.
Ll'est lé qu'avant condit ses troppis livuessants,
Eil sospiravé on geour staus doliraux accens:
Fournidez, sombres geouars d'ouna pidausa ya.

Dieser verliebte Hirt lief wie ein Wilder
Alle Tage sich verbergen in das dichte Gebüsch.
Hier ist es, wohin er hatte geführt seine Heerden
schmachtenden,
Und klagte eines Tages in diesen schmerzlichen Tönen:
Endet, düstere Tage eines armseligen Lebens.

Beinahe völlig unverständlich sind die Dialekte der walliser Seitenthäler. Ein Fremder, der in eine Hütte des Eringerthales kam und von dem Sennen bewillkommnet wurde, hörte, wie dieser einer jungen Frau zurief: „Neura! freinde bretschi on cabé à zu saho!“ Das heißt: „Schwiegertochter! lauf und bring einen Schemel für diesen Fremden!“ und zwar nach folgender etymologischen Analyse: neura kommt vom lateinischen nurus (Schwiegertochter); freinde stammt vom bretonischen freing (springen); bretschi vom deutschen bringen (?); cabé ist eine Verstümmelung des lateinischen Scabellum (Schemel); zu soll das ce vertreten und saho ist ein Ehrentitel, den man einem gelehrt aussehenden Fremden gibt und der dem keltischen sahé entspricht.

Der Gebrauch der italienischen Sprache beschränkt sich lediglich auf den Kanton Tessin und die graubündner Thalschaften Puschlav, Bergell, Misox und die beiden Gemeinden Bivio und Marmorera im Oberhalbstein mit zusammen 129,300 Einwohnern. Auch hier sind es, wie beim Französischen, korrumpirte Dialekte der eigentlichen italienischen Sprache, die durch die große Wanderlust der Tessiner und „Grigioni“, als Maurer, Gypser, Glaser, Konditoren, Kaffeewirthe, Straßenarbeiter ꝛc., und die von diesen wieder mit heimgebrachten, aufgeschnappten fremden Wörter noch mehr mit fremden Ausdrücken vermischt wird. So hat die tessiner Sprache eine nambafte Menge von Bezeichnungen aus dem Schweizerdeutsch aufgenommen. Sie sagt nicht scrivano für Schreiber, sondern scribar; nicht sartore für Schneider, sondern snidar; nicht facchino für Lastträger oder Spetter (Schweizerdeutsch), sondern spetter; nicht allegro für lustig, sondern lostig u. s. w. Der tägliche Verkehr mit deutschen Schweizern über die vier großen Bergstraßen mag zur Einbürgerung dieser Worte das Seinige beigetragen haben.

Wie sehr die schweizerisch-italienischen Dialekte auseinander gehen, mögen einige Beispielsworte nachweisen. Carne, Fleisch, wird abgeändert in carn, chiarn, chern, chiern und c'ern. Fuoco, Feuer, wandelt um in foeugh, feugh, fegh, feui, fü und fu, welches dann im Rhäto-Romanischen als fiuk erscheint.

Noch mehr stellt sich die Verschiedenheit der Ausdrücke und zugleich das Hereinragen germanischer Elemente bei folgenden neben einander gestellten Uebersetzungen des 11. Verses aus der Parabel vom verlornen Sohn (Luc. 15. 11 bis 32) heraus. Man sagt:

Im Val Leventina: Un cert om l'a avut dui fioi,
im Val Blegno: Un taa hum o gh'eva doi fant,
in Bellinzona: Oum certo uom al gha avü dii fiö,
in Locarno: On cert qual oumm l'ha avunt du fieu,
im Val Verzaska: Un omen udgdieva duu fiue,
im Val Lavizzara: On jera oum l'ha du tosoi,
im Bergell: Ün om vera dui fi,
zu Deutsch: Ein (gewisser) Mann hatte zwei Söhne.

Vergleichen wir damit die franko-romanische Weise:

im Unter Wallis: Oun omoz avey dou fet,
im freiburger Mittellande: Oun amon l'avei dou fe,
im delsperger Thal: In enne ävä dou fé,
Schriftfranzösisch: Un certain homme avait deux fils.

Rhäto-Romanisch:

im Unter-Engadin: Ün tschert ómm vera duus figls,
im Ober-Engadin: Un hom havaira duos figls,
im bündner Oberlande: In tschiart omm veva dus fegls,
Lateinisch: Unus homo habebat duos filios.

Man erkennt hierbei deutlich die Verwandtschaft der verschiedenen Dialekte, wie sie alle nur eine Wurzel haben, aus der sie wie Zweige eines Baumes auseinander rankten.

Die rhäto-romanische Sprache, noch jetzt die Volkssprache in einem großen Theile des Kantons Graubünden, wie im enneberger und grödner Thale Tirols, ist in jüngster Zeit vielfach Gegenstand sprachforschlicher Erörterungen geworden. Es herrscht darüber nämlich ein alter Streit unter den Archäologen, ob die Rhätier (die ersten oder Urbewohner der südöstlichen Schweizer- oder Tiroleralpen) keltischer oder etruskischer Abstammung seien, und wenn letzteres, ob sie ursprünglich in den Alpen lebten und von hier aus sich über Italien verbreiteten, oder ob umgekehrt die durch den Einfall nordischer Völker, namentlich der Kelten, aus Italien verdrängten Tuscier oder Etrusker sich in diese Alpenthäler flüchteten und die Ursprache Italiens, die „lingua vulgara Romana“ mit hierher brachten. Die wissenschaftliche Forschung hat sich in Ermangelung aufgezeichneter historischer Quellen fast lediglich an die Epigraphik (Kunde von den Inschriften an aufgefundenen Denkmalen, Grabsteinen, Gebäuden) und das vergleichende Studium der romanischen Sprache halten müssen. Letzteres wird jedoch für den historischen Zweck wesentlich erschwert, weil die romanische Sprache bis zum 16. Jahrhundert ausschließlich nur Umgangssprache, nicht aber Schriftsprache war, somit keine Schriftdenkmale aus älteren Zeiten in Urkunden, Dokumenten, Chroniken u. s. w. aufzuweisen hat; ferner weil die in den verschiedenen Thalschaften üblichen, unter verschiedenen Einwirkungen gebildeten Mundarten oft so außerordentlich von einander abweichen, daß eine gemeinschaftliche Orthographie nicht nur nicht möglich ist, sondern auch die Wurzelwörter mitunter gänzlich andere für einen und denselben Begriff sind.

Daß das graubündner Romanisch wie alle anderen Sprachen aus dem Lateinischen hervorgegangen ist, wird nicht mehr bestritten. Die durch die Umgebung rauh und kräftig ausgebildete Natur des Gebirgsbewohners trug sich eben so charakteristisch auf seine Sprache über, wie in gleicher Weise der Flachlandbewohner mit der Abglättung und Verfeinerung der Sitten auch die der Sprache verband. Doch nähert sich dieses Idiom auch vielfach den Dialekten Norditaliens. Anderseits enthält es eine bedeutende Anzahl Wurzeln, die sich aus dem Lateinischen nicht erklären lassen und vermuthlich keltischen Ursprungs sind.

Die rhäto-romanische Sprache wird in Graubünden von 42,400 Einwohnern in zwei Hauptdialekten gesprochen, deren jeder wieder mehrere Abänderungen erfährt. Es sind diese der oberländer Dialekt im Rheingebiete (Vorderrheinthal, Domleschg, Schams) und der engadiner Dialekt im Gebiete des Inns (variirend im Ober- und Unterengadin, hier Ladin genannt). Beide nähern sich einander an den Grenzen jener Gebiete; daher stehen sie gleichsam in der Mitte des Oberhalbstein- und des Albulathales. Die rhätische unterscheidet sich von den übrigen lebenden

romanischen Sprachen durch eine anscheinende Härte und durch eine große Anhäufung von Konsonanten, die aber in der Aussprache sehr weich klingen.

Deutsche Wörter oder Wurzeln haben zuweilen die alten, nicht romanischen Ausdrücke verdrängt oder ganz in Vergessenheit gebracht, besonders im Oberland, theils in Folge einer gewissen Nachlässigkeit des Volks, theils weil das Oberland mehr mit Deutschredenden im Verkehr steht. Die Engadiner hingegen haben von ihren italienischen Nachbaren viel entlehnt und bereichern damit ihr Ladin. Die offizielle Sprache des Kantons ist die deutsche, und schon hierdurch drangen viele deutsche Wörter ein.

Auch im Engadin treffen wir die schon früher erwähnte Erscheinung einzelner Sprachoasen. Während im ganzen Engadin Romanisch gesprochen wird und die Bevölkerung sich zur reformirten Kirche bekennt, spricht das katholische Tarasp Deutsch. Diese Gemeinde stand nämlich als österreichische Besitzung bis in neuere Zeit in enger Verbindung mit Tirol.

Die romanische Literatur ist arm. Sie beschränkt sich hauptsächlich auf Bibelausgaben, Gesang-, Andachts- und Schulbücher, meistens Uebersetzungen. Sie beläuft sich im Engadin auf etwa 100 Werke, im Oberland nur auf die Hälfte. Das erste neue Testament in romanischer Sprache ließ Jachiam Bifrun schon um 1560 in Puschlav drucken. In oberländer Dialekt wurde es 1648 von Luzius Gabriel in Basel herausgegeben. Auf Veranlassung der Bibelgesellschaft von Graubündten erschien 1856 in Chur: Ilg niew Testament. Revedida a corregida tont sco passeivel, suenter ilg original grec da Otto Carisch. Es erscheinen auch mehrere romanische Zeitungen, die jedoch zum Theil mit der Sprache sehr grausam umgehen (vergl. Globus V, S. 318).

Der Goldreichthum Australiens.

Die Weltumsegelung der österreich. Fregatte Novara (in den Jahren 1857 bis 59) hat für die Wissenschaft eine reiche Ausbeute gegeben. Die drei Bände umfassende Beschreibung der Reise erschien 1861; dann folgte eine Anzahl von werthvollen Monographien, und vor Kurzem der erste Band des statistisch-commerciellen Theiles. Auch dieser ist von dem unermüdlich fleißigen Karl v. Scherzer (im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaft) verfaßt. Das Werk enthält eine so reiche Fundgrube von Nachrichten für den Handel, wie kaum ein anderes, und ein hervorragender Platz in der Geschichte der Handelswissenschaften ist ihm für alle Zeiten sicher. Es steckt in dem Buch eine ungeheure Summe gewissenhafter Arbeit, und der Verfasser hat es verstanden, die Gegenstände so zu behandeln, daß sein Werk einen wichtigen Beitrag auch zur Geschichte der Kulturentwicklung bildet. Wir werden es eingehend besprechen, sobald das Ganze vorliegt, und begnügen uns hier mit der Bemerkung, daß nicht bloß die reiche Fülle der Mittheilungen, sondern auch die verständige Umsicht und Gewissenhaftigkeit des Verfassers, dem wir namentlich auf praktischem Gebiete so gern begegnen, Respekt einflößen.

Der zweite Band des vielleicht zu luxuriös ausgestalteten und leider mit lateinischen Lettern gedruckten Werkes wird im Laufe des Sommers erscheinen. Inzwischen hat Herr von Scherzer die Güte gehabt, dem Herausgeber des Globus eine Reihe von Aushängebogen zu beliebigem Gebrauche zu übersenden. Wir sagen ihm dafür unsern Dank an dieser Stelle und heben zunächst den Abschnitt über das australische Gold hervor.

Mit der Auffindung von reichen Goldfeldern im März 1851 und deren praktischer Ausbeute begann für Australien eine neue Aera wirthschaftlichen Segens. Der Ruhm dieser Entdeckung gebührt dem Geologen und protestantischen Pfarrer, Herrn W. H. Clarke in Sydney, welcher bereits im Jahre 1841 in den Bergen westlich vom Val de Clyde Gold fand und schon zu jener Zeit Proben von goldhaltigem Quarz einflußreichen Personen mit der Bemerkung zeigte, daß in Australien und namentlich in Victoria alle wissenschaftlichen Anzeichen eines großen Goldreichthums vorhanden seien. Allein der gelehrte Landprediger fand wenig Gehör und Theilnahme, sowohl wegen der Unkenntniß, welche damals noch in der Colonie über den Werth solcher geologischen Anzeichen herrschte, als auch aus Furcht vor der Tragweite und den Folgen, welche das Lautwerden einer solchen Entdeckung auf eine, meist aus Deportirten und Sträflingen bestehende Colonie üben könnte. Erst im Jahre 1851 unternahm es ein gewisser Herr Hargreaves, nachdem er vorher Californien besucht und sich daselbst mit den verschiedenen Methoden der Goldgewinnung vertraut gemacht hatte, am sogenannten Summer Creek Hill in Victoria Gold zu waschen, und sein Versuch war von einem so überaus glänzenden und praktischen Erfolg gekrönt, daß nun auch die Ungläubigsten nicht länger mehr an dem Vorhandensein der bereits 10 Jahre früher wissenschaftlich entdeckten Goldfelder zu zweifeln vermochten.*)

Das erste australische Gold von 18 Unzen Gewicht wurde am 20. August 1851 am Bord des Schiffes Honduras nach London gesendet. Seitdem stieg mit jedem Monat die Quantität des gewonnenen Goldes. War gleich in Neu-Süd-Wales die Goldausbeute nicht so ergiebig als in der Nachbarcolonie Victoria, so erschienen doch auch dort die neu entdeckten Schätze verlockend genug, um eine

*) Das vom gesetzgebenden Rathe der Colonie Victoria mit der Untersuchung der Ansprüche verschiedener Individuen auf die Entdeckung der australischen Goldfelder beauftragte Comité stellte in dem, unterm 10. März 1854 erstatteten Bericht den Antrag, daß Hr. Hargreaves, welcher mit so edler Uneigennützigkeit den Weg zu fast unerschöpflichen Schätzen bahnte, von der Colonialregierung eine Summe von 5000 Lstl., und Rev. W. H. Clarke in Anerkennung seiner Verdienste um die Untersuchung des Mineralreichthums der Colonie ein Betrag von 1000 Lstl. als Geschenk zuerkannt werden soll. Murchison machte bereits im Jahre 1844 auf die frappante Aehnlichkeit aufmerksam, welche in Bezug auf Richtung, Alter und mineralogische Beschaffenheit zwischen dem Ural und der ostaustralischen Gebirgskette herrsche, und meinte, der einzige Unterschied bestehe wohl nur darin, daß in den australischen Bergen noch kein Gold gefunden worden sei. Die Wissenschaft hat Wort gehalten.

ungeheure Menge von Spekulanten und Abenteurern anzuziehen, welche die bloße Hoffnung auf reichlichen Gewinn die größten Anstrengungen, Mühseligkeiten und Entbehrungen ertragen ließ.*) Binnen vier Monaten war die Zahl der Goldsucher von 29 auf 20,000 gestiegen. Zwei Jahre später, im März 1853, erreichte sie bereits 75,600 Seelen! Die Colonialregierung setzte jetzt eine besondere Behörde, die sogenannten „Goldcommissioners" zur Ueberwachung der Golddistrikte ein, veröffentlichte eine Reihe von Vorschriften für die goldsuchende und goldgrabende Menge und verkaufte gegen Erlag von 20 bis 40 Schillinge Licenzen oder Erlaubnißscheine für die Ausbeute gewisser abgegrenzter Localitäten. Der Zudrang war darum nicht weniger groß. Binnen 10 Jahren (1851 bis 1861) wurden aus der Colonie Neu-Süd-Wales 3,281,000 Unzen Goldes im Geldwerthe von zusammen 11,683,857 Lstl. ausgeführt.**)

Während der Jahre 1862 bis 1863 erreichten die, monatlich mittelst Escorte aus den westlichen, südlichen und nördlichen Goldfeldern***) abgelieferten Quantitäten Goldes folgende Ziffern:

Der Gesammtertrag der Goldfelder der Colonie war im Jahre 1863, wo er 422,722 Unzen Goldes ausmachte, um 161,497 Unzen oder 26 Perc. geringer als im Jahre 1862, wo die Gesammtausbeute 584,219 Unzen Goldes ergab. Im Jahre 1863 waren die westlichen Goldfelder um 34 und die südlichen um 26 Perc. weniger ergiebig, als im vergegangenen Jahre; dagegen war der Ertrag der nördlichen um 35 Perc. gestiegen.

Seit der Entdeckung und ersten Ausbeute der Goldfelder von Neu-Süd-Wales im Jahre 1851 war der geringste Ertrag derselben im Jahre 1855, wo durchschnittlich nur 2061 Unzen per Woche nach Sydney abgeliefert wurden, während das reichste Wochen-Ergebniß des Jahres 1862 11,234 Unzen Goldes lieferte. Folgendes sind die, nach offiziellen Ausweisen sowohl jährlich als auch wöchentlich von 1851 bis 1863 aus den verschiedenen Goldfeldern der Colonie eingelangten Quantitäten Goldes:

*) Wenige Monate vor der Ankunft der Novara in Sydney waren auf die Kunde von einem neu entdeckten Dorado im Norden Australiens am Fitzroy-Flusse bei Port Curtis über 10,000 Menschen aus Neu-Süd-Wales und Victoria dahin gewandert. Dieses massenhafte Zuströmen in einer bisher unwirthbaren Gegend, ohne Ansiedlung und Anbau, wo man weder Obdach noch Lebensunterhalt fand, verursachte namenloses Elend. Denn die Goldfelder hatten sich nicht als ergiebig erwiesen, und ein gesetz- und ordnungsloses Heer von Menschen, getäuscht in seinen Hoffnungen, ohne Nahrung und Verdienst, sah sich plötzlich dem furchtbarsten Nothstande Preis gegeben.

**) Der Werth einer Unze Goldes wechselt zwischen 68 bis 70 Sh. und stieg in einzelnen Fällen schon bis auf 78 Sh. 8 Pence. Die Landesbanken machen Vorschüsse von 40 bis 50 Sh. per Unze und tauschen gegen 8½ bis 10 Perc. Discento Goldstaub für geprägte Münzen ein.

***) Die wichtigsten Goldfelder sind in westlicher Richtung: Stoney Creek, Bathurst, Sofala, Tambaroora, Hargreaves and Windeyer, Mudgee, Orange und Forbes; in südlicher Richtung: Braidwood, Adelong, Goulbourn, Kiandra, Burrangong; in nördlicher Richtung: Rocky river, Timbarra, Nundel und Tamworth. Die geringste Entfernung der bisher entdeckten Goldfelder von der Küste beträgt 110 engl. Meilen (Bathurst; die größte 357 Meilen (Rocky river). Die Fracht beträgt per Unze 1¼ Perc.; die Assecuranz 1¾ bis 2½ Perc.

Westliche Goldfelder		Südliche Goldfelder		Nördliche Goldfelder	
1862	1863	1862	1863	1862	1863
326,372	215,631	231,207	171,007	26,522	36,084

		Jährlich		Durchschnittlich per Woche	
1851	. . . .	161,880	Unzen	6,226	Unzen
1852	. . . .	190,500	„	3,836	„
1853	. . . .	173,950	„	3,143	„
1854	. . . .	148,900	„	2,860	„
1855	. . . .	107,250	„	2,061	„
1856	. . . .	134,940	„	2,597	„
1857	. . . .	148,126	„	2,846	„
1858	. . . .	255,535	„	4,721	„
1859	. . . .	293,574	„	5,645	„
1860	. . . .	355,328	„	6,833	„
1861	. . . .	403,139	„	7,752	„
1862	. . . .	584,219	„	11,234	„
1863	. . . .	422,722	„	8,129	„
Zusammen		3,380,083	Unzen.		

Außer diesen an den Staatsschatz und das Münzamt abgelieferten Quantitäten Goldes kommt indeß noch eine nicht unbeträchtliche Menge Goldstaub auf Privatwegen nach der Hauptstadt, um dort theils eingeschmelzen und im Münzamt geprägt, theils in der Form von Barren ausgeführt zu werden, so daß die seit 1851 in sämmtlichen Goldfeldern der Colonie gewonnenen Quantitäten Goldstaubes mindestens um Ein Drittheil höher als die obigen offiziellen Angaben angenommen werden können.*) Geologische Autoritäten ersten Ranges veranschlagen den Werth der Goldmenge, welche in sämmtlichen bisher in Australien entdeckten Goldfeldern enthalten sein dürfte, auf 3000 Millionen Dollars,**) oder circa 6,300,000,000 Gulden ö. W. In eine Masse zusammen gegossen, würde sie einen Raum von 23 Kubikfuß ausfüllen; der Werth des Quadratzolles Goldes ist hiebei auf 146, der Quadratfuß auf 255,288 und die Quadrat-Yard (3 Fuß) auf 6,000,576 Dollars angenommen.

Weit reichlicher als in Neu-Süd-Wales ist die Goldausbeute in der Schwester-Colonie Victoria, wo nach den letzten uns vorliegenden Ausweisen zu Anfang des Jahres 1863 die Golddistritte von 229,945 Seelen bevölkert waren, während die Zahl der Bergleute 92,000 Seelen überstieg.***)

Außer dieser Händekraft waren in den verschiedenen Golddistrikten 804 Dampfmaschinen mit zusammen 13,567 Pferdekraft und einem Werthe von 1,431,000 Lstl. bei den verschiedensten Manipulationen thätig. Der Preis des Goldes variirte zwischen 3 Lstl. 10 Sh. und 3 Lstl. 19 Sh. 6 Pence. Binnen 10 Jahren (1851 bis 61) wurden in der Colonie Victoria 26,762,432 Unzen oder 1,793,915 Pfd. Gold gewonnen, welche einen Werth von 104,349,728 Lstl.

*) Im Jahre 1863 wurden an das seit 1855 in Sydney bestehende königliche Münzamt 495,264 Unzen Goldstaub abgeliefert. Der Werth der in der Anstalt im nämlichen Jahre gemünzten Goldstücke betrug 1,612,750 Lstl. Im Jahre 1862 wurden 717,971 Unzen Goldstaub abgegeben und für 2,561,400 Lstl. Goldmünzen geprägt. Die Prägekosten betrugen 1¼ Perc. oder 11¼ Pence per Unze. Bei einer Quantität von mehr als 1000 Unzen werden nur 1 Perc. oder 9¼ Pence per Unze als Prägekosten berechnet.

**) Bis Ende des Jahres 1862 betrug, nach einer annähernden Schätzung, der Werth des seit 1851 aus sämmtlichen australischen Colonien ausgeführten Goldes 120,650,000 Lstl. oder über 1200 Millionen Gulden ö. W. und zwar:

Colonie Victoria	109,500,000	Lstl.
Neu-Süd-Wales	10,400,000	„
Süd-Australien	200,000	„
Neu-Seeland	540,000	„
Tasmanien	10,000	„
	120,650,000	Lstl.

***) Von diesen waren 76,256 (darunter 23,504 Chinesen) sogenannte Alluvial miners oder Goldwäscher, während 16,617 (darunter nur 28 Chinesen) systematisch die Minen bearbeiteten (quartz miners).

oder ungefähr den siebenten Theil der britischen Staatsschuld repräsentiren.*)

Seit der Auffindung von Gold (engl. gold; franz. or; russisch soloto; span. oro; arab. tibr oder zeheb; chines. kin; hindost. suna; malay. maas; sanscr. swarna) in Australien und Californien hat sich die Gesammtproduktion von edlen Metallen in den verschiedenen Ländern der Erde vervierfacht. In den Jahren 1846 bis 1848 veranschlagte man sie auf circa 128 Millionen Gulden, wozu Rußland und Mexiko das Meiste beitrugen. Dermalen übersteigt der Werth der jährlichen Gold- und Silberausbeute 570,000,000 Gulden ö. W.; und zwar entfallen auf die einzelnen Länder:

	1846		1863	
Californien	—	fl. ö. W.	147,000,000	fl. ö. W.
Andere Theile der nordamerik. Freistaaten	2,730,000	"	63,000,000	"
Britisch-Columbien .	—	"	12,600,000	"
Mexico	38,850,000	"	52,500,000	"
Südamerika	27,300,000	"	27,300,000	"
Ganz Amerika zusammen .	68,880,000	fl. ö. W.	302,400,000	fl. ö. W.
Rußland	37,800,000	"	46,200,000	"
Andere Theile Europa's	13,860,000	"	14,280,000	"
Asien und Afrika . .	9,660,000	"	12,127,500	"
Australien	—	"	157,500,000	"
Neuseeland u. Tasman.	—	"	25,200,000	"
Alle übrigen Länder .	—	"	12,600,000	"
Zusammen .	130,200,000	fl. ö. W.	570,307,500	fl. ö. W.

Von dieser Summe entfallen ungefähr 75,33 Percent oder 429,618,000 Gulden auf die Gold- und 24,67 Percent oder 140,689,500 Gulden auf die Silberproduktion.**)

Der gewaltige Aufschwung der Goldproduktion erscheint um so augenfälliger, wenn man in Betracht zieht, daß die Quantität Goldes, welche während eines Zeitraumes von vierthalb Jahrhunderten der Erde entrungen wurde, nur um die Hälfte größer ist als jene Masse, welche innerhalb der letzten 15 Jahre aus den Bergwerken und goldführenden Flüssen Amerika's, Australiens und Asiens zu Tage gefördert und dem Handel und der Industrie dienstbar gemacht worden ist.

Von 1500 bis 1848 wird die Goldproduktion auf der ganzen Erde zu 8,800,000 Pfund Gewicht oder einem Werthe von 6,141,000,000 Gulden ö. W. veranschlagt, während von 1848 bis 1863 nicht weniger als 5,000,000 Pfd. Gold im Werthe von beiläufig 3,455 Millionen Gulden meist aus Californien und Australien ***) dazu gekommen sind!

*) In der allgemeinen Industrie-Ausstellung in London im Jahre 1862 hatte die Colonie Victoria die Quantität des seit der Entdeckung der Goldfelder aus dieser Colonie exportirten Goldes (800 Tonnen oder 1,600,000 Pfd.) durch einen Obelisk aus Goldblech, von 44¾ Fuß Höhe und 10 Fuß im Gevierl in der Basis, plastisch darzustellen versucht.

**) In Verhältniß zu den Ländern produziren jährlich:

Nord- und Südamerika . .	202,335,000 fl. Gold,	100,065,000 fl. Silber.
Australien, Rußland und die übrigen metallreichen Länder	227,283,000 "	40,624,500 "
Zusammen .	429,618,000 fl. Gold,	140,689,500 fl. Silber.

Auch die Silberproduktion ist seit 1848 merklich im Steigen begriffen und dürfte dermalen jährlich einen Werth von 112 Millionen Gulden übersteigen. Von 1500 bis 1848 betrug sie 2,950 Millionen Pfund im Gewicht, oder 13,275,000,000 Gulden; seither hat sie um 33⅓ Millionen Pfund an Gewicht oder 1,500 Millionen Gulden an Werth zugenommen.

***) Von diesen Quantitäten kommen:

auf Californien . . .	2,012,000 Pfd. Gold im Werthe von	1,398,260,000 fl.
" Australien u. Neuseeland	1,701,700 " " " "	1,169,445,000 "
" alle übrigen Länder	1,286,300 " " " "	887,275,000 "
	5,000,000 Pfd. Gold an Gewicht.	

Trotz dieser ungeheuern Vermehrung der edlen Metalle hat der beständige und massenhafte Abfluß von Silber nach Ostasien wiederholt die Aufmerksamkeit der Staatsmänner und Nationalökonomen auf sich gezogen.

Während von 1851 bis 1857 aus den verschiedenen goldproduzirenden Ländern für 130,876,000 Lstl. Gold nach England eingeführt wurde, betrug der Werth des importirten Silbers nur 29,870,000 Lstl.; dagegen erreichte im nämlichen Zeitraume der Werth des aus England ausgeführten Goldes nur 5,120,000 Lstl., jener des Silbers aber 56,676,000 Lstl.!*) Es wurde also der europäische Silberschatz um 26,800,000 Lstl. oder 268,000,000 Gulden vermindert, für welche ungeheure Summe nur wenig Hoffnung vorhanden ist, daß sie wieder aus Osten nach Westen zurückfließen werde!

Mehrere Länder, wie Nordamerika, Frankreich u. s. w. versuchten dem zunehmenden Silbermangel durch die Einführung der Goldwährung zu begegnen und selbst für solche Werthe Goldmünzen zu prägen, für welche bisher ausschließlich Silbermünzen dienten.

In den nordamerikanischen Freistaaten wurden die cursirenden Goldmünzen von 9,007,760 Dollars im Jahre 1849 auf 80,708,400 Dollars im Jahre 1862 vermehrt, während die Silbermünzen nur mehr einen Werth von 2,883,700 Dollars darstellten. Eben so besteht gegenwärtig in Frankreich das metallene Tauschmittel zum größten Theil aus geprägtem Golde. Von 86,000,000 Frs. im Jahre 1851 war der Werth der in ganz Frankreich cursirenden Silbermünzen im Jahre 1858 auf 3,809,000 Frs. gesunken; dafür aber hatte sich jener der Goldmünzen von 85 Millionen Frs. im Jahre 1851 auf 572,561,225 Frs. im Jahre 1860 gehoben!! —

Der Werth der in den civilisirten Ländern der Erde als Tauschmittel circulirenden edlen Metalle beträgt nach Mac Culloch 500,000,000 Lstl., und zwar in Großbritannien 75 Millionen, Frankreich 150 Millionen, in den übrigen europäischen Ländern, sowie in Nord- und Südamerika, Australien, Capland, Algier u. s. w. 285 Millionen Lstl. Der Werth der in Form von Geschmeiden, Hausgeräthen und Toilettegegenständen u. s. w. vorhandenen edlen Metalle wird nach der nämlichen Quelle auf ungefähr die Hälfte des geprägten Goldes und Silbers oder circa 250 Millionen Lstl. geschätzt. In Europa, Amerika und Australien dürften jährlich 16 bis 20 Millionen Lstl. für Gold- und Silberwaaren aller Art verausgabt werden.

*) Nach einer von der Bank von England im Jahre 1858 dem Parlamente vorgelegten Schätzung hatte sich der europäische Metallvorrath von 1851 bis 1857 in folgender Weise vermehrt:

	Aus metallproduzirenden Ländern eingeführt.		Nach Indien und China aus England und den Ländern des Mittelmeeres ausgeführt.	
	Gold	Silber	Gold	Silber
1851 . .	8,654,000 Lstl.	4,076,000 Lstl.	192,000 Lstl.	1,716,000 Lstl
1852 . .	15,194,000 "	4,712,000 "	922,000 "	2,630,000 "
1853 . .	22,445,000 "	4,355,000 "	974,000 "	5,559,000 "
1854 . .	22,077,000 "	4,190,000 "	1,222,000 "	4,581,000 "
1855 . .	19,875,000 "	3,717,000 "	1,192,000 "	7,934,500 "
1856 . .	21,275,000 "	4,761,000 "	479,000 "	11,1[illegible] "
1857 . .	21,356,000 "	4,059,000 "	529,000 "	20,116,000 "
Zusammen	130,876,000 Lstl.	29,870,000 Lstl.	5,120,000 Lstl.	56,676,000 Lstl.

Der Gesammt-Import an Gold betrug daher von 1851 bis 1857 ungefähr		130,876,000 Lstl.
Die muthmaßliche Ausfuhr im nämlichen Zeitraume nach China, Ostindien, Australien, Capland, Westindien, Nordamerika, Brasilien u. s. w.		22,500,000 "
Somit wurde der europäische Goldvorrath vermehrt um		108,376,000 "
Die Ausfuhr an Silber nach China und Ostindien betrug	56,676,000 Lstl.	
Die Einfuhr von Silber aus silberproduzirenden Ländern	29,870,000 "	
Es wurden daher dem europäischen Metallvorrath an Silber entzogen		26,800,000 "
Die Vermehrung des europäischen Metallschatzes beträgt also binnen sieben Jahren beiläufig		81,576,000 Lstl.

Die Polen im Exil.

Die Urtheile, welche wir in der europäischen Presse über das Verhalten Rußlands gegenüber den Vorgängen in Polen vernehmen, sind meistens von Unparteilichkeit weit entfernt. Eine ungemein einseitige Anschauung hat Platz gegriffen und man hat sich gewöhnt, das blutige Drama, das in Polen jüngst abgespielt wurde, nur im parteiischen Lichte zu betrachten. Um so mehr muß es uns willkommen sein, wenn wir von Seiten unabhängiger Männer, die weder zu der einen noch zu der andern Partei gehören, Urtheile vernehmen, die auf eigene Anschauung gestützt der Wahrheit die Ehre geben. Zu diesen gehört auch Alexander Michie, welcher in seiner „Siberian Overland Route from Peking to Petersburg", einem Werke, das wir bereits einige Male im Globus erwähnten, auch auf die Verhältnisse der Polen im Exil genau Obacht gab.

Michie befand sich auf der Reise von Perm nach Kasan. Der Weg führte uns, so erzählt er, durch eine unfruchtbare, flache Gegend. Die Erde war mit Schnee bedeckt; zerstreute Bauerndörfer tauchten hier und da auf und zeigten an, daß das Land ziemlich gut bewohnt war. Eichen, die auf der sibirischen Seite des Urals fehlten, zeigten sich jetzt; die weißstämmigen Birken schossen dazwischen üppig auf, während die Kiefer mehr in den Hintergrund trat.

Die Zahl der polnischen Gefangenen, welche wir auf diesem Weg antrafen, trug viel dazu bei, unsere Reise aufzuhalten. Schon in Sibirien hatten wir sie einzeln gefunden, allein zwischen Perm und Kasan begegneten wir ihnen kompagnieweise. Namentlich waren die Poststationen sehr in Anspruch genommen; die Postmeister konnten nicht genug Pferde schaffen. Wir mußten stets warten, bis die Polen weiter expedirt waren und hatten dann das Vergnügen, uns mit den ermüdeten Pferden, welche die Gefangenen gebracht, behelfen zu müssen. Die Polen reisten gleich uns zu dreien oder vieren in einem Schlitten; kein einziger ging zu Fuße, und wo die Schlitten nicht ausreichten, wurden ihnen Telegas gegeben. Außerdem waren sie mit Pelzen gut versehen, und es fehlte wahrlich nichts, um ihnen die Fahrt so bequem wie möglich zu machen. Wenn wir einer solchen Reisetruppe begegneten, so war für uns gewöhnlich kein Raum mehr im Posthause zu finden, es sei denn, daß wir eher als sie anlangten. Durch den Offizier, welcher die Gefangenen führte, wurde die Küche gleich für dieselben in Beschlag genommen, und wir waren dadurch oft gezwungen, unser Essen bis zur nächsten Station zu verschieben. Die Gefangenen wurden von den Offizieren und Gensdarmen stets mit der größten Güte behandelt; freilich waren sie unter strenger Aufsicht. Aber ich sah keinen einzigen in Banden, obgleich man mir erzählte, daß einige gefesselt wären. Einer der Offiziere, welcher einen Trupp zu führen hatte, war ein wohlbeleibter, lustiger Bursche, dem sein Dienst hart ankam, denn ihm schien die Reise nach Sibirien schwerer zu werden, als den Polen selbst. Er beneidete uns wegen der Heimreise und sagte: „Ihr Glücklichen werdet bald in Moskau sein, während ich armer Teufel mit meinen Gensdarmen nach Tobolsk ziehe!" Mit einem der Gefangenen, der unter Garibaldi schon gedient hatte und dann als Bandenführer in Polen gefangen wurde, schien er im freundschaftlichsten Verhältnisse zu stehen. Es war ein hübscher junger Mann mit wildblickenden Augen. Das Essen ließen sich die Polen sehr gut schmecken, dabei schwatzten sie laut, und der Lärm, den sie machten, fiel mir oft unerträglich. Nichts zeigte uns an, daß sie Verbannte waren, denn Scherze und Gelächter wechselten mit einander ab, und es kam mir vor, als ob sie ganz gern gingen.

Spät in der Nacht, am 24. November 1863, erreichten wir Kasan, die hübsche alte Stadt, die in der russischen Geschichte eine bedeutende Rolle spielt. Am andern Morgen erhielten wir unangenehme Nachrichten über den Eisgang auf der Wolga, über welche kein Schlitten passiren könne. Trotzdem reisten wir nach der Wolgafähre ab. Der Weg führte über einen Damm, der durch die Marschen gebaut ist, welche die Stadt mit den Vorstädten verbinden. Von hier aus hat man einen herrlichen Blick auf Kasan, das mit seinen Thurmspitzen und Kuppeln sich auf einer Erhöhung prächtig repräsentirt; das Bild war selbst an dem trüben, schneeigen Novembertage entzückend, wie anders muß es sich im Sommer in der Umgebung von Bäumen und grünen Wiesen gestalten! Die meisten Häuser und alle öffentlichen Gebäude sind aus Backsteinen erbaut, während Holzhäuser die Ausnahme bilden.

Fünf englische Meilen von Kasan erreichten wir die Wolga, einen noblen Fluß, dessen hohe Ufer uns eine Art Vogelschau auf das breite mit Eis und Schnee bedeckte Wasser gestatteten. Die Oberfläche war mit großen Eisblöcken überdeckt, die mit bedeutender Schnelligkeit dahinschossen. An der Fähre drängten sich russische Muschiks, Kosaken und Tataren zusammen. Es war ein lebhaftes Bild. Kleine Boote bemühten sich, Passagiere überzusetzen, aber wegen des Eisganges kamen sie nicht von der Stelle, und die Bootsleute weigerten sich schließlich, weiter zu fahren, ehe sich nicht größere Lücken in den Eismassen zeigten. Eines der Boote wurde vom Eise erfaßt und eine weite Strecke den Fluß hinabgetrieben; diese Boote sind aber auf besondere Weise gebaut, so daß sie sich zur Schifffahrt zwischen Eisschollen sehr gut eignen. In der Nacht fror aber der Fluß vollständig zu, und das Eis kam zum Stehen. Unterdessen hatten wir Zeit und Gelegenheit, die Menschen zu beobachten. Besonders standen viele Soldaten an der Wolga; sie waren gut uniformirt, trugen kleine französische Mützen und den traditionellen grauen Mantel. Auch Tataren fehlten nicht. Ihre runden Pelzmützen waren von denen der russischen Bauern verschieden, und die Physiognomie mit den flachen mongolischen Gesichtszügen wich bedeutend vom slawischen Typus ab.

Polnische Exilirte setzten fortwährend in großer Anzahl über die Wolga, und unter ihnen befanden sich namentlich auch viele Frauen; denn es ist nichts Ungewöhnliches, daß Mütter, Frauen und Töchter die politischen Gefangenen in die Verbannung begleiten. Die russische Regierung scheint dieses sogar gern zu sehen und leistet der Auswanderung von ganzen Familien allen möglichen Vorschub; dies hängt mit der Absicht, Sibirien zu kolonisiren, zusammen, und wenn ein Verbannter seine Familie in Sibirien bei sich hat, so wird er viel weniger an eine Heimkehr den-

ken, als ohne dieselbe. So sah ich auch zwei alte Damen ankommen, die von zwei Soldaten begleitet wurden. Sie waren in schwarze Seide gekleidet und trugen warme Pelzmäntel. Eine war so alt, daß sie kaum gehen konnte und sich auf eine Krücke stützen mußte; auch die andere war sehr schwach. Uns thaten diese alten Frauen, die Tag für Tag dem schrecklichen Klima ausgesetzt waren, leid; aber die russischen Soldaten behandelten sie mit der liebenswürdigsten Aufmerksamkeit und setzten sie so zart in die Schlitten, als ob die Damen ihre eigenen Mütter wären. Ein junges Mädchen, das mit ihnen kam, wurde von einem Offizier ungemein höflich weiter transportirt.

Ueber die polnische Frage ist viel gesagt und geschrieben worden, und eine große Menge verdrehter und leidenschaftlicher Urtheile sind in Europa über diesen Gegenstand verbreitet. Allerdings ist es nicht leicht, aus den entgegengesetzten Ansichten der Russen und Polen das Richtige herauszufinden, aber das steht fest, daß das Schicksal der rebellischen Polen bei weitem nicht so schlimm ist, als man gewöhnlich annimmt. Ich habe mir besondere Mühe gegeben, mir hierüber Aufklärung zu verschaffen und je mehr ich von gut unterrichteten Personen erfuhr, desto mehr bin ich davon überzeugt worden, daß es den Polen in Sibirien besser geht, als durchschnittlich in Polen. Die Russen selbst mögen den Polen gegenüber parteiisch erscheinen, allein Fremde, die auch im Lande wohnen und keinerlei Rücksichten zu nehmen haben, dürfen doch wohl als unparteiisch hingestellt werden, und sie alle unterschreiben die Ansichten der Russen. Die Engländer, welche ich in Sibirien traf, versicherten mir, daß die polnischen Verbannten in Sibirien eines solchen Friedens und Wohlstandes genössen, wie sie in ihrem eigenen Vaterlande nicht kannten. Daß die Polen im Allgemeinen unzufrieden sind, darüber kann kein Zweifel herrschen. Aber die empfänglicheren unter ihnen gestehen doch zu, daß ihre materiellen Verhältnisse sich durch die Auswanderung nach Sibirien verbessern, und viele andere sind mit dem Wechsel bereits so zufrieden, daß sie unter keiner Bedingung wieder in die Heimat zurückkehren möchten. In Polen, sagen sie, sind sie der Gnade und Ungnade jeder Bande Unzufriedener ausgesetzt, die nichts zu verlieren hat. Sie müssen, willig oder nicht, an der Revolution Theil nehmen und Zeit und Geld für einen Schatten aufopfern; vor den Folgen der Thorheit ihrer Landsleute fühlen sie sich nicht sicher. Aber in Sibirien entgehen sie all den endlosen Verschwörungen, und viele segnen den Urtheilsspruch, der sie nach einem mehr zusagenden Lande verweist.

Die russische Regierung nimmt jedoch den verbannten Polen gegenüber stets auf eine Vorsichtsmaßregel Rücksicht; sie sieht nämlich darauf, daß dieselben nie in größeren Gemeinschaften zusammen angesiedelt, sondern über das ganze Land vertheilt werden. Die Vertheilung selbst liegt in der Gewalt des General-Gouverneurs von West-Sibirien. Alle Verbannten werden zunächst nach Tobolsk gebracht, wo ihnen ihre Wohnsitze angewiesen werden. Ob diese nun den Verbannten angenehm sind, das hängt einzig vom Gouverneur ab, der einige in größere Städte schickt, während andere unwirthsame, wilde Gegenden zum Aufenthalt nehmen müssen. Daß in früherer Zeit die Exilirten sehr oft grausam behandelt und unterdrückt wurden, unterliegt wohl keinem Zweifel; auch jetzt mag dies noch hier und da vorkommen, aber im Allgemeinen werden sie sowohl auf der Reise, als an ihrem Bestimmungsorte gütig behandelt, und die harten Urtheilssprüche, die über sie ergingen, werden in der Praxis stets gemildert. Es vereinigt sich Alles, um ihnen das Leben so angenehm wie möglich zu machen; jedoch das Gefühl der Bitterkeit, welches durch die Verbannung und durch die Trennung von ihrem unglücklichen Vaterlande erzeugt wird, läßt sich nicht hierdurch austilgen. Und dieses eine Gefühl genügt auch in tief empfindenden Gemüthern all das Gute zu neutralisiren, was ihnen in der Verbannung zu Theil wird. Die Zeit wird das freilich mildern. Diejenigen, welche gebildet genug sind, ihr Loos philosophisch zu betrachten, und ihr Leben nicht in bloßen Seufzern verbringen, haben vergleichsweise sehr wenig Ursache zur Unzufriedenheit. Der Zweck der russischen Regierung ist vor allem der, Sibirien zu kolonisiren, nicht aber die Gefangenen zu bestrafen. Versuche zu entweichen, die aber selten vorkommen, werden sehr hart bestraft.

In Bezug auf die letzte Erhebung hat man den Polen mehr Mitgefühl und den Russen mehr Haß entgegen getragen, als beide verdienten. Es steht fest, daß der Kaiser den Polen gegenüber liberale Absichten hatte; diese verlangten aber nicht nach größerer Freiheit, sondern nach absoluter Unabhängigkeit; das milde Regiment Alexanders II. verleitete die Polen zur Revolution, die unter dem strengern Nikolaus nicht möglich war. Die Intelligenz der Polen ward in Rußland stets anerkannt. Sie gelangten schnell zu einträglichen Vertrauensposten im kaiserlichen Dienste, und eine der ausgezeichnetsten Personen, die wohl zu einem Urtheil befähigt war, versicherte mir, daß, wenn die Polen ihre Rebellion noch 10 Jahre hinaus geschoben hätten, jede Ursache zum Aufstande weggefallen wäre, weil sie dann in Rußland mit regiert hätten.

Es ist nothwendig zu konstatiren, daß die russische Regierung, seit die polnische Rebellion unterdrückt wurde, durchaus keine Rache gegen die Polen ausübt, sondern bestrebt ist, durch liberale Maßregeln, durch Verbesserung der socialen Verhältnisse und Hebung des Erziehungswesens die Lage des Landes und das Werk des Fortschrittes zu fördern, das durch den Ausbruch des Aufstandes gestört wurde.

Was wäre aber aus Polen geworden, wenn die Revolution gesiegt hätte? Die Rückkehr zu den Verhältnissen, wie sie vor der Theilung bestanden mit ihren feindlichen Parteien und Verbindungen, würde kein Vortheil für Polen gewesen sein. Polen wäre ein kleines, schwaches, armes Königreich gewesen, das zwischen drei mächtigen Feinden lag, denen es an einem casus belli nie gefehlt hätte. Wie lange hätte es unter diesen Umständen existiren können?

Die californischen Indianer.

Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß von der Behringsstraße bis zum Cap St. Lucas, der Südspitze der Halbinsel Californien, eine Menge kleiner Indianerstämme wohnen, die ganz verschiedene Sprachen reden, während das Land hart im Westen der Felsengebirge von einigen weitverzweigten Völkerfamilien bewohnt wird.

Die Indianer im Westen der Sierra Nevada, welche parallel mit der Küste Obercaliforniens verläuft, gehen wie so viele andere Stämme ihres Geschlechts nun auch mit Schnelligkeit einem nahen Untergange entgegen. Die Kulturstrahlen, die sich von der Küste und namentlich von dem rasch emporgeblühten San Francisco nach dem Innern hin erstrecken, sind für sie wie ein verheerender Gifthauch, vor dem sie dahin sterben. Diese Indianer haben im Allgemeinen die physischen Eigenthümlichkeiten ihrer Nachbaren im Norden und Osten, aber sie sind von **dunklerer Farbe**, die auf der californischen Halbinsel beinahe an das Schwarze streift. Obwohl die Spanier auch ihnen Pferde in das Land brachten, sind sie doch keine Reiter geworden; sie blieben allerdings vortreffliche Fußgänger und sind Lastträger. Dieses phlegmatische, in manchen Stämmen bis zum australischen Stumpfsinn erniedrigte Geschlecht konnte von den spanischen Missionären „wie eine Heerde Vieh in großen Umhegungen, Missionen genannt“ zusammen gehalten werden, wiewohl nicht ganz ohne scharfen Zwang. Kein einziger von diesen Stämmen der **Saintokla**, **Kiliwatschat**, **Kaus**, **Totune** und der **Kinkla** (unter letzterm Namen faßt man alle Indianer am San Sacramento zusammen), ferner der **Puzhune**, **Sikamne**, **Tsamak** und **Talatni** flößt uns das Interesse ein, welches wir an den Indianern im Osten der großen Felsengebirge und in den Ebenen am Missouri nehmen. In keiner andern Gegend auf Erden, sagt Hale*) trifft man auf ein solches Gewimmel verschiedener Völker und Sprachen auf einem so beschränkten Raume. Allein zwischen San Diego und San Francisco zählt man an der Küste 17 Stämme.

Vor nun 20 Jahren, als der neue Staat Californien noch im Entstehen begriffen war, besuchte der amerikanische Schiffslieutenant **Joseph Warren Revere** im Auftrage seiner Regierung diese Indianer, und die Schilderungen**), welche er von denselben entwirft, sind noch heute mustergiltig und darum von großem Werthe, weil sie uns das jetzt vielfach modificirte Leben dieser Indianer in ihrer Ursprünglichkeit darstellen. Ihre seitdem ungemein zusammengeschmolzene Anzahl schätzte er damals auf 60,000, von denen etwa ein Drittel durch die eifrigen Bestrebungen der spanischen Missionäre einem zweifelhaften Christenthum gewonnen waren. Sie sind nach Revere gelehrig, mild, leicht zu dirigiren, dabei aber sehr faul und träge, obgleich sie gegen Bezahlung an Waaren bei der Ernte und anderen landwirthschaftlichen Arbeiten Aushilfe leisten. Dabei wollen sie aber streng überwacht sein. Auf eine Dieberei kommt es ihnen nicht an, und das Gefühl der Dankbarkeit ist ihnen unbekannt; dabei sind sie jedoch keineswegs rachsüchtig und den Weißen gegenüber stets feige. Das Spiel lieben sie über Alles, und ganze Nächte können sie mit einer Art Würfelspiel zubringen. Merkwürdig ist, daß ihnen Werthbegriffe zu mangeln scheinen. So setzt einer ein Hemd, das zwei Dollars kostet, oft gegen ein Stückchen Tabak von wenigen Groschen Werth.

In physischer Beziehung sind sie eine untergeordnete Rasse. Ihre Gesichtszüge sind flach und häßlich, das Haar grob und schwarz; meistens wird es kurz getragen. Der Mund ist dick; die Haut dunkel und so kalt, daß sie sich wie die eines Frosches anfühlt.

Die „Gentiles“ oder freien Indianer gehen beinahe nackt. Ihr Hauptbekleidungsstück ist ein Mantel aus Kaninchenfellen; dazu kommt noch ein merkwürdig gestalteter Kopfputz aus den Federn der wilden Ente. An ihrem Körper sind sie ungemein schmutzig, und ihre kegelförmig gestalteten Wigwams wimmeln von Flöhen.

Als Nahrung dient ihnen eine Art Brot aus Eicheln. Diese kommen in Californien in großer Menge vor, werden von den Indianern in Mörsern zerstoßen und in rohen Oefen gebacken. Das so bereitete Brot gleicht schwarzem Thone in Bezug auf Ansehen und Geschmack. Dazu essen sie noch Fische, sowie ein Gericht, das aus den rothen Beeren des Manzanitabaumes gekocht wird, und selbst kleine Thiere, wie Feldmäuse, werden von ihnen nicht verschmäht. Im Jagen auf Hirsche sind sie sehr gewandt; sie setzen sich dabei Geweihe auf den Kopf und beschleichen so die Thiere im hohen Grase. Pferdefleisch gehört zu ihren Lieblingsnahrungsmitteln, und wenn der Hunger sie plagt, stehlen sie auch gelegentlich einen Ochsen. An das Einsammeln von Vorräthen denken sie niemals, und wenn in der Regenzeit sich die Thiere in die unzugänglichen Gebirge zurückziehen, leiden sie oft Hunger.

Sie sind auch in gewisser Beziehung kriegerische Leute. Ihre Bogen sind sehr hübsch aus festem und elastischem Holze bereitet und mit guten Sehnen versehen. Die Pfeile sind auch aus einem eigenthümlichen Holze verfertigt und laufen in Obsidianspitzen aus. Am untern Ende sind sie gefiedert. Man hat zwei Arten von Pfeilen, kleine, die zur Jagd benutzt werden, und ellenlange, zum Kriegsgebrauche. Diese werden an der Seite in einem Köcher aus Bären- oder Fuchsfell getragen. Die Sehne des Bogens bereiten sie aus wildem Flachse.

Ein Casus belli zwischen benachbarten Stämmen ist leicht gefunden. Die Ueberschreitung der Landesgrenzen zur Zeit der Eichelernte oder das Rauben eines Mädchens genügen schon. Wenn die Feinde aneinander gerathen, lösen sie sich in lange Linien auf und schießen unter fortwährenden wilden Sprüngen ihre Pfeile aufeinander ab. Die Erschlagenen werden aber **nicht**, wie bei den Indianern östlich von den Felsengebirgen, **skalpirt**.

Der Körper wird gewöhnlich mit Zinnober, Ocher, Holzkohle oder Pfeifenthon bemalt. Außer ihren Waffen verfertigen sie aus einer Art Gras sehr hübsche Körbchen von kegelförmiger Gestalt, welche sie „Coras“ nennen. Sie sind verschieden groß und so stark und dicht gearbeitet, daß sie Wasser halten.

*) United States Exploring Expedition Vol. VII. Philology Quartausgabe S. 221 ff.

**) A Tour of Duty in California. Newyork 1849. S. 119 ff.

Was ihre Religion betrifft, so verehren sie eine Menge Götter; gewöhnlich haben sie auch eine Sammlung kleiner Taschengötzen bei sich, welche rohe Bilder von Bibern, Ottern oder Bären darstellen und in Holz oder Knochen geschnitzt sind. Häufig werden sie an einem Bande rund um den Hals getragen. Ein höchstes Wesen ist ihnen nicht unbekannt, und zu diesem richten sie ihre Gebete um Gewährung eines glücklichen Feldzuges, einer gesegneten Ernte u. dergl. Auch orakelnde alte Weiber spielen bei ihnen eine Rolle und diese sitzen stundenlang in der Einsamkeit auf der Erde und rufen durch ihr Geheul die Gnade des höchsten Wesens auf den Stamm herab.

Ihre Niederlassungen liegen meist in der Nähe von Bächen und Strömen an hübsch ausgewählten Orten; sie bleiben an diesen Stellen, so lange nicht Nahrungssorgen sie zwingen, einen andern Platz zu wählen.

Unter den Häuptlingen herrscht zuweilen Polygamie. Die Weiber können verstoßen oder vertauscht werden; im übrigen werden dieselben besser behandelt, als von den meisten anderen Wilden. Der Weiberraub wird aber in sehr ausgedehntem Maße betrieben, und junge Burschen ziehen aus, um auf diese Art eine Frau zu gewinnen.

Ein sehr bemerkenswerther Gebrauch ist die Anwendung von Schwitzhäusern oder „Tamascal“ unter diesen Indianern. Diese bestehen aus konischen Erdhügeln, die auf der Innenseite mit Balken ausgefüttert sind und nur eine kleine Eingangsöffnung haben. Bei jeder Indianerniederlassung findet man eine oder mehrere dieser Tamascal und selbst kleine Gemeinschaften von 20 oder 30 Seelen haben ihr Schwitzhaus, das gewöhnlich neben einem Teiche oder Strom liegt, in den man nach gemachtem Gebrauche hineinspringt. Die Schwitzbäder sind für sie nur eine Art Luxus, der nur an Fest- oder „Puitagen“ zur Anwendung kommt und mit ihren religiösen Vorstellungen im Zusammenhange steht. Männer, Weiber und Kinder



Californischer Indianer. (Nach einer Photographie.)

versammeln sich dann vollkommen nackt in der Mitte des Tamascal, schließen die Eingangsthür und bleiben unglaublich lange um die glimmende Asche im Mittelpunkte versammelt, indem sie eine einförmige Weise absingen. Wenn der Ritus zu Ende ist, wird die Thüre geöffnet und alle stürzen in das kalte Wasser des Stromes. Diese Schwitzbäder sollen gegen manche Krankheiten heilsam sein, aber gewiß ist, daß durch sie andere, namentlich Rheumatismen, hervorgerufen werden.

Die Gleichgültigkeit gegen den Tod, die unter den meisten Indianern an der Küste Californiens herrscht, ist sehr bemerkenswerth. Sie denken, daß an ihrem armseligen Leben, das sie nur Entbehrungen kennen lehrt, doch nichts verloren sei. Mit der größten Ruhe erzählen die Kinder den Tod ihres Vaters, und jedes Gefühl gegen die Unerbittlichkeit des Schicksals scheint ihnen zu mangeln. Für sie hat der Tod seine Schrecken verloren. Und doch ist der Tod ihr schlimmster Feind, denn er rafft sie massenhaft dahin; die Krankheiten und der Branntwein, welche ihnen die civilisirten Europäer brachten, richten unglaubliche Verheerungen an. General Vallejo erzählt, daß im Jahre 1836 das Thal von Sonoma von 20,000 Indianern bewohnt war, die aber alle im Laufe eines einzigen Jahres von den Pocken vernichtet wurden.

Bischof Crowthers Besuch beim Ata von Idda im September 1864.

Am 24. Juli 1864 verließ der schwarze anglikanische Bischof S. A. Crowther Liverpool und langte am 22. August desselben Jahres zu Lagos an der Bucht von Benin im äquatorialen Westafrika an, um von dort aus weiter in das Innere, an den untern Lauf des Niger vorzudringen und dort in Idda, Onitscha und Igbebe „das Christenthum auszubreiten". Das Tagebuch seiner Mission, welches interessante Streiflichter auf die Zustände der Negervölker am untern Niger wirft, ist im Church Missionary Intelligencer, Februar 1865, mitgetheilt, und wir entnehmen demselben folgende für die Länder- und Völkerkunde belangreiche Mittheilungen, indem wir die auf das Missionswesen bezüglichen Stellen ausschließen.

In der Stadt Idda war eine Streitigkeit zwischen dem Könige oder Ata und der zahlreichen Familie Aboko ausgebrochen. In Folge dessen waren viele Mitglieder der letzteren aus Idda fortgezogen und hatten sich an einem andern Orte niedergelassen. Crowther wollte die Versöhnung beider Parteien veranlassen und kam mit dem englischen Dampfer „Investigator" nach Igbebe, wo er mit vieler Schwierigkeit sich ein Fahrzeug verschaffte. Von da ging er unter Begleitung eines christlichen Negers, Abraham Ayikuta, nach Idda und kehrte dort im Hause Aboko's ein. Es war für den Bischof die schwierigste Aufgabe, zu einer Unterredung mit dem Könige zu gelangen. Drei verschiedene Boten kamen stets ohne Erfolg zurück. Es hieß, man solle dem Ata die Geschenke nur übersenden, das Andere werde sich finden. Crowther weigerte sich dessen und erklärte, nur mit den Geschenken zugleich auftreten zu wollen. Dann vergingen noch mehrere Tage, ehe er den König zu sehen bekam. Als er ungeduldig wurde und abzureisen drohte, erfuhr er durch seinen Freund Aboko, daß die Weigerung des Königs, sich sehen zu lassen, mit einem Aberglauben im Zusammenhange stehe.

Man glaubt nämlich in Idda, daß, wenn ein König, Häuptling oder sonst ein angesehener Mann stirbt, dieser in das Land der weißen Menschen wandere, dort deren Sitten annehme und als Reisender in das alte Heimatland zurückkehre. So wurde auch Crowther, der selber ein Neger ist, für einen umgewandelten todten Neger gehalten. Aboko fragte ihn, ob das Land der Weißen nicht in der Nähe von Gottes Aufenthalt läge und ob die Europäer aus ihren Büchern nicht ersehen könnten, wie lange Jemand auf dieser Welt leben könne.

Ferner ist man der Meinung, daß Europäer schwarze Personen hohen Ranges in ihren Büchern mit fortnehmen könnten. Dies erklärt sich durch die Photographie, vor der die Neger einen großen Respekt haben, und der Ata wäre ganz gewiß nicht zum Vorschein gekommen, wenn Bischof Crowther seinen Photographen bei sich gehabt hätte.

Außer diesen beiden Arten von Aberglauben hält der Ata an glücklichen und unglücklichen Tagen fest. Der Cyclus der Wochenrechnung besteht dort aus vier Tagen, von denen der erste ein Markttag ist und jeder zweite dem Ata Unglück bringt, wenn er an diesem einen Fremden empfängt. Die Reihenfolge ist: Eke, Markttag, unglücklich; Ede glücklich; Aio unglücklich; Uko glücklich. Es folgt dann wieder der Markttag. Diese Art der Wocheneintheilung ist durch ganz Yoruba bis Igara und Ibo gebräuchlich. Außer diesen glücklichen und unglücklichen Tagen haben die Schwarzen von den Mohammedanern den Freitag (Aljima) als Unglückstag angenommen. So häuft sich zuweilen eine Reihenfolge von schlimmen Tagen, während welcher der Ata für alle Fremden unsichtbar bleibt.

Crowther wartete daher bis zu einem Sonntage und zog unterdessen Erkundigungen über die Länder in der Gegend von Idda ein. Von Idda nach Onitscha (weiter südlich am Niger) führt ein Landweg durch das Igaraland, allein dieser war gerade durch die Igbos, einen Stamm der Ibos, unsicher gemacht. Sie beraubten alle Reisenden und verkauften sie als Sklaven; finden sie ein Pferd, so verzehren sie es auf der Stelle. Die Sicherheit dieser Straße ist aber für den Handel wichtig, denn europäische Handelswaaren und Schießpulver gelangen von der Küste auf diesem Wege nach Idda. Die Macht des Ata erstreckt sich auch über die Eingebornen der Akpoto-Berge, die sich in jenem Dreieck hinziehen, welches südlich vom Einfluß des Tschadda in den Niger liegt und sich bis zum Nitschilande hinzieht. Das Volk, welches Idda gegenüber am Niger wohnt, führt den sonderbaren Namen Kukuruku; denn ähnlich wie dieses Wort klingt der Schrei, mit dem sie sich gegenseitig anrufen.

Endlich am Sonnabend erschienen zwei Eunuchen des Königs bei Crowther, dankten demselben für die bewiesene Geduld, legten ihm den Titel Lemamu, Hauptpriester, bei und versprachen, daß er am kommenden Tage vorgelassen werden solle. Wirklich führte am andern Tage ein Eunuche Herrn Crowther nebst seinen Begleitern Aboko und Abraham zum Palaste des Königs. Zuerst mußten

sie bei einer alten Dame, die Onupata hieß, vorsprechen, welche sie dann zu Ogbe, dem Hauptennuchen des Königs, entließ. Bei diesem mächtigen, einflußreichen Mann wurde Crowther mit Kolanüssen und Palmwein bewirthet und darauf zum Könige geführt. Eine halbe Stunde mußte unter einem Baume gewartet werden, bis alle Vorbereitungen zum Empfange gemacht waren. Crowther hatte den Ata bereits einmal im Jahre 1859 besucht. Er fand ihn nun in demselben Zimmer, ganz in der nämlichen Kleidung. Der König begrüßte den Reisenden herzlich und hieß ihn auf einer Matte Platz nehmen. Nach einer Pause begann das Gespräch, und Abraham machte den Dolmetscher; der Bischof sprach Nupe, was Abraham in Igara übertrug, obgleich der König selbst das Nupe, die Handelssprache an diesem Theile des Niger, versteht.

Crowther trug nun sein Anliegen vor; er wünschte dreierlei: Erstens, daß der König die Erbauung einer Kirche und Schule in Idda gestatten möge. Zweitens, daß er die Offiziere des englischen Schiffes „Investigator" bei sich empfangen möge. Obgleich diese schon dreimal durch Idda gekommen und von anderen Fürsten freundlich begrüßt worden seien, habe er sie doch noch nie bei sich gesehen. Endlich möge der König den Streit mit Aboko's Familie beilegen, in Folge dessen ein großer Theil der Stadt jetzt leer stehe.

Während dieser Ansprache war der kleine Hofraum von einer neugierigen, aber lautlosen Menschenmenge angefüllt, welche auf die Entscheidung des Ata wartete. Diese fiel sehr diplomatisch aus. Gegen die Erbauung von Schule und Kirche sei nichts einzuwenden, allein, ehe eine endgiltige Antwort ertheilt werden könne, müsse noch die Meinung der Räthe gehört werden. Daß die Offiziere des Investigator noch nicht empfangen worden seien, läge an diesen selbst, denn ihr Aufenthalt habe stets nur sehr kurze Zeit gedauert. Der dritte Punkt aber müsse so wohlweislich überlegt werden, daß er unmöglich schnell zu beantworten sei.

Es folgte nun die Ueberreichung der Geschenke, welche in einem großen weißen Kalikogewande, seidenen Schärpen, Sammetmützen u. s. w. bestanden. Der Ata war darüber hoch erfreut und gab als Gegengeschenk 20 Kolanüsse, zwei Centner Yams, vier Töpfe Palmwein, ein Schaf und eine Ziege. „Dann verlangte er meine Uhr zu sehen, und ich mußte sie ihm ans Ohr halten, damit er ihr Ticken vernehmen konnte. Außerdem machte er einige Bestellungen auf europäische Artikel, die ihm zugesandt werden sollten."

Bischof Crowther hatte viel Mühe und Noth, sein Fahrzeug wieder zu erlangen. Denn während er auf Audienz beim Könige wartete, hatten die Neger dasselbe anderweitig vermiethet, und so verlor er wiederum einige Tage. Die Neger, welchen die Zeit überhaupt ein gleichgiltiges Ding ist, belogen und betrogen den guten Bischof, der selber ein Schwarzer ist, überhaupt wo sie konnten. Er traf später in Igbebe mit Dr. Baikie zusammen, der sich damals auf dem „Investigator" einschiffte und seine letzte Reise antrat. Er starb bald darauf in Sierra Leone.

Ethnographische Schilderung der Wogulen.*)

I.

Die Begrenzung des Wogulengebietes. — Geringe Kopfzahl des Volkes. — Sie sind ein Jägervolk. — Elenthiere, Zobel, Eichhörnchen und ihre Jagd. — Fischfang. — Ackerbau, Viehzucht. — Rennthiere.

Oestlich von dem mittlern Ural, zwischen dem 59. und 64. Breitengrade, laufen parallel mit diesem Gebirge neben einander drei oder vier niedrige und schmale Landrücken, welche ganz und gar vom Ural isolirt sind und auch unter sich in keiner Verbindung stehen. Zwischen diesen, in dem Russisch der dortigen Gegend Uwal genannten, Landhöhen entstehen und fließen eine Menge zum Theil recht großer Flüsse, welche entweder unmittelbar oder durch andere Flüsse in den Riesenfluß des Irtysch-Ob fallen, und von denen die bedeutendsten folgende sind: 1) die Tura, welche von W. nach O. fließt und in den Tobol fällt; 2) die Tawda, die aus zwei parallel nach SO. laufenden Flüssen, der südlichen Soswa und Loswa entsteht; die Tawda nimmt den von N. kommenden Pelym auf und fällt gleichfalls in den Tobol; 3) die Konda, welcher große Fluß während seines hufeisenförmigen Laufes eine große Menge kleinerer Nebenflüsse in sein Bett aufnimmt und in den Irtysch fällt; 4) die nördliche Soswa, die am Fuße des Urals durch Vereinigung mehrerer kleineren Flüsse entsteht, fast in der Form eines S fließt und unfern der Stadt Beresow in den Ob fällt; ihr größter Nebenfluß von W. ist die Sigwa oder Ljapina (Wogulisch Sakujä) und von S. Tapsjä.

Mit Ausnahme der Gegenden um die Tura und die südliche Soswa, wo der Ackerbau noch ganz gut gedeiht, besteht das von diesen Flüssen durchströmte Gebiet aus Wäldern und bodenlosen Morästen, auf denen der Mensch es nie versucht hat und wohl auch nie versuchen wird, seine Herrschaft geltend zu machen. Die gewöhnlichsten Baumarten in diesen unermeßlichen Wäldern sind die Fichte, Birke, Tanne, Silbertanne, Ceder, Lärche und Eberesche. Der Reichthum dieser Wälder und somit auch des ganzen Landes besteht aus den in ihnen lebenden Thieren, nämlich Bibern, die jedoch jetzt selten angetroffen werden; Füchsen (auch schon selten), Steinfüchsen, die nördlicher vorkommen; Zobeln, welche noch in großer Menge gefangen werden, nebst Hermelinen und Eichhörnchen. Neben diesen wegen ihres Felles verfolgten Thieren müssen hier als Bewohner des Waldes noch erwähnt werden das Elenthier und die gewöhnlichen Waldvögel (Haselhühner, Birkhühner und Auerhähne), welche die Bewohner zu ihrer Nahrung fangen. Die Flüsse, namentlich die nördliche Soswa und der Ob, sind reich gesegnet an Fischen von so vielen Arten, daß ihre Kenntniß und Aufzählung demjeni-

*) Nach Ahlquist in den „Mélanges russes" Tom. III.

gen unmöglich ist, der nicht längere Zeit an Ort und Stelle gelebt hat.

In diesem Lande leben seit Menschengedenken die *Wogulen*, welche nebst ihren nahen Verwandten, den Ostjaken, schon in alten Zeiten unter dem Namen *Jugrier* oder *Ugrier* bekannt waren, die sich selbst aber *Mansi* nennen.

Die südliche Grenze ihres gegenwärtigen Gebiets bilden die Flüsse Loswa und Tawda, an welchem letztgenannten Flusse man jedoch Wogulen nur noch in drei kleinen Dörfern in der Koschutschen Wolost findet; im Westen ist der Ural ihre natürliche Grenze gegen das Land der Syrjänen; im Norden geht sie nicht höher als bis zu den von Norden kommenden Nebenflüssen der nördlichen Soswa, und im Osten erstreckt sich ihr Gebiet bis zu dem vereinigten Irtysch-Ob-Fluß nur in der Gegend der Stadt Beresow, denn südlicher sind die Ufer sowohl des Ob als des Irtysch in der Gewalt der Ostjaken. In administrativer Hinsicht gehören sie zu zwei Gouvernements, nämlich zum Gouvernement Perm, wo ihr Gebiet zu den Kreisen Werchoturie und Tscherdyn gehört, und zu dem Gouvernement Tobolsk, wo ihr Land sich in den Kreisen Turinsk und Beresow befindet. Ihre *Anzahl* ist im Verhältniß zu dem großen Ländergebiet, das sie besitzen, *höchst gering*. Im Gouvernement Tobolsk gibt es etwa 900 abgabenpflichtige Seelen, wonach, wenn auf jede abgabenpflichtige Seele sechs steuerfreie gerechnet werden, was ungefähr das richtige Verhältniß zu sein scheint, die Zahl der Wogulen in diesem Gouvernement sich auf etwa 5400 Personen belaufen würde; im Gouvernement Perm dagegen soll ihre Zahl nicht 900 Personen übersteigen; somit beträgt die Gesammtzahl der Wogulen nicht ganz sechs und ein halbes Tausend Personen beiderlei Geschlechts. Ursache dieser so schwachen Bevölkerung sind die Strenge des Klimas und die rauhe Lebensweise, die Abnahme der Pelzthiere und die daraus entstehende allgemeine Armuth, die hohe Traunngsabgabe, welche Veranlassung ist, daß mancher wogulische Jüngling aus Unvermögen dieselbe zu erlegen unbeweibt bleiben muß. Im beresow'schen Kreise wird das Heiraten auch durch die Sitte, den *Kalym* (Brautgabe) zu zahlen, erschwert. Zu den allgemeinen Ursachen der geringen Bevölkerung müssen auch Seuchen gerechnet werden, von denen die Blattern und die Syphilis große Verheerungen unter den Wogulen angerichtet haben. In der Nachbarschaft der Russen nimmt ihre Anzahl auch dadurch ab, daß mancher Wogule sich zu den Russen auf Arbeit begibt, der Lebensweise seiner Heimat fremd wird, sich an die der Russen gewöhnt, Geschmack am Branntwein gewinnt und auf diese Weise sich von seinem Volke verliert. Ueberhaupt klagen die hiesigen Beamten darüber, daß die *Zahl der Wogulen wie der Ostjaken von Jahr zu Jahr abnehme*, ein Loos, das sicher allen solchen Völkern zu Theil wird, welche *mit der Civilisation in Berührung kommen* und sich nicht unter ihre Herrschaft beugen wollen.

Hinsichtlich der Lebensweise können die Wogulen ein *seßhaftes Jägervolk* genannt werden. Nebenerwerbszweige sind im Süden an der Loswa und am Pelym etwas Ackerbau und Viehzucht und im Norden an der Soswa Fischfang und etwas Rennthierzucht. Die Jagd aber ist die vornehmste und liebste Beschäftigung des Wogulen. Diese betreibt er sowohl von Hause aus als auch aus *Jurten*, die er in Entfernung einer, zweier oder dreier Tagereisen von den Heimatsjurten errichtet. Die Jagd beginnt im August und September mit der Elensjagd, da diese Thiere in dieser Jahreszeit sehr fett sind. Die *Elenthiere* halten sich gern auf trocknen Morastinseln auf, wo das grüne Gras ihr Hauptfutter ausmacht, und um solchen Graswuchs zu befördern, geschieht es nicht selten, daß der Wogule solche Stellen anzündet, wodurch die vielen *Waldbrände* zu erklären sind, welche auch in Sibirien die hier freilich noch werthlosen Wälder verheeren. An solchen Stellen findet der Wogule bald die Spur der Elenthiere und beginnt dieselben mit seinen Hunden zu verfolgen, welches Verfolgen oft vier bis fünf Tage, bisweilen sogar eine Woche dauert, bevor das Elenthier den Jäger so nahe kommen läßt, daß er es schießen kann. Ist der Schuß glücklich, so schlachtet er das gefällte Thier auf der Stelle und errichtet in einem Baume oder auf hohen Pfosten ein kleines Vorrathshaus, wo er das in dünne Streifen geschnittene Fleisch trocknet und es vor Bären und anderen Raubthieren bis zum Winter, wo er es abholt, verwahrt. An solchen Aufenthaltsörtern der Elenthiere werden auch große Bogen aufgespannt, welche beim Herannahen des Thiers losgehen und dasselbe tödten. Deshalb heißen sie im Russischen *Selbstschießer*. Später im Herbst, wenn die *Pelzthiere* volles Haar bekommen haben, wenn durch das Frieren der Sümpfe und Wasserzüge der Waldgang leicht geworden ist, und wenn der erste Schnee die Spuren der Thiere verräth, beginnt die eigentliche Jagd, die hauptsächlich aus *Zobeljagd* besteht. Dieses Thier wird fortan auf mancherlei Weise den ganzen Winter hindurch bis zum Frühling gefangen, da der Schnee nicht mehr Mann und Hund tragen kann. Bei dieser Jagd ist ein guter Hund ein unschätzbares Ding, und für einen solchen bezahlt man auch bei den Wogulen bis gegen 30 Rubel, und die kleinen Schooßhunde, welche alte Damen in den Städten lieben, werden nicht so gut gehalten, als die Wogulen ihren Hund halten, welcher auch an Treue und Gehorsam diese seine Stadtfreunde weit hinter sich läßt. Der Preis des Zobels ist verschieden nach seiner Güte: von 4 bis 10 Rubel Silber, und bei dem Erlegen des Jasaks nimmt die Regierung einen guten Zobel für die Steuer dreier Seelen an. Ein anderes kleines Thier, das noch öfter als der Zobel sein Fell den Wogulen überlassen muß, ist das *Eichhorn*, welches das ganze Jahr hindurch erlegt wird und zwar eben so sehr zum Vergnügen wie auch als wirkliche Arbeit. Der Wogule begibt sich nämlich nie ohne Hund, Gewehr und Axt aus seiner Jurte. Tritt er seine Wanderung zu Fuß an, so folgt ihm der Hund; begibt er sich zu Boot irgendwohin, so läuft der Hund am Flußufer entlang, während er sich selbst allgemach im Boote vorwärts arbeitet. Der Hund findet dann bald ein Eichhorn und gibt dies durch Bellen seinem Herrn zu erkennen, welcher jedoch allzu sparsam mit Pulver und Schrot ist, um dasselbe zu schießen. Mit dem Axtrücken klopft er auf den Baum, wo das Eichhorn sitzt; fällt dieses bei dem Sprunge auf einen andern Baum nicht zu Boden, so wird das Scheuchen durch Baumklopfen so lange wiederholt, bis das Eichhorn nicht mehr von Baum zu Baum springt, sondern störrisch sitzen bleibt. Dann wird der Baum niedergehauen und bei seinem Fall das Thier der sichere Raub des aufmerksam wartenden Hundes. Der Preis des Eichhorns wechselt zwischen 6 und 10 Kopeken Silber. Seltener wird der Fuchs erlegt, der schwer zu fangen ist, und noch seltener ist natürlich die Erlegung eines Bären. Waldvögel fängt man mit Fallen, die nicht allzu weit von der Heimat aufgestellt werden, so daß die Weiber und andere schwächere Personen sie leicht beaufsichtigen können. Im Frühjahr werden auch eine große Menge Seevögel getödtet, die man in Reusen fängt oder mit dem Bogen schießt, welche Waffe noch in jeder Wogulenjurte vorkommt.

Der *Fischfang*, welcher an der Tawda und deren

Nebenflüssen nicht besonders einträglich ist, wird dort im Winter gewöhnlich so betrieben, daß ein Fluß oder Bach an einer geeigneten Stelle in der Nähe der Wohnung ganz und gar gesperrt wird und große aus Kienspleißen verfertigte Reusen in die Oeffnungen, welche man in dem Wehre gelassen hat, ausgestellt werden. Dieser Fang kann eben so von Weibern und anderen Hausgenossen betrieben werden. Für die Wogulen an der nördlichen Soswa aber ist der Fischfang von größerm Werth und größerm Nutzen. Sobald die Flüsse im Frühjahr aufgegangen sind und das Flußwasser ein wenig gesunken ist, sammeln sie sich in großen Schaaren an den Flußmündungen und Sandbänken sowohl an der Soswa als am Ob und bleiben an diesen Stellen in Borkenjurten den ganzen Sommer hindurch bis zum September, so daß die Elensjagd dadurch Vielen unthunlich wird. Das gewöhnliche Fischgeräth ist hier das Zugnetz, und derjenige, der kein Fischerdorf an der Soswa oder am Ob gesehen hat, kann sich schwerlich eine Vorstellung machen von der Fischmasse, die hier jährlich gefangen wird. Der Wogule salzt seine Fische nie ein, theils weil er dies für überflüssigen Luxus hält, theils auch aus der Ursache, daß er schwerlich Rath schaffen könnte, um so viel Salz einzukaufen, als dazu erforderlich sein würde. Was er nebst seiner Familie und seinen Hunden nicht an Ort und Stelle verzehrt — und dies ist nicht wenig —, wird zum Winterbedarf in der Sonne getrocknet oder auf Gerüsten um die Feuerstelle herum geräuchert.

Wer etwas in Rußland gereist ist, hat wohl bald genug bemerkt, daß in den Städten neben Pfefferkuchen und anderen solchen Leckerbissen auch ihm unbekannte Körner von der Größe einer Bohne verkauft werden, welche das niedere Volk allgemein namentlich an Sonn- und Festtagen kaut, und von denen die russischen Kaufmannsfrauen so fett werden sollen. Diese Körner sind Nüsse, die in den Cederzapfen wachsen, und deren Sammeln für die armen Wogulen Sibiriens und auch für die Russen im nördlichen Theil Sibiriens ein wichtiger Nebenerwerbszweig ist. Ein Pfund dieser Nüsse kostet z. B. in Kasan 7 bis 8 Kop. Silber, an Ort und Stelle aber ist der Preis eines Puds zwischen 90 Kop. und 1 Rubel 50 Kop. Silber. Ist das Jahr reich an Nüssen, so kann eine Familie ohne große Mühe mehrere Zehente von Puden einsammeln und auf diese Weise leicht ein hübsches Stück Geld verdienen.

Wie oben erwähnt wurde, beginnen die an der Loswa und am Pelym wohnenden Wogulen auch etwas Ackerbau zu treiben, womit Viehzucht und Halten von Pferden natürlich verknüpft sind. Die Russen in Pelym und in dessen Nähe führen allgemein Klage, daß der Ackerbau in diesen Gegenden nicht mehr so recht gedeihen wolle. Aber einen ganzen Breitengrad nördlicher als die Kirche von Pelym oder ein Stück südlich vom 61. Grade hat in einem Wogulendorfe Namens Massau, das nach dem Ural zu vom Pelymfluß abwärts liegt, ein Wogule sich nach und nach so gute Aecker angelegt, daß er sammt seiner großen Familie hinreichenden Brotvorrath von seinen eigenen Aeckern hat und in guten Jahren auch eine bedeutende Menge Getreide verkauft. Dies scheint zu beweisen, daß der Ackerbau hier noch die Mühe des fleißigen Arbeiters lohnt, obwohl freilich der Frost recht oft seine Hoffnungen zerstört. Es muß jedoch bemerkt werden, daß dieses Dorf der letzte Ort gegen Norden ist, wo Ackerbau vorkommt, denn in dem 30 Werst nördlicher belegenen Aetimje-paul werden nur Rüben gebaut und auch diese nur in geringer Menge. Dieses letztere Dorf ist an diesem Fluß die letzte Stelle, wo Pferde vorkommen.

Statt der Pferde halten die beresow'schen Wogulen Rennthiere. Wenige haben jedoch mehr als einige Zehente, und ein Wogule am obern Lauf der Tapsjä, der ungefähr 200 Rennthiere besitzt, wird in diesen Gegenden für einen sehr reichen Mann gehalten, während er in der Gegend von Obdorsk, wo reichere Samojeden mehrere Tausende dieser Thiere besitzen, fast für einen armen Schlucker angesehen werden würde. Die Vortheile der Rennthierzucht sind zu allgemein bekannt, um hier beschrieben zu werden; es mag jedoch bemerkt werden, daß die Nomaden des sibirischen Nordens es nicht so wie die Lappen in dem finnischen und skandinavischen Norden verstehen, die Rennthiere zu melken, wodurch kein geringer Theil ihres Ertrages ihnen verloren geht. In der Gegend von Beresow trifft man jedoch bei wohlhabenden Wogulen auch Viehzucht und Pferde, obwohl das hohe Flußwasser in den beiden letzten Jahren alle Heuernte unmöglich machte, wodurch sowohl die Russen als Wogulen und Ostjaken in diesen Gegenden gezwungen waren, ihr Vieh abzuschaffen.

Das Land oder vielmehr der Wald ist den Wogulen Gemeingut, so daß ein jeder das volle Recht hat, dort, was er vermag, zu fangen und zu erlegen. Am Pelym, wohin südlicher wohnende Russen kommen, um im Winter zu jagen, lassen die Wogulen sie nicht anders in ihre Wälder als in ihrer Gesellschaft, und so vereinigen sich Russen und Wogulen zu einer kleinen Jagdgesellschaft, in welcher der Wogule sein Jagdrecht mit dem Russen theilt und dieser ihn dagegen mit Brot versieht, alle Beute aber zu gleichen Theilen getheilt wird. Mit dem Fischwasser dagegen ist man genauer, so daß jede Flußmündung oder jede andere Fischstelle ihre bekannten Eigenthümer hat, von denen die Russen dieselbe nur durch Pacht zum Benutzen erhalten können.

Aus allen Erdtheilen.

Leben und Treiben im Yankeelande.

I.

Unsere politischen Zeitungen enthalten nur sehr dürftige Nachrichten aus und über Nordamerika. Sie geben dann und wann Sensationsberichte über Kriegsbegebenheiten, schildern die Operationen der Generale und machen „große Politik" vom Parteistandpunkte der respektiven Correspondenten aus. Nun trifft es sich, daß fast alle diese Correspondenten einer und derselben Partei angehören, der radikal-republikanischen, und im Sinne derselben schreiben sie. Manche unserer rothen Demagogen von Anno 1848 und 1849 sind auf der andern Seite des Atlantischen Oceans recht in ihrem Fahrwasser; nachdem ihre Partei im Yankeelande zur Herrschaft gelangt ist, können sie triumphiren. Es wiederholt sich dort eine Erscheinung, die unter Napoleon dem Ersten beobachtet wurde, die nämlich, daß die wildesten

Jakobiner die gefügigsten Werkzeuge des Autokraten wurden und alle Gewaltmaßregeln desselben vertheidigten. Die alten Künste haben manche unserer deutschen Demagogen in Amerika nicht verlernt; sie wissen noch eben so gut wie vormals mit hochtönenden Phrasen umzugehen und das, was sie plausibel machen wollen, einseitig von ihrem Parteistandpunkt aus zu schildern. Sie verstehen es meisterhaft, Dinge zu verschweigen; sie sind auch mehr als dreist geworden, denn sie haben von den Yankees Allerlei gelernt. So lasen wir jüngst in einer leipziger Zeitung den Nachweis, daß die Vereinigten Staaten sich, auch finanziell, nie in einer glänzendern Lage befunden hätten als gerade jetzt. Die Geldhändler in Neuyork haben nämlich ein Interesse daran, behaupten zu lassen, daß es mit den Finanzen der Union keineswegs schlimm stehe.

Das Stellenjagen hat man den Yankees auch abgelernt und manche Correspondenten sind mit, wenn auch nicht gerade fetten Aemtern begnadigt worden; denn die letzteren bleiben zumeist den Native Americans vorbehalten. Indessen man hat ein Amt, und weß' Brod man ißt, deß' Lied singt man. Mit der Moral wird es ohnehin nicht genau genommen; wir selber haben das erfahren. Die erörternden Artikel, welche der Globus dann und wann über die Verhältnisse im Yankeelande gebracht hat, sind von manchen nordamerikanischen Blättern abgedruckt und gebilligt worden. Das war verdrießlich für die radikal-republikanischen Lincolnmänner, und einer derselben ging so weit, in einem augsburger Blatte sceptisch zu bemerken, daß die südlichen Rebellen kein Geld sparten, um auch auf dem europäischen Festlande Federn für ihre Sache zu gewinnen! Wir unsrerseits wissen zwar nicht, ob die Finanzen der Südstaaten für dergleichen Bestechungen ausreichen, aber so viel ist ausgemacht, daß Präsident Jefferson Davis nicht, wie Präsident Lincoln, an neuyorker Correspondenten Stellen zu vergeben hat.

An diesen Leuten selbst ist allerdings wenig gelegen, sie treiben eben ihr Handwerk, theils als Fanatiker, theils als Industrielle; es ist aber schlimm, daß sie das lesende Publikum in Deutschland irre führen, indem sie die Begebenheiten nur einseitig und zumeist in falschem Lichte darstellen und, wir wiederholen es, viele charakteristische Thatsachen verschweigen. Wir wissen nicht, ob in den Redaktionen der Zeitungen Deutschlands viele Männer sind, welche sich die Mühe gegeben haben, den amerikanischen Verhältnissen ein eingehendes Studium zu widmen, aber so viel ist uns klar, daß die meisten Blätter, welche Correspondenzen aus Neuyork mittheilen, durchaus einseitige Parteiberichte bringen, nicht bloß in Bezug auf die gegenseitige Stellung von Norden und Süden, sondern auch in Betreff der inneren Verhältnisse.

Wir unsrerseits können uns auf eine Polemik nicht einlassen; der Globus ist ohnehin keine politische Zeitung, aber er ist eine Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde, und es liegt innerhalb seines Bereiches, den Umwandlungen zu folgen, welche sich in einem so großen und jedenfalls interessanten Gebiet ereignen. Es gewährt außerdem ein nicht geringes Interesse, zu beobachten, wie das Volk in einer großen Republik mehr und mehr von den Ueberlieferungen aus der bessern Zeit abfällt und sich selber Zustände bereitet hat, die in vieler Beziehung weit schlimmer sind, als die von den Yankees so oft und so arg geschmäheten Verhältnisse der europäischen Staaten. Der Hochmuth ist vor dem Fall gekommen.

Wir wollen jetzt, wie wir auch früher zumeist gethan haben, Thatsachen reden lassen und amerikanische Stimmen hören, in buntem Durcheinander. Heute theilen wir Allerlei, aus einer Reihe von Nummern der kriegsdemokratischen „Neuyorker Staatszeitung" mit; in späteren Aufsätzen werden wir auch andere Quellen benutzen.

*

Zur Polizei-Statistik der Stadt Neuyork. Während des am 31. October 1864 abgelaufenen Jahres wurden in der Stadt Neuyork 54,751 Verhaftungen vorgenommen. Von den Verhafteten waren 36,273 männlichen und 18,478 weiblichen Geschlechts. Unter denselben sind beinahe alle Nationen vertreten, jedoch sind mehr als die Hälfte davon Irländer; 29 Proc. sind Amerikaner und 21. Proc. kommen auf alle anderen Nationen, von welchen die Deutschen am stärksten vertreten sind. Nach Deutschland kommt England, und am Ende der Reihe kommen Sicilien, Griechenland und die Türkei, welche je ein Procent zu der Gesammtzahl stellten.

Die tabellarische Uebersicht des Alters der verschiedenen Verhafteten zeigt, wie früh die Jugend, und besonders das männliche Geschlecht, die Verbrecherlaufbahn beginnt, und wie bedeutend noch die Zahl der über 50 Jahre alten Gesetzesübertreter ist. Folgendes sind die offiziellen Zahlen:

Alter.	Männl. Geschlechts.	Weibl. Geschlechts.	Zusammen.
Von 10 zu 15	3,020	420	3,440
„ 15 zu 20	3,753	1,588	5,411
„ 20 zu 25	6,980	3,745	10,725
„ 25 zu 30	7,167	4,312	11,477
„ 30 zu 40	8,517	5,038	13,555
„ 40 zu 50	4,709	2,479	7,188
„ Ueber 50	2,127	787	2,914
Total			54,751

Nach ihrer Beschäftigung klassifizirt findet man unter den Verhafteten „die gebildeten Stände" auffallend stark vertreten. Es waren darunter 67 Advokaten, 2 Schriftsteller, 30 Künstler, 17 Schauspieler, 23 Schauspielerinnen, 1336 Clerks, 5 Copisten, 5 Redakteure, 11 „Gentlemen", 405 Kaufleute, 81 Musiker, 3 Marineoffiziere, 18 Reporters, 3 Studenten, 23 Polizisten und 56 „Wächter". Von den Verhafteten waren 23,432 verheirathet und 31,319 ledig; 37,890 konnten lesen und schreiben; 564 konnten nur lesen und 16,297 konnten weder lesen noch schreiben.

Eine kleine Vergnügungsreise. Warren Leland, Vorsteher des Metropolitan Hotels in Neuyork, traf wieder in hiesiger Stadt ein, nachdem er eine viermonatliche Reise durch den großen Nordwesten gemacht hat. Leland benutzte die Ueberlandroute vom Missouri durch Kansas, Nebraska, Colorado und Utah, und von da nördlich durch Montana, Idaho und Washington Territorium nach Victoria auf Vancouvers Island. Von da wandte er sich wieder südlich, berührte Oregon und hielt sich einige Tage in San Francisco auf, um sich für seine Heimreise über das Nevada-Gebirge via der Salzseestadt vorzubereiten.

Leland hat in der kurzen Zeit von vier Monaten ungefähr 9000 Meilen zurückgelegt, davon fuhr er wenigstens 4000 im Wagen, 500 auf Dampfbooten auf dem Columbia, 1000 zur See, von Victoria nach San Francisco, und die übrigen 3000 legte er mit der Eisenbahn zurück.

Er hatte auf dieser Reise Gelegenheit, zwei oder drei Indianergefechten zuzusehen. Am Platte River amüsirte er sich mit der Büffeljagd, auf den Laramie Plains mit dem Jagen von Antilopen. In den Bannock Mountains beschäftigte er sich mit dem Fangen von Bären und an den Cascade Falls mit Lachsstechen. Leland wohnte einer Gerichtssitzung des Sam Patche, Haupt der Schlangen-Indianer, bei, welch letzterer einen Krieger tödtete und skalpirte, weil er sich bei dem Stehlen von einem Pferde hatte erwischen lassen. In der Salzseestadt wohnte Leland dem Jahresball bei, welchen Brigham Young den Mitgliedern der Utah Assembly zu geben pflegt. Er wurde bei dieser Gelegenheit ungefähr 20 Frauen des alten Sünders vorgestellt und tanzte mit einem halben Dutzend derselben. So angenehm die Reise im Ganzen war, so hätte sie doch bald ein sehr unglückliches Ende genommen. Als Leland durch Julesburgh, 500 Meilen westlich vom Missouri, kam, überfiel eine Bande Sioux-Indianer das Städtchen, ermordete die Einwohner und unterbrach jede Postverbindung.

Zur Dampferfahrten-Statistik. Die verschiedenen zwischen Neuyork und europäischen Häfen fahrenden Dampfer haben im verflossenen Jahre 135,317 Passagiere befördert.

Die kürzeste Fahrt ostwärts machte der Cunard-Dampfer Scotia, welcher am Weihnachtstag nach einer Fahrt von neun Tagen und drei Stunden in Liverpool ankam. Die längste Fahrt ostwärts war die der Hansa, welche von hier nach Southampton, wo sie am 14. April ankam, 18 Tage und eine Stunde brauchte. Die kürzeste Fahrt hierher machte der Cunard-Dampfer China, welcher am 23. August nach einer Fahrt von neun Tagen und 17 Stunden von Liverpool hier ankam. Die längste Fahrt westwärts machte die Bavaria, welche am 7. December nach einer Fahrt von 20 Tagen und 19 Stunden hier eintraf.

Gescheitert sind im Jahre 1864 vier Dampfer, nämlich der Bohemian von der Montreal-Compagnie, mit welchem 39 Passagiere zu Grunde gingen, der Jura von derselben Compagnie, die City of Neuyork von der Inman-Linie, und die Iowa von Malcomsons londoner Linie, im Dezember bei Cherbourg gescheitert.

Kriegsgerichtliche Urtheile. Die Aussprüche des Kriegsgerichts, das im November 1864 über die Fälle von 48 Offizieren aburtheilte, sind offiziell veröffentlicht worden. Unter den gerichteten Offizieren befanden sich zwei Oberstlieutenants, drei Majore, 15 Hauptleute und 26 Lieutenants. Sie waren verschiedenartiger Vergehen angeklagt, haben falsche

Meldungen gemacht, sind ungehorsam gegen die erhaltenen Befehle gewesen, haben betrügerischer Weise Geld empfangen, sich vor dem Feinde schlecht betragen, mit gemeinen Soldaten gespielt und getrunken 2c. und 15 waren besoffen. Beinahe alle wurden mit Dienstes-Entlassung bestraft. Ein westlicher Major wurde zur Cassation verurtheilt, weil er einem andern Offizier eine Herausforderung zum Duell geschickt hatte; das Urtheil wurde jedoch gemildert und die Dienstes-Entlassung in einen Verweis umgewandelt.

Das Brandmal für weiße Soldaten. Es war vor etwa 10 Jahren im Staate Kentucky Brauch, bösartigen Verbrechern die ganze Nase mit Höllenstein schwarz zu färben, damit Jedermann sie erkenne, falls sie etwa entkommen wären. Diesen sinnreichen Gedanken hat Präsident Lincoln anderweitig verwerthet. Wir lesen nämlich in der „Newyorker Staatszeitung" Folgendes:

„General-Profoßmarschall-Amt
Washington, 13. August 1864.

Dr. J. H. Whitmore, Arzt des Enrollirungs-Board zu Springfield, Illinois.

Doktor! Nachträglich zu meiner Empfehlung alle verworfenen Rekruten und Substituten zu zeichnen, empfehle ich auch das Markiren aller acceptirten Rekruten und Substituten durch ein in das Kreuz eingeätztes I.

Dadurch wird, wie ich glaube, in großer Ausdehnung dem Bounty jumping vorgebeugt werden. Ihr Freund

J. H. Barter, Surgeon
der Vereinigten Staaten Vol. und Chef des Medicinal-Bureau des General-Profoßmarschall-Amts."

Wie ersehen also aus dieser infamen Ordre, daß es, wir können nicht angeben wie lange vor dem 19. August, die Praxis der Lincoln'schen Profoßmarschälle, resp. der ihren Offizieren beigegebenen Militärärzte war, den weißen Mann, der für den Militärdienst untauglich erklärt wird, wie einen auf den Viehmarkt getriebenen Vierfüßler mit einem Brandmal zu versehen. In einer neulich in Connecticut gehaltenen Rede machte Mr. Burn eine Angabe, die ihm Niemand glauben wollte, nämlich: „daß in Morris County, New-Jersey, zehn Leute von Militärärzten gebrandmarkt worden seien, und daß in anderen Staaten ebenso verfahren werde".

Wie wir aus verschiedenen Blättern entnehmen können, ist diese entwürdigende Praxis ziemlich allgemein eingeführt. So weit ist es also mit dem „freien" Weißen unter der „väterlichen" Regierung des Mr. Lincoln gekommen, daß man nicht nur denen ein Brandmal aufdrückt, welche körperliche Gebrechen nicht für den Felddienst befähigen, sondern der obigen Ordre nach hat man auch im Sinn gehabt, die Unionskämpfer mit diesem republikanischen Ehrenzeichen zu versehen. Die Markirung wird durch eine Höllenstein-Auflösung hervorgebracht, die bekanntlich unter der Einwirkung des Lichtes eine theilweise Zersetzung des salpetersauren Salzes und Reduktion des Silbers zu schwarzem Oxydul erleidet, das lange auf animalischer und vegetabilischer Faser haftet. Welches Entzücken müssen diese Negromanisten empfinden, wenn sie die Haut eines Kaukasiers unter dieser Operation sich schwarz färben und so das weiße „Subjekt" ihren ebenholzfarbenen Idealen ähnlicher werden sehen!

Und sollte man es für möglich halten, daß es einen Lincoln'schen Schreibknecht gibt, der sich in die Rüstung legt, die schändende Operation zu beschönigen? Man höre diesen republikanischen Volksaufklärer:

„Das schrecklich sein sollende Brandmal, über das man so viel Aufhebens im „Argus" macht, bedeutete nicht mehr, als wenn man Jemandem mit dem Finger über das Gesicht fährt. Es ist eine bloße Färbung der Haut, die noch nicht einmal wund macht.

„Der „Argus" nennt die Operation Brandmarkung, um die Weisung des Doktors als eine „infame" erscheinen zu lassen; aber wenn dieses Markiren zur allgemeinen Ausführung gekommen wäre, würde es nichts mit einer gehässigen Brandmarkung gemein gehabt haben; denn wie der Arzt selbst sagt, handelte es sich dabei nur um ein einfaches Merkzeichen. Die salpetersaure Silberlösung, welche die Entfärbung der Haut hervorbringt, verursacht keine Schmerzen, nicht einmal ein Geschwür, und die Operation hatte den löblichen Zweck der Verhütung von Betrug."

Doch selbst der Bande in Washington war die Dr. Barter'sche Medicin zu drastisch, denn am 26. August schrieb derselbe an das „Surgeon Board" für die Enrollirung in Albany:

„Doktor! Der General-Profoßmarschall weist mich an, daß, im Falle Sie Substituten oder Rekruten auf irgend einem Wege markirt haben, diese Praxis ohne Weiteres eingestellt werden soll

Ich bin 2c. 2c.

J. H. Barter,
Chef des Med.-Off. des Gen.-Prof.-Marsch.-Bureau."

Ludwig Leichhardt in Australien. Endlich sind Spuren unsers Landsmannes aufgefunden worden, doch vermissen wir noch immer genaue Kunde über sein Schicksal. Leichhardt war der erste Reisende, welchem es, 1845, gelang, von der Moretonbay in der heutigen Colonie Queensland, welche früher zu Neusüdwales gehörte, landeinwärts bis zum Carpentariabusen und Port Essington vorzudringen. Im Jahr 1847 trat er, wohlausgerüstet, eine zweite Expedition nach Nordwesten an, um Australien in seiner ganzen Breite bis zum Schwanflusse zu durchwandern, und ist seitdem verschollen. A. Gregory, Walker und Burke, der bekanntlich selber verunglückte, waren angewiesen, auf ihren Entdeckungsreisen in Nordaustralien Alles aufzubieten, um über Leichhardt ins Klare zu kommen, doch blieben ihre Bemühungen vergeblich, und nur Walker fand Spuren von Fußtritten, welche seiner Vermuthung zufolge von Leichhardts Expedition herrührten. Nun aber ist im Dezember 1864 der Reisende Duncan Mac Intyre aus Glendower in der Colonie Victoria von einer Expedition nach dem Carpentariabusen zurück gekommen und hat sichere Nachrichten mitgebracht. Er war (das Datum finden wir nicht angegeben) vom Paroo aufgebrochen, unter 26° 10' südlicher Breite über den bekannten und in Folge der jüngsten Entdeckungsreisen vielgenannten Coopers Creek gegangen und folgte dem Laufe dieses Flusses bis 25° 50'. Dann nahm er seine Richtung nach Nordwesten und entdeckte einen bisher unbekannten Fluß, welchen er Dod River benannt hat. Immer eine nordwestliche Richtung inne haltend, kam er zu dem von Mac Kinlay entdeckten Müllerfluß, welchen er unter 23° südlicher Breite überschritt. Einen Längengrad weiter westlich, etwa unter 22° südlicher Breite, fand er Spuren, die von Ziegen oder Schafen, Ochsen oder Pferden herrührten, und zwar in einer Gegend, welche bisher kein Entdecker betreten hatte. Dort entspringt auf einem nordwestlich laufenden Gebirgszug ein bisher nicht bekannter Hauptnebenfluß des Flinders; jenem folgend erreichte Mac Intyre den letztern unter 20° 40' südlicher Breite, etwa einen Längengrad westlich von dem Punkte, wo Burke und Wills zwei Pferdegerippe gefunden hatten. Kein Reisender, der nach Leichhardt dort gewesen ist, hat in jener Gegend Pferde eingebüßt. Als Mac Intyre auf seiner Rückreise den östlichen Hauptstrom des Flinders entlang zog, fand er an dessen westlichen Ufern, unter 20° südlicher Breite zwei Bäume, in deren jedem ein großes L, ohne Nummerbezeichnung, eingeschnitten war. Diese Buchstaben rühren ganz gewiß von Leichhardt her, der dort ein Lager gehabt haben muß. Die Rinde auf den Einschnitten ist einige Zoll hoch überwachsen, die Einschnitte sind also nicht in der neuern Zeit gemacht worden. Andere Spuren sah man an jener Stelle nicht, denn die Bäume finden sich an einer Stelle, welche in der Regenzeit überschwemmt wird. — Man kennt also nun wieder einen Punkt, wo Leichhardt verweilt hat; über das Ende seiner Expedition wissen wir aber immer noch nichts, während es an Sagen und Vermuthungen keineswegs mangelt. So haben im vorigen Jahre Eingeborne erzählt, daß vor etwa 16 Jahren im heutigen Distrikt Bunderaballa mehrere Weiße getödtet worden seien; nach Anderen wären sie aus Mangel an Wasser verschmachtet; wieder Andere sagen, sie seien durch einen furchtbaren Hagelsturm erschlagen worden. In Australien nehmen auch jetzt manche Colonisten die Wahrscheinlichkeit an, daß Leichhardt selbst oder irgend einer seiner sechs Gefährten noch am Leben sein könne, und sie berufen sich dafür auf die Thatsache, daß Buckley, ein entronnener Sträfling, nicht weniger als 31 Jahre unter den Eingebornen in der Gegend von Port Phillip verweilt habe, ehe er wieder einen weißen Menschen erblickte. Auch King, ein Mitglied von Burke's Expedition, lebte längere Zeit unter den Eingebornen. Wie dem aber auch sein mag, seit Mac Intyre's Heimkehr sind die Colonisten in Victoria, Neusüdwales und Queensland entschlossen, eine Expedition auszurüsten, die keine andere Aufgabe verfolgen soll, als über Leichhardts Schicksal ins Klare zu kommen

---

Wie verhält es sich mit der Entwicklungsfähigkeit der Negerkinder? Mit der seichten Redensart: „ein Mensch ist so

gut wie der andere" reicht man in der Ethnologie nicht aus; die Wissenschaft und die Erfahrung lehren, daß die verschiedenen großen Menschengruppen sehr verschiedene Anlagen und ganz verschiedene Kulturwerthe haben. Wer verständig ist, wird z. B. den Neger demgemäß behandeln und wird nicht Ansprüche an ihn machen, denen er seiner ganzen Naturanlage und Begabung zufolge nicht gerecht werden kann. Die ganze Art, der Gang und die Möglichkeit seiner Entwicklung ist anders als z. B. bei den Menschen der sogenannten kaukasischen Rasse oder bei Japanern, Chinesen &c. Es ist darum wohlgethan, den Satz von der „unbedingten Vervollkommnungsfähigkeit des Menschengeschlechts", der aller Erfahrung zum Trotz immer noch aufgestellt wird, als das zu nehmen, was er wirklich ist, als eine durchaus unbegründete Hypothese. Die „Perfectibilität" hat bei den verschiedenen Menschenrassen auch sehr verschiedene Grenzen, über welche, in der Regel und im Durchschnitt, die Angehörigen einer solchen Gruppe nicht hinaus können.

Wir lasen eben einen Bericht des Abbé Borghero an den Superior der afrikanischen Missionen zu Lyon, in welchem wir ganz verständige Bemerkungen finden. Borghero ist ein sehr gebildeter und intelligenter Mann. Er hat den König von Dahome besucht und in dessen Hafenstadt Waidah (Whydah) an der Sklavenküste eine Missionsstation gegründet. Am 10. Februar 1862 eröffnete er dort eine Schule, welche im Ganzen von etwa 150 Negerkindern besucht wird, die zwar sehr unregelmäßig erscheinen, aber guten Willen zeigen. Nun schreibt Borghero (**Annales de la propagation de la foi**, März 1865) Folgendes:

„Unser Unterricht beschränkt sich für jetzt auf Lesen, Schreiben und etwas Rechnen; Anlagen und Fassungskraft der Schüler sind ganz zufrieden stellend. Bekanntlich entwickeln sich die Menschen in den heißen Erdgegenden körperlich und auch geistig frühzeitiger als in den gemäßigten Regionen, aber ihre Intelligenz wird von dem physischen Wesen sehr stark beeinflußt und entwickelt sich nur schwach; entschieden vorwaltend sind die secundären geistigen Eigenschaften: Gedächtniß und Einbildungskraft. So lange es sich darum handelt, Etwas mechanisch zu lernen, machen die schwarzen Kinder hier rascher Fortschritte, als die europäischen, sie bleiben aber in diesem hitzigen Anlaufe bald stehen, und während die Europäer im Lernen vorwärts kommen und jeden Tag, vermöge ihrer höhern geistigen Begabung, ihre Kenntnisse vermehren, bleiben unsere Neger stationär. Ich muß diesen wichtigen Punkt stark hervorheben, denn wer unsere Negerkinder mit den europäischen vergleichen wollte, könnte das oberflächliche Urtheil fällen, daß diese Schwarzen den Weißen bei Weitem überlegen seien. Allein der Unterschied zwischen beiden wird aus Folgendem klar. Ein Schwarzer begreift schneller und leichter ein Rechenexempel als ein Weißer; sobald es sich aber darum handelt, diese Operation auf etwas Anderes als auf bloße Zahlen anzuwenden, wenn er beobachten und mit Hülfe dieser arithmetischen Operation räsonniren und daraus Schlüsse ziehen, davon Anwendung machen soll, dann weiß er sich nicht zu helfen. Der Europäer dagegen, der viel langsamer gelernt hat, wird ohne Mühe das arithmetische Gesetz verallgemeinern und aus demselben eine Menge praktischer Folgerungen ziehen. Diese Verschiedenheit tritt vom Kindesalter an durch das ganze Leben hervor; wir finden sie besonders auch in den Sprachen; in denen, welche hier in diesen Regionen geredet werden, fehlen die Bezeichnungen für abstrakte Gegenstände, und wir haben die allergrößte Mühe, einem Schwarzen abstrakte Dinge begreiflich zu machen. Man darf ein ephemeres Aufleuchten nicht für wirkliches und dauerhaftes Licht halten."

Borghero bemerkt dann, daß die größte Schwierigkeit darin liege, die Negerkinder zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten; bei den Erwachsenen ist es derselbe Fall mit dem Arbeiten.

Die Brennerbahn ist etwas über 16½ Meilen lang und erhält zwischen Innsbruck und Bozen noch 17 Stationen, nämlich: Patsch, Matrei, Steinach, Gries, Brenner, Schellenberg, Gossensaß, Sterzing, Freienfeld, Grasstein, Franzensveste, Brixen, Klausen, Waidbruck, Atzwang und Blumau. Die Bahn zieht sich also bald auf dem linken, bald auf dem rechten Sill-Ufer, und nach Ueberschreitung des Brennerjochs dann im Eisackthal weiter. 30 Tunnel und 25 größere Brücken sind zu bauen. Unter den Brücken erhalten 17 Eisenconstruction, 8 werden von Stein ausgeführt. Der Tunnel im Pflerschthal bei Ast ist 2530', jener im Mühlthal bei St. Peter 2734' lang. Das sind die beiden längsten Tunnel; erwähnenswerth sind noch der Tunnel durch den Berg Isel bei Innsbruck mit 2086' Länge, der St. Jodocus-Tunnel mit 1470', der Hofklausen-Tunnel mit 1212' Länge, der Stafflach-Tunnel mit 972' und der Sonneburg-Tunnel mit 788' Länge. Die gewölbten Sillbrücken bei Steinach und Sonnenburg haben je 80', jene bei Schloß Matrei und die bei Markt Matrei je 60' Spannweite; die eisernen Brücken bei Atzwang, Röthele und Kardaun über die Eisack erhalten je 180' Lichtweite. Gegen Ende des Jahrs 1864 waren von der auf 17,950' sich berechnenden Gesammtlänge des Tunnels ungefähr 20 Procent durchbrochen, von den Erd- und Felsarbeiten überhaupt etwa 24 Procent, von den Fluß- und Uferschutzbauten 12, und von den Stütz- und Futtermauern etwa 6 Procent sämmtlicher Arbeiten vollendet, endlich von den 451 Brücken und Durchlässen bereits 88 fertig, an 64 wurde noch gearbeitet, und 299 mußten erst ausgeführt werden. Die Station Brenner liegt 4325' hoch. Im August bis October v. J. waren auf der Bahnlinie durchschnittlich immer 11,000 Arbeiter beschäftigt. Ungeachtet der mannichfaltigen Bauschwierigkeiten besteht doch bei reger Fortsetzung der Arbeit die Hoffnung, daß die ganze Bahnstrecke bis längstens Frühjahr 1867 in Betrieb gesetzt werden kann.

Die Hypothese eines offenen Polarmeeres. Wir haben unsere Ansicht darüber bereits ausgesprochen und hervorgehoben, daß diese jetzt wieder von Sherard Osborne und Anderen aufs Tapet gebrachte Annahme durchaus nicht neu sei. Es wird in aller Ruhe abzuwarten sein, ob sie durch eine neue Polarexpedition ihre Bestätigung findet; bis dahin ist Alles lediglich Spekulation und Muthmaßung, für welche keine Thatsache spricht. Nachdem Kane's Gefährte Morton im Norden des Kennedy-Kanales ein „offenes Polarmeer" gefunden haben wollte, erhoben sich viele Einwendungen dagegen; auch wir machten unsere Zweifel geltend (in der Einleitung zu Seybts deutscher Uebersetzung von Kane's Zwei Polarreisen. Leipzig 1857. S. XVIII und folgende). Aehnliche Zweifel erhob namentlich der ausgezeichnete Kenner Grönlands, der Däne H. Rink, von welchem nachgewiesen wird, daß Kane sich mehr als eine „geographische Schwindelei", z. B. mit dem Humboldtgletscher, habe zu Schulden kommen lassen. Morton habe nur einige Breiten annähernd bestimmen können. In Polarländern sei es nicht möglich, auf größere Entfernungen zu unterscheiden, wo offenes Wasser aufhöre und die Eisdecke beginne. So hielt z. B. Kapitän Inglefield, der ein Jahr vor Kane im Smithsunde war, den äußersten Punkt des letztern für eine Insel („Napoleons des Dritten Eiland"), und hinterher hat sich ergeben, daß sie ein Vorgebirge des Grinnelllandes ist. Das offene Polarmeer, sagt Rink, ist lediglich eine Hypothese Mortons und Kane's, und Kane selber äußert, „es sei wohl möglich, daß ein späterer Polarfahrer an der Stelle, wo Morton offenes Wasser sah, eine Eisdecke finden könne". So fuhr Inglefield 1852, Kane 1853 durch den Smithsund, als er offenes Wasser hatte; hinter beiden Seefahrern schloß er sich aber dann mit Eis und blieb 1854 und 1855 fest zugefroren. Das angeblich offene Polarmeer, so betont Rink, ist weiter nichts, als eines jener Wasserlöcher, dergleichen sich zeitweilig und örtlich in dem arktischen Meere bilden. Die Eisdecke im Kennedykanal wurde allmälig dünner und trug Mortons Schlitten nicht mehr; dann kam offene See. „Dieser plötzliche Uebergang vom stehenden Eise zu einem beinahe eisfreien Wasser erklärt sich, wenn man an einer Wasserinsel in der arktischen Eisdecke angelangt war. Wenn der Kennedykanal der südliche Zirkel eines eisfreien Polarbeckens gewesen wäre, so hätte er, da doch starker Nordwind wehete, den Kanal in größerer Ausdehnung mit Treibeis füllen müssen; auf das stehende Eis mußte zuvor ein Saum von Treibeis folgen, ehe das offene Wasser begann. Ganz richtig betont Kane, daß eine brandende Bewegung gegen die Ufer ein Kennzeichen großer offener Wasserräume sei; allein in dem gegebenen Falle wird damit nichts entschieden, denn das Wasser mußte branden, weil eben ein sehr starker Nordwind blies, und es kam nichts darauf an, ob es lediglich eine Wasserinsel oder ein Theil des Oceans war." Morton hebt hervor, daß er sehr viele Seevögel gesehen habe, die nur in offenem Wasser leben, und dann seien ihm alle Zweifel geschwunden. Gerade das, meint Rink, entscheide gegen das Vorhandensein des offenen Polarmeers im Norden des Kennedykanals; denn eben solche einzelnen offenen Wasserstellen dienen weit und breit den arktischen Vögeln zum Sammelplatz, und dorthin ziehen auch Seehunde und Walrosse. Morton konnte auch gar nicht angeben, wie weit das angeblich offene Meer sich nach Norden hin erstreckt; was hinter dem steilen Cap lag, an welchem er umkehren mußte, weiß er nicht zu sagen. Und in diesen ungesehenen Raum verlegt Kane sein „offenes Polarmeer"; diese „geographisch-poetische Sünde",

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Alhambra.

II.

Tocador de la Reina. — Mirador de Lindaraja — Saal der Geheimnisse. — Der Nymphensaal. — Die maurischen Bäder. — Die Mesquita. — Der Löwenhof. — Der Löwenbrunnen. — Zegris und Abencerragen. — Saal der Abencerragen. — Saal der zwei Schwestern. — Halle der Gerechtigkeit. — Maurische Deckengemälde. — Geschichte der Alhambra. — Die Torres Bermejas. — Der Generalife.

Wir verlassen den Gesandtensaal und steigen auf einer breiten Treppe zu einer Gallerie hinauf, welche die späteren christlichen Herrscher auf der Höhe der Festungsmauer angelegt haben, die sich an den Comaresthurm anlegt und deren Dach auf maurischen Säulen von weißem Marmor ruht. In einer mit eisernen Stäben vergitterten, seitwärts ausbiegenden Fortsetzung dieses Ganges soll die Mutter Karls V., die wahnsinnige Johanna, Tochter Ferdinands des Katholischen und Isabella's von Kastilien, bis zu ihrem Tode gefangen gehalten worden sein.

Weiter im Gange fortschreitend, gelangt man zu einem kleinen viereckigen Thurme, welcher den Namen **Tocador de la Reina** oder **Peinador de la Reina** führt, zwei Ausdrücke, welche Toilettenzimmer der Königin bedeuten. Dieser kleine Pavillon, welcher früher als Betgemach der Sultane diente, scheint in der Zeit Karls V. restaurirt worden zu sein. Die Wände sind mit Fresken italienischen Geschmackes aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts geziert. Ihr Stil ist ausgezeichnet, nur sind sie furchtbar verwüstet, denn Reisende aus allen Ländern haben ihre unbedeutenden Namen und allerhand dumme Sprüche darauf gekritzelt. Die Deckengemälde sind vermöge ihrer Lage besser erhalten; sie sind in Medaillonform angebracht und stellen Büsten, Flüsse, Metamorphosen und andere mythologische Gegenstände dar. Die Meister dieser Malereien waren die Spanier Bartolomé de Ragis, Alonzo Perez und Juan de la Fuente. Ausgeführt wurden sie im Jahre 1524.

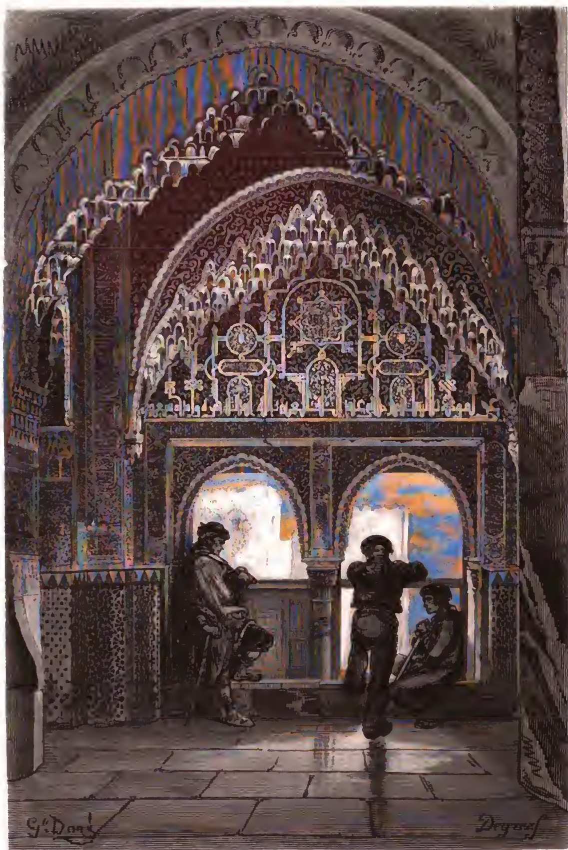
Um den Thurm zieht sich eine kleine Loggia, von wo aus sich die herrlichste Aussicht auf die buschigen Umgebungen der Burg, das schroffe Hochgebirge und die blühende sanfte Vega eröffnet. Gegen Osten blickt man zugleich in das schäumende Felsenbett des Darro hinab, und rechts davon, der Alhambra gegenüber, erhebt sich die zwischen mächtig hohen, 400jährigen Cypressen herausschauende maurische Villa, der märchenhafte Generalife, über welchem der steile Hügel der Silla del Moro und noch weiter, rechts dahinter das Schneehaupt des Picacho de Valata (10,802 F.) emporragt. Der Contrast, den diese ewige Winterlandschaft mit der grünen Guirlande von Orangen, Granaten, Feigen und Lorbeerbäumen bildet, welche die rothe ehrwürdige Alhambra umblühen, gewährt einen unvergeßlich zauberhaften Anblick. Deshalb vergleicht mit Recht ein spanischer Dichter die Stadt mit einem blühenden Garten, der aus einer Schneewüste emporragt. Entschieden ist dies der landschaftlich kostbarste Punkt der ganzen Alhambra.

Vom Tocador de la Reina steigt man in den Garten der Lindaraja hinab, der ehemals wegen seiner zauberischen Blumenreize weltberühmt war; jetzt liegt er aber in trauriger Verwilderung da, und Akazien, Orangen, Citronenbäume bilden ein wirres Durcheinander. Auch die in der Mitte befindliche, in maurischen Romanzen viel besungene Fontaine ist überwuchert von Unkraut aller Art. An den Seiten ziehen sich von weißen Marmorsäulen getragene Gallerien hin.

Der **Mirador de Lindaraja**, von dem man in diesen kleinen Garten schaut, wird durch ein paar gekuppelte Fenster gebildet, die durch eine weiße Marmorsäule getrennt werden. Es gibt kaum einen zweiten Raum in der Alhambra, in welchem die Verzierungen reicher und in besserem Stile ausgeführt wären, als im Mirador. Die Wölbung, welche sich über den Fenstern erhebt, zeigt eine wundervolle Composition, die aus kufischen Charakteren besteht, welche sich in der verschiedenartigsten Weise verschlingen und für das schönste Beispiel dieser Art Ornamentik angesehen werden können. Der Mirador führt seinen Namen nach einer Prinzessin, die häufig in den maurischen Romanzen und Legenden unter dem Namen Zelindaraja, Lindaraja oder einfach Daraja vorkommt. Die „Hermosa Lindaraja", wie sie oft genannt wird, war vom Stamme der Abencerragen und eine Tochter Mohammeds, des Alcayden von Malaga. In den Liedern erscheint sie als Geliebte des tapfern Mauren Gazul.

An das oben erwähnte Toilettenzimmer reiht sich eine Folge von Gemächern aus Karls V. Zeiten, in denen die arabischen Wandornamente recht ungeschickt nachgeahmt sind; namentlich erreichen die Fayenceplatten weder an Farbenpracht noch an Zierlichkeit in der Zeichnung die altmaurischen. Der Wahlspruch des rastlosen Kaisers: „Plus oultre", findet sich häufig angebracht und ist allerdings, sofern er sich auf die hier zur Schau getragene Kunst beziehen soll, recht ungeschickt gewählt. Der **Saal der Geheimnisse** hat seinen Namen von einem bekannten akustischen Effekt: denn wenn Jemand in einem Winkel noch so leise einige Worte spricht, so hört sie eine im entgegengesetzten Theile des Gemaches an der Wand aufgestellte Person ganz deutlich. Es ist dies eine gewöhnliche Erscheinung, die man auch in der londoner Paulskirche, im bremer Rathskeller u. s. w. beobachten kann, welche von den Granadinern aber als ein besonderes Wunder hervorgehoben wird.

Der **Nymphensaal** hat seinen Namen von zwei



Der Mirador der Lindaraja. (Nach einer Zeichnung von G. Doré)

Marmorstatuen, welche diese Gottheiten darstellen. Unter der innern Arkade zeigt man auch ein sehr schönes Basrelief, welches Leda mit dem Schwane vorstellt. Diese bemerkenswerthe Skulptur fällt hier sehr auf; sie ist aber wahrscheinlich das Werk eines der vielen italienischen Künstler, die in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts nach Spanien kamen, vielleicht des Florentin Torrigiano, der einige Zeit in Granada arbeitete.

Unter dieser Zimmerreihe, an der Seite des Gartens der Lindaraja, liegen die alten maurischen Bäder, los baños de la Sultana, die auch el baño de Rey genannt werden und von Mohammed V. gegründet wurden. Der Untertheil der Wände ist mit schönen Azulejos belegt, die Platten des Fußbodens bestehen aus Marmor, und die ganze Einrichtung zeigt viel Aehnlichkeit mit den luxuriösen Bädern, die wir heute noch im Oriente finden. Vor dem Badesaale liegt ein kleines quadratisches Vorgemach, in welchem die Badenden ihre Kleider auszogen. Der obere Theil des Ruhezimmers bei den Badegemächern war zur Aufnahme von Musikanten eingerichtet, die hier auf der Dulcayna, dem Anafil, den Atabales und anderen maurischen Instrumenten ihre Melodien erklingen ließen.

Denn wie die Mauren Granada's es mit vielen Gesetzen des Korans sehr lax nahmen, so handelten sie auch hierin gegen das ausdrückliche Gebot: „Musik zu hören, heißt gegen das Gesetz sündigen; Musik machen ist eine Sünde gegen die Religion; daran Freude haben ein Vergehen gegen den Glauben; man macht sich dadurch eines Verbrechens schuldig.“

Die Wölbung ist mit Oeffnungen in Form von Sternen versehen, welche von Azulejos umgeben sind. Durch diese Fensterchen drang das Licht nur gedämpft ein, und ein angenehmes Halbdunkel erfüllte den Raum. Der venetianische Gesandte Andrea Navagero sah diese Bäder im Jahre 1524, also nicht sehr lange nach der Eroberung. Nach seiner Beschreibung waren die sternförmigen Oeffnungen mit bunten Glasscheiben versehen, die aber jetzt verschwunden sind.

Ehe wir zu größeren und bedeutenderen Räumen der Alhambra gelangen, bleibt uns noch übrig, einige kleinere Baulichkeiten zu besichtigen. Die Mezquita, eine alte Moschee, ward von Karl V. in eine christliche Kapelle umgewandelt und erhielt den Namen la Capilla real. Von ihrer ursprünglichen Bestimmung ist nur noch wenig zu entdecken. Man sieht noch das Mihrab, das alte Sanctuarium der Mohammedaner mit der anspornenden Inschrift: Sei kein säumiger Zahler! Andere arabische Inschriften haben der Devise Karls „Plus oultre“ Platz machen müssen. Wenig Interesse bietet die Sala de las Frutas, die ihren Namen von den auf die Decke gemalten Früchten trägt.

Durch einen gewölbten Gang gelangt man zu dem Allerheiligsten der Alhambra, dem berühmten Löwenhofe, Patio de los Leones. Er ist der vollkommenste Theil der Alhambra und durchaus nicht so groß, wie man ihn sich gewöhnlich nach Abbildungen vorstellt. Er ist ein 120 Fuß langes und 60 Fuß breites Parallelogramm, das von einem aus 168 schlanken, glatten Marmorsäulen bestehenden Porticus umgeben ist, der in der Mitte der beiden Schmalseiten zu zwei viereckigen, in den Hof hineinragenden Pavillons anwächst. Die Säulen werden durch Bogen von ungemein graciöser Arbeit verbunden, ihre Kapitäler, die alle dieselben Umrisse zeigen, erscheinen auf den ersten Anblick gleichförmig gearbeitet. Bei näherer Betrachtung gewahrt man jedoch, daß die Zeichnungen, Ornamente und Inschriften auf dem Marmor alle ganz verschieden sind. Die Kapitäler waren früher bemalt und vergoldet; da, wo die Farben noch erhalten sind, sieht man, daß die Arabeske blau und der Grund roth war; die Inschriften, wie ein Theil der Verzierungen, waren golden. Das dazu verwandte Gold kam aus Afrika und wurde in Granada zu feinen Blättchen ausgeschlagen, und allein schon die ungeheure Menge, die man zur Ausschmückung des Gebäudes verbrauchte, gibt uns einen Begriff von dem großen Reichthum der Könige von Granada.

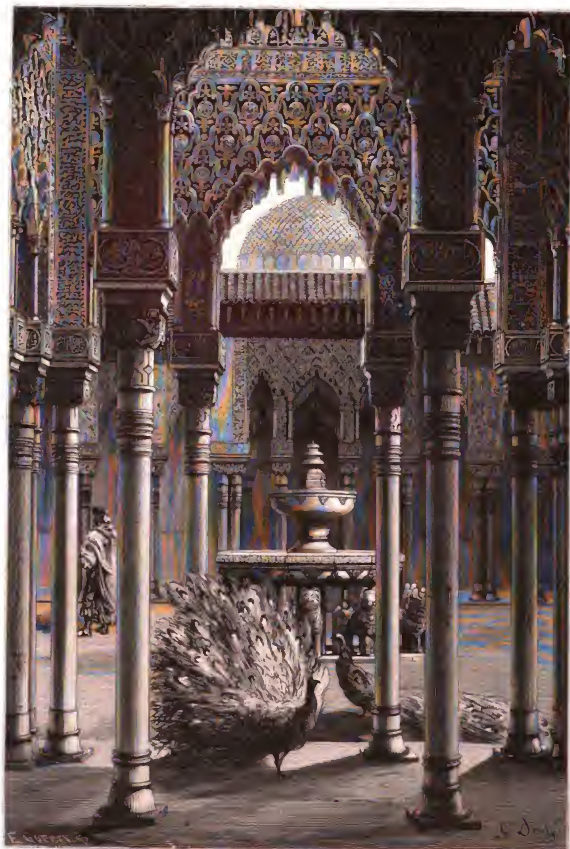
In der Vertheilung der vielen Säulen bemerkt man eine kleine Unregelmäßigkeit; theils sind sie zu zweien und zweien gekuppelt, theils stehen sie vereinzelt da. Aber der Eindruck, den diese Abweichung von der Symmetrie hervorbringt, ist ein durchaus wohlthuender und gewiß mit Vorbedacht ausgeführt, um die Monotonie zu zerstören. Auch die Säulen waren einst ganz vergoldet, und statt sie nach der Eroberung wieder neu aufzuschmücken, fand man es zweckdienlicher, das Gold ganz abzukratzen. Die Inschriften, in kufischen Zeichen, ergehen sich ausnahmslos im Lobe Gottes. Unter dem Giebelfelde des Hauptbogens zieht sich eine elegante Inschrift in Cursivcharakteren hin, welche Segenswünsche für den Sultan enthält.

Im Mittelpunkt des Patio erhebt sich der Löwenbrunnen, eine große zwölfeckige Schale aus weißem Marmor, welche noch von einer kleinern runden überragt wird. Beide sind mit sehr schön ausgeführten Ornamenten und Inschriften bedeckt. Die untere Vase wird von zwölf Löwen getragen, die auch in weißem Marmor ausgeführt sind. Diese Löwen, welche man eben so gut für Panther oder Tiger ansehen könnte, sind aber weit davon entfernt, naturwahr gearbeitet zu sein. Die maurischen Künstler, welche sich am liebsten von der Phantasie beherrschen ließen, gaben nichts auf die treue Nachahmung der Natur. So erscheinen uns denn diese Löwenköpfe viereckig, plump und durchaus mißgestaltet. Der Rachen wird durch ein rundes Loch bezeichnet, durch welches sich Wasser in ein Bassin ergießt; die Mähne ist durch einige rohe Striche angedeutet und vier eckige Stützen stellen die Füße dar. Aber ganz abgesehen von dieser rohen, fast barbarischen Darstellungsweise bietet der Brunnen doch einen sehr hübschen Totaleindruck. Die Inschriften des Brunnens lauten folgendermaßen:

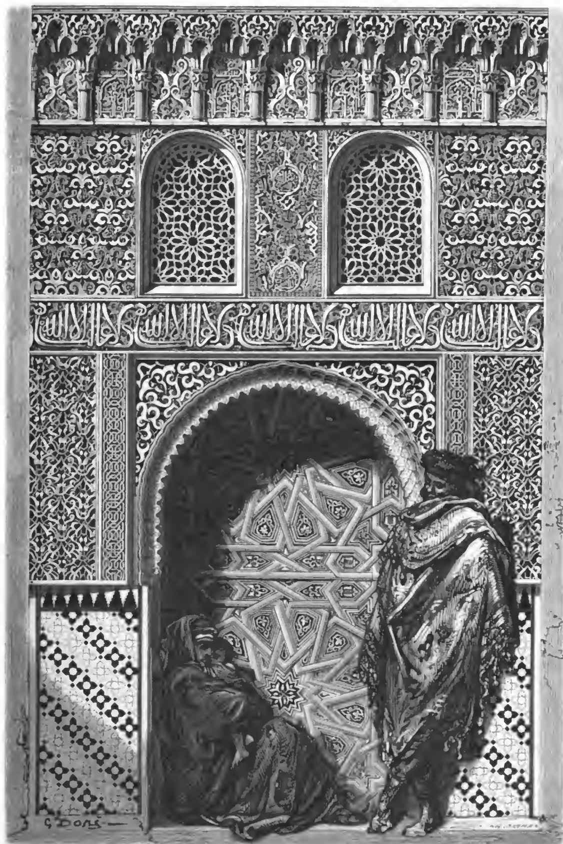
„Betrachte diese schimmernden Perlen, die gleich kleinen Kugeln in die Luft steigen und in einem Bogen von silbernem Schaum wieder zurückfallen, um zu neuen Spielen sich zu erheben. Selbst den Marmor übertreffen sie an Glanz und Durchsichtigkeit. Wenn man dieses Becken anschaut, so glaubt man eine feste Masse Eis vor sich zu sehen, von welcher Wasser herabfließt, und dennoch ist es unmöglich zu unterscheiden, welches von beiden flüssig ist. Ist dieser Springbrunnen nicht eine wohlthätige Wolke, welche ihr Wasser reichlich auf die Löwen herabschüttet? So sind auch die Hände des Kalifen, welcher seine Belohnungen unter die Soldaten, die Löwen des Krieges, vertheilt. O Du, der Du diese Löwen betrachtest, sei ohne Furcht; ihnen fehlt das Leben, und sie können ihre Wuth nicht zeigen!“

Nichts ist geeigneter, eine gute Vorstellung von dem üppigen Leben der Mauren vor 400 Jahren zu geben, als dieser Löwenhof. Man stelle sich den König von Granada vor, wie er auf seidenen Kissen, die in Granada selbst so herrlich fabrizirt wurden, umgeben von seinen Lieblingsfrauen und Kurtisanen in diesem Hofe ruht und dem Plätschern der Fontaine zuhört. Von den Gallerien erscholl dann maurische Musik und die Dichter recitirten ihre Verse.

Als der Venetianer Andrea Navagero 1524 die Alhambra besuchte, machte der Löwenhof auf ihn, der doch durch die Schönheiten seiner Vaterstadt verwöhnt sein



Der Löwenhof. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Thür der Torre de las Infantas. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

mußte, einen mächtigen Eindruck. Er schildert die Einzelheiten des Löwenbrunnens und erzählt, daß, wenn man ganz leise in die Maulöffnung des einen Löwen hineinspräche, an dem Munde eines der anderen Löwen dies ganz deutlich zu hören sei. Natürlich mußten die Wasser dann nicht fallen. Jetzt liegt dieser Prachtbrunnen das ganze Jahr über trocken und verstaubt, und nur am 2. Januar, dem Jahrestage der Uebergabe Granada's an die Christen, speien die Löwen wieder Wasser.

Noch heute ist dieser Patio das vollständigste maurische Monument der Art in Spanien. Leider ist aber auch im Laufe der Zeit Vieles an ihm zerstört oder durch Modernisirung verderben worden.

Wenn man den Löwenhof besucht, dann unterläßt es der Führer nie, die Fremden sofort auf einige rothe Flecken am Brunnen und den Platten, welche diesen umgeben, aufmerksam zu machen. Das ist das Blut der Abencerragen, welches der Marmor hier getrunken hat und das noch heute nach 400 Jahren ihre Mörder anklagt. Der Skeptiker freilich sagt, daß dies nur eine Art rother Rost sei, der im Laufe der Zeit auf dem weißen Marmor entstand, und daß die Zegris niemals die Abencerragen hinterlistig überfielen. Andere gehen noch weiter und behaupten, daß diese beiden Familien niemals existirten und daß sie lediglich eine Phantasie der Dichter seien. Doch sehen wir hiervon ab und geben wir die Geschichte, wie sie im Munde des Volkes lebt oder von Chronisten erzählt wird.

Die Zegris und Abencerragen waren zwei edle granadinische Familien, die sich tödtlich haßten. Die letzteren erscheinen in den maurischen Romanzen unter dem Namen Beni-Serraj, d. h. Söhne des Serraj; dieser war in der Mitte des 11. Jahrhunderts Vezir des Königs von Cordova. Als aber diese Stadt im Jahre 1235 in die Hände der Christen fiel, flüchteten die Abencerragen nach Granada und hier gelangten sie zu großem Ansehen; ihre Zahl wuchs so ansehnlich, daß man gegen Ende des 15. Jahrhunderts 500 ihres Geschlechtes zählte.

Die Zegris stammten aus Saragossa und anderen Städten Arragons. Als auch dieses Land in die Hände der Spanier fiel, zogen sie sich gleichfalls nach Granada zurück, wo sie, nach dem arabischen Namen für Arragon Tseghr, als Tsegri oder Zegris bezeichnet wurden.

Der Haß, welchen diese beiden Geschlechter gegen einander nährten, ward noch durch die Rivalität der beiden Frauen des Königs Abdallah von Granada vergrößert. Die eine, Ayescha, war des Königs Base. Die andere war von Geburt eine Spanierin, welche den arabischen Namen Zoraya, Abendstern, angenommen hatte. Nach maurischen Geschichtsschreibern war sie die eigentliche Ursache des Unterganges von Granada. Als die Stadt Martos von den Mauren eingenommen ward, wurde Isabella de Solis, so war ihr christlicher Name, als Gefangene nach Granada geführt. Dort kam sie in den Harem Abdallahs, der, entzückt von ihrer großen Schönheit, sie zu seiner Gemahlin erkor. Ayescha sah bald in ihr eine gefährliche Feindin, gegen welche sie im Geheimen zu intriguiren begann, und nun bildeten sich am Hofe und in der Stadt zwei Parteien; die Abencerragen gingen mit Zoraya, während die Zegris sich für Ayescha erklärten. Blutige Fehden brachen aus und schwächten das Königreich, welches allmälig seinem Untergange entgegen ging.

Um Zoraya zu verderben, beschlossen die Zegris, sie des Ehebruches mit einem Abencerragen anzuklagen. Abdallah schenkte ihren Worten Glauben und beschloß, alle Abencerragen durch die Zegris ermorden und die Königin verbrennen zu lassen. Die tapferen Abencerragen hatten gerade in der Vega einen siegreichen Kampf gegen die Christen bestanden, aus dem sie mit zwei eroberten Fahnen und 30 abgeschnittenen Köpfen heimkehrten. Der König schien über die Nachricht erfreut zu sein und ließ sie einzeln, einen nach dem andern, in den Löwenhof rufen. Dort standen die Zegris und ihre Verwandten, die Gomelas und Masas, zum Meuchelmorde bereit. Das erste Opfer war Abencarrar; als er eingetreten war, schloß man hinter ihm die Thüren und von allen Seiten überfallen, endete er lautlos, ohne daß seine draußen stehenden Freunde etwas von dem Morde ahnten. Dann ward der schöne Halbinhamad hereingerufen, welcher des Ehebruchs mit der Königin beschuldigt worden war. Es erging ihm wie seinem Vorgänger, und noch 34 edle Abencerragen färbten mit ihrem Blute die weißen Marmorplatten des Löwenhofes. Da wollte es der Zufall, daß ein kleiner Abencerragenpage seinem Herrn neugierig durch das Thor nachschaute. Mit Entsetzen erkannte er das blutige Schauspiel und stürzte eilig zurück, um die übrigen Abencerragen vor dem ihnen bereiteten Schicksal zu warnen. Ihr General Musa ließ die Anafilen, jene weithin schmetternden maurischen Kriegstrompeten, erschallen, und sämmtliche Abencerragen versammelten sich zum Werke der Rache auf dem Bibarambla-Platze. Wüthend drangen sie mit stürmender Hand in die Alhambra ein, und mehr als 500 Zegris, Gomelas und Masas fielen unter ihren Streichen. Das ist die Geschichte von den Abencerragen und Zegris. Die Vertretung der Wahrheit müssen wir den alten spanischen Chronisten überlassen.*)

Dem Saal der Abencerragen gegenüber, also links vom Löwenhofe, tritt man, einige Stufen hinaufschreitend, in die nur mäßig große Sala de las dos hermanas, in den Saal der zwei Schwestern. Er empfing seinen Namen nach zwei schönen, gleich großen Marmorplatten, die in der Mitte des Fußbodens an beiden Seiten eines Wasserbeckens eingelegt sind. Der Saal ist unten vier-, oben achteckig und endigt in eine phantastisch gezierte, zellenförmige Kuppel. Sie läßt durch acht kleine Fenster das Licht von oben hereinfallen, und dieses reflectirt auf der reichen Goldmosaik der Wände in höchst zauberhafter Weise. Zwei angebaute zierliche Alkoven, worin vermuthlich Betten standen, und ein längs der äußern Wand dem Eingange gegenüber laufender Corridor, der zu einem Erker, el cuartito del infante, führt, ziehen durch ihre schöne, gleichfalls zellenförmige Deckenwölbung und zahlreiche maurische Sprüche, sowie sonstige Zierrathen an den Wänden die Aufmerksamkeit auf sich. Der rings um den Saal laufende Porticus trägt eine in halber Höhe angebrachte Gallerie, hinter deren, in durchbrochener Arbeit gefertigten Jalousien die Bewohnerinnen des die östliche Teile der Burg einnehmenden und mit der Gallerie in Verbindung stehenden Harems den Festlichkeiten ungesehen beiwohnten, welche in dem reizenden Prunkgemache veranstaltet wurden. Vom Cuartito del infante blickt man abermals in den von einer Marmorsäulenhalle eingeschlossenen Garten der Lindaraja herab. Er bildete den Hof des Harems, unter

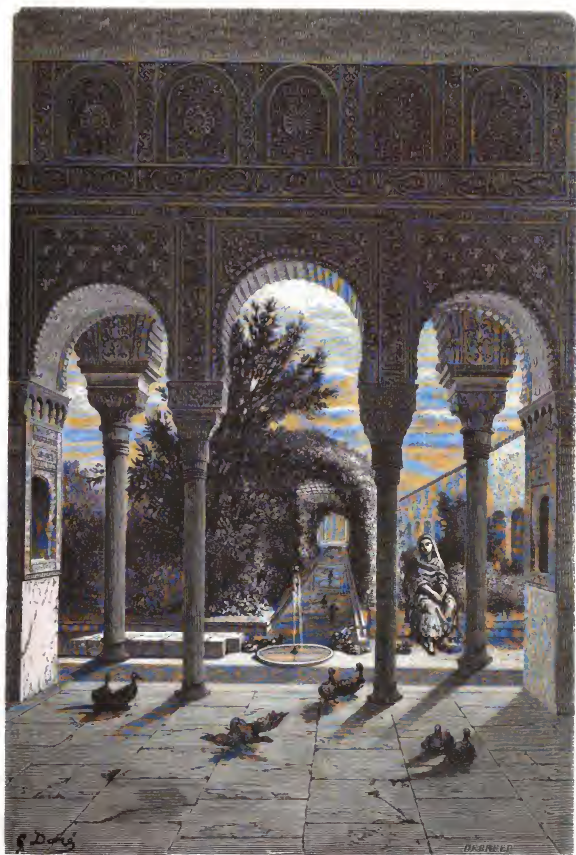
*) Florians berühmter Roman: „Gonzalve de Cordoue" hat zur Verbreitung so mancher, die Geschichte der granadinischen Mauren betreffenden Mythen viel beigetragen, und erst der neuesten Geschichtsforschung gebührt der Ruhm, Dichtung und Wahrheit thunlichst von einander gehalten und nach den besten Urquellen das Zeitalter der spanischen Maurenherrschaft historisch ins Licht gesetzt zu haben. Großes Verdienst erwarb sich hierbei vor Allem der Spanier Conde. In der neuesten Reiseliteratur finden wir in v. Gőbens angeführtem Werke die maurische Geschichte am ausführlichsten berücksichtigt.



Thür des Saals der Gerechtigkeit. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Die Torres Bermejas und der Generalife. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Der Generalife. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

dessen Fontainen und Orangenbäumen die schönen Huris wandelten.

Drei große Bogenportale öffnen sich auf der dem Eingange in den Löwenhof gegenüber befindlichen Langseite des ihn umschließenden Säulenganges nach der 90 Fuß langen und 16 Fuß breiten Sala de la justicia, Halle der Gerechtigkeit, welche einzig aus diesen Portalen ihr Licht empfängt. Drei tiefe, an der gegenüber befindlichen Saalwand angebrachte Nischen correspondiren mit jenen Eingängen, und hohe Kuppeln wölben sich über denselben. Die Plafonds der Nischen sind mit drei auf goldüberzogenem Pergament aufgetragenen Gemälden geziert. Diese Deckenmalereien sind für die Geschichte der Malerei in Spanien von der größten Wichtigkeit. In ihrer Ausführung gleichen sie alten illuminirten Holzschnitten. Die verschiedensten Völker stehen ohne Wechselwirkung bei gleichem Bildungsgrade auf gleichem Stande der Kunst, und so sind diese Bilder den Briefmalereien der Deutschen ähnlich, wobei aber an keinen gegenseitigen Einfluß gedacht werden kann. In den Architekturen, welche in den Bildern vorkommen, ist doch schon etwas perspectivische Wirkung angedeutet, dahingegen kein Schimmer von Luftperspective.

Laborde widerspricht bestimmt der Meinung, daß diese Gemälde von maurischen Künstlern gemalt seien; irren dürfte er dagegen, wie Quandt meint, wenn er glaubt, daß sie erst nach der Eroberung von Granada entstanden wären. Kein Mohammedaner konnte im Zeichnen von menschlichen Figuren einen solchen Grad von Fertigkeit erreichen, wie in diesen Bildern zu finden ist, denn er durfte nicht wagen, sich in der Kunst zu üben, da seine Religion damit drohte, daß die Bilder in jenem Leben von ihren Malern Seelen fordern würden, eine Drohung, welche auch christliche Künstler beherzigen sollten. Dagegen befinden sich die Bilder wieder auf einer so niedrigen Stufe der technischen Fertigkeit und haben ein so alterthümliches Gepräge, daß sie den Malereien aus der Zeit Ferdinands und Isabella's weit nachstehen. Auch die Trachten sind älter als in den Bildern des 15. und Anfangs des 16. Jahrhunderts.

Den Mohammedanern ist nicht verboten, Gemälde zu sehen oder zu besitzen; nur solche zu verfertigen dürfen sie nicht wagen. Diese Bilder wurden wahrscheinlich von einem Christensklaven oder einem Künstler, der in maurische Dienste trat, für einen König von Granada im 14. Jahrhundert gemalt. Daß in den Bildern Spanier und Mauren dargestellt sind, hindert die Annahme dieser Meinung nicht, da keine kirchlichen Gebräuche, sondern Scenen aus dem Leben beider Völker dargestellt sind. Nur kann man dann dem einen Bilde nicht die Auslegung geben, daß es sich auf die Untreue einer Maurenkönigin bezöge; aber eben so wenig würde ein solches Ereigniß nach dem Sinne Ferdinands und Isabella's darzustellen gewesen sein. Es ist unbefangener und leichter, jedem Bilde für sich eine Auslegung zu geben, als zwei Darstellungen in einen Roman zu verflechten, da es drei Deckenbilder in getrennten Zimmern sind. Was der Auslegung, die Laborde giebt, entschieden widerspricht, ist, daß die Damen unverschleiert erscheinen und also keine maurischen Frauen sein können. Auch die Burgen sind in gothischer Art gebaut und daher deren Bewohnerinnen christliche Damen. Daß christliche Ritter im Kampfe mit Bären, Löwen und Ungethümen dargestellt sind, konnte den Mauren nicht anstößig erscheinen, denn sie sprechen den Christen nicht Muth ab und wußten wohl, daß, wer seine Gegner, zugleich sich selbst ehrt; denn es ist rühmlicher Helden, als Schwächlinge zu besiegen. Doch wo Christen und Mauren mit einander kämpfen, sind letztere Sieger. Das eine Bild, welches Mauren und Christen in feindlichen Verhältnissen zeigt und das Leben der einen und anderen im Gegensatze darstellt, enthält vielleicht eine versteckte Schalkheit. Indeß die christlichen Ritter im tiefsten Waldesdunkel Bären und Löwen aufsuchen, um sich mit ihnen herumzuschlagen, vertilgen die Mauren den Felder und Gärten verheerenden Eber, und gewiß ist letzteres verständiger; jene stürzen sich zwecklos in Gefahren, und diese beschützen die von ihnen gepflegten Fluren. Ein Eber wird in dem Augenblicke von einem Mauren erlegt, als das Unthier sich dem Garten naht, wo eine schöne Christin am kühlen Brunnen mit einem jungen Mönche andächtig spricht. Diese Schilderung der reinen romantischen Liebe der Christen in dem Hause eines Mohammedaners ist wohl nicht ganz arglos gemeint, denn schon eine solche Zusammenkunft mußte dem Mauren anstößig erscheinen.

Der Eber ist erlegt, da aber diese Thiere von den Arabern für unrein gehalten werden, so heben ihn Christen auf einen Esel, der damit beladen wird. Sodann sieht man den jungen maurischen Jäger in Gesellschaft eines Freundes sich mit einer Dame unterhalten, der eine ältere Frau folgt, wodurch der Anstand von jeder Seite beobachtet wird. Jäger und Damen zeigen auf die Beute der Jagd, die zwischen beiden liegt, und daraus ist zu erkennen, daß diese die Zusammenkunft veranlaßte. Das Gespräch scheint wortarm zu sein, aber um so mehr sagen die Blicke, und dem Freunde des jungen Jägers bleibt es überlassen, die Verwüstungen, welche der Eber in den Besitzungen der Dame angerichtet hat, die Gefahren der Jagd und die Gewandtheit und Kraft, mit welcher das Unthier erlegt wurde, zu schildern. Wir bemerken auf einem Baume in der Nähe das Gesicht eines alten Mannes, welches aus dem Laube herausblickt, und neben diesem heimlichen Beobachter einen Affen, das eifersüchtigste von allen Thieren. Daß der glückliche Erfolg der Jagd ein wichtiges Ergebniß sein mochte, kann man daraus schließen, daß aus allen Fenstern und Thüren des nahegelegenen Schlosses Männer und Frauen neugierig herausblicken.

Zeigt uns dies Bild den Mauren als Eroberer christlicher Frauenherzen, so läßt uns ein zweites denselben als Besieger von christlichen Helden bewundern.

Das Leben der Frauen unter den Christen ist auch hier sehr harmlos geschildert. Man sieht eine Dame beim Brettspiel und eine andere lockt Täubchen in ihre Burg, vielleicht um sie zu Briefträgern zu gebrauchen. Ein Jüngling reitet leicht gekleidet, als ginge es zum Tanze, auf die Jagd und erlegt spielend einen Bären.

Ein anderer Ritter befreit eine Dame, die von einem Löwen und einem gräßlichen Riesen, dessen Haare Flammen sind, bewacht wird. Alle diese großen Thaten läßt der Maler den Christen, wie es scheint, nur darum verrichten, damit wir seinen maurischen Helden um so mehr bewundern sollten, der den christlichen Ritter besiegt und ihm einen solchen Stoß versetzt, daß der Harnisch durchbohrt und das Pferd niedergeworfen wird. Da nun diese Scenen den Mauren zur Ehre gereichen, so kann man überzeugt sein, daß sie zwar von keinem guten Christen, aber doch von einem spanischen Maler geschaffen wurden, als die Alhambra in ihrem vollsten Glanze strahlte und das Obdach aller Künste war. Wir dürfen also wohl annehmen, spanische Bilder zu sehen, die spätestens der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts angehören, mögen sie nun von einem Renegaten, Christensklaven oder spanischen Maler herrühren, der dem Maurenkönig die Hand zur Ausschmückung seines Palastes bot.

Daß es ein Künstler war, der die Gewohnheiten beider Völker genau kannte, zeigt sich bis ins Einzelne, nicht nur in der Kleidung, denn so sehen wir z. B. bei den christlichen Rittern die leichten reifenförmigen Steigbügel, bei den Mauren aber die breiten Kasten, in welchen der Fuß ganz bequem stand. Später nahmen die Christen viele Gewohnheiten der Araber an, die sich noch bis auf den heutigen Tag bei dem Volke erhalten haben. Noch jetzt bedienen sich die Landleute der kastenartigen Steigbügel.

Ehe wir das Schloß der maurischen Könige verlassen, werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Geschichte der Alhambra. Ihre Gründung fällt in die Zeit des Königs Ibn-al-hamar des Rothen, und nach ihm trägt auch die Burg den Namen; nach Anderen jedoch soll der Name eine Abkürzung von Medinat Alhambra sein, was wegen der rothen Farbe des Baumaterials rothe Stadt oder rothe Burg bedeutet. Die prachtvolle Ausschmückung und insbesondere die Farbenmalerei wird Jusuf I. zugeschrieben. Nach der Eroberung suchte der christliche Eifer möglichst viel von dem übrig gebliebenen mohammedanischen Charakter zu zerstören. Glaubenseifrige Mönche kratzten die Inschriften weg, und Karl V. ließ, wie bereits früher bemerkt, einen großen Theil der Burg niederreißen, um seinen Palast an die Stelle zu setzen. Während des 17. Jahrhunderts hörte man kaum etwas von der Alhambra, die eine Zufluchtsstätte für allerlei müssiges und räuberisches Gesindel geworden war. Später, als von der spanischen Regierung eigene Gouverneure für die Alhambra eingesetzt wurden, trugen diese mehr zu ihrem Ruine, als zu ihrer Erhaltung bei. Der Gouverneur Savera errichtete in einem maurischen Mirador seine Küche, und Don Luis Bucarelli, ein alter catalonischer Kriegsmann, verkaufte die schönsten Azulejos, um damit die Ausgaben für ein Stiergefecht zu bestreiten. Man weiß nicht, was aus der herrlichen Bronzethüre der kleinen Mesquita geworden ist; wahrscheinlich ward sie zerschlagen und als altes Kupfer verkauft. Die geschnitzten Holzthüren des Saals der Abencerragen ließ noch im Jahre 1837 der Gouverneur verbrennen. Nach so viel Akten des Vandalismus ist es endlich besser geworden, und man beginnt langsam, doch nicht ohne Geschick mit den Restaurationsarbeiten. Die dazu aufgewandten Summen sind aber sehr unbedeutend und reichen oft kaum aus, um das noch Vorhandene vor dem gänzlichen Untergange zu bewahren.

Abgesondert von der Alhambra liegen auf einem Hügel, fast der Torre de la Vela gegenüber, die Torres Bermejas, welche ihren Namen, rothe Thürme, von der Farbe des Baumaterials erhielten. Es sind mehrere kastellartig angelegte Thürme, die bald von den Phöniciern, bald von den Römern erbaut worden sein sollen und den Zweck hatten, die im Stadtviertel des heiligen Cecilio wohnenden rebellischen Mozaraben im Zaume zu halten. Zur Zeit des Marquis Mondejar sind sie restaurirt worden und noch heute, obgleich sehr im Verfall, doch wegen ihrer eigenthümlichen Bauart der Aufmerksamkeit werth. Unweit hiervon gelangt man auf eine Ebene, welche Campo de los Martires genannt wird und eine der reizendsten Aussichten auf das Jeniltbal, auf den südlichen Theil der Stadt, auf die Vega und auf die Sierras bietet.

Wenn man von diesem Punkte wieder in den nahegelegenen Alhambrapark eintritt, so kommt man zu zwei sehr hohen und stark gebauten, viereckigen Thürmen, die früher zur Vertheidigung des hier befindlichen Hauptthores der Festung gedient haben mögen, jetzt aber als los siete Suelos bekannt sind. Durch dieses Thor soll der König Boabdil el Chico mit seinen Getreuen zum letzten Male die Alhambra verlassen haben. Das Volk behauptet, daß obengenannter, ehemals so starker Festungsthurm sieben Stockwerke enthalte, von denen fünf, unter der Erde liegend, große Schätze bergen sollen, welche von Zauberern und Ungeheuern bewacht werden. Dieser geheimnißvolle Thurm, der Gegenstand vieler Zauber- und Rittergeschichten, ist von Backsteinen erbaut und soll vermittelst eines unterirdischen Ganges mit der Alhambra in Verbindung stehen.

An diesen Thürmen vorbei, durch schattiges Buschwerk und Blumen führt der Weg zu dem schönen maurischen Gartenpalaste, dem Generalife, dessen arabischer Name Jennatularif, Garten des Architekten, bedeutet. Einer der Baumeister der Alhambra soll der erste Besitzer gewesen sein; als aber 1320 König Ismail dieses Lusthaus besuchte, war er von dessen Lage und Schönheit so sehr entzückt, daß er es ankaufte. Am Eingange des weitläufigen Gebäudes trifft man ein schönes, langes Wasserbecken, über welches sich Lorbeergesträuche hinabneigen, und parallel mit diesem Bassin verläuft eine im Styl der Alhambra gehaltene Gallerie, von welcher man die ganze herrliche Burg deutlich übersehen kann.

Gegenüber den Eingangsgebäuden liegt der Palast, welcher als eigentlicher Generalife bezeichnet wird. Außer der schönen Architektur und den sehr eleganten Verzierungen bietet er nichts mehr dar, was uns nach dem Besuche der Alhambra überraschen könnte. Das Aeußere ist ungemein einfach gehalten; die wenigen Säle sind kaum ausmöblirt, und in einem derselben hängen Porträts des Königs Boabdil, des Gonsalvez von Cordova in durchaus unhistorischen Trachten und ein Stammbaum der genuesischen Familie Palavicini, von welcher der gegenwärtige Besitzer, der Marquis von Campotejar, abstammt. Derselbe benutzt aber diese Räume niemals. Auch eine Anzahl schöner maurischer Waffen wird vorgezeigt.

Als größte Sehenswürdigkeit des Generalife gelten aber die Cypressen der Sultanin, gigantische Bäume, unter denen einst die schöne Sultanin Zoraya ihr Liebesabenteuer mit dem Abencerragen Halbinhamad bestand, wobei sie von einem Zegris überrascht wurde. Die Folgen dieser Liebesgeschichte und die Hinmordung von 36 Abencerragen haben wir oben bereits mitgetheilt.

Was den Generalife zu einem besonders angenehmen Aufenthalte macht, das ist sein großer Reichthum an Wasser. Ueberall trifft man auf Bassins, kleine Geriesel und größere Wasserleitungen, welche die Mauren mit großem Geschicke anzulegen verstanden. Wasserspiele und Fontainen gehörten wesentlich mit zum maurischen Luxus, und sie scheuten die große Mühe eben so wenig wie die Kosten, um zwei Meilen weit vom Darro das Wasser hierher zu leiten. Auch die Alhambra war mit dem Generalife durch einen Aquäduct verbunden.

Die Aufhebung der Negersklaverei in Nordamerika in Theorie und Praxis.

Von Karl Andree.

I. Die Emancipation und der Congreß zu Washington.

Am 31. Januar hat der Congreß zu Washington die Abschaffung der Negersklaverei dekretirt. Dadurch erfährt die alte Bundesverfassung eine wesentliche Abänderung, und erst wenn jenes Dekret von zwei Drittheilen der Einzelstaaten gut geheißen worden ist, erhält dasselbe gesetzliche Kraft. An dieser Genehmigung kann wohl nicht gezweifelt werden; in der Stimmung der Gemüther liegt ein Zug, welcher auf die Abschaffung der unfreiwilligen Dienstbarkeit der schwarzen und gelben Menschen hindrängt. Einzelne Staaten mit gemäßigtem Klima, in welchen die Negersklaverei wirthschaftlich längst nicht mehr lohnte, z. B. Maryland und Missouri, sind auf eigene Hand mit der Emancipation ihrer Schwarzen vorangegangen. Diese rentirten nicht mehr, und man hat an eingewanderten weißen Arbeitern ein billigeres Ersatzmittel. Ich habe schon 1857 mit Bestimmtheit vorausgesagt, daß in diesen Staaten die Sklaverei binnen einem Jahrzehnt aufhören werde, und daß ein Gleiches in Delaware, Kentucky, Tennessee und theilweise Virginien der Fall sein werde.

In Illinois, dessen Boden bis jetzt kein einem andern Staat angehörender Neger betreten durfte, ist diese Beschränkung endlich aufgehoben worden; während man noch im Februar dieses Jahres den Schwarzen und Gelben in Philadelphia verboten hat, in Omnibus- und Eisenbahnwägen neben weißen Menschen zu sitzen, hat man in Newyork diese Beschränkung aufgehoben. In Washington sollen, einem Senatsbeschluß zufolge, keine Wägen, die allein für Farbige bestimmt, fernerhin geduldet werden; im Repräsentantenhause hat ein farbiger Kaplan das Gebet sprechen dürfen, und ein schwarzer Jurist wurde an einem Tribunal als Richter angestellt. Das Alles sind Dinge, die früher unerhört waren, und welche man für unmöglich gehalten hätte.

Von 175 anwesenden Mitgliedern im Repräsentantenhause der Nordstaaten, welche eine Einrichtung der südlichen Staaten in Abgang dekretirten, stimmten 56 gegen das Amendement, 119 dafür; es ging also mit knapper Noth durch, denn 117 Stimmen waren erforderlich. Dann folgte eine eigenthümliche Scene; Haus und Publikum waren wie berauscht. Ein Augenzeuge sagt, es sei gewesen, als ob Oberons Horn sich habe hören lassen. „Das Parquet schien sich plötzlich in einen Ballsaal verwandelt zu haben; Hüte und Taschentücher wurden geschwenkt; mehr kreischendes als donnerndes Hurrah stieg auf zu den Gallerien und wurde von diesen aufgenommen. Würdige Volksvertreter faßten sich um den Leib und sprangen wie die Böcklein; beredsame Münder (sic!) schienen in übermäßigem Jubel ihre Ohren verschlingen zu wollen. Einige weinten, umarmten und küßten sich wie betrunkene Polen, Andere rannten umher und schüttelten Anderen die Hände fast aus dem Gelenk, und die Damen waren nicht weniger aufgeregt. Die Herren Senatoren und Repräsentanten benehmen sich bei solchen Gelegenheiten oft wenig anständig, aber sie *handeln* anständig und oft groß. Der Jubel rollte von Corridor zu Corridor, und bald verkündete der Donner der Kanonen, daß *der Congreß des größten Volks der Erde* (!!) *die größte That der neuen Geschichte geboren hatte!*“ — So schreibt ein deutscher Exdemagog von Anno 1849, jetzt wohlbestallter Stelleninhaber von Lincolns Gnaden, in einer süddeutschen Zeitung.

Gewiß eine der *verhängnißvollsten* Thaten! Wäre diese Aufhebung der Negersklaverei eine Handlung der *wahren* Menschenfreundlichkeit, wäre sie nicht eins der gefährlichsten politischen Experimente, die je gemacht worden sind, wäre sie begleitet gewesen von wirklich philanthropischer *Fürsorge* zum Besten der Neger, wäre sie nicht eine der großartigsten Confiscationen, welche die Welt je gesehen, und lägen in ihr segensreiche Momente für Gegenwart und Zukunft, — gewiß, man müßte jubeln darüber, daß nahe an vier Millionen farbiger Menschen eines Joches enthoben sind, welches so lange auf Hams Söhnen gelastet hat.

Wer aber die thatsächlichen Verhältnisse kennt, wird eine *solche* Art der Emancipation, bei welcher politischer Fanatismus und Sensationseindruck eine so große Rolle spielen, nur mit Trauer und mit tiefem Mitgefühl für die Neger betrachten, welche man zu unverantwortlichen Experimenten mißbraucht. Wir hoffen in den folgenden Betrachtungen nachweisen zu können, daß diese angebliche Freilassung eine Handlung der Inhumanität sei, und in jenem Auftritt im washingtoner Repräsentantenhause sehen wir unsrerseits lediglich eine Orgie, welche die politische Gewissenlosigkeit gefeiert hat, und deren Folgen eine unermeßliche Summe von Jammer und Elend *gerade über die Neger* bringen muß.

Die abstracte Philanthropie freilich, welche sich an die Phrase hält, feierte am 31. Januar einen Triumph. *Aber sie hat vier Millionen schwarzer Proletarier geschaffen*, Neger und Mulatten ohne Grundbesitz. *Sie läßt den Neger an sich, wie er einmal ist*, denn sein Wesen kann sie nicht umgestalten *und eine praktische Gleichstellung kann sie nicht erzwingen.* In England ist man längst darüber einig, daß die *unvermittelte* Emancipation, eine Freigebung der Schwarzen *ohne geregelte Uebergänge, am meisten für die Neger selbst ein Unheil gewesen sei.* Das aber ist einmal geschehen, und man kann nichts mehr daran ändern. Wir werden weiter unten zeigen, wie die *niederländische Regierung* sich aus diesem Mißgriff eine weise Lehre gezogen hat, und wie unendlich viel umsichtiger und *in wahrem Sinne philanthropischer* sie zu Werke gegangen ist, als die Repräsentanten „des größten Volkes der Erde“ in Washington, oder vor 30 Jahren das britische Parlament.

In der Nordunion hat man nur den *abstracten Begriff der Sklaverei* hinweg dekretirt, und gleich von vorn herein kommen aus Missouri wie aus Maryland die Klagen, daß „die Umwandlung der Verhältnisse ein ungemein schwieriges Werk sei; die unfreiwillige Dienstbarkeit habe nicht *bloß* in einer *Rechtsformel* bestanden und könne durch Streichung einer solchen nicht beseitigt

werden; diese Formel sei lediglich das *äußere* Merkmal eines sehr verwickelten gesellschaftlichen Zustandes, der nun von Grund aus umgeändert werden müsse". So schreibt ein anderer neuyorker Correspondent jenes süddeutschen Blattes.

Als man in Rußland die Leibeigenschaft aufhob, als *weiße Edelleute den weißen Bauer* freigaben, handelte es sich um Menschen einerlei Stammes, die von demselben Fleisch und Blut sind, und die keinen tief eingewurzelten Rassenantagonismus kennen. Auch hat der russische Bauer Eigenthum, und doch ist die Regelung der Verhältnisse im Reiche des Czaren so schwierig, daß schon viele tausende von Bauern freiwillig wieder in ein Verhältniß zurückgetreten sind, welches in mancher Beziehung dem frühern gleicht. Der Nordcongreß in Amerika macht durch sein Emancipationsdekret die Neger *lediglich vogelfrei*; und was kann oder wird er dazu beitragen, sie moralisch, wirthschaftlich oder gesellschaftlich zu heben? In den „loyalen" Staaten hat er nicht über Congreßländereien zu verfügen, nach dem fernen Westen darf er „freie, gleichgestellte" Leute nicht deportiren, um ihnen etwa dort liegende Aecker anzuweisen. Im Süden hat er allerdings mit der *Confiscation* begonnen und „rebellischen" Pflanzern ihre Gütern weggenommen. Vielleicht um den Negern Eigenthum zu verleihen? Im Gegentheil; die confiscirten Plantagen wurden an *Yankees vergeben* und die Neger zur Dienstleistung *gezwungen*, wobei man ihnen auch die Arbeitslöhne zudekretirte. Wir werden weiter unten den Inhalt des Gesetzes mittheilen.

Ein hervorragender Abolitionist, Wendell Phillips, sprach in einer großen Versammlung zu Neuyork 1863 wörtlich Folgendes: „Wir wollen der Sklaverei ein Ende machen, *und wenn alle Neger darüber zu Grunde gehen.*"

Als man in Lincoln drang, ein Dekret zur Abschaffung der Sklaverei zu erlassen, sprach der Präsident, das würde etwa eben so viel bedeuten, als wenn der Papst eine Bulle gegen den Kometen schleudere. Wenige Monate später erklärte er aus eigener Machtvollkommenheit: „Die Sklaven sind frei *für immer und — alle Zukunft.*" (sic!) Aber sie sollten frei sein nicht in den „loyalen" Staaten, sondern nur in den „rebellischen". Er gab, ohne irgend welche gesetzliche Befugniß, die Freiheit da, wo er keine Macht hatte, und ließ dort, wo er anerkannt wurde, die Sklaverei bestehen!

Vor Jahren trieb ein Buschklepper aus dem Staate Kansas in Missouri abscheuliche Wühlereien. Dieser *Montgomery*, von welchem eine Zeitung seiner Partei, die Tribune, sagte, daß er „*zehnmal den Galgen verdient habe, denn er sei Raubmörder von Profession*", ist nun Oberst in Lincolns Unionsarmee und befehligt ein Regiment von Negern, das er, wohlgemerkt laut republikanischen Mittheilungen, in folgender Weise anredete: „Ihr schwarzen Hallunken (scoundrels) seid von den Abolitionisten am Narrenseil herumgeführt worden. Freuen solltet ihr euch, daß man euch das Privilegium gewährt, Waffen zu tragen, und ihr sollt der (rückständigen) Löhnung halber nicht räsonniren. Ihr seid eine Sklavenrasse. Noch vor wenigen Jahren beteten eure Väter Schlangen und Krokodile an, und eure Gesichter haben einen viehischen Ausdruck (your features partake of a beastly character). Die Religionsübungen, welche ihr hier im Lager anstellt, sind ein Gemisch von Barbarei und Christenthum. Euer Gesicht kann nicht anders gemacht werden, und in demselben prägt sich Nichtswürdigkeit aus. Euer schlechtes Blut soll euch abgezapft werden. Ich will euch einen Rath geben: Wer von euch die gelbste Haut hat, soll sich das schwärzeste Mädchen zum Weibe nehmen."

So sprach ein Raubmörder und Unionsoberst, ein Hauptwerkzeug der Abolitionisten. Wie spricht der Präsident *Lincoln*?

Im Jahr 1863 faßte er den Plan, so viele Neger als möglich zu *deportiren*, um sie aus der Union los zu werden. Sie sollten nach Chiriqui auf den centralamerikanischen Isthmus, andere nach Westindien geschafft werden. Aber sowohl die neugranadinischen wie die britischen Behörden verweigerten die Aufnahme. Lincoln ließ am 14. August 1863 eine Deputation von Negern und Mulatten vor sich kommen und sprach Folgendes zu ihnen:

„Ihr seid eine von uns Weißen durchaus *verschiedene* Rasse; zwischen euch und uns ist ein weit größerer Unterschied, als wir ihn unter zwei anderen verschiedenen Rassen finden. Ob das recht oder unrecht ist, habe ich hier nicht zu untersuchen, aber dieser physische Unterschied ist ein großer Nachtheil für uns beide. *Ich glaube, eure Rasse leidet sehr dabei, daß sie unter uns lebt, und unsere Rasse leidet dadurch, daß ihr da seid.* Es ist wohlgethan, *wenn wir uns trennen.* Meiner Meinung zufolge erleidet eure Rasse das größte Unrecht. *Wenn ihr auch keine Sklaven mehr seid, so seid ihr doch noch weit von einer Gleichstellung mit den Weißen entfernt. Auf diesem großen Continente ist nicht ein einziger Mann eurer Rasse vorhanden, der uns gleich stände.* Ueber die Sache selbst mag ich nicht discutiren; ich habe nur die Thatsache ins Auge zu fassen und diese kann ich nicht ändern, wenn ich auch wollte. — Es mag euch *etwas hart* erscheinen, *aber es ist wahr, daß unsere weißen Leute euch, die freien Farbigen, los sein wollen und euch nur höchst ungern unter sich sehen.*" So der Abolitionist Lincoln!

Dann empfahl der Präsident diesen freien Farbigen, nach Centralamerika zu gehen und dort, „um sich nützlich zu machen", Steinkohlen zu graben.

Lincoln erklärte die *Unverträglichkeit* der weißen und der farbigen Menschen; er betonte, daß eine Gleichberechtigung und Gleichstellung der letzteren mit den ersteren ein Ding der *Unmöglichkeit* sei. Er sprach damit ganz entschieden den „amerikanischen Gedanken" aus, an welchem die Emancipationsklausel nichts ändern wird.

II. Wie die „freien" Neger von Yankee-Abolitionisten wieder zu Sklaven gemacht werden.

Präsident Lincoln also hat amtlich erklärt, daß eine *wirkliche Gleichberechtigung* der freien Farbigen ein Ding der „*Unmöglichkeit*" sei; nützlich könnten dieselben sich nur *außerhalb* des Gebietes der Vereinigten Staaten machen.

Im Repräsentantenhause des durch und durch abolitionistischen Staates Massachusetts wurde offen ausgesprochen: „*Wir verabscheuen die Sklaverei, aber nicht minder verabscheuen wir den Neger.*" Um die Schwarzen aus jenem Staate zu entfernen, gab man ihnen hohe Anwerbeprämien und sandte sie auf den Kriegsschauplatz, wo allerdings die meisten zu Grunde gegangen sind. Diese Art der „Philanthropie" war ganz *smart*; man opferte die Schwarzen und schonte die Weißen.

Unter den abolitionistischen Zeitungen ist die Newyork Tribune, welche in mehr als 100,000 Exemplaren erscheint, am einflußreichsten. Seit länger als 20 Jahren ist buchstäblich kein Tag vergangen, an welchem sie nicht den Neger in den Vordergrund gestellt hätte. Aber gerade durch sie gewinnen wir einen tiefen Einblick in das, worauf die Abolitionisten hinarbeiten. Wir wollen aus einer Novembernummer vom Jahre 1862 folgende Stelle ausheben:

„Die Indianer sind durch das unaufhaltsame Vordringen über unsere Grenzen hinausgetrieben worden und dasselbe wird auch mit den Schwarzen geschehen, sobald das mächtige System, vermittelst dessen die Sklavenhalter den Neger schützen, beseitigt wird. Es ist Wille des Schicksals, daß nur freie weiße Arbeiter unser Land besitzen. Durch die Sklavenhalter ist der freie Weiße um die eine Hälfte unsers Landes bestohlen worden (sic!), denn dort arbeiten Schwarze. Ohne die Sklavenhalter wären die Neger schon längst bei uns auf eine geringe Zahl zusammengeschmolzen."

Demnach wäre es also Absicht der Abolitionisten, die Schwarzen aus dem Lande zu treiben und mit ihnen zu verfahren, wie einst und noch jetzt mit den Rothhäuten. Es ist aber ein durchaus frevelhaftes Spiel, welches mit den armen Negern getrieben wird. In Virginien waren von den Unionstruppen einige hundert Schwarze ihren Herren geraubt und dann sich selbst überlassen worden. Man wandte sich an den Gouverneur Andrew von Massachusetts mit der Bitte, ihnen in seinem Staat ein Unterkommen zu verschaffen, er erklärte jedoch, daß man in Massachusetts keine Neger gebrauchen könne! Den „befreiten" Negern geht es überall schlimm. Wir citiren abermals aus der in solchen Dingen gewiß unverdächtigen Tribune: „In St. Louis liegen (Winter 1862) etwa 3000 dieser Unglücklichen ohne Beschäftigung oder Brot; nun ist das kalte Wetter eingetreten, und die Armen wissen nicht, was sie anfangen sollen. Unter denen in Fortreß Monroe ist die Noth entsetzlich (awful). In der Nähe, bei Camp Hamilton, liegen ein paar hundert Männer, Weiber und Kinder in halboffenen Scheunen, ohne Schuhe, Kleidung und Nahrung und ohne Decken auf der kahlen Erde. Zwar liefert die Bundesregierung ihnen etwas Mehl und Bohnen, aber es fehlt an Kochgeschirren."

Im Journal of Commerce las ich Folgendes: „Hier in Washington herrscht unter den aus Virginien hergebrachten Negern ein so grenzenloses Elend, daß selbst ein verhärtetes Herz darüber jammern muß. Sie schreien nach Brot und Obdach. Es wäre doch wenigstens die Pflicht derer, welche diesen Exodus der Neger veranlaßt haben, für die Verlassenen zu sorgen, aber das geschieht mit nichten." —

„Die Abschaffung der Sklaverei wird mit Nothwendigkeit die Ausrottung oder Vertreibung der Neger im Gefolge haben." So äußert der Newyork Herald; er sagt weiter: „Die Regierung hat ungefähr 150,000 entlaufene oder ihren Herren geraubte Sklaven zu füttern, deren Unterhalt täglich an 50,000 Dollars kostet. Sie bringen dem Proletariat und dem Pauperismus einen ungeheuern Zuwachs. Der Wahnsinn der verrückt gewordenen Puritaner ist gleichbedeutend mit Mord und Vernichtung für den Neger."

Im Januar 1863 mußten etwa 25,000 „befreite" Neger für nördliche Rechnung auf den Pflanzungen zwischen Cairo und Natchez arbeiten. Der Präsident des westlichen Sanitätsdistriktes, Yeatman, schreibt in seinem amtlichen Berichte an Lincoln: „Diese Unglücklichen werden überall unbarmherzig ausgenutzt; in Memphis erhalten sie von den Arbeitgebern 10 Dollars Papier monatlich, während der gewöhnliche Arbeitslohn 45 steht; man zwingt sie für ein Viertel dieses Lohns zur Arbeit. Man versprach dem Sklaven Freiheit, aber wie steht es mit ihm? Er wird in der Straße aufgegriffen; er muß, mit oder wider Willen, beim Ausladen eines Dampfers arbeiten, oder an den Gräben, oder für den Quartiermeister, oder er muß für Regierungsrechnung Holz hacken, — Alles das Monate lang, ohne etwas Anderes zu bekommen als Rationen, und am Ende bezahlt man ihn mit Versprechungen, Knüffen, Püffen und Flüchen. So spürt er bald, daß er lediglich den Herrn gewechselt hat; hier wird er unablässig mißbraucht. Das macht ihn verdrossen und er ist niedergedrückt; er seufzt nach seiner alten Heimat, wo man ihn nährte, kleidete und ihm Obdach gab. Hier wird er überbürdet, denn der Weiße, welchem man ihn zutheilt, will von ihm möglichst viele Arbeit für den geringsten Lohn erpressen. Sobald er krank wird, gibt man ihm keinen Cent mehr, wirft ihn bei Seite, und er mag verhungern. So sind die Sklavenhalter niemals zu Werke gegangen. Dazu kommt noch ein abscheuliches Trucksystem, denn der schwarze, angeblich freie Arbeiter muß von seinem Arbeitgeber jeden Artikel zu exorbitanten Preisen kaufen, und der Betrag wird ihm von dem spärlichen Arbeitslohne abgezogen; was 1 Dollar werth ist, muß er mit 2½ Dollars bezahlen. Bei Youngs-Bend liegen 2100 Schwarze, Männer, Weiber und Kinder, in elenden Hütten, Zelten und Erdlöchern unter mehr Schmutz, Verkommenheit und Elend, als ich je zuvor gesehen habe. Krankheit und Sterblichkeit sind entsetzlich. Im Sommer starben täglich 30 bis 40 und in der zweiten Hälfte des August durchschnittlich 75! In dem Lager der Schwarzen bei Natchez finde ich es eben so arg; hier sind schon an 2000 gestorben, denn die, welche keine Arbeit erhalten, verhungern, und die, welche Arbeit haben, befinden sich nun in einer weit ärgern Sklaverei, als jene war, aus welcher man sie entführte."

So lautet der officielle Bericht eines Lincolnbeamten.

Der Präsident wollte durch einen Federstrich die Neger emancipiren; das war seine „Bulle gegen den Kometen". Der Congreß hat nun einen Paragraphen der Verfassung gestrichen; die Folge wird lehren, ob sein Dekret ein lediglich papiernes bleibt. Aber so viel ist gewiß, daß im Staate Louisiana, so weit er sich im Besitze der Yankees befindet, an die Stelle der Sklaverei eine Leibeigenschaft der Neger getreten ist, durch welche diese in eine drückendere Abhängigkeit gekommen sind, als je zuvor.

Als im Frühjahr 1862 die Yankees Neuorleans besetzten, dekretirte Lincoln für die Neger Freiheit und für die Weißen das Martialgesetz. Viele Pflanzungen wurden den „Rebellen" confiscirt und an Günstlinge der Regierung vergeben. Aber es fehlte an Arbeitern, denn ein beträchtlicher Theil der „freien" Neger wurde mit Gewalt in die Armee eingestellt, und die anderen Schwarzen wollten gar nicht arbeiten. Sie beriefen sich darauf, daß sie nun eben so freie Leute seien, wie die Weißen. Der Gouverneur, General Banks, ein abolitionistischer Yankee aus Massachusetts, setzte dann beim Präsidenten durch, daß die Regierung darauf verzichtete, fernerhin Neger unter die Soldaten zu pressen, er bedürfe derselben zur Arbeit. Er führte Zwangsarbeit ein.

Unterm 3. April 1863 erließ er eine Generalordre, die auch jetzt noch in voller Gültigkeit besteht, und durch welche

die Sklaverei in einer andern Gestalt wieder eingeführt wird. Es ist sehr kennzeichnend, daß die Yankees nun, da sie im Süden Pflanzungen sich angeeignet haben, genau so raisonniren und strenger handeln als die von ihnen so sehr geschmäheten „Sklavenzüchter, Niggerbarone und Syrupsaristokraten".

Banks sagt den Negern, § 20 der Generalordre, seine Anordnungen stützten sich darauf: „daß Arbeit eine öffentliche Pflicht, Faulheit und Landstreicherei dagegen ein Verbrechen ist. Jedes erleuchtete Gemeinwesen hat die Arbeit erzwungen, wenn erforderlich durch die schärfsten Strafen, und zwar von allen Klassen des Volks." Der Abolitionist hält also gegenüber den Negern Zwangsarbeit für unbedingt nothwendig. Der fromme Puritaner erklärt dann salbungsvoll, daß Mühe und Arbeit ein Erbtheil aller Kinder Gottes sei und deßhalb Faulheit, Unordnung und Verbrechen nicht geduldet werden dürfen. Dann folgen einzelne Bestimmungen, die strenger sind, als sie bei den Sklavenhaltern waren.

§ 5. Plantagenarbeitern ist nicht erlaubt, von einer Plantage nach einer andern sich zu begeben, außer gemäß den Befehlen, welche der Profoßmarschall erläßt.

§ 7. „Das Zusammenleben der Familien bei der Arbeit soll berücksichtigt werden, so weit das möglich ist." Was ist Alles gegen ein Trennen der Negerfamilien gesagt worden, das doch nur eine seltene Ausnahme war, — hier aber wird sie von den Abolitionisten „freien" Negern octroyirt! Die Lincoln-Correspondenten der deutschen Zeitungen sind über diesen Punkt, wie über so manchen andern, mit Schweigen hinweggegangen!

§ 6. „Die Arbeiter sollen nicht gepeitscht, auch keiner grausamen Bestrafung unterworfen sein." Man hält für nöthig, dergleichen den „freien" Negern erst zu sagen!

§ 10. „Kein Arbeiter darf, gleichviel unter welcher Bedingung, Branntwein kaufen, selbst dann nicht, wenn der Profoß es erlaubt hat." Also Zwang des — Wassertrinkens.

§ 12. Die Arbeiter müssen im Sommer 10, im Winter 9 Stunden arbeiten und sich dabei respektgemäß, ordentlich und treu benehmen. Dafür sollen sie bekommen: Essen, Kleidung, Wohnung, Kohlen, ärztliche Behandlung, Unterricht für ihre Kinder und monatlich — zwei bis acht (Papier) Dollars, je nachdem sie in eine der vier Klassen gehören. „Wer wegen Krankheit nicht arbeiten kann, dem wird das Versäumte am Arbeitslohn abgezogen." Welch' ein Abstand des „freien" Zwangsarbeiters gegen jenen des Sklaven!

„Trägheit, Unverschämtheit, Ungehorsam und Verbrechen bestraft der Profoßmarschall nach den Kriegsartikeln." — Bekanntlich ist in der Armee der republikanischen Yankees das Peitschen an der Tagesordnung. Also: der Privatbesitzer darf nicht mehr peitschen, das läßt nun der Profoß besorgen!

„Am Sonntage sollen sie nur arbeiten, wenn es für nöthig befunden wird, und erhalten dafür eine Bezahlung." Also Arbeitszwang auch am Sonntage.

§ 17. „Die Wegführung von Negerfamilien nach anderen Bezirken findet keine Billigung." Die Yankeebesitzer der confiscirten Plantagen hatten nämlich die Neger wie Vieh aus dem Stalle von einer Plantage nach der andern weggenommen.

Eine größere Satisfaction als diese Generalordre eines Abolitionisten hätten die Sklavenhalter sich nicht wünschen können. In Summa läuft sie auf Folgendes hinaus:

Der freie Neger hat gar kein Recht, sich selber zu bestimmen; er wird gezwungen, dort zu arbeiten, wohin man ihn befehligt, und nicht wie er, sondern wie der Profoß will. Um seine Genehmigung wird er nicht befragt, und in Bezug auf den Arbeitslohn hat er gar kein Wort zu sagen; er muß mit dem Wenigen zufrieden sein, was man ihm geben will. Ist er nicht zufrieden, wird er „ungehorsam", dann läßt der Profoß ihn als einen Widerspänstigen, gemäß den Kriegsartikeln, auspeitschen.

Der Neger darf keine Einwendung machen, wenn man seine Frau und seine Kinder nach anderen Gegenden schickt und sie von ihm trennt. Alle freie Selbstbestimmung hört für ihn auf; er ist lediglich Arbeitsmaschine, ein Werkzeug, das sich ausnutzen lassen muß, aber er ist in der Theorie „ein freier Mann". In der Praxis ist er ein Sklav, doch ein Sklav ohne die vielen guten Seiten, welche anerkanntermaßen auf den Plantagen zu finden waren. Niemand sorgt für den kranken Taglöhner-Sklaven, der nun lediglich von Profoßen der Yankeeregierung abhängt. Er bekommt nur Medicin unentgeltlich.

Wie steht es nun mit den Deklamationen der „Negerfreunde", wenn ein in der Wolle gefärbter Abolitionist wie Banks, um den einst blühenden Staat Louisiana vor völliger Verödung zu bewahren, kein anderes Mittel weiß, als die Wiedereinführung der Sklaverei, unter anderem Namen zwar, aber in einer für den Neger weit härtern Weise? Das also ist das Ergebniß des Kreuzzugs, welchen die Exterminatoren unternommen haben, angeblich um den Neger zu befreien.

Meiner festen Ueberzeugung nach beginnen mit dem Emancipationsdekrete des Congresses unabsehbare wirthschaftliche und politische Verlegenheiten bedenklicher Art. Was bisher für Emancipation ausgegeben worden ist, läuft lediglich auf Trug und Lüge hinaus, und auf eine Versündigung an dem Neger, die ich mir schmachvoller und verächtlicher gar nicht vorstellen kann. Freilich ist auch das ganze politische Treiben im Yankeelande zu einer großen Lüge geworden, und ein Mehr oder Weniger kann nicht Wunder nehmen.

III. Das wohlwollende und verständige Verfahren der niederländischen Regierung bei der Negeremancipation in Surinam.

In Nordamerika ist der Neger auf dem Papier ein emancipirtes Geschöpf, in der Praxis bleibt er, wie gezeigt worden ist, im Durchschnitt ein Zwangsarbeiter oder ein Proletarier. Für den Sklaven sorgte der Besitzer; für den freien Farbigen ist keine Fürsorge getroffen worden, er bleibt sich selbst überlassen oder er kommt in ein neues Zwangsverhältniß.

Einen schroffen, aber in hohem Grade wohlthuenden Gegensatz zu dem durchaus leichtsinnigen, durch und durch inhumanen Verfahren der Nordamerikaner bildet die Art und Weise, mit welcher die niederländische Regierung bei der Freigebung der Sklaven in Surinam zu Werke gegangen ist. Hier sehen wir wirkliche Menschenfreundlichkeit, wohlwollende Fürsorge, wirthschaftliche Einsicht und ein verständiges, vermittelndes Ueberlenken aus dem frühern Zustande in neue Verhältnisse. Hier wird nicht in frevelhafter Weise mit dem Neger experimentirt, sondern er wird als das behandelt, was er, wie die Ethnologie und die Geschichte aller Jahrtausende bezeugt, wirklich ist, als ein Mensch, der, in vielem Wesentlichen anders geartet als der Weiße, der wohlwollenden Fürsorge und Leitung bedarf.

Die niederländische Colonie *Surinam* liegt an der Nordküste Südamerika's zwischen dem britischen und französischen Guyana. Die Sklaven im englischen Demerara wurden schon vor 30 Jahren freigegeben, jene in Cayenne 1848. Hier wie dort traten dieselben Erscheinungen zu Tage wie in Westindien und in allen heißen Regionen, wo der Neger sich selber bestimmen kann. Die Schwarzen arbeiteten entweder gar nicht, oder höchst unregelmäßig; ein großer Theil ging in die Wälder, baute sich dort Hütten, ließ einen kleinen Fleck Landes durch Weib und Kinder anbauen und „marunte" d. h. streifte müssig im Land umher. Die Pflanzungen wären völlig verödet, wenn die Besitzer auf Negerarbeit oder vielmehr Nichtarbeit sich hätten beschränken müssen. Sie waren in die Nothwendigkeit versetzt, Kulis aus Indien und China zu holen; Britisch-Guyana hat dafür schon mehr als zwei Millionen Pfd. Sterl. verausgabt, und die Franzosen haben in Cayenne außer Asiaten auch noch „afrikanische Einwanderer" eingeführt, Neger, welche einem Zwangscontrakt unterworfen sind.

Für das zwischen Demerara und Cayenne mitten inne liegende Surinam war die Sklaverei unter solchen Umständen auf die Dauer nicht zu halten. Die holländische Regierung erkannte ihre Pflicht und begriff das Interesse der Weißen wie der Schwarzen; das Beispiel der Franzosen wie der Engländer hatte *warnend* gezeigt, wie man bei einer Emancipation der Neger *nicht* zu Werke gehen müsse. Umsichtig und mit sorgfältigem Bedacht bereitete sie wohlerwogene Anordnungen vor, und am 17. September 1862 erschien eine königliche Verordnung, durch welche die Sklaverei in Surinam, Curaçao, Buen Aire, Aruba, St. Eustachius, Saba und St. Martin aufgehoben wurde.

Dieses Aktenstück erfüllt uns entschieden mit Hochachtung vor dem praktischen Verstand und dem Wohlwollen der niederländischen Regierung; auffallender Weise hat, so viel wir wenigstens wissen, die politische Presse bei uns in Deutschland keine Notiz von demselben genommen. Es ist legislative Weisheit und wahre Humanität darin. Holland will versuchen, was in einem tropischen Land aus dem Neger zu machen sei; es bahnt ihm den Weg zur Sittigung, läßt ihn gewissermaßen Schuljahre durchmachen und vermeidet jene Uebereilungen, die sich anderwärts als nach allen Seiten hin so unheilvoll erwiesen haben. Sie wirft den weißen Pflanzer nicht aufs Trockene und gibt ihm Zeit, sich anderweitig Arbeitskräfte zu verschaffen; sie unterstützt ihn dabei pecuniär und wendet so den fast allgemeinen Ruin ab, von welchem einst die Pflanzer im englischen Westindien heimgesucht wurden. Wenn dann, nach Ablauf von 10 Jahren, die Befürchtung sich verwirklicht, daß die Mehrzahl der Neger in die Wälder geht und verwildert, wie das schon mit den Aukas, Saramakkas und Cottilas geschehen, dann ist doch die Colonie nicht zu Grunde gerichtet, weil eben andere Arbeiter vorhanden sind, und *Holland hat, unter allen Staaten, allein die Ehre, für die frei gegebenen Neger gethan zu haben, was durch Einsicht und Humanität geboten war.*

Die Bevölkerung von Surinam beträgt etwa 54,000 Seelen, woven 1863 ungefähr 39,000 Sklaven waren, und die Emancipation trat am 1. Juli 1863 in Wirksamkeit. Die darauf bezügliche Verordnung hebt hervor, daß die Regierung es für ihre Pflicht erachte, solche Maßregeln zu treffen, welche geeignet seien, die Industrie und den Ackerbau der Colonie zu erhalten und selbst auszudehnen. Dann wird bestimmt:

Die Sklavenbesitzer erhalten eine Entschädigung; die Freigelassenen werden längstens auf die Dauer von zehn Jahren *unter die Aufsicht des Staates* gestellt; die Regierung befördert die *freie Einwanderung* (Kulis). Sie bewilligt für die vom 1. Juli 1863 anfangenden fünf Jahre zur Einführung freier Arbeiter in Surinam Prämien im Gesammtbetrag von einer Million Gulden und überwacht die Einführung freier Arbeiter.

Sie zahlt dem Sklavenbesitzer für jeden Freigelassenen 300 Gulden; 60 Gulden gibt sie ihm für solche Sklaven, welche ein Recht auf Freilassung hatten. Sie verabfolgt alle diese Gelder drei Monate nach der Emancipation.

Die Aufsicht über die Freigelassenen wird von besoldeten Regierungsbeamten wahrgenommen, und diese dürfen weder Plantagenverwalter sein, noch ein pecuniäres Interesse bei irgend einer Unternehmung in Surinam haben. „*Bei dieser Aufsicht verfolgt der Staat den Zweck, die Freigelassenen zu erziehen und sie in das gesellschaftliche und in das Familienleben einzubürgern. Er will der Trägheit vorbeugen, die Verpflichtung zur Arbeit regeln, den Schul- und Religionsunterricht befördern.*"

Zu diesem Behuf ordnet er Maßregeln an, welche er „im Interesse des befreiten Sklaven" für nothwendig erachtet. Er verfügt, daß solche Leute, welche durch Fleiß und gute Führung sich auszeichnen, durch den Gouverneur von der Staatsaufsicht entbunden werden können. Jeder nimmt einen Familiennamen an und steht unter dem gewöhnlichen Gesetz, so weit nicht die Staatsaufsicht eine Ausnahme bedingt. *Er ist zu regelmäßiger Arbeit verpflichtet.* Dieser wichtigste Punkt wird dann in folgender durch und durch billigen und verständigen Weise geregelt:

Wer zu einer Plantage gehört oder an Feldarbeit gewöhnt ist und zwischen 15 und 60 Jahren alt ist, muß mit einem Besitzer, *welchen er sich selbst wählen kann*, eine *Vereinbarung* treffen über die von ihm zu leistende Feldarbeit. Den Vertrag schließt *der Beamte* ab auf nicht weniger als ein, und nicht mehr als drei Jahr. Im Interesse der Ruhe und Ordnung kann der Gouverneur während der ersten zwei Jahre nach Eintritt der Emancipation die Wahl des Freigelassenen auf den Distrikt beschränken, in welchem jener sich am 1. Juli 1863 befunden hat.

Jemand, der binnen drei Monaten keine Beschäftigung bekommen hat, wird entweder bei Plantagenarbeiten der Regierung oder bei öffentlichen Arbeiten verwandt. Die über 60 und unter 15 Jahr alten, welche letzteren in allen Fällen der Mutter folgen, bleiben in ihren Familien und sind gehalten, gegen einen ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechenden Lohn Dienste bei dem Herrn zu verrichten, mit welchem die Familienhäupter oder Mütter Verträge abgeschlossen haben.

Wer nachweist, daß er ein Handwerk oder den Handel versteht, zahlt die *Patentsteuer*; der Staat unterstützt den Schul- und Religionsunterricht. Nur unter außerordentlichen Verhältnissen erhalten die Freigelassenen das Recht, Waffen zu besitzen und zu tragen.

Die Regierung stellt für die Arbeiten auf ihren Plantagen einen Tarif fest, der auch auf die Privatplantagen Anwendung findet, falls nicht anderweitige Vereinbarung stattgefunden hat. Ein Arbeitstag beträgt acht Stunden auf dem Feld oder zehn im Hause. Das Jahr hat 300 Arbeitstage. Müssiggang und erwerbloses Vagabundiren werden in Gemäßheit der gesetzlichen Verordnungen bestraft.

Der Staat gründet Spitäler und wird darüber wachen,

daß die Arbeiter (auch jene, welche einwandern) ärztliche Hilfe und Verpflegung erhalten. Wer Freigelassene beschäftigt, muß für sie und ihre Familien angemessene Wohnungen beschaffen und ihnen das zum Anbau von Feldfrüchten nöthige Land anweisen. Für das Alles zahlt jeder arbeitsfähige Mann einen Jahresbeitrag von 3, eine Frau von $1\frac{1}{2}$ Gulden. Diesen Betrag hat der Arbeitgeber vom Arbeitslohne abzuziehen und der Staatskasse abzuliefern. Wer die Vertragsbestimmungen verletzt, wird bestraft: der Arbeitgeber durch Geldbuße und Entschädigung an den Arbeiter, der letztere durch Innehalten des Lohns und Zwangsleistung bei öffentlichen Arbeiten. —

Dies ist der wesentliche Inhalt der holländischen Emancipationsverordnung. Man sieht, wie das Ganze von einem Zuge praktischen Wohlwollens durchweht ist. Alles zielt darauf ab, die Nachtheile des Erbübels zu beseitigen, welches dem Neger von Natur inne wohnt, — der Trägheit. Sobald er einmal ins Vagabundiren geräth, verwildert er, ist als Glied der menschlichen Gesellschaft nichts mehr nütze und wird gemeingefährlich. Das ist überall in tropischen Ländern die Regel. In kalten Regionen muß er freilich etwas arbeiten, denn dort fehlt ihm der Wald und das herrenlose Land und die heiße Sonne; aber er wird hier von dem Uebel betroffen, daß er die Concurrenz mit weißen Arbeitern nicht aushalten kann.

Indem wir noch einmal die Humanität dieser holländischen Verordnung gegenüber den Verfügungen des Yankeeproconsuls Banks in Louisiana hervorheben, wollen wir in Bezug auf das eben Gesagte einen Beleg durch Ziffern geben. Im Staate Neuyork war bisher jeder freie Neger stimmberechtigt, sobald er ein Vermögen von 250 Dollars nachweisen konnte. Im Jahr 1850 waren in der Stadt Neuyork unter 11,939 Farbigen 103 Individuen stimmfähig; nur so wenige hatten da, wo der Arbeitslohn doch sehr hoch steht, so viel Betriebsamkeit gezeigt, um dritthalb hundert Dollars zu erwerben! Das ist kennzeichnend.

Admiral Butakoffs Fahrten auf dem Jaxartes.

Dieser Strom, der Syr Darja, oder, wie die Araber ihn bezeichnen, Dschihun, hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung gewonnen. Er kommt aus dem Thian-schan-Gebirge, durchzieht das Chanat Chokand und mündet, gleichsam als Zwillingsstrom des Oxus (Amu Darja), in den Aral-See, welcher jetzt durchaus in russischem Besitz ist. An und in ihm haben die Russen Festungswerke angelegt, sie haben dergleichen auch am Jaxartes, und dieser Fluß dient ihnen als Grundlage ihrer Operationen gegen den Chan von Chokand.

Schon seit Jahren haben sie Dampfer auf dem Jaxartes, und 1863 hat man etwa 10 deutsche Meilen östlich von demselben im Schwarzen Gebirge (Kara tau) sehr gute Steinkohlen entdeckt. Die Stromverhältnisse selbst sind in demselben Jahre vom Gegenadmiral Butakoff auf der Strecke vom Fort Perowski bis aufwärts zu der Ortschaft Baïldyr Tugaï näher erforscht worden, d. h. 807 Werst landein. Er hat, wenn man seine früheren Fahrten hinzu rechnet, im Ganzen 1505 Werst des Stromlaufes untersucht und viele Punkte astronomisch bestimmt. Er wäre noch weiter aufwärts gekommen, wenn es ihm zuletzt nicht an Brennstoffen gefehlt hätte; künftig wird ein solcher Mangel nicht eintreten, vorausgesetzt, daß man jene Kohlengruben in Angriff nimmt.

Die allgemeine Richtung des Syr Darja, stromaufwärts vom Fort Perowski, ist anfangs südlich, dann südöstlich, und auf der ganzen 807 Werst langen Strecke zwischen dem Fort und Baïldir Tugaï fließt er als imposante Masse zwischen niedrigen, theils thonigen und salzhaltigen, theils sandigen Ufern, über welche er bei Hochwasser weit hinaus tritt. Sobald das letztere abgelaufen ist, bietet das überschwemmte Land prächtigen Graswuchs dar, und deßhalb finden sich dort in den Wintermonaten viele Kirgisen mit ihren Heerden ein. Inmitten dieser Wiesen erheben sich da und dort Sandhügel von 30 bis 40 Fuß Höhe; sie sind zumeist mit Tamarix, Turanga und Dschida bewachsen, die sieben bis acht Fuß hohen Ufergegenden mit Tamarix, Disteln und Sacksaul. Die vielen Inseln, von denen manche bis zu drei Werst Länge haben, sind gewöhnlich mit fast undurchdringlichem Gestrüppe bedeckt, in welchem Tiger hausen; sie schwimmen hinüber, um den Wildschweinen nachzustellen. Die Breite des Stromes beträgt von 150 bis 400 Saschenen (Klafter), die Tiefe von 3 bis zu 5 und 6 Saschenen, die Schnelligkeit des Laufes bis zu 7 Werst in der Stunde (also eine deutsche Meile), die mittlere Geschwindigkeit $4\frac{1}{2}$ bis 6 Werst. Das Wasser ist trüb und gelblich, schmeckt aber süß und angenehm, sobald es sich gesetzt hat.

Butakoff fand am Ufer des Jaxartes nirgends eine menschliche Wohnung und bemerkte nur selten bebaute Felder. Da, wo solche vorkommen, gehören sie armen Kirgisen, welche dieselben bewässern; sie bauen zumeist Hirse und Melonen, selten Gerste. Die Ursachen dieser gänzlichen Verödung der Jaxartesufer sind lediglich darin zu suchen, daß gar keine Sicherheit für Menschen und Eigenthum vorhanden ist, denn in diesen turkestanischen Gegenden nehmen die Fehden und Raubzüge gar kein Ende. Auch ist die Bevölkerung dünn, und sie wohnt lieber an den kleinen Flüssen, welche aus dem Kara tau-Gebirge herabkommen; diese bieten für die Bewässerung der Felder bessere Gelegenheit, als der Syr Darja, welcher an den Ufern große Verwüstung anrichtet. Gegenwärtig ist dieser majestätische Strom bis zum Fort Dschulek, der am weitesten gegen Osten vorgeschobenen unter den Festungen, welche die russische Linie des Jaxartes decken, eine Einöde, und doch könnte er, unter besseren Verhältnissen, eine wichtige, von Schiffen belebte Handelsstraße bilden. Und das ist er in alten Zeiten auch gewesen; Butakoff fand die Ruinen von Städten, z. B. von Otrar, wo Tamerlan starb, und von Tunkat, das von diesem gewaltigen Herrscher zerstört wurde. Bei diesen Trümmerstädten erkennt man noch die Ueberbleibsel von Bewässerungskanälen, die auch sonst noch oft vorkommen. Sie beweisen, daß einst

in diesen Gegenden eine ansässige und betriebsame Bevölkerung wohnte.

Die Uferregionen des Jaxartes oberhalb und unterhalb des Fort Dschulek bilden einen schroffen Gegensatz. Das Tschulek ist eine Wüstenei, über welche der Tod vernichtend hinweg gegangen ist, dagegen findet man vom Fort Perowski ab Leben und Thätigkeit, denn hier sind Personen und Eigenthum, unter dem Schutze der Russen, gesichert. Weit und breit sind die Felder gut bestellt und liefern reichen Ertrag, die Aule der Kirgisen haben zahlreiche Bewohner, viele Heerden und gute Kibitkas, d. h. Wägen, welche den Menschen zur Wohnung dienen. (Die Kirgisen sind also Hamarobier, wie die alten Griechen gesagt haben würden.)

Diese fleißigen Leute vereinigen sich (oft einige hundert Mann) und graben Bewässerungskanäle; sie leiten das Wasser aus den Sümpfen, Morästen und Rohrbrüchen ab, die noch im Jahre 1848 kein menschlicher Fuß betreten hatte. Jetzt sieht man dort hohe Deiche, welche dem Eindringen des Wassers wehren; das Gestrüpp ist in Asche verwandelt worden, und in der frühern Wüstenei finden manche tausend Menschen Lebensunterhalt. In der Umgegend der sämmtlichen russischen Forts ist die Einöde gleichfalls in Ackerland umgewandelt worden; bei Fort Nr. 1, wo eine Kosackencolonie sich befindet, wächst vortrefflicher Wein, und die Versuche mit dem Anbau der Baumwolle sind gelungen.

Diese der Kultur gewonnenen Stätten bilden Anziehungspunkte für die wandernden Kirgisen und Karakalpaken aus dem Chanat Chiwa, und sie sind schon in so beträchtlicher Menge ins russische Gebiet gekommen, daß es ihnen hier schon fast zu eng wird, denn Nomaden bedürfen weiter Räume. Die Forts, welche in jenen Gegenden einst den Chiwenzen und den Chokanzen gehörten, waren lediglich Zwingburgen und dienten einer quälenden Tyrannei zum Stützpunkte; die russische Festungen sichern den Nomaden Schutz, und sie können nun unbelästigt ihre Produkte verkaufen. Sie begreifen das auch vollständig.

12 Werst von Baïldyr Tugaï, dem Endpunkte von Butakoffs früheren Dampferfahrten, fand er am linken Ufer die Ruinen von Baïr Kurgan. Dieses kleine Fort der Chokanzen wurde, den Ueberlieferungen der Kirgisen zufolge, vor etwa 100 Jahren zerstört. Etwa 60 Werst weiter, gleichfalls am linken Ufer, liegen die Trümmer des oben schon erwähnten Tunkat. Gegenwärtig wird dieser Punkt Jökilleh genannt, nach einem mohammedanischen Heiligen, dessen Grab sich in der Nähe befindet.

In der Umgegend von Tunkat sind die Kirgisen sehr zahlreich und auch wohlhabend. Sie besitzen eine erstaunliche Menge von Kameelen, Rindvieh und Schafen. Weiter aufwärts, gegen Taschkent hin, traf Butakoff auch noch zwei sehr reiche Auls und dann einen solchen, welcher sich, ausnahmsweise, in der Nähe des Flusses befand.

Von der Mündung des Arys, in der Nähe der Ruinen von Otrar, bis zum Fort Utsch Kajuk, das auf sumpfigem Boden steht und vor drei Jahren von den Chokanzen verlassen worden ist, beträgt die Entfernung 127 Werst. Dieser Fluß hat denselben Charakter wie der Syr Darja, ähnliche Krümmungen und Inseln, niedrige, der Ueberschwemmung ausgesetzte Ufer und dieselbe Vegetation. Die kleinen Forts: Utsch Kajuk, Din Kurgan, und die jetzt den Russen gehörenden Dschulek, Ach Metschet (jetzt Fort Perowski), Kumysch Kurgan, Tschim Kurgan und Kosch Kurgan (die drei letztgenannten liegen unterhalb Fort Perowski) waren Burgen, von denen aus die Chokanzen einst ihre Herrschaft über die Kirgisen ausübten, Tribut erhoben und alle möglichen Vergewaltigungen sich zu Schulden kommen ließen. Yani Kurgan wurde von den Chokanzen 1857 und Din Kurgan 1860 angelegt. Aber sie konnten dem Fortschreiten der Russen keinen Einhalt thun, weil die Kirgisen in Masse auf das Gebiet der letzteren hinüberzogen. Beide Zwingburgen wurden 1860 und 1861 erobert. Utsch Kajuk liegt dem Gebirgslande Turkestan (Hazret, am östlichen Ufer des Jaxartes) am nächsten; vom Strom aus kann man dieses Fort nicht sehen, weil es sich in einem Thal am Fuße des Kara tau versteckt.

Von den Zuflüssen des Syr Darja hat Butakoff nur zwei gesehen, die beide am rechten Ufer münden, nämlich den Arys und den Sauran su. Dieser letztere fällt in den Hauptstrom bei An Dschar, 33 Werst unterhalb Utsch Kajuk. Die anderen Flüsse, welche vom Kara tau herab kommen, sind: der Initschke, an welchem die Stadt Turkestan liegt, der Karaïtschik neun Werst weiter abwärts und der Sart su; sie alle gelangen aber nicht eigentlich bis zum Hauptstrom, sondern verlieren sich in Morästen.

Unterhalb Utsch Kajuk überschwemmt der Syr Darja weit und breit das Land und bildet auch Moräste, in der Nähe von Dschulek dagegen treten Bäume auf, und beim gleichnamigen Fort prangen stattliche Weiden.

Vom 2. Juli an fing das Wasser des Syr Darja merklich zu fallen an. Butakoff war damals 190 Werst oberhalb Utsch Kajuk und bemerkte ein stetiges Abnehmen, obwohl die Hitze auf 30 Grad R. stieg. Ohne Zweifel waren die Schneelager im Quellgebiete des Stroms erschöpft. Bei Fort Perowski begann das Fallen erst am 18. Juli und bei Fort Nr. 2 am 24.

Butakoff hält das Land am Syr Darja für gesund; Fieber kamen nicht vor, obwohl mehrmals in sumpfigen Gegenden übernachtet wurde. Wir ersehen aus den Sitzungsberichten der petersburger geographischen Gesellschaft (Proces verbal vom 2. December), daß der Reisende eine Karte vom Syr Darja veröffentlichen wird, die um so willkommener ist, weil wir seither über den Lauf dieses wichtigen Stromes sehr mangelhaft unterrichtet waren.

Ethnographische Schilderung der Wogulen.

II.

Dörfer; Sommer- und Winterjurten. — Hausgeräthe. — Tracht. — Tättowirung. — Elende Nahrung. — Körperbau. — Charakter der Wogulen. — Sie sind nur äußerlich Christen. — Ihr Schamanismus. — Tauschhandel. — Regierungsverhältnisse.

Wenige Menschenwohnungen dürften ihrem Aeußern nach so anspruchslos sein, als es die Dörfer oder Paule der Wogulen sind. Sie sind stets auf einer hohen Stelle an einem Flusse oder der Vereinigung zweier Flüsse belegen, da der Fischfang an den Flußmündungen weit besser als anderswo ist und es außerdem sowohl im Winter als im Sommer leichter ist, auf Flüssen als durch Wälder zu fahren. Die Dörfer stehen in großer Entfernung von einander, eine oder zwei Tagereisen, damit jedes Dorf ein hinlängliches Jagd- und Fischgebiet habe. In jedem Dorfe gibt es gewöhnlich nur zwei oder drei Jurten; fünf Jurten bilden schon ein ansehnliches Dorf, und das größte Dorf, welches ich auf meiner Reise angetroffen habe, das obengenannte Aetimje-paul, besteht aus sieben Jurten. Die Jurten sind von zweierlei Art: Winter- und Sommerjurten. Die ersteren werden aus Balken errichtet, mit Moos kalfatert und mit einem Borkendach nebst Latten bedeckt. Sie sind selten größer als drei Klafter lang und tief. Die Thür, vor welcher sich selten irgend eine Vorstube oder eine andere Vorkehrung befindet, liegt gewöhnlich nach Süden, wahrscheinlich aus der Ursache, weil der Wind von dieser Seite weniger scharf ist als andere Winde. In einem Winkel bei der Thür steht eine kleine aus Lehm und Gras zusammengebackene Feuerstelle, die einem englischen Kamin vollkommen ähnelt und in der das Feuer den ganzen Tag brennt, in der Nacht aber der Rauchfang vom Dache aus mit Birkenrinde bedeckt wird. Die Wärme von dieser Feuerstätte ist, nachdem das Feuer in derselben erloschen ist, nicht groß, denn dazu ist sie zu klein und aus zu schlechtem Material aufgeführt; auch friert man in der Nacht recht tüchtig in diesen Jurten, und das einzige Mittel gegen die Kälte in ihnen ist, sich so nah als möglich aneinander zu packen. Das Tageslicht dringt durch ein kleines Fenster, das gewöhnlich aus Glas, in Ermangelung desselben auch aus Fischhaut oder Papier ist. Längs den Wänden der Jurte laufen an zwei Seiten eine halbe Elle hohe und sehr breite Bänke oder Schlafstellen, welche den Bänken in einer tatarischen Stube ähnlich sehen und mit Birkenrinde oder mit einem Binsengewebe bedeckt sind. Tritt ein höher geehrter Gast in die Jurte, so werden auf dieser Bank für ihn mehrere Rennthierfelle ausgebreitet; aber so lockend auch die weißen und weichen Felle aussehen, ist es doch nicht gerathen, sich auf dieselben zu setzen, denn sie sind voll von Flöhen; der Fremde thut am besten, sich auf den kleinen niedrigen Stuhl zu setzen, der als Tisch benutzt wird; denn dieser ist von aller Berührung mit den Bänken isolirt, und die Flöhe können so fast vermieden werden. Zu jeder Jurte gehören ein oder zwei kleine Vorrathshäuser, die auf hohen Pfosten errichtet sind, und hinter diesen steht schon der düstre Föhrenwald, dessen Rauschen und frischen Duft der Wogule so sehr liebt. Die Sommerjurten, in welche er stets während der warmen Jahreszeit zieht, auch wenn er bei den Winterjurten zurückbleiben sollte, sind von Birkenrinde und an der Soswa von konischer Form. In diesen brennt das Feuer mitten in der Jurte, und der Rauch steigt durch eine Oeffnung im Dach; sie sind ohne Fußboden und auch in anderer Hinsicht mangelhafter als die Winterjurten.

Solcher Art sind die Wohnungen der beresow'schen Wogulen. Die südlichen Wogulen oder die an der Loswa und am Pelym wohnenden halten selten Sommerjurten, sondern leben den Sommer und Winter in Wohnungen aus Balken. Diese unterscheiden sich von den Jurten der nördlichen Wogulen nur dadurch, daß neben der oben beschriebenen Feuerstelle ein ziemlich großer Grapen eingemauert steht, unter welchem hier der Rauch durch eine besonders gewundene Röhre zum obern Theil der Feuerstelle geleitet wird. Diese südlichen Wogulen fangen auch an russische Stuben zu bauen, welche hinter die Jurte gestellt werden, so daß letztere eine Art Vorhaus zur Stube bildet, welche bei ihnen das Gastzimmer vertritt.

Das Hausgeräth und sonstige Werkzeuge können bei einem so lebenden Volke nicht mannigfaltig sein. Außer dem Hunde bildet das Gewehr das theuerste Eigenthum des Wogulen, obwohl seine Büchsen gewöhnlich von der schlechtesten Art sind. Seine anderen Waffen sind ein Bärenspieß, eine Art und ein großes Messer, das nebst dem Feuerzeug stets an seiner Seite hängt. Außer dem Kochgeschirr sind alle anderen Gefäße aus Birkenrinde, sogar der Löffel und die Kinderwiege machen hiervon keine Ausnahme; die Birkenrinde verstehen sie im Allgemeinen gut zu behandeln, obwohl ihre Arbeiten aus derselben lange nicht so stattlich und nett sind als die im nördlichen Finnland verfertigten. Die Boote auf den kleinen Flüssen sind aus einem einzigen Stamm ausgehöhlt und so geformt, daß sie sehr leicht einherlaufen, aber so niedrig, daß man sie nicht mit gewöhnlichen Rudern, sondern nur mit Steuerrudern vorwärts bewegen kann. Auf der Soswa und dem Ob aber sind auch die Boote der Wogulen größer und mit einem Mast versehen; gewöhnlich werden zwei solcher Boote zu einem Fahrzeug vereinigt, wenn sich eine ganze Familie aufs Wasser begibt.

Die Tracht der südlichen Wogulen ist ungefähr der Art, wie die Tracht der dortigen Russen, nur gewöhnlich schlechter und zerlumpter. Die Tracht der Soswa-Wogulen ist die wohlbekannte Maliza, welche im Sommer aus russischem Bauerntuch, im Winter aus Rennthierfellen und doppelt ist, so daß die Haarseite der obern Maliza nach außen, der untern aber nach innen gekehrt ist. Mützen kennen die Soswa-Anwohner nicht. Im Sommer bildet das lange und dichte Haar, das in zwei Flechten hart geflochten getragen wird, den einzigen Schutz des Kopfes, im Winter dagegen werden Kopf und Gesicht mit einer Art von Rennthierfellsack bedeckt, der an den Kragen der Maliza angenäht ist. Die Fußbekleidung besteht im Sommer und im Winter aus den sogenannten Pimy, einer Art langschaftiger Rennthierfellstiefeln, welche im Sommer aus haarlosem Fell, im Winter aus behaartem verfertigt werden und im letztern Fall doppelt sind. Die Unterkleider (Hemde

und Hosen) sind bei einigen aus russischer Leinwand, bei anderen aber auch aus gegerbten Rennthierhäuten und werden so lange auf dem Körper getragen, bis sie von selbst in Lumpen zerfallen. Die Weibertracht ist gleichfalls aus Rennthierfellen, der Rock ungefähr von demselben Zuschnitt wie der Oberrock der Tatarinnen; auf dem Kopfe tragen sie ein loses großes Tuch, mit dem sie beim Herannahen eines Fremden ihr Gesicht ebenso wie die Tatarinnen bedecken. Auch sind ihre Haarflechten, gerade wie die Flechten der Tatarinnen mit bunten Bändern, Glasperlen und anderm Flitterwerk der Art durchflochten. Die Finger sind mit Messingringen bedeckt, welche auch die Männer zu tragen pflegen. Merkwürdig ist es, daß die wogulischen Weiber sich tättowiren; die Tättowirung kommt an Händen und Füßen vor und bildet nicht einige bestimmte Figuren, sondern besteht aus gewundenen symmetrischen Linien; sie wird in der Kindheit durch Nadelstiche und eingeriebenes Schießpulver bewerkstelligt.

In seiner Nahrung ist der Wogule nicht verwöhnt oder wählerisch. Seine einzige Speise besteht im Sommer und Winter aus Waldvögeln und Fischen, mit dem Unterschied, daß diese im Sommer frisch, im Winter dagegen getrocknet sind.

Rennthier- und Elenfleisch kommt selten und nur bei den Wohlhabenden vor. Den südlichen Wogulen sind Salz und Brot zum Bedürfniß geworden, die Soswa-Anwohner sehen dieselben aber für Luxusartikel an, von denen der Wogule, wenn er von einer Reise nach der Stadt heimkehrt, ein wenig seinen Kindern als Heimkehrgabe mitbringt, ungefähr so wie der Bauer in Finnland Zucker und Weizenbrot heimträgt. Im Allgemeinen kann der Wogule lange hungern, und es geschieht nicht selten auf seiner Waldfahrt, daß er in Ermangelung von Kochgeschirr wochenlang von rohen Fischen oder rohem Birkhuhnfleisch, das ohne die geringste Zubereitung genossen wird, lebt. Kommt er aber zum Essen, so holt er seinen Schaden wieder ein, und es ist durchaus kein Wunder, daß ein Wogule bei einem einzigen Mahle mit vier oder fünf Birkhühnern fertig wird, die Brühe, in der sie gekocht sind, herunterschlürft und noch als Brot getrocknete Fische dazu ißt. Der einzige Ueberfluß-Artikel, den die Wogulen gebrauchen, ist der Tabak, dessen Rauchen unter den pelymschen Wogulen so allgemein ist, daß sogar Weiber und Mädchen daran Theil nehmen und gewöhnlich eigene Pfeifen besitzen; die Soswa-Wogulen rauchen nicht, sind aber dagegen starke Schnupfer.

Ihrem Körperbau nach sind die Wogulen von mittlerer Größe. Kleine Männer sieht man unler ihnen selten, dagegen recht oft Männer von einem stattlichen Körperbau. Als Jäger ist der Wogule leicht auf den Füßen und in der Waldwanderung unermüdlich, an Schulterstärke kann er sich nicht mit dem Russen messen. Das Gesicht ist rund, die Backenknochen ein wenig hervorstehend, wie bei allen Finnen, die Nase breit, aber nicht abgeplattet, die allgemeinste Haarfarbe ist dunkelbraun, aber bei recht vielen findet man auch ganz helles Haar; die Augen sind offen und rund, wie bei anderen Menschen, obwohl sie in Folge des vielen Rauchs, in dem auch dieses Volk lebt, oft krank werden. Etwas Mongolisches, was einige Reisende bei den Wogulen zu sehen geglaubt haben, habe ich nicht entdecken können, wenn man als solches nicht das bei den südlichen Wogulen, namentlich bei den an dem Konda-Flusse wohnenden, starke Hervortreten der Backenknochen, die dunkelbleiche Gesichtsfarbe, das pechschwarze Haar und den schwachen Bartwuchs dafür ansehen will. Vielleicht sind diese Konda-Wogulen mehr mit fremden Elementen vermischt als ihre nördlichen Brüder, welche sich in ihrem Aeußern mehr anderen europäischen Völkern nähern. Diese Vermuthung gewinnt an Stärke auch dadurch, daß ihr Gebiet offener dasteht und den von Süden oder Osten kommenden Fremden näher liegt als das übrige Wogulenland.

Seinem Charakter nach ist der Wogule ein stiller, harmloser Mensch. Die Wogulen sehen nie betrübt aus, sondern unter sich plaudern und lachen sie beständig, und in ihrer Sprache herrscht ein eigenthümlicher Ton von Wohlwollen, der unzweifelhaft von einem milden und neidlosen Gemüth zeugt. Dies gilt besonders von den Soswa-Wogulen; denn bei denen, welche den Russen näher leben, sind die Offenheit und das wohlwollende Gemüth mehr oder minder verschwunden. Obwohl nicht rachgierig, wird der Wogule leicht böse auch bei kleinen Beleidigungen, versöhnt sich aber auch leicht und zwar herzlich. Während eines Rausches ist er jedoch wüthend, und dann ist es gefährlich, mit ihm zu streiten; allein in einen solchen Zustand geräth er glücklicher Weise nur ein paar Mal im Jahr, wenn er die Stadt oder seine Kirche besucht; denn mit weiser Vorsorge hat die Regierung allen Branntweinhandel in den Wogulen-Dörfern streng verboten. Ein großer Fehler in dem Charakter des Wogulen ist seine Trägheit, welche auch Schuld ist, daß er als Arbeiter gewöhnlich nur einen halb so hohen Lohn als der Russe erhält. Zum Handwerk zeigt dieses Volk wenig Lust. Die Weiber nähen zwar ihre eigenen Kleider und die der Männer, wobei sie als Zwirn entweder Rennthiersehnen oder Nesselfäden gebrauchen. Die Männer aber verfertigen nicht einmal selbst alle ihre eigenen Geräthschaften, denn merkwürdig genug gibt es unter ihnen keine Schmiede, sondern die Gewehre müssen in weiter Entfernung bei russischen Schmieden reparirt und daselbst auch andere Schmiedearbeit bestellt werden. Castréns und Hagemeisters Angabe, daß die Ostjaken gute Zimmerleute sein sollen, ist aus der Luft gegriffen und erweckt bei jedem Sibirier Lächeln, da er gar gut weiß, daß man beim Bau hier Zimmerleute aus weiter Ferne herbeiholen muß, obwohl man überall in der Nähe von Wogulen und Ostjaken umgeben ist.

Das religiöse Bekenntniß des Wogulen ist der Schamanismus, in dem so viele Völker Nordasiens eine Befriedigung ihres geistlichen Bedürfnisses finden. Er ist zwar getauft, hat einen christlichen Namen erhalten und ist in die Bücher einer Kirche eingetragen; auch läßt er sich von einem Priester trauen, seine Kinder von einem Priester taufen und das Grab von einem Priester einsegnen, wenn ein Glied seiner Familie stirbt, falls nämlich der Priester in seine Gegend kommt. Besucht er ein oder zweimal im Jahr in anderen Geschäften das Pfarrdorf, so geht er wohl auch in die Kirche, zündet ein Wachslicht vor einem Heiligenbilde an und bekreuzt sich ein paar Mal vor demselben. In allem Uebrigen und innerlich ist er noch dem Glauben seiner Väter ergeben. Die Bekehrung der Wogulen zum Christenthum begann in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und bestand mehr in einer gewaltsamen Zerstörung der Götterbilder als in der Verkündigung der Lehre. Von diesem Zeitpunkt an sind sie dem Namen nach Christen geworden, aber obwohl die Götzenbilder nicht wiederum aufgerichtet zu sein scheinen, sollen die Wogulen noch an gewissen Stellen in den Wäldern Opferstellen haben, wo sie Rennthiere, Pelzwerk und Silbergeld den Göttern opfern, um von ihnen Glück in der Jagd zu erlangen. Obwohl diese Opfer und Opferstellen vor den Beamten und im Allgemeinen vor den Russen geheim gehalten werden, geschieht es dennoch, daß auch Russen an dem Opfer theilnehmen, wenn sie sich, wie oben erwähnt wird, zusammen mit den Wogulen auf

die Jagd begeben. Die Mitglieder der kleinen Compagnie schwören sich dann einander den Eid der Treue bei der Bärenschnauze, d. h. sie schneiden mit einem Messer in eine Bärenschnauze oder beißen in dieselbe zum Zeichen, daß derjenige, der in der gemeinsamen Jagd unehrlich ist, vom Bären aufgefressen werden möge, was nach der festen Ueberzeugung der Russen wie der Wogulen sicher eintreffen soll. Von der großen Bärenverehrung, die auch bei den Voreltern der Finnen allgemein war, gibt es bei den Wogulen auch andere Spuren. Wie in den waldreicheren Gegenden Finnlands, wo dieses Thier noch allgemeiner vorkommt, dieses aus Verehrung oder Furcht selten mit seinem wahren Namen, sondern Honigtatze benannt oder mit ähnlichen schmeichelhaften Namen beehrt wird, so vermeiden auch die Wogulen die Nennung seines Namens und nennen ihn gewöhnlich den Alten (anduch), mit welchem Namen man ohne Zweifel eine Ehrfurcht ausdrücken will. Und wie man in der Kalevala die alten Finnen dem Bären ein Todtenmahl halten und seinen Tod feierlich begehen sieht, so wird sein todter Körper auch bei den Wogulen mit Gesang, Musik und unter Abfeuerung von Schüssen zum Dorfe geschleppt, wo sein Tod sodann mit einem Schmaus und Trinkgelage gefeiert wird.

Der jugrische Pelzhandel war in früheren Zeiten berühmt. Vor der Befestigung der russischen Herrschaft in dem Lande war er ganz und gar in der Gewalt der Syrjänen, welche in späterer Zeit freilich den Gewinn mit russischen Kaufleuten haben theilen müssen, aber noch bis jetzt einen großen Antheil an dem Handelsbetrieb des Landes haben. Es sind namentlich Syrjänen vom mesenschen Kreise des Gouvernements Archangel, welche diesen Handel treiben, und jährlich kommen sie auf zwei Wegen über den Ural auf die Märkte von Beresow und Obdorsk. Der südlichere dieser Wege geht von Beresow längs der Soswa und deren Nebenfluß Sigwa und darauf über den Ural, welcher an dieser Stelle so schmal ist, daß man von den letzten Jurten auf der beresow'schen Seite, an den Quellen der Sigwa, wenn der Weg gut ist, in 24 Stunden mit Rennthieren bis zum Ufer der Petschora kommen kann, und ist so leicht zu passiren, daß auf diesem Wege jährlich mehrere Tausend Pud Mehl nach Petschora transportirt werden, von dort zurück aber verschiedene schwere Waaren, wie Gewehre, Aexte, Grapen, Talglichte, Lachs u. s. w. Der andere nördliche Weg führt von Obdorsk längs der Flüsse Sob oder Synja zu den Quellen des in die Petschora fallenden Flusses Ussa und sodann längs der Ussa zur Petschora. Aller Handel in diesem Lande ist Tauschhandel, wobei das Eichhorn das allgemeine Maß für den Werth der Waare ausmacht. Wie im Tscheremissischen das Wort „ur" (finnisch orava) sowohl Eichhorn als Kopeken bedeutet, so auch in den Mundarten der Wogulen das Wort lin (len), so daß z. B. eine russische Griwna (10 Kopeken) wogulisch lou lin (10 Eichhörnchen), ein Rubel set lin oder sat lin (100 Eichhörnchen) heißt. Da aber der Preis des Eichhorns jetzt weit größer ist als in den Zeiten, da dieser Sprachgebrauch aufkam, fügen die Wogulen, wenn sie vom Gelde sprechen, das dem Tatarischen entlehnte Wort oksa an die Summe, um es von den wirklichen Eichhörnchen zu unterscheiden und sagen z. B. zehn Rubel: lou set lin oksa (10 hundert Eichhörnchen Geld), wogegen lou set lin allein 1000 wirklichen Eichhörnchen entsprechen würde, deren Werth jetzt weit größer als 10 Rubel ist. Im Handel der Syrjänen und Russen mit den hiesigen Völkern ist ein Creditsystem eingerissen, das für die letzteren nicht anders als sehr verderblich sein kann. Der Handelsmann gibt nämlich seine Waare dem Käufer als Darlehen bis zum Fang der nächsten Jagdzeit, wobei er natürlich für dieselbe einen höhern Preis berechnet, als sie bei sofortiger Baarzahlung (d. h. mit Fellen) haben würde, und bei der Bezahlung der Schuld drückt er nach Möglichkeit den Preis der Waare des Schuldners herab. Dies macht den letztern träge im Bezahlen und bringt ihn dazu, lieber seine Waare anderen als seinem Creditor zu verkaufen; und theils deshalb, theils um die durch Todesfälle und Unehrlichkeit entstandenen Verluste zu decken, muß der Kaufmann bei der nächsten Creditirung auf seine Waaren einen noch höhern, oft doppelten Preis aufschlagen. Die Folge dieses Credithandels ist für manchen Wogulen und Ostjaken die, daß, nachdem er sehr verschuldet und die Jagd nicht glücklich gewesen ist, er sich entweder selbst zum Creditor auf Arbeit begeben oder, falls er einen Sohn hat, diesen zu ihm schicken muß, was sich oft in lebenslängliche Knechtschaft verwandelt, in welcher der Wogule oder Ostjake für sein Geschlecht und für sein Volk verloren geht.

Die Wogulen zerfallen nicht wie die Samojeden und manche andere sibirische Völker in Geschlechter, sondern sind auf russische Art in Woloste eingetheilt, in welchen sie ihre eigenen Golowas (Häupter) und Starschinas (Aelteste) haben. Von ihrer alten selbstständigen Verfassung findet sich keine andere Spur mehr als die, daß an der Soswa ein paar Familien auf den Namen Knjäs Ansprüche machen. Als ich dort zwei solcher Prätendenten antraf, konnte ich nicht finden, daß sie sich von ihren Stammverwandten durch etwas Anderes unterschieden als nur dadurch, daß ihr Gesicht zufälliger Weise reiner gewaschen war als das der anderen, wogegen ihre Wohnung, Tracht und Beschäftigung mit derjenigen der anderen völlig gleich war, wie sie denn auch von den letzteren keine besondere Aufmerksamkeit zu fordern schienen. Uebrigens werden die Wogulen von den gewöhnlichen Beamten aus Beresow und Obdorsk regiert, welche Regierung bei ihrem Gehorsam und ihrer Fügsamkeit auch nicht schwer ist, denn treuere Unterthanen als sie gibt es wohl kaum; überall wird der Reisende gefragt, wie sich der sorni khan (der goldene Chan, d. h. der Kaiser) befinde, wie seine Wohnung aussehe, ob er sich in die Felle kleide, mit denen sie ihren Jasak bezahlen, ob Friede im Lande herrsche u. s. w. Auch haben diese Völker keine Ursache sich eine bessere Regierung, als sie haben, zu wünschen. Ihr Jasak ist höchst gering und wird ihnen dadurch mehr als gut ersetzt, daß die Krone ihnen Schießpulver und Mehl zu ihrem eigenen Preis liefert. Von Seiten der Beamten erleiden sie auch keinen großen Druck, denn ihre Streitigkeiten machen sie gewöhnlich unter sich ohne Prozeß ab und leben übrigens so weit von den Beamten, daß diese sie nur einmal im Jahr bei Erlegung des Jasaks zu Gesicht bekommen; außerdem haben sie es auch schon gelernt, Klage zu führen, wenn sie bedrückt werden, und dies hat die Beamten in ihrem Benehmen gegen sie vorsichtig gemacht.

Also ist in gegenwärtiger Zeit das Leben der Wogulen. Uns scheint es voll von Noth und Elend zu sein, vom wogulischen Standpunkt aus betrachtet ist das Sachverhältniß ein ganz anderes. Er ist keines Menschen Herr, aber auch keines Menschen Knecht, arbeitet, wann und wo er will, ißt, was Gott gibt und fürchtet Niemand, sobald er seinen Jasak erlegt hat.

Die Erreichung des Nordpols.

Der Vorschlag Kapitän Osborns (Globus VII, 374, VIII, 47, 96) erhält die Gemüther der Geographen und des Publikums in England fortwährend in Aufregung, während er in Deutschland und Frankreich die Stimmung durchaus kalt läßt und geringe Aufmerksamkeit erregt. Wir wollen indessen nicht ermangeln, über den Verlauf der Erörterungen zu berichten; unsere Ansicht haben wir bereits ausgesprochen.

Die londoner geographische Gesellschaft hielt am 27. März unter dem Vorsitze Murchisons abermals eine Sitzung, in der man sich mit diesem Gegenstande eingehend beschäftigte. Die Theilnahme war eine außerordentliche. Unter den Anwesenden bemerkte man den Grafen von Paris, den Herzog von Wellington, den Admiral Sir Georg Back, Eduard Belcher, Kapitän Maury, John Crawfurd, Admiral Collinson, Dr. Rae und den Isländer Vigfusson. Die Gesellschaft sollte über die beiden vorliegenden Pläne, den Osborns und den Petermanns, entscheiden. Doch gelangte man, obgleich die Sitzung bis Abends 11 Uhr dauerte, zu keinem Resultate.

Die „Times", welche von der ganzen Expedition gar nichts hält, widmete dieser Sitzung einen ironischen Leitartikel, in welcher sie unbarmherzig die Schwächen des ganzen Projektes aufdeckt. Folgendes ist ein Auszug aus ihrer Nummer vom 30. März 1865.

„Daß die Geographen nun fest entschlossen sind, auf Kosten des britischen Volkes nach dem Nordpole zu gehen, ist eine ausgemachte Thatsache. Was sie aber dort finden werden, das ist ungewiß. Einer der Sekretäre (Markham) bildet sich ein, daß man dort ein asiatisches Volk entdecken werde, welches isolirt in einem glücklichen Thale lebe. Professor Owen ist weniger romantisch gestimmt und begnügt sich mit der Wiederentdeckung eines Lieblings-Seeschweines, das er an den Küsten Grönlands vermißte und nun auf einer Seegraswiese im offenen Polarmeere wiederzufinden hofft. Einige Admiräle, verzeihlicherweise vom Geschäftsgeiste getrieben, glauben, daß aller Vortheil zukünftiger Expeditionen in der Entdeckung einer neuen See liege, in der man eine Schiffsstation errichten könne. Eduard Belcher fragt: Was fangen wir mit diesem Meere an, wenn wir es auch entdeckt haben? Die Schlittenfahrer können doch ihre kleinen Hundekarren nicht in die offene See fahren und ihre Hunde, das einzige Mittel zur Rückkehr, auf den eisigen Klippen der Küste lassen, wo sie sich in der gefährlichen Gesellschaft von Walrossen, Eisbären und Professor Owens Seeschweinen befinden würden. — —

Es liegen zwei Pläne zur Ausführung dieser vielversprechenden Reise vor. Kapitän Sherard Osborn, welcher nun nach Indien abgereist ist, schlug den Weg durch den Smith-Sund in der Baffins Bay vor, während ein deutscher Professor, welcher aus der Tiefe seines innern Bewußtseins sich ein vollständiges System der arktischen Schifffahrt und eine Vision des Nordpoles construirt hat, einen andern Plan vorschlägt. Dieser preußische Weise, welcher einen hohen Begriff von der Mission Englands hat, alle Fragen, welche sich auf Eisberge beziehen, zu lösen, aber auch sehr wenig mit der öffentlichen Meinung über die Ausführung dieses Gegenstandes in England bekannt ist, verlangt, daß England direkt über Spitzbergen mit einem Dampfer durch das Packeis nördlich von dieser Insel nach dem Nordpol vorgehe.

Zwischen beiden Plänen sollte nun entschieden werden. Belcher, der selber mit arktischen Schlitten gereist ist, erklärte sich entschieden gegen diese Art des Vorgehens und für eine Ausführung der Expedition durch Schiffe. Eines sollte hinter dem andern hergesandt und dadurch eine Verbindungslinie von der Themse bis zum Nordpole unterhalten werden.

Sir Georg Back dagegen sprach für Osborns Plan und gegen den deutschen Professor, den er auslachte, weil er in seiner gemüthlichen Bibliothek in Berlin Pläne der Eiszone zeichne, während er, Back, die Dorothea dort vom Packeise zusammengequetscht gesehen habe, wo Dr. Petermann so herrliches schiffbares Wasser sieht. Wenn aber Osborns zwei Schiffe das Eis so locker finden, daß sie hindurch segeln können, und wenn im folgenden Winter das Eis so fest zusammengeschoben sein wird, daß Schlitten über dasselbe passiren können, wenn ferner die Schlittenpartien nicht mit dem offenen Wasser zusammentreffen, welches Jedermann zu finden hofft, so sieht Back auch nicht ein, warum man auf diese Weise auch nicht den Nordpol erreichen solle!

Die Bemerkungen der anderen Admiräle, Collinson und Fitzroy, förderten die Angelegenheit eben so wenig, und der Präsident Roderich Murchison, welcher seine Propheten zusammen berufen hatte, um über eins der beiden Projekte zu entscheiden, sah sich in eine ungemüthliche Lage versetzt.

Seit Sherard Osborn abgereist ist, haben die Geographen den einzigen Kopf verloren, welcher dieser phantastischen Thorheit den Anschein einer Möglichkeit geben konnte. Osborn sagte öffentlich, daß die arktischen Abenteuer schon um deßwillen ihm willkommen wären, weil sie manchen in Friedenszeiten unbeschäftigten Seeoffizieren einen Wirkungskreis eröffneten. Er führte viele im arktischen Dienste erworbene Namen an. Aber das Interesse an den Eiswildnissen ist verschwunden. Die Idee einer Nordwestpassage ist zu den Irrthümern geworfen, wie das Perpetuum mobile und der Stein der Weisen. Wir haben keine Hoffnung, daß auch nur der allergeringste praktische Nutzen aus diesen Expeditionen für die Menschheit erwachse. Man wird sich mit mehr Interesse dem Seemanne zuwenden, welcher zu Handelszwecken ein Korallenriff untersucht, als jenen, die drei Jahre lang im ewigen Eise Pemmikan essen und ihre Nasen mit dem Schnee des Nordpols reiben, um sie vor dem Erfrieren zu schützen. Aber die Zeiten sind vorbei, da man sich für Roß, Franklin, M'Clintock und ihre kühnen Fahrten in den arktischen Regionen interessirte."

So weit die „Times", der wir in der Sache selbst vollkommen beipflichten. Aber eine entschiedene Rüge verdient die Unart, mit welcher sie sich allemal gebärdet, sobald von deutschen Gelehrten die Rede ist. Im Allgemeinen sind die Engländer, auch viele in der londoner geographischen Gesellschaft, nicht mit zu vielen geographischen Kenntnissen beschwert, und das gilt namentlich auch von dem Präsidenten Murchison. Wir wollen nur daran erinnern, daß er nicht einmal wußte, wie schon Ptolemäus den

Nil aus äquatorialen Seen abfließen läßt, und wie er später seinen staunenden Collegen in jener Gesellschaft verkündete, daß Vambery seit Clavijo der erste Europäer gewesen sei, welcher Samarkand betreten habe. Unter den hunderten anwesender Mitglieder war nicht ein einziger, welcher ihn zurechtwies. Murchison und nicht Rawlinson ist es gewesen, der jene Behauptung zuerst aufstellte, die leider von deutschen Zeitschriften unbesehen weiter verbreitet wurde. Dann nahmen wir, indem wir unsrerseits lediglich eine allen wissenschaftlich gebildeten Geographen bekannte Thatsache hervorhoben, die Priorität für Alexander Lehmann in Anspruch, und dessen Reisegefährte Chanykoff wahrte sich in einer Zuschrift an die „Weisen" in London (um einen höflichen Ausdruck der Times zu gebrauchen) gleichfalls seine Anrechte. Die „Weisen" jener geographischen Gesellschaft nahmen dann kurze Notiz von der Sache, indem vorgelesen wurde, daß von Chanykoff eine Mittheilung des und des Inhalts eingelaufen sei. Sie mußten den Wischer ruhig einstecken.

John Bull kann sich nicht vorstellen, daß ein deutscher Gelehrter nicht auch ein „Professor" sei, und mit diesem Titel verbindet er dann einen unliebsamen Nebenbegriff. Ein deutscher Professor ist aber kein richtiger und vollwüchsiger Professor, wenn er nicht die Luft der Mark Brandenburg athmet, die denn doch immerhin den Ausdünstungen der Themse vorzuziehen ist. Admiral Back muß Dr. Petermanns „Mittheilungen" nie angesehen haben, sonst hätte er den ausgezeichneten Kartographen nicht nach Berlin versetzen können. Es hätte den Präsidenten Murchison nur ein Wort gekostet, seinen Protegé der Stadt Gotha zu vindiciren, wir finden aber in dem uns vorliegenden Berichte nicht, daß er sich diese Mühe gegeben habe. Wir Deutschen sollten die Engländer ihre eigenen Wege gehen lassen und ja nicht sehr höflich gegen sie sein, denn das verstehen sie nicht; ja, sie sehen wohl gar darin eine Aufdringlichkeit. Ruhm oder Anerkennung brauchen wir Deutschen uns bei den Ausländern gar nicht zu holen, am allerwenigsten in den geographischen Wissenschaften, in denen wir ja, wie anerkannt und weltbekannt, allen anderen Völkern weit voraus sind. Billig und gerecht sollen wir gegen die Engländer sein, das versteht sich von selbst, was darüber, das ist vom Uebel. Ihnen gegenüber ist nur Stolz angebracht; den Franzosen gegenüber, die viel mehr gute Manieren haben und nicht neidisch sind, können wir auch höflich sein, denn in Paris ist man höflich. Selbst ein Mann wie Richard Burton, der vielleicht der vorurtheilsfreieste Engländer ist, wird albern, wenn er von Deutschen redet. So macht er es z. B. den würtembergischen Missionären, welche in englischer Sprache Grammatiken einiger westafrikanischen Idiome verfaßt haben, zum Vorwurf, daß ihr Englisch nicht elegant sei! Wie viele Engländer würden denn wohl ein Deutsch reden oder schreiben können wie Lessing und Göthe, und was kommt bei der Grammatik einer Negersprache auf Zierlichkeit des Stils an? Rein gar nichts; die Hauptsache ist, daß man sich klar und verständlich ausdrücke.

Doch das nur beiläufig. In der obenerwähnten Sitzung äußerte Admiral Back: Theorie und Praxis sind zweierlei. Es kann sein, daß eine Meeresströmung zwischen Nowaja Semlja und Spitzbergen nach Norden geht, daß Spitzbergen nur 2400 Seemeilen von England entfernt und vom frühen Sommer bis zum Spätherbst zugänglich ist. Es mag Häfen besitzen und Ueberfluß an Rennthier- und Polarhasen sammt Millionen von Seevögeln haben. Aber Niemand ist im Stande zu bestimmen oder voraus zu sagen, wie weit auch der bestausgerüstete, von erfahrenen Seeleuten geführte Dampfer in jener See durch offenes Wasser vorzudringen im Stande sei, weil der Wind dasselbe durch Eismassen versperren könne. Dr. Petermann behauptet, die Bewegung des arktischen Meeres werde das Eis am Rande des Packeises aufbrechen; ich bin aber ganz entschieden anderer Meinung und nehme gar nicht an, daß eine Expedition westlich von Spitzbergen nach dem Nordpol gelangen könne. Im Jahre 1818 war ich mit meinen beiden Freunden Sir John Franklin und Beechey bei der ersten Polarexpedition. Wir waren Tag und Nacht bemüht, uns eine Fahrbahn nach Norden zu erzwingen; aber unsere beiden Schiffe, Dorothea und Treut, wurden stark beschädigt, und trotz aller Anstrengung kamen wir nicht über 80° 30' N. hinaus. Das Eis dort war nicht wie jenes im Westen; es hatte oft fünf Miles im Durchmesser und 40 bis 42 Fuß Dicke bei nur 2 bis 3 Fuß Dicke über dem Wasser. Wir harrten trotzdem aus; die Dorothea wurde beinahe zerquetscht, aber wir besserten sie nothdürftig aus; nachdem wir aber drei Monate lang versucht hatten, in einerlei Richtung nach Norden vorzudringen, mußten wir, obwohl ungern, die Sache aufgeben. Wir fuhren dann von Spitzbergen gen Grönland, immer am Rande des Packeises, bis wir auf der Höhe der grönländischen Küste auf undurchdringliche Eismassen trafen; auf der ganzen weiten Strecke fanden wir keine Oeffnung, die auch nur eine halbe Mile breit gewesen wäre. Unter solchen Umständen mußten wir gegen Ende Septembers nach England zurückkehren. Dr. Scoresby, der Walfischfahrer, hat mir übrigens oft erzählt, daß er einmal bis 82° N. vorgedrungen sei, aber dann niemals wieder. Was Osborns Plan anbelangt, so sehe ich nicht ab, weßhalb man nicht bis in die Nähe des Pols oder an den Pol gelangen könne, vorausgesetzt, daß die beiden Schiffe so glücklich wären, offenes Wasser zu finden, das heißt, so lockeres Eis, daß sie hindurch fahren und am Smiths-Sunde stationiren können, und daß dann im Winter das Eis dicht zusammen getrieben ist und unbeweglich fest liegt.

Back meinte, daß dann die Schlittenpartie zum Pol auf diesem „unbeweglich festliegenden" Eise fahren könne. Ob aber seine Hypothese zutreffen werde, darüber konnte er natürlich nichts sagen; Admiral Belcher wollte davon nichts wissen. Ich habe, sagt er, selber erfahren, was arktische Schlittenfahrten bedeuten wollen. Es ist schon mit großen Schwierigkeiten verbunden, ein Schiff bis in den Smiths-Kanal zu bringen. Bekanntlich haben mehrmals Expeditionen, welche die Regierung ausgerüstet, den Versuch ohne Erfolg gemacht. Was jene von 1818 betrifft, so hat sie sich wohl zu weit an der grönländischen Küste gehalten. Vom Schlittensystem halte ich nichts; die Schlitten würden eine lange, mühsame und gefährliche Reise haben, um offenes Wasser im Smiths-Sunde zu erreichen. Angenommen, daß die Schiffe im ersten Jahr eine sichere Station erreichen und Schlittenexpeditionen gehörig vorbereitet sind, angenommen auch, daß, was wahrscheinlich ist, die See im Maimonat offen sei, — sind dann die Schlitten zugleich Boote und dazu geeignet, auf offenem Wasser zu reisen? Wenn das der Fall, dann ist der Versuch noch wilder als jener Parry's. James Roß hat mir oftmals geschildert, was solche Schlittenreisen sagen wollen; die Leute hätten eine entsetzlich mühsame Arbeit, wenn die Schlitten in den Schnee geriethen. Man muß abladen und kann sie auch dann nur unter großen Anstrengungen frei machen; und wenn der Schnee im Schmelzen war, ist man oft in zwei Tagen keine Mile weit gekommen. Ich habe im Jahre 1826 in Petropawlowsk den Baron Wrangell und Herrn Matiuschkin getroffen, die eben eine miß-

lungene Schlittenreise gemacht hatten, und sie sagten ganz einfach: „Was konnten wir machen, als wir offenes Wasser antrafen?"

Admiral Collinson machte einige Bemerkungen über das sogenannte offene Polarmeer; „aber ist das, was man als solches bezeichnet, wirklich eine ausgedehnte freie See, oder sind es nicht vielmehr lediglich offene Wasserlöcher?" Er wies dann seinerseits auf die Unthunlichkeit der Schlittenreisen hin, die er aus eigener Erfahrung kenne. Herrn Petermanns Behauptung, daß die Nordpolar- und die Südpolar-Meere viel Uebereinstimmendes und gleichartige Verhältnisse aufwiesen, bestritt er ganz entschieden. Er ziehe eine Expedition vom Smiths-Sund aus jener über Spitzbergen vor.

Admiral Fitzroy sprach dann über die früheren Reisen nach den arktischen Meeren und meinte, der Pol könne erreicht werden; ein Holländerschiff sei ja einmal sogar zwei Grad über denselben hinaus gekommen. Auf Specialitäten darüber ging er aber nicht ein und erklärte sich schließlich für eine Expedition „mit Spitzbergen als der Basis und von dieser aus zur geeigneten Zeit nach Norden hin und um den Norden herum"!

Gefangene Drusenhäuptlinge in Belgrad.

Von **A. Leist.**

Die Drusen sind bekanntlich keine permanenten Bewohner der Stadt Belgrad, und wir haben es deshalb nur mit einigen Scheiks oder Oberhäuptern derselben zu thun, die sich an dem blutigen Gemetzel und der schrecklichen Christenverfolgung im Libanon mit besonderer Wuth betheiligt haben und welche von der türkischen Regierung zur Strafe in die Gefangenschaft nach der Festung Belgrad gebracht worden sind. Dort wurden dieselben von dem berühmten Zeichner F. Kanitz in den Kasematten der Festung besucht, und wir verdanken diesem Besuche das beifolgende Bild.*)

Schon die Art und Weise der Internirung und die milde Behandlung in der Gefangenschaft, in welcher diese Häuptlinge gemüthlich ihre Tschibuks und Narghiles (Wasserpfeifen) rauchen können, zeigt uns zur Genüge an, daß das Verbrechen der Christenniedermetzelung in den Augen der Türken kein so großes ist, als zum Beispiel der Uebertritt eines Mohammedaners zum Christenthum, welcher bis in die neueste Zeit in der Türkei mit dem Tode bestraft wurde, und welche Strafe in der That, wenn wir nicht irren, erst 1854 zum Hohne der christlichen Gesandten in Konstantinopel an einem Armenier vollzogen worden ist. Derselbe war früher Christ und trat zum Islamismus über. Reue und Gewissensbisse bewogen ihn aber später wieder in den Schooß der christlichen Kirche zurückzukehren, worauf derselbe dem türkischen Gesetze zufolge öffentlich hingerichtet worden ist. Seit dem Jahre 1856 werden nun allerdings die vom Mohammedanismus zum Christenthum übergetretenen Türken nicht mehr mit dem Tode, sondern, wie neuere Fälle ergeben haben, mit Verweisung in entlegenere Gegenden bestraft. Es haben auch jüngst in Konstantinopel Ereignisse stattgefunden, in Folge deren die Religionsfreiheit dort zur leeren Phrase zu werden droht.

Auch das, was die türkische Regierung in der Bestrafung der Drusen überhaupt gethan hat, ist auch nur auf energisches Auftreten der christlichen Mächte geschehen. Haben ja doch selbst die türkischen Behörden den schrecklichen Blutscenen in Damaskus, Deir-el-Kamer, Hasbeiah, Raschejah u. s. w. gegen die christlichen Maroniten allen nur möglichen Vorschub geleistet. Ja, das treulose Verhalten der Türken hat überhaupt das Blutbad verschuldet, dessen Veranlassung wir hier nur andeutungsweise erwähnen wollen, da die Greuelscenen selbst, welche die drusischen Chefs in die Kasematten von Belgrad geführt haben, im Gedächtnisse der Leser noch nicht erloschen sein dürften.

Die Drusen sind eine Völkerschaft, welche in Syrien den Landstrich südlich von den Maroniten, mit dieser christlichen Sekte aber zum Theil vermischt den westlichen Abhang des Gebirges Libanon und fast den ganzen Antilibanon von Beirut bis Tur und vom Mittelländischen Meere bis Damascus bewohnen. Sie sind ein kriegerisches Gebirgsvolk, welches erst in neuerer Zeit nach vielen blutigen Kämpfen mit den Türken in ein größeres Abhängigkeitsverhältniß gerathen ist, während es früher von einem eigenen Groß-Emir, der ein ziemlich loser Vasall der Türken war, regiert wurde. Der Groß-Emir wurde von den Emirn und Scheiks gewählt, welche mit dem Adel eine Art Landstände bildeten und sich im Haupterte Deir-el-Kamer Behufs der Regelung ihrer Landesangelegenheiten versammelten. Der Groß-Emir besaß keine eigenen Truppen, sondern es wurden ihm solche von den übrigen Emirn und Scheiks zur Verfügung gestellt. Sowohl die Beschaffenheit des Landes, als auch die politischen und gesellschaftlichen Zustände der Drusen haben viele Aehnlichkeit mit dem Lande und den Zuständen der christlichen Montenegriner in Europa. Beide Völkerschaften sind freiheitliebend, tapfer und grausam. Beiden ist die Gastfreundschaft heilig, aber auch von beiden wird die Blutrache ausgeübt. Beide Völker bewohnen ein kleines Gebiet von nur etwa 100 Quadratmeilen, und von einer Bevölkerung, welche je kaum 130,000 Köpfe erreicht, stellen beide beim

*) F. Kanitz besuchte diese Drusen im Jahre 1861. Es waren 55 Internirte und darunter 20 Beys und Häuptlinge. Er schreibt darüber: „Ein kleiner Kreis vereinigte die vornehmsten Häuptlinge, darunter Männer von außerordentlicher Schönheit, untadelhafter Haltung und voll stolzen ungebeugten Selbstgefühls. Hussein-Beg von Ailez, ein Greis mit schönem weißen wallenden Barte, Selim-Beg von Wibadaran, ein junger Mann aus vornehmer Familie, Schumbalad-Jussuf von Amatur, Hali-Ara von Raschaja, Hassein-Effendi von Deir-el-kamr und namentlich Abdullah Ettakaiti von Beirut, letzterer ein Mann von herkulischem Körperbau, waren mir zumeist durch ihre echt asiatischen, höchst charakteristischen Köpfe auffallend. Mit wahrem Vergnügen zeichnete ich mir die Physiognomien der Genannten; doch hatte ich zu thun, die feurigen, stechenden, unverwandt auf mich gerichteten Blicke auszuhalten."

Ausbruche eines Kampfes verhältnißmäßig bedeutende Streitkräfte in das Feld. Man behauptet, daß die Drusen 30 bis 40,000 streitbare Männer stellen können.

Das Gebirgsland des nördlichen Libanon ist das Hauptgebiet der christlichen Maroniten, welche zumeist den Weinbau und die Seidenzucht betreiben. Im Libanon sollen 85,000, im Antilibanon und anderen syrischen Gebirgen bis 140,000 Maroniten leben. Ihr Patriarch residirt im Kloster Kanobin, am Fuße des 8790' hohen Berges, Dschebel-Makmel, so lange dies die Gunst der schönen Jahreszeit gestattet, zur Winterszeit zieht sich derselbe gewöhnlich nach Bkerke zurück. Der von der Pforte eingesetzte Kaimakan der Maroniten hält sich gewöhnlich in Dschunieh auf. Die Anzahl der Klöster im Lande der Maroniten übertrifft noch die Niederlassungen der griechischen Mönche auf dem heiligen Berge Athos, denn die



Gefangene Drusenhäuptlinge in den Kasematten Belgrads. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Maroniten sollen mehr als 200 Klöster besitzen. Der 20 Meilen lange und 4 Meilen breite Libanon ist reich an malerischen Ansichten und reizenden Landschaften und Naturschönheiten, obgleich der bis 9000 Fuß hohe Kamm gar keine Zacken und Hörner hat, sondern nur einförmig fortlaufende Wellenlinien bildet. Von den berühmten Cedern des Libanon sollen noch 300 bis 400 vorhanden sein, deren Alter auf 3000 und zum Theil sogar auf 6000 Jahre geschätzt wird.

Die kriegerischen Drusen erreichten die höchste Macht im Anfange des 17. Jahrhunderts unter ihrem berühmten Emir Fakkardin, welcher selbst den Türken gefährlich wurde, aber zuletzt der Uebermacht unterlag und 1631 in Constantinopel hingerichtet wurde.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts machten die Drusen mehrfach Gemeinschaft mit den rebellischen türkischen Paschas und wurden 1823 Bundesgenossen Mehemed Alis, des Paschas von Aegypten. Allein die tyrannische Behandlung der Aegypter nöthigte sie wiederholt zu Aufständen, und sie wurden von Ibrahim Pascha abermals den Aegyptern unterworfen. Alle diese Schicksale haben die, eine griechisch-orientalische Sekte bildenden, Maroniten, welche unter dem Oberhaupte der Drusen standen, mit denselben gemeinschaftlich getheilt. Beide abgesonderten Völkerschaften bildeten vereint eine in der That gefährliche Macht, welche sich besonders unter Emir Beschir bald gegen die Pforte, bald gegen die Aegypter erhob, bis Beschir im Jahre 1840 dem Vicekönig treu blieb, aber von der Pforte in Folge seiner Erhebung seiner Würden entsetzt wurde, was denselben veranlaßte, Syrien zu verlassen. Von den Engländern aufgehetzt und mit Waffen von denselben versehen, erhoben sich die Drusen und Maroniten endlich auch gegen die Herrschaft Mehemed Alis und führten dessen Sturz in Syrien herbei, aber ihre alten Freiheiten erhielten dieselben nicht wieder. Und als der alte Kampf zwischen den drusischen und maronitischen Scheiks wegen der Oberemirschaft neuerdings entbrannte, benutzte die hohe Pforte diese Entzweiung und brach die Selbstständigkeit beider Völker, die, zuletzt unter dem Ober-Emir Beschir vereint, ihr so gefährlich waren. Jetzt schickte die Pforte den bekannten Renegaten Omer Pascha nach dem Libanon, damit derselbe die Drusen und Maroniten gemeinschaftlich regiere. Allein das harte Verfahren Omer Paschas veranlaßte die Drusen, ihre Streitigkeiten mit den Maroniten ruhen zu lassen, und sie erhoben sich abermals gegen die Türken und stellten das Begehren, ihnen und den Maroniten gemeinsam wieder einen Groß-Emir zu geben. Da dieses Verlangen auch von den christlichen Mächten durch ihre Gesandten in Constantinopel unterstützt wurde, gab die Pforte nach und traf die Bestimmung, daß fortan beide, Drusen und Maroniten, abgesondert unter der Leitung eines türkischen Kaimakans stehen sollen, dem ein Verwaltungsrath aus beiden Völkerschaften beigegeben werde.

Allein die Drusen waren weder mit der türkischen Oberherrschaft, noch mit der Gleichberechtigung, welche jetzt den Maroniten zugefallen war, zufrieden, und die Streitigkeiten mit letzteren dauerten fort, bis dieselben 1859 zu einem offenen Kampfe führten, in welchem die Maroniten unterlagen. Wie schon früher oft, waren letztere auch diesmal bereit, auf die von den Drusen gestellten Forderungen einzugehen, aber die Türken traten ins Mittel und überredeten die Maroniten, sich lieber ihnen, als den Drusen zu übergeben. Leider gaben die christlichen Maroniten den Einflüsterungen der Türken Gehör und lieferten den Türken Waffen aus, wurden aber dann wehrlos von den Drusen, die von den türkischen Soldaten ohne jeden Widerstand in die Städte und Festungen eingelassen worden waren, niedergemetzelt. In Damaskus, wo mehrere tausend Christen hingemordet wurden, nahm sich Abdel-Kader großmüthig der verfolgten Christen an und rettete vielen das Leben, während die Verfolgten in Massen nach der Hauptseestadt Syriens, Beirut, flüchteten, wo das christliche Element schon das vorherrschende ist und wo sich auch viele angesiedelte Europäer befinden. Endlich eilten die Franzosen zum Schutze der Christen herbei und besetzten den Libanon mit seinen Städten, welche Intervention bei Einigen zu der Beschuldigung Veranlassung gab, als hätten französische Agenten in dieser blutigen Angelegenheit ihre Hand im Spiele gehabt, um für Frankreich eine Gelegenheit herbeizuführen, sich in Syrien festzusetzen, was sich aber in der Folge nicht bewährt hat. Auch nahm sich Frankreich mit den christlichen Mächten der Sache energisch an, und es wurden einige der drusischen Rädelsführer hingerichtet, die kompromittirten Häuptlinge aber in die Casematten Belgrads verwiesen. Auch der Maroniten-Häuptling, Joseph Karam, wurde zu seiner Beschützung in Smyrna internirt, und es ist derselbe erst im Monate Dezember 1864 wieder heimlich nach dem beruhigten Libanon zurückgekehrt.

Zur Regierung des Libanon ist im verflossenen Jahre ein neues Reglement ausgearbeitet und am 24. November in Bittedin feierlich kund gemacht worden. Bei derselben Gelegenheit hat auch die Feier der Verlesung des kaiserlichen Fermans stattgefunden, womit der bisherige Gouverneur, Daud Pascha, auf weitere fünf Jahre bestätigt worden ist. Bei dieser Feierlichkeit waren anwesend: die 6 Mudire des Libanons, etwa 50 drusische und maronitische Emire und Scheiks, 2 armenisch-katholische, 2 griechisch-katholische Bischöfe, dann der Vorstand sämmtlicher griechisch-katholischer Klöster des Gebirges. Der einige Stunden von Bittedin residirende Patriarch der Maroniten hatte sich bei dieser Feier vertreten lassen. Aus Beirut waren anwesend: der Mollah, der Militärpascha und ein Mitglied des großen Medschlisses.

Die Menschen in Oberfranken.*)

I.

Ethnographische Eintheilung Oberfrankens. — Bamberger und bayreuther Land — Slavische Ansiedlungen. — Die Dörfer des Fichtelgebirges und der Ebenen. — Der Hausbau. — Die Außenseite der Menschen. Charakter derselben.

Die bayrische Provinz Oberfranken scheidet sich ethnographisch in zwei große Gruppen, das bayreuther und bamberger Gebiet. Jenes umlagert den Knotenpunkt des Fichtelgebirges. Der Hochländer trägt seine wesentlichen Kennzeichen gegenüber dem westlichen bayreuther Unterländer, und eine noch schärfere Linie scheidet im östlichen Vorlande den Bewohner des ehemaligen Sechsämterlandes vom nördlichen Voigtländer.

Auch das bamberger Gebiet umfaßt zwei getrennte Gebirgsmassen, Jura und Frankenwald, und die Bevölkerung in jedem zeigt wieder ihr eigenthümliches Gepräge. Zwischen beide legt sich das breite Band des Mainstromes, das südwärts eine Fortsetzung im Rednitzgrunde findet. In diesen ausgeweiteten Thalungen hat sich nicht minder ein bestimmler Volkscharakter gebildet, westwärts in jenen des Steigerwäldlers und des mit ihm verwandten Siedlers am Haßwalde übergehend.

Wie es kam, daß auf einem verhältnißmäßig so kleinen Gebiete Deutschlands so verschiedene Menschen dicht neben einander wohnen und sich in Sitte und Mundart wesentlich von einander scheiden, werden wir aus Folgendem ersehen. Freilich stießen hier auch Thüringer, Franken und Slaven zusammen, und noch heutigen Tages lassen sich in deren Nachkommen die Eigenthümlichkeiten der Väter erkennen.

Hier in Mitteldeutschland flutete das germanische Völkerleben am gewaltigsten. Hier begegneten sich in wechselvoller Bewegung Stamm um Stamm, Gesellschaft um Gesellschaft, gegenseitig sich verdrängend oder durchdringend. Hier bildete sich auf kleinerem Gebiete je nach den Mischungsbestandtheilen eine Reihe bestimmter, abgeschlossener Charaktere. Aus historischen Gründen fehlt daher der Bevölkerung der ganzen Provinz jene Einheit und Gleichstimmung, wie sie uns in den anderen bayrischen Provinzen, bei Schwaben und Altbayern entgegentritt.

Oberfranken besitzt im Innern drei Gebirgsmassen, bedeutsame Punkte nicht nur für den Naturforscher, sondern auch für den Ethnographen: Die Granithöhen des Fichtelgebirges im Süden des Osttheiles, die Ausläufer des Frankenjura's, die den Westen in zwei Hälften theilen, und das Thonschieferplateau des Frankenwaldes mit einem Stückchen Thüringerwald im äußersten Norden.

Fassen wir zunächst die Umgebungen des Fichtelgebirges ins Auge, so lehnt sich im Westen an dieses das bayreuther Unterland im Stromgebiete des Rothen Maines; nördlich das bayrische Voigtland und östlich das Gebiet des ehemaligen wunsiedler Kreises, die sogenannten Sechsämter in den Thalungen der Eger, Rößla und Kössein.

Strabo erzählt von dem großen suevischen Stamme der Hermunduren jenseits der Elbe, der mit Leichtigkeit seine Wohnsitze änderte, da er kein Land bebaute und nur in flüchtig aufgeschlagenen Hütten lebte. Wir finden sie im ersten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung im Südostviertel der oberfränkischen Provinz. Dann zogen Markomannen, Quaden, Gothen und Thüringer über das Gebiet; letztere hatten sich im fünften Jahrhundert im Voigtlande festgesetzt, und noch heute gemahnt eine Reihe ethnologischer Momente im Fichtelgebirge und Voigtlande an thüringische Verwandtschaft. Viele Lokalbezeichnungen finden sich am Harze wieder, wie denn auch manche Sitten und Gebräuche in beiden Gegenden dieselben sind.

Im fünften Jahrhundert tritt ein neues Volkselement auf den Schauplatz. Die Wellenschläge der Völkerwanderung hatten slavische Stämme von ihrer chorwatischen Heimat an den Karpathen auf deutsches Gebiet gedrängt. Von Böhmen nach dem Fichtelgebirge kommend, breiteten sie sich den Main entlang aus und drangen im Laufe zweier Jahrhunderte bis an die Regnitz, Aisch und Wörnitz vor. Da die Macht der Thüringer von den Franken gebrochen war, so war ihnen das Nachrücken erleichtert, so daß sie, unterstützt durch ihre Colonisirungen, im siebenten Jahrhundert in ganz Oberfranken festsaßen. Ihre Heerbannfreiheit, ihr Verständniß im Ackerbau und in der Gewinnung des Erzes festete ihre Seßhaftigkeit neben den alten Einwohnern und verschaffte ihnen theilweise das Uebergewicht über dieselben. Es bildete sich eine Mischung wendisch-germanischen Blutes. Die heidnischen Wenden wohnten so neben den christlichen Franken, und ihre Ueberwältigung und Bekehrung bildete vom achten Jahrhundert an aus politischen und kirchlichen Gründen die Aufgabe der Frankenkönige. Der slavisch-germanische Rednitzgau gehörte bereits im neunten Jahrhundert zu Frankonien. Allmälig ging die Wiedergewinnung des slavisirten Bodens für die Deutschen nun mit sicheren Schritten vorwärts.

Noch ist die religiöse Spaltung zwischen dem bayreuther und bamberger Lande hier zu erwähnen. Das erstere bekannte sich im 16. Jahrhundert unter Markgraf Georg dem Frommen zum Protestantismus, während Bamberg, wo der Krummstab regierte, beim Katholicismus verblieb. Auch die Merkmale, welche das Glaubensbekenntniß dem Volke aufdrückt, tragen dazu bei, die Verschiedenheit zwischen Bambergern und Bayreuthern recht zur Schau treten zu lassen.

Wir wenden uns nun zum Gebiete des weiland Hochstiftes Bamberg. Hier drängt sich zwischen Jura und Frankenwald die reizende Thalebene des Maines. Wie der Ansiedler im untern Main- und Rednitzgrunde von den Bewohnern des Juraberglandes sich unterscheidet, so trägt auch der Frankenwäldler sein eigenes Gepräge und macht seinen Anspruch auf volksthümliche Selbstständigkeit geltend. Doch sind es vorzugsweise topische Verhältnisse

*) Bavaria. Landes- und Volkskunde des Königreichs Bayern. Bd. III. 1864. Die hier ausgezogenen Kapitel fanden an Eduard Fentsch einen gründlichen Bearbeiter.

und die eingreifenden Wirkungen von Besitz und Arbeit, welche hier eine stammverwandte Bevölkerung in drei Partien gruppiren. Nur das eine Moment erscheint noch einflußreich, daß im Nordosten die slavische Sitte und Tracht noch merklicher nachklingen als im Westen, welcher ostfränkischer Kultur und Uebersiedlung in höherem Maße ausgesetzt war.

Daß am Bewohner des Frankenwaldes slavische Eigenheit fester haften blieb, mag wohl auch der Oertlichkeit zugeschrieben werden. An der obern Saale saßen die Sorbenwenden schon im fünften Jahrhundert. Der Frankenwald war demnach ihrer Colonisirung vor Allem ausgesetzt. Abgesehen von dem wirksamen Umstande weiterer Entfernung von fränkischer Nachbarschaft und fränkischer Kultur, boten die mächtigen Bergwälle den slavischen Siedelungen in den verborgenen Thalschluchten dieses altthüringischen Gebietes mächtigen Schutz.

Der *Rennsteig* bildet die alte Landmarke zwischen Franken und Thüringen und er ist auch, so weit er in das hier in Rede stehende Land eingreift, eine confessionelle Scheidelinie; denn er trennt den bambergischen Frankenwald von dem protestantischen bayreuther Amt Lauenstein. Trotz der durchweg analogen Voraussetzungen, aus denen sich die Gleichartigkeit des Volkes ableiten ließe, hat diese spätere territoriale und kirchliche Scheidewand einen ganz auffallenden Unterschied hervorgerufen. In den ersten Dörfern südlich des Rennsteiges klingt uns die rauhere bamberger Mundart entgegen, während nördlich der weichere, mehr singende thüringer Dialekt vernommen wird. Nicht minder besteht ein fühlbarer Unterschied zwischen der Lebens- und Beschäftigungsweise hüben und drüben, und der nachbarliche Verkehr ist so auffallend gehemmt, daß der protestantische Dörfler den unmittelbar angrenzenden Katholiken kaum dem Namen nach kennt. Gleiches gilt auch dem östlichen Voigtländer gegenüber.

Die *Dörfer des Fichtelgebirgshochlandes* liegen zum größten Theile ganz in der Thalsohle, da die Kuppen der Centralmasse wenig den Anbau gestatten. Auf den nördlichen Terrassen des Voigtlandes liegen die geschlossenen und zusammengebauten Dörfer auf den weiten Hochebenen, tragen aber nicht den Charakter der Gebirgsdörfer.

Bei den Gebirgsdörfern schmiegen sich die Häuser in langgestreckten Zügen den Windungen des Thales an oder zerstreuen sich planlos nach allen Richtungen. Der Ort Warmensteinach bildet das Beispiel eines solchen fichtelbergischen Gebirgsdorfes, dessen Hütten weit zerstreut über das Thal und den sanftgewölbten Höhenrücken hingewürfelt sind. Der ganze Kessel, in welchem der Ort liegt, bildet die Gemarkung desselben, zu deren Durchwanderung es nahezu einer Stunde bedarf, und der Bauer mag sich einen hübschen Weg nicht verdrießen lassen, wenn er den nächsten Ortsnachbar besuchen will.

Den Gegensatz finden wir im bayreuther Unterlande und dem ehemaligen Sechsämter-Bezirk. Ersteres hat eine beträchtliche Zahl stattlicher hübsch zusammengebauter Dörfer, und Aehnliches finden wir auch in den Sechsämtern. Viele *Ortsnamen* tragen dort die unverkennbare Spur wendischen Ursprungs, andere sind rein deutsch und liefern den Beweis, daß hier slavische und germanische Siedelungen *nebeneinander* bestanden. Die vollständige Germanisirung war blos Wirkung der imprägnirenden Macht des deutschen Geistes.

Auf dem Fichtelgebirge lag ein Reichthum an weichem Werkholz zur Benutzung für den *Hausbau* zur Hand, daher sind dort auch Fachwerk und Schindeldachung vorherrschend. Das Giebeldreieck des Wohnhauses ist mit Brettern verschalt, und vollständige Blockhäuser finden sich häufig im tiefern Gebirge. Namentlich findet sich im Warmensteinachthale ein Reichthum an Hütten, die blos aus Balkenwerk auf steinerner Grundlage errichtet sind. Im Voigtlande hat auch das Fachwerk meist eine Bretterverschalung zum Schutze gegen Wetterstürme. Blosliegendes Riegelwerk mit gemauerten Füllungen ist in den Sechsämtern vorherrschend. Dem nordwestlichen Voigtlande liefern die Schieferbrüche des Frankenwaldes ein billiges Material, das seine Verwendung zur Dachdecke und Bekleidung der Fronten findet.

Eine Erscheinung ist es aber vorzüglich, welche das Bauernhaus im bayreuther Land von jenem Südbayerns unterscheidet. Während hier wie in der Oberpfalz bekanntlich die Fenster der Hütte zum förmlichen Gucklöche sich verengen, sind sie dort breit und hoch, selbst im Gebirge und trotz der Witterungsverhältnisse. Vielleicht hat dies seinen Grund im Charakter des Volkes. Der Thüringer und Franke ist offener und zuthunlicher, mittheilsamer als der Oberpfälzer und Altbayer. Dieser tritt in allen Dingen, wo der enge Familienkreis nicht genügt, aus der gefriedeten Sphäre des Hauses sofort in die Oeffentlichkeit hinaus. Dagegen will er in seinem Hausleben unbelästigt bleiben. Er macht es deshalb den spähenden Blicken möglichst schwer, sein Thun und Treiben zu belauschen. Der Franke aber legt sein Familienleben mehr blos. Er zieht Vieles herein; er verhandelt Manches innerhalb der vier Pfähle seiner Hütte, wozu der Altbayer unumgänglich des Wirthshauses bedarf. Zudem ist er neugieriger und schwatzhafter und will in der Aussicht ebensowenig behindert sein, als in der Einsicht. Was die innere Einrichtung des Hauses anbetrifft, so sind die Gelasse auf den nothwendigsten Bedarf beschränkt. Die Hausflur trennt Stube, Schlafkammer und Küche von der in einer Flucht angebauten Stallung.

Am ursprünglichsten, nur der Nothdurft dienend, sind die armen *Weberhütten* im nördlichen und östlichen Bergvorlande. Gewöhnlich sind Küche, Schlafkammer und Wohngelaß in einen Raum vereinigt, um allen Verwechslungen vorzubeugen. Sind Flur und Küche abgetrennt, so will dies schon etwas bedeuten. Der Schmutz in den dumpfen, durchräucherten, mit feuchtem Garngeruche erfüllten Stuben ist eingebürgert, und der Platz größtentheils so beschränkt, daß neben dem Webestuhl und der Familienlagerstätte kaum ein Raum neben dem Kachelofen übrig bleibt, auf dem man sich frei bewegen kann. Es ist erklärlich, daß ein bleiches, schmächtiges Männergeschlecht aus diesen Hütten hervorgeht. Das Weib, welches mehr im Freien beschäftigt ist, erscheint dagegen durchschnittlich stärker und kräftiger als der Mann.

Auch die Dörfer des *bamberger* Landes bieten einen Gegensatz zwischen denen im Flach- und im Berglande. Wo sich der Regnitzgrund zum ebenen Tafellande erbreitet, gleich einem Flachgaue, da beginnen die compakten, abgeschlossenen Dörfer, Haus an Haus gereiht, von förmlichen Zeilen durchschnitten. Andere Charaktere zeigt uns die Juragruppe, je nachdem die Ortschaften auf der Hochplatte oder in den Thalrissen liegen. In jenen findet sich wohl ein engerer Anschluß der Gehöfte, denn die trostlose, kahle Fläche mußte den Drang hervorrufen, sich enger aneinander zu siedeln. In den Flußthälchen dagegen, die nicht viel Raum für Bauplätze gewähren, bauten sich die Ortschaften zeilig längs des Flußrandes oder Berghanges hin, doch regelloser und mehr auseinander gezogen, als die Hochstraßendörfer des Flachlandes.

Die Herdstätten schmiegen sich in die Bewegung dieser reizenden Thalgründe und bilden nicht selten eine malerische Staffage.

Eine bemerkenswerthe Erscheinung darf schließlich nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Die slavischen Siedelungen zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß die Häuser im Oval, Kreis oder Halbkreis aneinander gebaut sind und in der Mitte einen Raum frei lassen. So wie die Rosse auf der Steppe, wenn Gefahr herannaht, in engem Kreis sich zusammendrängen, so sind diese Dörfer angelegt. Eine überraschende Aehnlichkeit mit diesem Bilde bieten einzelne Ortschaften des Frankenlandes. Zedlitz bei Stadtsteinach, Reitsch im Landgerichte Kronach, noch auffallender Förtschendorf an der Haslach sind nicht nur ihrem Namen, sondern augenscheinlich auch ihrer Anlage nach Slavendörfer.

Beim Bauernhause und Gehöfte im Bambergischen zeigen der untere Regnitzgrund und das flache Mainthal vorwaltend Steinbau. In der vermittelnden Hügelregion herrscht der Riegelbau mit bloßliegendem Fachwerk vor. Das Bauernhaus ist meist einstöckig, mit mäßig steiler Dachung und hohem Giebel. Die Hausthüre ist an der Breitseite angebracht, die Fensteröffnungen sind groß. Aehnlich ist das Bauernhaus auf der Jurahöhe, meist aber, in Folge der Armuth der Insassen, baufällig. Aeußerst beengt und originell ist das Bauernhaus im Frankenwalde, namentlich im Herzen desselben an der Rodach, Haslach und Kronach. Die Holzconstruction ist in allen möglichen Formen vom einfachen Blockhause bis zum buntesten und launigen Riegelbau vertreten. Häufig tritt der Oberstock einige Fuß breit hervor, und die Balken, auf denen er ruht, haben profilirte Köpfe, darauf baut sich ein zierliches Fachwerk mit Bug und Andreaskreuz und mit gekehltem und geschnitztem Fenstergewände. An den Hausecken kommen erkerartige Anbaue vor. Höher hinauf nach dem Thüringer Wald nimmt die Anwendung der Schieferplatte vorzüglich überhand und die schwarzen Dörfer in den engen, waldumschatteten Thalungen erhalten dadurch einen eigenthümlichen Anblick.

Der Stammesverschiedenheit zum Trotz findet sich überall in Bayern eine auffallende Gemeinsamkeit der Sitte, das Mal süddeutscher Volksthümlichkeit. Wie auf dem Gebiete der Sage, so bildet auch auf jenem der Ethnographie dieses Gemeingiltige den Schaft, an dem sich je nach Lage, Licht und Erdreich die Blüthe in wundersamer Verschiedenheit aufsetzt. Das Rassenverhältniß gibt die Lokalfarbe; die Oertlichkeit bedingt Form und Fülle. In dieser Beziehung ist auch wieder bayreuther und bamberger Land zu unterscheiden.

Kaspar Bruschius läßt sich in seiner Beschreibung des Fichtelgebirges also vernehmen: „Es hat der Fichtelberg und schier das ganze umgelegene Land ein fromm, getreu, freundlich, aber doch fast grob, bäurisch, hart und starkes Volk, das Hitze und Frost in aller Müh und Arbeit wohl vertragen mag. In Summa, es seynd Leute, und von Natur angeborner Stärke willen wilde Säue und grausame Bären zu fällen und zu fahen, fast geschickt, wiewohl sie nicht von Leib grob und ungeheuer, sondern auch sonsten von Art des Hölzleins seynd, das sie selbst gemeiniglich an den Spießen tragen, daß, wann man von einem guten Knittel sagen will, spricht man, es seye ein grober Fichtelberger." Seit Bruschius schrieb, hat die Flut von dritthalb Jahrhunderten gar manches Rauhe hinweggespült, Vieles abgeschliffen und geglättet. Wenn wir das zu- und abrechnen, so läßt sich sagen, daß die obige Schilderung noch auf den heutigen Fichtelberger passe. Seine markige, stämmige Figur deutet noch auf einen bedeutenden Rest jener körperlichen Vorzüge, die freilich nicht mehr zum „Bärenfällen" verwendet werden.

Aber je näher wir nach Norden und Osten dem Flachslande rücken, wo die Zahl der Webstühle fast größer ist, als die der Eggen und Pflüge, desto seltener begegnen wir strammen Burschen und drallen Dirnen. In den eigentlichen Weberdistrikten des Voigtlandes und wunsiedler Kreises wohnt ein schmächtiges, bleiches Völklein, an dem man die Stubenluft wittert. Das ewige Einerlei des Weberschiffleins, der seltene Genuß der freien Luft und die schlechte Nahrung, das sind die naheliegenden Gründe dieser Erscheinung.

Ein fester Bauernschlag sitzt im westlichen Vorlande, um Bayreuth und bis zum Ostrande des Jura's. Lassen wir den Mistelgauer als Prototyp gelten. Wenn nicht gerade stattlich und hochwüchsig, ist er doch derb und robust; der breitkrämpige Bauernhut beschattet einen echten Bauernkopf mit groben Gesichtszügen. Sein Auftreten bekundet bäuerliches Selbstbewußtsein. Dabei ist er elastischer, körperlich und geistig regsamer als sein östlicher Nachbar. Er ist eine Mischung von slavisch-thüringischem und ostfränkischem Wesen. Daß überhaupt in Bezug auf Körperbildung die slavische Vorzeit nachwirke, ist unverkennbar. Tiefliegende, kleine Augen, stark hervortretende Backenknochen und dunkles Haupthaar, namentlich bei Kindern neben den blonden germanischen auffallend, sind nicht vereinzelte Vorkommnisse. Besonders im Voigtlande mahnen bei den Frauen üppiger Wuchs und ansprechende Gesichtszüge an slavische Mischung. Das Mädchen und das jugendliche Weib überragt nicht selten den schmächtigen Burschen; aber es verblüht schnell, und seine Reize überdauern kaum die Flitterwochen.

Im Ohre des Voigtländers, der das bayreuther Fränkische mit einiger Schattirung spricht, klingt der singende, an gebrochenen Lauten reiche, oberpfälzische Dialekt rauh und uneben, und nach dem Klange seiner Rede beurtheilt er auch den Nachbar. Etwas derber als der Voigtländer ist der „Sechsämterer". Nach dieser Richtung ist es charakteristisch, daß z. B. in Redwitz, welches bis in die neueste Zeit ein egerer Lehn war und wo österreichisches Landrecht galt, eine Ohrfeige jede Verbalinjurie von Rechtswegen compensirte. Eine boshafte Sage nennt die Dörfer Nagel und Reichenbach am Fusse der Kössein „des Teufels Leibgeding" und stellt damit die Sitten der Ortsnachbaren nicht in das günstigste Licht. Und dennoch hat auch der Bewohner dieses Theils der alten wunsiedler Hauptmannschaft wieder recht, wenn er sich selbst für „feiner" hält, als die Leute jenseits der Kornberge. Er weiß klug hinter den Bergen zu halten; er ist schlau und listig und kann mit großer Gewandtheit Viel reden, ohne seine Gesinnung zu verrathen. Wir stehen auf einem Stückchen oberpfälzischen Bodens, das die Verwandtschaft mit dem Süden nicht zu verleugnen vermag. Im Egerländchen ist der Ausdruck „lauschet" im Schwange, wenn man nicht recht weiß, ob das Wetter sich zum Guten oder Schlimmen wenden will. Die Bezeichnung paßt auch für diese Leute, sie sind „lauschet". Ihr zurückhaltendes, mißtrauisches Wesen löst sich schwer, und nur dann, wenn man sie treuherzig zu machen weiß, was nicht Jedem gelingt, der des Idioms nicht mächtig ist. Dagegen sind sie ungemein fleißig und ausdauernd; selbst bei wohlhabenden Bauern herrscht eine Genügsamkeit, die große Anerkennung verdient.

Grader und offener ist der Bewohner der nördlichen Vorberge des Fichtelgebirges, er steht dem Franken näher,

als dem Egerländer, obwohl er jenem weder an Beweglichkeit und Lebendigkeit noch an Witz gleichkommt. Am gewandtesten und beweglichsten ist der bayreuther Unterländer. Dem Mistelgauer merkt man das schon am wiegenden Gange ab. Er ist heiter, lebenslustig, anregend, zum Genusse schneller bereit als der Voigtländer.

Die Bevölkerung des bayreuther Landes besteht zum größten Theile aus Protestanten und rühmt sich selber der Toleranz. Neigung zum Pietismus findet sich wenig, namentlich wo die frische Bergluft weht.

Es bedarf keiner besondern Unterscheidungsgabe, um mit dem ersten Schritte, den wir auf bambergisches Gebiet setzen, den gewaltigen Abstand zu fühlen, der zwischen Sprache und Sitten seiner Bewohner und jener Bayreuths herrscht. Der Bamberger hat bereits ostfränkische Lasur, aber auf rauhern Grund aufgetragen. Körperlich und geistig ist er schwerfälliger als sein Nachbar gegen Abend, und sein Nachbar im Osten rühmt sich gleichfalls eines feinern Schliffes. Die Mundart klingt breiter und härter als das Unterfränkische und Voigtländische.

Das Kernvolk des Erzstiftes sitzt um Bamberg selbst, gegen den Haßwald und Steigerwald, dann den Main und die Regnitz aufwärts bis gegen Lichtenfels und Forchheim. Es ist ein untersetzter, kräftiger Schlag Leute, zum größten Theil wohlhabende Bauern, die sich gefallen lassen müssen, für grobkörnig zu gelten. Im Vorlande des Frankenwaldes und um Lichtenfels, wo die Korbflechterei sich Geltung verschafft hat und dem geringern Erträgniß des zersplitterten Besitzes nachhelfen muß, hat sich der Bauerntrotz schon merklich gebrochen.

Der Bamberger ist lebenslustig und will genießen. Er ist sinnlich, leicht anregbar, plaudert gern und viel, und sein Mutterwitz ist von drastischer Wirkung. Er ist leichtblütig und heiter, und der „lachende Engel" im bamberger Dome ist nicht umsonst das Wahrzeichen der Stadt.

Bei der Bevölkerung des Frankenjura's herrscht vielfach Verkommenheit. Kräftige, untersetzte Gestalten bilden die Ausnahme, und die Armuth äußert überall ihre Wirkungen. Die Leute sind weniger offen, lebensfrisch und selbstständig; sie sind höflich und artig, aber versteckt und mißtrauisch, leicht zu Prozessen geneigt, dabei aber nüchtern und fleißig.

Ein eigenes Völkchen wohnt im sogenannten „schwarzen Winkel", den Dörfern Obertrubach, Gößwand, Bärenfels und Kühlenfels, das sich durch Unstätigkeit und Wanderlust auszeichnet. Die Leute treiben Hausirhandel mit Sämereien, Zwiebeln, gedörrten Früchten u. dergl. und kaufen sich von ihren Ersparnissen Flachs ein, der während des Winters versponnen wird.

Im Frankenwalde drängt sich dem Beobachter der Unterschied zwischen Mann und Weib in Bezug auf die somatischen Verhältnisse auf. Neben den massiven, stämmigen Burschen trifft man durchschnittlich Dirnen von kaum mittlerer Größe, verhältnißmäßig fein gebaut, mit hübschen Gesichtszügen, aber selten drall und vollbusig. So steht im gleichen Widerspruche die stattliche Voigtländerin ihrem gebrechlichen Eheherrn gegenüber. Wo der slavische Typus am kennbarsten auftritt, sind die Mädchen durchschnittlich am üppigsten und schönsten.

Früher waren die Zigeuner in großer Zahl in Oberfranken verbreitet, und manche Benennungen, wie Sagen erinnern noch an sie. Im Frankenwalde, etwa anderthalb Stunden nordwärts von Kronach, befand sich noch vor 10 Jahren ein vollständiges Zigeunerdörflein, Neuenbach an der Grümpel, bekannter unter dem Namen Wilhelmsthal, dessen winzige Holzhütten wie Schwalbennester an den Wänden des Thalgrundes angeklebt sind. Aber eines schönen Morgens ergriff das Völklein die alte Wanderlust, und mit Kind und Kegel war es spurlos verschwunden.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten aus Kassala vom Grafen Krockow. Ueber einen von Kassala aus in südlicher Richtung unternommenen Ausflug berichtet uns dieser Reisende: „Seit dem 1. Januar 1865 sind wir hier (in Kassala) von einer dreiwöchentlichen sehr anstrengenden Reise wieder eingetroffen und Gott sei Dank! im besten Wohlsein. Am 11. Dezember 1864 gingen wir in südlicher Richtung nach dem Atbara vor, überschritten diesen und blieben fünf Tage in Gedaref, um weitere Einkäufe zur Reise zu machen. Der Marktplatz Gedaref ist ein recht armseliger Ort, der nur aus elenden Strohhütten besteht, in dem kein Baum und kaum ein Tropfen Wasser zu finden ist. Eine traurige, einförmige Grasebene umgibt ihn nach allen Seiten. Die Zahl der Einwohner beträgt 4 bis 6000, unter diesen befinden sich auch einige Takruri, welche, von Darfur nach Mekka pilgernd, hier sitzen geblieben sind.

Von Gedaref reisten wir in anderthalb Tagen nach Tomat, einem Marktdorfe, das in der Dabaina am rechten Ufer des Atbara (hier Guangue?) liegt. Dort nahmen wir einen Führer, der uns in nördlicher Richtung, aber sehr schlecht, an den Fluß Setit brachte. Wir durchritten die hellen klaren Fluten dieses Flusses und gelangten in das nördlich davon gelegene Land der Homran; der Schech derselben war uns schon von früher her bekannt; bei ihm blieben wir vom 26. bis zum 28. Dezember des verflossenen Jahres und eilten dann, immer nördlich, durch das Tiefland nach einem Homrandorfe; nach kurzem Aufenthalte daselbst setzten wir unsre Reise sehr schnell fort und langten am letzten Tage des Jahres wieder wohlbehalten hier an. Der letzte Theil unsrer Reise führte uns durch mächtige Grasebenen, die nur durch zwei kleine Flußbetten, einige niedrige Höhenzüge und einen 500 bis 700 Fuß hohen Felsen unterbrochen waren. Von Wild war außer einem Strauß wenig zu sehen, ebenso zwei Tage lang keine menschliche Wohnung.

Am 9. Januar wollen wir wieder nach dem Setit aufbrechen, dann im März nach Galabat gehen und Anfang April wieder über das Rothe Meer den Weg nach Europa nehmen. (Ueber die Reise des Grafen Krockow vergl. Globus VII, S. 318. Die beste Uebersicht derselben gewährt die ausgezeichnete Petermann'sche Karte von Ost-Afrika zwischen Chartum und dem Rothen Meere in den Ergänzungsheften 1864. — In einem frühern Briefe unsres Freundes beklagt derselbe sich bitter über Werner Munzinger, mit dem er im Dezember in Kassala zusammentraf. Letzterer kokettirte mit den Franzosen, wollte, wie man dort erzählte, an Lejeans Stelle französischer Consul in Massaua werden und suchte eine Bravour darin, recht auf die Deutschen zu schimpfen. A.)

Struve's und Potanins Erforschung des Tarbagatai-Gebirges. Im innern Asien, südlich vom Dsaisansee und im Norden des Ala kul erhebt sich das etwa 30 deutsche Meilen weit hinziehende Tarbagatai-Gebirge, das man seither bald

zum Gebirgssystem des Thian schan, bald zu jenem des Altaï gerechnet hat. Der Name bedeutet Murmelthiergebirge. Diese in vieler Beziehung interessante Region ist 1864 von G. Struve und dessen Begleiter Potanin genauer, als seither der Fall gewesen, erforscht worden. Der Erstgenannte gab in der Sitzung der petersburger geographischen Gesellschaft vom 2. Dez. einen Bericht über seine Reise. Nachdem er den Charakter der Ebenen am Dsaisan und am Ala kul geschildert, wies er dann nach, welchen Einfluß die örtlichen Verhältnisse auf die nomadischen Kirgisen ausüben, die in jenen Gegenden wohnen. Sie haben in der jüngsten Zeit Versuche gemacht, feste Wohnorte zu gründen. Im Süden des Tarbagataï, etwa sechs deutsche Meilen vom Gebirge am Katon Su, bauen gegenwärtig Kirgisen und tatarische Handelsleute ein Dorf von etwa 50 Feuerstellen, und etwas weiter abwärts ist der Bau eines zweiten Dorfes in Angriff genommen worden. Die Ansässigmachung würde sicherlich in größerem Umfange stattbaben, wenn es nicht, selbst im Gebirge, an Holz mangelte. Die Kirgisen bauen jetzt Häuser vorzüglich zu dem Zweck, um sich den Besitz der Ländereien, auf welchen sie bisher nomadisch umherzogen, für die Dauer zu sichern. Uebrigens bemerkt man seit einiger Zeit in den Ebenen am Dsaisan, im südlichen Altai und im oder am Tarbagataï ein entschiedenes Vordringen der Kirgisenstämme nach Westen.

Eine Eisenbahn zwischen Jaffa am Mittelmeer und Jerusalem projektirt ein Herr Dr. med. et phil. Ch. F. Zimpel in einer soeben erschienenen kleinen Schrift: Straßenverbindung des Mittelländischen mit dem Todten Meere und Damaskus über Jerusalem (Frankf. a. M., Brönner, 1865). Den Verfasser leiten bei seinem Vorschlage außer ökonomischen Gründen noch wesentlich biblische. Er nennt Jerusalem „die erste Stadt der Welt", den religiösen Mittelpunkt für 600 Millionen Menschen und erwartet, daß demnächst noch 600 Millionen Heiden in China, Japan und Innerafrika von den christlichen Missionären bekehrt sein werden! Für diese 1200 Millionen Menschen muß nun eine Eisenbahn geschaffen werden, welche sie bequem nach Jerusalem und den anderen heiligen Stätten des gelobten Landes bringen soll; denn die jetzigen Transportmittel entsprechen keineswegs den Bedürfnissen. Alljährlich wandern über 60,000 Pilger zum heiligen Grabe, und die Kosten für jeden einzelnen betragen mindestens 40 Frcs. auf dieser Strecke.

Der Landweg vom nächsten Seehafen am Mittelländischen Meere, Jaffa, dem alten Joppe, bis Jerusalem hat mit Rücksicht auf die Unebenheiten des Bodens eine Länge von neun deutschen Meilen. Die neue Bahn soll in südöstlicher Richtung über Ramleh bis zum Wadi Surar führend und dann, östlich weiter gehend, in dessen Thal bis Jerusalem aufsteigen. Eine Seitenbahn wird über Bethlehem nach Hebron führen, eine andre im Jordanthale zum Todten Meere und nach Damascus. Dr. Zimpel will das Werk „im Namen Gottes" unternehmen und verlangt dafür die Kleinigkeit von 7½ Millionen Thaler. „Was die Aufbringung der genannten Summe betrifft", so sagt der chiliastische Ingenieur, — „so rufe ich hiermit alle wahren, nicht nominellen Christen, die nach Jesaias 66, 10—14 Jerusalem lieb haben und an die ganze Bibel, und mithin auch an eine persönliche Rückkehr unsres Herrn und Heilandes zur Etablirung Seines Milleniums auf Erden glauben, auf, wohl zu bedenken, daß alle irdischen Glücksgüter ein Geschenk dieses Herrn sind u. s. w."

Dr. Zimpel fordert alle Kapitalisten, namentlich „Seine Majestät von Rothschild" und alle Juden auf, ihm ihr Geld für seine Eisenbahn anzuvertrauen. „Ich weiß eine Bank, die allen Zeitverhältnissen Trotz bietet, solider als irgend eine Bank der Welt ist und höhere Zinsen zahlt, als eine derselben. Wollt Ihr wissen, welches diese Bank ist? Es ist die Bank des Herrn von Jerusalem! Vertrauet seinem Worte, legt euer entbehrliches Geld dahin, und so wahr der lebendige Gott im Himmel lebt, Er wird es Euch reichlich vergelten, nicht allein in dieser, sondern in jener Welt."

Die ganze Schrift ist eine geographische Curiosität, obwohl auch nicht geläugnet werden kann, daß eine Bahn zwischen Jaffa und Jerusalem, wie überhaupt jeder Schienenweg, recht nützlich sein würde, wenn auch das tausendjährige Reich immerhin wie bisher so auch künftighin noch etwas auf sich warten läßt und die 600,000,000 Buddhisten und Mohammedaner auch ausbleiben.

B. **Der indische Telegraph.** Dies seit zwei Jahren in Aussicht gestellte und auch im Globus oft besprochene große Werk ist bekanntlich jetzt vollendet. Seit Anfang März gehen die Depeschen zwischen Indien und England ihren ungestörten zuverlässigen Gang. Man sah diesem glücklichen Erfolg schon seit Monaten mit der größten Zuversicht entgegen und schloß daran die Hoffnung, daß nun auch der schon zweimal mißglückte Versuch, England mit Amerika telegraphisch zu verbinden, wirklich zu Stande gebracht werden möchte. Die Vorbereitungen zu diesem Unternehmen sind fertig, und man erwartet nur den sturmfreien Monat Juli, um die Versenkung des Kabels mit wahrscheinlicher Sicherheit durchführen zu können. Der Himmel gebe dazu seinen Segen.

An der Spitze der kühnen Männer, welche die telegraphische Verbindungsbrücke zwischen Hindostan und Albion soeben vollendet haben, stand Pat Stewart. Er bildete die begeisterte und begeisternde Seele aller dabei nöthigen gefahrvollen Thaten und setzte sich dadurch ein Denkmal der Unsterblichkeit. War er schon vorher berühmt als ein Mann von hoher Begabung, von einer umfassenden Seelengröße und Charakterfestigkeit, so steht er jetzt da als der seltene Glückliche, der von keinem Rival beneidet werden kann, und der „Scotsman" hat Recht, wenn er hierzu bemerkt: „on few men's tombes can such a noble epitaph be carved." Aber neben ihm sind auch Charles Bright und L. Clark mit gebührender Auszeichnung zu nennen; sie waren des großen Meisters ausübende geschickte Hände.

Das Kabel, welches von Bombay bis zu der vereinigten Mündung des Euphrat und Tigris reichen und ins Meer versenkt werden sollte, war über anderthalb Tausend englische Meilen lang, sein Gewicht überstieg noch die enorme Höhe von dreizehn Millionen Pfund. Und wenn wir hierbei staunen, so wird unsere Verwunderung noch viel höher gesteigert durch die Geschwindigkeit, mit welcher es angefertigt worden ist; es soll in der unglaublich kurzen Zeit von neun Monaten ganz vollendet worden sein. Sechs Schiffe wurden damit befrachtet, welche dasselbe zunächst nach Bombay brachten. Dies kleine Geschwader war übrigens auch zum Kriegsdienst ausgerüstet, da man voraussah, daß die Arbeit nicht überall als Friedenswerk betrachtet werden dürfte, obschon die englische Regierung alle Vorbereitung dazu getroffen hatte. Der Versenkung trat im Anfange auch nicht das geringste Hinderniß entgegen. Als man sich aber der Küste Belutschistans näherte, waren es nicht bloß die furchtbaren Klippen, welche Gefahr drohten, sondern vielmehr noch die räuberischen Nomadenhorden. Diese viel gefürchteten kriegerischen Belutschen rotteten sich zusammen und warfen einen finstern Blick des Mißtrauens auf die verhaßten Briten. Die Sache blieb aber bei dieser bloß drohenden Beobachtung.

Man erreichte glücklich die Straße von Ormus und gelangte in den offenen Persischen Meerbusen. Hier machte man an der Küste Arabiens Halt, um mit dem bis dahin versenkten Kabel die ersten Proben anstellen zu können. Es läßt sich denken, mit welcher Spannung man auf die Antwort einer nach Bombay gesandten telegraphischen Depesche harrte. Aber kaum hatte der Telegraph in Arabien seine Arbeit vollendet, so erfolgte auch schon die triumphirende Rückäußerung von Indien. Und nun war die Freude über alle Maßen groß. Der submarine Weg betrug schon 150 deutsche Meilen, und dennoch war in der elektrischen Thätigkeit und Kraft nicht die geringste Abnahme zu verspüren; die Sache ging so vortrefflich, als wäre zwischen beiden Orten ein Draht isolirt durch die Luft geführt worden. Die Anwesenheit der Engländer erregte aber die Aufmerksamkeit der Araber. Es versammelten sich in kurzer Zeit große Schaaren berittener Beduinen, von denen nicht gerade Freundschaftsbezeugungen zu erwarten waren. Indeß ward auch hier die Gefahr durch einen geschickten Parlamentär beseitigt. Die Araber waren zufrieden gestellt mit der Nachricht, daß man bald wieder abziehen würde und nicht daran dächte, sich dort einen bleibenden Aufenthaltsort zu begründen. Die Reise wurde dann weiter fortgesetzt. Aber mitten im Persischen Meerbusen ereilte die Reisenden ein gewaltiger Sturm, vor dem sie sich kaum retten konnten. Sie mußten sich in den Hafen von Buschir flüchten. Hier wurden sie sehr unfreundlich begrüßt, denn der Zufall hatte es gewollt, daß das Geschwader gerade aus den Fahrzeugen bestand, welche sechs Jahre früher die Stadt bombardirt hatten. Es wurde aber die Verständigung bald zu Stande gebracht. Sie reisten dann weiter und kamen glücklich an dem Schat el Arab, der Mündung des Euphrat und Tigris, an. Besonders der letztere führt dem Meere ein sehr schlammiges reißendes Wasser zu, dadurch stellte sich dem Vorschreiten der kleinen Flotte ein starkes Hinderniß entgegen. Dies wäre aber leicht zu überwinden gewesen, wenn das Wasser mehr Tiefe gehabt hätte. Sie versuchten die Weiterfahrt an verschiedenen Stellen, kamen jedoch nur sehr langsam

vorwärts und saßen zuletzt ganz fest im schlammigen Flußbette. Hier war es nun, wo Bright seiner Mannschaft mit muthigem Beispiel voranging. Er sprang in den Fluß und arbeitete mit Riesenkraft an dem Flottmachen des Fahrzeugs. Sein Beispiel wirkte bezaubernd auf alle Uebrigen. Alles legte mit Begeisterung Hand ans Werk, und in kurzer Zeit schwamm das Fahrzeug wieder aufs Neue und konnte nun glücklich dem beabsichtigten Landungsplatze zugeführt werden. Leider kostete aber diese letzte furchtbare Anstrengung ein Menschenleben, es war indeß das einzige, welches das ganze gefahrvolle Unternehmen zum Opfer gefordert hat. (— Hier möchte ich doch beifügen, daß um die Herstellung des indischen Telegraphen sich gerade ein Deutscher, Dr. Esselbach, große Verdienste erworben hat, und daß er das erste Opfer war. Unter seine Leitung sollte der ganze Strang von Karratschi bis Bagdad gestellt werden. Er fuhr am 6. Februar 1864 auf einem Dampfer, litt am Fieber und sprang in einem Fieberanfall, 180 Miles westlich von Guadel, plötzlich über Bord. So fand er sein Grab in den Wellen. Da die Engländer ihre Landsleute rühmen, so wollen wir unsrerseits auch die großen Verdienste unsers Landsmannes nicht mit Schweigen übergehen. Globus VI. S. 29. — A.) Man säumte nun nicht, das ans Ufer gebrachte letzte Ende des submarinen Kabels mit dem Telegraphen-Apparate in Verbindung zu bringen, um die glückliche Ankunft nach Bombay zu melden. Kaum hatte man indeß die Depesche abgeschickt, so traf auch schon die freudenvolle Antwort ein. Man fragte nach der Zeit in Bombay und erhielt eine Angabe, welche um mehr als zwei Stunden voraus lag und genau der 30° östlichern Lage entsprach. Das Besprechen der beiden mehr als 300 deutsche Meilen von einander entfernten Stationen wurde noch länger fortgesetzt, damit man sich überzeuge, daß die Verbindung auch andauernd ohne Fehler blieb. Der Erfolg fiel ganz nach Wunsch aus, und so war denn die Hauptaufgabe dieser Expedition auf das glücklichste gelöst.

Die Fortsetzung des Ueberland-Telegraphen geht dann über Bagdad nach Mosul und Constantinopel. Die Störungen, welche Anfangs durch die arabischen Beduinenzüge veranlaßt wurden, sind jetzt auch glücklich beseitigt, so daß man die telegraphische Verbindung zwischen Europa und Indien für vollständig zu Stande gebracht ansehen kann. Die Männer, welche den submarinen Draht bis zum Schat el Arab geleitet haben, sind durch ihre unmittelbare Erfahrung fest davon überzeugt, daß derselbe sicher seine Dienste nicht versagt haben würde, wenn seine Länge auch noch einmal so groß gewesen wäre, also mehr als die Entfernung zwischen Irland und Neufundland betragen hätte. Darin liegt nun aber der Hauptgrund zu der sichern Hoffnung, daß der in diesem Jahre durchzuführende dritte Versuch, Europa mit Amerika telegraphisch zu verbinden, wirklich gelingen werde.

Danilewski's Forschungen am Asow'schen Meere. Dieser Reisende hat das Jahr 1864 darauf verwandt, die ganze Küste des Asow'schen Meeres zu Fuß zu umwandern, und er hat sich dabei immer so viel als möglich dicht am Gestade gehalten. Besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Delta des Kubanstroms und dann den verschiedenen Landzungen, welche manche Eigenthümlichkeiten darbieten. Er untersuchte jenes Delta bis nach Ekaterinodar aufwärts und hat die Grenzen des Golfes bestimmt, welcher durch die Ablagerungen, die der Kuban verursacht, ausgefüllt wird. So bilden sich nach und nach niedrige Inseln, Plawni, welche bald zu Steppen werden, und diese Arbeit nimmt ununterbrochenen Fortgang. Auch die Halbinsel Taman gehört zum Delta des Kuban, aber in der Weise, daß ihr ursprünglicher Ausgangspunkt gebildet wird von einer Inselgruppe, deren geologische Formation dieselbe ist, wie jene der Halbinsel von Kertsch. Die Beschaffenheit des Deltas hat großen Einfluß auf die Art und Weise der Ausfüllung des Asow'schen Meeres, denn sie hemmt die Ablagerungen, welche solchergestalt nicht in das eigentliche Seebecken gelangen. Die Ausfüllung nimmt auch deshalb einen geringen Fortgang, weil das Meer eine so geringe Tiefe hat. Denn bei jeder heftigen Wellenbewegung wird das Abgelagerte wieder aufgewühlt und durch die Strömung ins Schwarze Meer getrieben. Im Kubandelta aber geht die Ausfüllung sehr rasch vorwärts; ausgedehnte Limans, in denen vor ein paar Jahrzehnten ergiebiger Fischfang betrieben wurde, sind jetzt in Wiesen verwandelt und liefern Heuernten. Freilich, wenn einmal das Delta völlig ausgefüllt sein wird, dann muß der Kuban die ganze Masse seiner Ablagerungen ins Meer selber führen. Künftighin wird aber nicht mehr ein so großer Theil derselben seinen Abzug ins Schwarze Meer finden, denn der enge Sund, welcher dasselbe mit dem Asow'schen Meere verbindet, ist durch einen künstlichen Damm, eine Fortsetzung der Landenge von Tuzla, beträchtlich verengert worden. Die Abnahme der Tiefe wird aber erst nach einigen Jahrhunderten merkbar verspürt werden und es wird weniger eine eigentliche Ausfüllung als vielmehr ein progressives Anwachsen der Küste stattfinden, welches zunächst im südöstlichen Winkel beginnt. Danilewski hat alle 20 Landzungen des Asow'schen Meeres untersucht. Er theilt dieselben in Limanzungen, welche sich dadurch bilden, daß die Strömung des Flusses, welcher den Liman durchzieht, sich mit der Meeresströmung begegnet, und in maritime Zungen, welche in Folge des Begegnens zweier Seeströmungen entstehen. Der Don trägt nur äußerst wenig zur Versandung des Asow'schen Meeres bei; Aehnliches gilt auch von den übrigen Flüssen, den Kuban allein ausgenommen.

Danilewski wird, wie wir aus den Protokollen der petersburger geographischen Gesellschaft vom 2. December 1864 ersehen, seine Untersuchung in den Jahren 1865 und 1866 fortsetzen.

Der Tunnel durch den Mont Cenis. Ueber den Fortgang der Arbeiten haben wir bereits früher (Globus VII, 96 und 312) berichtet. Jetzt liegen neue Angaben vor, welche auf das Unternehmen ein im Ganzen günstiges Licht fallen lassen. Die Maschinen des Ingenieurs Fell, welche auf der französischen Seite bei Lanslebourg angewandt werden, sollen sehr gut arbeiten, und man scheint sogar von dem Projekte, eine Eisenbahn über den Berg zu legen, wieder abzukommen. (?) Diese würde allerdings sich noch immerhin rentirt haben, je länger die Tunnelarbeiten gedauert hätten, und man hatte schon berechnet, daß im Jahre 1872 derselbe keineswegs vollendet sein könne. Die wichtigste Meldung aber ist die, daß in dem nördlichen Theile des Tunnels bei Fourneaux, in der Nähe von Modane, eine weiche Gebirgsart, statt der bisherigen harten, angebohrt wurde. Die Fortschritte des Werkes betrugen bisher zwischen 1½ und 4 Fuß täglich; die niedrige Ziffer von 1½ Fuß gilt jedoch nur für die Zeit des Beginns der Arbeiten, seitdem hat man die Maschinen verbessert und Erfahrungen gesammelt. Nimmt man Alles in Allem zusammen, so läßt sich mit Gewißheit sagen, daß der Fortschritt alljährlich 800 Meter beträgt und zwar 400 an jeder Seite. Da nun aber die weiche Gebirgsader angebohrt wurde, so wird das Werk sehr beschleunigt werden können; wie weit dieselbe aber reichen wird, darüber lassen sich nicht einmal Muthmaßungen anstellen. Die italienischen Blätter geben sich bereits sehr rosenfarbenen Hoffnungen hin und sprechen von 250 Metern Fortschritt monatlich und einer Vollendung des ganzen Werkes binnen drei Jahren.

B. Eine neue Geschichte der Entstehung der Erdoberfläche. Sie rührt von Franz Grafen von Marenzi her, welcher sie in seinen „Zwölf Fragmenten über Geologie“ veröffentlicht hat. Derselbe ist nicht bloß ein zweifelnder Gegner der durch Leopold von Buch, Alexander v. Humboldt u. A. ins Leben gerufenen Erhebungstheorie, sondern er sucht Alles durch Erdeinstürze zu erklären. Er ist der festen Meinung, „daß alle Gebirge der Erde, die bekannten und unbekannten Hochländer aller Welttheile, — die Sandwüsten Asiens und Afrika's und überhaupt alle Festbildungen, an denen die Spuren einstiger Meeres-Ueberspülungen sichtbar sind, im Allgemeinen nicht durch Hebung, sondern durch Einsturz der anliegenden Festbildungen entstanden seien. „Ja selbst den thätigen Vulkanen, — sie mögen nun einzelne hohe Berge oder lange Bogenlinien zahlreicher oceanischer Inseln bilden, — können wir keine eigene Bildungskraft zuschreiben, sondern müssen dieselben nur für Ergebnisse und naturgemäße Wirkungen von Einsturzbewegungen erklären.“ — Bisher hat man diese Einsturztheorie nur zur Erklärung der Erdbeben zu verwenden gesucht. Man sieht, die Sache erhält durch Marenzi eine sehr umfassende, fast allgemeine Grundlage. Die Anhänger der Erhebungslehre sind in neuester Zeit schon recht oft in ihrer Glaubensruhe gestört worden; das ist ganz gut, und in so fern können wir die neue Ansicht der sorgfältigsten Beachtung bestens empfehlen. Gerade in der Geologie ist ein Ansichtenkampf die allernatürlichste Grundbedingung des wissenschaftlichen Fortschritts. Unser ganzes Wissen auf diesem Gebiete der Erfahrungsnaturkunde ist in der That nichts Anderes als eine Summe von Resultaten aus solchen Kämpfen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

J. Campbells Expeditionen in Indien zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes.

I.

In den alten Schriften der Inder hat das Königreich Orissa hohen Ruhm. Es wird als ein Paradies geschildert, mit herrlichen Städten und vielen Heiligthümern; auf dem geweihten Boden lebten Braminen in großer Menge, und Pilger von weit und breit wallfahrteten zu den Tempeln. Die Hauptstadt Bhawaneschgar erhob sich am Ufer des Mahanaddy.

Der Glanz von Orissa ist längst dahin; seit 1558 war es dem Großmogul unterworfen, und von der Hauptstadt wußte man nichts mehr, bis im Jahr 1838 ein englischer Offizier die Spuren derselben auffand. Diese liegen in einer jetzt höchst ungesunden Gegend und bestehen fast nur aus Mauern des Herrscherpalastes. Seit 1859 sind in einer Einöde die Trümmer einer andern großen Stadt entdeckt worden, Bhabanesan, die als ein zweites Palmyra geschildert wird. Wenige Stunden entfernt sind die in Felsen eingehauenen Grotten von Khandigiri, in welchen einst buddhistische Eremiten hausten. Man findet dort noch Inschriften im Pali, die mindestens 2000 Jahre alt sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in diesen Gegenden einst ein Kulturvolk gelebt hat. Auf die Herrschaft der Großmogule folgte 1740 jene der Maharatten, und seit 1803 ist das Land den Engländern unterthan.

Die Regierung der Präsidentschaft Calcutta forderte von den Radschas einen Jahrestribut von etwa 120,000 Rupien, ließ einige Straßen bauen, unternahm einige Arbeiten von öffentlichem Nutzen, mischte sich aber nur sehr wenig in die inneren Angelegenheiten. Von den zwei Stämmen, welche das Land bewohnen, waren die Khonds das unterworfene Volk, über welches seit der mohammedanischen Eroberung die Urvahs eine gewisse Herrschaft ausübten. So lange nun die Urvah-Radschas, welche im Unterland und in den Gestadegegenden wohnten, über die Bergstämme der Khonds so viel Gewalt hatten, daß die britische Compagnie von diesen auf indirekte Weise Tribut bezog, hüteten sich die Engländer vor jeder Einmischung; ohnehin ist das Volk halbwild und das Land in hohem Grade ungesund. Aber jene Radschas sind hochmüthige und doch sehr verkommene Leute; sie hatten keinen Begriff von einer auch nur annähernd regelmäßigen Verwaltung und verfuhren durchaus willkürlich. Solch ein Radscha sollte jährlich einen Tribut von 8 bis 10,000 Pfund Sterling zahlen, blieb aber damit im Rückstand, und die Schuldsumme wurde immer größer. Dann nahmen die Engländer die Finanzverwaltung seines Landes in die Hand und verkauften die Domänen; gewöhnlich mußten sie selber diesen Grund und Boden an Zahlungsstatt annehmen. Die Radschas rebellirten, und man mußte Truppen gegen sie aussenden, welche in dem ungesunden Lande sehr zusammenschmolzen; das war namentlich während der Jahre 1836 und 1837 der Fall. Die Khonds fochten auf Seiten der Radschas, und es ist mehr als einmal vorgekommen, daß Abtheilungen englischer Soldaten buchstäblich in Stücke gehauen worden sind, nachdem man sie in den Naliahs, d. h. Engpässen, der Gebirge von Orissa überfallen hatte. Am Ende wurde aber das Land bezwungen, und es kam darauf an, dasselbe zu beruhigen und vor allen Dingen die Bissaïs, d. h. die Häuptlinge der verschiedenen Gebirgsstämme, zu gewinnen. Zum Unterhändler wählte die Regierung einen ganz ausgezeichneten Mann, den Generalmajor John Campbell, welcher von 1840 bis 1854 sich seines Auftrags in einer geradezu bewundernswürdigen Weise entledigte. Durch ihn haben wir einen tiefen Einblick in das Leben und Treiben dieser merkwürdigen Bergvölker erhalten. (A personal narrative of 13 years service among the wild tribes of Khondistan for the suppression of human sacrifices. London 1864.) Campbell malt, mit photographischer Treue, ein fürchterliches Nachtstück, auf welches aber zuletzt ein lichter Sonnenstrahl fällt. Wir lassen ihn selber erzählen und bemerken nur noch, daß die ausgedehnte Landschaft, welche auf den Karten als Gondwana verzeichnet ist, vom Mahanaddy durchströmt wird, dessen Delta südwestlich von den Gangesmündungen unter dem 20. Grade nördlicher Breite liegt. Den östlichen Theil von Gondwana bildet die Landschaft Orissa; westlich und südlich liegt Berar.

Der Krieg gegen die Radschas war zu Ende. Während desselben hatten wir merkwürdige Entdeckungen gemacht. Die Stämme der Khonds standen zwar seit etwa 40 Jahren unter unserer Hoheit, wir konnten aber keine wirksame Kontrole über sie ausüben. Die seltsamsten Gebräuche und die gräßlichsten Verirrungen, die uns schaudern machen, waren im Schwange; wir fanden, daß ein scheußlicher Aberglaube und ein eben so scheußlicher Fanatismus bei diesem Volke tief eingewurzelt war. Wir wußten mit völliger Bestimmtheit, daß in manchen Bergdistrikten, namentlich in Gumser, Boad, Tschinna Kimedy und Tscheypur, Menschenopfer vorkamen. Man schlachtete sie theils dem Tado Pennor, dem Gotte der Erde, theils dem Maneck Soro, dem rothen Gotte der Schlachten, — jenem, weil man Unglücksfälle abwenden oder gute Ernten erzielen wollte, diesem, wenn man in

den Krieg zog, um günstigen Erfolg zu haben. Aber auch einzelne Leute brachten solche Opfer dar, um die Gunst der Götter für ihre eigene Person zu erwecken. Die Feierlichkeiten dabei waren bei den verschiedenen Stämmen etwas deshalb der Gottheit willkommener waren, als wohlfeil angekaufte Kinder oder Greise. Ein recht wohlbeleibtes Opfer war das angenehmste. Die Lieferung der Meriahs war eine gewinnbringende Handelsspekulation



Khonds-Häuptlinge. (Nach einer Zeichnung von Castelli.)

abweichend, aber die entsetzliche Grausamkeit war aller Orten dieselbe.

Eine Hauptbedingung war, daß die „Schlachtopfer", die „Meriahs", angekaufte Personen sein mußten; auf Alter, Geschlecht oder Religionsbekenntniß kam es weniger an, doch zog man erwachsene Leute in kräftigem Alter vor, weil diese theurer bezahlt werden mußten und in den Händen von besonderen Agenten oder Aufkäufern, welche fast alle zur Pann-Kaste gehörten. Diese Menschen hatten mit dem Aberglauben der Khonds gar nichts zu schaffen, ihnen kam es lediglich auf das Geschäft an. Sie zogen, namentlich wenn Hungersnoth war, in den Dörfern der Ebene umher und handelten den armen Leuten Kinder ab, stahlen auch wohl dergleichen und verlockten junge

Bursche und Mädchen ins Gebirg unter dem Vorwand, ihnen dort eine lohnende Arbeit nachzuweisen. Dort wurden sie manchmal jahrelang aufgespart und immer gut behandelt; sie wußten sehr wohl, was ihnen bevorstand, ergaben sich aber mit orientalischem Fatalismus in ihr Schicksal. Inzwischen arbeiteten sie auf dem Felde; die Mädchen verheirateten sich auch wohl mit einem Khond oder auch mit einem männlichen Meriah, und die Kinder wurden dann ebenfalls Schlachtopfer.*)

Der Ankaufspreis wechselte von 60 bis 300 Rupien, jede zu zwei Drittel Thaler gerechnet, er wurde aber selten in baarem Gelde bezahlt, sondern lieber in Rindvieh, Schweinen, Ziegen und Broncegefäßen. Noch war kein Europäer Augenzeuge bei einem solchen Menschenopfer gewesen, aber die Regierungskommissarien in Gumser und Kattack erhielten auf amtlichem Wege die allergenaueste Kunde über alle dabei üblichen Vorgänge.

Die religiöse Feierlichkeit muß unbedingt öffentlich sein. In dem Monate vor dem zum Opfern bestimmten Tage werden viele Festlichkeiten veranstaltet; man hält Trinkgelage und tanzt um das Meriah herum, welches mit Blumen bekränzt und mit den besten Kleidern geschmückt wird. Am Abend vor dem Todestage führt man das berauschte Meriah an einen großen Pfahl, auf welchem das Sinnbild einer Gottheit angebracht ist, ein Elephant z. B. oder ein Pfau. Man macht Musik, tanzt und stimmt heilige Gesänge zu Ehren der Gottheit an. „Wir bieten dir dieses Opfer. Gewähre uns gute Jahreszeiten; gib uns gute Ernten und Gesundheit.“ Dann wird das Schlachtopfer angeredet: „Du bist unser, nicht durch Gewalt; wir haben Dich gekauft und jetzt sollst Du geopfert werden nach altem Brauch. Auf uns fällt keine Schuld.“

Am andern Tage muß das Meriah sich abermals berauschen und wird mit Oel eingesalbt, namentlich an gewissen Körpertheilen. Jeder Anwesende berührt dieselben und streicht das an seinen Fingern haftende Oel in sein Haar. Dann beginnt der feierliche Umzug mit Spielleuten voran, und man trägt das Meriah um das Dorf herum und auf die Felder. Der Priester oder Zani, bei welchem nichts darauf ankommt zu welcher Kaste er gehört, geleitet den Zug um den Pfahl, welcher allemal neben dem Ortsgötzen (Sacari Pinu) steht; dieser wird durch drei große Steine repräsentirt. Dann übt er den heiligen Brauch Puja aus, d. h. er läßt durch ein Kind, welches noch nicht sieben Jahr alt sein darf, Blumen und Weihrauchdüfte darbringen. Das Kind ist auf Gemeindekosten gekleidet und ernährt, auch immer abseit gehalten worden, damit es rein bleibe; man bezeichnet es als Sumba. Inzwischen ist am Pfahl eine Grube gegraben worden, und am Rande derselben opfert man ein Schwein. Das Blut fließt in das Loch, und in dieses muß nun das betrunken gemachte Meriah hineinsteigen. Man drückt den Kopf in den blutigen Schlamm und erstickt es. Nachher schneidet der Zani ihm ein Stück Fleisch vom Leibe und rennt damit zu den Götzensteinen, wo er der Göttin der Erde dieses zum Opfer bringt. Sobald das geschehen ist, schneidet jeder Anwesende sich auch ein Stück ab; wer aus einem andern Dorfe gekommen ist, rennt mit seinem Stücke heim, damit er es recht bald unter seinen Ortsgötzen vergraben könne. Der Kopf des Meriah bleibt unberührt in dem blutigen Schlammloche, das zugeschüttet wird.

Man bringt dann einen jungen Büffel an den heiligen Pfahl, haut ihm alle vier Beine ab und läßt ihn liegen bis zum andern Tag. An diesem erscheinen Frauen, die wie Männer gekleidet und bewaffnet sind; sie trinken, singen und tanzen um den Büffel herum, der nachher verspeist wird. Nun schickt man den Priester heim, vorher hat er ein Geschenk bekommen. Diese hier beschriebene Opfermethode ist noch die am wenigsten grausame; in manchen Oertlichkeiten wird dem lebendigen Meriah Stück nach Stück abgeschnitten.

So lautet der Bericht des einen Commissars, Russel; der andere, Ricketts, welcher seine Erkundigungen an der Grenze von Bengalen einzog, erfuhr, daß dort die Meriahs besonders dann geschlachtet würden, wenn man gute Safranernten haben wolle. Auf Gegenvorstellungen antworteten sie, daß der Safran keine schöne Farbe bekomme, wenn man nicht ein Blutopfer dargebracht habe. In manchen Gegenden zerquetschte man das Meriah zwischen Bambusbrettern, die nach und nach immer mehr zusammengepreßt wurden; zuletzt hieb der Priester mit einer Axt den Kopf ab. In anderen Gemeinden wurde die Leiche nicht verstümmelt; in diesem Falle bringt das Opfer aber nur dem Einzelnen, welcher dasselbe bezahlt hat, die Gunst der Göttin ein. Aus solchem Wahn erklärt sich die Hast, mit der jeder ein Stück Fleisch abhaben will, denn es kommt ja darauf an, die göttliche Gunst auf eine möglichst große Fläche von Ländereien herabzuziehen. Auch ist das Opfer nur wirksam, wenn das Fleisch des Meriah noch an demselben Tage auf einer Gemeindeflur eingescharrt wird. Es ist sehr oft vorgekommen, daß an bestimmten Punkten Eilboten aufgestellt waren; einer übergab das Stück Fleisch dem andern, der dann wie besessen weiter lief; so ging es fort, bis dasselbe an seinem weit entfernten Bestimmungsort anlangte.

Uebrigens sind nicht alle Menschen, welche die Khonds von den Panns kauften, als Sühnopfer gefallen. Manche dienten als Possia puhs im Hause oder arbeiteten auf dem Felde und wurden gleichsam als Mitglieder der Familie betrachtet. Freilich war ihr Schicksal immerhin ein ungewisses, denn es konnte sich ereignen, daß ein Opfer

*) Ich will zur Erläuterung des Obigen Einiges aus der „Kulturgeschichte Indiens“ beifügen, welche Professor Böttger in Dessau (Leipzig 1861. S. 41 u. 217 ff.) aus Leopold von Orlichs Nachlaß herausgegeben hat. Leider hat Orlich die indischen Namen in der abscheulichen unphonetischen Weise der Engländer geschrieben, die für reine Vokale keinen Gehörsinn haben. — Es gibt unter den Khonds (richtiger Ghonds) Leute, welche weder zu diesem Stamme noch zu jenem der Hindu gehören. Dazu gehören die Klasse der Dombango, welche im Unterland als Panga, d. h. Weber bezeichnet werden. „Sie haben im Allgemeinen keinen Grundbesitz; ihre Hauptbeschäftigungen sind Weben, Schacher und Diebstahl; sie sind die Vermittler des Verkehrs zwischen Khonds und Hindu; auf ihnen ruht auch zunächst der Verdacht, daß sie die Menschen zu den Opfern der Kali herbeischaffen.“

Die Khonds zerfallen in zwei große Sekten; sie glauben alle an ein höchstes Wesen, einen Gott des Lichtes, der Quell alles Guten ist und sich eine Gattin geschaffen hat, die Erdgöttin, Göttin der Finsterniß, von der alles Uebel herrührt. Viele halten dieselbe schon für besiegt, Andere nicht. Sie hält, in letzterem Falle, die Wage des Guten und Bösen in ihrer Hand, lenkt die Schicksale der Menschen, und jede Wohlthat, welche diesen zu Theil wird, muß dadurch erkauft werden, daß man sie durch Opfer günstig stimmt. Unter diesen sind die Menschenopfer am wirksamsten, und diese sind ein heiliger Gebrauch. Daß die Kinder gesund heranwachsen, daß die Ernte gedeiht, die Heerde sich mehrt, der Feind besiegt wird, keine Krankheit kommt, kein Blitz trifft, — das Alles hängt von der gewissenhaften Beobachtung dieses heiligen Brauches ab, und deshalb beobachtet das ganze Volk denselben gegenüber der Erdgöttin, der Tari Pennu. Die Meriahs wurden nicht selten schon als Kinder der Erdgöttin geweiht; man verheiratete sie dann, sie konnten auch Vermögen erwerben, und die Gemeinde, für welche sie ihr Leben dahin geben sollten, erwies ihnen manche Wohlthaten. A.

nöthig und kein anderes Meriah zur Hand war; dann kamen sie an die Reihe.

Im Dezember 1837 begann ich meinen ersten Kreuzzug gegen die Menschenopfer. Ich hatte nur eine kleine



Befreite Meriah-Mädchen. (Nach einer Zeichnung von Castelli.)

Anzahl Sibandis, unregelmäßige Truppen, bei mir; aber diese Leute waren unerschrockene Jäger und kannten die Gegend. Jeder führte einen ehrenden Beinamen; der eine hieß Löwe des Krieges, der andere Stark im Kampfe 2c. Einige konnten mir als Dolmetscher dienen; von ganz besonderem Nutzen war mir aber ein Häuptling aus dem obern Gumser, der sich während des Krieges treu bewährt hatte und deshalb zum Babader Backschi ernannt worden war. Dieser Sam Bissaï war ein gescheidter Kopf, sehr ehrgeizig und uns völlig ergeben. Ich hatte in manchem Scharmützel neben ihm gekämpft, und er zeigte wirkliche Anhänglichkeit an mich. Ein anderer Häuptling, Penda Naïk, leistete mir gleichfalls gute Dienste. Beiden theilte ich meinen Plan mit, und sie sollten mir eine günstige Aufnahme bei den Khonds vorbereiten. Das geschah auch. Durch ihre Vermittlung wurden alle Dorfhäuptlinge, Mutahs, eingeladen, sich zu einer Versammlung bei mir



Ein Meriah-Pudschah, Menschenopfer in Khondistan. (Nach einer Zeichnung von Zade.)

einzufinden und ihre Dolmetscher, Digalus, mitzubringen. Die Zusammenkunft fand statt bei dem kleinen Fort Bodiagherry.

Ich war nicht ohne Besorgniß, wie die Sache ablaufen werde. Doch schien sich Alles gut anzulassen. Die Leute kannten mich schon und hatten eigentlich kein Mißtrauen; gerade durch meine Fürsprache war diesen Dorfhäuptlingen ihr Rang und Titel gegeben worden, gemäß einer alten Sitte, welche früher bei den Radschas galt, und wir behielten den Brauch bei; die Häuptlinge wurden bestätigt. Fast alle kamen meiner Aufforderung nach, und am anberaumten Tage waren etwa 3000 um den großen Baum versammelt, unter welchem ich sie empfing. Die Häuptlinge mit ihren Gefolgen bildeten einen Halbkreis; hinter ihnen stellten sich die anderen Khonds auf, rauchten Tabak und horchten aufmerksam. Die meisten waren junge Leute verschiedener Stämme.

Bei halbwilden Völkern darf man sich beim Reden nicht kurz fassen; im Gegentheil, die Beweisführung muß so breit und weitschweifig als irgend möglich sein, und man hat den Gegenstand, um welchen es sich handelt, bis in die allergeringsten Kleinigkeiten auseinander zu setzen, muß hundertmal auf denselben Ueberzeugungsgrund zurückkommen. Deshalb war auch meine, von Benda Naik und Sam Bissai verdolmetschte Anrede über alle Gebühr ausgedehnt. Sie lief auf Folgendes hinaus:

Es handelt sich nicht darum zu tadeln, was früher geschehen ist, wir wollen eine bessere Zukunft anbahnen. Die englische Regierung hat mit Betrübniß vernommen, daß alljährlich Menschen geopfert werden, um den Zorn der Götter abzuwenden. Auf einen so grausamen und barbarischen Brauch sollt ihr ein für allemal verzichten, sonst bleibt ihr ja hinter anderen Völkern weit zurück und bleibt uncivilisirt. Für euch soll eine neue Zeit anheben. Ihr steht nicht mehr unter dem Joch und Herrscherdruck eines unwissenden Radscha, der sich um euer Glück und Wohlergehen gar nicht kümmerte, sondern unter der Obhut der englischen Regierung, die väterlich zu Werke geht und unter ihren Kindern keinen Unterschied macht; sie behandelt Khonds und Urvahs mit gleichem Maße, schützt bei den einen wie bei den anderen das Leben und *bestraft Menschenmord mit dem Tode*. Menschenmord wird im ganzen englischen Reiche gar nicht geduldet. Und ihr Khonds, gilt nicht auch bei euch die Bestimmung: Blut für Blut, Kopf für Kopf? Was würdet ihr sagen können, wenn an euch Wiedervergeltung ausgeübt wird für die Mordthaten, welche ihr am heiligen Pfahl verübt? Solche Opfer sind ganz überflüssig. Die Vorfahren meines Volks in Europa haben in uralten Zeiten auch Menschen geopfert; sie glaubten, daß sie durch Abschlachten derselben den Zorn der Götter abzuwenden vermöchten. Das war aber, als sie noch dick in Rohheit und Unvernunft steckten, sie waren unsinnige Leute, nicht viel besser wie das Vieh; diese Finsterniß machte aber dem Lichte Platz, und jene nichtswürdigen, abscheulichen Gebräuche hörten auf. Seitdem gediehen bei uns Land und Volk, wir sind verständig, groß, reich und mächtig geworden. Ihr könnt an unserm, der Engländer, Beispiel abnehmen, daß jene Opfer zu eurem Wohlergehen gar nichts beitragen. Ihr glaubt, ohne dieselben würden eure Ernten nicht gedeihen? Wie thörig ist das! Blickt nur auf eure Nachbaren, die in der Ebene wohnen; haben die nicht eben so gute Ernten wie ihr, haben sie nicht stattlicheres Vieh, leben sie nicht in viel größerem Wohlstand als ihr Gebirgsleute? Ihr müßt sagen: ja; und doch kennen jene Leute in der Ebene keine Menschenopfer.

Diesen Vergleich spann ich des Allerbreitesten aus und bemerkte dann, sie wüßten ja wohl, daß ich ihr Freund sei und ihnen nützlich zu sein wünsche; ich sei Vertreter der Regierung, und ihnen solle alle Gunst erwiesen werden, aber nur, wenn sie die Menschenopfer abgeschafft hätten. Es sei gar keine Rede davon, sie in ihrer Religion und ihrem Glauben zu beeinträchtigen, aber jene Opfer verstießen gegen göttliche und menschliche Gesetze. Also schafft sie ab, lebt in Frieden unter euch, und vertragt euch mit euren Nachbarn. Nun haltet unter euch Berathung.

Die ganze Versammlung hatte mich mit Ruhe und Aufmerksamkeit angehört, jetzt trennte sie sich in Gruppen, deren jede von den übrigen entfernt ihre Sitzung hielt. Ich sah dem Ergebniß einigermaßen besorgt entgegen, denn man hatte mir vorher unter der Hand mitgetheilt, daß sie verlangen würden, ich solle wenigstens ein einziges Opfer im Jahre für sämmtliche Khonds in der ganzen Landschaft Gumser gestatten. Darauf hatte ich natürlich nicht eingehen können.

Nach Schluß der Berathungen traten sechs bejahrte und einflußreiche Khondhäuptlinge auf mich zu und eröffneten mir sehr kaltblütig und in fließender Rede Folgendes:

Wir haben zu allen Zeiten Menschen geopfert und den Brauch von unseren Vätern ererbt. Sie glaubten damit nichts Böses zu thun; wir auch nicht. Im Gegentheil, wir meinen damit *eine Pflicht zu erfüllen*. Früher sind wir Unterthanen des Radscha von Gumser gewesen; jetzt stehen wir unter der großen Regierung und müssen den Befehlen derselben gehorchen. Wenn wir nun schlechte Ernten bekommen, wenn Krankheiten ausbrechen, dann wird das nicht unsere Schuld sein. *Wir wollen also auf die Menschenopfer verzichten* und, wenn es uns erlaubt wird, Thiere opfern, wie es bei den Leuten in der Ebene Brauch ist.

Der Hauptzweck war also erreicht, und im Ganzen waren meine Erwartungen bei Weitem übertroffen. Es wurde an jenem Tage noch vereinbart, daß demnächst wieder eine Versammlung stattfinden solle, dann werde ich die nun dem Opfertod entrissenen Meriahs in Empfang nehmen. *Und richtig; die Khonds stellten sich auf Tag und Stunde ein und brachten mir etwa 1000 weibliche und männliche Meriahs.* Ich hielt wieder eine Rede und wurde von mehreren Häuptlingen unterstützt, welche scharf betonten, daß die Khonds alle der Regierung Gehorsam schuldig seien.

Nun folgte die *Eidesleistung* nach landesüblichem Brauche. Die Häuptlinge setzten sich auf Tigerfelle; in den Händen hielt jeder etwas Erde und angefeuchteten Reis; dann wurden folgende Worte gesprochen: „Die Erde soll mir ihre Früchte verweigern und der Reis soll mich ersticken, das Wasser mich ertränken, der Tiger mich und meine Kinder verschlingen, wenn ich das Gelübde nicht halte, welches ich hier heute ablege: — *ich entsage für mich und mein Volk auf immer dem Menschenopfer.*"

Dann machte mein Säbel die Runde; jeder Häuptling nahm ihn in die Hand. Das war von ihrer Seite ein Zeichen der Unterwürfigkeit, von meiner Seite ein Beweis wohlwollenden Schutzes. Hinterher wurden Geschenke vertheilt, und alle gingen heim in ihre Dörfer. So war auch mein zweiter Derbar (Rathsversammlung) glücklich abgelaufen.

Einige Häuptlinge von entfernt wohnenden Stämmen zögerten Anfangs mit der Ablieferung ihrer Meriahs, aber das gute Beispiel wirkte auch auf sie, und nach Verlauf eines Monats waren *mehr als 500* in meinen Händen,

und es lag mir nun ob, für sie zu sorgen. Eine beträchtliche Anzahl ließ ich wieder zu ihren Familien in der Ebene bringen, andere gab ich zu Handwerkern oder brachte sie bei verschiedenen Leuten im Niederlande unter. Etwa ein Dutzend behielt ich als Diener zurück, und sie sollten mir bei meinem Verkehr mit den Khonds als Dolmetscher dienen. Ich besuchte die Dörfer, verkehrte viel mit dem Volke und gab mir Mühe, mich recht beliebt zu machen. Ich hatte über alle Streitigkeiten in letzter Instanz zu entscheiden, und während ich mich über die Ursachen der Zwiste genau unterrichtete, zog ich bei der Entscheidung allemal einen Rath der Aeltesten herbei. So verstieß ich niemals gegen ihre Rechtsbegriffe, wandte nur die Landesgesetze an und gewann allmälig großen Einfluß. Die Häuptlinge stellte ich ihren Untergebenen gegenüber niemals bloß, sie fanden an mir eine zuverlässige Stütze und gewährten hinwieder mir allen Beistand. Mit der bloßen Ueberredung allein wäre ich nie dahin gelangt, ein so unbändiges und kriegerisches Volk für meine Zwecke zu gewinnen; gelegentlich mußte ich sie merken lassen, daß ich nöthigenfalls meinen Willen auch mit Gewalt durchsetzen würde, und daß es mir dazu an Mitteln nicht fehle. Doch erließ ich solche Drohungen nur im äußersten Falle. Indem ich ihnen in manchen anderen Dingen gern allerlei Zugeständnisse machte und mich nachgiebig finden ließ, blieb ich unbeugsam und unerbittlich, sobald die Hauptsache, das Menschenopfer, aufs Tapet kam; in dieser Beziehung schonte ich sie gar nicht.

Vier Jahre hintereinander beobachtete ich sie mit größter Schärfe und kam dann und wann aus der Ebene ins Gebirg, um hier eine Rundreise zu machen und meinen Einfluß zu befestigen oder auch auszudehnen. In allen irgend belangreichen Zerwürfnissen mußte ich Schiedsrichter sein, auch bei Familienstreitigkeiten, und in diesen spielten die Frauen allemal eine sehr bedeutende Rolle. Auch betheiligte ich mich an den Jagdzügen der Khonds, weil ich dabei in immer freundschaftlichere Beziehungen zu ihnen kam und sie mir meine Theilnahme hoch anrechneten.

Noch mehr; sie kamen oft in Schaaren aus dem Gebirg herab und besuchten mich in meiner Residenz, wo ich sie stets freundlich aufnahm und mit den Leuten der Ebene in möglichst viele Berührung brachte. Auch bewog ich sie, die Märkte im Unterlande zu besuchen und traf dabei Vorkehrungen, um sie gegen Betrügereien sicher zu stellen. Nach ein paar Monaten waren sie aber schon so gewandt und pfiffig, daß sie meiner Fürsorge gar nicht mehr bedurften. Gegen die elenden Menschenräuber oder Kinderaufkäufer verfuhr ich mit äußerster Strenge; drei, welche mir angezeigt waren, stellte ich vor Gericht, und sie wurden eingesperrt. Der Regierung lieferte ich den Nachweis, daß sie der Civilisation die besten Dienste leiste, wenn sie eine große Landstraße bis ins Herz von Khondistan hineinbaue, denn es kam darauf an, die Menschenopfer auch in Boad und Tschinna Kimedy abzuschaffen, nachdem in Gumser selber keine Meriahs mehr geschlachtet wurden. Für die Possia puhs, die freigegebenen Meriahs, hatte ich eine Art von Rechtszustand geschaffen. Sie wurden im Allgemeinen gut behandelt, und ihr Leben schwebte nicht in Gefahr. Aber wer stand mir dafür, daß nicht eine religiöse Reaction eintrat und der wilde Aberglaube, welcher doch nur der Gewalt gewichen war, einmal auffladerte? Also wurden Register angelegt und in diesen die Possia puhs mit Namen, nach Alter und Geschlecht genau eingetragen. Dann erst gab ich sie, die ja gekaufte Leibeigene waren, ihren Herren zurück, aber gleichzeitig mußte ein einflußreicher Häuptling mir Bürgschaft geben, daß die Possia puhs sich zu jeder von mir anberaumten Zeit vor meinen Bevollmächtigten persönlich zu stellen hätten.

Jene vier Jahre kann ich als meine erste Campagne bezeichnen. Sie war sehr angreifend und aufreibend in dem sumpfigen, höchst ungesunden Lande, in welchem die Gesundheit der Europäer rasch untergraben wird. Auch die meinige war schon äußerst geschwächt. Da erhielt ich in den ersten Monaten des Jahres 1842 mein Regiment Befehl, nach China abzugehen, und mein Amt bei den Khonds wurde dem Hauptmann Macpherson übertragen. Er verwaltete dasselbe zwei Jahre lang, traf aber eine unglückselige Maßregel, als er Sam Bissaï absetzte, welchen Ränkeschmiede bei ihm angeschwärzt hatten. An seine Stelle trat Utan Singh, ein Priester von Tintelgar. Die Khonds, welche man als Feinde Sam Bissaï's geschildert hatte, nahmen Partei für diesen und rebellirten gegen ihren neuen Oberaufseher Utan Singh, der sich durch Habsucht und Feigheit verhaßt und verächtlich machte. Macpherson selber mußte seinen unbrauchbaren Schützling entfernen.

Die Menschen in Oberfranken.

II.

Beschäftigung. Tafelmacher. Flößer. Bauern. — Sitten und Gebräuche. — Die Mistelgauer. — Volkstrachten. — Sagen und Mythen.

Der Oberfranke ist im Allgemeinen rührig und fleißig. In den Bezirken, wo eine industrielle Beschäftigung vorwiegt, bei den Paterlmachern, den Verfertigern von Holzschuhen und den Schwingenmachern im Gebirge, den Korbflechtern am Main und an der Rodach, den Tafelmachern im Thüringerwalde, in den Weberdistrikten des Voigtlandes und des wunsiedler Kreises, dann um Berneck, wo viele Mädchen für die Fabrikanten in Plauen Stickereien liefern (Planisch-Nähen), ist die Arbeit fast zur Mühsal geworden. Der geringe Verdienst gestattet nur wenig Ruhepunkte, und auf dem Werktagsleben lastet eine unerquickliche Einförmigkeit, deren Wirkung sich in einem Mangel an Frische und Freudigkeit verkündet. Der Körper leidet darunter, und nachtheilige sittliche Folgen bleiben nicht aus. So entwöhnen sich z. B. die Mädchen, welche sich mit Weißstickerei beschäftigen, der Unterordnung im Haushalte; sie

können sich als Dienstboten nicht mehr fügen, schätzen schließlich ihre Unabhängigkeit höher als ihre Ehre und gerathen bei der schlechten Bezahlung auf Abwege. Die vielen **Tafelmacher** empfangen den Rohstoff, wie er aus dem Schieferbruche kommt, kaufsweise vom Bruchbesitzer, der größtentheils zugleich Tafelhändler ist. Dann mühen sie sich zu-Hause als sogenannte „Heimarbeiter" ab. Sie schaben und glätten den Schiefer, fügen ihn in Rahmen ein und liefern die fertige Waare um feste Preise wieder an den Händler ab. Wenn eine ganze Familie, sechs bis acht Hände, die Woche über unermüdlich fleißig ist, so bringt sie es zu einem Lohne von 10 bis 11 Gulden, wovon die Hälfte als Baarauslage in Abzug zu bringen ist. Und dabei ist kaum noch eine Sonntagsrast in Anschlag gebracht. Die Hütten der Tafelmacher geben Zeugniß von einer staunenswerthen Bedürfnißlosigkeit, von einer Genügsamkeit, die nur demjenigen erträglich ist, der eben der gewohnten Arbeit ein Opfer bringt. Es ist ein armes Stückchen Landes, jene Südspitze Thüringens, die bis zum Rennsteige zu Bayern geschlagen ist, der Grundbesitz beschränkt, Klima und Boden nicht besonders günstig, und selbst im Hauptorte Ludwigstadt („Luderstadt" bei Merian) ist das Gewerbe schlecht und der Verdienst gering.

Wir setzen dem ein Bild von lichterer Farbe und heiterer Stimmung entgegen. Das derbe, körnige und genußsüchtige Völklein der **Flößer** im innern Frankenwalde unterscheidet sich von den Nachbarn so sehr, als ob es aus anderem Samen entsprossen wäre. Wieder offenbart sich hier der weittragende Einfluß der Arbeit auf Gemüth und Körper. Der Flößer bedarf zu seiner Handthierung der Kraft und Ausdauer. Sein Gewerbe selbst und die frische Berg- und Waldluft stählen ihn. Er selber bringt sein Produkt in den Handel, besieht sich dabei draußen die Welt und ist ein gereister Mann. Unstät und beweglich, auf Gewinn bedacht und mit dem Gelde Dritter arbeitend, nicht fremd in der Fremde, streift er mehr oder minder den Bauerntypus ab und giebt auch seinem Hauswesen eine andere Physiognomie, als wir sie im Bauernhofe finden. Der Floßherr trägt in Allem den Zuschnitt eines behäbigen, wohlhabenden Bürgers; er gilt sich selber etwas, lebt und genießt danach und wird auch zu gehöriger Zeit „protzig". Die Floßknechte aber, die theils im Accord, theils im Stücklohne arbeiten, überlassen die Sorge für das Stückchen Wiese und Ackerland, das ihnen gehört, dem Weibe und machen im Winter, wenn die Flößerarbeit beendigt ist, Taubholz.

Zu all' diesen Schichten der Bevölkerung tritt der echte **Bauer** mehr oder minder in einen Gegensatz. In Oberfranken finden wir eine reine Bauernschaft eigentlich blos im Bambergischen, im Regnitzthale, im ebermannstädter Grunde, auf dem Jura und im Mistelgau. Im Fichtelgebirge, dem Sechsämterbezirke und Voigtlande, im Franken- und Thüringerwalde ist die Bevölkerung aber vielfach von industriellen Elementen durchsickert.

Sitten und Gebräuche sind bei den Bauern des Gebietes von überraschender Gleichstimmung, und die uralten germanischen Erinnerungen an eine pantheistische Naturverehrung klingen vielfach durch. Alt ist auch die Achtung vor der Unverletzlichkeit der Marksteine, und Marksteinrücker müssen an der Stelle ihres Verbrechens noch nach dem Tode umgehen. Bei der Aussaat des Weizens ist im Bambergischen noch Sitte, daß der Sämann einen goldenen Ring ansteckt, damit der Weizen schön gelb werde. Um bestimmen zu können, welche Saatzeit die beste sei, gräbt der Bauer drei Kornähren ein, eine vor Sonnenaufgang, die zweite zur Mittagszeit und die dritte am Abend. Welche am schönsten wuchert, zeigt an, daß die Früh-, Mittel- oder Spätsaat sich am günstigsten gestalte. Auch im Stalle haben althergebrachte Gewohnheiten ihre Geltung. Um Redwitz bringt man Schweine, Tauben und Hühner in den neuen Stall mit einer Art Bannspruch. Man sagt bei Schweinen:

Sau, eil' in dein G'stall
Wie der Advokat in die Höll'!

und bei Geflügel:

Flieg aussi, flieg eini
Flieg ein in dein G'stall
Wie der Advokat in die Höll!

Ein eigenthümliches Völkchen Oberfrankens sind die **Mistelgauer**; bei ihnen hat sich noch verhältnißmäßig am meisten in Sitte und Tracht erhalten. Sie sind tüchtige Wirthshausgänger, und der sonst fast verschollene „Willkommstrunk" ist bei ihnen noch in vollem Schwange. Tritt ein neuer bekannter Gast in die Schenke, so reicht ihm der Anwesende mit der Linken den Krug, während er die Rechte zum Handschlage darbietet. Darauf nickt er mit dem Kopfe und trinkt, ohne ein Wort zu sagen. Alte und neue Volkslieder beleben die Schenken in Mistelgau, und dabei klingen noch die Erinnerungen an die Preußenzeit oft durch. Man hört das „Testament des alten Fritz" oder die schöne Weise von den „preußischen Husaren", die also anhebt:

Mein Mann der ist geblieben
Auf grüner, grüner Haid,
Dem Husaren wird Gott geben
Die reine Himmelsfreud.

Der Mistelgau ist ein meist tafelförmiges Getreideland, vom Ostabhange der sogenannten Neuburg bis an den Sophienberg und die waldbewachsenen Hügel um Donndorf zunächst Bayreuth reichend. Vorzugsweise im Hauptdorfe Mistelgau und seiner nähern Umgebung gilt jene volksthümliche, eigenartige Tracht, auf die wir ausführlicher zurückkommen müssen. Der Mistelgauer streicht sein langes Haupthaar von der Stirne zurück. Unterhalb des Wirbels wird es durch einen halbrunden Kamm festgehalten. Ein breitkrämpiger Schlapphut mit rundem Köpfchen sitzt ihm keck auf den Ohren. Schnüre halten die Krempe nach oben zu fest. An der innern rechten Seite der mehr als schuhbreiten Krempe aber prangt eine Rosette von schwarzen Seidenbändern mit einem golddurchsponnenen Knopfe in der Mitte, das eigentliche Abzeichen des Mistelgauers, dem der Volksmund den Namen „Hummelnest" beilegte. Denn der Bauer dieses Gaues heißt durchweg nur „**Hummelbauer**", ein Spitzname, der aber bereits gang und gäbe geworden ist. Als einmal lange Zeit im Mistelgau schlechtes Wetter gewesen war und die Ernte zu mißrathen schien, da ging ein Mistelgauer nach Bayreuth, um sich dort gutes Wetter zu holen. Man gab ihm ein Kästchen mit, und als dies die Bauern zu Hause öffneten, flog eine Hummel heraus. Da sie nun glaubten, diese bringe das schöne Wetter, so riefen alle: Nach Mistelgau! Seitdem heißen die Mistelgauer Hummeln.

Statt des Filzhutes dient Werktags eine mit Marderfell verbrämte Sammetmütze. An die Stelle der Weste tritt ein schmales, zuweilen mit Goldschnüren besetztes Leibchen. Darüber wird der lederne Hosenträger angehakt, dessen beide Hälften durch einen mit Pfauenfedern und Seide verzierten „Brustersteck" zusammengehalten werden. Der kurze Rock ist schwarz, grün gefüttert, und die Taille sitzt beinahe unter den Achseln. Dazu kommen eine bis ans Knie gehende schwarzlederne Pumphose, weiße Strümpfe und Wadenstiefeln.

Minder kleidsam, aber nicht weniger eigenthümlich ist die Weibertracht. Die Hauptrolle am Kopfschmucke spielt das Schlingtuch. Es ist von roth und schwarz gestreiftem Wollzeuche, oder schwarz und weiß bei der Trauer und sitzt wie ein Turban senkrecht am Vorderhaupte. Darunter das „Reschenhäubchen" mit goldenem oder silbernem Boden und mit Spitzen (Reschen) besetzt. Das Mieder („Mützchen") ist dunkelgrün, mit kurzer Taille, vorn offen und läßt so das Leibchen von schwarzer Seide sehen. Letzteres ist ausgeschnitten und oft mit Silberborten verbrämt. Der schwarze faltenreiche Wollrock geht bis an die Knöchel und ist mit blauen Bändern eingefaßt. Weiße Strümpfe mit rothen Zwickeln vollenden den Anzug. Eine originelle Sitte der Frauen macht den Pelzmuff Jahr aus Jahr ein zu einem Bestandtheil des Kirchenstaates.

Wie der Mistelgauer lustig in der Schenke ist, so ist er auch fröhlich beim Tanze, und vor Allem beim Plantanze. Dieser findet in der Kirchweihzeit statt; die unbescholtenen Bursche des Dorfes wählen unter sich den Platzmeister, und jeder wählt sich seine Dirne, die Platzmad. Der Platz (Plan) um die Dorflinde herum wird geebnet und der Baum mit Fähnchen geputzt. Im Frankenwalde ist die Linde häufig so zugestutzt, daß ihre Krone zwei oder drei ringförmige Absätze bildet. Im feierlichen Zuge geht es vom Hause des Dorfschulzen, die Musik voran, ins Wirthshaus. Jeder Bursche hält mit der Rechten die „Mad", in der Linken aber ein zierliches, grünes Trinkglas, das am obern Ende eine Reihe Glasringe enthält, die beim Schütteln einen fröhlichen Klang geben. In der Schenke werden drei Reigen aufgeführt. Dann erst geht es auf den Platz, und hier muß wieder jeder Bursche die drei ersten Touren mit seiner „Mad" tanzen. Außer den Platzburschen und ihren Genossinnen darf Niemand den Plan betreten. Als Tänze gelten neben dem guten alten „Dreher und Schleifer" noch einige moderne, aber verunstaltete Tanzweisen.

Viele Theile der verschiedenen Abänderungen der oberfränkischen Volkstracht sind bereits im Anzuge der Mistelgauer oben geschildert worden. Doch verschwindet ein Stück nach dem andern; selbst da aber, wo die nivellirende Gegenwart jede volksthümliche Eigenheit, jeden originalen Schnitt des Kleides verdrängt hat, griff sie mit auffallender Schonung an den Kopfputz, namentlich an jenen der Frauen. Das Volk scheint sich dessen bewußt zu sein, daß die Kopfbedeckung vorzugsweise der Tracht den Charakter verleihe. Darum hängt es wenigstens in dieser Beziehung noch gern an alter Ueberkommniß. So weit ostfränkische Kultur nachdrücklich sich geltend machte, so weit reichen auch die Varietäten der „Frankenhaube", einer Abart der Bänder- oder Backenhaube. Jenseits dieser Grenze, welche nur das bamberger Mainland, den untersten Regnitzgrund und zum Theil das bayreuther Unterland umfaßt, tritt das Kopftuch an die Stelle der Haube. So im Fichtelgebirge, am Jura, im Frankenwalde und dem Voigtlande, und dort hält man das Kopftuch für slavischen Ursprungs. Die Vermischung deutscher und wendischer Elemente spricht sich in der entweder abwechselnden oder gleichzeitigen Benutzung von Kopftuch und Haube aus.

Aber besser noch als Gebräuche und Trachten kennzeichnen Sagen das Wesen eines Volkes, und auch für dieses Gebiet ist die Oberpfalz klassischer Boden. Namentlich haftet dort am Berglande die älteste Mythe, denn im flachen Gau versickert der Märchenquell mehr oder weniger; es fehlt die äußere Anregung, die Stimmung in der Landschaft, welche hier von maßgebender Bedeutung ist. Deshalb ist auch das Fichtelgebirge unerschöpflich an Sage und Mythe, reicher als Frankenwald und Jura, als das südbayrische Hochland und die übrigen Höhenzüge Ostfrankens.

Der Bergbau des Fichtelgebirges ist wohl der älteste in ganz Deutschland. Der Mönch Otto v. Weißenburg setzt die ersten derartigen Versuche bereits ins neunte Jahrhundert. Eine Berechtigung dieser Annahme liegt darin, daß die harzischen Bergwerke, welche durch die Pest von 1005 entvölkert waren, wieder durch fränkische Bergleute aufgenommen wurden.

Die frühesten Bauversuche gingen unstreitig von den alten slavischen Siedlern am Fichtelgebirge aus. Derselbe Hang, welcher dieses Volk zum Ackerbau trieb, veranlaßte es auch, den geheimen Schätzen unter der Erde nachzuspüren. Slaven waren die ersten Saifner und Erzwäscher an den Bergbächen bei Weißenstadt und Kirchenlamitz, an der Saale und Fattiga, an der Regnitz und am Weißen Main. Spätern Datums sind die Schürfversuche nach Gold, sie fallen etwa in die Mitte des 14. Jahrhunderts.

Was ausgeteuft wurde, — mehr noch was die Phantasie hineinlegte, die schimmernden Spuren, die einen märchenhaften Reichthum in der granitenen Tiefe ahnen ließen, verbreiteten den Ruf des Fichtelgebirges. Wo seine Bergleute hinkamen, wußten sie von den Schätzen zu erzählen, die noch zu heben wären. Da entstand die Sage, daß am güldenen Sonntage oder am St. Johannistage, wenn in Bischofsgrün zum Vaterunser geläutet würde, der Ochsenkopf seine Kammern öffne und seine Goldwände zeige, von denen das Gold wie Eiszapfen, und Edelsteine wie Zwiebelstränge herabhängen. So lange der Pfarrer von Bischofsgrün das Evangelium liest, kann der fromme und einfältige Mensch die Wunderblume pflücken, die am Eingangsfelsen wächst. Sie dient ihm als Schlüssel, welcher die Pforten dieser Goldhallen öffnet, und er kann sich daraus Schätze holen, so viel er eben zu tragen vermag. Nur darf er den Zeitpunkt nicht versäumen, wo das Evangelium schließt, sonst wird er in der Tiefe zurückbehalten.

Besser als den Autochthonen — so erzählt die Sage — ist es zugewanderten fremden Gesellen gelungen, von den Schätzen des Fichtelberges Kenntniß zu erlangen. Aus dem fernen Welschlande, sonderlich aus Venedig, kamen sie vor vielen Jahrhunderten hergezogen, angelockt von dem Rufe der unerschöpflichen Erzführung. Des Bergbaues kundig und wohlbewandert in der Scheidekunst, kannten sie besonders das Geheimniß, aus allerlei Zeichen die Erzfundorte zu entdecken. Sie zogen durch die Thalschluchten und krochen durch die Felsklüfte, meist einsam und nicht geheuerlich von Ansehen. Einer oder der andere mag wohl einen Pakt mit dem Bösen unterzeichnet haben. Das sind die „Walen" oder „Walonen" (Venediger, Welsche), von denen noch viel Sagenhaftes im Munde des Volkes lebt. Noch finden sich in einzelnen Exemplaren die Büchlein, in welchen jene goldsuchenden Fremdlinge ihre Erfahrungen niederlegten. Das sind die fichtelbergischen Walen- oder Geheimnißbüchlein, und wer davon Einsicht erhält, mag sich einer besondern Gunst rühmen. Da heißt es unter Anderem: „Wenn die Bäume am Gipfel verdorten, als wären sie erfroren, oder sind kröpficht und zwieselicht, oder wo viel Hirschschwämme stehen, daselbst sind gern Erze enthalten. Wo viel Molche und andere giftige Thiere sich häufig aufhalten, da pflegen gern Goldgänge zu sein, denn sie lieben derlei Oerter sehr."

Noch heutzutage behauptet mancher am Fichtelgebirge, daß seine Heimat dem Welschen besser bekannt sei, als ihm selber. Ihm genügt die Ahnung der vorhandenen Schätze

und er gibt ihr Ausdruck in dem gemeingiltigen Sprichworte:

Wirft mancher einen Stein nach einer Kuh,
Ist der Stein mehr werth als die Kuh.

Ob aber die Sage von diesen bergkundigen Walen nicht eine bloße Erinnerung an jene uralte Zeit ist, wo das Volk der Wenden vor den deutschen Eroberern in die geschützten Bergthäler zurückfloh, dort Gold wusch und nach Erz schürfte, läßt sich schwer ermitteln. Die Zwerge, die in den unterirdischen Gemächern des Fichtelberges hausen, verwechselt der Volksmund nicht selten mit jenen Walen und trägt damit das Gedächtniß einer unterjochten fremden Bevölkerung fort. Vielleicht ist es selbst die nachklingende Erinnerung einer vorgermanischen Zeit, der keltischen Epoche.

Um die Höhen des Fichtelgebirges tönt jene gewaltige deutsche Sage vom Kaiser Karl dem Großen, der in der Tiefe des Ochsenkopfes schläft. Sie gehört der Oberpfalz wie dem äußersten Ostfranken an, denn das Gebirge bildet die Grenzscheide zwischen den beiden Stämmen. Vom Fichtelgebirge klingen die Sprüche der „Sibylle Weiß", von denen nach dem allgemeinen Volksglauben bereits viele in Erfüllung gegangen sind. Einmal schritt sie über einen Steg von Wachholderholz. Der brach und sie fiel in die Tiefe. Da fluchte sie dem Wachholderbaum, und seitdem kriecht er als niederer Strauch am Boden hin. So quillt geschichtliche und vorgeschichtliche Sage, Mythe und Märe, kaum irgendwo in bayrischen Landen reicher als am Fichtelgebirge. Selbst das Paradies versetzt der Volksglaube dahin und wendet die mosaische Urkunde von den vier Hauptwassern in Eden auf die vier Flüsse Main, Naab, Saale und Eger an.

Nicht weit von Teuschnitz im Frankenwalde, gen Mitternacht, erhebt sich der „Gerichtshügel". Darauf stand noch vor etlichen Jahrzehnten ein thurmähnliches Blockhaus, halb weiß, halb schwarz angestrichen, der alte Richtplatz. Von Norden her werden dereinst die Heerzüge der Ungläubigen hereinbrechen und hier mit den Völkern vom Mittag- und Abendlande zusammenstoßen. Da beginnt ein schrecklicher und grausamer Kampf. Vier Tage wird die „Wiesenmühle", ein Viertelstündchen unterhalb Teuschnitz, vom Blute der Erschlagenen getrieben. Der Heidenkönig füttert sein Pferd auf dem Altar der Kirche, und die Stadt geht in Flammen auf. Sengend und verwüstend werden dann die Schlachthaufen der Ungläubigen durch Deutschland ziehen, bis endlich der Führer zwischen Mainz und Köln von einem Weibe erschlagen wird. Dann wird wieder Friede einkehren. Mittlerweile sind aber durch den Krieg der Männer so wenige geworden, daß sich „neun Weiber um eine Mannshose prügeln".

Oberfranken ist auch reich an Legenden, die sich auf die Entstehung von Kirchen und Klöstern beziehen. Als einst an einem Quatemberfreitage ein junger Hirt in der Nähe der Cisterzienser-Abtei Langheim seine Heerde heimwärts trieb, da däuchte es ihm, als vernähme er die Stimme eines weinenden Kindes. Er sah auch wirklich ein solches auf dem Acker sitzen; als er aber näher hinzutrat, verschwand es. Beklommenen Gemüthes beschleunigte er den Heimweg, warf aber unterwegs noch einmal den Blick zurück und sah die Erscheinung zum zweiten Male. Diesmal aber erschien das Kind in verherrlichter Gestalt zwischen zwei brennenden Kerzen, verschwand jedoch wieder bei seinem Annähern. Der Hirte vertraute seinem Beichtvater diese Geschichte. Der rieth ihm an, die Erscheinung im Namen des dreieinigen Gottes anzusprechen. Am Vorabende des Festes der Apostel Petrus und Paulus erschien das Kind zum dritten Male dem Hirten. Es war glänzend wie die untergehende Sonne, von vierzehn strahlenden Kindlein umgeben und gab auf die gestellte Frage den Bescheid: Ich bin das Christkind und diese sind die vierzehn Nothhelfer. Wir begehren hier eine Kapelle zur Ruhe. Sei unser Diener, so wollen wir auch Deine Diener sein! — Darauf ward es mit seiner Umgebung in die Wolken entrückt. Bald darauf wurde auch an der Stelle eine Kapelle gebaut, aus der allmälig die stattliche Wallfahrtskirche von Frankenthal oder „Vierzehnheiligen" entstand.

Etwas ganz Sonderbares nimmt das Städtchen Forchheim für sich in Anspruch. Der Sage nach soll nämlich dort der römische Landpfleger Pontius Pilatus geboren worden sein, was sich noch in dem alten Spruche

Vorchemii natus est Pontius ille Pilatus,
Teutonicae gentis, crucifixor omnipotentis

bewahrt hat. Eine Waldparzelle in der Nähe des Dorfes Burk führt noch die Bezeichnung Pilatushölzchen; dort stand eine alte Kiefer, der Pilatusbaum.

Mahnungen an keltischen und slavischen Götterkultus fehlen in der Oberpfalz keineswegs.*) Natürlich sind die germanischen Göttersagen reicher. Da tritt uns zunächst Wodan in Wald und Wind und als wilde Jagd entgegen. Eine Sage lautet: So man auf dem Fahrenberge steht, erblickt man einen Theil des Fichtelgebirges. Da haust ein König im Berge; er sitzt auf einem Stuhle vor dem steinernen Tische, um den sein Bart schon zweimal gewachsen ist. Seine Füße ruhen auf einem Hunde, während ein zweiter vor der Thür Wache hält. Dem König dient ein Knappe. Aus einem Fäßchen trinken sie Wein und jeder hat seinen eigenen Humpen. Doch der Wein wird nicht alle. Auf dem Fäßchen sitzt ein Vogel, der fliegt um den Berg, so oft der Bart seines Herrn um den Tisch gewachsen ist, und schaut, wie die Sachen draußen in der Welt stehen, und bringt seinem Gebieter davon Nachricht. Der König selber trägt nur ein Hüftenkleid; doch wenn Besuch kommt, kleidet er sich in altdeutsche Tracht und empfängt die Gäste in dem großen Saal neben dem Gemach. Der Knappe trägt ihm dabei den langen Bart nach. Mit ihm lebt ein großes Heer in dem Berge; er übt es oft in den Waffen, und damit man den Lärm nach außen nicht vernehme, entsteht jedesmal arges Donnerwetter. Ist der Bart dreimal um den Tisch gewachsen, dann ist auch der Wein alle, und der König bricht mit seinen Schaaren hervor aus dem Berge zum letzten Streite!

Der alte Donnergott, Donar, wird noch in seiner Wirkung verehrt, daher die heilige Scheu vor dem Gewitter. Donar hat seine Priester und Priesterinnen, welche durch die christliche Vorstellung zu Unholden wurden. Sie treten besonders als Hexen und Truden auf, die allenthalben eine bedeutsame Rolle spielen. Der Hexenglaube steckt noch tief im Volke; bei Forchheim darf man gar nicht von den Hexen sprechen, sonst plagen sie Einen. Aber gegen das Hexendrücken hilft, wenn man das Kissen unter dem Kopfe vorzieht; dann muß sich die Hexe darauf setzen, und man ist selbst von ihrem Drucke befreit. Ein paar Stachelbeerstauden unter die Thürschwelle gelegt, machen, daß die Hexen wieder umkehren müssen. Am Walpurgisabend werden in Streitberg und Umgebung die Hexen von den

*) Die in der Bavaria von Fentsch hierfür beigebrachten Beispiele erscheinen aber höchst unglücklich gewählt, und mit der Etymologie hapert es sehr. Es ist eine arge Verwechslung, wenn er von der slavischen Verehrung des „Bockes" spricht. Bog oder Buh ist im Slavischen Gott. Der Name des Dorfes Kimlas wird abgeleitet von krimi, es donnert, und Les, Wald!
D. Red.

jungen-Burschen „ausgeblasen". Sie machen sich Schalmeien aus Weidenrinde und blasen damit vor den verdächtigen Häusern. Im Regnitzgrunde werden sie mit Peitschen ausgeknallt; dabei rufen die Burschen:

In Eglsbam und Buttenbam
Da kommn' d' Hexen und Trud'n z'samm.

Eine vielgestaltige Sage erzählt von elbischen Jungfrauen, welche in versunkenen Schlössern oder der Tiefe der Erde hausen. Bei Marktschorgast ging einmal eine Frau mit ihrem Kinde in den Wald zum Beerensammeln. Da gewahrte sie plötzlich eine weite Oeffnung in der Erde. Neugierig stieg sie hinab, und drei weiße Jungfrauen traten ihr in der von Gold und Edelsteinen glitzernden Höhle entgegen. Sie erlaubten ihr von den Schätzen zu nehmen, was sie mit einem Griffe fassen könne. Aber aus Habsucht machte sie drei Griffe und sprang dann hinaus. Die Thür fiel krachend zu, aber ihr Kind hatte sie vergessen. Am nächsten Johannistage fand sie die Pforte offen und ihr Kind frisch und munter wieder. Aber diesmal achtete sie der Schätze nicht und nahm ihr Kind mit sich.

Bericht des Bischofs Massaya über die südabyssinischen Länder Kafa und Guera.

Aus den südlichen Landschaften Abyssiniens dringt nur selten eine Kunde zu uns nach Europa. Diese von der Natur reich gesegneten Gegenden sind im Verlauf der letzten drei Jahrhunderte immer mehr in Barbarei versunken und befinden sich in einer ethnischen, staatlichen und religiösen Anarchie, die kein Ende nehmen zu wollen scheint. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir über diese südabyssinischen Bergländer Gurague, Kambuat, Enarea, Wollamo, Dschindschiro, Kafa 2c. endlich einmal gründlichen Aufschluß erhielten, denn gerade dort harren noch manche wichtige ethnographische und geographische Fragen auf Antwort.

Auch in diesen Gegenden, wie in Schoa und Amhara, spielen die Gallas eine Hauptrolle, und es scheint, als ob sie den Sidamas, d. h. christlichen Gongas altabyssinischer Abkunft, gegenüber mehr und mehr an Macht gewinnen. Es ist sehr dankenswerth, daß wir jetzt eben durch den muthigen Bischof Massaya einige werthvolle Nachrichten bekommen, welche einen interessanten Einblick in die Verhältnisse jener Gegenden gewähren. Die katholischen Missionäre sind mit großer Unerschrockenheit dorthin eingedrungen und bethätigen eine preiswürdige Standhaftigkeit und Ausdauer. Sie geben sich alle Mühe, die sogenannten Christen in Südabyssinien aus dem Schlamme tiefer Versunkenheit und Barbarei herauszureißen, es liegt aber in den Verhältnissen, daß sie nur sehr wenig ausrichten. Wie dem aber auch sei, Bischof Massaya „apostolischer Vicar bei den Gallas und Sidamas" ist ein vortrefflicher Mann, den wir hochachten müssen. In seinem neuesten Berichte (in Nr. 218 der Annales de la propagation de la foi, Januar 1865) finden wir manche interessante Mittheilungen. Wir vermissen in denselben ein Datum; es scheint aber, als ob seine Schilderungen sich auf die Jahre 1863 und 1864 beziehen.

Das sogenannte „Land der Gallas" bildet die südliche Verlängerung des abyssinischen Plateaus, oder vielmehr es ist der südliche Theil des „äthiopischen Plateaus". Der vor etwa 300 Jahren von den Gallas eroberte Theil reicht vom 10. bis 6. Grade nördlicher Breite; was sie sonst noch gegen den Aequator hin in Besitz haben, ist uns völlig unbekannt, und die Südgrenzen des abyssinischen Gallalandes sind nicht genau bestimmt. Doch ist so viel ausgemacht, daß im Allgemeinen der Barro, der größte Zufluß des Weißen Nil, theilweise die Grenze bildet. Der südöstliche Theil des Plateaus, welchen das Königreich Kafa einnimmt, erstreckt sich wahrscheinlich bis in die Quellgegend des Weißen Nils. Im Norden haben die Gallas Gadschau und im Osten Schoa, also die beiden südlichen Provinzen des heutigen abyssinischen Reiches (das Theodor beherrscht). Ihre (der Gallas) westliche Nachbaren sind die Thaniallas, ein chamitischer Volksschlag, der bis in das von Aegypten abhängige Fasogl reicht.

Dieses Gallaland ist ein prächtiges Land, ungemein fruchtbar, eine Abwechslung von Berg und Thal, wo vom März bis in den Oktober hinein Regen fällt, dessen Wasser den Nil anschwellt und dazu beiträgt, daß derselbe in Aegypten über seine Ufer tritt. Das Klima steht vielleicht einzig in der Welt da, denn der Thermometerstand hält sich zwischen 18 und 22 Grad Réaumur.

Auf diesem äthiopischen Plateau wohnen heute gewiß 12,000,000 Menschen. „Ich glaube nicht, daß darin eine Uebertreibung liegt. Europäische Reisende veranschlagen die Volksmenge im eigentlichen Abyssinien auf drei Millionen; ich nehme an, daß die Sidamas und die Gallas zusammen neun Millionen ausmachen. Abyssinier, Sidamas und Gallas nehmen von Norden nach Süden hin diese ganze Region ein." Massaya fügt hinzu, daß er, der seit 15 Jahren unter diesen Völkern lebe, zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß keine von ihnen eingeboren, sondern „daß sie aus Aegypten, Arabien und selbst aus Syrien gekommen seien". Das ist freilich eine ethnologische Phantasie, für welche der Nachweis fehlt, und für welche Bischof Massaya, wie er selber sagt, nur „Vermuthungen" beibringen könnte. Er gibt auch selber zu, daß die verschiedenen Sprachen dieser Völker „fast gar keinen Punkt der Berührung in Bezug auf Aehnlichkeit und Ableitung der Wörter unter sich hätten; wohl aber sei das grammatikalische System bei allen dasselbe, und in dieser Richtung ständen sie unbestreitbar in Verbindung mit der großen Familie der semitischen Sprachen".

In sittlicher und intellectueller Beziehung gleichen diese Völker einander sehr. Die Sittenverderbniß der Abyssinier ist bekannt, aber die Sidamas (die Bewohner von Kafa) sind noch weit ärger, die Gallas dagegen nicht so arg. Uebrigens sind sie, so lange Frieden ist, sanft, wohlwollend und gastlich und in den Kriegen, durch welche diese Gegenden so oft verheert werden, tapfer bis zur Tollkühnheit. Sie besitzen eine große Handfertigkeit, dann eine Intelligenz, welche jener der Europäer nahe kommt, aber vielleicht noch raffinirter ist, und erlernen fremde Sprachen mit ungemeiner Leichtigkeit.

Wir gehen auf die Spekulationen über die Herkunft

der alten Bewohner des Landes nicht ein und bemerken nur, daß im 16. Jahrhundert ein neuer Schwarm arabischer Einwanderer nach Ostafrika hinüber kam und die Gallas von Osten nach Westen, auf das äthiopische Plateau, drängte, dessen mittlern Theil sie eroberten. Dadurch wurde das alte, bis dahin christliche Reich in zwei Rümpfe zerstückelt: Abyssinien im Norden und Kafa im Süden der Gallas. Kafa hatte seit jener Zeit keinen Berührungspunkt und auch keine Verbindung mehr mit anderen christlichen Ländern, und seitdem haben sich die christlichen Elemente theils sehr abgeschwächt, theils sind sie völlig verloren gegangen.

Kafa ist ein Land, das nicht etwa ein Königreich unter einem einzigen Herrscher bildet, kann auch nicht als eine Conföderation mehrer kleineren Staaten betrachtet werden; es enthält oder umfaßt eine fast unzählige Menge kleiner Staaten, die voneinander ganz unabhängig sind und sehr verschiedene Regierungsformen haben. Das eigentliche Kafa bildet ein Königreich für sich und zwar das größte; dann folgen dem Flächenraume nach: Tschemmakaka, Guma, Guera, Goma und Nerea. Die Beherrscher dieser eben genannten Reiche sind Mohammedaner, obwohl das Volk noch dem Islam widerstrebt. Massaya hat aber ganz recht, wenn er gerade in der Ausbreitung des Mohammedanismus, welcher in Afrika reißende Fortschritte macht, ein Hinderniß für die Bekehrungen zum Christenthum erblickt.

Außer den eben bezeichneten Staaten gibt es noch viele andere, z. B. Tschindschiro, dessen Bewohner die grausamsten unter allen sind. Dort veranstaltet man noch Menschenopfer, und beim Regierungsantritt eines neuen Königs werden blutige Festlichkeiten begangen, welche an jene in Dahome erinnern. Neben allen diesen Königreichen sind noch etwa 15 kleine Republiken vorhanden, unter denen Gudron und Dschemmalagamara in erster Reihe stehen. Geschriebene Gesetze findet man in keinem einzigen dieser Staaten, doch sind Herkommen und Gebräuche in allen so ziemlich dieselben. Das Eigenthum bildet die Grundlage der Gesellschaft und wird mehr respektirt, als in Europa der Fall ist.

In dem Missionsbezirke, in welchem Massaya bei den Sidamas und Gallas wirkt, herrschen ein dem Fetischismus nahe stehendes Heidenthum und eine Menge abergläubiger Bräuche. Die Sidamas (wie schon bemerkt, die Einwohner von Kafa) nennen sich zwar Christen, kennen aber Christus nicht einmal dem Namen nach; eben so wenig wissen sie etwas von Mysterien. Ihr ganzes Christenthum besteht darin, daß sie aus dem heiligen Georg einen Gott machen und die Namen von Michael und Gabriel kennen; die Gallas, welche sich doch nicht für Christen ausgeben, haben wenigstens von der Mutter Maria und dem Kreuze etwas gehört.

Die Geschichte des apostolischen Vicariates bei den Gallas und Sidamas bietet einige bemerkenswerthe Zwischenfälle dar. Der Papst schickte 1846 den Pater Massaya nebst zwei anderen Missionären nach Ostafrika, aber die letzteren starben bald. Fünf Jahre vergingen, bevor er zu den Gallas gelangen konnte; inzwischen wurden Missionen auf den Seychellen in Aden und Sansibar gegründet. Im Jahr 1851 kam er endlich in das Land der Sidamas und Gallas und machte sich mit Sprachen, Sitten und Oertlichkeiten bekannt; mit seinem Bekehrungswerke fing er 1855 an. Gegenwärtig arbeiten mit ihm zwei europäische Priester, Leon des Avanchers und Toeina nebst sechs einheimischen Priestern und einer Anzahl Katechisten. Die vier Missionsstationen sind in Kafa, Guera, Gammora und Barro; zwei andere, in Gudron und Nerea, hat man aus Mangel an geistlichen Kräften und der Verfolgung wegen wieder aufgeben müssen.

In Gudron wurde Massaya von der abyssinischen Regierung schlecht behandelt und vertrieben. An den übrigen Stationen sind wohl einige hundert Menschen getauft worden, es geht aber nicht aus Massaya's Bericht hervor, ob der Bildungs- und Gesittungszustand dieser Leute von jenem der anderen wesentlich verschieden sei. „Wir haben große Hoffnungen für die Zukunft. Der Galla entscheidet sich nicht leicht, wenn er es aber einmal gethan hat, bleibt er fest, denn er ist nicht so leichtfertig, wie der Sidama oder wie der Abyssinier; der letztere ist leicht zu bekehren, springt aber bei der geringsten Prüfung wieder ab.“ Massaya kauft so viele Sklaven frei, als seine Mittel ihm gestatten, und tauft sie dann. Er klagt bitter über das Mißtrauen der abyssinischen Regierung gegen alles Europäische.

Das Königreich Kafa ist zum großen Theil von Abkömmlingen der alten abyssinischen Christen bewohnt, welche durch die Invasion der Gallas im 16. Jahrhundert auf die andere Seite des Gudscheb gedrängt wurden. Dieser Strom bildete früher die Südgrenze des abyssinischen Reiches; er entspringt im Westen von Kafa, läuft in Hufeisenform von Westen nach Norden, dann östlich von diesem Königreich und mündet an der Zanguebarküste in den Indischen Ocean.

In Kafa fand Massaya noch einen Abuna, Bischof, der eine schwache Erinnerung von hierarchischer Würde sich bewahrt hatte; die Regierung rief den europäischen Geistlichen herbei, um durch ihn größern Einfluß, namentlich auf die im Land ansässigen Amharas, zu gewinnen, eben jene Abkömmlinge der alten abyssinischen Christen. Für den König von Kafa ist die Religion wie ein Polizeimittel, das für den Herrscher gut ist. Drei Jahre lang unterhandelte Massaya, ehe der König in die Bedingung willigte, daß er nach Belieben das Land Kafa wieder verlassen könne.

Im Jahr 1859 kam er dann und wurde glänzend mit fast königlichen Ehren empfangen, vom Könige mit Geschenken überhäuft und erhielt eine Ehrengarde von 50 Reitern, die freilich alle seine Schritte überwachten. Er baute eine Kirche und ging sehr umsichtig zu Werke, indem er nicht etwa gegen den tief eingewurzelten Aberglauben direkt ankämpfte, sondern so viel kirchliche Pracht und so vielen Pomp als irgend möglich entfaltete und kirchliche Musik machte. Das gefiel dem Volk, paßte aber dem Könige nicht, der keinen, nicht einmal Gott, als über ihm stehend anerkennen wollte. Auch nahm er Anstoß an der Ehelosigkeit der Geistlichen, wollte dieselben zum Heiraten zwingen und nebenbei sie veranlassen, an den abergläubigen Bräuchen der „Zauberpriester“ Theil zu nehmen, welche in den drei oder vier sogenannten Kirchen ihr Wesen trieben; der König ließ die von Massaya Bekehrten in diese Kirchen treiben, und dagegen protestirte der Missionär. Der Conflict war nun da; die Gehülfen Massaya's wurden, als Unterthanen des Königs, aufgegriffen und ins Gefängniß geworfen, der Missionär selbst ohne Weiteres auf einen Maulesel gesetzt und fortgeschafft. Man brachte ihn über die Grenze und verbreitete dann eine Menge von nachtheiligen Gerüchten über ihn.

Sehr bezeichnend für den Gesittungszustand des Königs von Kafa ist Folgendes. Während bei Sturm und Regenwetter der arme Missionär, dem man nicht einmal etwas zu essen gegeben hatte, auf seinem Maulthiere saß, ging ein Mann vor ihm her, der einen todten Hund an einer Stange trug; dadurch sollte dem Volk angedeutet werden, daß Massaya mit dem Plan umgegangen sei, die Pest ins Land

zu bringen! Und um das recht anschaulich zu machen, ging hinterher ein Zauberer, der dann und wann einen Schöps opferte. Weshalb? Um den Schutzgeist des Europäers zu beschwichtigen, damit dieser an dem Könige für die üble Behandlung und das rücksichtslose Verfahren nicht vergeltende Rache nehme. Auch im Missionshause wurden dergleichen Opfer veranstaltet.

Erst am folgenden Tage gab man dem mißhandelten Mann etwas Kaffee. Er war auf dem Wege nach Guera, einem kleinen Königreiche, dessen Herrscher dem Missionär befreundet war. Aber gerade deshalb schlug man dann eine andere Straße ein, am Gudscheb hin; der König von Kafa hatte die Absicht, ihn umkommen zu lassen, ohne doch seinerseits Blut zu vergießen, und deshalb schickte er ihn nach Dschindschiro, in der Meinung, daß dort die grausamen Leute schon das Ihrige thun würden.

Er kam in die Wüste von Dschemmakaka und verweilte dort einige Zeit, weil seine Begleiter erst den König dieses Landes um Erlaubniß fragen mußten, ob sie weiter gehen dürften. Sie suchten diesen König gegen den Missionär einzunehmen; er war aber ein gutmüthiger Mann und erklärte, daß er sich auf keine Schandthat einlassen wolle; er wisse wohl, daß man den Fremden nach Dschindschiro bringen wolle, um ihn dort zu verderben; deshalb werde er seinerseits nur gestatten, daß man denselben nach dem Lande bringe, aus welchem er ursprünglich gekommen sei, nämlich nach Nerea. Zehn Tage lang dauerten die Unterhandlungen; inzwischen hatte der König von Guera Boten geschickt, welche den Herrscher von Dschemmakaka in seinen guten Vorsätzen bestärkten.

Halbbarbaren sind immer unberechenbar; es fällt uns darum auch nicht auf, daß der König von Kafa dem Missionär durch einen besondern Eilboten Kleider, Wäsche, Geld und sonst allerlei nothwendige Dinge, welche er im Missionshause gefunden, nachsandte. Massaya erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß seine einheimischen Priester und Gehülfen standhaft geblieben seien, obwohl man ihnen Ketten angelegt habe. Der König wähnte, daß Massaya durch Briefe einen nachtheiligen Zauber auf ihn üben könne und vergriff sich dann weiter nicht an jenen Gehülfen, hielt sie aber in seinem Palast eingeschlossen. Nach Verlauf von etwa dritthalb Monaten gelang ihnen die Flucht, sie wurden aber wieder eingefangen. Was that nun der Halbbarbar? Er schickte diese Priester zu Massaya und ließ diesem sagen, daß er mit ihm in Frieden leben wolle. Er befürchtete, daß ein Zauber der Rache auf ihn fallen könne, und diesen wollte er abwenden.

Der Missionär ging nach Nerea, wo sich eine von ihm gegründete Kirche befand. Einen Monat nach seiner Ankunft starb der alte König und sein Sohn und Nachfolger war ein Muselmann, dessen Umgebung dem europäischen Priester abhold war. Man behauptete, die Mission sei eine Waffenniederlage, und die Fremden gingen damit um, das Land zu erobern. Massaya erhielt Befehl, das Land sofort, spät am Abend, zu verlassen. Er mußte gehorchen. Bald gelangte er an das Thor, denn diese kleinen Königreiche sind mit Gräben umzogen und haben Eingangsthore, wie eine regelrechte Festung. Zu seiner nicht geringen Ueberraschung ließ der König ihn zurückholen und benahm sich dann wohlwollend, weil die Königin-Mutter ein gutes Wort eingelegt hatte. Aber die Mission und die Kirche, in denen die Muselmänner nach Waffen gesucht hatten, waren völlig verwüstet, und bald folgten wieder allerlei Quälereien und eine abermalige Verbannung. —

Man sieht, wie roh, zerklüftet und zusammenhanglos alle Zustände in diesen südabyssinischen Regionen sind. Es wird große Anstrengungen und viele Zeit kosten, um dort europäischen Einfluß zur Geltung zu bringen; sie sind ohne alle Berührung mit der civilisirten Außenwelt, von welcher sie also auch keine anregenden oder befruchtenden Elemente empfangen. Wie schwer diese letzteren selbst in dem heutigen nordabyssinischen Reiche Theodors Eingang finden, ist bekannt, denn auch diese Gebiete des Negus von Aethiopien, also Tigre, Amhara und Schoa sind unablässig theils dem Despotismus, theils der Anarchie preisgegeben, und Theodor selber ist ein Halbbarbar. Ein solcher aber, und das ist allemal kennzeichnend, ist ein Geschöpf, in dessen Denken der logische Zusammenhang fehlt; er bewegt sich, wie alle seines Gleichen, lediglich in Wallungen und Sprüngen, und den Halbbarbaren ist eben deshalb so schwer beizukommen und sie sind so völlig unberechenbar, weil in ihnen Alles naturalistisch durcheinander gährt. Sie begreifen lediglich den Zwang, die Gewalt des Stärkern und die Uebermacht; wer bei ihnen diese nicht geltend zu machen weiß, richtet bei ihnen nichts aus. Die Missionäre, so preiswürdig und opfermuthig sie auch sind, scheitern allemal, weil sie Männer des Friedens sind und nur das Wort haben, und auf dieses legt der Halbbarbar keinen Werth, die Hingebung für eine Idee begreift er nicht.

Die Pfahlbauten am Lago di Fimon im Vicentinischen.

Wir erhalten von einem Freunde des Globus aus Triest einen italienischen Bericht über die am Lago di Fimon im Vicentinischen entdeckten Pfahlbauten (palafitti), aus welchem die Uebereinstimmung der italienischen Pfahlbauten mit vielen anderen hervorgeht und der zugleich ein wichtiges Zeugniß für die große geographische Ausdehnung dieser vorhistorischen Wohnungen unsers Geschlechts ist. Er lautet in der Uebersetzung:

Die Untersuchungen und Ausgrabungen wurden von Herrn Paul Lioy unternommen. Die Pfahlbauten des genannten Sees hatten eine ziemlich bedeutende Ausdehnung, und aus ihrer ganzen Anlage, sowie aus den aufgefundenen Resten menschlicher Kunstthätigkeit geht hervor, daß hier ein sehr zahlreiches Jäger- und Fischervolk gehaust haben muß. Vom Wildschwein, dem zahmen Schwein und einem andern kleinen Schwein, das wahrscheinlich mit dem Sus Scrofa palustris der schweizer Pfahlbauten identisch ist, wurden Knochen in ziemlicher Anzahl vorgefunden; ebenso vom Hirsch und Reh. Alle Knochen sind der Länge nach gespalten und zerbrochen, wahrscheinlich um das Mark daraus zu gewinnen. Nüsse und Schalen von Eicheln, Kornelkirschen und Haselnüssen kommen so häufig vor, daß

man sie korbweise sammeln kann. Es gibt uns dies auch einen schätzbaren Aufschluß über die Art, in welcher sich die Bewohner der Pfahlbauten nährten; die Eicheln kommen häufig geröstet vor. Sehr auffallend erscheinen auch die vielen Schalen der gemeinen Schildkröte (Emys lutaria), die man in großer Menge findet und welche darauf hindeuten, daß man dieses Thier verzehrte.

Wenn man die menschlichen Spuren des Sees von Fimon mit denjenigen der Schweizerseen und der lombardischen Seen vergleicht, so ist man geneigt anzunehmen, daß dieselben von viel älteren oder von barbarischeren Bewohnern herrühren. Aber es ist schwer zwischen beiden Annahmen zu entscheiden.

Die geologische Beschaffenheit des Seebettes weist auf die Eisperiode und die Diluvialzeit hin, und man könnte vermuthen, daß der See von Vicenza bereits vorhanden war, als die Thäler der Schweiz und Lombardei noch unbewohnt waren. In jener Zeit muß das Klima verhältnißmäßig mild gewesen sein, weil damals noch ein beträchtlicher Theil des Flachlandes im heutigen Trevisanischen, Paduanischen und Vicentinischen vom Meere bedeckt war. Die Gletscher füllten das Val Sugana von Fleims bis Primolan und bis zur Höhe der Sette Communi, wo Parolini erratische Blöcke fand. Sie lagerten auch im obern Thale der Piave von Paralba bis ins Bellunesische, sodann in jenem des Tagliamento von den Kärnthner-Alpen bis zu den Höhen von St. Daniel und Colalto, wo Pirone gestreifte Felsen und erratische Blöcke entdeckt hat. Sie hatten also wahrhaft gigantische Verhältnisse angenommen, und wir haben dafür in den Muränen den Beweis, welche auch in anderen tiefer landeinliegenden Gegenden vorkommen. Während der Ueberschwemmungen der Diluvialepoche ist das Thal von Fimon seiner Lage wegen dem Andrange der schlammigen Gewässer weniger ausgesetzt gewesen, als andere Thäler.

Die Vermuthung liegt nahe, daß die Pfahlbauten von Fimon früher errichtet worden sind, als jene in der Schweiz oder in der Lombardei. Sie tragen alle Kennzeichen des höchsten Alterthums; ihre Bewohner müssen sich in einem sehr rohen Zustande befunden haben und reichen sicherlich weit hinauf über die Tage der Kelten, der Pelasger und der Umbrier. In jenen Urzeiten boten die Stämme verschiedene Abstufungen in ihrer Barbarei und Wildheit dar, etwa in ähnlicher Weise, wie heutzutage die schwarzen Stämme in Centralafrika. In diesen Pfahlbauten des Sees von Fimon hat man keine Spur gefunden von Metallen, von Leder oder von Geweben, während dergleichen in den lombardischen allerdings vorkommen; hier sind sie von Stoppani nachgewiesen worden. Die Töpfergeräthschaften hier und dort sind ganz verschieden; denen am Fimonsee fehlen alle Verzierungen, während die lombardischen gereift waren und zwar vermittelst eines spitzigen Werkzeuges. Alle Geräthe sind plump und unförmlich, und man gelangt zu der Annahme, daß diese Pfahlbauer sich dicker Steine als Waffen bedienten; sie gaben ihnen eine solche Gestalt, daß sie dieselben mit der Faust packen und dann damit schlagen konnten. Sie hatten nur stumpfe Werkzeuge; das kann man abnehmen an den Wunden, die wir an den Schädeln der Hirsche sehen, an den Knochen, welche sie zerspalten haben, an den Baumstämmen, die als Pfähle dienten. Die kleinen Messer und steinernen Pfeilspitzen gleichen den vor Kurzem bei San Vito im Bette des Tagliamento entdeckten; ganz ähnliche sind auch in der Nähe von Treviso gefunden worden. Auch mit denen in der Lombardei haben sie Aehnlichkeit und sie sind recht hübsch gearbeitet.

Von den steinernen Geräthschaften kommen meistentheils nur Bruchstücke zum Vorschein, weil die Bewohner der Pfahlbauten wohl nur solche wegwarfen, die zerbrochen oder unbrauchbar waren; ebenso findet man nur Scherben von Töpfen und Schalen. Uebrigens sind im Herbste des Jahres 1864 zwei sehr hübsche Schalen von Terra cotta ausgegraben worden, die fast ganz erhalten blieben. Werkzeuge aus Knochen kommen sehr häufig vor. Namentlich sind Schulterblätter und Rippen zu Löffeln verarbeitet worden; auch Messer findet man häufig. In zwei Schienbeinen des Hirsches wurden zwei kleine Rippenknochen gefunden, vermittelst welcher man offenbar das Mark hatte herausziehen wollen. Außerdem fand man noch folgende Gegenstände, über deren Gebrauch wir im Allgemeinen noch im Unklaren sind: Serpentinsteine, etwas kleiner als eine geballte Faust, sechseckige Sandsteine, abgerundete Kalksteine von der Dicke eines Thalers und in der Mitte mit einem Loche, sodann Kalkspathkrystalle, Quarzkrystalle, ferner Hirschhörner, die künstlich zugespitzt sind und an ihrem dicken Ende ein regelmäßiges Loch haben, in das man einen Finger stecken kann u. s. w.

Die Wände und die Dächer dieser Pfahlhütten haben aus Wedeln und Stengeln einer Farrnart (Polypodium filix mas) bestanden; man findet dergleichen in ungeheurer Menge zwischen den verkohlten Balken. Die Ueberreste von großen Fischen liefern den Beweis, daß diese alten Stämme nicht nur der Jagd, sondern auch dem Fischfang oblagen. In geringer Entfernung von der Pfahlbaute ist ein prächtig erhaltenes Bruchstück eines Kahns aufgefunden worden; derselbe bestand aus einer ausgehöhlten Eiche und ist an einem Ende zugespitzt, ganz in ähnlicher Art, wie bei den Pirogen der Indianer am Amazonenstrom und am Orinoko.

Im hohen Grade bemerkenswerth ist Folgendes. Nachdem man auf einer Wiese, il Pascalone genannt, Nachgrabungen veranstaltet hatte, nahm man dergleichen auch in einem naheliegenden Thale vor, wo man sofort auf menschliche Ueberreste stieß. Das Töpfergeschirr, welches dort vorkam, war aber sowohl in Bezug auf Gestalt, wie auf Zeichnung und Zierrath durchaus von dem oben erwähnten verschieden. Es war viel feiner, hatte weit mehr Glanz, die Reliefs treten schärfer hervor, die Linien sind nicht wie dort kreisrund, sondern in die Quere gezogen. Auf einem Geschirr findet man eine tief eingegrabene Zeichnung, die einem Pilz oder Phallus gleicht. Ein Stück von röthlicher Terra cotta hat die Gestalt eines Halbmondes, dessen innere Seite vortrefflich erhalten ist. Manche Töpfe, die unversehrt erhalten sind, waren mit gekochten Eicheln angefüllt. Jede Vase, jeder Becher, jeder Napf ist mit der Hand geformt und hat seine eigenthümliche Gestalt. Die Kochtöpfe, welche dem Feuer ausgesetzt worden sind, unterscheiden sich wesentlich von den Geschirren, welche man an der Sonne getrocknet hatte. Manche haben eine recht zierliche Gestalt; die Handhaben sind theils rund, plump und ungleich, theils zierlich und leicht; bei mehreren bilden sie spitze Winkel. Manche Kochkessel haben eine beträchtliche Größe, anderseits kommen aber auch sehr kleine Schalen und Becher vor. Von den letzteren sind viele aus sehr rohem Ton geknetet und merkwürdig klein, denn ihr Durchmesser beträgt nur fünf und ihre Tiefe höchstens vier Centimeter. Bemerkenswerth ist eine ganz vortrefflich erhaltene steinerne Lanzenspitze, deren Länge neun und deren Breite sechs Centimeter beträgt. Ein Porphyrmesser ist 10 Centimeter lang. Außerdem hat man durchlöcherte Hirschhörner gefunden und sehr viele Ueberbleibsel von Thieren, die in diesen Torfgegenden gewohnt haben. Dann auch den Hauzahn eines Ebers und Horn und Kinnbacken

eines kleinen Ochsen, der mit dem Bos Urus oder Bos longifrons verwandt sein muß. Zähne von Pferden, Unterkiefer von einem kleinen Hunde, von derselben Art, wie sie Rütimeyer in den schweizerischen Pfahlbauten gefunden, die aber vielleicht eine Varietät bildet. Hervorzuheben sind ferner ein Geweih, das wahrscheinlich einem Rennthiere angehört, und der Zahn einer Bärenart.

Man hat den Plan der Pfahlhütten in der Art aufnehmen können, daß man nun weiß, wie die Wohnungen des ganzen Dorfes vertheilt waren. Dasselbe bestand aus einer Reihenfolge von Hütten mit länglich runder Basis, die in regelmäßigen, aber schmalen Abständen unweit von einander lagen. Der Grundbau jeder einzelnen Hütte wird sehr deutlich durch senkrecht eingerammte Pfähle bezeichnet. Keine derselben ist länger als 4¼, keine breiter als 3½ Meter. Das Pfahldorf bei Pascalone hatte mindestens 30 Hütten und das in der Nähe liegende, weiter oben erwähnte, offenbar noch mehr. Die Pfähle sind von Eichen- und Pappelholz. Außer Haselnüssen, Kornelkirschen und Eicheln findet man auch Haufen von Sämereien und Samen einer Doldenpflanze, die noch nicht näher bestimmt ist. Den vorhandenen Knochen nach zu urtheilen, aßen die Bewohner dieser Pfahlbauten nicht blos Fleisch von Wiederkäuern, Dickhäutern und Schildkröten, sondern auch Hunde, wie jene der schweizer Pfahlbauten und die heutigen Chinesen.

Die Sklavereifrage in Brasilien.

Die Zeit wird nicht mehr fern sein, da auch in diesem Kaiserreiche Hand angelegt werden muß, um die Negersklaverei zu beseitigen. In Nordamerika ist diese Einrichtung im Verenden, auf Cuba wird sie auch nicht mehr lange Zeit aufrecht erhalten werden können. Was man aber mit den, zusammen etwa sieben bis acht Millionen, freigelassenen Negern anfangen, wie man sie nutzbar für die Civilisation machen und zur regelmäßigen Arbeit anhalten wird, — das ist ein Problem, welches zu den allerschwierigsten gehört. Mit der bloßen Emancipationsformel ist noch gar nichts gethan, es kommt darauf an, zu organisiren. Dazu sind aber, wie die Leser des Globus wissen (S. 111), nur allein im holländischen Amerika Schritte gethan worden, sonst nirgends.

Wir ersehen aus den südamerikanischen Berichten, daß seit etwa einem halben Jahre die Sklavenerhebungen in verschiedenen Landestheilen förmlich an der Tagesordnung sind. Allerdings kommen sie bis jetzt nur vereinzelt vor, es ist kein Zusammenhang darin, und diese kleinen Revolten wurden allemal verhältnißmäßig rasch und ohne große Mühe niedergeschlagen. Aber sie erscheinen als ein wohlzubeachtendes Zeichen der Zeit und beweisen, daß unter den Negersklaven Brasiliens eine dumpfe Gährung herrscht. Erhebungen in größerm Maßstabe sind nicht nur möglich, sondern auch wahrscheinlich.

Wir finden, daß man in Brasilien die Tragweite dieser verhängnißvollen Frage nicht verkennt; sie ist allerdings von der größten Wichtigkeit. In der „Deutschen Zeitung", welche zu Porto Alegre in der Provinz Rio Grande do Sul erscheint, wird der Gegenstand durch Herrn Karl von Koseritz (Nr. vom 1. Februar) aufs Tapet gebracht. Wir können annehmen, daß in diesem Aufsatze die Ansichten enthalten sind, welche bei unseren Landsleuten in Brasilien vorherrschen, und schon deßhalb wird es für die Leser von Interesse sein, dieselben kennen zu lernen.

„Früher oder später muß die Krisis eintreten, und Brasilien würde wohl thun, sie aus eigenem Antrieb und ungezwungen auf passendem Wege zu beschleunigen.

Nun müssen wir von vornherein bemerken, daß wir durchaus nicht zu den Negrophilen gehören, und wenn wir der Abolition das Wort reden, so geschieht dies weniger vom Standpunkte eines Wilberforce oder Burton, sondern nur in Rücksicht auf Brasilien und seine Entwicklung.

Die philanthropischen Theorien jener englischen Redner, sowie die sentimentale Effekthascherei einer Harriet Beecher Stowe oder Fr. Bremer können uns nicht verführen; wir haben die feste Ueberzeugung, daß die afrikanische Rasse die intellektuelle Entwicklung der weißen Völkerstämme nicht erreichen kann. Die Fähigkeit abstrakt zu denken, zu systematisiren, strenge Vernunftgesetze zu befolgen und sich auf den Grund derselben zu vereinigen, geht ihnen gänzlich ab. Sie sind dem Vernunftleben fremd und gehören dem Naturleben an. Diese Disposition schließt die Empfänglichkeit für Bildung nicht aus, doch kann dieselbe nur unter dem energischen Drucke einer mehr entwickelten Rasse entstehen und wird nie über die Grenzen einer eigenthümlichen Halbbildung hinausgehen. (Sehr richtig!)

Die Sklaverei ist unserer Meinung nach eine Schule für die Afrikaner, in der sie zu einer einstigen Selbstregierung in ihrem Vaterlande erzogen werden. Im Augenblicke leben die afrikanischen Stämme in Verhältnissen, die sie nicht viel höher als die Thierwelt stellen, und der Afrikaner findet im Sklavenleben in Brasilien, so traurig es für Menschen anderer Rasse sein würde, Genüsse und Lebensfreuden, die ihm seine traurige Heimat nie bieten kann.

Der schlagende Beweis für die Wahrheit des Gesagten liegt darin, daß viele Sklaven die Freiheit gar nicht annehmen wollen, und daß keiner daran denkt, wenn freigeworden, nach Afrika zurückzukehren.

Die Schwarzen können also nur gewinnen durch die Sklaverei, gegen die wir vom philanthropischen Standpunkte aus nichts einwenden können, weßhalb es auch stets unsere Meinung war, daß Brasilien Unrecht gethan hat, sich am Köder der Negrophilen-Ideen von England fangen zu lassen und seinen Feldern und Plantagen die Arme zu entziehen, die es so nöthig brauchte.

Damals verlor Brasilien beinahe die Hälfte seiner Einkünfte und seines Exportgeschäftes durch die Aufhebung des Sklavenhandels, was es nicht hätte thun sollen, denn

diesem Geschäfte hätte man allmälig und unter vortheilhafteren Bedingungen ein Ende machen können. Mit der Zeit jedoch hat sich Brasilien entwickelt; die Verhältnisse sind heute andere, und, wenn auch nicht aus philanthropischen Rücksichten, so doch des eigenen Interesses halber muß Brasilien ernstlich darauf denken, der Sklaverei ein Ende zu machen.

Heute ist die freie Bevölkerung schon ziemlich stark; die Gründe, die bisher eine starke Einwanderung verhinderten, schwinden nach und nach, und das eigene Interesse fordert mithin Brasilien auf, sich von diesem Uebel zu befreien, welches ein moralischer Krebsschaden des Landes ist.

Der verderbliche Einfluß, den die Existenz der Sklaverei auf die Erziehung und die Familie ausübt, das Hinderniß, welches sie der Verwerthung der freien Arbeit in den Weg legt, und die Gefahr, die dem Staate aus der Anhäufung dieses feindlichen Elementes erwächst, sind die wahren Gründe, die Brasilien zu einem entscheidenden Schritt in der Sklavenfrage treiben müssen.

Der Contakt der Sklaven mit den Kindern ist eine Quelle der moralischen Verderbniß der Gesellschaft. Die Existenz von Sklaven verhindert den freien Mann, grobe Arbeiten zu thun. Arme Familien lassen ihre Kinder oft der Prostitution in die Arme eilen, denn diese können ja (nach ihrer Meinung) sich nicht vermiethen, nicht mit den Sklaven auf einer Stufe stehen.

Die Sklaverei ist also ein wahrer Krebsschaden, und nicht im Interesse der Sklaven, sondern in dem ihrer Herren steht es zu wünschen, daß ihr endlich ein Ende gemacht werde, hauptsächlich da ja dem Lande die befreiten Arme nicht entzogen werden, sondern nur dem vortheilhaften Principe der freien Arbeit die Bahn brechen. Einen ernsten und wichtigen Schritt hat die Regierung bereits gethan; sie hat allen Prisennegern, sowie allen Afrikanern, die Staatseigenthum waren, ihre Freiheit geschenkt, und dieser wichtige Schritt ist in Europa genügender Weise gewürdigt worden.

Doch das ist nicht genug, hiermit ist Brasilien nur seinen Verbindlichkeiten England gegenüber nachgekommen. Jetzt handelt es sich darum, einen entscheidenden Schritt bezugs der Sklaverei im Allgemeinen zu thun, damit die Arbeit für den freien Mann nicht mehr als Schande betrachtet werde.

Eine Freierklärung sämmtlicher Sklaven ist ein Ding der Unmöglichkeit, denn die Regierung kann und darf nicht auf solche Weise über das Privateigenthum verfügen, und Gefahren jeder Art würden aus einem derartigen Schritte für das Land erwachsen, denn abgesehen von der verzweifelten Opposition, welche die großen Sklavenhalter des Nordens, um deren Ruin es sich handelte, machen würden, wäre die fessellose Existenz von etwa drei Millionen bisheriger Sklaven eine wahre und unvermeidliche Gefahr.

Hiervon muß also ganz abgesehen werden. Der einzige Weg, der zur Erreichung des Zwecks offen steht, ist die allmälige Hebung dieses Uebelstandes durch ein Gesetz, welches alle nach Veröffentlichung desselben hier geborne Kinder von Sklaven frei erklärt und für die Erziehung und Heranbildung derselben auf Staatskosten Sorge trägt.

Wie wir hören, hat man die Absicht, dieses Gesetz in der nächsten Sitzung des Parlamentes in Anregung zu bringen. Es wird einen harten Kampf geben, doch ist vorauszusetzen, daß der Sieg der Vernunft bleiben und die Maßregel, wenn auch mit Verzögerung, angenommen werden wird. Gott gebe es, denn das würde ein mächtiger Hebel zur Entwicklung des Landes und zur Heranziehung der Einwanderung sein. Die intelligente Arbeit des freien Mannes würde dem Lande einen wichtigen Impuls geben; die öffentliche Moral sowie das Familienleben würden unendlich dabei gewinnen, und der deutsche Einwanderer würde lieber nach Brasilien kommen, hier mit mehr Lust und Ausdauer arbeiten.

Brasiliens Zukunft erfordert diesen Schritt; möge er vom Parlamente gethan werden und Gott gebe, daß der Egoismus der Volksvertreter, die allerdings selbst alle Sklavenbesitzer sind, sich zur Höhe dieser großartigen Idee erheben könne, damit sie nicht falle, sondern zur Wirklichkeit werde.

Dann wird es bald ganz anders um Brasilien stehen."

Bilder aus Persien.

Safiabad am Kaspischen Meere.

An der Südküste des Kaspischen Meeres zieht sich die fieberreiche persische Provinz Mazenderan hin, die im Ganzen von europäischen Reisenden noch wenig besucht wurde. Sie liegt abseits von der großen Straße, die von Täbriz in das Innere Persiens nach Teheran führt; wer aber das weitberühmte Astrabad besuchen will, der durchwandert, wenn er über das Elburz Gebirge gestiegen ist, einen großen Theil der Provinz. Von Astrabad schrieb ein Tyroler, von Gasteiger, der als Ingenieur des Schahs von Persien angestellt ist, im Frühjahr 1861 Briefe in die Heimat, welche in der „Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde“ N. F. XII, mitgetheilt sind. Auf dem Wege von Sari nach Astrabad kam er zunächst über eine wunderschöne von Schah Abbas erbaute Brücke, die sich aber, wie so viele Bauten in Persien, in einem sehr vernachlässigten Zustande befand. Acht Fersach entfernt zieht sich der Weg nach Aschräf durch Gebüsch, urbar gemachte Waldlichten und Felder in der Ebene fort. Das nahe Mittelgebirge bleibt rechts liegen, und der Raum zwischen ihm und der Straße ist mit Wäldern von Granatbäumen bepflanzt, deren in Blüthe stehende Bäume mit ihrem rothen Schimmer den weiten Horizont in Feuer und Flammen aufgehen zu lassen scheinen. Diese Gegend versorgt Teheran mit seinen Granatäpfeln. Die Stadt Aschräf liegt am Fuße einer anmuthig bewaldeten vorgeschobenen Hügelkette und ist mit vier prachtvollen auf der Anhöhe liegenden Ruinen dekorirt. Hier mußte v. Gasteiger mehrere Tage verweilen, um die Gebäude aufzunehmen, welche der Schah zu restauriren

beabsichtigte; aber auch hier hat weniger der Zahn der Zeit, als persische Indolenz und Vandalismus den Verfall beschleunigt. Gasteiger wurde in einem alten weitläufigen düstern Garten mit hohem Graswuchse, beschattet von Cypressen und Orangebäumen, in einem alten Sommerpalast einquartirt. Die Frösche und Kröten in dem schlammigen Teiche quakten ihr Abendlied; das nach allen Seiten offene Nachtquartier hatte weder Fenster noch Thüren, und es war nöthig, dieselben mit Brettern zu verbarrikadiren, denn die Turkmanen begannen ihr Unwesen zu treiben. Noch an demselben Abend brach eine räuberische Horde derselben in ein nahegelegenes Dorf ein, wurde aber abgeschnitten und gefangen genommen. Sie kommen von dem ein halb Fersach entlegenen Meeresufer, wo sie aus ihren Ruderschiffen aussteigen und ihre Raubzüge veranstalten, indem sie, gedeckt durch die Wälder, zu Fuße heranschleichen und ihre Beute ergreifen. Wenn sie den Kampf vermeiden können, gehen sie mehr auf Menschenraub aus und wissen die Gefangenen sehr einträglich als Sklaven zu verhandeln. In der hier stets sehr feuchten, naßkalten Abendluft, den geladenen Revolver und die Flinte in der Hand, schlief Gasteiger ein, bis ihn die vor den Fenstern heulenden Schakale mit ihrer disharmonischen Serenade erweckten.

Der Garten bot, wie jede von Menschen und ihrer Obsorge entfremdete Stätte, einen wahrhaft grauenvollen Anblick dar. Es war ein Ort der Verwesung, der Verlassenheit, das Grabmonument vergangener Tage persischer Pracht und Herrlichkeit. Orangen, Limonen, Süß-Citronen, Granat- und Lorbeerbäume, Platanen, Rosen, Jasmine und Cactus wechselten, von Schlingpflanzen überwuchert, mit einander ab. Die Orangen, zu tausenden am Boden liegend, wurden von weidenden Pferden zertreten, und noch tausende guckten goldgelb aus den saftig grünen Blättern hervor.

Die Gebäude bestanden aus mehreren Eingangsthoren und Vorhallen mit Stallungen, einst prachtvollen Wasserleitungen, Bassins und einem großartigen luftigen Sommerpalast mit abgesonderten Baderäumen. Bei der Aufnahme dieser letzteren unterirdisch gelegenen Räumlichkeiten zischte eine Schlange empor, und ein enormes Nest von Fledermäusen verbreitete einen unerträglichen Gestank.

Zur Rechten von diesen Gebäuden befindet sich ein prachtvolles Schloß im großartigen Alhambrastyle erbaut, von wunderschönen Anlagen umgeben; leider aber Alles in Schutt und Trümmern liegend. Es ist von Schah Abbas I. im Jahre 1612 angelegt worden, von dem Herrscher, auf den man in Persien fast alle großartigen Gebäude zurückführt. Zur linken Seite des erstgenannten Gartens erhebt sich ein anderes Schloß im luftigen Bogenstyle von Springbrunnen und anmuthigen Baumgruppen umgeben. Alle diese verschwenderischen, einst mit Fresken, Mosaik und Spiegeln dekorirten Räume sind jetzt jeder Zierde entblößt. Der Alabaster und die Glasurziegel sind gewaltsam aus den Wänden herausgerissen und die Gemächer, in denen einst der Luxus und die Wollust ihren Sitz hatten, sind nun zum Kuhstalle herabgesunken. Auf einer dritten Anhöhe, dem Ausläufer eines vorgeschobenen Hügels, liegt die Ruine des vierten Gebäudes, ein Meisterstück orientalischer Pracht und Herrlichkeit, mit entzückender Aussicht über Land und Meer. Mit vollem Recht verdient es den Namen: Safiabad.

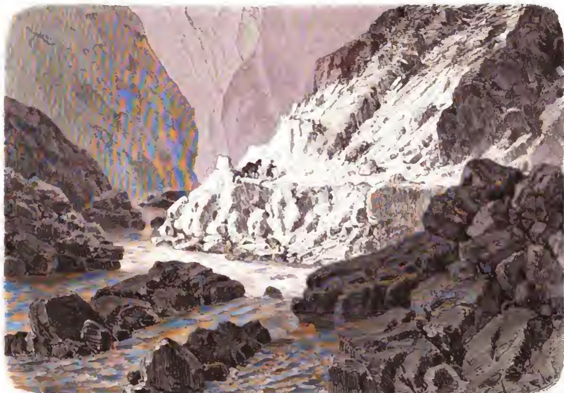


Safiabad am Kaspischen Meere. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

Das Flußthal des Zendschan.

Bereits früher (Globus IV, S. 353) haben wir den Zug der preußischen Gesandtschaft von Täbriz nach Teheran auf der großen Karawanenstraße geschildert. Zur Ergänzung tragen wir die Beschreibung des interessanten Flußthales des Zendschan hier nach, von dessen Wildheit die beifolgende Originalzeichnung des k. k. Major Krziz einen Begriff gibt.

Dieser Fluß, welcher sich durch die reißende Schnelligkeit auszeichnet, mit der seine Wasser dahinfluten, entspringt in den südlich von dem berühmten Ruinenorte Sultanijeh gelegenen Gegenden und nimmt im Ganzen einen nordwestlichen Verlauf, um seine Wogen mit denen des Kyzyl Uzen zu vereinigen. Seine Breite ist sehr verschieden, doch meist beträgt sie, wenigstens in der Gegend, wo die Karawanenstraße an ihm hinläuft, etwa 70 Fuß. Das Bett ist mit Gesteinsmassen und Gerölle übersäet, und hier und da führen schadhafte Brücken über die schäumenden Wogen.



Flußthal des Zendschan; zwischen Zendschan und Mianeh. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

Die preußische Gesandtschaft durchzog sowohl auf der Hin- als auch der Rückreise von Teheran dieses Thal, und der Chronist derselben, Heinrich Brugsch, klagt genug über die schlechte Beschaffenheit der Straße. Bei der Rückreise erzählt er: „Wir verfolgten den Karawanenweg auf dem rechten Ufer des Zendschan-tschai, der auf beiden Seiten von niedrigen Höhenzügen eingeschlossen ist. Diese treten bisweilen ganz dicht, bis zum Steilabfalle hin, an den schlammigen Fluß heran, der von zahllosen Bächen und Rinnsalen in der winterlichen Jahreszeit der Schneeschmelze gespeißt wird. Das Durchwaten und Durchreiten dieser allzu zahlreichen feuchten Einschnitte der Karawanenstraße ist eine eben so mühsame als langweilige und zeitraubende Arbeit für ein Menschenkind, das die Sehnsucht nach der Heimat mit aller Gewalt vorwärts treibt und das nirgends einen Aufenthalt erdulden will. Nach einem Ritte von einer Stunde von Nikkebey aus bogen wir rechts ab in das Bergland hinein, sprengten einen steilen Weg aufwärts und befanden uns oben auf dem Rücken des Berges im Angesicht eines elenden, aus etwa 40 Hütten bestehenden Dorfes, dessen Bevölkerung wie überall das Malzeichen bitterer Armuth an sich trug."

Südöstlich von Mianeh (Globus IV, S. 355) liegt auch im Flußthale des Zendschan die Grenze zwischen der türkischen und persischen Sprache. Denn während noch in Mianeh die Bevölkerung wie in der ganzen Provinz Azerbeidschan Türkisch spricht, gelangt man weiter nach Südosten, nach Nikkebey und Zendschan hin, zu rein Persisch redenden Iraniern. Brugsch beschreibt diesen Theil des Flußlaufes und ein interessantes Abenteuer, das der preußischen Gesandtschaft dort aufstieß, im ersten Theile seiner Reise, auf dem Zuge nach Teheran. „Rechts von unserer Straße wirbelte der schmutzige Zendschan-tschai in seinem breiten steinigen Flußbette hin, am andern Ufer stiegen niedrige Hügel in die Höhe, ganz in der Ferne dahinter zeigten sich schwarze Berge, mit langen Schneestreifen bedeckt. Wo es grün war an unserm Wege, da sahen wir heute, wie gestern bereits, die dunklen Zelte der wandernden Ilat, die mit ihren Heerden Station gemacht hatten. Auf halbem Wege nach Nikkebey hatten wir am hohen Ufer unsere Raststätte aufgeschlagen, als

zur Begrüßung der Abgesandten ein schlecht Französisch sprechender Perser sich vorstellte, der uns im Namen des persischen Unterrichtsministers Schazadeh-Ali-qui-Mirza willkommen hieß. Der Wezir der Wissenschaften lagerte in Nikkebey, um den Telegraphen zwischen Zendschan und Täbriz zu vollenden.

Der Freiherr v. Minutoli beeilte sich dort dem Schazadeh seinen Besuch zu machen. Der Königssohn hatte auf einer grünen Wiese zwischen dünnen Baumgruppen seine zahlreichen Zelte aufschlagen lassen und den ganzen Raum mit einem Wassergraben umzogen, über den der preußische Gesandte hinüberspringen sollte. Als dieser aber Miene zum Umkehren machte, legten die Diener des Prinzen etliche Stangen über den Wassergraben, und so zogen wir in das prinzliche Gebiet ein. Das größte Zelt, auswendig weiß, inwendig roth, diente als Empfangssalon. Seine Hoheit hatten eben geschlafen, hatten aber doch die Güte, unter Thee- und Pfeifenbegleitung ein lehrreiches Gespräch über den Fortschritt der Civilisation in Persien zum Besten zu geben. Der Telegraph, den der Prinz zu vollenden im Begriffe stand, nachdem die Strecke zwischen Teheran und Zendschan bereits zu Stande gebracht war, gab der Unterhaltung die erwähnte Richtung.

Ihr seht, Eltschi, begann der Schazadeh, daß wir immer Schritt halten mit den neuesten Entdeckungen und Erfindungen in Frengistan. Wir werden bald die langweilige Post zwischen Täbriz und Teheran ganz entbehren können, sobald der Telegraph vollendet sein wird, und das wird nicht lange mehr dauern.

Aber gute Landstraßen und regelmäßige Postverbindungen, fiel der Eltschi ein, bilden ja die Grundlage alles Verkehrs; wie in aller Welt will man die Post durch den Telegraphen ersetzen, da, von sonstigen Schwierigkeiten abgesehen, die Beförderung von Nachrichten durch den Telegraphen viel Geld kostet.

Geld?! — Allah sei Lob und Preis, Geld haben wir. Dabei lachte der Prinz, daß ihm der Bauch wackelte und das Gesicht blutroth wurde.

Neben der überflüssigen Post nahm die fernere Unterhaltung Physik und Mineralogie in so starken Angriff, daß mich noch schwindelt, wenn ich an die Fortschritte der Wissenschaften in Persien denke.

Unsere kleine Karawane befand sich auf der Straße nach Zendschan. Einige persische Reiter dienten als Bedeckung, da Raubgesindel den Weg seit einiger Zeit unsicher machte. Die Bergzüge auf der linken Seite verschwanden immer mehr und mehr und erschienen zuletzt am fernen Horizonte in Gestalt niedriger Hügel. Stärker und massenhafter trat dagegen die Gebirgslandschaft auf der rechten Seite hervor. Sonderbar gestaltete Hügel fallen in das fruchtbare Thal des Zendschan-tschai ab, dessen Ufer hellgrüne Pappelbaumschulen in abwechselnder Fülle schmücken. Nach zweistündigem Marsche in der angenehmsten Morgenkühle hielten wir in einer wasserreichen, mit Baumgruppen bepflanzten Senkung Rast. Auf unserer Weiterreise nach Zendschan wurde die Hitze äußerst drückend. Nach dreistündigem Marsche, immer auf dem rechten Ufer des Flusses entlang, der nach Westen zu sich in den Kyzyl-üzen ergießt, sahen wir die Stadt auf einer bedeutenden Hochfläche lang ausgestreckt vor uns liegen."

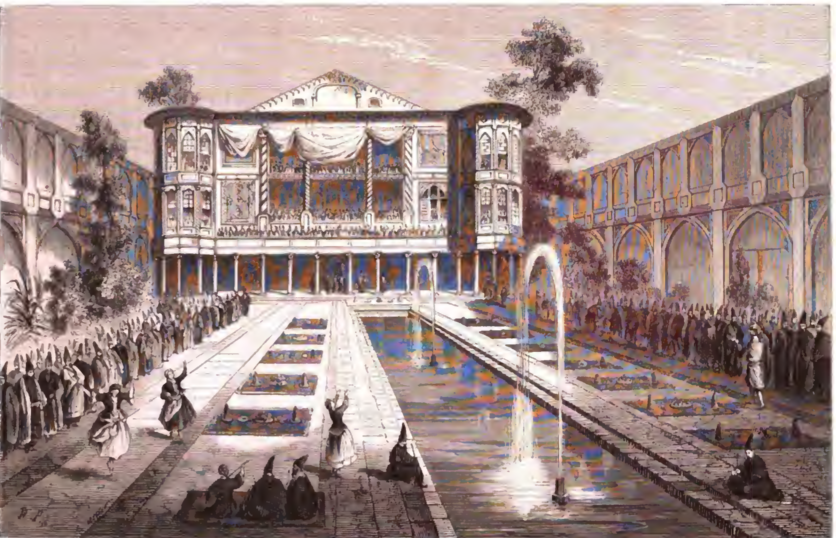
Eine persische Hochzeitsfeier.

Wir verdanken dem k. k. Major Hrn. August Krziz in Chrudim, welcher lange Zeit als Instructor des Schahs von Persien sich in jenem Lande aufhielt, die beifolgende Zeichnung einer persischen Hochzeitsfeier. Das dargestellte Gebäude ist einer der inneren Höfe im Palaste des persischen Kriegsministers Sepah-Salar zu Teheran. Am 14. Mai 1860 wurde in diesem Raume die Vermählung des 14jährigen Sohnes des Kriegsministers mit einer 15jährigen Tochter des Schahs abgehalten. Denn in Persien werden die Hochzeiten nie im Hause der Braut, sondern immer in der Wohnung des Bräutigams oder in jener seiner Eltern gefeiert. Die drei Tänzerinnen, welche auf dem Bilde erscheinen, sind Knaben in Frauentracht, denn unter keiner Bedingung dürfen Frauen, selbst wenn sie von zweifelhaftem Charakter sind, in der Oeffentlichkeit unter der Männerwelt erscheinen.

Allen Persern ist es nach dem Gesetze gestattet, vier rechtmäßige Frauen, aber nicht mehr, zu halten. Das Ehebündniß, welches sie mit denselben eingehen, hat auf Lebenszeit Gültigkeit, wenn nicht der Ausnahmefall einer Trennung der Ehe eintritt. Trotz dieser Erlaubniß, den Harem mit höchstens vier Weibern anzufüllen, ist die legitime Vielweiberei in Persien wie in der Türkei eigentlich nur auf die reiche Welt beschränkt. Der Türke, Araber und Perser vom gewöhnlichen Schlage begnügt sich mit einer Frau und sehnt sich durchaus nicht nach einer zweiten daneben. „Viel Frauen", pflegen die Orientalen zu sagen, „viel Kosten und viel Aerger!" Und das ist in der That der Fall.

Neben den rechtmäßigen vier Frauen haben die Perser die Freiheit, sich auf eine bestimmte Zeit von einer Stunde bis zu 99 Jahren eine beliebige Zahl von Weibern zu halten. Diese Art, eine Ehe oder richtiger gesagt ein Concubinat einzugehen, nennen sie sigèh kerdèn. Unter dem Schutze des religiösen Gesetzes hat diese Ehe eine Verbreitung und eine Bedeutung gefunden, welche von der europäischen Prostitution in keiner Weise verschieden ist, ja viel schlimmere Folgen für das innere Familienleben durch Verletzung des Ansehens der Frau mit sich führt. Daß unter solchen Verhältnissen die Eifersucht der Frauen oft einen so hohen Grad erreicht, daß sie dem Manne das Leben kostet, darf um so weniger Wunder nehmen, wenn man bedenkt, daß die Leidenschaft in diesem Lande wie im ganzen Oriente viel stärker hervortritt als bei uns im Abendlande, wo Natur, Erziehung, Verstand und das Gesetz die Pläne rachedürftiger Regungen zu dämpfen und zu unterdrücken wissen.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten selbst schildert Brugsch in seinem mehrerwähnten Werke während seines Aufenthaltes in Teheran. Die preußische Gesandtschaft wohnte einer solchen im Palaste des Gouverneurs dieser Stadt bei. „Die Höfe des großen Hauses waren mit einer überaus vergnügten und ausgelassenen Menge angefüllt, die bereits seit einigen Tagen im höchsten Entzücken über die glänzenden Tamascha oder Belustigungen der Hochzeitsfeier schwelgte. Der erste Hof, in den man uns zunächst einführte, war so dicht von den Zuschauern besetzt, daß Kopf an Kopf stand und wir kaum den Weg durch die Menge finden konnten. Am Eingange hatte sich die Musikbande der persischen Artillerie aufgestellt, die, befreit von dem Taktstocke ihres europäischen Kapellmeisters, einen Höllenlärm zum Besten gab. Er war auf persische Ohren berechnet und für uns Europäer geradezu unerträglich. In der Mitte des Hofes hatte man ein Gerüst, von allen Seiten sichtbar, als Schaubühne aufgeschlagen. Tänzer in Weibertracht aus rothen und gelben Seidenstoffen, sowohl Kinder als Erwachsene, führten die Tänze der persischen Kunst-



Hochzeitsfeier im Palaste des persischen Kriegsministers zu Teheran. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

genossinnen auf, wobei sie die Täuschung durch langes Haar und stark aufgetragene Schminke zu erhöhen wußten. Ihre Leistungen waren ziemlich unzüchtiger Natur, allenfalls erträglich für die zuschauenden Männer im Hofe, aber nicht für die zahlreichen Weiber und Kinder, welche die Dächer der anstoßenden Häuser erfüllten und unter dem Zelttuche, mit welchem der ganze Hof überspannt war, neugierig nach den Tänzern herniederguckten. Neben den Tänzern gaben Jongleurs ihre Kraftproduktionen zum Besten, während verwachsene Zwerge, Hunde, Affen und ähnliche Figuren der persischen Volksschaubühne durch Possirlichkeiten ersetzten, was ihnen an Kunst und Geschicklichkeit zu leisten versagt war. Dazu die bunte lachende Menge, das Pauken und Gerassel der persischen Musik, die schrillenden Freudenklänge überseliger Zuschauer, das allgemeine Lachen bei einer kindischen Narrenposse, das Schelten der Diener des Hauses, welche mit Stöcken Ordnung zu halten suchten — und man wird sich eine ungefähre Vorstellung von dem tollen Leben und Treiben in dem ersten Hofe machen können.

Uns schwindelte es fast im Kopfe bei so bunter Wirthschaft; zum Glück fand uns der Intendant des Hauses sehr bald, um uns zu seinem Herrn, dem Schahzadeh, mit gehörigem Anstand zu geleiten. Die Menge machte endlich Platz, und wir gelangten durch eine kleine Thür nach einem Nebenhofe, auf welchem es um Vieles ruhiger und würdevoller herging. Auf einem niedrigen Gerüste, auf welchem kaum zwei Europäer Platz gefunden hätten, saßen acht persische Musikanten mit ihren Instrumenten, wobei noch für drei riesige Rosensträuße in ihrer Mitte hinlänglich Raum war. Die Musikanten spielten auf kleinen Violinen mit Metallsaiten, die mit einem kurzen Bogen gestrichen wurden, etliche auf kleinen Handpauken, und ein als Virtuos bezeichneter Perser auf einer Guitarre, die vor ihm auf dem Schooße ruhte. Die Musik war, sobald die Pauken schwiegen, gerade nicht übel; melancholisch, traurig, wie überhaupt die morgenländische Musik. Der Hof war mit Lampen und bunten Ballons geschmückt, die zur späteren Beleuchtung dienten, da selbst in der Nacht der Taumelbecher der Freude nicht von den trunkenen Lippen abgesetzt wurde. In einem Talar, der sich nach diesem Hofe hin öffnete, saßen auf Teppichen die eingeladenen vornehmen Gäste. Zwischen ihnen standen ganze Ladungen von Zuckerwerk, und der Kalian (Wasserpfeife) machte, wie es Stand und Rang erforderten, die streng abgemessene Runde.

Wir blieben einige Zeit im Hause. Ein befreundeter Perser, der lange in Paris gelebt hatte und mit Sitten und Sprachen Europa's ziemlich vertraut war, führte uns über die Höfe nach dem Ausgange des Hauses zu. Verlegen bemerkte er: Messieurs, j'ai honte de vous faire voir ces barbaries! und reichte uns die Hand zum Abschied."

Karawanserai Gebr-abad bei Kaschan.

Wenn man in Persien den gemeinen Mann fragt, von wem dieses oder jenes großartige Gebäude erbaut worden sei, so erhält man gewöhnlich die Antwort: vom Schah Abbas, und die Perser bezeichnen demnach solche Gebäude als Abbassijeh, d. h. Werke des Abbas. Dieser Schah Abbas (1586 bis 1628) lebt in Iran in Aller Munde und genießt eines Rufes, wie ihn Friedrich der Große oder Napoleon I. unter uns hat.

Seine Regierung, besonders ausgezeichnet durch fortdauernd glücklich geführte Kriege gegen die Türken, bildet einen Glanzpunkt in der traurigen Geschichte der persischen Spätzeit. Handel und Wandel blühten zum letzten Male unter dem, wenn auch despotischen und zu hoch geschätzten Scepter Abbas des Großen. Die an den Karawanenstraßen durch ganz Persien angelegten Karawanseraien, Herberge für Menschen, Thiere und Waaren gewährend, sind selbst in ihren Ruinen so stattliche, so herrliche Bauwerke seiner Zeit, daß kein Königspalast der modernen Beherrscher den Vergleich mit einer Karawanserai Abbas auszuhalten im Stande ist. Die soliden aus großen behauenen Blöcken bestehenden Fundamente und Unterbaue, die prächtigen mit Inschriften und Arabesken in Mauerwerk und bunten Glasuren ausgeführten, gewölbten Portale, die künstlich und sehr geschickt zusammengefügten Mauersteine, die Treppen, Corridore, Zimmer, Ställe, Brunnen u. s. w., sie geben einmüthig Zeugniß davon, daß einst glücklichere, bessere Tage in Persien geblüht haben, und daß die gegenwärtigen Zustände so riesenhafte Rückschritte der älteren Zeit gegenüber darstellen, daß der Vergleich nach allen Seiten hin zum Nachtheil der modernen staatlichen Verhältnisse ausschlägt.

So leicht und so vortheilhaft es wäre, die mehr oder weniger verfallenen Abbassijen durch passende Restaurationen in brauchbaren Zustand zu versetzen, so wenig geschieht, d. h. gar nichts, um sie ihren alten Zwecken wieder zu geben. Im Gegentheil, man zerstört und bestiehlt alte Bauwerke, um ein bequemes Material zu elenden Wohnungen und Khans in Städten und Dörfern zu gewinnen.

Die Perser haben ein schändliches Sprichwort, das genau dem französischen après moi le déluge entspricht und den Schlüssel zu mannichfachen sonderbaren Erscheinungen im Charakter der Perser liefert. Sie sagen gewöhnlich: „Die Welt mag nach meinem Tode ein Meer oder leerer Wüstenschein werden." Mit diesem saubern Sprichwort erklärt man leider allzudeutlich die Sorglosigkeit für jede Art dauernder Wohlthat, welche möglicherweise der Nachkommenschaft oder zukünftigen Geschlechtern zu Gute kommen könnte. Eine solche Zerfahrenheit rächt sich aber andrerseits durch die Theilnahmlosigkeit, welche Kinder und Erben den Werken der dahingeschiedenen Vorderen schenken. Wenn es ein Haus ist, da verläßt der Sohn nach dem Tode des Vaters die Wiege seiner Kindheit und baut sich ein neues Nest. Das alte Haus zerfällt, stürzt ein und dient höchstens armen Bettlern und lungernden Hunden als eine vorübergehende Zufluchtsstätte.

Daß der Anblick derartiger zerfallenen Karawanseraien der guten alten Zeit kein besonderes Vergnügen dem Menschenfreund einflößt, wird um so glaubhafter erscheinen, als die gegenwärtigen Tschaparkhanehs und Khane in so auffälligem Gegensatze zu den alten Werken stehen.

Als Dr. Heinrich Brugsch auf der Heimkehr von der preußischen Gesandtschaftsreise nach Persien (Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien. Bd. II, S. 259) auf der Straße zwischen Isfahan und Teheran dahin zog, überschritt er auch die höchste Spitze des Kuhrud-Gebirges, dessen Kamm mit Schnee bedeckt war und von dessen Höhen er einen großartigen Blick in das nördlich liegende Längenthal hatte, welches ihn unwillkürlich an die malerischen Thäler und Schluchten im Kaukasus erinnerte. Hinter dem Dorfe Kuhrud zogen sich an der nach Kaschan führenden Karawanenstraße anmuthige Gebirgspartien hin, und der Weg ging bald aufwärts über Hügel, bald abwärts durch ausgetretene Bäche bis zum Bend-e-Kuhrud, einem künstlich aufgestauten See, den gleichfalls Schah Abbas angelegt hatte, um die Ortschaften der Ebene

bei Wassermangel hinreichend mit dem wohlthätigen Naß versehen zu können.

Nicht weit von diesem See, südlich von der Stadt Kaschan, befindet sich auf einem hoch gelegenen Punkte linker Hand und dicht an der Karawanenstraße gelegen wieder einmal eine Karawanserai, die mit ihren Schwestern den gleichen Zustand traurigen Verfalls theilt. Sie führt wie die ganze Gegend, durch welche sich die auf- und abwärts steigende Straße hinzieht, den Namen Gebr-abad, d. h. Land der Feueranbeter, vermuthlich, weil hier in älteren Zeiten der Feuerkultus eine besondere Zufluchtsstätte gefunden hatte. Ueber der Eingangsthüre des höchst solide und reich ausgeführten Baues befindet sich eine schöne Mosaikarbeit aus bunten Glasursteinen. Der



Karawanserai Gebr abad bei Kaschan. (Originalzeichnung von A. Krziz.)

breite blaue Streifen unmittelbar über dem Eingange ist mit vielfach verschlungenen Schriftzügen aus gelben und weißen Steinbändern durchzogen und beinahe noch vollständig erhalten. Rechts davon ruht eine Steintafel in Stelenform an der Wandung; die Inschrift darauf sagt aus, daß Schah Abbas II. den linken Seitenflügel der Karawanserai erbaut habe. Musivische Spielereien in der Umgebung fehlen nicht, denn alle nur möglichen mathematischen Figuren sind zusammengestellt worden, um die persisch geschriebenen Worte Ja Ali, d. h. O Ali, zu bilden, natürlich nur für den verständlich, welcher in das Geheimniß ähnlicher Schrifträthsel eingeweiht ist. Die soliden Steinfundamente der Karawanserai, ähnlich wie die massiven Platten, mit welchen der Hof gepflastert ist, enthielten jene eigenthümlichen Steinmarken, mit welchen die Baumeister die Quadern zu bezeichnen pflegten.

Die Straße von Buschir nach Schiraz in Süd-Persien.

Buschir oder Buschehr ist der einzige Hafenplatz, durch den Persien im Süden mit dem Auslande in Verbindung steht, seitdem die Unsicherheit der Verhältnisse der Provinz Lar den Karawanenverkehr durch dieselbe hat aufhören lassen. Aber da die Perser in keiner Zeit sich zur Schifffahrt verstanden, so ist der Seeverkehr vollständig in fremde Hände gerathen. Die Ausfuhr des Hafens ist aber ziemlich bedeutend, denn man rechnet allein für persische Artikel gegen drei Millionen Thaler, während die Einfuhr auf fünf Millionen steigt. Ausgeführt werden Rohseide, Wolle, Färbestoffe, Datteln, Rosinen und Pferde. Der Hauptübelstand, an dem dieser Handelsplatz leidet, ist die unglaublich schlechte Beschaffenheit der Verkehrsmittel nach dem Innern. Die Regierung hat nichts gethan, um die bedeutenden Terrain-Schwierigkeiten irgendwie zu überwinden. Dazu kommt noch das merkwürdige Ungeschick der Perser in der Anlage von Straßen. Man hat sich fast immer die steilsten Punkte ausersehen, um die Berge zu erklettern oder hinabzusteigen, während mit Hilfe von Felsensprengungen die Flußthäler geeignet wären, bequemere Communicationen herzustellen.

Wir beschwerlich nun diese Wege aus dem Innern, von Schiraz her, nach der Hafenstadt Buschir sind, davon erhalten wir ein sehr anschauliches Bild durch den Reisebericht des Herrn von Grolman, der als Mitglied der

preußischen Gesandtschaft diese Handelsstraße durchzog.*) Am 24. Oktober 1860 brach der Reisende von Schiraz auf und gelangte nach dreistündigem Steigen auf steinigen Wegen auf die 7000 Fuß hohe Paßhöhe von Kotal-i-pir-i-zen, die erste der sieben Parallelketten, welche die Straße nach dem Meere überwinden muß. Nach einem eben so schwierigen Hinauf- und Hinabklettern gelangten die Reisenden um Mittag auf die Höhe der zweiten Kette, Kotel-i-Dukhtar, zu Deutsch Mädchenpaß. In der wildesten Felsennatur des Hochgebirges breitet sich eine herrliche Aussicht nach allen Richtungen aus. Steil, zerrissen und zerklüftet fällt der Bergrücken 5000 Fuß zu der breiten Ebene von Kasrun ab. Unmittelbar zu den Füßen ein beträchtlicher See, dunkelgrün und



Bergpaß Kotel-i-Mallar unweit Tollaki. (Originalzeichnung von Krziz.)

durchsichtig wie die schönsten Alpenseen. Weiter rechts die Ebene, belebt durch die grünen Orangen- und Palmenwälder. Jenseits des Thales steigen wieder die gewaltigen Bergketten schroff und steil empor, eine über die andere sich aufschichtend. Ein glänzender Nebelstreifen am fernen Horizont deutet den Persischen Meerbusen an. Wenige Punkte sind so geeignet wie dieser, einen Ueberblick zu geben über die eigenthümliche Struktur des großen persischen Randgebirges in seiner fortlaufenden Reihe von schroffen Parallelketten und breiten Ebenen.

Auf der Höhe des Passes steht eine neue Karawanserai, die einem lange gefühlten Bedürfnisse abhilft. Der Weg führt noch zwei Stunden weiter auf der Höhe des Kammes entlang durch Anpflanzungen einer Art Eiche, deren Früchte von den armen Bergbewohnern zu Brot verbacken werden. Das Hinabsteigen in die Ebene war so steil, daß die Reisenden von den Pferden absitzen mußten. Trotzdem ein schirazer Kaufmann diesen Theil des Weges in Folge eines Gelübdes hatte ausbessern und mit einem Geländer versehen lassen, stürzen dennoch von den beladenen Karawanen oft schwache Maulthiere die jähen Abgründe hinab.

Die Ebene von Kasrun trägt die Spuren einer frühern Kultur; zahlreiche Dorfruinen, trockene Wasserläufe bezeichnen den traurigen Zustand der persischen Südprovinzen. Die Stadt Kasrun selbst muß ehemals sehr bedeutend gewesen sein, die verfallenen Festungswerke zeugen von ehemaliger Größe. Umgeben ist sie noch jetzt von einem Walde herrlicher Palmen, die bei Schiraz nur sehr vereinzelt vorkommen.

Am andern Morgen führte der Weg an einigen Zuckerpflanzungen vorüber zur nächsten Parallelkette Teng-i-Turkan. Auf höchst beschwerlichen Wegen erkletterten die ausdauernden Pferde den Kotel-i-Komaretsch, von wo es wieder in die Ebene von Schapur hinabging. Die Pferde drängten unwiderstehlich zum Wasser hin, schienen aber sehr enttäuscht, als sie den starken Salzgehalt desselben merkten. Sehr bald führte der Weg wieder aufwärts, und die Reisenden waren hoch erfreut, als sie die reich bebaute, von Palmenwäldern überdeckte Ebene von Kischt oder Gischt erreichten, wo das Nachtquartier aufgeschlagen wurde.

Auf den südlichen Gebirgen sollen noch bedeutende

*) Reise der k. preußischen Gesandtschaft nach Persien. Bd. II, S. 238. Leipzig 1863.

Reste alter Befestigungen in großen Quadern, sowie mächtige Cisternen vorhanden sein, von denen Niemand angeben konnte, aus welcher Zeit sie herstammen. Leider konnte Herr v. Grolman wegen Mangels an Zeit sie nicht in Augenschein nehmen. Nach dreistündigem Ritt erreichte er die Vorhöhe der letzten Kette des Kotel-i-Mallu. Das Hinabsteigen war wieder ungemein schwierig. Eine Karawane, welcher die Reisenden begegneten, hatte eben ein Maulthier verloren, und zahlreiche Gerippe von Lastthieren zeigten, daß dies kein vereinzelter Fall war. Der Weg führte weiter in das Thal des Sefid-Rud (Weißfluß), der eben so klar und salzig wie der Schapur, aber bedeutend wasserreicher sich mit diesem in der Meeresebene vereinigt. Die Straße übersetzt den Fluß wohl zehnmal. In der nassen Jahreszeit wächst derselbe so an, daß Karawanen oft Tage lang warten müssen, um ihn zu passiren. Endlich erreichte v. Grolman, wieder ansteigend, die Höhe der letzten Gebirgskette beim Dorfe Dollaki. Das Meer und die weite Meeresebene, das heiße Land, Germesir, breitete sich vor den Reisenden aus. Die Gebirge treten etwa drei Meilen vom Meere zurück. Lang gezogene grüne Streifen bezeichnen den einzigen vegetabilischen Reichthum dieser Gegend: die Palmenwälder. Der Weg führte längs des Gebirges über mehrere stark nach Schwefel riechende Bäche nach Boradschan, und am 27. Oktober erreichte v. Grolman nach einem langweiligen Marsche durch die mit einer Salzkruste überzogene Ebene das Ziel seiner Reise, die Stadt Buschir.

Die ersten Schritte zur Nutzbarmachung der Hausthiere.*)

Wie und unter welchen Bedingungen die Zähmung unserer wichtigsten Hausthiere stattfand, darüber haben wir keine Kunde. Sie fällt in vorgeschichtliche Zeit, und wir können nur Muthmaßungen darüber anstellen. Jedenfalls erscheint es auffallend, daß unsere Voreltern etwas vollbracht haben sollen, was uns nun ganz unmöglich erscheint, denn die neuere Zeit kennt kein Beispiel von völliger Umwandlung eines wilden Thieres in ein echtes Hausthier. Es scheint, als ob alle Thiere, welche sich überhaupt zur nutzbringenden Zähmung eignen, längst unter das Joch des Menschen gebeugt sind, und daß uns daher nichts mehr übrig blieb.

Aus der Zähmung der Hausthiere kann man auf die frühere gesellschaftliche Lage der Menschen in vorhistorischen Zeiten schließen, und höchst wahrscheinlich ist das Halten von Lieblingsthieren, wie wir es heute noch weit verbreitet namentlich auch bei wilden Völkern finden, die erste Stufe zur Nutzbarmachung der Thiere für den Haushalt des Menschen gewesen. Fast alle Reisenden erzählen uns von solchen als Spielzeug von den Wilden benutzten Lieblingsthieren, welche sie als Curiositäten verkaufen oder verschenken. Die menschliche Natur ist sich überall verwandt. Die Wilden mögen noch so roh sein, sie gleichen uns doch darin, daß sie junge Thiere liebkosen und zähmen, ja, es ist nicht unwahrscheinlich, daß einige Volksstämme diese Liebhaberei in noch höherem Maße als wir besitzen, denn sie ist an und für sich kindisch, und ein erwachsener Barbar handelt oft aus den nämlichen Beweggründen wie ein civilisirtes Kind. Wie weit aber die Sitte, Lieblingsthiere zu halten, über den Erdball verbreitet ist, möge an folgenden Beispielen ersehen werden, die sich noch bedeutend vermehren ließen.

In Nordamerika zeigen die rothen Menschen viel Anhänglichkeit an junge Thiere. Der Reisende Hearne, welcher gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die Länder der Hudsonsbay besucht hat, beobachtete, wie die Indianer in Fort Churchill Elenthiere (Musethiere) der Art zähmten, daß sie so zuthunlich wie junge Schafe wurden. Ein Indianer besaß ein junges Musethier, welches am Flußufer wie ein Hund neben ihm herlief, wenn er in seinem Kahne nach dem Fort Prince of Wales fuhr; sobald er landete, kam es ihm wie das zahmste Hausthier entgegen. Hearne steht in Bezug auf seine Beobachtungen und die Genauigkeit seiner Erzählungen über die Rothhäute noch unübertroffen da, und so dürfen wir ihm wohl auch glauben, wenn er berichtet, daß sie ohne Gefahr junge Wölfe aus den Höhlen der Alten nehmen durften, um mit ihnen zu spielen. Unbelästigt setzten sie die Thiere wieder an ihre Stelle, nachdem sie ihnen das Gesicht mit rothem Ocher oder Zinnober bemalt hatten. Auch Sir John Richardson berichtet, daß die nordamerikanischen Indianer junge Büffel und Wölfe zähmen, und daß er selbst beobachtete, wie indianische Weiber junge Bären an ihrer eigenen Brust aufsäugten. Der rothe Mensch ist auf Lieblingsthiere mehr erpicht, als irgend ein anderer Volksstamm, und als Richardson einen jungen Bären von den Indianern kaufen wollte, berieth die Familie, welcher er gehörte, nicht über die Höhe des Preises, sondern darüber, ob das Thier überhaupt fortgegeben werden solle.

Aus Südamerika lassen sich auch viele Beispiele beibringen. So erzählt Ulloa, daß er auf seinen Reisen sehr häufig Indianer getroffen, welche zahmes Geflügel hielten; ihre Anhänglichkeit an dasselbe war so groß, daß sie es nie verkauften oder gar schlachteten. Um sich ein Nachtessen zu bereiten, tödtete Ulloa einst selbst ein solches Huhn. Die Besitzerin brach in Weinen und Wehklagen aus und rang die Hände, als ob sie ein Kind verloren hätte.

Die Liebhaberei der südamerikanischen Indianer erstreckt sich aber keineswegs auf Vögel allein. Bates, der tüchtige Naturforscher, welcher das interessante Buch über den Amazonenstrom geschrieben hat, stellt eine Liste von 22 Säugethieren auf, die er an jenem Strome bei den dort wohnenden Indianern gezähmt vorfand. Wir finden darunter den Tapir, das Aguti, das Guineaschwein (Meerschweinchen) und das Peccari (Flußschwein). Außerdem beobachtete er noch fünf Säugethiere, welche man in der Gefangenschaft hielt, aber nicht zähmte, darunter den wilden Jaguar, den großen Ameisenfresser und das Armadill.

Wir wenden uns nach Afrika. Bei den alten

*) Nach F. Galton: The first steps towards the domestication of animals. In den Transactions of the ethnological Society of London. 1865. Bd. III, S. 122.

Aegyptern finden wir eine Vorliebe für Antilopen, Affen, Krokodile, Panther und Hyänen ganz entschieden ausgesprochen. Dort waren auch die Vorläufer unserer zoologischen Gärten, die solchergestalt in die Zeit vor Christi Geburt zurückreichen. Auf den frühesten Gemälden der alten Denkmäler (2000 und 3000 v. Chr.) sind schon zahme Thiere abgebildet. Aber nicht blos das Alterthum kennt in den Nilländern gezähmte Lieblingsthiere, auch die heutigen Negervölker haben dergleichen. Mansfield Parkyns, welcher längere Zeit in Abyssinien und am obern Nil reiste, fand bei verschiedenen Negerstämmen gezähmte Thiere, z. B. wilde Katzen, Schakale, Panther, wilde Hunde, Löwen und besonders Affen, welche von den Besitzern verkauft oder verschenkt wurden.

Das merkwürdigste Beispiel dieser Art ist aber die Menagerie, welche bis zum Beginn der Regierung des gegenwärtigen Königs der Wallumas an den Ufern des Nyanzasees existirte. Burton berichtet von dem Despoten dieses Landes mit Namen Suna, welcher bis zum Jahre 1857 regierte, daß er eine Menagerie von Löwen, Elephanten, Leoparden und ähnlichen Thieren hielt. Außerdem hatte er zu seinem Vergnügen 15 oder 16 Albinos und war auf alle naturwissenschaftlichen Gegenstände sehr erpicht. So fand ein Huhn von besonderer Form oder Farbe vor seinen Augen große Gnade. Speke erzählt ferner, daß Mtese, Suna's Nachfolger, die Thiere der Menagerie vor den Augen seiner Frauen zusammenschießen ließ; nur ein Büffel und wenige Papageien blieben übrig.

Im Innern Afrika's fand Dr. Barth zu Kuka unweit vom Tschadsee gezähmte Strauße und Antilopen. Auch aus Südafrika lassen sich Beispiele anführen. Dort züchten namentlich die Boers Antilopen, Zebra's und dergleichen. Die Eingebornen selbst aber, welche meist Nomaden sind und viel vom Hunger zu leiden haben, schlachten lieber die Thiere, deren sie habhaft werden können. Livingstone erzählt aber doch von kleinen gezähmten Singvögeln, und sein Begleiter Dr. Kirk bemerkt, daß Perlhühner im Schiréthale als Lieblingsthiere gehalten werden. An der Küste sind gezähmte Thiere in den portugiesischen Besitzungen sehr häufig, und hiermit steht auch im Zusammenhange, was ein Portugiese im Anfange des 16. Jahrh. aus dem Königreiche Congo berichtet. Dort war der König von den schwarzen Missionären getauft worden; in seinem neuen Glaubenseifer bestimmte er, daß alle Götzen an ihn abgeliefert werden sollten. Da kamen merkwürdige Dinge zum Vorschein, und im Laufe eines Monats brachte man eine ungeheure Menge häßlicher Schlangen, großer Ziegen, Leoparden, unsaubrer Vögel rc. Die Eingebornen begnügten sich damals nicht allein damit, diese Thiere während des Lebens zu verehren, sondern beteten auch noch die Haut derselben an, welche sie mit Stroh ausstopften.

Aus Australien, wo die Eingebornen zu den niedrigsten Menschenrassen gehören, theilt Woodfield folgende Anekdote mit, welche von großer Anhänglichkeit der dortigen Schwarzen an gewisse Thiere zeugt. Während des Sommers 1858 auf 1859 waren große Schwärme Weihen von der Haifischbai nach dem Murchisonflusse in Westaustralien gezogen, wo sie in Menge geschossen und von den Schwarzen verzehrt wurden. Eines Tages kamen auch zwei Eingeborne, Mann und Weib, von der Haifischbai zum Murchison. Als aber die Frau sah, wie man die Vögel aus ihrer Heimath, welche sie recht gut wieder erkannte, schoß, weinte sie bitterlich und war unter keinem Vorwande dahin zu bringen, Fleisch von diesen Vögeln zu genießen. Sie erzählte, die Thiere wären an der Haifischbai so zahm, daß sie sich den Frauen auf die Schultern setzten und ihnen aus der Hand fräßen.

Eigenthümliche Beispiele lassen sich auch aus den Inseln des Großen Oceans beibringen. Kapitän Develyn berichtet von Neu-Britannien, daß die Eingebornen dort Casuare gewissermaßen für heilig halten und als Lieblingsthiere aufziehen. Sie tragen den Casuar auf den Armen umher und beweisen ihm große Anhänglichkeit. Professor Hurley sah, wie auf den Inseln der Neu-Guineagruppe Spanferkel von eingebornen Weibern gesäugt und als Lieblingsthiere gehalten wurden.

Die wilden kannibalischen Fidschi-Insulaner machen keine Ausnahme, denn nach Dr. B. Seemann sind der fliegende Fuchs, eine Eidechse und Papageien bei ihnen Lieblingsthiere. Auf den Samoa- oder Schifferinseln hält man zahme Tauben. Ein Offizier von der Expedition des Kapitän Wilkes schoß unglücklicherweise eine derselben, die einem Könige gehörte; dadurch entstand eine große Aufregung, denn das Tödten eines dieser Thiere ist dort gleichbedeutend mit einem Menschenmorde.

Nach Ellis hält man auf diesen Inseln große Aale als Lieblingsthiere; sie werden gezähmt und bis zu einer seltenen Größe und Stärke aufgefüttert. Man bewahrt die Thiere in großen, zwei bis drei Fuß tiefen Wasserlöchern; auf den schrillen Ton einer Pfeife steckten sie den Kopf aus dem Wasser und fraßen aus der Hand ihres Herrn.

Abgesehen von den Zeugnissen, welche wir aus Aegypten für das hohe Alter der Sitte, Lieblingsthiere zu halten, haben, bewahrt uns die Bibel in den Worten des Propheten Nathan an den König David noch einen Beweis auf. Dort heißt es: Der arme Mann hatte nichts als ein kleines Lamm, welches er auferzogen hatte. Es wuchs auf mit seinen Kindern, aß von seinem Mahl und trank aus seinem Becher, lag an seinem Busen und war ihm wie eine Tochter.

Aber nicht blos einzelne Wilde halten sich gezähmte Thiere, sondern ganze Gemeinden und Städte, für die sie dann den Charakter der Heiligkeit annehmen. An den heiligen Ochsen in Indien, an die Thiergottheiten Aegyptens braucht nur erinnert zu werden. Bei den Negern spielen Schlangen eine große Rolle als Gottheiten, und besonders berühmt ist der Schlangentempel in Waïdah, Westafrika, geworden. Der bekannte Löwentödter J. Gérard fand dort 30 dieser scheußlichen Gottheiten zusammen, welche stets gegen Sonnenuntergang von den Priestern mit Schafen, Ziegen und Geflügel gefüttert wurden. Niemand durfte diese heiligen Schlangen anrühren oder gar tödten, und nur den Priestern war es gestattet, sie in ihren Tempel zurückzubringen, wenn sie fortgekrochen waren.

Es würde überflüssig sein, noch weitere Beispiele anzuführen; fast jeder Reisende theilt Erzählungen mit, die zur Unterstützung der Ansicht dienen, wie weit die Sitte, Lieblingsthiere zu halten, verbreitet ist. Die meisten Wilden sind gute Jäger, aber ihre Waffen sind unvollkommen; um große und wilde Thiere lebendig zu fangen, müssen sie auf die Erfindung von künstlichen Fallen denken und sich mit der Lebensweise und den Gewohnheiten der wilden Thiere genauer bekannt machen, als es unsere Jäger thun, welchen gute Schießgewehre zu Gebote stehen. Zudem sind ihre eigenen Gewohnheiten mit denen der wilden Thiere in mancher Beziehung verwandt. Es geht hieraus hervor, daß die Wilden gute Thierwärter und Wildhüter sein müssen, und daß sie es in der Fertigkeit, mit wilden Thieren umzugehen, ziemlich weit gebracht haben. Das alte Rom brauchte für seine Kampfspiele eine große Menge von Tigern, Löwen, Elephanten rc., die aus Afrika und Indien

herbeigeschafft wurden. An vielen Orten wurden deshalb Menagerien unterhalten. Eines der ältesten Zeugnisse enthält in dieser Beziehung der schwarze Obelisk aus Ninive (9. Jahrh. v. Chr.), welcher im britischen Museum aufgestellt ist und dessen Keilinschriften erzählen, wie man die verschiedenen wilden Thiere in eigenen Umzäunungen hielt, sie fütterte und ihre Jungen so sorgfältig wie Lämmer zählte.

Rom hatte großartige Menagerien. Kaiser Probus ließ einen künstlichen Wald inmitten eines großen Circus errichten und füllte ihn mit 1000 Straußen, 1000 Edelhirschen, 1000 Damhirschen und 1000 wilden Ebern. Am folgenden Tage wurden 200 Löwen und Löwinnen, eben so viele Leoparden und 300 Bären niedergemetzelt. Später gab der jüngere Gordian ein Schauspiel, in welchem 20 Zebra's, 10 Elenthiere, 10 Giraffen, 30 Hyänen, 10 indische Tiger, ein Nashorn, ein Nilpferd und 32 Elephanten auftraten.

Im alten Mexico kannte man Aehnliches. Gomara berichtet, daß man in großen, aus starkem Holze erbauten Käfichen Pumas, Jaguare, Wölfe und andere vierfüßige Thiere hielt, die mit lebenden Thieren gefüttert wurden. Schlangen, Alligatoren und Eidechsen bewahrte man in Thongefäßen auf. Vögel saßen in einem besondern Gehöfte; die Raubvögel, getrennt von den übrigen, erhielten lebende Truthähne als Nahrung. Die Spanier, welche dies Schauspiel zum erstenmal sahen, waren darüber erstaunt und fürchteten sich vor dem Brüllen der wilden Bestien und dem Zischen der Schlangen.

Garcilasso de la Vega, der in Peru geborne Sohn eines spanischen Conquistadoren, sah in Cuzco, der alten Hauptstadt dieses Reiches, eine Menge Behältnisse, in denen man Schlangen, Pumas, Bären und Jaguare aufbewahrte; sie waren von den Häuptlingen des Landes den Incas geschenkt worden. König Salomo hielt sich Affen und Papageien, Alexander der Große befahl, daß man alle möglichen wilden Thiere für Aristoteles einfange, damit dieser sie bei seinen naturwissenschaftlichen Studien benutzen könne. Bemerkenswerth ist auch die Stelle in der Epistel St. Jakobi (III. 7), wo es heißt: „Denn alle Natur der Thiere und der Vögel und Schlangen und der Meerwunder werden gezähmt und sind gezähmt von der menschlichen Natur.“ Bedarf es noch weiterer Beweise, daß zu allen Zeiten die Menschen an der Zähmung der Thiere arbeiteten?

Löwen, Jaguare, Hyänen, Bären, Hirsche, Schlangen &c. sind aber niemals dem Menschen als Hausthiere nutzbar geworden, weil ihnen die Bedingungen dafür abgehen; wir wissen aus Erfahrung, daß nur wenige Arten sich dazu eigneten, Gefährten des Menschen zu werden. Thiere, welche sehr großer Sorgfalt und Pflege bedürfen, werden nie zu ordentlichen Hausthieren werden; diese müssen auch Beschwerden ertragen und womöglich für sich selbst sorgen können, wenn sie von den Menschen vernachlässigt werden. Ziegen und Schweine, die man auf unbewohnten Inseln zurück- und sich selbst überließ, gediehen prächtig weiter; das Roß tummelt sich munter in den Pampas von Südamerika, ohne von Menschen überwacht zu sein; Rindvieh und Schafe haben Besitz von den Ebenen Australiens ergriffen, und der Hund treibt sich herrenlos in großen Massen in den Städten des Orients umher. Als zweite Bedingung muß das Thier trotz aller Vernachlässigung eine gewisse natürliche Anhänglichkeit an den Menschen haben. Ohne diese würde es sich zu Tode grämen, oder in die Wildniß zu entfliehen versuchen. Schon eine theilweise Nichterfüllung dieser Bedingung ist ein großes Hinderniß vollständiger Zähmung, wie man das an den Rennthieren sehen kann. Die Lappen müssen sich in vieler Beziehung nach den Gewohnheiten ihrer Thiere richten, und je nach den verschiedenen Jahreszeiten ihnen vom Schnee zur See und von der See zum Schnee nachfolgen. Das nordamerikanische Rennthier ist noch nicht gezähmt worden, und in Südamerika hat man wohl Llama und Alpaka an den Menschen gewöhnt, nicht aber die diesen so nahe verwandten Huanacas und Vicuñas. Mit dem Zebra haben sich die Boers in Südafrika viel Mühe gegeben, und obgleich seine Wildheit bis zu einem gewissen Grade gebrochen wurde, schlug die wilde Natur immer wieder durch, und alle Zähmungsversuche mißlangen. Unter den hirschartigen Thieren hat nächst dem Rennthiere das Elen noch am meisten Fähigkeit (individuell) gezähmt zu werden. Bereits oben wurden nach Hearne Beispiele angeführt. In Schweden benutzte man sie früher zum Schlittenziehen, wie dies hin und wieder in Canada noch jetzt geschieht. Die Sache selbst lohnt aber nicht.

Es giebt ganz entschieden in der Natur Anziehung und Abstoßung zwischen den verschiedenen lebenden Wesen; Menschen haben zu Thieren, Thiere zu Thieren gewisse Neigungen oder Abneigungen. Schwalben, Krähen und Störche fühlen sich zu den Menschen hingezogen; Büffel und Elenthier, Strauße und Zebras halten in Gruppen zusammen; eine kleine Eulenart (Athene cunicularia) haust gemeinschaftlich mit den Prairiehunden in den Erdlöchern der Prairien. Andrerseits meiden sich so nahe verwandte wie Schaf und Hirsch, die doch beide in Heerden leben und dieselbe Nahrung zu sich nehmen. Die dänische Dogge, der Spitz und manche andere Hundearten fühlen sich zu den Pferden hingezogen, während die Abneigung zwischen Hund und Katze sprichwörtlich geworden ist.

Ein wichtiger Beweggrund für viele Thiere, sich an den Menschen zu gewöhnen, ist auch die Sorge um Erhaltung des Lebens; denn grasfressende, wehrlose Thiere müssen stets in Furcht vor den angreifenden Fleischfressern sein. Thiere aber, die sich in der Wildheit durchaus wohl befinden und sich vor ihres Gleichen nicht zu fürchten brauchen, werden geringe oder gar keine Neigung zeigen, sich dem Menschen anzuschließen. Das wichtigste aller Motive zur Zähmung der Thiere ist jedoch deren Nützlichkeit für den Menschen. Sie hören bald auf, ihm nur Spielzeug oder Lieblingsthier zu sein, er denkt vielmehr daran, Nutzen von ihnen zu ziehen. Galton erzählt, wie ein Fischer einen jungen Seehund zähmte, der aber, als er älter wurde, durch sein Beißen den Kindern gefährlich wurde. Man nahm ihn in einem Boote auf die offene See hinaus und warf ihn dort ins Wasser. Am andern Tage war er wieder heimgekehrt, und wegen dieser Anhänglichkeit wollte man ihn trotz seiner Gefährlichkeit nicht entfernen. Zufällig ward er später getödtet. Wäre nun der Seehund im gezähmten Zustande ein nützliches Thier, so würde man ihn beschützt, mehrere eingefangen und eine Zucht veranstaltet haben, um ihn als Hausthier zu verwenden.

Die Benutzung des Fleisches und der Wolle ist entschieden der wesentlichste Grund für das Halten von Hausthieren, aber bei wilden Völkern scheint dies erst später zur Erkenntniß gekommen zu sein. Das Vergnügen an den Heerden ging dem wohl noch eher voraus, und noch heute halten die Damaras in Südafrika ihre Heerden mehr wegen der schönen Farbe des Rindviehs und überhaupt wegen der Stattlichkeit, als wegen des Fleisches, ähnlich wie bei uns große Herren ihre Marställe voll Pferde haben, die sie doch nicht alle benutzen können. Ein Ochse darf im

Damaralande nur unter besonderen Bedingungen getödtet werden; er gilt gleichsam für heilig, und *zwei Ochsenleben sind dort gleich einem Menschenleben.*

Die Milch der Thiere, namentlich jene der Ziegen, bildete auch einen natürlichen Anhaltepunkt zur Zähmung und Nutzbarmachung derselben. Galton sah in Südafrika Negerkinder, die noch kaum kriechen konnten, sich instinktmäßig an das Euter der Ziegen legen und dort saugen. Geschichten wie die vom Romulus und Remus beruhen auf wahren Thatsachen, und General Sleeman erzählt sechs unzweifelhafte Fälle, daß Kinder mehrere Jahre lang in Audh von Wölfinnen gesäugt wurden.

Ein Hausthier muß sich im gefangenen Zustande freiwillig fortpflanzen, und hierdurch wird ihre Zahl sehr beschränkt. *Liegt diese Bedingung und deren Erfüllung nicht im Thiere selbst, so kann es auch kein wahres und ächtes Hausthier werden.* Unser Truthahn stammt aus Mexiko; der nordamerikanische dagegen hält sich in der Gefangenschaft nicht über die dritte Generation hinaus. Bates hat erzählt, wie die Indianer Schildkröten am Amazonenstrom in Wasserlöchern aufbewahren (Globus VII, S. 176); die Spanier nannten diese Thiere daher „Indianer Rindvieh“, und sie wären auch gewiß Hausthiere geworden, wenn sie sich in der Gefangenschaft fortpflanzten, was nicht der Fall ist.

Hausthiere müssen auch leicht zu hüten und zu übersehen sein. Sie dürfen nicht umherschweifen, sondern müssen sich heerdenweise zusammenhalten, so daß ein Hirt sie leicht controliren kann. Die einzige Ausnahme macht die Katze; alle anderen Hausthiere leben gesellschaftlich oder in Heerden. Und dieses heerdenweise Zusammenleben ist auch der wichtigste Grund dafür, daß manche derselben im wilden Zustande ausgerottet sind. Die wilden schlossen sich den zahmen Heerden an, und der Rest, der etwa noch übrig blieb, ward von Jägern und wilden Thieren vernichtet. Können wir uns das Kameel allein und ohne Menschen in einem Lande mitten zwischen wilden Thieren vorstellen?

Die Bedingungen, unter welchen ein Thier zum Hausthier werden kann, sind im Vorhergehenden auseinandergesetzt worden. Es darf nur verhältnißmäßig wenig Pflege verlangen, muß Anhänglichkeit an den Menschen haben und bei diesem frei von Sorge und Angst um Erhaltung des Lebens sein. Dem Menschen muß es Nutzen bringen, sich in der Gefangenschaft fortpflanzen und gesellschaftlich leben.

Die ersten Schritte zur Nutzbarmachung der Thiere, den Elephanten ausgenommen, verlangen keinen hohen Grad von Civilisation. Es war keine wohlbedachte Vorüberlegung nöthig; eben so wenig gingen die Zähmungsversuche von einzelnen Menschen aus. Im Gegentheil, tausende von unbewußten Anfängen und Versuchen zur Zähmung fanden zu allen Zeiten und bei vielen Völkern statt, und allmälig, nach manchen Jahrhunderten und nach fortgesetzter Einwirkung des Menschen, wurden unsere Hausthiere stabil.

Aus allen Erdtheilen.

Der Hafenbau zu Leba.*)

Band VII, S. 284 des Globus enthält einen Aufsatz des Herrn Dr. Boll zu Neu-Brandenburg wider den projektirten Hafenbau zu Leba, der auf „Veranlassung“ veröffentlicht sein soll. Von welcher Seite diese „Veranlassung“ ausgegangen, können wir nicht errathen, da unsere Behörden dem Hafenprojekt günstig zu sein scheinen und die Ausführung nur aus Mangel an Mitteln verlegt wurde, die durch den verwüstenden Sturm vom November vorigen Jahres zur Reparatur der bis jetzt bestehenden Häfen verwandt werden mußten.

Das jetzige Hafenprojekt bei Leba hat mit dem frühern sogenannten Hafenbau nichts gemein und soll weder an derselben Stelle, noch überhaupt im Leba-See, sondern im Leba-Strom ausgeführt werden. Daß dies nicht allein möglich, sondern sogar mit verhältnißmäßig geringen Mitteln in einer Weise ausführbar ist, wie sie kein zweiter Punkt unserer pommerschen Küste mit Ausnahme von Swinemünde und höchstens noch Colberg bietet, ist durch die königlichen Baubeamten, die seit Jahren Untersuchungen dieserhalb angestellt haben, bejaht, wobei wir erwähnen, daß der Leba-Strom der einzige an der pommerschen Küste, einschließlich Oder, ist, der keinen Sand mit sich führt und dadurch erheblich geringere Unterhaltungskosten verursachen würde.

Indem wir es für unsere Pflicht halten, einer falschen Beurtheilung des Projektes entgegenzutreten, nehmen wir Veranlassung, etwas Spezielles auf den Mahnruf des Herrn Dr. Boll an die Väter der Stadt und die anderen Interessenten einzugeben, und hoffen durch Widerlegung der Unrichtigkeiten und falschen Folgerungen auf ein richtiges und ungetrübtes Verständniß.

Die Charakteristik, welche uns Herr Dr. Boll in seiner Einleitung über Herrn von Genzkow gibt, kennzeichnet diesen Herrn als Projektenmacher, der viel beginnt und nichts ausführt. Die Art und Weise, wie der Kanal durch die 300 Ruthen breiten Dünen — also in reinem Flugsande — bei einer Breite von 108 Fuß in die Ostsee geführt wurde, beweist auch jedem Nichteingeweihten die schnelle, aber gänzliche unpraktische Art, mit welcher Herr von Genzkow hierbei vorging. Der Kostenaufwand von nur 12,000 Thalern, das Fehlen jeder sichernden Uferbewehrung, der Mangel an Molen, die allein die Fahrt durch die Riffe möglich gemacht hätten, bekunden außerdem zur Genüge, daß der sogenannte Hafenbau eben weiter nichts als ein etwas leichtsinnig ausgeführter Abzugskanal aus dem Leba-See war, der in seinen Urgedanken bei richtiger Ausführung unseren Kreisen großen Vortheil gebracht hätte, denn sicher würde unsere Gegend, d. h. der östlichste Theil Hinterpommerns, nicht so, wie jetzt, von dem Weltverkehr vollständig ausgeschlossen sein, weil jeden Falls eine richtige Benutzung des Kanals unter der *produktiven* Regierung unsers großen Königs einen wirklichen Hafenbau zur Folge gehabt haben würde.

Sehen wir aber ab von den Widersprüchen und Unglaublichkeiten, in denen sich Herr Dr. Boll ergeht, und betrachten uns den gefährlichen „Seebären“ näher, so ist dies eine Erscheinung, die fast jährlich in den Aequinoktialzeiten wiederkehrt, und der die Stadt Leba mit ihren Wiesen und Brüchern in ihrer jetzigen Lage mehr ausgesetzt ist, als früher, da an der Mündung des Leba-Stroms, der kurz vorher eine Schwenkung nach Osten macht, westlich bis zu dem Anfange der Dünen eine sandige Niederung von fast 100 Ruthen Breite liegt, welche ein bis zwei Fuß über dem Meeresspiegel erhaben ist, und über welche das Meer ungehindert bei Stürmen sich in der ganzen angegebenen Dimension in den Strom ergießt, der, an seiner Mündung alsdann im Abfluß durch die Brandung behindert, das Salzwasser rückgängig nach dem Leba-See führt, welchen es oft um zwei bis drei Fuß anstaut. Bei Ausführung des jetzigen Hafenprojektes, der also im Leba-Strom und nicht im

*) Wir halten uns für verpflichtet, die oben stehenden Bemerkungen mitzutheilen, doch ist für unser Blatt die Erörterung hiermit abgeschlossen.
D. Red.

Leba-See angelegt werden soll, würde bei Gerablegung des Stromes und Erhöhung sowie Befestigung der Ufer durch Bohlenwände und im Meere, bei Weiterführung, durch Molen das Eindringen des Meerwassers nur in der Strombreite möglich sein; es wäre hiernach also einfach eine derartige Ueberflutung, wie sie jetzt fast jährlich stattfindet, abgeschnitten.

Wie Herr Dr. Boll überhaupt dazu kommt, jenes alte Entwässerungsprojekt mit dem jetzigen Hafenprojekt zu verwechseln, erscheint kaum erklärlich; denn der Leba-Strom bietet bei einer Breite von mindestens 120 Fuß und einer Tiefe bis zu 22 Fuß eine so vorzügliche Lokalität für einen Hafen, daß es Niemand, der einigermaßen damit bekannt ist, in den Sinn kommt, den Leba-See durch den kostspieligen Durchstich der breiten Dünen hierzu zu verwenden, wenngleich der See, den der Strom mit dem Hafen verbindet, durch seine Tiefe und durch seine sichere Lage in Kriegszeiten ein geeigneter Zufluchtsort für unsere Marine werden könnte.

Zur Aufregung der Gemüther ist die Wassersnoth der Stadt Leba in jenem Artikel in einer Art geschildert, der selbst die kühnste Phantasie nicht recht zu folgen weiß.

Es ist geradezu unmöglich, daß die nordwärts der Stadt und ostwärts vom Strome befindlichen Dünen vom Meere überflutet werden können, weil, wenn das Meer die aus losem Sande bestehenden Dünen mit seinen durch die Brandung andrängenden Wogen überflutet, diese Dünen nicht auch sofort weggewaschen worden wären, und das Meer dann auch Leba weggespült haben müßte. Ebenso irrig ist die Angabe in Betreff des Schiffes, welches bei den lebaer Gärten gestrandet sein soll, weil zwischen diesen und dem Leba-See Aecker und Wiesen liegen, das Wasser aber in der Stadt hätte zu den Fenstern hereinlaufen müssen, um auch nur das allerflachste Seeschiff bis zu den Gärten treiben zu können.

Richtig ist, daß Stadt Leba ost- und nordwärts Seen hat, ebenso richtig, daß zu jener Zeit die Verbindung mit dem Lande nur durch eine schlechte Straße hergestellt war. Jetzt ist eine Gefahr durch die Seen nicht zu befürchten, weil der Sarbsker See gesenkt, der Leba-See durch den Strom ungehindert und genügend abfließt, und aus dem schlechten Wege eine Chaussee geworden ist, die durch Aecker und Wiesen nach Lauenburg führt. Daraus, daß eben nicht der Leba-See, sondern der Leba-Strom Hafen werden soll, widerlegt sich die Drohung in Betreff der Versandung, die aber auch im Uebrigen uns jetzt nicht mehr so nahe steht, weil jene große Düne seit 50 Jahren nicht mehr vorhanden ist, und die westwärts gelegenen, gefährlichen Dünen $1\frac{1}{2}$ Meile entfernt sind und von der königlichen Hofkammer bereits bepflanzt werden. Sämmtliche Dünen bei der Stadt sind vollständig ungefährlich, werden überdem aber auch von der Königlichen Regierung, der die von der Stadt abgetreten sind, bepflanzt.

Aus Vorhergehendem wird einleuchtend sein, daß eine Anstauung des Sees, um den Abfluß nach dem Meere offen zu halten, nicht mehr nothwendig ist, und beträgt in Wirklichkeit das Niveau des Sees zur Ostsee 13 Zoll.

Daß aber nationales und internationales Interesse bei Anlegung dieses Hafens vertreten ist, beweist nachstehende Verlustliste, welche amtlich über die gescheiterten Schiffe für die Küstenstrecke von Rowe bis Rixhöft, also drei Meilen westwärts und sechs Meilen ostwärts von Leba, in den letzten 15 Jahren festgestellt ist.*)

Diese Liste beweist am besten die Nothwendigkeit einer Hafenanlage gerade bei Leba, da die vorgeschobene Lage unserer Küsten und Strömungen im Meere eine unverhältnißmäßig große Anzahl von Strandungen gerade hier veranlaßt. Jedem aufmerksamen Beobachter unserer Schifffahrt wird außerdem die große Zahl der in der Ostsee verschollenen Schiffe auffallen; es hat dies seinen Grund darin, daß zwischen Danzig und Swinemünde nicht ein einziger Hafen vorhanden ist, der einem einigermaßen tiefgehenden Schiffe die Einfahrt gestattet; alle diese Schiffe müssen, sobald sie Havarie leiden, rettungslos untergehen.

Schließlich erlauben wir uns noch anzuführen, daß Herr Dr. Boll den Stoff zu seinem Artikel voraussichtlich aus den pommerschen Provinzialblättern von Haken geschöpft hat, die wiederum ein Abdruck jener älteren, feindseligen und ungerechten Angriffe gegen Herrn von Brenkenhoff sind, um diesem genialen Manne die Gnade seines Königs zu entziehen. Das Urtheil über Herrn von Brenkenhoff hat unsere Zeit wohl am besten dadurch festgestellt, daß fast alle seine Verbesserungen, selbst auch die damals nicht zu Ende geführten oder bereits wieder verfallenen aufs Neue in Angriff genommen werden.

Wir glauben mit unseren Wünschen in Betreff der Hafenangelegenheit nicht unbillig zu sein, die pommersche Küste bietet keinen zweiten so günstigen Punkt, und sind wir überdem der Meinung, daß auch für unsere Gegend von Seiten des Staates zur Hebung der gedrückten Verhältnisse etwas geschehen muß, da sämmtliche anderen Provinzen sich einer Hebung des Verkehrs erfreuen, von dem wir fast ganz abgeschnitten sind.

v. Strantz	Sassenhagen,
auf Neuhoff.	Bürgermeister zu Leba.

Vom Herrn Dr. Boll, welchem wir von diesem Aufsatz Kunde gaben, geht uns folgende Mittheilung zu:

Wenn Herr S. meint, daß mein Artikel über Leba „veranlaßt" sei, so hat er damit vollkommen Recht. Derselbe ist wirklich veranlaßt und zwar durch die Studien, welche ich über die geschichtlich nachweisbaren Veränderungen der südbaltischen Küste gemacht habe, sowie durch die völlig uneigennützige, wohlmeinende Absicht, davor zu warnen, daß man, vielleicht bestochen durch die glänzenden Aussichten, welche sich durch eine Hafenanlage bei Leba für die Stadt eröffnen würden, die Hindernisse, welche der Ausführung dieses Projektes möglicher Weise entgegen stehen könnten, ja nicht zu leicht nehmen möge. Wer mehr aus meinen darüber handelnden Zeilen herausdeutet, mag seine Auslegung selbst verantworten. — Ich selbst habe auch nicht das allergeringste persönliche Interesse bei der ganzen Angelegenheit, sondern lediglich ein wissenschaftliches, und ich gönne es der Stadt Leba von ganzem Herzen, wenn sie einen recht guten Hafen erhält.

Was nun aber jenes Ereigniß vom Jahre 1779 betrifft, für welches Haken's pommer. Prov.-Bl. vom Jahre 1820 meine hauptsächlichste Quelle gewesen sind, so will Herr S. in dem Berichte über dasselbe eine große Uebertreibung des Sachverhaltes sehen, die in einer gegen Herrn v. Brenkenhoff gespielten Intrigue ihren Grund habe. Diese Intrigue ist mir gänzlich unbekannt und ich fürchte, daß Herr S. zu Gunsten jenes Projektes etwas zu viel auf Rechnung derselben setzt. Zwar verwirft er in der Ostseezeitung das Zeugniß des dänischen Kammerherrn v. Buchwald, welcher im Jahre 1782 Hinterpommern bereiste und der gleichfalls von der „verwüstenden Gewalt des Meeres" spricht, die sich damals bei Leba bethätigt habe, ich kann ihm aber dafür, daß damals die hinterpommerschen Küsten von einer außergewöhnlich gewaltsam andrängenden Fluth betroffen worden sind, noch einen ganz andern unverfänglichen Zeugen stellen. Aus Kolberg meldet nämlich am 6. März 1779 (d. i. an dem Tage der lebaer Katastrophe!) der „Hamburger Korrespondent" Folgendes: „Heute früh gegen 9 Uhr ist hier die Ostsee auf acht Fuß plötzlich dergestalt in die Höhe gestiegen, als man sich seit Menschengedenken nicht erinnert; sie war aber nach Verlauf von drei Stunden schon wieder in ihr gewöhnliches Ufer zurückgetreten. Der Wind kam NNO. und weil derselbe eben nicht zu heftig war, so vermuthet man, daß ein auswärtiger Sturm, oder auch ein Erdbeben diesen Anwachs verursacht habe." — Derartige plötzlich binnen wenigen Minuten, ja selbst Sekunden erfolgende Wasseranschwellungen, welche durch den an der Küste herrschenden Wind nicht motivirt werden, nennt man Seebären, und es ist einfach nicht wahr, wenn Hr. S. behauptet, daß dergleichen jährlich zur Zeit der Aequinoktien an der Ostseeküste einzutreten pflegten. Sie sind vielmehr zum Glücke so selten, daß ich deren seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts überhaupt nur fünf erwähnt gefunden habe, und zwar haben sich diese alle am hinterpommerschen (einer auch am preußischen) Strande gezeigt, kein einziger aber am vorpommerschen und mecklenburgischen, wonach also der Schluß ziemlich nahe liegt, daß der hinterpommersche Strand diesem Phänomen am meisten bloßgestellt sei. — Daß nun eine solche Wassermasse, die durch den Leba-Kanal, den sie weit aufriß, in den See eindrang, den Ufern desselben erhebliche Beschädigungen zugefügt haben muß, liegt auf der Hand, wenn sich dieselben auch im Einzelnen (falls man die Glaubwürdigkeit jenes ältern Berichtes in Frage stellt) nicht mehr werden feststellen lassen. Sollte es nun aber wohl einen bedeutenden Unterschied machen, ob die Wassermasse durch einen direkten Kanal (wie 1779) in den See eindringt, oder durch den Leba-Strom?

Aus der ganzen Art und Weise, wie Hr. S. mir hier und in der Ostseezeitung geantwortet hat, ersehe ich, daß man in L.

*) Leider verbietet uns der Raum, die von dem königlichen Stadtkommissär zu Leba aufgestellte Liste hier abzudrucken. Aus derselben geht hervor, daß in den Jahren 1850 bis 1864 im Ganzen 33 Schiffe strandeten und zerschellten. Es waren meist preußische, englische und dänische Schiffe, mit einem Gehalt von 2525 Lasten. Der Werth derselben betrug die erhebliche Summe von 217,100 Thlr.; die Ladungen 138,360 Thlr., der Verlust 356,770 Thlr. Der Verlust von 36 Menschenleben war dabei zu beklagen. D. Red.

selbst über jene Katastrophe vom Jahre 1779 nichts Bestimmtes mehr weiß, und um so mehr glaube ich im Interesse der Sache selbst gehandelt zu haben, indem ich das Wenige, was sich darüber noch ermitteln ließ, öffentlich zur Sprache gebracht habe.

Leben und Treiben im Yankeelande.

II.

Verluste zur See. Während des Monates November 1864 gingen 42 Fahrzeuge auf der See verloren; dieselben werden zusammen auf 1,937,000 Dollar geschätzt. Unter diesen Fahrzeugen waren 10 Schiffe, 9 Barken, 4 Briggs, 19 Schooner, 1 Dampfer und 2 Schaluppen. Acht wurden gekapert und zerstört, sechs aufgegeben, eins versank nach einem Zusammenstoß. Folgendes ist eine Tabelle der Marine-Verluste in den letzten 11 Monaten. Totalverlust im

Januar	35	Fahrzeuge . . .	1,927,500	Dollar,
Februar	33	„ . . .	2,600,500	„
März	49	„ . . .	1,566,300	„
April	62	„ . . .	2,100,550	„
Mai	24	„ . . .	1,085,000	„
Juni	22	„ . . .	815,500	„
Juli	33	„ . . .	2,350,000	„
August	30	„ . . .	1,590,000	„
September	33	„ . . .	901,600	„
Oktober	37	„ . . .	1,386,500	„
November	45	„ . . .	1,937,000	„
Total .	423	Fahrzeuge . . .	18,270,450	Dollar.

Wie der Krieg die Yankee's veredelt. Einem Soldaten, der in Memphis an einer Straßenecke stand, wurde die Zeit etwas lang, weshalb er einem Kameraden erklärte, er werde zur Zerstreuung den ersten Besten, der vorübergehe, niederschießen. Und der Kannibale hielt wirklich Wort, indem er einen armen Deutschen, der zufällig des Weges kam, mit seinem Revolver auf der Stelle niederstreckte. Der uniformirte Mörder machte sich davon, und der Erschossene wurde begraben. Weitere Folgen hatte der Vorfall nicht.

Gen. Burbridge. Dieser Mann scheint auf den Ruf der Burnside, Hascall, Hunter und Butler eifersüchtig zu sein. Preßknebelung, Exilirung, Füsiladen und politische Prosekution machen seine Kriegsthaten aus. Statt durch weise und erfolgreiche Dispositionen die Guerillas aus seinem Departement zu vertreiben, sucht er sie an Brutalität zu übertreffen. Vor Kurzem verübte eine Guerillabande an einem unionistisch gesinnten Bürger in Meade County, Kentucky, einen Mord; anstatt die Uebelthäter verfolgen und wo möglich aufgreifen zu lassen, ließ er vier gefangene Guerillas (die zudem darauf bestanden, zur regulären conföderirten Armee gehört zu haben) nach des ermordeten Mannes Farm durch ein Detachement geleiten und sie dort den Manen desselben durch Erschießen zum Opfer bringen. Das ist der „energische Krieg" von Abraham Lincolns und Stantons militärischen Kreaturen, der „energische Krieg" der Abolitionsgeneräle.

Der Süden zahlt seine Schulden. Eine Anzahl der ersten Handlungshäuser in Savannah hat, wie die Evening Post berichtet, bereits bedeutende Fonds zur Abtragung der vor dem Ausbruch des Krieges von ihnen contrahirten Schulden nach Newyork geschickt. Einige der Häuser, welche Abschlagszahlungen machten, haben ihren Gläubigern zugleich angezeigt, daß sie allen ihren Verbindlichkeiten, so bald als nur immer möglich, nachzukommen beabsichtigen.

Die „Sun" bemerkt über denselben Gegenstand: „Es verdient, allgemein bekannt zu werden, daß ein großer Theil der Schulden des Südens bereits gedeckt ist. Viele unserer früher mit dem Süden in Handelsverbindung stehenden Häuser haben bereits 70% ihrer alten Forderungen erhalten, und wir könnten einige bedeutende Firmen nennen, die vollständig bezahlt worden sind. Es hat die Abtragung der alten Schulden Seitens des Südens bereits in solchem Maße stattgefunden, daß nach zuverlässigen Quellen von der enormen Schuld, welche der Norden beim Ausbruch des Krieges an den Süden zu fordern hatte, 60% schon vollständig abgezahlt sind."

Profitabler Patriotismus. Die Anhänger und Angestellten der Administration haben sehr triftige Gründe, warum sie so entschieden gegen jeden Frieden sind. Es ist nicht ein einziger Beamter zu finden, der nicht irgendwie einen Vortheil aus dem Krieg zieht, wenn sein jährliches Einkommen auch nicht gerade 80,000 Dollar beträgt, wie das Van Wycks Comité Mr. Barney's Ersparungen pro 1862 berechnet hat. Der Distrikts-Attorney hat durch die Prisenprozesse ein immenses Vermögen verdient, und Marschall Murray muß sich in der kurzen Zeit seines amtlichen Wirkens auch etwas erspart haben, denn er hat sich kürzlich in der fünften Avenue einen Palast für 30,000 Dollar gekauft. Warum sollten die Herren nicht für den „Krieg bis zum Messer" sein?

Die Einwanderung in einem Jahre, vom 30. Sept. 1863 bis 30. Sept. 1864, betrug in den nachfolgenden Häfen die beigesetzte Anzahl von Personen:

Boston	5,204
Newyork	177,823
Philadelphia	4,483
Baltimore	2,203
Zusammen .	189,713
In 1862 waren	76,306
In 11 Monaten, endigend mit dem 30. Nov. 1863 .	146,519

Die außerordentliche Sterblichkeit in Newyork ist die Folge verschiedener Ursachen, deren hauptsächlichste aus nachstehendem Bericht des Kapitäns Lord von der Sanitäts-Polizei ersichtlich ist. Derselbe lautet:

Die Gesammtzahl der Tenementhäuser wird auf 12,374 angegeben, mit einer Bevölkerung von 401,376, von welchen 22,095 in Kellern wohnen — eine unterirdische Bevölkerung, die groß genug wäre für eine kleine Stadt. Einige mehr als zwei Drittel dieser Tenementhäuser, nämlich 8516, sind mit den nöthigen Einrichtungen versehen, um bei Ausbruch von Feuer entrinnen zu können, während 3801 Häuser mit 125,880 Bewohnern nicht mit solchen Einrichtungen versehen sind. In 8126 Häusern mit 238,113 Bewohnern ist die Ventilation gut, während 4221 Häuser mit 141,163 Bewohnern schlecht ventilirt sind.

Unsere Regierungsausgaben. Nachstehende Tabelle zeigt die Ausgaben unserer Nationalregierung von den Tagen Washingtons bis herab auf die Administration Buchanans, ein Zeitraum von 68 Jahren.

Washingtons Administration vier Jahre . . .	3,797,436	Dollar,
Washingtons zweiter Termin	12,653,205	„
Adams, vier Jahre	21,399,361	„
Jeffersons erster Termin	17,174,606	„
Jeffersons zweiter Termin	23,927,244	„
Madisons erster Termin	36,147,856	„
Madisons zweiter Termin	108,537,086	„
Monroe's erster Termin	58,608,087	„
Monroe's zweiter Termin	45,665,421	„
Jacksons erster Termin	56,249,379	„
Jacksons zweiter Termin	37,150,428	„
Van Buren, vier Jahre	112,196,621	„
Tyler, vier Jahre	81,216,623	„
Polk, vier Jahre	146,924,402	„
Fillmore, vier Jahre	191,647,610	„
Pierce, vier Jahre	211,090,307	„
Zusammen	1,163,882,819	Dollar.

Die Ausgaben unter Buchanans Regierung beliefen sich nahe an 260 Millionen Dollars, wonach die Gesammtausgaben unserer Nationalregierung von ihrer Organisirung an bis auf die Zeit, da Lincoln ans Ruder trat, 1520 Millionen Dollars. Diese Angaben schließen Alles ein, was uns zwei Kriege mit auswärtigen Feinden kosteten, der eine mit England, der andere mit Mexiko. Auch sind die Kosten der langwierigen Indianerkriege mit eingeschlossen; ferner Alles, was bezahlt wurde im Ankauf von Louisiana, Florida, Californien und Neumexiko. Und dennoch haben alle diese Kriege und alle diese Gebietserwerbungen nicht so viel gekostet als die ersten paar Jahre von Abraham Lincolns Administration.

Steuer auf Katzen. Die Ohio Legislatur hat eine Steuer auf — Katzen eingeführt. Dies ist etwas ganz Neues und verdient von unseren Solonen berücksichtigt zu werden.

Ein Ohio Blatt bemerkt dazu: „Hoffentlich werden indeß die Solone, wenn sie an die Besteuerung der Miäuzchen gehen, auch die spitzbübischen Ratten nicht vergessen. Ihnen sollten sie fortan, und zwar nicht ad valorem, sondern mit einer Prohibitiv-Steuer auf den Pelz rücken. Wenn wir nicht sehr irren, so behauptete ein gewisser Herr Stanley jüngst in einer Kriegsversammlung dahier, daß die Bäuerinnen von Ohio im Laufe von wenigen Jahren unsere ganze Nationalschuld aus dem Erlöse ihrer Butter werden tilgen können. Das war gewiß eine fette und geistreiche Behauptung, aber würde es nicht weiser sein, diese Schuld aus einer Rattensteuer zu decken? Wir meinen man blos; denn die Herren von der Administrationspartei lieben die Butter doch auch!"

Die Schuljugend braucht keine Pässe. Es gereicht uns zu besonderer Genugthuung, dem Volke der Vereinigten Staaten und den Bewohnern der angrenzenden Länder die erfreuliche Mittheilung machen zu können, daß unser liberaler Staatssekretär, der größte Staatsmann seiner Zeit, William H. Seward die Verfügung erlassen hat, Schulkinder bedürfen zum Passiren der Grenze keine Pässe. Einige Kinder aus Windsor in Canada West pflegten nämlich die Schule in Detroit zu besuchen, wurden aber nach Erlassung des Paß-Ukas an der Grenze angehalten und zurückgewiesen. Auf Anfrage Seitens des Distrikts-Attorneys in Detroit hat der Staatssekretär die überaus weise Entscheidung abgegeben, Schulkinder seien keine „Reisende" im Sinne der Paß-Verordnung und bedürften zum Ueberschreiten der Grenze keiner Pässe. Was werden wir unter dieser Partei der Aufklärung und des Fortschritts nicht noch Alles erleben!

Ein Lumpensammler-Ball. Ein höchst ungewöhnliches Ereigniß war ein Ball der Lumpensammler in Toronto, Canada, welchen der „Leader" ausführlich beschreibt. Der Ball fand an einem Montage statt; gegen 300 Lumpensammler mit ihren Weibern und Geliebten, Freunden und Bekannten hatten sich dazu eingefunden. Eine Mrs. Asbal, eine Frau, welche viel Geld im Lumpengeschäft gemacht hat, war die Veranstalterin des Balles, welchen sie zur Feier der Einweihung eines von ihr errichteten großen Lumpen-Lagerhauses gab. Die Dame hatte eine allgemeine Einladung an alle Bettler und Lumpensammler der Stadt und Umgegend erlassen, welche derselben denn auch Folge leisteten. Für Essen und Trinken war in Hülle und Fülle in einem großen Saale auf dem untern Flur gesorgt, zu welchem während des Balles der Eintritt Jedem frei stand. Im Saale des obern Stockwerkes wurde getanzt; der Anblick des Ballsaales soll ein höchst origineller gewesen sein. Tanzen und allgemeine Heiterkeit hielten die Gesellschaft bis beinahe um vier Uhr Morgens beisammen, dann zogen sich die Gäste nach ihren Höhlen in den verschiedenen Theilen der Stadt zurück, um mit Haken und Sack wieder ihrem Geschäfte nachzugehen. Auf dem Balle fiel nicht die geringste Störung vor; die Anwesenheit eines Polizisten genügte, um Störungen der Ordnung vorzubeugen.

Maßregeln gegen illoyales Betragen. St. Louis, 25. Jan. General Sanborn, der den Distrikt von West-Missouri kommandirt, hat 48 Familien und 100 anderweitige Männer und Frauen auf eine Entfernung von 50 Meilen außerhalb seines Distrikts verbannt, weil sie Guerillas und Buschklepper fütterten und beherbergten. Die Verbannten hatten den Distrikt bis zum 20. Februar d. J. bei Vermeidung der Verhaftung und strenger Bestrafung zu verlassen.

Expedition des Obersten Finnis nach Nord-Australien. Ueber die von Oberst Finnis angelegte Colonie in Nord-Australien gaben wir (Globus VII, 255) eine kurze Nachricht. Die melbourner deutsche Zeitung „Germania" enthält darüber jetzt Ausführlicheres. Sie sagt: Land und Klima im Norden sind, so weit die Erfahrung der Expedition bis jetzt reicht, sehr günstig, und es steht der Anlage einer erfolgreichen Niederlassung nichts im Wege. — Das Schiff „Henry Ellis" mit der Expeditionspartie traf am 20. Juni 1864 nach einer ziemlich zweimonatlichen langen Fahrt in Adam-Bay ein, woselbst die „Beatrice", Kapt. Hutchinson, schon 20 Tage vorher eingetroffen war. Letzteres Schiff hatte den Adelaide-River etwa 70 Meilen weit befahren und ihn bis dahin tief und schiffbar gefunden. Die Fahrt des Schiffes „Henry Ellis" war so weit gut von statten gegangen, wenn auch dasselbe durch widrige Winde etwas zurückgehalten worden war, und wurden die Mannschaften, deren Pferde und sonstiges Vieh durch die „Beatrice" nach einem Lagerplatze ungefähr 50 Meilen stromaufwärts hinaufgeschafft, wo Finnis ein Depot anzulegen beschlossen hatte, und wo auch — wenn sich sonst kein besserer Platz finden sollte — die Hauptstadt abgesteckt werden soll, während der Hafenplatz am Ausgange des Adelaide-Flusses, ungefähr zwei Meilen von dessen Mündung, bestimmt ist und Port Daly (zu Ehren des Gouverneurs Sir Daly) genannt werden soll. Der Fluß ist hier eine Meile breit und 15 Faden tief und hat noch 20 Meilen weiter hinauf eine Breite von 900 bis 1800 Fuß nebst einer genügenden Tiefe, daß große Schiffe weiter hinauf ihn befahren können. An dem Platze des Depots verengert sich der Fluß bis zu 450 Fuß. Das Land nahe der Küste und dem Ufer des Adelaide ist niedrig und zum Theil morastig, wird aber besser, je weiter man sich von diesen entfernt; dasselbe ist gut beholzt, und sind schon mehrere Bäche und Creeks aufgefunden, an deren Ufer hohe, tropisch aussehende Bäume wachsen. In den Creeks und dem Adelaide sind Schwärme von Fischen, und auf dem Lande gibt es Kängurubs, Wallabies und sonstiges australisches Wild in Menge. Das bis jetzt gesehene Land hat guten Boden, ist freilich zu sofortiger Kultur nicht offen genug, dagegen wird solches sich weiter im Innern finden.

Das Klima ist sehr angenehm und zu der Jahreszeit, in welcher die Berichte geschrieben wurden, Juli und August, das lieblichste und schönste der Welt, die Nächte mild, die Morgen kühl mit einem kräftigen Seewind und die Mittage und Abende warm und schön. Weiter nach innen werden die Nächte und Morgen fühlbar kälter und die Tage heißer, weil die Seebrise die Temperatur nicht ausgleicht. Eine große Plage am Depotplatze sind die Mosquitos, welche eine ganz gewaltige Größe erreichen.

Die Eingebornen, dort sehr zahlreich, sind groß und stark gewachsen, im höchsten Grade diebisch und von feindseliger, kampflustiger Gemüthsart, auch wird vermuthet, daß sie Menschenfresser seien. Während die Europäer mit ihnen sprachen, verstanden sie diesen unbemerkt die Taschen auszuleeren. Leider ist auch schon mit ihnen ein blutiger Zusammenstoß erfolgt, der den Tod eines derselben sowie die Verwundung zweier Mitglieder der Expedition herbeiführte. In der Nacht des 8. August 1864 hatte eine Partie Eingeborner etwa 15 Sack Mehl aufgeschnitten und dasselbe verschüttet, um sich der Säcke zu bemächtigen; ferner waren ein paar Segel und mehrere andere Sachen vom Depot gestohlen. Sobald dies am Morgen bemerkt wurde, setzten drei Mitglieder der Expedition unter Anführung des Herrn Pearson zu Pferde den Eingebornen nach und trafen dieselben in einem Gehölz, wurden aber von ihnen vermittelst ihrer Speere angegriffen. Durch Unachtsamkeit oder aus anderen Ursachen wollten die Revolver nicht losgehen, und die drei Leute wären verloren gewesen, wenn nicht ein Mr. Ward mit mehreren anderen Gefährten zu ihrer Rettung angekommen wäre und die Eingebornen durch ein paar Flintenschüsse verjagt hätte, deren einer den Anführer der Eingebornen in die Stirn traf und tödtete. Pearson erhielt vier Speerwunden und Litchfield eine Wunde am Arm, beide waren aber auf dem Wege der Besserung. In Folge dieses Angriffes hat nun Mr. Finnis einen regelmäßig militärisch geordneten Wachtdienst eingerichtet; es zeigt sich dabei aber auch, daß die jetzige Expedition zu schwach ist, um den Eingebornen die Spitze zu bieten, sowie die Vermessung und Auslegung des Landes vornehmen zu können. Da auch viele der mitgebrachten Provisionen verdorben sind, so muß die Regierung so schnell als möglich eine weitere Sendung von Leuten, Provisionen und Waffen nach dem Adelaide-River abgehen lassen.

Der Resident schließt seinen Bericht über das Land folgendermaßen: „Meine Ansicht bestätigt sich immer mehr, daß hier die Hauptstadt zur Niederlassung angelegt werden muß, mit Adam-Bay als Außen- und der Mündung des Adelaide-Flusses als Innen-Hafen. Mir scheint, daß wir Alles erlangt haben, was wir suchten, und sicher mehr, als das Ministerium Süd-Australiens je erwarten konnte."

In einem Privatbrief vom 5. Oktober wird — das alte Lied! — über Mangel an Regen, sowie über das Austrocknen der Wasserlöcher geklagt und die Verwunderung ausgesprochen, wie Schafe sich auf den Weiden hätten ernähren können.

Aus der Provinz Pará in Nordbrasilien wird gemeldet, daß in der dortigen gesetzgebenden Versammlung ein Deputirter, Raymundo Peter Anzier, folgenden Antrag gestellt habe.

„Die Assemblea provincial möge beschließen: 1) Von jetzt an wird in allen Städten des Innern auf öffentliche Kosten eine Schule für Klavierunterricht gegründet, und die Lehrer sind verpflichtet, außer Pianospielen auch Gesang und gregorianische Musik zu lehren. — 2) Jeder Lehrer erhält eine Besoldung von 1600 Milreis und außerdem eine Gratifikation von 800 Milreis jährlich. Jeder Lehrer hat das Recht, auch im Flöten-, Waldhorn- und Violoncello-Spielen zu unterrichten."

Die deutsche Zeitung in Porto Alegre bemerkt dazu: — Da hört doch Alles auf! Die Leute haben keine Brücken und keine Landstraßen und nicht einmal ABCschulen und wollen öffentliche Klavierschulen einrichten!!

Das atlantische Telegraphentau, welches das eigens hierzu eingerichtete Riesenschiff Great Eastern zu Sheerneß aufnimmt, ist vollendet, und schon mehr als 1200 Miles desselben, das ist etwa die Hälfte der ganzen einzuschiffenden Quantität,

waren Ende April an Bord gebracht worden. Die ganze Länge des Taus vom Ausgangspunkte in Irland, bis zum Landungspunkte in Amerika, beträgt genau 2253 Miles; doch schifft man der Vorsicht halber 2400 Miles Draht ein. Drei große Behältnisse, die eigens im Schiffe eingerichtet wurden, nahmen das Kabel auf, welches fortwährend im Wasser liegt und von Telegraphenbeamten mit den vorzüglichsten Instrumenten untersucht wird, damit auch der geringste Schaden gleich wahrgenommen werde. Bisher war nicht der kleinste Fehler zu entdecken, und in Bezug auf elektromagnetische Befähigung wird das Kabel fehlerfrei eingeschifft werden. Man hat bis jetzt täglich 20 bis 30 Miles an Bord gebracht, und wenn die Arbeiten in den Werkstätten von Glaß, Elliot u. Comp. in Greenwich, wo das Tau gefertigt wird, nicht ins Stocken gerathen, so wird die Einschiffung etwa Anfang Juni vollendet sein. Das Gewicht des neuen Kabels ist beinahe doppelt so groß, wie das des alten. Letzteres wog 261 Pfund per Seemeile, ersteres dagegen 400 Pfund. Der Kohlenbedarf des Great Eastern für die bevorstehende Reise beträgt 160,000 Centner.

Wasserverbindungen im Innern Brasiliens. Verbindung des Tocantins mit dem Paraguaystrom. Einer Mittheilung des Herrn Karl v. Koseritz aus Porto Alegre entlehnen wir das Nachfolgende:

Drei große Flüsse setzen Para und Matto Grosso in direkte Verbindung, und auf jedem derselben würde die unbehinderte Schifffahrt, wenn auch mit einigen Opfern, zu ermöglichen sein.

Es sind die beiden Nebenflüsse des Amazonas: Madeira und Tapajos und der Tocantins.

Der Madeira würde die beste schiffbare Straße nach Matto Grosso bilden, wenn nicht die große Linie von Felsen und Wasserfällen wäre, die in einer Ausdehnung von fast 70 Meilen die Dampfschifffahrt unmöglich macht, und die Hinwegräumung dieses Hindernisses (d. h. die Eröffnung eines Kanals) liegt noch nicht in den finanziellen Kräften des Kaiserreiches.

Den kürzesten Weg von Para nach Matto Grosso bietet der Tapajos; aber auch dieser Fluß ist mit so zahlreichen Riffen und Wasserfällen von der Natur bedacht worden, daß es noch leichter sein würde, den Madeira für Dampfschiffe zugänglich zu machen, als den Tapajos, der selbst in Canoen und Piroguen nur mit Lebensgefahr befahren wird.

So bleibt also nur der Toncantins, der wirklich die beste Gelegenheit bietet.

Mit Ausgabe von 200 oder 300 Contos de Reis können die Hindernisse beseitigt werden, damit der Tocantins bis fast zu den Quellen des Araguaya, d. h. in einer Ausdehnung von ca. 500 brasil. Meilen für Dampfer schiffbar werde.

Schon heute, versichert uns unser Freund, der talentvolle Rio Grandenser Cap. José de Costa Azevedo, welcher die hydrographische Karte jener Gegenden aufgenommen hat, können große Dampfer auf dieser ganzen Strecke ohne Gefahr den Fluß hinauf fahren, und nur der Rückweg bietet Gefahren. Der Tocantins hat in seiner ganzen Ausdehnung keinen einzigen Wasserfall, und die Schifffahrt auf demselben wird nur durch die Strömungen und Strudel gefährlich gemacht, welche sich in Folge häufiger Riffe und großer Steine unter dem Wasserspiegel bilden.

Die Beseitigung dieser Felsen ist leicht zu bewerkstelligen, wie die Arbeiten beweisen, welche zu diesem Ende auf Befehl des Dr. Couto Magalhaes, Präsidenten der Provinz Para, so eben auf dem Araguaya vorgenommen werden. Mit der oben genannten Summe kann der Tocantins, resp. Araguaya, fast bis zu den Quellen dieses letztern für größere Dampfschiffe fahrbar werden, und von diesem Augenblicke an bilden diese Flüsse die beste Wasserstraße nach Matto Grosso, da die des Paraguay über den La Plata, auch unabhängig von Krieg und Frieden, eine lange und beschwerliche ist. Der Araguaya ist bis dicht an seine Quellen schiffbar und von dort bis nach Martyrios durchfließt er mit seinen Wassern die Provinz Matto Grosso in einer Ausdehnung von 300 bis 350 brasil. Meilen. Von den Ufern des Araguaya gehen sehr besuchte und gute Landwege bis Cuyabá, welches höchstens 80 brasilianische Leguas abliegt.

Man geht jetzt mit aller Kraft daran, diese neue und äußerst wichtige Wasserstraße, welche Matto Grosso und Goyaz in direkte Verbindung mit dem Amazonas bringen würde, von den Hindernissen zu befreien, welche der Dampfschifffahrt noch gefährlich sind, und sobald dies geschehen ist, wird Brasilien wieder einen bedeutenden Schritt auf dem Wege des Fortschrittes gethan haben.

Dann würde eine Eisenbahn vom Araguaya nach Cuyabá und von dort nach Albuquerque oder Dourados (Brasiliens bestem Hafen im Paraguay) die beiden mächtigen Lebensadern von Südamerika, den Amazonenstrom und den La Plata, in direkte Verbindung setzen.

Von welchen weit ausgreifenden Folgen dieser Schritt sein würde, um dieses Land der Civilisation und dem Verkehre zu öffnen, liegt auf der Hand. Goyaz, Matto Grosso und Parana so wie Maranhon ꝛc. würden schnell erblühen, und der unendliche Reichthum jener Regionen würde Bevölkerung herbeiziehen.

Agassiz' Forschungsreise in Südamerika. Der berühmte Geolog und Naturforscher ist im März von Boston nach Brasilien abgefahren, um das Innere Südamerika's zu erforschen. Er wird zuerst den Amazonenstrom besuchen; dort will er Beobachtungen und Studien über die Metamorphose der Fische machen, dann den Huallaga hinauf und weiter nach Süden über die Andes nach Lima gehen. Seine weitere Wanderung führt ihn nach Bolivia und an den Titicaca-See, und wenn es möglich ist, wird er den Maderafluß in dessen ganzem Laufe bis zur Mündung in den Amazonenstrom verfolgen. Er hat zwei Geologen, zwei andere Naturforscher, einen Muschelkundigen und einen Zeichner mitgenommen. Wir dürfen von Agassiz namentlich auch Tüchtiges über die eingebornen Stämme erwarten; auch will er in den Andes Forschungen über die Moränen und Gletscher anstellen.

Weiße Barbaren in Brasilien. Die deutsche Zeitung in Porto Alegre meldet aus der Provinz St. Paulo folgende Abscheulichkeiten, die keine Phantasiegemälde sind wie jene in der lügenhaften Onkel Toms Hütte: —

Am 15. Dez. 1864 wurde in der Sklavenabtheilung der Wohngebäude des Modesta Ribeiro de Mendonsa in Ribeiro, bei Iguape, die Leiche eines Schwarzen schon im vorgerückten Verwesungszustande gefunden, welche sich als die eines Sklaven des Genannten, Namens Antonio, herausstellte. Die polizeiliche Untersuchung ergab, daß dieser unglückliche Sklave schon in vorgerücktem Alter, also untauglich zur Arbeit, von seinem unmenschlichen Herrn sich selbst überlassen wurde, ohne Nahrung und Hülfe erkrankte, von den Würmern buchstäblich aufgefressen seinem Elende unterlegen und gestorben ist.

Die Notiz über diese empörende Thatsache entnehmen wir einer Correspondenz der „Revista Commercial" und wir fügen ihr aus derselben Correspondenz noch folgende bei, die an Unmenschlichkeit und Abscheulichkeit die erste bei Weitem noch übertrifft: Der reiche und aus einer angesehenen Familie stammende Fazendeiro José Bicudo de Siqueira Salgado hat eine Reihe von Verbrechen begangen, die mit so schauderhaften und schrecklichen Umständen verbunden sind, daß man ihres Gleichen vergebens in den Lebensgeschichten der größten Verbrecher suchen dürfte. Die polizeilichen Verhöre ergaben nicht weniger als fünf Mordthaten an Sklaven, unter welchen eine Sklavin von 14 Jahren, mit der er lange im Concubinat lebte. Diese züchtigte er auf die schrecklichste Weise, knebelte sie und schloß sie in ein Zimmer ein, worin er sie ohne Pflege und Nahrung ließ, bis die Würmer ihren mit Wunden bedeckten Körper buchstäblich aufgefressen und der Tod sie von ihren Leiden erlöste. Deßgleichen soll er ein Kind von drei Jahren, wie die Zeugen aussagen sein eigenes, eigenhändig verbrannt haben. Die Thatsachen, die Sklaven zu verbrennen, ihnen glühende Kohlen in den Mund zu geben und sie zu zwingen, diese zu verschlucken, nachdem von vorhergegangenen Züchtigungen die Körper noch mit Wunden bedeckt waren, dieselben mit Peitschenhieben derart zu züchtigen, daß das Blut in Strömen floß und von den Hunden aufgeleckt wurde, sind eben so viele schwarze Punkte, um dieses Schreckensbild zu vollenden.

Statistik von Britisch-Nordamerika. Die „Times" vom 4. April 1865 theilt folgende statistische Daten mit, welche sich auf die fünf britischen Colonien in Nordamerika beziehen.

Die Bevölkerung betrug im Januar 1865 in

Canada	2,783,079
Neu-Schottland	349,300
Neu-Braunschweig	272,780
Neu-Fundland	137,800
Prinz Eduard Insel	85,992
Summa	3,628,951

Der Gesammtflächeninhalt beträgt 419,345 engl. Geviertmeilen. Die Einnahmen betrugen 1863: 12,523,320 Dollars. Die Einfuhr hatte in dem genannten Jahre einen Werth von

70,601,460 Dollars, die Ausfuhr von 66,847,036 Dollars. Die Bevölkerung beträgt auf die engl. Geviertmeile 8.40 in Canada; 18.72 in Neu-Schottland; 10.66 in Neu-Braunschweig; 3.41 in Neu-Fundland; 40.95 auf Prinz Eduard Insel.

Der Ausbruch des Aetna. Zur Ergänzung des Aufsatzes „Der Aetna" (Globus VIII. S. 25), theilen wir heute den Bericht eines Herrn Fouqué über den Ausbruch dieses Vulkans an die französische Akademie mit, wie er im Moniteur vom 29. März 1865 abgedruckt ist: Der Ausbruch begann um halb 11 Uhr in der Nacht vom 30. auf den 31. Januar 1865. Am vorhergehenden Tage hatte man zwei Erdstöße gefühlt, den einen am Mittag, den andern um halb 5 Uhr Nachmittags. Ein sehr heftiger Stoß ging auch dem Ausbruche unmittelbar voran, wobei man verticale Oscillationen und horizontale Bewegungen von S.W. nach N.W. verspürte. Diese bemerkte man jedoch nur an der Nordwestseite des Berges. In Lavina bei Piedimonte flohen die erschreckten Einwohner aus ihren Wohnungen und kehrten während der ganzen Nacht nicht in dieselben zurück. In Catania dagegen ging die Erscheinung unbemerkt vorüber. Nach dem Stoß sah man, wie sich Flammensäulen an der Nordostseite des Aetna bis zu einer Höhe von 1700 Meter über den Spiegel des Meeres und 500 Meter vom Fuße des Berges Frumento erhoben; letzterer war früher auch ein vulkanischer Kegel, aber er ruht nun schon lange. Jetzt öffnete sich der Erdboden, und die Lava begann mit ungeheurer Schnelligkeit zu strömen. In zwei bis drei Tagen hatte sie sich auf eine Ausdehnung von sechs Kilometern ergossen. Der Strom war drei bis vier Kilometer breit und erreichte eine Dicke von zehn bis zwanzig Metern. Was dieser glühenden Fluth in den Weg kam, wurde zerstört, und nur wenige Spuren von Vegetation blieben übrig. Nachdem der Strom bis zum Stornello geflossen war, theilte er sich in zwei Aeste; der eine floß von diesem Berge langsam nach Westen zu, während der andere östlich von dem genannten vulkanischen Kegel sich in das tiefe und enge Thal des Colla Vicchio hinabstürzte. Der Fall betrug über 50 Fuß, und die festen Blöcke von Lava und Felsgestein, welche der glühende Strom mit sich führte, wurden auch in die Tiefe hinabgerissen, welche bald ausgefüllt war.

Am 6. Februar begann der westliche Zweig wieder zu fließen und sich in einer Höhe von 1321 Meter nochmals zu gabeln. Diese beiden Secundäräste flossen der eine bis zum 21., der andere bis zum 25. Februar. Der erstere hörte bei einer Höhe von 1309, der zweite bei einer Höhe von 1186 Meter auf. Zuletzt am 6. März bildete sich im Westen des Kraters ein neuer rasch vordringender Strom.

Im Ganzen bestehen sieben Krater, von denen fünf in elliptischer Form zusammengereiht liegen, und diese fünf haben correspondirende Kegel. Am Westende der Ellipse ist eine Oeffnung, welche den Austritt mehrerer Lavaströme gestattet. Von der Basis des Frumento bis zum nächsten Kegel erstreckt sich eine 500 Meter lange Spalte nach Osten zu, welche als eine Fortsetzung des Kraters betrachtet werden kann. Ihre Weite übersteigt zehn Meter, und ihre Tiefe ist sehr beträchtlich. Zur Hälfte ist diese Spalte mit festen Lavablöcken erfüllt, welche erstarrt sind, denn der Schnee hat sich hier in beträchtlicher Menge angesammelt. Die Lava hat selbst die stärksten Pinien verkohlt, was einen hohen Grad von ursprünglicher Wärme anzeigt.

Die Fumarolen am Aetna können in trockene, saure, alkalische und kohlensaure eingetheilt werden. Die ersteren enthalten Chlor und Jod, jedoch keinen Wasserdampf, keine sauren oder alcalischen Bestandtheile. Sie stehen mit dem Maximum vulkanischer Thätigkeit in Verbindung, während die kohlensauren Exhalationen das Minimum derselben anzeigen und die anderen die mittleren Grade darstellen. Die Eigenthümlichkeit des gegenwärtigen Ausbruches besteht jedoch in der gänzlichen Abwesenheit alles Schwefels und seiner Verbindungen in den Ausströmungen, was um so bemerkenswerther erscheint, als sonst doch Schwefel bei vulkanischen Ausbrüchen nicht zu fehlen pflegt. Andrerseits jedoch ist Seesalz, Kupferchlorür, Chlorwasserstoffsäure, Eisenchlorür und Ammoniak in Menge aufgetreten. Eine andere bemerkenswerthe Thatsache ist die, daß in den alcalischen Fumarolen kohlensaures Ammoniak und kein Chlorammonium auftritt.

Der aktive Sitz der gegenwärtigen Eruption muß im niedrigsten Theile des von den sieben Kratern eingeschlossenen Ellipsoides gesucht werden. Die drei Krater des Frumento sind weniger thätig als die vier anderen. Die letzteren speien flüssige Lava und stoßen einen farblosen Rauch aus, während die drei anderen feste Massen Gestein und Lava nebst Asche, Wasserdampf und braunem Rauch von sich geben. Die Schläge, welche aus dem Innern des Berges ertönen, lassen sich am besten mit denen eines Riesendampfhammers vergleichen, und es ist nicht zu verwundern, daß die Alten die Werkstätten ihrer Cyklopen hierher verlegten.

Tänze und Heldenlieder der Färinger. Von Meeresföhrden tief zerschnitten tauchen aus den kalten Wogen der Nordsee die Färevjarn (dänisch Faröer, Schafsinseln) empor, deren höchste Gipfel bis zu 2800 Fuß aufsteigen. Wohin man das Auge wendet, überall trifft man auf eine düster erhabene oder schaurig wilde Natur, die nur selten durch idyllische Züge gemildert wird. Das Klima ist trotz der hohen Breite mild, aber die Stürme des die Inseln umgebenden Meeres hausen oft entsetzlich. Die Einwohner leben von der Schafzucht, dem Vogelfang und der Beute, welche ihnen das Meer an Walen, Seehunden und Fischen liefert. Die Färinger sind ein hübscher Menschenschlag, ehrlich, gastfrei und mildthätig, allein sehr abergläubig. Abgeschlossen von der Außenwelt haben sich bei ihnen die Sagen der Vorzeit im Volksmunde erhalten, und mit diesen der Glaube an Spuk- und Geistergeschichten, die Abends, wenn die Lieder von Sigurd dem Drachentödter abgesungen sind, erzählt werden und stets gläubige Seelen finden. So ist es erklärlich, daß bei den grundehrlichen Leuten eine wunderbare Mischung von heidnischen und christlichen Vorstellungen und von katholischen und protestantischen Anschauungen sich findet. Unter den Volksvergnügungen, deren es allerdings nicht viele giebt, ist besonders der Tanz zu nennen. Ein neuerer Reisender, Maurer, sagt: „Der eigenthümliche faröische Tanz wird sich noch lange erhalten, obschon ihm eine bessere Musik zu wünschen wäre; jeder Tanzende singt nämlich den angestimmten Gesang so gut, wie er kann, natürlich ohne allen Begriff von Takt und Harmonie, während der aus Männern und Frauen gemischte Tänzerkreis abwechselnd drei Schritte links und drei Schritte rechts geht, dann still steht und sich verneigt."

Alte Sagen und Lieder erhielten sich bei der Abgeschiedenheit der Inseln lebhafter im Gedächtnisse des Volkes, als bei uns in Deutschland, wo neben anderen feindlichen Mächten die christliche Geistlichkeit einen endlosen Vertilgungskrieg gegen alle Ueberbleibsel der Heidenzeit führte. Die uralten Sagen und Dichtungen aus dem Norden Germaniens, deren Uebereinstimmung bei den deutschen Völkern nachgewiesen worden ist, sie leben dort im Volksmunde. Noch heutigen Tages singt das arme Fischervolk der Färinger die Geschichten von Sigurd dem Drachentödter, seinem Morde und der Rache, welche die Anstifter ereilte, singt sie in Ermanglung der Musik zum Tanze. Die Mehrzahl dieser merkwürdigen, uralten Volksgesänge ward zuerst aufgezeichnet und herausgegeben vom Prediger H. C. Lyngbye. Seine Niederschrift ist jedoch in mehrfacher Beziehung mangelhaft, denn einestheils hielt er sich nur kurze Zeit auf den Färevjarn auf, so daß er nicht den ganzen Schatz heben konnte, anderntheils war er der Sprache jener Eilande nicht vollkommen mächtig, so daß seine Ausgabe, wie verdienstlich sie auch war, doch keineswegs genügte. Die kopenhagener gelehrte Gesellschaft „det nordiske Literatur Samfund" hat 1851 deßhalb eine neue Ausgabe veranstaltet, in der wohl so ziemlich Alles enthalten ist, was die Färinger von jenen alten Gesängen aufbewahrten.

Daß uns Deutschen diese interessanten Lieder nun zum Theil zugängig gemacht wurden, verdanken wir dem Schleswig-Holsteiner P. J. Willatzen, der, mit der nordischen Literatur wie wenige bei uns bekannt, vor Kurzem „Alt-isländische Volksballaden und Heldenlieder der Färinger" (Bremen, Geisler. 1865) herausgab. Seine Uebersetzungen lesen sich so fließend wie Originale, er hat es verstanden, ganz in den Geist des nordischen Gesanges einzudringen und selbst bedeutende Schwierigkeiten, wie die Alliteration, glänzend zu überwinden. Als einen Beitrag zur Charakteristik jener nordischer Völkerschaften heißen wir Willatzens Buch willkommen. Zu weit würde es uns aber aus den Grenzen unserer Zeitschrift führen, wenn wir deren poetischen Werth hier besprechen und Proben der Lieder selbst geben wollten. Wir verweisen daher alle Leser, denen es um nähere Kenntniß zu thun ist, auf das Buch selbst. Werthvolle Anmerkungen geben uns archäologische und sprachliche Winke; die Einleitungen versetzen uns in die Landschaften Islands und der Faröer selbst und geben uns einen kurzen Abriß der Literatur jener Inseln.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Zur Kunde von Bulgarien.

Geschichtliches. — Abstammung der Bulgaren. — Sprache. — Tracht. — Gesang und Tanz — Dörfer. — Landwirthschaft — Viehzucht — Klima. — Der Paß von Belgraidschik — Wein, Rakie, Rosenöl. — Mineralreichthum — Industrie. — Intelligenz und Volkserziehung — Klöster und Mönche. — Eindringen nach Bulgarien — Nisch und der Schädelthurm. — Die Bedrückung der Christen. — Die griechische Geistlichkeit. — Die katholische Bewegung.

Verheerende Stürme sind über die Länder am Hämus hinweggebraust, seit Griechen und Römer aus denselben



Bulgarischer Friedhof. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

zurückgedrängt wurden. Reste prachtvoller Bauten, Paläste, Tempel, Triumphbögen und zahlreiche andere über das weite Land verstreute Ueberbleibsel monumentaler Werke und Grabstätten sprechen von jener klassischen Geschichtsperiode.

Völker auf Völker, die von den Höhen des Ararat oder vom Ural gekommen, drängten einander, um in den Besitz der fruchtbaren Donauländer zu gelangen. Zumeist bar-

barische Nomaden und nur groß im Zerstören. Wie bei wandernden Zigeunerherden, bezeichnen kaum flüchtige Spuren ihre Anwesenheit. Von all diesen slavischen und tatarischen Völkerschaften gelang es nur den Serben und Bulgaren, dauernde Reiche an der untern Donau zu begründen und ungeachtet der türkischen Ueberflutung ihre Volksthümlichkeit bis zum heutigen Tage in beinahe vollkommener Integrität in den vor derselben innegehabten Grenzen zu behaupten.

Noch heute wird das Gebiet zwischen der Donau und dem Aegäischen Meere, also ganz Macedonien und Thracien, mit Ausnahme seiner halbinselförmigen Küsteneinschnitte, von ungefähr fünf Millionen Bulgaren bewohnt. Diese B'lgeri, serbisch Bugarn, russisch Bolgare, werden der großen slavischen Familie zugezählt. Sie sind aber eigentlich von ugrischer Abstammung (uralische Finnen) und wurden erst in Europa slavisirt. Zu Ende des fünften Jahrhunderts wird ihrer zuerst in der Geschichte Europa's gedacht. Die Schlachten von Nikopolis (1396) und die Niederlagen Hunyads bei Varna (1444) und auf dem Unglücksfelde Kossovo (1446) besiegelten die Unterjochung der Serben und Bulgaren durch die Osmanen.

Die Bulgaren, weniger glücklich organisirt als ihre serbischen Nachbaren, hatten mit der Annahme des Christenthums durch ihre Vermengung mit den ihnen geistig vorgeschrittenen slavischen Völkerschaften ihre ursprüngliche kriegerische, energische Kraft eingebüßt, ohne dafür ein eigenes höheres Kulturleben begründen zu können. Nach einer kurzen Selbstständigkeit begnügten sie sich mit der kläglichen Rolle, Vasallen bald dieses, bald jenes Volkes zu sein, und die nahezu 500jährige Beugung unter das Türkenjoch that das Uebrige, um die einst so gefürchteten Bulgaren in so friedsame Menschen umzuwandeln, daß ihnen jetzt sogar Feigheit vorgeworfen worden ist. Auf allen Seiten umgeben von ohnmächtigen Romanen, mißgünstigen Griechen, feindseligen Albanesen und Türken und durch die rumänischen Donaufürstenthümer von Rußland getrennt, durch die türkischen Besatzungen in Nisch, Widin, Sophia, Varna und Schumla niedergehalten, entbehrten die Bulgaren der zahlreichen Stützpunkte und charakterstählenden Momente, welche den Serben schon durch ihre geographische Lage gesichert waren, und deßhalb fällt auch ein Vergleich mit diesem Nachbarvolke entschieden zu Ungunsten der Bulgaren aus. Trotzdem wird das Bulgarenvolk im nächsten Entscheidungskampfe über das Schicksal der Türkei eine wichtige Rolle spielen. Bis jetzt aber haben dort allein die Türken oder türkische Bandenführer zu gebieten, wie das Beispiel Paswan Oglu's zeigt.

In Widin, dieser Einbruchsstation nach Bulgarien, besuchte Kanitz auch den Friedhof und zeichnete dort das Grab des berühmten Paswan-Oglu, der dort ziemlich vergessen liegt, obgleich er zu Ende des verflossenen und im Anfange dieses Jahrhunderts das ganze türkische Reich in Aufregung versetzte.

Osman-Paswan-Oglu war um jene Zeit einer der gefährlichsten Widersacher der Pforte und der Neuerungen, wodurch Sultan Selim den alten Glanz und Ruhm seines Reiches wiederherstellen wollte. Als einer der ersten Agas oder Lehnsträger von Widin war er zugleich der reichste Grundherr daselbst. Er stammte aus einer jener angesehenen bosnischen Familien, welche sich zwar, um Freiheit und Besitz zu retten, zur Zeit der Unterwerfung des Landes durch die Türken zum Islam bekannt, aber noch immer eine gewisse Anhänglichkeit an den christlichen Glauben bewahrt hatten. Offen trat er als erklärter Gegner aller Neuerungen auf und gab sich den Anschein, als ob er der Rächer und Beschützer des unterdrückten Volkes sei. Er wäre, erklärte er geradezu, kein Rebell, sondern der treu ergebene Unterthan des Sultans, und nur gegen dessen schlechte Räthe zöge er das Schwert.

Nachdem die Pforte sich mit ihm in Unterhandlungen eingelassen, die er zurückwies, rückte in Folge dessen 1798 Kapudan Pascha Hussein mit 100,000 Mann gegen ihn an. Paswan entließ alle seine überflüssigen Truppen, gab die entlegeneren Städte auf und beschloß mit 12,000 treuergebenen Leuten, die unter der Führung österreichischer und polnischer Offiziere standen, in Widin bis zum letzten Blutstropfen auszuharren.

Krankheiten und massenhafte Desertionen, allerlei Unglück und Mißverständnisse brachen unter den Belagerern aus, die schließlich zum Abzug gezwungen wurden. Paswan setzte ihnen nach und bemächtigte sich des Gepäckes. Der Kapudan Pascha entging mit Mühe der Gefangenschaft.

Das war der unglückliche Ausgang des Feldzuges gegen den Rebellen Paswan-Oglu, dessen Macht, Ansehen und Verwegenheit dadurch nur einen neuen Aufschwung erhielten. Die Pforte schien zwar Anfangs Willens zu sein, den Kampf gegen ihn fortzusetzen, doch ließ sie sich mit ihm in Unterhandlungen ein und schickte ihm im Jahre 1799 die von ihm verlangten drei Roßschweife, worauf er sich zunächst wenigstens etwas ruhiger verhielt. Sein Tod erfolgte am 5. Februar 1807 zu Widin. —

Der Bulgare ist von Gestalt größer als der Romane, Grieche und Serbe. Seine Körperformen sind muskulös. Man trifft mehr hagere als fette Leute. Auch im Typus unterscheidet sich der Bulgare von den benachbarten slavischen Stämmen. Seine Augenlider sind etwas enger gespalten, weßhalb die Augen kleiner erscheinen. Uebereinstimmend mit seinem vorherrschend friedlichen Charakter spiegelt sich in denselben mehr Gutmüthigkeit als blitzender Muth und Energie. Der Gesichtsausdruck im Ganzen verräth unleugbar Intelligenz, die der Bulgare auch in Gewerbe und Bodenbestellung stets bethätigt. Bei den Serben ist der Bulgare als dumm verschrieen, eine Meinung, die durch nichts als durch dessen übergroße Duldsamkeit hervorgerufen ist.

Noch geringere Anhaltspunkte als die äußere Erscheinung der Bulgaren zur Bestimmung ihrer ursprünglichen Abstammung bietet die gegenwärtige Volkssprache. Die gänzliche Umwandlung derselben im Laufe weniger Jahrhunderte ist ein merkwürdiges Phänomen. In dem ersten Zeitraume des bulgarischen Reiches (678 bis 1019) war in diesem das slavische Element der Zahl nach das stärkere, und die ugrischen Eroberer nahmen mit slavischen Sitten und Gebräuchen zugleich auch die slavische Sprache an. In der heutigen Sprache erkennt man nicht jene des einst herrschenden Stammes. Man findet nur Spuren, welche dafür sprechen, daß die Bulgaren vormals im hohen Norden, zwischen Slaven und Finnen, gewohnt haben. Schafarik führt sehr viele finnische Wörter an, welche in der bulgarischen Sprache einheimisch geworden sind. Mit der Einführung des Christenthums und des cyrillischen Alphabets wurde das Slavische bei ihnen Schriftsprache. Es nahm unter kulturfreundlichen Fürsten einen glücklichen Aufschwung und verdrängte die ursprüngliche Sprache der Eroberer gänzlich.

Nach dem Falle des bulgarischen Reiches (1019) konnte sich die slavisch-bulgarische Sprache nicht mehr in ihrer ursprünglichen Reinheit erhalten. Gleich dem Lande durch griechische, arnautische und walachische Elemente überflutet, wurde sie verderbt. Selbst gelehrte Sprachforscher vermögen heutzutage in ihr nur schwer die Sprache der

Slavenapostel zu erkennen. Das Neubulgarische, vielfach verändert im Laufe der Zeit gegen das Altbulgarische, ist der großrussischen Mundart am verwandtesten und wird gern als Beweis angenommen für die Abstammung der bulgarischen Slaven aus dem hohen Norden.

Nicht nur in der Gesichtsbildung und Sprache, sondern auch in der Tracht unterscheidet sich der Bulgare ganz besonders von dem Serben. An die Stelle des Fes tritt bei ihm die Tschubara, eine Mütze aus Schaffell, unter welcher ein geflochtener Zopf herabhängt. Das übrige Haupthaar wird, wie bei den Morlaken, geschoren. Der Bulgare trägt ein weitärmeliges Hemd, an Brustschlitz und Schultern mit zierlichen bunten Stickereien ausgenäht, lichte, nach oben weitgeschnittene Beinkleider, die unter dem Knie und um den Leib mittelst rother Bänder oder Lederriemen fest gemacht werden, eine Jacke oder einen langen und weiten Rock aus weißgelbem Abatuche, bei den Wohlhabenderen oft mit schwarzem Schnurwerke geziert, und als Fußbekleidung hat er Schuhe oder Sandalen. (Kanitz, in der Oesterreichischen Revue 1864, VI und VII.)

Die bulgarischen Frauen flechten das sie besonders auszeichnende Haar in große Zöpfe, welche sie, mit Blumen und Münzen geschmückt, geschickt aufzustecken wissen. Ihr Kopfputz ist je nach der Landschaft verschieden. Bei Schumla besteht er aus einer Art von hölzernem Teller, der mit einem weißen Leinentuch überzogen ist. Als besondern Schmuck betrachtet die Bulgarin die Stickereien von bunter Wolle und Glasperlen an Brust, Achseln und Aermelenden ihres weitgeschnittenen Hemdes, dann auch den Pojas, einen Gürtel aus Metall mit zierlich gearbeiteten großen Spangen, gewöhnlich in Palmenform, aus Silber getrieben, oder von Perlmutterarbeit. Die junge Bulgarin ist oft von idealer Schönheit, die aber bald nach ihrer Verheiratung verschwindet unter der Sorge und Last körperlicher Arbeit, die in Feld und Haus, wie bei allen Slaven, größtentheils der Frau zufällt. Die schönen Formen werden bald hark und eckig, und das 17jährige Mädchen ist in der 20jährigen Frau selten wieder zu erkennen.

Ganz besonders liebt die bulgarische Frau Gesang und Tanz. Letzterer hat mit dem serbischen Kolo große Aehnlichkeit. Bursche und Mädchen schließen eine lange offene Kette und tanzen zwei Schritte vor- und einen rückwärts. Sie haben auch einen Solotanz, eine Art Polonaise, die von einem einzigen Mädchen in raschem Tempo ausgeführt wird. Das bulgarische Volkslied behandelt größtentheils heitere Stoffe. Hirten- und Liebeslieder, die Natur, das Leben in Wald und Berg und das Glück der Minne liefern die Themata. Der epische Gesang ist weniger in Bulgarien verbreitet, auch die Gusle, mit welcher der Serbe seine Thaten und bilderreichen Heldengesänge begleitet, ist dort kaum bekannt.

So sehr der Bulgare das Mädchen seines Herzens im Liede feiert, in der Wirklichkeit spielt die bulgarische Frau im Hause eine sehr untergeordnete Rolle. Mit Arbeiten überbürdet, läßt sie keine Minute ungenützt vorübergehen. Wenn sie nicht auf dem Felde oder im Hause beschäftigt ist, trifft man sie stets umgeben von ihren Kindern, mit dem Spinnrocken unter dem Arme oder färbend und bleichend am Brunnen. Auch bei dem Bau der Häuser ist die Frau dem Manne behilflich, insbesondere bei der Herstellung der Kolibas (Speicher) aus Pfählen mit Flechtwerk von jungen Eichenstämmen und Rohr. Das Verschmieren der Ritzen mit Lehm, das Weißen der Häuser mit Schaffellstücken statt der Pinsel ist beinahe ausschließlich Arbeit der Frauen.

An äußerer Nettigkeit mögen die moslemischen Dörfer wohl die der Rajah übertreffen. Im Innern des Hauses macht sich aber auch bei den Bulgaren die altslavische Familienverfassung geltend und gelangt überall zum wohlthuenden Ausdruck. Wie bei den Serben, gruppiren sich um das Haus des Stareschina (Familienoberhauptes) die kleineren Häuser der verheirateten Familienmitglieder und nächst diesen die an indianische Wigwams mahnenden Pfahlbauten, die oben angeführten langgestreckten Kolibas zur Aufbewahrung von Fruchtvorräthen.

Der Bulgare baut Roggen, Waizen, Kukuruz (Mais), Wein, Reis, Tabak und Baumwolle. Von Gemüsen werden Bohnen und Knoblauch am meisten gezogen; letzterer ist eine Lieblingsspeise des Volkes.

Der Bulgare baut wenig mehr, als sein eigener Bedarf erfordert. Es fehlt überall an Verbindungsmitteln, um die Bodenprodukte lohnend zu verwerthen. Für die Schiffbarmachung der Flüsse thut die türkische Regierung beinahe nichts. Der classische Hebros (Maritza), der durch die reiche fruchtbare Ebene von Philippopel fließt, kann nur mit Flößen befahren werden. Sein Strombett ist ebenso vernachlässigt, wie sein Hafen Aenos, der gänzlicher Versandung entgegen geht.

Wohl zwei Trittheile alles bebauten Bodens sind der Maispflanze, dem Hauptnahrungsmittel der Bulgaren, gewidmet. Wein wird vorzüglich zwischen dem Balkan und der Donau und in den westlichen Gegenden gebaut. Der größte Theil des schwarzen ergiebigen Bodens ist leider unbearbeitet und wartet der fleißigen Arme, die ihn lohnend bestellen sollen. Das fruchtbarste Erdreich ist, so weit das Auge reicht, mit dichtem Gebüsche bedeckt.

Das Getreide von Saara (Saghra) ist das beste der Provinz Philippopel. Das Ausdreschen geschieht durch Ochsen, die man im Kreise über das Getreide hintreibt. Sie schleppen einen Pfahl hinter sich her, an dessen unterer Seite scharf zugehauene Feuersteine eingetrieben sind, um das Stroh gleichzeitig zu kleinem Gehäcksel zu zerschneiden. Das Mahlen des Getreides geschieht in nicht weniger primitiver Weise. Erst in neuester Zeit entstanden einige Kunstmühlen. Das beim Dreschen gewonnene Gehäcksel wird bei der Ziegelfabrikation benutzt. Es gibt sehr große Ziegeleien im Lande, und Geschick zur Töpferei kann man dem Bulgaren nicht absprechen. Er verfertigt ohne Maschinen Drainröhren zu seinen Wasserleitungen, die in ihrer Vollendung selbst dem Westeuropäer Erstaunen abnöthigen. In der Landwirthschaft zeichnet er sich durch verständige Benutzung des unansehnlichsten Wasserlaufes ganz besonders aus. Von seinen Töpferarbeiten sind namentlich zu erwähnen die großen Krüge mit engem Halse und hohlem Henkel, aus dem das Wasser durch eine kleine Oeffnung zum Munde geführt wird, dann die Kohlenbecken, welche die Stelle der Oefen vertreten. Die Glasur aller dieser keramischen Fabrikate ist schön und dauerhaft.

Die Viehzucht spielt in Bulgarien eine große Rolle. Im Innern des Landes begegnet der Reisende mächtigen Karawanen von Horn- und Kleinvieh, riesigen Schaf-, Büffel- und Ziegenheerden, und besonders vielem Federvieh. Das Rindvieh ist auffallend klein und unansehnlich. Als Zugkraft benutzt man allgemein den vorweltlich aussehenden langsamen Büffel von dunkler Farbe, mit breitem Kopfe und nach hinten zu abstehenden Hörnern; er besitzt eine dreimal größere Zugfähigkeit als der Ochse, ist sehr sanft und leicht lenkbar. In den trockenen Landstrichen erfordert der Büffel eine ganz besondere Pflege. Im Sommer muß man die Thiere baden und im Winter müssen sie durch Decken gegen allzugroße Kälte geschützt und mit Eichenblättern gefüttert werden. Zu diesem Zwecke wird

der schöne Eichenbestand abgelaubt und das Laub im Herbste haufenweise in den Zweigen der Bäume aufbewahrt. Der Büffel mästet sich leicht, sein Fleisch bleibt aber zähe. Die Büffelkuh gibt wenig, aber fette Milch. Büffelhörner, Knochen und andere zum Leimsieden geeignete Stoffe gehen unbeachtet verloren.

Die Ziegenzucht — wie überall so auch in Bulgarien der geschworene Feind des Waldes — wird ganz besonders gepflegt. Der Ziegenhirt, von seinen Hunden begleitet, bloß mit Kesseln und Geschirr zur Käsebereitung ausgerüstet, zieht mit seinen Heerden im Frühling auf die hohen saftigen Matten der bulgarischen Gebirge. Die Kronen der Bäume bilden sein Obdach, etwas Brod, Milch und Käse seine Nahrung. Oft ist er räuberischen Anfällen ausgesetzt, und erst im Spätherbste kehrt er mit der Heerde wieder in sein Thal zurück.

Den Winter läßt der Bulgare ziemlich ungenützt verstreichen. Höchstens, daß er einigemal auf seinem Schlitten Holz nach der nächsten Stadt führt.

Das Klima ist sehr mild. Die höchsten Gipfel des Balkan, die oft schon im Oktober mit Schnee bedeckt sind, bilden in diesem Monate einen köstlichen Gegensatz zu dem tiefblauen Himmel, zu der in voller Sommerpracht noch grünenden Pflanzendecke der Thäler. Nur in den bulgarischen Niederungen, wie bei Widin an der Donau, bilden sich in der heißen Jahreszeit furchtbare Fieberherde.

Bulgarien ist reich in Bezug auf landschaftliche Schönheiten, die aber bisher wenig oder gar nicht bekannt sind; hier nennen wir vor Allem den Paß von Belgraidschik, welchen F. Kanitz im Jahre 1862 besuchte.



Paswan Oglu's Grab in Widin. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

„Den Malern und Geologen sei das Herabsteigen von den belgraidschiker Höhen (südlich von Widin) gegen Wrbowa empfohlen. Die ollioulen Engpässe in der Provence, das Défilé von Pancorbo in Spanien, die Alpen, die Pyrenäen, die wildesten Berge von Tirol und der Schweiz besitzen nichts, was dem verglichen werden könnte." So äußerte sich Blanqui, Mitglied des Pariser Instituts,

im Jahre 1841 in seinem Reisewerke über Bulgarien. **Kanitz** fügt dem bei:

„Da wir nun zu den wenigen Begnadigten gehören, denen es vergönnt war, in jene zaubervolle Landschaftswelt hineinzublicken, müssen wir gestehen, daß nicht überschwengliche Phantasie die Farben mengte, mit welchen der fran-



Bulgarische Typen. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

zösische Akademiker sein Bild in großen Zügen hinwarf. Ich glaube, keine Menschenseele könnte der überraschend eigengearteten Scenerie Belgraidschiks sich nahen, ohne von der Mächtigkeit des ersten überwältigenden Eindrucks tief bewegt zu werden.

Merkwürdige Formation und Gruppirung, die eigenthümliche prächtige Färbung und Oxydirung des Materials, aus welchem die Natur, bei aller wunderlichen Gestaltung des Details, die harmonisch abgeschlossenen Zauberbilder der belgraidschiker Steinwelt schuf, wirken hier bei wechselnder Beleuchtung zu wunderbaren Effekten zusammen.

Kurz nachdem wir aus Belgraidschik herausgetreten waren, um den südlichen Abhang seiner Höhe hinabzusteigen, bot sich ein unerwartetes und höchst merkwürdiges Schauspiel unseren Blicken dar. Wir vertieften uns in enge vielgewundene Hohlwege, welche überragt sind von rothen, pittoresken Felsen. Diese beinahe gänzlich von einander isolirten Felsen zeigten bald die Gestalt langer, obelisker Nadeln, bald ungeheurer, umgestürzter Stalaktiten und manchmal eine phantastische Aehnlichkeit mit

Thieren, Schiffen und Häusern. Sie reihten sich rechts und links vom Wege wie Bäume einer Allee aneinander. Die Mehrzahl dieser Blöcke erreicht eine Höhe von 200 Metern. Ich sah einige, welche aus einem Baumbouquet herauszuwachsen schienen, und wieder andere, die ein Bouquet von Bäumen auf ihren Spitzen trugen. Ueber dieser cyclopischen Straße kreisten hunderte von Raubvögeln, die ersten, welche wir in der Türkei erblickten, die wir aber bald nach Tausenden zählen sollten. Diese riesigen Grenzsteine von rother Farbe, zerstreut an den beiden Seiten eines Hohlweges, durch welche ein schäumender Bach in kleinen Cascaden sich wälzt; diese isolirten Bäume in luftiger Höhe, von wo sie beinahe herabzustürzen scheinen, die tiefe Ruhe, von dem Flug der Adler und Geier kaum unterbrochen, übte auf die Seele eine starke Erregung, machte einen Eindruck unaussprechlicher Bellemmung.

Wir stiegen weiter abwärts auf wenig abschüssigen Abhängen, ohne einem Menschen zu begegnen, bis zum Fuße eines bewaldeten Berges, welchen wir auf einem steinigen ermüdenden Saumpfad erklimmen mußten. Wir erreichten seine Höhe, genannt „Sveti Nikolje", eine schreckliche Mördergrube, besäet mit Gräbern von ermordeten Leuten. Man hat hier einen Posten von fünf Mann errichtet, mit ungeheuer großen Hunden, wie auf dem St. Bernhard. Wir verweilten einen Augenblick, um köstliches Wasser zu trinken und um die Ansicht eines weiten Amphitheaters von Hügeln zu genießen, die, bedeckt mit undurchdringlichen Wäldern, vor uns aufstiegen."

Buche und Eiche gedeihen in Bulgarien prächtig, sie ziehen sich bis auf die höchsten Kuppen des Balkan hinauf. Im Ganzen ist die Vegetation an seiner Westseite weniger kräftig, als an seinen südlichen Abhängen. Walnuß-, Maulbeer- und Zwetschenbaum-Pflanzungen findet man über das ganze Land ausgebreitet. Letztere liefern dem Bulgaren sein Lieblingsgetränk, den Rakie. Die Rakie- und Spiritusfabrikation, zu der man auch wilde Aepfel verwendet, wird sehr schwunghaft betrieben. Die Vorstadt Marcianopoli von Trnowa besteht fast ausschließlich aus Brennereien. Die Fabrikation des Rosenöls bildet bei Kasanlik einen sehr einträglichen Industriezweig. Die ganze Umgebung hat prachtvolle Rosenauen, deren Wohlgerüche, in flüssiger Form in die bekannten kleinen Fläschchen gebannt, in ganz Europa mit theurem Gelde bezahlt werden. In Rilo, am Vardar und in vielen anderen geeigneten Niederungen Bulgariens wird auch sehr viel Tabak gebaut. Die Ernte erfolgt gewöhnlich im September. Aber Alles, auch der Weinbau, wird von der türkischen Regierung ungewöhnlich hoch besteuert und kann deßhalb zu keinem Aufschwung kommen.

Bulgarien ist sehr reich an Mineralquellen. Thermen von 47° Celsius sind nicht selten. Sein Boden birgt aber auch eine große Menge ungehobener, ja kaum berührter mineralischer Schätze. Die mächtigen Eisenlager von Samokow sind berühmt, doch in welch' primitiver Weise werden sie ausgebeutet! Selbst die neuen Hochöfen „Jeni Maden" kommen nicht im entferntesten unseren europäischen Hüttenwerken nahe, und die Ausbeute ist deßhalb auch nur eine sehr geringe.

Die Natur begünstigt die Anlage großer industrieller Unternehmungen durch einen Ueberfluß reicher Wasserkräfte. Bulgarien ist zugleich die einzige Provinz der Türkei, in der sich ein ziemlich schwunghafter Gewerbsbetrieb entwickelt hat. Ohne die Nachwirkungen des russisch-türkischen Krieges hätte sich das bulgarische Städteleben im Südosten des Landes gewiß zu höherer Blüthe entwickelt. Die starke Auswanderung aus den Städten nach Bessarabien (1829) versetzte denselben einen harten, noch nicht verschmerzten Schlag. So sank Schumla von 40,000 auf 30,000, Selimneh von 24,000 auf 10,000 Einwohner herab.

Noch immer jedoch ist die Industrie einzelner Orte bedeutend und in manchen in schöner Entwicklung begriffen. Schumla ist auch heute noch berühmt als Sitz der Fabrikation gelber und rother Pantoffeln, eines in der Türkei höchst wichtigen Industriezweiges; auch verfertigt man dort schöne und gut verzinnte Kupferwaaren. Seine zahlreichen Läden mit fertigen Schneiderarbeiten sind namentlich ihrer Frauenarbeiten wegen berühmt. Diese verrathen in dem reich ausgenähten Schnurwerk feinen Sinn für geschmackvolle Ornamentik.

Die Stadt Illiena, nahe bei Trnowa im Balkan, besitzt große Leinen- und Tuchfabriken. Hier wird das bulgarische Abatuch fabrizirt, welches auf den größten Messen der Türkei viel begehrt wird. Der Hauptsitz der Seidenzucht ist in Trnowa, der altbulgarischen Residenz der Asaniden. Die bulgarischen Grains (Eier), später mit persischen und kleinasiatischen gemengt, werden von Lombarden und Venetianern mit sehr hohen Preisen bezahlt. Wie in der bulgarischen Landwirthschaft fehlt es auch bei all' den genannten Industriezweigen an jeder staatlichen Anregung, an den rationellen Vorrichtungen, Maschinen rc. und vor Allem an den Schulen und verschiedenen Anstalten, welchen wir die hohe Stufe unserer Industrie und Gewerbe verdanken.

Der Hauptsitz der bulgarischen Intelligenz ist das in einem schwer zugängigen Thale des Balkans gelegene Kazan (Kotel, Kessel). Rußland ließ dort 1834 eine Kirche erbauen, die mit dem Doppeladler geschmückt ist. Aus der Schule gehen Lehrer für ganz Bulgarien hervor, und von Kazan aus erfolgt auch die Vertheilung der von Kiew kommenden Bibeln, Bücher, Flugschriften und Bilder der Heiligen und des Zaren, denen man zerstreut bis in die entferntesten Hütten des Balkan begegnet.

Die Volkserziehung hat in den letzten Jahrzehnten nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Fast ohne Schule und Kirche, ist die Masse abergläubig und unwissend. Hierzu kommt ein von den Türken herüber genommenes Stück Fatalismus. Man pilgert nach den in Engpässen versteckt liegenden Klöstern, nach Sveti Nikolja bei Trnowa, um dort Abhilfe gegen allerlei Krankheiten zu erbitten, oder besucht die Quelle auf dem Vidovskaberge bei Kurschumlje, deren Wasser in einem 20 Schritt breiten Felsbecken liegt und am St. Veitstage von dem Popen eingesegnet wird. Wer sich mit demselben wäscht, bleibt das ganze Jahr von Krankheit verschont. Man pflanzt auch drei spitze Spulen auf das Grab, damit der Böse sich nicht auf dasselbe niederlassen könne.

Der Ueberfluß an rohen ungebildeten Mönchen ist für Bulgarien von noch größerem Nachtheile als für Serbien, da er doch nicht wie in letzterem durch Volksschulen einigermaßen paralysirt wird. Auch sind die bulgarischen Klöster viel stärker bevölkert als die serbischen.

Auf den Berghöhen des Balkan, wo sehr viele Klöster stehen, zählt Sveta Troika, das Dreieinigkeitskloster, an der Jantra 40 bis 50 Mönche. In der Bergschlucht Kaliser ist ein Nonnenkloster für 50 Frauen; eines für 20 ließ Rußland bei Kasanlik anlegen. Das Rilokloster, berühmt durch seine schöne Architektur, zählt 150 Insassen. Die Zahl der Mönche und Nonnen, welche bewußt und unbewußt auf die abergläubige, entsittlichende Richtung des Bulgarenvolkes hinarbeiten, ist leider Legion.

Das Eindringen nach Bulgarien ist in letzterer Zeit sehr erleichtert worden. Man geht entweder mit dem Dampfer die Donau abwärts bis Widin und dann über Belgraidschik ins Innere, oder dringt von Belgrad aus durch Serbien längs der Morawa vor. Diesen Weg schlug der k. k. Consul J. G. von Hahn auf seiner Reise von Belgrad nach Salonik ein.

Kein Land hat so wohl verwahrte Grenzen wie Serbien, denn längs des ganzen trocknen Theils derselben hat Fürst Milosch einen hölzernen Zaun gezogen, welcher auf Serbisch Plot heißt und sorgfältig unterhalten wird. Das Thor dieses Grenzzaunes, das nach Konstantinopel führt, steht zwei kleine Stunden von der Kreishauptstadt Alerinatz entfernt. Tritt man durch dasselbe auf die bulgarische Seite hinaus, dann liegt die dardanische Hochebene vor dem Reisenden ausgebreitet. Gegen Südosten erhebt sich ein Kranz vielgestalter Bergformen, welche die Busenebene von Nisch einfassen, und aus deren Mitte der weiße Felskegel der Stara Planina so steil herausragt, daß dessen Ersteigung von dieser Seite, wenn nicht unmöglich, so doch ungemein schwierig erscheint.

Die Ebene ist sehr fruchtbar, aber schlecht bebaut, — eine Erscheinung, welche in der Umgebung der türkischen Hauptstädte die Regel bildet.

Nisch liegt fast am Ostende der Ebene und wird von der Nischawa durchflossen, welche die Stadt von der nur wenig höher gelegenen Festung trennt. Eine gut gebaute Holzbrücke führt über den Fluß. Die Festungsmauern mit der von zahlreichen Minarets überragten Häusermasse, welche von mehreren Vorstädten umgeben ist, bieten von den benachbarten Höhen einen recht stattlichen Anblick, welchem jedoch das Innere keineswegs entspricht.

Den türkischen Städten geht es wie den Theaterdecorationen; sie wollen aus einer gewissen Entfernung betrachtet sein. Winkelige Straßen, schlechtes Pflaster und vernachlässigte Hausfronten hat die Stadt mit ihren Schwestern gemein, doch deutet der ausgedehnte mit Brettern bedeckte Bazar auf blühenden Verkehr und die Stadt ist im raschen Zunehmen, das beweisen die zahlreichen Neubauten. Die Zahl der Häuser wird auf 1000 mohammedanische und 1500 christliche angegeben, was auf eine Bevölkerung von 12 bis 13,000 Seelen schließen läßt.

Die Hauptausfuhr der Stadt besteht aus Wolle und Leder; eine geringe Anzahl Schweine wird von Serben gekauft; wenig Ochsen gehen nach Süden. Das Getreide wird, in Ermanglung eines lohnenden Absatzweges, in Nisch selbst verzehrt. Der Haupteinfuhrverkehr ist mit Wien, Pesth und Belgrad; die Verbindung mit Salonik ist nur gering.

Nisch ist die Hauptstadt des Paschaliks oder Ejalets gleichen Namens. Etwa eine Viertelstunde von dem nördlichen Ende der Festung erhebt sich ein Hügelrücken aus der Ebene, der an 200 Fuß hoch und an seinem Südabhange mit Weinbergen bestanden ist. Er führt den bezeichnenden Namen Woinik, Kriegsberg, denn hier hatte die türkische Armee, nachdem sie in verschiedenen Schlachten von Belgrad das Morawathal aufwärts gedrängt worden war, 40,000 Mann stark ein befestigtes Lager bezogen, als der Markgraf Ludwig von Baden am 23. September 1689 sie mit nur 17,000 Mann angriff und vernichtete. Das feindliche Lager und die Festung Nisch mit großen Kriegsvorräthen waren der Preis dieses Sieges, doch mußte der Platz nach 24tägiger tapferer Vertheidigung, als alle Hoffnung auf Entsatz verschwunden war, am 9. September 1690 wieder an die Türken übergeben werden.

In dieser Nachbarschaft liegen auch Redouten, welche die Serben gegen Nisch im Jahre 1809 errichtet hatten, und in denen sich Stephan Singetitsch mit den stürmenden Türken in die Luft sprengte. Aus den Schädeln der dort gefallenen Serben wurde an der Straße nach Konstantinopel eine schauerliche Siegestrophäe, der Schädelthurm, aufgemauert, der aber jetzt im Verfall begriffen ist.

Nisch hat vielleicht eine große Zukunft, da es von der Natur selbst als Gabelpunkt der von Belgrad nach Konstantinopel und nach Salonik führenden Eisenbahnen vorgezeichnet ist.

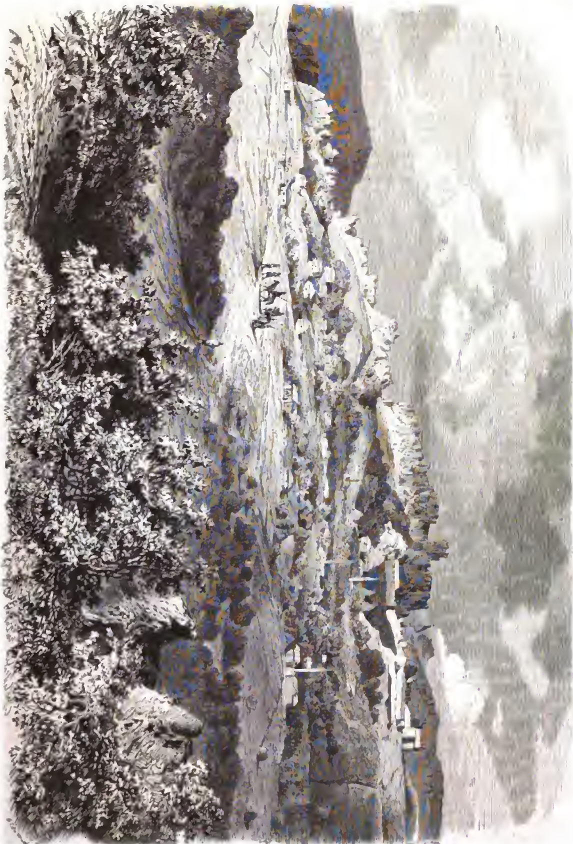
In welcher Periode auch der Reisende nach Bulgarien komme, immer wird er in den großen Städten vor den Serais der Paschas zahlreichen Bauerndeputationen begegnen, die in demüthigster Weise sich geberden. Auf den Knieen — es ist dies buchstäblich zu nehmen — bittet die Rajah um die Abstellung allzu drückender Lasten, welche ihr von den armenischen und griechischen Pächtern des Regierungszehents auferlegt werden. Oft führen sie Klage über die ungerechten Ansprüche ihrer türkischen Grundherren, in letzterer Zeit aber am meisten über die Bedrückungen des griechischen Clerus.

Sowohl Boué (1838), als Blanqui (1841), Hahn und Zach (1859) wissen von den Mitleid erregenden Scenen zu erzählen, deren Zeugen sie gewesen waren. Als Kanitz 1860 nach Bulgarien kam, befand sich die ganze christliche Bevölkerung von der Nischawa bis zum Balkan in der höchsten Aufregung. Tausende von Bauern zogen mit ihren Bittschriften dem Großwezier entgegen, der gekommen war, um ihren Beschwerden abzuhelfen, und heiße Segenswünsche sandten die armen Bauern nach Zarigrad (Konstantinopel), denn Erlösung von allem Uebel, eine neue glückliche Zukunft, schien für sie angebrochen zu sein. Aber auch diese Sendung brachte ihnen keine Erleichterung, und die Plagen sind die alten geblieben. Der „Report of Consuls on the Condition of the Christians in Turkey" enthält darüber die beste Auskunft; er ist wahrheitsgetreu und bietet ein abschreckendes Bild der türkischen Herrschaft in Bulgarien. Consul Longworth berichtet: Der gewaltsame Raub christlicher Mädchen durch Mohammedaner ist ein Mißbrauch, der laut um Abhilfe schreit. Abbott erzählt: Es herrscht die Sitte, einen moslim'schen jungen Mann, der ein christliches Mädchen entführt und dieses zu seinem Glauben bekehrt, von der Militärconscription zu befreien. Da dieses als ein für seine Religion verdienstlicher Akt angesehen wird, so berechtigt ihn derselbe zur Belohnung der Befreiung vom Militärdienste. Man sieht, wie die Regierung selbst eine Prämie für den Raub christlicher Mädchen gewährt.

In Bezug auf andere Sachen steht es nicht besser. In dem berühmten Hatti-Humaiun von 1856 verkündete der Sultan: „Alle Handelspolizei- und Kriminalklagen zwischen Muselmannen und Christen oder anderen nicht-mohammedanischen Unterthanen, oder zwischen Christen oder anderen Nicht-Mohammedanern von verschiedenen Secten sollen gemischten Tribunalen vorgelegt werden. Die Verhandlungen dieser Gerichte sollen öffentlich sein; die Parteien sollen confrontirt werden und ihre Zeugen vorführen, deren Zeugnisse aber ohne Unterschied angenommen werden, auf einen Eid nach den religiösen Vorschriften jeder Sekte." Alles das sind schöne Worte geblieben, denn in dem erwähnten Consulatsberichte heißt es: „Das christliche Zeugniß in Prozessen zwischen einem Muselmann und einem Nichtmoslim wird in den Ortsgerichten nicht zugelassen." — „Das christliche Zeugniß wird in den Medschlis gelegentlich angenommen, aber in der Regel direkt



Der Paß von Belgradschik in Bulgarien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)



Festung Belgradschik in Bulgarien. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

oder indirekt mit Berufung auf die Mehkemeh verworfen. In diesem Bewußtsein kommen die Christen in der Regel versehen mit moslimschen Zeugen. Die Fälle, in welchen das moslimsche Zeugniß zurückgewiesen wurde, sind zahlreich."

Die großen Mängel des türkischen Regiments allein treffen jedoch größtentheils nur die materiellen Verhältnisse der Rajah. Vereint mit dem fluchwürdigen Gebahren der griechischen Geistlichkeit und dieses stützend, wirkt es aber auch vernichtend auf die moralische und intellectuelle Entwicklung der Bulgaren.

Mit der an Armuth grenzenden Besitzlosigkeit und schlichten Einfachheit türkischer Imams (Geistlichen) kontrastirt nichts so grell, als der Reichthum und die überhaben scheinen, geben die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vacant werdenden bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschen. Nicht höhere Intelligenz, größere Frömmigkeit, oder sonstige Zier und Eigenschaft, die wir bei hohen Kirchenhirten gewöhnlich suchen, nicht gereiftes Alter oder hervorragende, der Kirche geleistete Dienste sind bei Vergebung der bulgarischen Bischofsstühle maßgebend, nein — sie werden einfach den Meistbietenden vom Sultan zugeschlagen.

Tausend Ducaten betrug Anfangs die Ernennungstaxe für den neugewählten Patriarchen. Simeon, ein Mönch, bezahlte zuerst dieselbe, indem er zugleich auf jede Dotation aus dem Staatsschatze Verzicht leistete. Schon im nächsten Jahre wurde sie auf das Zweifache erhöht. Bald



Schädelthurm bei Nisch. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

große Prunkliebe der bulgarischen Bischöfe. Kaum gelingt es den türkischen Paschas den Pomp, welchen die Kirchenfürsten der Rajah entwickeln, zu erreichen, selten ihn zu überstrahlen.

Welches sind die Dotationen, die Kirchengüter und Fonds, aus welchen der hohe Clerus Bulgariens ein so reiches Einkommen bezieht? So fragt der Uneingeweihte. Vergebens späht und sucht er nach solchen. Denn es gibt nur eine einzige nie versiechende Einnahmequelle für die griechisch-bulgarischen Bischöfe; doch fließt sie weder aus Dotirungen, noch Gütern oder Stiftungen — diese Domäne ist: das arme bulgarische Volk.

Aus dem „Fanar", dem griechischen Stadttheile Konstantinopels, in dem sich die faulen Reste corrupten Byzantinerthums mit asiatisch-türkischem Wesen vermählt zu darauf begann die Pforte die höchste geistliche Würde der orientalischen Christenheit beinahe alle zwei Jahre aufs neue auszubieten und zu verleihen. Mit den Jahren steigerte sich auch der Kaufpreis. Ursprünglich 1000, betrug derselbe 1573 schon 6000 Ducaten, und gegenwärtig hat derselbe die 25fache Höhe erreicht. Beinahe einer gleich großen Summe bedarf es aber zur Bestechung der einflußreichen Pfortenbeamten. Trotzdem finden sich stets mehrere Concurrenten für die fette Pfründe ein, die mit Bakschischen nicht geizen, um sich die Bestätigung der hohen Würde zu sichern.

Die Erschwingung so ungeheurer Summen wurde bald nur noch den Geistlichen aus den reichen fanariotischen Familien Konstantinopels möglich. Diese betrachteten die Concurrenz um das Patriarchat als ein Geld-

geschäft, als eine Quelle der Bereicherung für sich und ihre Familien. Der Candidat für die Patriarchenwürde borgt von einzelnen Familienmitgliedern und Geldverleihern Theilbeträge des Pachtpreises zu hohen Zinsen und sichert deren Zurückzahlung durch den Verkauf der Bischofssitze; 4000 Ducaten beträgt durchschnittlich der Kaufpreis. Diese Summe erscheint nicht zu hoch gegriffen, wenn man bedenkt, daß viele Sprengel des armen Bulgarenlandes, z. B. der von Samakow, durch Erpressungen aller Art 200,000 Piaster jährlicher Einkünfte bringen.

Die schnöden Bedingungen, an welche die Erlangung des Patriarchenstuhls und der Bischofssitze in den Provinzen der europäischen Türkei geknüpft wurde, sicherten dem Fanar Konstantinopels beinahe deren ausschließliches Monopol. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählt man kaum einzelne von bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachten wieder ihrerseits, um zu ihrem Kaufgelde zu gelangen, die Popenstellen ihrer Diöcesen. Auch hier wiederholen sich dieselben Mißbräuche, wie in Konstantinopel. Höheres Angebot ist maßgebend bei der Verleihung. Einzelne reiche Popen kaufen deren bis 20, um sie mit Wucherzinsen wieder zu verpachten. So wurde die bulgarische Rajah das Pacht- und Nutzungsgut des hohen griechischen Clerus, — dieser aber ihr böser Genius.

Nicht die religiöse und intellectuelle Veredlung des Volkes, nicht Schutz und Vertretung seiner nationalen Interessen, nur Bereicherung um jeden Preis, bildet das einzige Streben der Geistlichkeit aus dem Fanar, die sich sogar bis zu dem schmutzigen Geschäfte der Steuereinsammler für die Türken erniedrigt hatte.

Der gänzliche Mangel aller Bildung und die große Unwissenheit des bulgarischen Dorfclerus sind bekannt. Kaum ist er nothdürftig des Lesens kundig. Taufen und derlei Acte werden oft noch am Kerbholze, statt in Büchern verzeichnet. Als Priester haben die Popen nur die Sakramente zu verwalten, die Evangelien zu lesen und die Liturgie abzusingen. Sonst treiben sie haus- und landwirthschaftliche Arbeiten, gleich dem geringsten Bauer, von dem sie sich nur durch einige äußere Merkmale, den Vollbart und die Popenmütze, unterscheiden. Der Dorfclerus Bulgariens ist jedoch beinahe immer der slavischen Volkssprache kundig. Inmitten der ländlichen Bevölkerung lebend, entbehrt er auch nicht gänzlich aller Theilnahme für deren Wohl und Wehe.

Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Was zu allen Zeiten der eifrigen Propaganda und den Gewaltschritten Roms nicht gelungen war, ein Akt, den selbst Jahrhunderte lange Unterdrückung durch den griechischen Clerus in Bulgarien nicht herbeizuführen vermochte, schien vor wenigen Jahren endlich doch eintreten zu wollen. Die Bulgaren, erbittert durch die alles Maß übersteigenden Ausschreitungen des fanariotischen Clerus, wollten die Oberherrlichkeit des Papstes aus freien Stücken anerkennen.

Das friedfertige, aber tiefentrüstete Bulgarenvolk wurde von einer merkwürdigen Bewegung erfaßt. Es griff zu einem Mittel der Selbsthilfe; es verzweifelte daran, daß ihm von Konstantinopel je geholfen werden könne. Die Bischöfe von Basardschik, Köprüli, Samakow, Sophia, Trnowa, Schumla wurden vertrieben, nationalgesinnte eingeborne Geistliche als deren Stellvertreter provisorisch eingesetzt, die bulgarische Sprache wurde in den Schulen zur Unterrichtssprache erhoben. Einige bulgarische, ihrem Volke treu ergebene Geistliche begnügten sich hiermit nicht. Der Stein war im Rollen. Das Band mit Konstantinopel sollte für alle Zeit gänzlich zerrissen werden. Sie erfaßten den Gedanken einer Union Bulgariens mit der römischen Kirche. Ihr kühnes Beginnen fand großen Anklang. Man schritt in vielen Gemeinden zur Unterzeichnung einer Adresse, in welcher der beabsichtigte Uebertritt zur katholischen Kirche gerechtfertigt wurde. Frankreich und Oesterreich unterstützten diese Bewegung, aber Rußland und England thaten alles Mögliche, um hindernd auf die Leiter einzuwirken. Eine Stockung trat ein, und die faktischen Uebertritte von Bulgaren der orientalisch-orthodoxen Kirche zur römisch-katholischen sind im Ganzen unbedeutend geblieben. Die Zahl der katholischen Bulgaren beträgt etwa 60,000, während 200,000 und 300,000 zum Islam und der Rest zwischen 4 und 5,000,000 sich noch zur griechischen Kirche bekennt. Bei dem Mangel aller statistischen Daten in der Türkei können nur annähernde Zahlen aufgestellt werden.

J. Campbells Expeditionen in Indien zur Abschaffung der Menschenopfer und des Kindermordes.

II.

Als ich im Januar 1847 aus China nach Indien zurück kam, mußte ich einen Aufstand in Golkonda unterdrücken und bald nachher trat ich in meine frühere Stellung ein; Macpherson wurde abgerufen und ging nach Calcutta.

Ich fand die Stämme in Gumser in einer fieberhaften Aufregung. Die Hin- und Hermärsche der englischen Truppen hatten für sie etwas Beunruhigendes, und sie vermutheten, daß die Regierung Böses gegen sie im Schilde führe. Mir kam es darauf an, ihnen zu zeigen, daß sie im Irrthum seien, und vor allen Dingen setzte ich Sam Bissoi wieder in sein Amt ein. Es gereichte mir zu großer Genugthuung, daß während meiner langen Abwesenheit kein Menschenopfer stattgefunden hatte. Unter den Häuptlingen vertheilte ich nun Geschenke in sehr freigebiger Weise, namentlich Stücke groben rothen Tuches, auf welches sie großen Werth legen. Dann veranstaltete ich Berathungen, und sie sagten mir, daß die Abschaffung der Meriahs keine übeln Folgen für sie gehabt habe. Sie waren nur mißvergnügt darüber, daß in Boad, Dscheypur und einigen anderen Nachbarstaaten immer noch Menschenopfer stattfänden, während diese bei ihnen verboten seien. Hoffentlich werde die Regierung auch dort Gehorsam fordern und erzwingen.

Nachdem ich ihnen darüber eine Zusage gegeben, drang ich gleich nachher in Boad ein, wo ein gewisser Schekra Bissei sich feindselig zeigte. Er hatte 170 Gefangene, welche er dem Kapitän Macpherson abgenommen, in Händen; diese wollte ich wieder haben und zugleich das Vertrauen bei den Khonds wieder herstellen. Diese waren in der Zeit meiner Abwesenheit von eingebornen Beamten schnöde behandelt worden, hatten Repressalien geübt, und nun war ihnen jeder amtliche Besuch verhaßt. Als ich kam, flüchteten sie in die Wälder, und ich fand in manchen Dörfern keine Menschenseele, mit der ich hätte reden können. Während ich mir nun Mühe gab, eine Aussöhnung zwischen der Regierung und den Khonds zu bewirken, erhielt ich Befehl, den Radschah des benachbarten, jenseit des Mahanaddy liegenden Fürstenthums Ungul abzusetzen.

Ich zog nach ein paar Wochen mit sechs Compagnien Fußvolk und einer Schwadron unregelmäßiger Reiterei in Boad ein. Ich fand das Land ruhig, obwohl Schekra Bissei sich alle Mühe gegeben, seine Landsleute zu offenem Widerstand aufzustacheln. Insbesondere versprach er ihnen, daß sie Menschen opfern sollten, und da sie im Besitz der obenerwähnten Gefangenen waren, welche Macpherson unbesonnener Weise ihnen verabfolgt hatte, so war zu befürchten, daß sie beim Ausbruch einer Rebellion Meriahs in Masse abschlachten würden.*) Die Versuchung war stark und das Volk unschlüssig. Ohne die heilsame Furcht, welche der Sirkar (die Regierung) auf jene so lange gedrückten Menschen ausübt, und wenn der Feldzug in Ungul nicht rasch und glücklich beendigt wurde, konnte großes Unheil entstehen. Indessen blieben die Aufstachelungen des Rebellen ohne Erfolg, und meine Offiziere hatten während meiner Abwesenheit in Ungul wenigstens keine direkten Angriffe zu bestehen. Aber dennoch war die Abschaffung der Menschenopfer gerade in Boad eine sehr kitzliche Sache, an welche die Generalregierung nur mit Zaudern ging. Uebrigens konnten wir uns auf Gumsur berufen, wo die Götter keine Rache ausgeübt hatten, trotzdem die Menschenopfer ausgeblieben waren. Freilich, wäre eine schlechte Ernte eingetreten oder eine Seuche ausgebrochen, dann wäre Alles sehr bedenklich geworden.

Endlich erhielt ich Befehl, im Monat Mai meinen Feldzug zu beginnen, und marschirte in allen Richtungen durch das Land trotz Fieber und Hitze, obwohl das ganze Land ein Feuermeer war, denn die Leute zünden das trockene Gras und alles Gestrüpp an, weil so die Felder für den im Juni fallenden Regen vorgerichtet werden. Luft und Erde brannten, und meine Leute wurden buchstäblich decimirt vom Fieber; alle Tage mußte ich eine Anzahl ins Unterland zurücksenden, ich verlor zwei europäische Offiziere, und manche andere mußten fort, um nicht dem Klima zu erliegen. Aber am Ende war doch das Ansehen der Regierung wieder hergestellt, auch die entfernt wohnenden Stämme fühlten unsere Gewalt, und die Khonds in Gumsur überzeugten sich, daß es mir Ernst war, mein Wort einzulösen. Von den 172 (durch Macpherson wieder ausgelieferten Meriahs) waren schon drei geopfert worden, um den Sieg an die Fahne der Khonds von Boad zu bannen; aber alle anderen wurden mir ausgeliefert, und im Ganzen rettete ich 235 Unglückliche, welche dazu bestimmt gewesen waren, früher oder später unter dem Messer der Priester zu bluten.

Hier muß ich hervorheben, daß die bei Weitem überwiegende Mehrzahl der Meriahs sich dabei vollkommen gleichgiltig zeigte; es war ihnen durchaus einerlei, daß wir sie befreiten, und viele hatten einen Widerwillen, mit uns ins Unterland hinab zu gehen. Nach Verlauf einiger Zeit begriffen sie aber doch, daß wir es gut mit ihnen meinten.

Der nächste Feldzug, im November 1849, war gegen Tschinna Kimedy gerichtet, dessen Gebirgsdistrikte an Boad und Gumsur grenzen. Hier wurden nicht bloß der Erdgöttin Menschen geopfert, sondern auch dem Schlachtengotte Maneck Soro, dem großen Gotte Baro Penno und dem Sonnengotte Saro Penu. In diesem Land erwartete ich eine schwere Arbeit und traf demgemäß meine Vorkehrungen; doch wollte ich von meinen sehr umfassenden Vollmachten nur im äußersten Falle Gebrauch machen. In jenes Gebirgsland war noch nie ein Europäer gekommen; kein Pfad in den Wäldern war uns bekannt, und hier hätte ein Krieg schon des Klimas wegen eine entsetzliche Menge Menschen hinweggerafft. Eben deßhalb lag mir daran, ihn zu vermeiden, ich mußte aber mit der größten Vorsicht zu Werke gehen. Ich bemühte mich, das Vertrauen der angesehensten Radschas zu gewinnen, sprach rund und offen meine Meinung aus, setzte die wohlwollenden Absichten der Regierung auseinander und erklärte, daß sie weiter nichts verlange, als die Abschaffung der Menschenopfer. Massen von Menschen umschwärmten unser Lager, kamen aber nicht in dasselbe. Man verbreitete, daß ich gekommen sei, um die Meriahs zu holen und sie selber zu opfern, damit die Götter einen in der Nähe meiner Wohnung ausgetrockneten See wieder mit Wasser füllen möchten. Doch verlor sich dieser Wahn bald, und meine Leute hielten strenge Mannszucht. Nun konnten auch die Unterhandlungen beginnen, und nach einiger Zeit bewilligte man mir die Auslieferung von 206 Meriahs, gab auch das feierliche Versprechen, bei ferneren Opfern lediglich Thiere abzuschlachten. Auch mein Stellvertreter, Hauptmann Macviccar, der in einer andern Gegend von Boad operirte, hatte guten Erfolg, und wir Beiden haben nicht weniger als 307 Meriahs dem Opfertod entrissen, darunter 20 Kinder, welche wir den Missionären in Berhampur und Kattack übergaben. Die Verheirateten brachten wir als Ackerleute in einem Dorfe unter, die ledigen jungen Männer wurden zu Handwerkern gethan, und eine Anzahl stellte ich bei meiner unregelmäßigen Reiterei ein. Die heiratsfähigen Mädchen erhielten bald Männer, denn die Regierung gab ihnen eine Ausstattung; auch wurde in Suradah ein Asyl gegründet, in welchem Mädchen, Frauen und Kinder ein Unterkommen fanden; sie lebten dort unter der Aufsicht würdiger Matronen.

Im Jahr 1850 mußte ich Indien verlassen und nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung gehen, um meine Gesundheit wieder herzustellen. Inzwischen versahen die Kapitäne Macviccar und Frye mein Amt bei den Khonds und wirkten mit gutem Erfolg.

Kapitän Frye berichtet manche interessante Vorgänge, unter Anderm auch den nachstehenden. Als er einst erfuhr,

*) In dem früher erwähnten Buche Orlichs, S. 270, ist die Abschaffung der Menschenopfer in Gumsur ganz falsch dargestellt worden, wie denn, beiläufig bemerkt, das Werk in vielen Fällen eine sehr unkritische Zusammenstellung von Notizen allerlei Art, aus guten und schlechten Quellen darbietet. So werden die unbestrittenen und nachweisbaren Verdienste Campbells auf Rechnung des unfähigen Macpherson geschrieben und die Sachen ganz verkehrt dargestellt. So heißt es z. B.: „Auf die fanatische Minderzahl übte besonders ein schlauer Intriguant, Sam Bissye, großen Einfluß, der als erbitterter Feind des edlen Macpherson den Khonds vorhielt, daß die Regierung selbst die Menschenopfer gestatte, und daß sie überdies Steuern aufzulegen beabsichtige. Aber auch diesen Gegner wußte Macpherson zu stürzen und so konnte er 1844 berichten, daß in Gumsur die Opfer gänzlich aufgehört hätten.“ Weiterhin folgen noch manche andere falsche Angaben. A.

daß ein schönes 16jähriges Mädchen geopfert werden sollte, ritt er sofort mit einem nur schwachen Gefolge nach dem Dorfe und kam eben noch zu rechter Zeit, denn das Meriah war schon in den Händen des Priesters. Frye verlangte, daß ihm das Mädchen überantwortet würde, aber die in hohem Grad aufgeregten Khonds zauderten. Da nahm Frye das Meriah und ritt mit demselben spornstreichs nach seinem Lager zurück. Darüber geriethen die Khonds in die höchste Wuth; sie wollten nun einmal ein Opfer haben. Da stand der Priester, ein alter Mann, der zu nichts mehr nütze war; sie packten ihn, banden ihn an den Pfahl und er wurde abgeschlachtet. Dieser Mord ist übrigens hinterher bestraft worden.

Kapitän Macviccar bemerkt, daß durch die Abschaffung der Menschenopfer in den religiösen Anschauungen der Khonds durchaus nichts verändert worden ist. Die Hauptgöttin, welche unter verschiedenen symbolischen Formen und Namen verehrt wird, ist im Wesen ganz die schreckliche Durga der Hindus; man besänftigt ihren Zorn nur durch Blut, und sie nimmt nur widerwillig und gezwungen jenes von Thieren statt des Blutes von Menschen an. Die Menschenopfer verschwinden nur, wenn sie in allen Provinzen gleichmäßig abgeschafft werden, weil sonst die ächten frommen, die eifrigen und wahren Gläubigen Wallfahrten auch bis in weite Ferne machen, um sich Fleischstückchen zu holen und dieselben auf ihrer Gemeindeflur einzugraben. Nun waren in der Landschaft Tschinna Kimedy die Meriahs allerdings beseitigt worden, aber in dem benachbarten Tschevpur (Jeypore) dauerten sie fort. Es kam darauf an, hier mit Nachdruck einzugreifen.

Unsere Züge nach jenem Lande begannen am 17. Dez. 1851, und wir setzten sie drei Jahre hintereinander fort. Sie waren gefährlich und beschwerlich genug. Wir hatten zu kämpfen mit Blattern, Fieber und anderen Krankheiten, mit dem hartnäckigen Fanatismus der Menschen und mit dem Argwohn der Radschas, welche hinter unseren menschenfreundlichen Absichten politische Zwecke versteckt glaubten. Ein Europäer kann sich schwerlich vorstellen, welche Geduld und beharrliche Ausdauer erforderlich ist, um bei solchen Barbaren ans Ziel zu kommen; vor allen Dingen muß man nur im alleräußersten Nothfalle Waffengewalt anwenden, und ich war glücklicherweise nur ein einziges Mal, im Januar 1852, dazu gezwungen. Wir befanden uns damals im Bezirke Godairo, wo sechs Dorfschaften seit langer Zeit untereinander sich befehdet, jetzt aber gemeinschaftliche Sache gegen uns gemacht hatten. Sie meinten, wir seien lediglich gekommen, um Vergeltung zu üben wegen dreier Mordthaten, bei denen sie alle mehr oder weniger betheiligt waren. Drei Boten des höchsten Bezirksbeamten waren nämlich in die Dörfer gekommen unter dem Vorwande, wegen der Meriahs Nachforschungen anzustellen, und hatten sich arge Erpressungen zu Schulden kommen lassen. Das Volk hatte sie erschlagen, blieb jetzt für alle meine Ermahnungen unzugänglich und hörte nicht auf meine Befehle. Elf Tage lang mußte ich unter freiem Himmel in Reisfeldern campiren, die mehrmals unter Wasser gesetzt wurden. Die wilden und ergrimmten Bergbewohner sahen, daß mein Detachement sehr schwach war, und wir wurden unter heftigem Geschrei von etwa 300 Kriegern angegriffen, während ein paar 100 andere Männer sie aufmunterten und ihnen Beifall zuriefen. Wir aber machten einen Ausfall und schlugen die Khonds mit großem Verluste zurück. Am andern Tag erschienen Bevollmächtigte aus den sechs Dörfern, bald nachher kamen auch die übrigen Männer, und Alle leisteten den Eid, daß sie niemals wieder Menschen opfern und uns 37 in ihren Händen befindliche Meriahs ausliefern wollten. Ich belehnte dann den angesehensten Dorfhäuptling mit dem Sari, Turban; dieses ist ein Zeichen einer von der Regierung anerkannten und bestätigten Amtswürde.

Dieser Sieg verschaffte mir im Lande großes Ansehen. Nur allein das Dorf Bandari blieb noch widerspänstig und wollte mir seine fünf Meriahs nicht ausliefern. Ich rückte dorthin vor, fand aber das Dorf ganz menschenleer; Alles war geflohen und hatte guten Grund dazu. An dem mit Blut besudelten heiligen Pfahle hing an den langen Haaren der Kopf eines jüngst hingeschlachteten Menschen. Dieser erschütternde Anblick reizte meine Leute zur Wuth; sie wollten den Flüchtigen nachsetzen bis in die tiefsten Schluchten des Gebirges. Ich war dagegen, weil wir nur noch wenige Lebensmittel und schon viele Fieberkranke hatten. Ich ließ, obwohl ungern, das ganze Dorf niederbrennen und die acht heiligen Pfähle niederhauen. Einer derselben und ein Opfermesser befinden sich jetzt, als Bestandtheile der indischen Sammlung, im Krystallpalaste zu Sydenham.

In meinen Tagebüchern aus jener Zeit finde ich eine bemerkenswerthe Thatsache aufgezeichnet. Vier Khonds hatten einen Liebesbund mit vier Meriahmädchen geschlossen und mit denselben in meinem Lager eine Zuflucht gefunden; sie verließen Heimat und Familie, um diese Frauen dem Opfertode zu entreißen. Auch zwei Khondfrauen aus dem Dorfe Bandari waren mit zwei jungen, zum Opfer bestimmten Männern entflohen. Im Ganzen entflohen aber doch nur wenige Meriahs. Sie sind nämlich in dem Wahne befangen, daß ein für das Opfer bestimmter Mensch, der als Meriah gehalten und ernährt worden ist, sich gegen das ihm zugedachte Schicksal nicht auflehnen dürfe. Dieses Vorurtheil ist bei diesen fatalistischen Leuten so tief gewurzelt, daß selbst der Trieb zur Selbsterhaltung und die Mutterliebe dadurch erstickt werden. In dieser Beziehung ist das Folgende durchaus charakteristisch.

Im Jahr 1852 brachte ich aus dem Bezirk Raiabidschi eine Anzahl Meriahs mit nach meinem Lager; unter denselben war auch eine Mutter mit drei Kindern. Die Frau war unter den Khonds so fanatisch geworden, daß sie nur mit großem Widerstreben mir in das Unterland folgte. Seit langer Zeit war sie mit dem Gedanken vertraut, daß sie mit ihren Kindern bei einem großen Feste geopfert werden solle, und dieser Gedanke machte sie förmlich stolz, sie hatte Freude daran. Ohnehin würde sie ja die Gunst der Götter gewonnen haben, ihr Schicksal in jener Welt wäre ein bevorzugtes gewesen, nicht wie jenes der große Masse gewöhnlicher Menschen!

Als diese Frau längere Zeit in meinem Lager gelebt hatte, verschwand allmälig dieser verderbliche Wahn. Ich sah, daß sie Vertrauen zu mir gewann. Eines Morgens kam sie weinend zu mir und offenbarte mir ein Geheimniß, das sie bisher streng bewahrt hatte. Ihr viertes Kind, ein Knabe von sechs Jahren, war auch zum Meriah bestimmt, verborgen gehalten und mir nicht ausgeliefert worden. Er sollte der Erdgöttin geopfert werden, sobald diese ein Zeichen gegeben habe, daß und wann das Opfer ihr angenehm sein werde. Hullu Mai, so hieß die Frau, bat mich inbrünstig, eine Abtheilung meiner Leute nach Raiabidschi zu senden, um ihr Kind zu holen. Aber die Jahreszeit war schon weit vorgerückt, und ich wollte ein feindliches Zusammentreffen in einem Lande vermeiden, in welchem wir kaum angefangen hatten, unsere Autorität geltend zu machen. Der betrübten Mutter konnte ich nur versprechen, daß im nächsten Jahre so früh als irgend möglich ein Zug

unternommen werden solle; hoffentlich sei es dann für die Rettung ihres Kindes noch nicht zu spät.

Damit war die arme Frau aber weder beruhigt noch getröstet. Eben damals war die Regenzeit eingetreten und das Wasser strömte aus den Wolken herab. Zu meiner nicht geringen Ueberraschung meldeten mir die Vorsteher des Asyls zu Suradah, wo ich die Frau untergebracht hatte, daß sie verschwunden sei, jedoch ihre Kinder zurückgelassen habe. Ich ahnte, weßhalb sie heimlich abgezogen sei und mußte sie gewähren lassen. Woche nach Woche verstrich, ohne daß wir etwas von ihr erfuhren, und ich glaubte nun, sie sei völlig verschwunden. Da, am 40. Tage nach ihrer Flucht, trat sie in mein Zimmer und hatte ihren Knaben an der Hand! Nun erfuhr ich ihre Abenteuer und was sie Alles gewagt, um ihr Kind zu retten. Sie habe, so erzählte sie mir, nicht mehr essen können, und kein Schlaf sei in ihre Augen gekommen; eine unbeschreibliche Angst habe sie gepackt und dann sei ihr der feste Entschluß gekommen, ihren Knaben um jeden Preis zu retten. So entfernte sie sich bei nächtlicher Weile aus Suradah und schlich ins Gebirge, durch die Wälder, in denen Schlangen krochen und Tiger brüllten. Auf dem Gebiete der uns befreundeten Stämme durfte sie von Niemanden bemerkt werden, denn sie wäre als flüchtige Meriah festgenommen und uns ausgeliefert worden; andrerseits drohte ihr ein gleiches Schicksal, wenn sie in die Hände der uns abgeneigten Stämme fiel; man hätte sie dann ihren früheren Besitzern überliefert. Das arme Geschöpf konnte also nur bei Nacht reisen, und Gott weiß, was eine nächtliche Wanderung in einer indischen Regenzeit bedeutet, wo die Bäche ausgetreten sind und das Geheul der wilden Thiere mit dem Heulen des Sturms sich mischt! Aber die muthige Frau, in welcher die Mutterliebe einmal mit Gewalt wach geworden war, kannte keine Furcht. Bei Tage hielt sie sich in den Wäldern verborgen und ging erst weiter, wenn die Dorfbewohner schliefen; dann sammelte sie Wurzeln und Früchte, die sich eben darboten, denn das bischen Reis, welches sie aus dem Asyl hatte mitnehmen können, reichte nicht weit.

Endlich kam sie in die Nähe des Ortes, wo sie als Meriah gewohnt hatte. Mehrere Tag lang spähete sie in der Gegend umher und lag auf der Lauer, aber hinein wagen durfte sie sich noch nicht. Indessen bot sich eine günstige Gelegenheit dar. Während der Regenzeit gehen dann und wann die Dorfbewohner in Masse auf das Feld, um auf ihren Reisäckern zu arbeiten, und das geschah auch jetzt. Die Mutter benutzte den rechten Augenblick, gelangte zu ihrem Kinde und schlug sich abermals in die Wälder. Nach fünf oder sechs Nachtmärschen war sie im Gebiete der uns befreundeten Stämme und nun war sie gerettet. Sie stellte sich einem Dorfhäuptling und bat, zu mir geführt zu werden. Der Leser kann sich denken, wie hocherfreut ich war. Aber die Arme war durch Angst und Hunger zu einem Gerippe abgemagert, erholte sich jedoch bald; die Regierung hat ihr und ihren Kindern ein Unterkommen verschafft. Mir war es, abgesehen von allem Andern, auch von Interesse, zu verfolgen, in welcher Weise die völlige Umwandlung in den Ansichten und Gemüthszuständen dieser Frau vor sich gegangen war. Vor etwa vier Monaten war sie in hohem Grade stolz darauf gewesen, daß doch wenigstens eins ihrer Kinder den Ruhm und die Ehre haben werde, am Götterpfahle zu sterben; bald nachher wagte sie ihr eigenes Leben, um diesen Knaben zu retten.

Meine Dienstpflicht rief mich nicht selten unter solche Stämme, unter denen der abscheuliche Gebrauch des Kindermordes im Schwange ging. Gewiß spielt auch dabei der Aberglaube eine Rolle; doch ist das Ermorden neugeborner Mädchen sehr häufig auch durch das Elend veranlaßt, in welchem manche Stämme leben. Die Mütter verhalten sich dabei mit einer entsetzlichen Gleichgiltigkeit und reden von der Sache selbst wie von etwas ganz Alltäglichem. „Unsere Männer wollen es so, und wie sollten sie auch eine große Anzahl Kinder ernähren können?" Manchmal habe ich Männer, die unverheiratet geblieben waren, gefragt: „Weßhalb hast du dir keine Frau genommen?" Die Antwort lautete: „Frauen sind zu theuer!" Darauf entgegnete ich, man werde die Frauen wohlfeiler haben können, wenn die neugebornen Mädchen am Leben gelassen würden. Gegen diese Logik war gewiß nichts einzuwenden, sie schlug aber bei den Leuten nicht an, und nur durch feierliche Drohungen und Geschenke bin ich nach und nach dahin gelangt, diesen altconservativen Brauch des Kindermordes zwar nicht völlig auszurotten, sondern abzuschwächen.

Meinen letzten Zug ins Land der Khonds unternahm ich im Jahr 1853. Ich besuchte fast alle Bezirke, in welchen ich früher thätig gewesen war, und überzeugte mich zu meiner großen Freude, daß man fast überall mit den von mir erzwungenen Neuerungen sich befreundet hatte. Niemand trat mehr als offener Vertheidiger des Meriah Pudschah auf, einerlei, ob aus Ueberzeugung oder aus passivem Gehorsam. Da und dort fragte mich freilich ein Dorfältester: „Wie können wir uns bei unseren Göttern entschuldigen?" Ich redete mit ihnen darüber sehr unbefangen, und einer fand ein praktisches Auskunftsmittel; er betete nämlich: „Schütte deinen Zorn nicht auf uns aus, Göttin, weil wir dir nur Blut von Thieren, nicht mehr von Menschen opfern; sondern entlade deinen Zorn auf die europäischen Herren, die besser als wir im Stande sind, denselben auszuhalten. Auf sie fällt die Schuld des Verbrechens, nicht auf uns."

Einst entlief uns ein junger Meriah; aber weßhalb? Er wolle lieber von seinen Landsleuten als Opfer geschlachtet werden und ihnen Vergnügen machen und Nutzen bringen, als in der Ebene unter Fremden leben, bei denen er ja so viel wie gar nichts gelte! Der Dorfälteste von Raiabidschi lieferte mir den Burschen aus und bemerkte dabei vorwurfsvoll: „Paß in Zukunft besser auf. Er ist ein schöner und kluger Mensch, hat schon alle Vorbereitungsceremonien durchgemacht, und seine Gegenwart würde uns unablässig in Versuchung führen." Es ist demnach unrichtig, wenn behauptet wird, daß ein Meriah seinen Opferwerth einbüße, wenn er einmal in den Händen eines Regierungsbeamten gewesen sei. Es ist leider vorgekommen, daß auch solche Meriahs abgeschlachtet wurden.

Meine Erfahrungen umfassen einen Zeitraum von 17 Jahren, 1837 bis 1854. Während desselben haben wir folgende Meriahs gerettet:

	Männer	Frauen	Total
In Gumser . . .	101	122	223
„ Boad	181	161	345
„ Tschinna Kimedy	313	353	666
„ Dschevpur . .	77	116	193
„ Kalabandy . .	43	31	77
„ Patna	2	—	2
	717	789	1506

Während derselben Zeit haben wir außerdem 1154 Possiah Puhs einregistriren lassen; sie wurden, wie weiter eben bemerkt, an ihre Eigenthümer zurückgegeben, nachdem Gewähr dafür geleistet war, daß sie an ihrem Leben nicht geschädigt würden. In welcher Weise für jene 1506 In-

dividuen gesorgt worden ist, ergibt sich aus der nachfolgenden Uebersicht.

	Männer	Frauen	Total
An ihre Familien zurückgegeben oder in der Ebene von guten Leuten adoptirt	194	148	342
An Khonds oder auch im Unterlande verheiratet	—	267	267
Im Dienste des Staates oder bei Privatleuten versorgt	53	22	75
Seit der Befreiung verstorben	69	88	157
Entlaufen	63	14	77
Bei den Missionären in Kattack, Berhampur und Balasora erzogen	116	84	200
Als Ackerbauer untergebracht	195	111	306
Im Asyl von Suradah	27	789	816

In Betreff des Kindermordes ergibt eine Untersuchung aus dem Jahr 1854, daß in 2149 Bauernfamilien, in denen 1848 nur fünf Kinder weiblichen Geschlechts vorhanden waren, jetzt 901 Mädchen am Leben gelassen worden waren.

Seitdem ich Indien verlassen, hat die Regierung in ihren Bemühungen zur völligen Abschaffung der Meriahs nicht nachgelassen, und heute kommen dergleichen Menschenopfer nicht mehr vor. Der Kindermord freilich geht noch immer im Schwang, denn es liegt in der Beschaffenheit der Sache, daß sich manche Fälle der Wahrnehmung entziehen; auch ist dieser abscheuliche Brauch gar zu tief eingewurzelt, als daß man ihn rasch ausrotten könnte.

Ich bin oftmals gefragt worden, wie viele Menschenopfer wohl durchschnittlich im Jahre in der großen Landschaft Khondiwana (oder Khondistan) hingeschlachtet worden seien. Die Antwort muß lauten: Ganz genau können wir die Ziffer nicht wissen. Kapitän Macpherson nahm sie für 1846 auf etwa 500 an und erwähnte namentlich mehrere große Opfer, bei denen z. B. in Bustar an einem einzigen Tage 25 Meriahs ihren Tod fanden. Nach meinen Erfahrungen muß ich annehmen, daß in jener Angabe Uebertreibung liege. Allerdings fanden fast in allen Khondsdistrikten solche Opfer statt, aber sie waren theuer, die Festlichkeiten kosteten viel, und schon aus diesem Grunde hielt man ein gewisses Maß inne. Ich nehme an, daß jede einzelne Mutah, d. h. eine Gruppe von Dörfern, alljährlich ein Sühnopfer darbrachte, daß aber bei außergewöhnlichen Veranlassungen noch ein Uebriges gethan wurde. So geht denn meine Ueberzeugung dahin, daß alljährlich nicht mehr als 50 Meriahs an den heiligen Pfählen hingeschlachtet worden seien.

Zur Charakteristik des niederdeutschen Volkes.

Von **Dr. Ernst Boll** in Neu-Brandenburg.

I.

Besuchte vor einigen Jahrzehnten ein Norddeutscher das mittlere oder südliche Deutschland, so hatte er nicht selten Gelegenheit, auf die wunderlichsten Vorstellungen zu stoßen, die man sich dort von dem Lande und Volke seiner Heimat machte. Verlegte man ersteres auch nicht geradezu an den Nordpol und machte man den Niederdeutschen auch nicht zum unmittelbaren Grenznachbarn des Eskimos oder Lappländers, so ließ man doch gar häufig die Meinung durchblicken, daß ihn jedenfalls kein sehr weiter Zwischenraum von diesen Völkern trenne, und demnach Walfische an unseren Küsten und Eisbären in unseren Wäldern ganz alltägliche Erscheinungen wären. Der durch Herstellung der Eisenbahnen so sehr gesteigerte Reiseverkehr, welcher die deutschen Stämme aus Nord und Süd, aus Ost und West von Tag zu Tag mehr zu amalgamiren strebt, hat nun zwar diesen Irrthum schon so ziemlich beseitigt, dennoch aber zweifle ich, daß der Charakter des niederdeutschen Volkes von den verwandten mittel- und süddeutschen Stämmen schon ganz hinreichend verstanden und richtig gewürdigt werde.

Die Schuld dieses Verhältnisses liegt vorzugsweise daran, daß auf dem Gebiete der nationalen Literatur die niederdeutsche Sprache schon längst fast gänzlich verstummt ist. Schrift- und Umgangssprache in den gebildeten Kreisen des niederdeutschen Volkes ist seit dem Reformationszeitalter die hochdeutsche Sprache geworden, und mit derselben ist ihnen auch so viel von der hochdeutschen Bildung eingeimpft worden, daß sie im Allgemeinen nicht mehr als vollgültige Repräsentanten des niederdeutschen Charakters gelten können. Der großen Masse des Volkes dagegen, welche von dieser Bildung nicht berührt worden ist, und welcher sogar die hochdeutsche Sprache, trotz ihres Gebrauches in Kirchen und Schulen, bis auf den heutigen Tag eine fremde geblieben ist, in deren Verständniß sie nie völlig eindringt, — hat es daher lange an einem Organ des Gedankenaustausches mit den anderen verwandten Stämmen gefehlt. Erst in neuester Zeit sind wieder einige mehr oder minder glückliche Versuche gemacht worden, einen solchen abermals anzubahnen, zu denen auch wir in den nachfolgenden Zeilen unser Scherflein beisteuern wollen.

Längst bekannt ist es, daß einen Grundzug in dem Charakter des Niederdeutschen das Phlegma bildet, demzufolge er schwer in Bewegung kommt; ist dies aber einmal geschehen, so bleibt er auch stetiger und ausdauernder in Thätigkeit, schreckt vor Schwierigkeiten weniger zurück und läßt sich nicht so leicht entmuthigen oder aus der Fassung bringen, wie andere leichter erregbare Leute. Sentimentalität und einen hohen Flug der Phantasie sucht man zwar bei einem solchen Charakter vergebens, sehr wohl aber verträgt sich mit demselben eine ansehnliche Portion von Gemüthlichkeit und ein großer Schatz von Humor. Von dem Vorhandensein dieses letztern in Norddeutschland sind zwar schon mehrfach glänzende Proben gegeben worden, man hat ihn aber mehr für das individuelle Eigenthum derer gehalten, welche diese Proben ablegten, als für einen allgemeinen Besitz des Volkes selbst, dem man unverdienter Weise einen durchaus prosaischen, hausbackenen Sinn zu-

schrieb. Wie sehr aber der humoristische Geist in dem Volke selbst vorhanden ist, zeigen die im Munde desselben lebenden, von Humor übersprudelnden Sprüchwörter und bildlichen Redensarten zur Genüge, und ich erlaube mir daher zum nähern Nachweise wenigstens eine Gruppe derselben dem Leser dieser Zeitschrift vorzuführen. Ich wähle dazu diejenigen, in welchen die Thiere eine Rolle spielen, um zugleich zu zeigen, mit welchem lebhaften Interesse und tiefen Verständnisse ihrer Eigenthümlichkeiten dieselben vom Volke beobachtet worden sind.

Dieses Interesse betraf besonders diejenigen Thiere, mit dem der Mensch häufiger in persönliche, — freundliche oder feindliche — Berührung kommt. Dasselbe spricht sich theils darin aus, daß man von der Gestalt, der Stimme, der Lebensweise dieser Thiere Namen für dieselben entlehnte, welche oft viel bezeichnender und daher besser sind, als diejenigen, welche ihnen jetzt im Hochdeutschen beigelegt werden, wie dies z. B. für Namen wie Quick- oder Wipstärt, Rodump (der Accent liegt auf der letzten Silbe!), Hupup, Tütül, Twölstärl, Rilworm, Hardworm, Zipp, Schacker rc. nicht in Abrede gestellt werden kann, denn die hochdeutschen Namen dieser Thiere: Bachstelze, Rohrdommel, Wiedehopf, rothfüßiger Wasserläufer, rothe Gabelweihe, Maulwurfsgrille, Blindschleiche, Singdrossel, Wachholderdrossel sind sesquipedalia verba, welche das eigenthümliche Wesen dieser Thiere lange nicht so kurz und gut bezeichnen, wie jene plattdeutschen Namen.

Aber man setzte die Thiere auch mit dem menschlichen Thun und Treiben in unmittelbare Verbindung, und so entstand ein fast unerschöpflicher Reichthum an Sprüchwörtern und Redensarten, in denen die Thiere bald eine Hauptrolle spielen, indem von ihrem Charakter oder ihren Handlungen eine Nutzanwendung auf den Menschen gemacht wird, oder sie dienen in untergeordneter Rolle nur dazu, einen abstrakten Gedanken gleichsam dramatisch in Scene zu setzen und ihn somit in ein sichtbares, oft unendlich komisches Bild zu verwandeln, dessen Haupteffekt gewöhnlich in dem starken Widerspruche zwischen der im Vordersatze ausgesprochenen Behauptung und dem im Nachsatze dazu gegebenen Belege besteht, wie z. B. in dem Dictum: „wat ik kann, dat kann ik, — sede (sagte) Hans Fink, — dar wolde he (er) sine Kö an den Stärt (Schwanz) melken“, — oder in Folgendem: „göd gët't (geht es), — sede Trien Töd, — dar lög' se in'n Addelpol (Pfütze).“ — Man könnte diese Sprüchwörter als Fabeln bezeichnen, die zu kurzen Sentenzen condensirt sind und deren Wirkung dadurch nur um so schlagender wird. Sie enthalten nicht allein gar manchen Schatz praktischer Lebenserfahrung, sondern es spricht sich in ihnen zugleich auch (um mich E. Höfers Worte zu bedienen) „das tägliche Leben und Treiben des Volkes, sein Denken und Reden, sein Humor und seine unverwüstliche Eulenspiegelei so frisch, so originell und freilich auch oft so derbe aus, wie es anderswo nicht leicht zu finden sein dürfte. Für Damen und für schreckhafte Gemüther eignen sie sich allerdings nicht; das Volk trägt keine Handschuhe.“ — Wir müssen freilich Verzicht darauf leisten, alle Sprüchwörter, in denen auf die Thierwelt Bezug genommen ist, hier vorzuführen, und geben daher nur eine Auswahl, welche zur Bestätigung des Gesagten dienen wird.

Obenan stehen natürlich die Hausthiere, welche, mit dem Menschen in nächster Berührung lebend, ihm auch die meiste Gelegenheit zu Beobachtungen und Nutzanwendungen dargeboten haben. Sehr zahlreich sind daher auch die der Rinder „breitgestirnte Schaaren“ betreffenden Sentenzen.

Der werthvollste Besitz in dem Viehstande des kleinen Landmannes ist die Kuh, die gleich der Frau sogar im Alter noch genutzt werden kann; denn die alte Kuh kann noch geschlachtet werden, und die alte Frau kann noch spinnen. Darauf begründet sich folgendes Frauenlob, wie ein ähnliches in hochdeutscher Zunge wohl noch niemals erklungen ist:

> De olde Fruw und de olde Kö,
> De sünd noch warte, —
> De olde Mann und 'n oldes Peerd,
> De sünd nicks meer weerd!

Als Repräsentantin eines werthvollen Besitzes tritt die Kuh daher auch in dem Sprichworte auf: „wen de Kö tohört, de fat' se an den Stärt“, — nämlich um sie herauszuziehen, wenn sie auf der Viehweide in ein Wasserloch gefallen ist; denn wer in Gefahr steht, etwas Werthvolles zu verlieren, muß bei der Rettung desselben auch das meiste Risico übernehmen. Ueberhaupt muß ein solcher Besitz zu allen Zeiten sorgsam gehütet werden, selbst wenn ihm keine offenkundige Gefahr droht. „Wenn 't Frede is (ermahnt daher ein anderes Sprichwort) sall de arme Mann sine Kö in Acht nemen“, denn dann kann er, zumal wenn er sorglos ist, sein Hab und Gut durch Prozesse und rabulistische Ränke beinahe noch leichter verlieren, als durch feindliche Plünderung. Seine einzige Hoffnung bleibt dann nur die, daß seine Gegner sich veruneinigen, denn „wenn die Deiwe (Diebe) sick schelden, kriggt de arme Mann sine Kö wedder“. — Die Kuh ist aber auch kein besonders kluges Thier. Daher die Vergleiche: „he kikt dat an, as de Kö dat nige (neue) Door“, d. h. mit dummem Erstaunen, ganz verdutzt, gleich der Kuh, die vor ihrem Stalle eine neue Thüre erblickt; ferner: „dar denkt he so vël up, as de Kö up den Sünndag“, — also er denkt gar nicht daran. Aus Dummheit macht sie gern nach, was andere ihr vormachen, denn „wenn ëne Kö bißt (d. h. von der Ochsenbremse gestochen, angstvoll mit ausgerecktem Schwanze umherläuft) holden se alle den Stärt in't Ende“ (halten sie alle den Schwanz in die Höhe), — ein viel drastischeres Bild, als dem hochdeutschen „ein Narr macht viele“ zu Grunde liegt. — Die Härte ihrer Klauen hat Anlaß gegeben, einen im Essen und Trinken unverwüstlichen Magen als „mit Köpölen utdämmt“ (mit Kuhklauen ausgepflastert) zu bezeichnen, — die Größe ihres Maules aber zu dem Tadel ungeschickter Fresser: „he hett 'n Mûl as' ne Kö, und gët ießt doch wat bitö.“ — In anderen Sentenzen erscheint, wie in der oben von Hans Fink schon mitgetheilten, die Kuh nur des dramatischen Effektes wegen, wie z. B. in folgenden kleinen komischen Scenen:

„Aller Anfang ist swaar“, sede de Bûr (Bauer), dar wolde he de Kö bi den Stärt ut den Stall trekken.

„Wat iß nu vör Nöd um Vetter, sede de Jung, Moder, unse Kö hett bullt!“

„Ach Gott, den Weg möten wi all!“ sede de olde Fruw, — dar föhrt de Schinder mit de Kö ut den Stall.

Das Kalb ist ein Sinnbild der Albernheit, weßhalb auch ein albernes junges Mädchen wenig schmeichelhaft „oldes Kalw“ titulirt wird; aber auch der albernen, ausgelassenen Lustigkeit, und wenn einer solchen die Zügel schießen, heißt es: „de Sticken vör den Kälwerstall iß weg“, — in Folge dessen nämlich die Kälber mit ausgelassenen Sprüngen zum Stalle herauskommen; ferner des Unverstandes, daher: „Kälwermât und Kindermât möten olde Lüde weten.“ Kälber, wenn sie Nutzen bringen sollen, müssen vorsorglich behandelt werden; stößt daher Jemand eine hülfreiche Hand auf plumpe Weise zurück, so heißt es von ihm: „he het dat Kalw in die Oogen slan.“ In anderen Sentenzen ist das Kalb nur gelegentlich herbeigezogen,

wie z. B. in „ricker Lüde Döchter und armer Lüde Kälwer kamen bald an den Mann“; wer so betrunken ist, daß er von seinen Sinnen nicht mehr weiß, der kann nicht mehr „Kö und Kalw“ unterscheiden; die leichtfertige Dirne tröstet sich mit dem Ausspruche: „beter 'n Kind, as 'n Kalw“, und auf den Faulen, der sich eine ihm aufgetragene Arbeit leicht macht, wendet man die zweideutige Antwort des Jungen an: „dat sall wol gân, sede de Jung', as he dat Kalw na de Stadt drägen süll“ (sollte), — denn die Worte „dat sall wol gân“ bedeuten nicht bloß „das soll geschehen“, sondern auch „das soll schon selbst gehen“, — ich werde mich nicht damit abquälen, es zu tragen.

Der Ochse ist der Repräsentant der rohen und unüberlegt angewendeten Kraft, daher die Scheltworte „Ossenkopp, Heuoss“ und das Beiwort „ossig“. Doch hat letzteres auch oft nur die Bedeutung von etwas sehr Großem oder Starkem, wie auch der Ochse selbst mitunter nur in diesem Sinne sprüchwörtlich auftritt; so z. B. in dem Einwande, daß ein Hinderniß viel größer sei, als es vorgespiegelt worden: „dat iß vörwär nicks Lüttes, wenn 'n Oss in den Weg liggt.“ — Dem großen, starken Ochsen wird auch viel zugemuthet, — daher: „wer sick vör 'n Ossen utgiwwt, de möt ôk darvör trekken (ziehen).“ Die harte Arbeit gibt ihm aber auch einen so unmäßigen Appetit, daß er sich leicht überfrißt, weßhalb denn auch das Frösteln, welches starke Esser nach der Mahlzeit überfällt, das „Ossensewer“ (Ochsenfieber) genannt wird. Auch die am Berge stehenden Ochsen sind im Plattdeutschen heimisch, und die Bezeichnung der rathlosen Dummheit: „he wêt (weiß) nich hott, nich hü“, ist gleichfalls aus dem Ochsenleben entlehnt.

Während nun der Ochse ein durch Arbeit schwer geplagtes Thier ist, bleibt der Bulle müssig, daher bedeutet: einen Jungen „vör Bull (als Bull) herüm gân laten“ so viel, als ihn einstweilen noch nicht zur Arbeit anhalten. Da der Bulle gern an sich herumputzt und leckt, sagt man von einem recht glatt gekämmten und geschniegelten Menschen: „he iß so gladd, as wenn de Bull em lickt hädde.“ — Ist von gar sonderbaren Gebräuchen und Sitten die Rede, so beruhigt der Niederdeutsche sich darüber mit der überaus malerischen Sentenz: „wo dat Mode iß, ritt de Prêster up'n Bullen na de Kärke“; er befolgt also unbewußter Weise das Horazische nil admirari, indem er sich selbst durch das Außergewöhnliche, was auf dieser sublunarischen Welt passirt, nicht aus der Fassung bringen läßt. — Das seit Vater Homer so oft behandelte Thema von der Macht weiblicher Schmeichelei und Liebkosung, für welches Zeus und Here in der Scene auf dem Berge Ida und Hercules am Spinnrocken bekannte klassische Beispiele sind, illustrirt der realistische Niederdeutsche aus einer ganz andern Sphäre, indem er es etwas derber mit der kurzen Sentenz abfertigt: „mit Eien (liebkosen) und Kleien (streicheln) kann 'n den Bullen dal krijen (niederbringen, machen, daß er sich legt).“

Von dem Rindvieh wenden wir uns zum Pferde. „Peerdearbeit“ ist schwere Arbeit. Ein Mensch, der aller Mühe, ihn wozu anzutreiben, einen passiven Widerstand entgegen setzt, wird mit einem „stêd'schen“, d. h. nicht von der Stelle wollenden, Pferde verglichen, und will der Niederdeutsche seine äußerste Abneigung, an einen bestimmten Ort sich zu begeben, ausdrücken, so ertheilt er die Versicherung, daß ihn dorthin nicht „tein (10) Peerde trekken“ sollten. Wer etwas ganz verkehrt anfängt, von dem heißt es: „he spannt de Peerde achter (hinter) den Wagen“, oder: „he tômt (zäumt) dat Peerd bî den Stärt up“. — Wie große Vorsicht bei der Wahl einer Frau nöthig sei, daran mahnt das Sprüchwort: „frijen (heirathen) is kên Peerdeköp (köp = Kauf), wer frijen will, dô (thue) de Oogen up“, — denn ein schlechtes Pferd, welches man gekauft hat, kann man bald wieder los werden, eine unbrauchbare erheiratete Frau aber nicht. Die Frau immer gehörig im Auge zu haben und im Respekt gegen den Mann zu erhalten, ist daher auch noch viel nothwendiger, als immer auf das Pferd Acht zu geben, und so legt denn auch das Sprüchwort dem Bauern, der beim Fahren im Zwist mit seiner Frau nicht auf den Weg geachtet hat und daher umgeworfen ist, die Worte in den Mund: „dat nödigste toeerst (zuerst)! sede de Bûr, — prügelt sine Fruw und lett dat Peerd in den Graben liggen.“ Zur Störung des ehelichen Glückes tragen unter Anderem auch die Nahrungssorgen sehr wesentlich bei, denn: „bi de leddig Krüpp slân sick de Peerde.“ — Wer einen Andern mit Aussicht auf Hilfe tröstet, die aber jedenfalls zu spät kommen wird, der macht es wie der Bauer, welcher zu seinem verhungernden Pferde sagt: „starw (stirb) noch nich, Peerd, ik wille erst Hawern (Hafer) seien (säen)“, und wer in seiner Dummheit sich an die Ausführung von etwas Unmöglichem macht, über den spottet man mit den Worten: „bi Godd is allens mögelik, — sede de Bûr, — dar bröcht (brachte) he den Wallack na den Hingst“, — nämlich in der Hoffnung, auch noch von dem Wallach Nachkommenschaft zu erzielen.

Das Schwein bietet in seiner Faulheit, Unreinlichkeit und Gefräßigkeit Gelegenheit zu verschiedentlichen anzüglichen Vergleichungen, und „fûle, olde (alte), dicke Söge (Sau)“ und „oldes, lüttes (kleines, englisch: little) Farken (Ferkel)“ sind bekanntlich häufige, obwohl nicht sehr schmeichelhafte Bezeichnungen menschlicher Individuen. Wie bei solchen Leuten die Gegensätze, — prätendirte Reinlichkeit und säuische Wirthschaft, — sich in holder Eintracht beisammen finden können, malen folgende beiden kleinen Genrebildchen aus: „Rendlichkeit is dat halwe Lewen, sede de olde Fruw, — wenn ik jichtens (nur irgend) kann, rôg ik de Klůt (Klöße) in'n Swijntrogg an“, und: „fûrt (fort) mit di (dir), rein möt ik dat hebben, sede die Fruw, dar slog (schlug) se de Söge mit den Römlepel (Rahmlöffel) vör dat Achterkasteel.“ *) — Sich in Bereitschaft setzen, Jemand auf eine recht grobe Weise herunter zu machen, heißt: „dat Sögenfell antrekken“, und hat die sittliche Verderbtheit bei Jemand einen solchen Grad erreicht, daß moralischer Schmutz eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn ausübt, so hat man auch dafür ein freilich sehr unästhetisches Bild aus dem Schweineleben zur Hand. Der kleinen listig blickenden Augen wegen wird dem Schweine auch eine gewisse Verschmitztheit zugeschrieben, und daher bezeichnet man Menschen, in deren lauernden Blicken sich eine tückische Gesinnung ausspricht, mit dem Beiworte „swijnplitsch“ (dänisch: swinepolitik). — Andere bekannte, von diesem Thiere entlehnte Sentenzen sind: „je dicker de Drank, je fetter de Swijn, — vêle Swijn maken den Drank dünn, — wo de Trog leddig (leer) is, dar bîten sick de Swijn“, — letzteres ein Gegenstück zu den sich bei der leeren Krippe schlagenden Pferden. Kommt Jemand irgendwo sehr ungelegen, so kommt er „as de Söge in dat Judenhûs“, und ist ein Arbeiter mit den Zuthaten so ver-

*) Eine auch im Holländischen vorkommende euphemistische Bezeichnung des fraglichen Körpertheiles, welche wir hier, um keinen Anstoß zu erregen, gebrauchen wollen. Der eigentliche Name ist kürzer und hat einen sehr kriegerischen Klang, indem von den beiden Formen, in denen er gebraucht zu werden pflegt, die eine dem Namen des römischen, die andere aber dem des griechischen Kriegsgottes ähnelt.

schwenderisch, daß die Kosten derselben den Gewinn absorbiren, so findet auf einen solchen der Ausspruch Anwendung: „dat kümmt wedder (wieder), sede de Bür, und gaw sin Swijn — Swijnflêsch“, d. h. er fütterte das fett zu machende Schwein mit Schweinefleisch. Die Redefigur, welche der Grammatiker eine Tautologie nennt, bezeichnet der Niederdeutsche damit, daß er sagt: „dat is Speck und — Swijnflêsch“; daher charakterisiren denn auch die Worte: „Speck oder Swijnflêsch, sede de Köster, mî falt dat egal sin“, nur eine bei dem Volke sehr in Verruf stehende, erheuchelte, küsterliche Bescheidenheit. — Eine sehr ergötzliche Zusammenstellung liegt endlich noch in den Sentenzen: „wat wî doch nüdlich sünd, wenn wî jung sünd, sede de Jung' und fodert (füttert) de Farken“; und: „wat du doch vör 'n Minsch büst, sede Hans Fink to dat Swijn, — hest beide Pôten in 'n Trog.“

Nur selten treten Schaf und Ziege in proverbialischer Beziehung auf. Das Schaf repräsentirt die dumme Einfalt, und in der Redensart: „geduldige Schape gân vêle in ênen Stall“ — auch die Geduld selbst. Menschen mit Schafsnatur sind daher auch verächtliche Gegner: „wer 'n Narr weere, seggt old Nuddelbeck, und lett sik van 'n Schâp biten (beißen), wenn 'n de Holter (Holzart) up den Nacken hett.“ — Das äußerste Widerstreben Jemandes, etwas zu thun, was ihm sehr schwer ankommt oder ganz unmöglich scheint, bezeichnet man mit der Sentenz: „dat höllt hârd! sede de Buck, dar süll he lammen“, dem Faulen aber ruft man zu: „kôp (kaufe) di 'n Buck, se dörfst (darfst, brauchst du) nich melken“, — d. h. wenn du nicht arbeiten magst, so mußt du nachher auch die Früchte des Fleißes entbehren.

Persönlicher Werth wiegt eine niedrige Abkunft auf; „weer' mîn Moder ok 'ne Zeeg' und ik hadd' man gôden Deeg (Gedeihen)“ ist daher ein Trostspruch von niedrigen Eltern abstammender, aber wohlgerathener Kinder. — Die Ziege ist ein durch ihre Magerkeit sehr häßliches Thier, und daher titulirt man auch die durch die gleiche Eigenschaft auffallenden Frauenzimmer „olde Zeege“. Sie gilt aber auch für hartköpfig und eigensinnig, und wer mit dem Kopfe durch die Wand rennen will, der macht es wie jener Ziegenbock: „hârd gegen hârd, sede de Buck, dar stött (stieß) he mit den Kopp an de Hawerkist.“ Will man endlich Jemand wegen seiner Liebe zu einem unwürdigen Gegenstande verspotten, so heißt es von ihm: „wat de Leewe (Liebe) nicht deed (thut)! seggt de Snider, dar küßt he den Buck tüschen (zwischen) de Hürn (Hörner).“

Karl Ferdinand Appuns Reisen in Britisch Guyana.

Um die wissenschaftliche Erforschung der britischen Besitzung Guyana in Südamerika haben sich vorzüglich deutsche Gelehrte verdient gemacht. Sie waren es, die als Pioniere in unerforschte Gebiete eindrangen und den Engländern das Land näher kennen lehrten.

Voran stehen die Gebrüder Robert und Richard Schomburgk, welche in den Jahren 1840 bis 1844 im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen Britisch Guyana bereisten. Ebenbürtig schließt sich ihnen jetzt der Botaniker und Landschaftsmaler Karl Ferdinand Appun aus Bunzlau in Schlesien an. Würdig ist er in die Reihe der großen Reisenden und Entdecker eingetreten, welche unsere Nation aufzuweisen hat.

Appun ging vor 17 Jahren auf Anrathen und mit Empfehlungen Alexander v. Humboldt's nach Venezuela, hielt sich dort sieben Jahre lang auf und siedelte dann nach Georgetown, der Hauptstadt Britisch Guyana's oder Demerara's, über, wo er von dem Ministerium als Naturforscher angestellt wurde. Seine Aufgabe ist, nach und nach die ganze Colonie in naturwissenschaftlicher Beziehung zu durchforschen. Wie bedeutend diese Reisen sind, wird man aus dem folgenden Berichte entnehmen, welchen der Präsident der georgetowner naturwissenschaftlichen Gesellschaft, William Walker, bei der Jahresversammlung dieses Vereins am 29. November 1864 vortrug. Derselbe ist bisher noch nicht in Europa veröffentlicht worden. Wir verdanken ihn der Güte des Herrn C. F. Appun, des Vaters des Naturforschers.

Der Reisende wurde von der naturwissenschaftlichen Gesellschaft nur mit geringen Mitteln unterstützt und doch leistete er Großes; denn außer vielen auch von den Gebrüdern Schomburgk durchreisten Gegenden erforschte er zuerst den obern Lauf des Mazaruni. Leider liegt von ihm noch kein ausführlicher Bericht vor, und wir müssen uns vor der Hand mit einer kurzen Uebersicht begnügen, die aber bereits den Beweis liefert, welch bedeutende Resultate die Wissenschaft von der Veröffentlichung der Reise unseres Landsmannes zu erwarten hat. Herr Appun ist mit voller Liebe und Befähigung seinem anstrengenden Berufe ergeben. Der Präsident der naturwissenschaftlichen Gesellschaft schildert ihn als einen Mann von schlichtem Wesen, ausdauernd und voller Hingebung an die Wissenschaft; am liebsten und wohlsten befindet er sich in der großartigen Einsamkeit der Natur jener Gegenden. Der Bericht hat im Wesentlichen folgenden Inhalt: —

Appun verließ Bartika Grove, am Einflusse des Mazaruni in den Essequibo, am 21. November 1863. Er verfolgte den Lauf des Mazaruni aufwärts und erreichte am 17. Dezember die Saurnaberge am Caropun Creek. Hier ward seine Fahrt durch Wasserfälle von 50 Fuß Höhe unterbrochen, und da kein „Corial“ (Nachen) über dieselben gebracht werden konnte, so sandte er sein Boot zurück, ließ sein Gepäck im Walde und setzte, von sechs Indianern begleitet, seine Reise ins Innere weiter fort. Er gibt die Höhe der Saurnaberge auf 5000 Fuß an; zu ihrer Durchwanderung brauchte er vier Tage. Beim Membarn Creek gelangte er wieder an den Mazaruni, und von diesem Punkte hatte er noch zwei Tagereisen bis zu der Indianerniederlassung Hanarev.

Dort war es sehr schwer für ihn, von den Häuptlingen Reisebegleiter zu erhalten. Unter großen Anstrengungen überschritt er in sechs Tagen die Pacaraima Gebirgskette und langte am 24. Dez. am Fuße des Roraimaberges an, wo er bis zum 7. März blieb und dann über die Humiridaberge und durch ebene Savannen, die von den Indianern abgebrannt waren, nach Pirara ging, das

er am 3. April erreichte. Während seines Aufenthaltes in diesem Orte untersuchte er die weiter südlich gelegenen Canuen Berge und drang bis zur brasilischen Grenze vor. Beim Berge Hamkiping, wo die Pflanzen wachsen, aus denen das Wuraligift bereitet wird, brachte er drei Tage zu. Bei seiner Rückkehr nach Pirara sandte er die gesammelten Naturalien nach Georgetown ab.

Bis Ende Juni blieb Appun in diesem Orte (Pirara), machte einen zweiten Ausflug nach den Canuenbergen und besuchte den Fluß Mahu. Im Juli ging er den Rupununi hinab bis zu den Wasserfällen des Essequibo, kehrte auf dem zuerst genannten Flusse zurück und bereiste das Land der Atorais und Wapisians, bis zum Berge Vievic, der als sehr interessant von ihm bezeichnet wird. Auf dem Takutuflusse kehrte er zu den Atorais zurück und wandte sich nun dem Gebiete des Amazonenstroms zu. Durch den Souarn-aurn Creek gelangte er nach dem Takutu, dann zum Rio Branco und dem brasilianischen Fort St. Joaquim (3° 1′ 46″ nördl. Br. und 60° 39′ westl. L.). Hier ward er von dem Commandanten sehr freundlich aufgenommen. Sein Aufenthalt dauerte 12 Tage, dann ging er den Surumufluß hinauf, der ein Zufluß des Takutu ist, und sammelte am Subinaberge schöne Bergkrystalle. Am 24. Oktober traf Appun wieder in Pirara ein, von wo er mit reichen Sammlungen beladen den Rückweg nach Georgetown antrat.

Appun beschreibt die Mühseligkeiten, welche er auf seiner langen Reise zu erdulden hatte, als ungemein anstrengend. Am Tage fielen Legionen von Sandflöhen über ihn her, und Nachts peinigten ihn Myriaden Moskitos. Die Temperatur stieg im Schatten auf 100° F. Wichtig ist, was Appun über die Cocapflanze (Erythroxylon Coca) bemerkt. Sie wächst, wie er erfuhr, in großer Menge am obern Amazonenstrom vom Teffé bis nach Tabatinga an der brasilisch-peruanischen Grenze. Durch den Commandanten des Forts St. Joaquim hofft er Setzlinge zu erhalten, die dann in Britisch Guyana eingeführt werden sollen.

Appun war der erste Europäer, welcher längs des Mazaruni nach dem Roraimaberge gelangte; die Gebrüder Schomburgk erreichten diesen Punkt auch, drangen aber längs des Rupununi dorthin vor. Nach Appun ist der obere Lauf des Mazaruni und seiner Nebenflüsse auf Schomburgks Karte unrichtig eingetragen; Schomburgk war nie in diesen Gegenden und zeichnete diesen Theil des Stromlaufes nur nach den Berichten der Indianer. Appun hat eine neue Karte der von ihm durchreisten Landstriche entworfen und täglich sorgfältige Thermometerbeobachtungen angestellt.

Als Appun sich von Nordosten her dem Roraimaberge näherte, wurden die natürlichen Schwierigkeiten, die sich ihm in den Weg stellten, fast unüberwindbar. Die Wanderer mußten auf einfachen Indianerpfaden jähe Bergabstürze überklimmen und auf halbverfaulten Baumstämmen, die so glatt waren, als ob man sie polirt hätte, über Schluchten klettern wie ein Seiltänzer. Am letzten Tage ging es ihnen am schlimmsten; drei Stunden lang mußten sie auf Händen und Füßen einen steilen Berg hinanklimmen, ihre Fersen bluteten, denn die Sohlen der Stiefel waren längst von den scharfen Steinen zerrissen, und kein Tropfen Wasser war vorhanden, um den quälenden Durst zu löschen. Sie wurden aber reichlich belohnt; denn nach vielen Anstrengungen erreichten sie einen Gipfel der Bergkette über der Baumgrenze, und vor ihnen lag, ein herrlicher Anblick, strahlend im hellsten Sonnenlichte die 1500 Fuß hohe senkrechte Spitze des Roraima. Appun schlug sein Lager am Fuße des Spitzberges auf, von welchem vier Wasserfälle zum Caroni hinabrauschten, und blieb dort mehrere Tage. Leider konnte er nicht bis auf den Gipfel gelangen, der in einen dichten Nebel gehüllt war, welcher den Reisenden bis auf die Haut durchnäßte. Des Nachts fiel die Temperatur bis auf 50° F. und Appun zitterte vor Kälte. Sowohl die Acawais-, als die Arecunas-Indianer fürchten sich, den Gipfel des Roraima zu erklimmen; sie werden durch einen Aberglauben davon zurückgehalten und waren durch keinerlei Versprechungen zum Vordringen zu bewegen. Appun versuchte die Besteigung von der Süd-Süd-Ostseite her, entgegengesetzt von jener, welche Schomburgk gewählt hatte. Wichtig ist ferner, daß der Reisende auf der venezuelanischen Seite des Caroni zwei Arten Chinarinde (Cinchona, Ladenbergia) entdeckte. Das Flußbett des Caroni ist voll von abgeschliffenen Blöcken grauen und rothen Jaspis, welcher wie bunter Marmor aussieht. Mit den Arecuna-Indianern ward er sehr befreundet; er hoffte von ihnen Nachrichten über die Goldlager jener Gegenden zu erhalten, an deren Vorkommen er fest glaubt. Das bedeutende Herbarium, welches der deutsche Naturforscher sammelte, ist nach Kew bei London geschickt worden, wo Hooker die Bearbeitung desselben übernimmt; außerdem zeichnete er viele Skizzen und machte sonst werthvolle Sammlungen. —

Wir schließen diesem Berichte einige erläuternde Notizen aus Richard Schomburgks Werke: „Reisen in Britisch Guyana“ (Leipzig 1847) an. Die demselben beigegebene Karte von Robert Schomburgk gewährt die beste Uebersicht der Reisen Appuns.

Bartika Grove liegt unter 6° 24′ nördl. Br. und 58° 37′ westl. L. von Greenwich auf einer Landzunge, die durch den Einfluß des Mazaruni, der hier mit dem Cuyuni zusammentrifft, in den Essequibo gebildet wird. In diesem Mündungsgebiet liegt die kleine Insel Kyk-over-all, mit den Ruinen eines Forts, von denen man einen freien Blick auf den Essequibo, Mazaruni und Cuyuni hat; daher der holländische Name. Das aus gehauenen Steinen bestehende Fort ist, wie sich aus dem portugiesischen Wappen schließen ließ, von den Portugiesen erbaut worden. In Bartika Grove besteht eine Missionsanstalt, in welcher in der Arawaaksprache gepredigt wird. Auch haben die Engländer dort eine große Strafanstalt angelegt. Die ungeheuren Granitmassen jener Gegend bieten ein unerschöpfliches Feld zur Beschäftigung der Sträflinge, indem sie aus ihnen zum Bau der Häuser in Georgetown Steine brechen müssen, die dann auf dem Essequibo hinabgeschafft werden. Die Verkündigung einer Strafe von mehreren Monaten oder Wochen in dieser Strafanstalt erfüllt jeden Neger mit Entsetzen, denn er muß dort arbeiten.

Das Pacaraimagebirge zieht sich mit einer durchschnittlichen Höhe von 2000 Fuß von Nordwesten nach Südosten, etwa zwischen 4° und 5° nördl. Br. und 59° und 61° westl. L. Seinen Namen hat es von den eigenthümlichen Formen einiger Felsenhöhen, die viel Aehnlichkeit mit den indianischen Körbchen haben, welche Pacara genannt werden. Es erstreckt sich vom Ufer des Rupununi bis in das Quellgebiet des Orinoko und bestimmt gegen Westen die Wasserscheide der drei größten Ströme des nördlichen Theils von Südamerika; des riesigen Amazonenstroms, des mächtigen Orinoko und des kataraktenreichen Essequibo.

Das Roraimagebirge schließt sich im Nordwesten an das Pacaraimagebirge an. Dem ganzen Gebirgszuge kann man keineswegs den Namen einer Cordillere beilegen, da er weniger eine ununterbrochene Kette, als vielmehr eine

regelmäßige Gruppe von einzelnen Bergen bildet, die durch Ebenen und Savannen von einander getrennt sind, — eine Granitgruppe, wie sich in dieser Ausdehnung nur noch wenige auf der Erde finden mögen. Die reichen Gneislager, die Menge der metamorphischen Gesteine zeigen deutlich, daß der ganze Zug dem Feuer seine Entstehung verdankt. Die höchsten Erhebungspunkte befinden sich nicht im Centrum, sondern an den Ausläufern. Der Gipfel des Roraima liegt 8000 Fuß über dem Meere. Das Charakteristische dieses ganzen Gebirgszuges sind ohne Zweifel jene Sandsteinwälle, die auch am Cuyuni und Mazaruni, weiter nördlich, auftreten, und die in dem Roraima unter 5° 9' nördl. Br. und 61° westl. L. ihren Culminationspunkt erreichen. Zahllose Wasserfälle stürzen sich von den flachen Gipfeln herab, und die feurigste Beschreibung wird immer schwach erscheinen, gegenüber der wahrhaft imposanten, unendlich großen Wirklichkeit mit den donnernden und schäumenden Cataracten und mit der wunderbaren, zauberhaften Tropenvegetation. Von dem östlichen Ende des Roraima stürzt sich der Cotinga herab und führt seine Wasser vermittelst des Takutu, Rio Branco und Rio Negro dem Amazonenstrom zu. Etwas nördlicher von der Wogenrinne des Cotinga hat sich der Cuya, ein Nebenfluß des Mazaruni und dadurch des Essequibo, sein Bett in den Sandsteinabsturz eingewaschen. Einige Ströme der südwestlichen Seite eilen dem Flusse Kukenam zu.

Welch unendliche Wassermassen sich unter einem betäubenden Gedonner von diesen jähen Steilhöhen herabstürzen, kann man nach der Menge der Flüsse beurtheilen, die auf den Plattformen ihren Ursprung haben; deßhalb wird die Gebirgsgruppe von den Indianern mit Recht „die ewig fruchtbare Mutter der Ströme" genannt. Ein gleich interessantes geognostisches Phänomen möchte sich kaum noch einmal wieder finden. Der höchste Wassersturz vom Gipfel des Roraima herab beträgt 1500 Fuß, während der berühmte Staubbach in den Schweizeralpen nur 900 Fuß herabstürzt. Nach den Traditionen der Indianer breiten sich auf den Plattformen große Seen aus, die mit allerlei Fischen, besonders mit Delphinen, gefüllt sind und ununterbrochen von riesigen Adlern, als ewigen Wächtern, umkreist werden.

Pirara ist ein Dorf der Macusi-Indianer, welches südlich von der Pacaraima-Kette in einer Savannengegend liegt. Die Landschaft der Umgebung ist bezaubernd; saftgrün, waldige Oasen, Gruppen von Palmen ziehen sich in wellenförmigen, flachen Thälern der Savannen hin, und schmale, gewundene Indianerpfade führen zu dem aus zahlreichen Hütten bestehenden Dorfe, das an der sumpfigen Quelle des Piraraflusses liegt, bei welcher sich ein Hain von Mauritia flexuosa ausbreitet.

Die Wapisiana-Indianer leben in der Umgebung Pirara's, an den Flüssen Mahu und Takutu. Sie unterscheiden sich wenig von den Stämmen der Macusi und Atorai. Schomburgk hat oft in ihren Hütten übernachtet. Früh standen die Männer auf, setzten sich ans Feuer, rösteten Früchte und verzehrten das von den Frauen ihnen vorgesetzte Frühstück. Dann eilten sie auf die Jagd oder zum Fischfang, während die Frauen sich und den Kindern das Haar glätten und salben, den Körper bemalen, oder in Feld und Wald Früchte sammeln. Im Baumwollenspinnen sind sie sehr geschickt. So reinlich die Wapisianas sich auch in Bezug auf ihren Körper zeigen, so wenig sauber halten sie ihre Hütten, in denen Staub und Schmutz sich massenhaft anhäufen. Vor Schweinefleisch haben sie einen ungemeinen Abscheu. Die Atorais sind ein aussterbender Stamm, der 1837 nur noch 200 Seelen zählte und 1843 bereits auf sieben Individuen zusammengeschmolzen war. Die Atorais sind die einzigen Indianer in Britisch Guyana, die ihre Todten verbrennen und die Asche begraben.

Das brasilianische Fort San Joaquim liegt am östlichen Ufer des Takutu, unmittelbar an seiner Mündung in den Rio Branco, Parima oder Urariquera. Das kleine Fort liegt unter 3° 1' 46" nördl. Br. und wurde 1775 gegen die Spanier errichtet. Die Wälle sind aus rothem feinkörnigen Sandstein, wahrscheinlich old-red, der in der Nähe gefunden wird, aufgebaut. Einige Wohnungen, die Kirche und Barraken schließen sich an das Fort an.

Der Ramboddepaß und die Kaffeepflanzungen auf Ceylon.*)

(Hierzu ein Stahlstich nach einer Originalzeichnung von v. Königsbrun.)

Von Neuwara-Ellia führt eine breite guterhaltene Straße, auf der man mit Wagen ohne Schwierigkeit fortkommen kann, nach der Höhe des Ramboddepasses hinauf, dessen höchster Punkt 6128 par. Fuß über der Meeresfläche liegt. Rechts und links sieht man hohe Bergspitzen und lange Rücken, die mit dichten Wäldern wie mit einem Vließe bedeckt sind. Das schöne waldreiche Rambodde- oder Kotwallethal erglänzt aus der Tiefe wie eine neue Welt dem Reisenden entgegen, welcher die Höhe des Passes erklommen hat.

Die Vegetation der Hochebene zieht sich ziemlich weit herab, denn die Pflanzen geben mit den fließenden Wässern aus dem Hochthal wie Freunde, die dem in die Fremde Ziehenden das Geleit geben; einer nach dem andern scheidet, bis auch der treueste Freund zurückbleibt und dem Wandernden nachblickt. Die meisten Pflanzen werden in den unteren Regionen üppiger und größer; es sind dieselben Myrtenwälder, aber stattlicher, und dieselben Melastomen, aber mehrere Fuß höher und mit einer größeren Fülle rother Blumen bedeckt. Das Wasser gibt der Berglandschaft Reiz und Leben, da es reichlich vorhanden ist; die entfernteren Bäche hängen wie silberne Fäden oder schmale Bäche an den Felswänden, während die nächsten als tobende Wasserfälle herabstürzen, denen der Wanderer, wenn er tiefer herabsteigt, immer wieder begegnet.

Am Wasser ist die Vegetation von Balsaminen und

*) Vergleiche hierzu den Aufsatz: „Der südwestliche Theil von Ceylon" von Ludwig K. Schmarda. (Globus VII, S. 178 folg. und 209.) Die vorliegende Beschreibung des Ramboddepasses und der Kaffeeplantagen auf Ceylon entnehmen wir dem Werke desselben Autors: Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857. Bd. I, S. 376.





großblätterigem Bambus am üppigsten; der schönste Schmuck sind aber die großen Baumfarren, von denen zwei Arten (Alsophila) vorkommen, welche über 20 Fuß hoch werden und eine große Krone von 6 bis 7 Fuß langen, zierlich gefiederten Wedeln tragen.

Tiefer unten, wo die subalpinen Pflanzen vor der höheren Temperatur zurückweichen, erheben sich über die dunkeln Laubmassen die hohen weißen, mit Orchideen und Pothos bedeckten Stämme einer Myrtacee mit langen, schlanken Aesten, aber mit spärlicher Belaubung. Bei dem kleinen Dorfe Lobugalle treten die ersten Kulturen von Bananen und Aronswurzel (Caladium esculentum) auf. Ringsum ragen Gneisfelsen mit horizontaler Schichtung wie Cyclopenmauern über die Schlucht, durch die der Kotwalle Ganga stürzt und sich an den Felsblöcken in weißen Schaum zerschlägt. Tiefer unten folgt wieder eine Strecke Wald, der immer höher und glänzender wird und dessen Grün zunimmt, je spärlicher die Myrtenbäume werden. Lorbeer und Feigenarten sind mit Lianen von Wald- und Pfefferreben (Clematis und Piper), wildem Wein (Vitis), Guilandia, blauem Cissus und anderen Leguminosen durchflochten. Eine minder elegante aber kräftigere Schlingpflanze derselben Familie ist die oft riesige Puswaal (Entada Pursaetha) der Singhalesen, welche tiefer unten immer häufiger wird.

Weiter abwärts beginnt der Distrikt von Pusilawa, welcher die meisten Kaffeepflanzungen enthält und der wichtigste Theil der Insel ist. Meilenweit ziehen sich die Kaffeepflanzungen an den Abhängen der Berge hin, nur an kleinen Stellen von einem Waldreste oder einem Stücke Grasland unterbrochen. Das Grasland reicht nicht so hoch hinauf, wie an den östlichen Abhängen des centralen Bergstockes, hat aber denselben Charakter der Pflanzenarten, nur sind die Gräser in dem feuchtern Klima höher, kräftiger, üppiger und dunkler gefärbt, und der Bestand, sowie ihre Bewurzelung ist dichter. Als Viehfutter taugen diese rauhen Gräser auch hier nicht viel. Um diesem Mangel, der bei dem für den Transport des Kaffee sehr vermehrten Viehstande fühlbar wurde, abzuhelfen, ist vielfältig das Guineagras angepflanzt worden.

In den Pflanzungen der Europäer wird der Kaffee nicht als Baum und hoher Strauch gezogen, sondern durch Beschneiden niedrig gehalten, um den Ertrag zu steigern und die Arbeit des Einsammelns zu erleichtern. Die Höhe von zwei bis drei Fuß gibt allen Pflanzungen aus der Entfernung eine Aehnlichkeit mit unseren Weinbergen, die noch dadurch gesteigert wird, daß sie sich auf abschüssigem Boden befinden. In der Nähe ist jedoch der Eindruck ein gänzlich verschiedener, da die Blätter des Kaffees eine andere Form haben, dunkelgrün, glänzend und lederartig sind. Einen eben so freundlichen Eindruck wie die Kaffeestauden machen die Umzäunungen, die aus Hecken von Lantana und Rosen bestehen. Zwei Meilen weit zieht sich an den Windungen der Straße dieser duftende Kranz hin und unterbricht die Einförmigkeit, welche der Begleiter jeder landwirthschaftlichen Kultur ist.

Der Ankauf des Bodens zu Kaffeeplantagen ist die geringste Auslage. Weit mehr kostet die Urbarmachung, die 7 bis 12 Pfund Sterling pro Acker betragen kann. Die des Graslandes ist die billigere; da der Waldboden jedoch ungleich fruchtbarer ist, so ist es der beliebtere. Das Urbarmachen besteht darin, daß der Wald umgehauen und niedergebrannt wird, und diese Arbeit ist eine der wenigen, zu denen sich die Singhalesen gut verwenden lassen. Alle folgenden Arbeiten werden von Malabaren ausgeführt. Der Boden wird umgegraben und die jungen in der Baumschule gezogenen Pflanzen werden reihenweise versetzt. Diese haben gewöhnlich ein Alter von neun Monaten und eine Höhe von acht Zoll. Die für sie gegrabenen Löcher sind 18 Zoll weit und eben so tief. Die Entfernung der einzelnen Pflanzen von einander beträgt vier bis sechs Fuß. April oder Oktober ist die beste Zeit zur Anpflanzung, da dann die starken Regen die Bewurzelung und den schnellen Wachsthum begünstigen. Sorgfältiges Jäten, wenigstens einmal im Monat durch die ganze Pflanzung, ist nothwendig. Nach einem Jahre werden sie beschnitten. Die Blüthenzeit für die meisten Pflanzen ist im März und April. Von der Blüthe bis zur Reife dauert es sechs bis acht Monate. Die Blätter werden dann in großer Zahl gelb. Die Haupternte ist im Dezember und Januar; viele Pflanzen blühen das ganze Jahr hindurch.

Die Ernten sind einträglicher bei Pflanzungen in niedrig gelegenen Oertlichkeiten. Im Westen der Insel und im Centralberglande ist eine Haupternte um das Neujahr, vor und nach dieser hält man kleinere Lesen. Im Osten der Insel hat man zwei Ernten, deren Erträgnisse zusammen aber kleiner sind als die Haupternte im Westen. Mit der vertiealen Erhebung nimmt die Menge der Früchte ab, die Qualität aber zu, und die Bohnen werden schwerer. Der vorzüglichste Kaffee wächst bei 4000 Fuß und darüber.

Die Kaffeebäume leiden durch Ratten, welche das Fruchtfleisch der Beeren benagen, durch Krabben, welche die Wurzel anfressen, durch eine Blattschildlaus (Lecanium Coffeae), welche die Pflanze langsam aussaugt, und endlich durch Trockenheit.

Nach dem Einsammeln der Beeren wird die fleischige Fruchthülle vom Kern durch rotirende Cylinder getrennt. Diese sind aus Eisen oder Holz, das mit Blech überzogen ist, und haben eine unebene Oberfläche, ungefähr wie ein Reibeisen. Die Körner werden dann gewaschen und getrocknet. Die Trennung der silberglänzenden innern Samenhaut erfolgt gewöhnlich erst in Colombo und geschieht durch ein schweres Holzrad. Der Kaffee wird durch Siebe von verschiedener Größe sortirt. Vom Hafen aus wird er meist in Fässern verschifft. Die frühere Art der Verladung in Säcken gibt man auf. Bei der Verpackung in Fässern findet freier Luftzutritt statt; die Masse erhitzt sich dabei weniger, und der Kaffee behält seine Farbe.

Ein Centner Kaffee kostet im Mittel 34 Schillinge. Die Ausfuhr ist frei, eben so wenig findet eine Besteuerung der Pflanzungen statt. Diese rentiren der Mehrzahl nach mit 20 bis 30 Prozent; da man aber in Ceylon Kapital nicht unter 15 bis 20 Prozent erhält, so ist der hohe Ertrag für viele Pflanzungen ein imaginärer.

Der Kaffee erschöpft den Alkalienreichthum des Bodens sehr bald, und da die Tiefe der Humusschichten eine geringe und auf den Bergabhängen einer fortwährenden Auslaugung unterworfen ist, so ist die Düngung der Plantagen eine Nothwendigkeit. Drei Jahre nach dem ersten Ertrage verlangt selbst guter Boden eine Nachhilfe durch Düngung. Der gebräuchlichste Dünger ist Rindermist, selten Knochenmehl und am seltensten Guano.

Der Osten der Insel ist im Ganzen weniger geeignet für den Kaffeebau wegen seiner größern Trockenheit. Der beste Boden ist Kalkboden, nach diesem lockerer, zersetzter Gneis. Im Lehmboden dringen die Wurzeln nicht tief ein. Die vertieale Erhebung des Bodens hat den größten Einfluß. Die Versuche, den Kaffee im Tieflande im Großen zu pflanzen, sind gescheitert. Um die Hütten der Singhalesen wächst er sehr gut. Der Grund liegt weder in der Menge, noch in der besondern Art des Düngers, welchen der Singhalese darauf verwendet, sondern in der

Würdigung der Natur der Pflanze. Sie ist eine Waldpflanze, liebt Schatten und Feuchtigkeit und kann daher nur in großen Höhen, wo sie diese und eine niedrige Temperatur findet, gedeihen.

Die ausgedehnteste Kaffeekultur wird im Berglande in der Centralprovinz betrieben, wo im Jahre 1825 General Barnes dieselbe im Großen einführte.

Die besten Nachrichten über den neuesten Stand der Kultur dieser wichtigen Pflanze enthält der „statistisch-commercielle Theil der Reise der österreichischen Fregatte Novara von Dr. Karl von Scherzer. Bd. 1, S. 189“. Jetzt gibt es auf der Insel in 27 Distrikten 150 Kaffeepflanzungen mit einem Flächenraum von circa 130,000 Acres, welche jährlich über 600,000 Centner Kaffee liefern. Dabei ist der Ertrag eines Acre Landes durchschnittlich auf $5\frac{1}{4}$ Centner, oder, da auf einem Acre gewöhnlich 1200 Bäume gepflanzt sind, auf etwas über $\frac{1}{2}$ Pfund per Baum berechnet.

Der Werth des erzeugten Kaffees beträgt gegen $1\frac{1}{4}$ Millionen Pfund Sterling. Zur Bearbeitung der Plantagen und zum Einsammeln der Beeren sind 128,000 Arbeiter nöthig.

Binnen 20 Jahren hat die Kaffeekultur, namentlich durch verbesserte Düngmethoden und Ausdehnung der angepflanzten Fläche, um das Zehnfache zugenommen, und man hofft, daß sich der Ertrag auf sieben Centner per Acre steigern werde. Die Ausfuhr betrug im Jahre 1862: 600,546 Centner im Werthe von 1,534,870 Pfd. Sterl. Hiervon ging weit über eine halbe Million Centner nach England und nur ein geringer Theil nach anderen Ländern.

Die Kaffeekultur hat Ceylon aus einer gewöhnlichen britischen Militärstation zu einer der blühendsten Colonien erhoben, und der Aufschwung würde noch weit bedeutender sein, wenn nicht zeitweilig Mangel an Arbeitskräften einträte. Man hat zwar in jüngster Zeit den Versuch gemacht, dieser Noth durch Einwanderung von Tamilen und Hindus abzuhelfen, allein der Erfolg ist noch abzuwarten.

Uebereinstimmung von Sitten und Gebräuchen bei verschiedenen Völkern.

Das Studium des Menschen macht in unseren Tagen großartige Fortschritte. Die „Urgeschichte“ der Menschen, mit der sich früher fast nur Philosophen und Poeten beschäftigten, wird nun von Männern der Wissenschaft behandelt, die alle Thatsachen in Betracht ziehen, welche zur Aufklärung dienen können: Sprache, Religion, Mythologie, Sagen, Sitten und Gebräuche geben uns eine lebendige Vorstellung von den ersten Vorvätern unseres Geschlechtes.

Der erste Anstoß zu diesen Studien ward durch die Sprachwissenschaft gegeben. Durch eine sorgsame Classifikation der Sprachen und eine genaue Analyse der Wörter hat diese Wissenschaft ein helles Licht über die dunklen Zeiten in der Geschichte des Menschen verbreitet. Da, wo früher nur Stückwerk und Vermuthung war, haben wir nun einen zusammenhängenden Stammbaum der Sprachen und Rassen, der vor einer eingehenden und scharfen Kritik Stand hält. Wer hätte noch im vorigen Jahrhundert an eine Verwandtschaft der römischen und griechischen Sprache mit jener der alten Hindus oder Perser geglaubt? Daß die Germanen, Kelten und Slaven, auf welche Griechen und Römer als Barbaren herabblickten, mit diesen doch zu derselben großen Familie gehörten, würde jeder bezweifelt haben. Die Umstürzung des ptolemäischen Systems und der Nachweis, daß die Sonne der Mittelpunkt unserer planetarischen Welt sei, konnte nicht stärker überraschen, als die Entdeckung einer indo-europäischen oder arischen Familie, welche ein gemeinsames Band um die Bewohner von Ceylon und Island schlingt.

Wie eng diese aber verwandt sind, kann ein Beispiel zeigen. „Ich weiß“, heißt im Plural „wir wissen“. Hier ist der Wechsel des Vokales auffallend, und unser heutiges Deutsch gibt uns keinen Aufschluß über die Veränderung des Doppellautes in einen einfachen Vokal. Eben so wenig finden wir eine Erklärung durch das Gothische des Ulfilas (viertes Jahrhundert). In diesem haben wir im Singular die Form vait mit dem Diphtong und im Plural vitum mit dem einfachen Vokal. Altenglisch, so wie es zu König Alfreds Zeiten gesprochen wurde, lauten die Formen wat und witon. Im Griechischen ist dieselbe Abwechselung von (v) oida, ich weiß, in (v) ismon, wir wissen. Vergebens aber sehen wir uns nach der Ursache dieser Abweichung um. Erst im Sanskrit finden wir den Schlüssel. Hier heißt es veda, ich weiß, und vidma, wir wissen. Im Sanskrit fällt der Accent des Perfektums immer auf die erste Sylbe im Singular und im Plural auf die letzte. Und dieser Wechsel im Accent war es, welcher den analogen Wechsel im Wurzelvokal hervorbrachte. So klein und scheinbar unbedeutend diese Thatsache auch ist, der Wechsel von i und e (ai), wenn der Accent darauf fällt, so gibt sie uns doch eine wichtigere Lehre als alle Ueberlieferungen zusammen genommen, welche Inder, Griechen und Germanen aus der Zeit ihrer frühesten Wanderungen und von der Gründung ihrer Reiche an bewahrt haben. Diese eine Thatsache lehrt uns, daß die Hindus, bevor sie in die südliche Halbinsel Asiens einwanderten, und ehe Germanen und Griechen den Boden Europa's betraten, diese drei Rassen im Wesentlichen eine und dieselbe Sprache redeten, eine Sprache, die damals schon so gut geregelt und der Art festgestellt war, daß wir in den alten Gedichten der Vedas dieselben grammatischen Umrisse erkennen, wie im Homer oder in der gothischen Bibel des Ulfilas.

Sprachliche Thatsachen, wenn auch klein, sind nichtsdestoweniger historische Thatsachen und verlangen eine geschichtliche Erklärung. Und keine andere Erklärung für das eben angeführte unter tausenden herausgegriffene Beispiel kann gegeben werden, als die, daß lange vor dem Erscheinen der ersten Schriftstücke in der Sanskritsprache, die bis 1500 vor Christus zurückgehen, also lange vor Homer, lange vor dem ersten Auftreten der lateinischen, keltischen, germanischen und slavischen Sprachen, eine viel ältere und mehr primitive Sprache vorhanden gewesen sein muß, die Quellsprache, etwa so wie das Lateinische der

Quell des Französischen, Spanischen und Italienischen ist. Wie viel Zeit zu dieser allmäligen Veränderung und Trennung erforderlich war; wie lange es dauerte, ehe Hindus und Griechen, die von demselben Centrum ausgingen, so verschieden in ihren Sprachen wurden, wie die Vedas von den Gesängen des Homer — das ist eine Frage, welche kein Gelehrter mit Zahlen beantworten kann. Generationen und tausende von Jahren sind darüber hingegangen.

Wir haben keinen Maßstab für solche Veränderungen und Analogien. Diejenigen Analogien, welche man nach dem Wechsel in modernen Sprachen beibringen könnte, sind in der Sprachwissenschaft so verwerflich, wie in der Geologie. Die ein für allemal in der Sprachwissenschaft erforschten Thatsachen sind an und für sich wichtig genug. Es gibt eine perspektivische Ordnung der Thatsachen, die für den, welcher mit den Thatsachen bekannt ist, instruktiver erscheint, als eine rein chronologische Perspektive. Wer, nach Vergleichung der griechischen und der sanskritischen Grammatik, sich einfach darüber wundert, wie lange es gedauert haben möge, bis diese einst vereinigten Sprachzweige so weit sich trennten, hat einen bessern und nützlichern Eindruck des langen Prozesses, der zu solchen Ergebnissen führte, als ein Gelehrter, welcher etwa 1000 Jahre als das Minimum dieses Wechsels annähme.

Wichtiger aber als alle Daten ist, daß wir den Blick nur um uns zu werfen brauchen, wenn wir Denkmäler der Urgeschichte unserer Rasse sehen wollen. Die Sprachen, welche in Deutschland, England, Skandinavien, Italien, Frankreich, Spanien, Rußland und den übrigen slavischen Gegenden, in Persien und Indien geredet werden, sind die ältesten Monumente, welche unsere Vorväter uns hinterlassen haben. Allerdings verändern sich die Sprachen fortwährend, *aber so lange wir die Geschichte der Menschen kennen, ist noch keine neue Sprache entstanden.* Wenn wir heute sprechen, gebrauchen wir also noch das nämliche Material, dessen die ersten redenden Vorfahren unserer Rasse sich bedienten. Man nenne etwa Adam den ersten Vorfahren, und wir sprechen noch heute die Sprache Adams, wenn gleich verstümmelt, zerstückelt und aufs neue zusammengeschweißt. Nach der sprachwissenschaftlichen Terminologie müssen wir sagen, daß alle arischen Nationen die Sprache der Gründer dieser Nationen reden, in demselben Sinne wie Dante die Sprache des Virgil, Guizot die Sprache Cicero's, oder Luther die Sprache des Ulfilas redete. Die Wörter, welche wir heute sprechen, sind seit Anbeginn der Sprache da, sie sind nicht innerhalb historischer Erinnerungen entstanden. Von der Erfindung neuer Waffen und Geräthe hören wir wohl erzählen, nicht aber von der Erfindung neuer Sprachen und Wörter. Neue Wörter sind alte Wörter, alt in ihren Grundstoffen, wenn gleich neu und wieder erneuert *in der Form.*

Wenn wir ein Wort analysiren, so finden wir, daß sein letztes Wurzelelement, das, welches einer Analyse widersteht, *vorhistorisch, urthümlich und älter* ist, als irgend etwas Menschliches im Reiche der Gedanken. *In diesen Wörtern kann man die Geschichte des menschlichen Geistes lesen, den allmäligen Fortschritt von einfachen zu gemischten Gedanken, von materiellen zu abstrakten Begriffen, von klaren zu dunklen Bildern.* Wenn man z. B. der Entstehung des lateinischen Wortes poena, die *Strafe*, nachgehen und erforschen will, welche ursprüngliche Bedeutung dasselbe hatte, so kommt man auf die Sanskritwurzel pû, *reinigen.* Die lateinische Derivation ward demgemäß nicht gebildet, um das, was heute den Begriff des Strafens hat, auszudrücken, sondern um die *Reinigung, Besserung, Befreiung von der Sünde* zu bezeichnen. Im Sanskrit wird mancher Gott angefleht, die Sünden der Menschen hinweg zu reinigen (punihi), und das Substantiv pâvana — obgleich es nicht *Bestrafung* bedeutet, was im Sanskrit danda, *Stock*, lautet — nahm in späteren Zeiten den Sinn der Reinigung und Strafe an. Es ist klar, daß die Gedankenreihe, welche von der Reinigung zur Buße, von der Reinigung zur Strafe führt, ein moralisches und selbst ein religiöses Anschauungsgefühl in der Auffassung und Benennung von poena offenbart. Es zeigt uns ferner, daß in der Kindheit der Criminaljustiz die Bestrafung nicht allein als Rache, sondern auch als Besserung und Befreiung von der Schuld betrachtet wurde.

Zwischen der Etymologie und der Definition eines Wortes ist ein großer Unterschied, den man oft übersehen hat. Die Etymologie eines Wortes kann uns nie dessen Definition geben. Wir sind nicht berechtigt zu sagen, daß, weil punire ursprünglich reinigen bedeutet, die römische Auffassung der Strafe ausschließlich die der Reinigung war. Höchstens lag bei den ersten Römisch sprechenden Leuten noch der Begriff der Buße darin.

Durch Vergleichung und Analysirung von Wörtern, namentlich von solchen, die den meisten oder allen arischen Nationen gemeinsam sind, ist es uns möglich geworden, *Gedanken zu errathen*, welche die Herzen und Gemüther unserer ersten Vorfahren bewegten, die Gedanken von Menschen, von denen wir nicht wissen, wo und wann sie lebten, deren Geistesarbeit wir nicht nur das gediegene Erz, sondern auch das geprägte Metall verdanken, welches nun, so zu sagen, die intellektuelle Umlaufsmünze der arischen Welt ausmacht. Unsere Wörterbücher sind nur neue Ausgaben ihrer alten; unsere Grammatiken stammen von den ihrigen ab. Wenn wir das, was wir sind, nicht allein durch Fleisch und Blut sind, sondern auch durch Gedanken und Sprache, dann finden wir unsere nächsten Verwandten unter den Nationen Griechenlands und Italiens, Indiens und Persiens. Unsere Vorväter liegen in der alten arischen Heimat begraben, von wo aus, lange vor dem 15. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, diejenigen fortzogen, welche nach Indien die Sprache der Vedas und nach den Gestaden des ägäischen Meeres die Sprache Homers brachten.

Aber mit diesem Ergebniß begnügte sich die Sprachwissenschaft nicht. Nachdem sie die ursprüngliche Identität im grammatischen Bau des Sanskrit, Persischen, Griechischen, Lateinischen, der germanischen, slavischen und keltischen Sprachen nachgewiesen und die Originalbedeutung ihrer Worte erforscht, ging sie weiter, stellte eine Thatsache von gleicher Wichtigkeit fest und eröffnete ein neues Feld den Forschungen von noch größerm Interesse. *Sie zeigte, daß die Umrisse der alten Religionen der genannten Völker überall dieselben sind, daß sie alle die gleichen Götter verehrten*, und daß ihre früheste Verbindung untereinander nicht gelöst wurde, bevor die wichtigen Begriffe *Gott, böser Geist, Himmel, heilig, verehren, glauben* ihren Ausdruck gefunden hatten. Die Vergleichung der verschiedenen Formen der arischen Religion und Mythologie in Indien, Persien, Griechenland, Italien und Deutschland ist durch das Erwachen der vergleichenden Sprachkunde mächtig gefördert worden, und die Ergebnisse, welche man durch sie erlangte, wirkten bestimmend und abändernd ein auf die Ansichten, welche man über den Ursprung der Religion der Menschen hatte.

Aber noch mehr. Man fand bald, daß in jeder der

genannten Nationen die Tendenz vorherrschte, die ursprüngliche Auffassung der göttlichen Mächte abzuändern, die vielen Namen, welche ihnen beigelegt worden waren, mißzuverstehen, und die Gebete, welche man an sie richtete, falsch auszulegen. Auf diese Weise wurden einige Götter zu Halbgöttern, zu halb menschlichen Heroen, und die auf Sonne oder Sterne bezüglichen Mythen, die Anfangs wahr und verständlich erschienen, wurden in Legenden und Fabeln umgewandelt, die zu wunderbar erschienen um von gewöhnlichen Sterblichen geglaubt zu werden, zu profan, als daß die Zeitgenossen eines Thales oder Heraklitus sie nicht belächelt haben sollten. Diesen Vorgang kann man in Italien, Griechenland und Deutschland genau verfolgen. Ueberall findet man dieselbe oder doch beinahe dieselbe Geschichte von Göttern, Heroen oder Menschen erzählt. Die göttliche Mythe wird zur Heldensage, und aus der Heldensage entwickelt sich ein einfaches Ammenmärchen. Man hat von den Märchen gesagt, sie seien das moderne Patois der alten heiligen Mythologie der Arier. In vielen nordischen Sagen oder in Grimms Märchen ist der Inhalt der Geschichte der nämliche, wie in den morgenländischen Feenmärchen oder den griechischen Fabeln. Da liegt nun der Grundplan einer neuen Wissenschaft ausgebreitet und die zerbrochenen Reliquien der arischen Familie sind zusammengeholt worden aus den Hütten Schottlands, den Spinnstuben Deutschlands, den Bazaren Herats und den Klöstern Ceylons!

Wir haben solchergestalt einen Ueberblick der verschiedenen Nachforschungen gegeben, welche von den Sprachforschern, vor allen anderen jenen in Deutschland, in der neuesten Zeit angestellt worden sind. Ihnen schließt sich das neue ausgezeichnete Werk des Engländers Edward Burnet Tylor an: Researches into the early history of Mankind, and the development of civilisation. London, Murray 1865. 378 S. Wir gehen im Folgenden auf den höchst interessanten Inhalt näher ein.

Oftmals ist die Frage aufgeworfen worden, ob Alles in der Sprache, was modern erscheint, wirklich so alt sei, daß es durch eine fortlaufende Kette mit den ersten Lauten unserer arischen Vorältern verbunden werden kann, ob der Robin Hood der englischen Märchen mit dem Gotte Wodan oder Odin identisch sei, und daß, wenn dieses der Fall, es nicht auch mit Sitten und Gebräuchen sich ebenso verhalte? Allerdings sind wir nicht mehr Schäfer oder Jäger gleich unseren Vorältern. Wir waschen, kämmen und kleiden uns, während sie für Seife und Kamm noch keinen Ausdruck besaßen. Sie waren uncivilisirte Heiden. Wir sind „civilisirte Christen“.

Trotzdem erscheint es als eine interessante Frage, ob nicht manche unserer modernen Gebräuche in die Urzeiten des arischen Volkes zurückgeführt werden können. Jakob Grimm hat eine höchst anziehende Abhandlung über die ältesten Formen der Todtenbestattung geschrieben und ist zu dem Ergebniß gekommen, daß bei den Ariern sowohl Begraben als Verbrennen der Leiche Sitte war, daß jedoch die nomadischen Völker das Verbrennen, die ackerbautreibenden das Begraben vorzogen. Ebenso hat er nachgewiesen, daß die Wittwenverbrennung sich keineswegs auf Indien allein beschränkte, sondern schon sehr früh unter den Thraciern, Geten und Skythen bekannt war, und daß die Selbstaufopferung der Brunhild am Pfeiler des Sigurd kein vereinzelter Fall in der Mythologie der germanischen Völker sei. Merkwürdige Uebereinstimmungen sind in den Heiratsgebräuchen der Hindus, Griechen, Römer und Germanen aufgefunden worden, und viele alte Sitten und Gesetze der Germanen vermochte Grimm auf correspondirende Gebräuche und Gesetze in Indien, Italien und Griechenland zurückzuführen.

Da wir mit diesen Studien noch in den Anfängen stehen, so bewegt man sich bei denselben am besten innerhalb einer sprachlich genau erforschten Völkergruppe. Ein vergleichendes Studium der arischen, der semitischen und der turanischen Gebräuche wird werthvollere Resultate ergeben, als eine Vermischung und Vergleichung der Gebräuche aller Menschen. Wenn wir einen und denselben Gebrauch in Indien und Griechenland finden, so dürfen wir annehmen, daß er derselben Quelle entsprungen sei und aus der Zeit der arischen Völker herstamme. Wird er aber auch in Amerika und Australien nachgewiesen, so muß man sich vor übereilten Schlußfolgerungen hüten. So ist der „Brautlauf“ oder „Brût-loufti“ der alten Germanen, der „Quânfang“ oder „Weiberfang“ der Skandinavier keineswegs auf die Arier allein beschränkt. Wir finden ihn auch unter den wilden eingebornen Stämmen der malayischen Halbinsel, die mit den Ariern nichts gemein haben. Auf die richtige Fährte gelangt man, wenn man dasjenige, was conventionell, individuell, örtlich oder national ist, von dem, was natürlich, allgemein, universell oder einfach-menschlich ist, trennt. Wenn wir z. B. eine metrische und rhythmische Dichtkunst nur bei Römern, Griechen und Indiern fänden, dann dürften wir diese Form der Poesie als speziell arisch ansprechen; wir sehen aber dasselbe auch bei den semitischen und turanischen Rassen und erkennen, daß Metrum und Rhythmus Formen sind, welche sich der menschlichen Zunge naturgemäß anbequemen und unter mehr oder minder günstigen Umständen zu größerer oder geringerer Entwicklung gelangen. Das Aneinanderreiben der Nasen, als Begrüßungszeichen, wird für einen speziell neuseeländischen Gebrauch angesehen. Allein es existirt gleichfalls in China, und Linné erwähnt es von den Lappländern. Hier erblicken wir den hauptsächlichen Unterschied von dem, was man ethologische Studien im Gegensatz zu den ethnologischen Forschungen nennen kann, und man erkennt, wie nothwendig es beim vergleichenden Studium der Sitten ist, daß spezielle Studien durch allgemeine Beobachtungen controlirt werden.

Tylor hat in dem ersten Bande seines Werkes mit bewunderswerthem Fleiße all' die ähnlichen und gleichen Sitten derjenigen Völker zusammengestellt, welche sprachlich mit einander verwandt sind, und auch die anderer, nicht verwandter Rassen herbeigezogen. Vorgänger hat er bei seiner mühevollen Arbeit wenige gehabt, besonders aber hat er die Werke von Dr. Gustav Klemm in Dresden und Dr. Adolf Bastian (Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860. 3 Bde.) benutzt. Es ist erfreulich, einen Engländer so frei von Vorurtheilen zu finden, wie ihn; er geht als unbefangener Forscher zu Werke.

Der Glaube an Unsterblichkeit, welcher über einen großen Theil der Erde verbreitet ist, kann jedoch nicht als ein Zeugniß für eine historische Berührung der Völker gelten, bei denen er herrscht. Die alten Hindus glaubten an persönliche Unsterblichkeit, und in den Vedas finden wir Gebete, in denen sie ihre Götter anflehen, daß sie mit ihren Eltern in einer schönern Welt vereinigt sein möchten. Von den Lippen eines Griechen oder Römers erscheint uns ein solches Gebet undenkbar, während es uns in den heiligen Hainen Germaniens nicht überraschen würde. Jedenfalls ist es aber eine höchst interessante Aufgabe, die verschiedenen Vorstellungen von

der Unsterblichkeit bei den verschiedenen Völkern zu verfolgen. Im Nachstehenden sollen einige Andeutungen darüber gegeben werden.

Nach dem Glauben der **Grönländer** zieht die Seele eines Gestorbenen nach Torngarsuk, dem Lande, wo ewiger Sommer, ewiger Tag und keine Nacht herrscht, wo gutes Wasser, Vögel, Fische, Seehunde und Rennthiere in unerschöpflicher Fülle sind, die man ohne Mühe fangen und lebendig in ungeheuren Kesseln kochen kann. Die Reise in dies gesegnete Land ist aber schwierig; **die Seelen müssen fünf Tage lang eine abschüssige Eisbahn hinabrutschen**, die mit dem Blute der Vorgänger besudelt ist. Besonders schlimm ist die Reise im Winter, dann kann die arme Seele den „zweiten Tod" erleiden und nichts bleibt von ihr übrig.

In der **Brücke Es-Sirat**, welche mitten durch die mohammedanische Hölle führt, die feiner als ein Haar und schärfer als die Schneide eines Schwertes ist, zeigt sich eine ähnliche Auffassung. Auch die **Juden** wissen von einer **Höllenbrücke**, über welche die Ungläubigen gehen müssen. **Diese Idee einer Brücke** läßt sich noch in Java, Nord- und Südamerika nachweisen, **und in Polynesien wird die Brücke durch einen Nachen ersetzt, welcher die Seelen über das Wasser fortführt.**

Die eingebornen Stämme des südlichsten Theiles von Südamerika glauben an eine gute und an eine böse Macht, nebenher auch an viele niedere Gottheiten. Diese waren Stifter und Vorfahren der verschiedenen Familien, und wenn ein Indianer stirbt, geht er wieder zu ihnen und lebt mit der Gottheit, die das Haupt seines Stammes ist. Alle diese Götzen haben ihre eigene Wohnung in großen **unterirdischen Höhlen**. Bei den **Mandanen** am Missouri hängt der Glaube an das zukünftige Leben mit der Tradition von ihrer Herkunft zusammen. Das ganze Volk wohnte einst unterirdisch in der Nähe eines großen Sees. Ein Weinstock trieb seine Wurzeln von der Erde hinab bis zu ihren Wohnungen und ließ sie das Licht ahnen. Einige der Kühnsten kletterten an der Rebe in die Höhe und waren entzückt vom Anblicke der Erde, die mit Büffeln bedeckt war und Früchte in unendlicher Menge zeitigte. Die Trauben, welche sie mit zurückbrachten, schmeckten ihren Genossen dergestalt, daß die ganze Nation sich zur Auswanderung auf die Oberfläche der Erde entschloß. Männer, Frauen und Kinder kletterten an den Wurzeln des Weinstocks in die Höhe; doch als die Hälfte der Nation oben war, zerriß die Rebe unter dem Gewichte eines dicken, alten Weibes, und die Zurückbleibenden waren dadurch vom Sonnenlicht und den Freuden der Erde ausgeschlossen. Die Mandanen glauben nun, daß sie nach dem Tode unter die Erde zu ihren Ursitzen eingehen und dort sich wieder mit den zurückgebliebenen Stammesgenossen verbinden. Verwandten Erzählungen begegnen wir in malayischen und polynesischen Gegenden. **An die Stelle des Weinstockes tritt ein Seil, ein Spinnenfaden, eine goldene Leiter, eine Rauchsäule oder ein Regenbogen.**

Die **Polynesier** glauben, daß der Himmel bis zum Horizont hinabgehe und so die Erde umrahme. Darum nennen sie die Fremden auch „**Himmelsbrecher**" oder **Papalangi**, weil sie meinen, daß sie von einer Außenwelt kommen und den Himmel durchbrochen haben. Nach ihrer Vorstellung ist **die Erde ein großes Haus** mit vielen oberirdischen und unterirdischen Stockwerken; wir leben im Erdgeschoß; durch Oeffnungen in der Decke fällt der Regen auf uns herab, und die Menschen, welche oben oder unten wohnen, kommen zuweilen auf die Erde (ins Parterre) zum Besuche!

Nach Catlins Berichte glauben die **Tschoktas-Indianer** in Nordamerika, daß **die Seele** nach dem Tode **eine große Reise nach Westen** machen und über einen wilden, tiefen Strom setzen müsse, über den nur ein glatter, abgerindeter Kieferstamm liegt. Drüben lachen die herrlichsten Jagdgründe; obgleich am jenseitigen Ufer sechs Menschen mit großen Steinen nach den Seelen werfen, gelangen die Guten doch glücklich hinüber, während die Sündigen ausrutschen und in den 1000 Fuß tiefen Abgrund stürzen.

Die **Neuholländer** nehmen an, daß alle guten und ordentlich begrabenen Menschen nach dem Tode in den Himmel gelangen werden. Im Himmel leben zwei gute Gottheiten; er ist ein herrlicher Ort, in dem Wild und Nahrung im Ueberflusse vorkommen. Dort herrscht weder Kälte noch Hitze, weder Regen noch Trockniß, kein böser Geist, keine Krankheit, kein Tod. Aber lustige Spiele, Gesang und Tanz findet man in Menge. **Der böse Geist** lebt aber in der tiefsten Tiefe; merkwürdiger Weise ist er mit **Hörnern und Schwanz** ausgestattet, obgleich die Neuholländer vor der Einführung des Rindviehs Thiere mit Hörnern nicht kannten. —

Alle diese Formen des Glaubens an ein künftiges Leben sind **unabhängig von einander** bei den verschiedenen Völkern **entstanden** und bieten keinen Anhaltepunkt für eine historische Beziehung unter diesen Rassen. Aber es gibt auch Fälle, in denen man einen Zusammenhang auf die eine oder andere Weise annehmen muß. Wenn man in Südafrika den nämlichen Thierfabeln begegnet, wie im Reinecke Fuchs, so kann diese seltsame Uebereinstimmung nicht aus natürlichen Ursachen erklärt werden.

Dasent hat nachgewiesen, daß die Volkserzählungen im Westen und Süden Afrika's aus derselben Quelle stammen müssen, wie viele alten Mythen in Europa. Dr. Bleek hat unter dem Titel „Reynard the Fox in South Africa" eine Sammlung von Hottentottenfabeln herausgegeben. Diese Thierfabel gehört dort zu den Hausmärchen, sie ist aber entschieden **durch spätern europäischen** Einfluß dorthin gekommen.

Wo Uebereinstimmungen in den Gebräuchen und Traditionen der Völker vorkommen, welche nie Beziehungen zu einander gehabt haben, begnügt sich Tylor einfach damit, die Thatsachen nebeneinander zu stellen, ohne daraus weitere Schlüsse abzuleiten. Nur in einem Falle hat er es versucht, einen historischen Zusammenhang zwischen amerikanischer und asiatischer Mythologie an der Hand gewisser ähnlicher Legenden herzustellen. Doch bezweifeln wir ganz entschieden, daß die Gründe, welche er anführt, zwingend genug sind, um einen so kühnen Bogen zu stützen.

In **Centralamerika** kennt man eine Erzählung, daß zwei Brüder, welche eine gefahrvolle Reise nach dem Lande Xibalba antraten, in dem Hause ihrer Großmutter jeder ein **Rohr** pflanzten, damit die Daheimbleibenden an deren Blühen oder Welken erkennen sollten, ob sie, die Brüder, gesund oder todt seien. Dieselbe Geschichte begegnet uns in Grimms Märchen. Die zwei „Goldkinder" beschließen hinauszugehen und die Welt zu durchwandern. Da wird ihr Vater betrübt und fragt sie, wie er Nachricht von ihnen erhalten solle, und sie antworten ihm: Wir lassen Dir hier diese **zwei goldenen Lilien**; die werden Dir anzeigen, wie es uns geht. Sind sie frisch, dann geht es uns gut; welken sie, dann sind wir krank, und

geben sie ein, dann sind wir todt. Grimm hat dieselbe Idee auch in türkischen Erzählungen nachgewiesen. Jedenfalls ist das Vorkommen dieser merkwürdigen Idee in Centralamerika, Deutschland und Indien ein seltsames Faktum. Fände sie sich nur in indischen und deutschen Erzählungen, so könnte man sie als ein allgemein arisches Eigenthum hinstellen, da sie aber auch in Centralamerika vorkommt, so muß man annehmen, daß sie durch spätern europäischen Einfluß dorthin gelangte, was durchaus nicht unmöglich, oder es muß ein allgemein menschliches Element, eine Sympathie zwischen dem Leben der Blumen und der Menschen nachgewiesen werden, und das letztere wird das Richtige sein. Tylor führt noch einige analoge Fälle an. Wenn die neuseeländischen Maoris zu einem Kriegszuge ausziehen, so stecken die Priester Stäbe in den Erdboden, welche die verschiedenen Krieger vorstellen; derjenige, dessen Stab vom Winde umgeblasen wird, fällt in der Schlacht. In Britisch-Guyana pflanzt man bei der Verlobung der Kinder Bäume, gleichsam als Zeichen des Kontraktes. Welkt ein Baum hin, so stirbt das Kind vor eingegangener Ehe. Das wird dann als unglückliche Vorbedeutung aufgenommen, und schon die Thatsache, daß wir solche Dinge als unglücklich bezeichnen, beweist, daß hier etwas allgemein Menschliches in diesen Erzählungen angenommen werden muß, und daß wir an keinerlei historische Berührung zwischen den Eingebornen von Guatemala und den Ariern Indiens und Deutschlands zu denken brauchen.

Es ist gleichfalls ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß die Mexikaner glauben, eine Mondfinsterniß werde durch das Verschlingen des Mondes von einem Trachen herbeigeführt, eine Vorstellung, welche auch die Hindus haben. Ja, bei beiden Nationalitäten herrschte dieser Glaube fort, nachdem man lange die wahre Ursache der Verfinsterung erkannt hatte. Auch hier liegt eine natürliche Vorstellung zu Grunde und man braucht nicht an Völkerberührungen zu denken. Das Manuskript des Popol Vuh, welches die amerikanische Quelle ist, ist nicht älter als Ende des 17. Jahrhunderts und daher möglicherweise nicht frei von europäischen Einflüssen.

Daß in früheren Zeiten eine Einwanderung von dem Nordosten Asiens nach dem Nordwesten Amerika's stattgefunden, läßt sich durch nichts beweisen. Allerdings gibt es zerstreute Anzeichen in den Sprachen, der Fauna und Flora dies- und jenseits der Behringsstraße, welche auf eine jetzt verschwundene „Brücke" zwischen beiden Ländern hinweisen — aber Alles ist unsicher und berechtigt zu keinen gültigen Schlüssen. Tylor gibt einen kleinen Beitrag zur Lösung dieser wichtigen Frage, über welche so viel geschwindelt wird. Joannes de Plano Carpini, welcher 1246 über die Sitten der Tataren schrieb, sagt, bei ihnen herrsche der Aberglaube, Niemand dürfe mit einem Messer das Feuer berühren, in der Nähe des Feuers eine Art benutzen oder mit einem Messer Fleisch aus einem Kessel nehmen, der über dem Feuer steht. Bei den Kamtschadalen, weiter östlich in Asien, finden wir dasselbe, und die Siouxindianer in Nordamerika haben genau denselben Aberglauben. Eine merkwürdige Uebereinstimmung, welche noch merkwürdiger durch die pythagoräische Maxime wird: Schüre das Feuer nie mit einem Schwerte. — So kommt Tylor zuletzt zu dem Schlusse, daß für fast jeden Gebrauch sich ein Analogon an einem andern Orte auffinden lasse, ohne daß man eine geschichtliche Uebertragung anzunehmen habe.

Selbst ganz einfältige und scheinbar grundlose Sitten sind weit verbreitet, z. B. wie das Wochenbetthalten der Männer, deren Frauen niedergekommen sind; dafür besitzen wir bereits 2000jährige Zeugnisse. Marco Polo, welcher China im 13. Jahrhundert durchwanderte, bemerkte diesen Gebrauch in der Provinz West-Yünnan. Das Volk aber, unter dem er diese Sitte beobachtete, gehört nicht zur chinesischen Rasse, sondern ist das eingeborne der dortigen Gegend. Unter diesen Miau-tze (Miao tse), d. h. Bodenkindern, besteht der Gebrauch, welchen der Venetianer vor 600 Jahren fand, heute noch.

Strabo erwähnt diesen Gebrauch, welchen die Franzosen „Couvade" nennen, unter den Iberern Nordspaniens, und ein neuerer Reisender, M. F. Michel, erzählt von den Basken, den Nachkommen dieser Iberer: In Biscava steht die Frau gleich nach der Niederkunft auf und verrichtet ihre häuslichen Geschäfte, während der Ehemann sich ins Bette legt, das Kind zu sich nimmt und die Glückwünsche der Nachbaren empfängt. Der Gebrauch findet sich auch in den ehemals aquitanischen Gegenden Frankreichs, wo er als „faire la couvade" bezeichnet ist. Man findet ihn in Navarra und auf der ganzen französischen Seite der Pyrenäen, also wo im Alterthum Iberer saßen. Legrand d'Aussy erwähnt eines alten französischen Fabliaus, in welchem der König von Torelore „au lit et en couche" vorkommt, und nach demselben Autor existirt der Gebrauch noch heute in Béarn, das auch auf altiberischem Boden steht. Diodorus Siculus erzählt von der Befolgung dieser seltsamen Sitte in Corsica, Apollonius Rhodius weist sie am Schwarzen Meere bei den Tibarenern nach.

So können wir diese merkwürdige Erscheinung durch einen Zeitraum von mehr als 1800 Jahren durch das westliche China, die Länder am Schwarzen Meere und Corsica bis nach Spanien verfolgen, unter Völkern, die nie in Zusammenhang mit einander standen und deren Sprachen keine Verwandschaft zeigen. Es ist daher in der Ordnung, wenn man die Frage aufwirft, ob dies ein natürlicher Gebrauch sei und worin er seine Begründung habe? Gebräuche, die nach Verlauf einer langen Zeit außergewöhnlich erscheinen, haben zumeist einen einfachen Anfang. Daher diene Folgendes zur Erklärung der Couvade.

Unter den Land-Dayaks auf Borneo darf der Ehemann vor der Geburt eines Kindes mit keinem scharfen Instrumente arbeiten, kein Thier tödten oder eine Flinte abfeuern, damit keine übeln Wirkungen auf das Kind hervorgebracht werden. Nachdem das Kind geboren ist, wird der Vater einige Tage eingesperrt und in Betreff der Speise auf Reis und Salz beschränkt, damit nicht etwa sein eigener, sondern seines Kindes Magen keinen Schaden erleide. In Grönland darf der Mann kurze Zeit vor der Entbindung seiner Frau nicht arbeiten, damit das Kind nicht sterbe. Bei allen diesen Anordnungen, welche sich durch weitere Beispiele vermehren lassen, ist die ursprüngliche Absicht klar. Durch Lärm, Unruhe und heftiges Wesen des Ehemannes zur Zeit der Entbindung kann das Kind leicht zu Schaden kommen; — das war der erste Anstoß zu dem seltsamen Gebrauche, der sich allmälig aus dieser Anschauung entwickelte. Alles, was damit zusammenhing, ward verdienstlich und endlich zur feststehenden Sitte. Du Tertre hat sie unter den Caraiben Westindiens, der Jesuit Dobritzhoffer unter den Abiponen Südamerika's angetroffen, und aus ihren unbefangenen Beschreibungen geht die Erklärung, welche oben gegeben wurde, von selber hervor. Der arme Ehemann wurde zuerst von den weiblichen Verwandten tyrannisirt und dann abergläubig gemacht. Er machte sich nun selbst zum Märtyrer, bis er durch Einbildung wirklich krank

wurde. Das mag der wahre Grund dieser außergewöhnlichen Sitte sein, welche, wie schon bemerkt, in Spanien, Corsica, am Pontus, in Afrika, den ostasiatischen Inseln, Westindien, Nord- und Südamerika angetroffen wird.

Es ist ungemein anziehend, beim Studium der Sitten deren Wachsen und große Beständigkeit zu beobachten. Allerdings sind wir nicht länger Wilde, wir stecken keine Ringe, Knochen oder bunte Federn mehr in den Nasenknorpel, oder Holzklötze in die Lippen, aber die Ohren des weiblichen Geschlechtes werden auch noch heute in Europa durchbohrt, um Ringe darin zu befestigen.

Die Trauringe werden weder im alten noch im neuen Testamente erwähnt; es ist ein altheidnischer Gebrauch, ob römisch oder germanisch läßt sich nicht mit Sicherheit entscheiden. Der Ring bedeutet einfach die Fessel, durch welche das Weib an den Mann gekettet ist. In England trägt die Frau allein den Ring, während der Gebrauch in Deutschland gegenseitig ist. Die gleiche Sitte finden wir unter den wilden Stämmen der malayischen Halbinsel, doch wurde sie dort höchst wahrscheinlich durch christliche Missionäre eingeführt.

Die Empfangsfeierlichkeiten und Drawing-rooms unserer Fürsten sind Ueberbleibsel barbarischer Sitten, die bis ins Mittelalter zurückreichen, wo jeder Unterthan dem Könige seine Huldigung darbringen mußte. In Ninive setzte der Herrscher seinen Fuß auf den Nacken des Unterthans, und in Europa küßt man noch die Hand des Fürsten. Auf den Tongainseln hebt der Häuptling den Fuß nach hinten in die Höhe und die Untergebenen berühren die Fußsohle, zum Zeichen, daß sie sich unter dieselbe stellen.

Wir sehen alle Tage, daß Herren ihre Handschuhe ausziehen, um einer Dame die Hand zu reichen. Es geschieht dies nicht blos, um statt des kalten Leders einen warmen Druck zu geben, sondern weil in früherer Zeit ein Druck mit stählernem Handschuh schmerzvoll war; man zog ihn aus.

Ein anderer seltsamer Zug in der Geschichte der Sitten ist das Unvermögen, über die Gebräuche fremder Völker oder früherer Jahrhunderte vorurtheilsfrei sprechen zu können. Eine Europäerin kritisirt die nackten Füße der Orientalinnen, während diese das unverschleierte Gesicht derselben höchst anstößig finden. Göthe aß, so sagt der Engländer Tylor, den Fisch auch mit dem Messer und Dante wechselte oft wochenlang seine Wäsche nicht — dabei schwinden allerdings mancherlei Illusionen. Wir finden die Trauer in Schwarz höchst natürlich. Die Australier trauern weiß und, fügen wir hinzu, dasselbe ist bei den Wenden der Lausitz der Fall. Der Teufel wird bei uns schwarz dargestellt; die Neger der Guineaküste kennen nur weiße böse Geister. Bei den nördlichen Völkern ist die Hölle kalt und eisig, während diejenigen, welche ihre Vorstellung derselben aus dem Osten erhielten, sie in feuriger Glut ausmalen. Wer hat nun Recht?

Wir werden noch einige Auszüge aus Tylors vortrefflichem und sehr lehrreichem Buche mittheilen.

Der Quorra oder Niger.

Eine geographische Skizze von **H. Mezger.**

I.

Ein altes Wappen aus dem 16. Jahrhundert stellt uns einen Strom dar mit der Devise: „Parte sui meliore latet“, Dunkel liegt auf seinem bessern Theile. Wenn dieses auch zunächst von Aegyptens heiligem Nile gilt, dessen Erforschung seit uralten Zeiten schon Aufgabe der Wissenschaft war, und deren Lösung erst unserer Zeit vorbehalten zu sein scheint, so läßt sich doch nicht weniger passend davon Anwendung auf seinen Schwesterstrom, den gewaltigen Quorra oder Niger, machen, obwohl auch hier der Schleier durch die neuesten Entdeckungen mannichfach gelüftet, ganz aber noch nicht gehoben ist. Und in der That haben ja auch von jeher beide Ströme in einem gewissen gleichartigen Verhältnisse zu einander gestanden, welches so weit ging, daß ältere Geographen, deren Verdienste um die Erforschung Afrika's von hoher Bedeutung sind, wie z. B. Ebn Batuta, geradezu seine Identität mit dem Nil annehmen zu müssen glaubten, Voraussetzungen, welche der alte Name des Stroms „Nil el kabir“, d. i. der größere Nil, nur zu rechtfertigen schien.

Aber unendliche Opfer und Anstrengungen hat es gekostet, den Lauf dieser mächtigen Pulsader des centralafrikanischen Verkehrs mit einiger wissenschaftlichen Sicherheit bestimmen zu können.

Schon die mannichfachen Namen des Stromes, welche er an seinen verschiedenen Theilen führt, haben von früher Zeit her zu irrigen Angaben geführt. Seit Ptolemäus und Plinius ist die Bezeichnung „Niger“ (wohl abzuleiten von n-Egbirrëu, welchen Namen er im Munde der Tuareg führt) bei uns allgemein geworden, obwohl im ganzen Sudan dieser Name unbekannt ist; Edrisi und Leo Africanus haben ihn dann auf unseren Karten eingeführt. Ein gemeinsamer Name fehlt in Afrika; die Mandingos oder Wakore nennen ihn Dhiulibao Juliba (großer Fluß), die Fulbe Mayo, die Tuareg Egbirrëu, die Sonrhay Issa oder Schai; am untern Laufe sind die Namen Imoscharh, Issa, Kuara (Quorra) und Bakinrua gebräuchlich. Seine Quellen befinden sich in der waldreichen Gegend südöstlich von den Quellen des Senegal zwischen zwei mäßigen Gebirgsrücken, den Soliman- und Kurankobergen, wahrscheinlich unter 11° nördl. Br. (nach Mollien 10' 16" nördl. Br., 13' 35" westl. L.) Durch Zuflüsse aus der höchst wasserreichen Gegend verstärkt, erreicht er bald eine beträchtliche Breite, so daß schon bei Marabut die Schifffahrt beginnt und ihn Mungo Park 30 Meilen von seinem Ursprunge entfernt bereits den größten afrikanischen Strom nennt, den er noch gesehen. Nach einem raschen und ungestümen Laufe durch die Bergländer des Reichs Futa verläßt er

bei Bammaku die Mandingo-Hochterasse und tritt bei Dschabbi nach einer Anfangs nordwestlichen, dann nordöstlichen Richtung in die Ebene ein. Die Hindernisse, welche häufige Stromschnellen auf dem Hauptarme der Schifffahrt entgegenstellen, läßt ein sehr weit verzweigtes System von Hinterwassern umgehen, eine Eigenthümlichkeit, welche überhaupt das centralafrikanische Stromgebiet charakterisirt. Schon bei Dschabbi gewinnt der Verkehr an Lebhaftigkeit, da die Stadt selbst ein wichtiger Stationspunkt auf der Karawanenstraße nach dem östlichen Sudan ist.

Der Strom bietet schon hier dem Blicke die ganze Fülle majestätischer Pracht dar, wie denn auch Mungo Park, dessen Name in der Geographie mit dem des Niger eng verwoben bleiben wird, als er ihn hier zum ersten Male erblickte, in seinem Tagebuche schreibt: „Als ich ihn nun vor mir sah, erblickte ich mit dem größten Entzücken den Gegenstand meiner Sendung; der lange vergeblich gesuchte majestätische Nigerstrom glänzte in der Morgensonne daher, breit wie die Themse bei Westminster, und sanft strömend gegen den Aufgang."

Allmälig ändert sich auch die Richtung des Stroms und durchschneidet in nordöstlicher Linie das mächtige Reich Bambara, dessen Residenz Sego, eine Stadt von etwa 30,000 Einw. mit breiten Straßen und großen Moscheen, den Mittelpunkt des Handels und Verkehrs auf dem obern Laufe des Quorra bildet. Ueberhaupt läßt sich die Bemerkung machen, daß nach dem Innern zu eine fortschreitende und höhere Civilisation und Kultur sich geltend macht, was sonderbarer Weise nicht aus der Nähe der nördlichen Kulturstaaten sich erklären läßt, sondern wohl auf den mächtigen Einfluß, welchen in früheren Zeiten Aegypten auf den Sudan und besonders auf das gewaltige Sfonrhay-Reich geübt hat, zurückzuführen ist.*)

Der ganze Anblick des Gebietes von Mássina, des ausgedehnten Pullostaates, muß den Eindruck von Wohlstand und Fruchtbarkeit machen, der durch zahlreiche Fulbe-Dörfer und Städte in der Ufergegend, wie Sansanding, Niara, Jowaru, Silla etc., erhöht wird. Zahlreiche Heerden der Feulahs beleben das Land, auf dem Strom selbst schwimmen viele Boote, die mit Indigo, Tabak, Glaskorallen, Zeug aus Haussa und der kostbaren Seide, welche von Marokko eingeführt wird, beladen sind. Der Niger bietet durch seinen Fischreichthum eine reiche Quelle des Erwerbes dar. Besonders Sansanding ist ein wichtiger Verkehrspunkt für die Salzkarawanen, welche von dem Südrande der großen Wüste, namentlich aus den Salzgruben von Tardenni, das Produkt hieher bringen und Last sammt Kameel entweder in die hochgeschätzten Haussa-Zeuge oder gleich in baare Summe, d. h. in das hier übliche Muschelgeld — Kauris — umtauschen.

Unterhalb Silla nimmt der Strom seinen ersten bedeutendern Nebenfluß von Süden auf, den Ba Nimma, welcher aus dem Konggebirge kommt und eine wichtige Nebenader für den Hauptverkehr auf dem Strome aus den südlicheren Gegenden, wie Baeddo und den Gebirgsländern Minianas, bildet. Bei Benendugu treten allmälig die Uferhöhen weiter zurück, und der Strom erweitert sich zu einem großen Wasserbecken, dem Dibbie oder Debu See (Bahar Tieb). Dichte Waldungen von Dattelpalmen, in denen viele wilde Thiere hausen, umgeben die Seeufer, während im Nordwesten die Wüste El Sharrag bis an den Uferrand sich ausdehnt. Der größere Theil der Bewohner dieser Gegenden ist arabischen Ursprungs, obwohl auch die Negerbevölkerung keine geringe ist; jene stehen gerade nicht im Rufe großer Frömmigkeit und Biederkeit und plündern die Karawanen. Der See, auf welchem zahlreiche Boote fahren, zieht sich seiner größten Ausdehnung nach von Südwest nach Nordost. In der Nähe des Ufers in bewaldetem Thale steht das Mekka des gläubigen Sudans, ein altergraues Heiligthum aus rothen Feldsteinen erbaut und mit Rohrmatten bedeckt mit dem Grabe Sidna Mohammeds, der ein Verwandter des großen Propheten war, nach Sonnenaufgang zu in der Richtung der heiligen Stadt, dem Ziel jedes gläubigen Moslim, rings umgeben von den Gräbern der Todten des Stammes; sogar die heilige Kaaba an der Schwelle darf der Verehrung des Frommen nicht fehlen; der Ort selbst führt den Namen El Hezsch.

Der Strom verläßt den See vermittelst mehrerer Arme, welche fruchtbares Weideland einschließen und sich erst kurz vor Timbuktu wieder vereinigen. Die Passage auf dem Fluß ist zwar durch mehrere Stromschnellen mannigfach gehemmt, dennoch steigert sich der Verkehr, je näher jener Mittelpunkt des ganzen westlichen Sudans rückt, der sich so lange räthselhaft und geheimnißvoll unseren Blicken entzogen hatte. Ein Arm des Stromes führt uns nach Kabara, der Hafenstadt Timbuktu's, denn dieses ist ungefähr 7—8 Seemeilen vom Hauptarme entfernt, das malerisch auf einem sanft gerundeten Hügel liegt. Nur 150 bis 200 Häuser nebst einer Menge von Rohrhütten bilden die Stadt, deren Bevölkerung — Sfonrhay — etwa 2000 Köpfe zählen mag. Ein kahler, öder Landstrich trennt Kabara von Timbuktu, und die Eingebornen hätten keine bessere Bezeichnung dafür finden können, als den Namen „Ur-immandeß", d. h. „er hört es nicht", wenn nämlich das Angstgeschrei und der bange Hülferuf des einsamen Wanderers unter den Händen roher Räuberhorden vergeblich durch die Wüste hallt — ganz charakteristisch für den jetzigen Zustand des Landes.

Frühzeitig ist die Kunde von der Existenz jenes großen Emporiums des Welthandels im Sudan zu uns gedrungen. Edrisi, der zwar nie in Afrika gewesen, welchem aber für die Geographie äußerst wichtige arabische Handschriften, die später verloren gegangen, zu Gebote standen, kennt diese Stadt noch nicht; aber schon Ebn Batuta (1352) weiß von ihr. Der Portugiese Johann Rodriguez berichtet, eine Stadt Tambukutu liege am Flusse Ennyl (Akad. der Wiss. München, VI. B. I. Abth.); Ennyl aber sei der Senegal, woraus sich dann die lange für gültig gehaltene Ansicht bildete, Timbuktu liege am Senegal. Als später die Portugiesen von ihren Faktoreien an der Westküste aus Handelsverbindungen mit Timbuktu anknüpften, kam freilich der lang geglaubte Irrthum an den Tag; zugleich aber verlegte man die Stadt weit nach dem Westen zu. Leo Afrikanus hat schon bestimmtere Mittheilungen. Als Gründungsjahr der Stadt gibt er 1213 (610 der Hedschra) an. Um diese Zeit war es auch (etwas früher), daß, wie Ahmed Baba in seiner unschätzbaren Chronik des Sudans berichtet, der Islam im Süden immer weitere Fortschritte machte und die ersten Sfonrhayfürsten die neue Religion annahmen. Damals bildeten zwar die Tuareg oder Imoscharh noch die Hauptmasse der Bevölkerung, aber der Einfluß der Sfonrhay läßt sich schon zu jener Zeit nicht mehr verkennen, und der ursprüngliche Name der Stadt, Tumbutu, d. h. Höhle oder Mutterleib (hergenommen von der Lage der Stadt zwischen zwei Sandhügeln) ist ein Sfonrhaywort.

Nach heftigen Kämpfen erlangte endlich die Sfonrhay-

*) Dieser Einfluß bleibt erst nachzuweisen; was man seither darüber gesagt hat, beruht zum größten Theil auf beliebiger Annahme. A.

bevölkerung das Uebergewicht über die Tuareg, und im Gefühle jugendlicher Kraft sehen wir die Bewohner von Timbuktu im 14. Jahrhundert schon als Eroberer auftreten. Die Dynastie der Sſonni erhob 1488 das eroberte Timbuktu zur Hauptstadt des neuen Reichs, und als nach einem höchst unerquicklichen Dynastienwechsel ein Eingeborner den Thron bestieg, begann die Blüthezeit der Sſonrhay. „Hadsch Mohammed Aſʒkia (1492), der größte Regent des Sudans, ist der beste Beweis der Entwicklungsfähigkeit, deren auch die schwarze Rasse fähig ist“.*) Seine glorreiche Laufbahn, sagt Dr. Barth in seinem klassischen Reisewerke, muß uns mit seinem Anfange versöhnen. Während er einerseits die Grenzen seines Reichs im Westen fast bis zum Atlantischen Ocean und südlich von dem Reiche Massi 12° nördl. Br. bis an die Grenzen Marokko's ausdehnte, ließ er doch andrerseits das durch eine Reihe von Jahren schwerer Kriegsnoth und blutiger Drangsale tief gesunkene und erschöpfte Reich auch die Segnungen des Friedens und der Ruhe genießen, verringerte das Heer, pflegte Gerechtigkeit und Gericht und förderte die Bildung unter allen Klassen der Bevölkerung.**) Ahmed Baba sagt von ihm, daß Gott sich seiner bedient habe, die wahrhaft Gläubigen von ihren Leiden und ihrem Elende zu erretten. Wie verdient er sich selbst um die Wissenschaft gemacht hat, davon gibt der Umstand Zeugniß, daß er aus weiter Ferne die Gelehrten an seinen Hof rief und sie als die Zierde seines Thrones ansah. Selbst die Stelle des Statthalters von Timbuktu scheint von einem Faki, d. h. Gelehrten, besetzt gewesen zu sein. Darauf bezieht sich auch die Angabe Leo's, daß zu jener Zeit dorthin viele klassische Manuskripte gekommen und theuer verkauft worden seien, was Jackson bestätigt fand. Handel und Verkehr erreichten unter ihm die höchste Blüthe und Ausdehnung. Freilich mußte die Lage der Stadt in der Nähe von Kulturstaaten, wie Aegypten,***) welchem der Sudan überhaupt ganz merkwürdiger Weise seine Civilisation verdankt, Tripoli's und Marokko's, sowie der europäischen Colonien an der Westküste am Ausgange der großen Karawanenstraße aus der Sahara nur begünstigen. Kairo, Tunis, Oran, Fes und Marokko sandten ihre Handelsartikel in großen Karawanen von nicht selten 16 bis 20,000 Kameelen auf den Markt nach der Residenz des Sſonrhayreiches.

Doch fehlten auch der Regierung des intelligenten Negerfürsten ihre Schattenseiten nicht. Die Keime des Zerfalls lagen in den unaufhörlichen Haremsumtrieben und Prätendentschaften, und die aufrührerischen Umtriebe der kaiserlichen Prinzen, besonders seines Sohnes Mussa, mußten Aſʒkia bitter an den Anfang seiner eigenen Herrschaft erinnern. Als nach mannigfachen Schicksalswechseln endlich die „ruhmreiche“ Dynastie ausstarb, folgte eine ruhelose und wirrenvolle Periode der Anarchie.*) Zu Ende des 16. Jahrhunderts kam das ehemals so gefürchtete Reich unter marokkanische Herrschaft, welche Timbuktu und die Schifffahrt auf dem Niger lange Zeit in Händen hatte. Als endlich die Fremdherrschaft im Anfange unsers Jahrhunderts gestürzt wurde, rangen die beiden herrschenden Völker der Tuaregs und Fulbe (nach Barths gewichtigem Urtheile ohne Zweifel der intelligenteste aller afrikanischen Stämme) mit wechselndem Glücke um die Obergewalt, welche endlich nach blutigen Parteizwisten in mannigfacher Beschränktheit den Fulbe zufiel. Doch wir haben damit die Gegenwart erreicht.

Timbuktu liegt in einer Ebene von Sandhügeln umgeben in nicht zu weiter Entfernung vom Südrande der großen Wüste. (Nach Petermanns Berechnung unter 17° 37' nördl. Br. und 3° 5' westl. L. v. G.) Ein schmaler Vegetationssaum zieht sich in südlicher Richtung dem Flusse entlang, während die ganze übrige Umgebung den Eindruck einer kahlen und öden Wüstenlandschaft, welche nur der Herbstregen mit einem Anflug von Grün zu bekleiden vermag, machen muß. Die Stadt ist in Form eines Dreiecks, dessen Spitze gegen Norden steht, gebaut und mag ungefähr 2½ deutsche Meilen an Umfang haben. Die Straßen und Gassen sind meistens so eng, daß zwei Reiter nur mit Mühe einander ausweichen können, doch macht das Ganze den Eindruck der Wohlhabenheit und des Reichthums. Der größere Theil der Stadt besteht aus einstöckigen, quadratartig aufgeführten Thonhäusern, zwischen welchen unzählige Rohrhütten zerstreut liegen; nur die der Vornehmeren erheben sich bis zu zwei Stockwerken, von denen manche in ihrer Façade sogar einen deutlichen Versuch von architektonischer Verzierung zeigen; einen eigenthümlichen Anblick gewähren dagegen die bienenkorbartigen runden Mattenhütten, wie sie in ganz Sſonrhay gebräuchlich sind. Bedeutende Bauwerke besitzt die Stadt außer den drei großen Moscheen nicht.**) Unter diesen ragt besonders die Djingere-ber (d. i. große Moschee) am Westende der Stadt, mit neun Schiffen von verschiedener Größe und Bauweise und obeliskenartigem hohen Thurm hervor. Eine alte Inschrift bezeichnet Manssa Mussa, König von Melle (14. Jahrh.) als ihren Gründer. Das äußerste Ende des nördlichen Stadtviertels findet in großartiger Weise seinen Abschluß in der massiven Moschee Sſan-kore, welche in neuerer Zeit durch den Scheich El Bakay in ihrer ganzen frühern Größe wiederhergestellt worden ist und einen imposanten Anblick darbietet.

Die Einwohnerzahl ist jetzt bis auf 13,000 herabgesunken, mit Ausschluß der zahlreichen Fremden, welche wenigstens in der Zeit vom November bis Januar nicht unter 5 bis 10,000 anzuschlagen sind, da ja die Stadt wegen der Unfruchtbarkeit der Gegend sich lediglich auf Handel mit anderen Ländern angewiesen sieht. Daß aber gerade zu jener Zeit Handel und Verkehr auf dem Markte

*) Für jede höhere Kultur ist auch das Sonrhayreich ohne alle Bedeutung geblieben; unter seinen Herrschern hat kein einziger etwas Dauerndes geschaffen, und die Geschichte dieses Landes ist nicht anders als jene der übrigen Reiche im Sudan. Wäre jene „Entwicklungsfähigkeit“ vorhanden, so müßte sie sich durch Werke der Civilisation und der Kultur bethätigt haben. Diese aber fehlen. Nur von einer schwächern Stufe der Barbarei kann die Rede sein, und diese Milderung ist ein Werk mohammedanisch-arabischer Einflüsse und Einwirkungen. A.

**) Von dieser „Bildung“ — ein sehr elastisches Wort! — sind keine Spuren vorhanden. In Afrika taucht aus der schwarzen Masse dann und wann ein hervorragender Krieger auf, der wie ein Meteor erscheint und verschwindet. Was solche Männer etwa schaffen, ist lediglich ephemer, weil zur höhern Entwicklung im Volke der Grund und Boden fehlt. Die ganze Geschichte der Negerländer, falls von einer Geschichte die Rede sein kann, liefert dafür die Beweise; nicht minder der Zustand aller dieser Länder bis auf den heutigen Tag. A.

***) Aegypten kann in jener Zeit nicht als „Kulturstaat“ betrachtet werden; Einflüsse, welche von diesem Lande stammen, das durch 400 Meilen weite Wüstenstrecken vom obern Niger getrennt ist, können nur islamitischer Natur und, wenn sie vorhanden gewesen, nur sehr mittelbarer Art sein. A.

*) Das ist in den Staaten des Sudan die Regel, und darin liegt auch ein Beweis, daß diese Negerstaaten in Bezug auf Kulturentwicklung ganz steril sind. A.

**) Es ist bezeichnend, daß kein Negervolk es auch nur bis zu schwachen Anfängen einer Architektur gebracht hat und nie über die Hütte hinausgekommen ist. Selbst die Herrscherpaläste sind nur Hüttenkonglomerate. Ihre Moscheen erhielten die Schwarzen von den Arabern. A.

ihren Höhepunkt erreichen, hat seinen Grund darin, daß zur Zeit des niedern Wasserstandes des Niger für die Karawanenzüge ein Aufenthalt in der Stadt und Umgegend durch die zahllosen Schwärme von Blutfliegen, deren Stich auf die Kameele sogar tödtliche Wirkung hat, höchst gefährlich, ja unmöglich wird. Dennoch fehlt es, jene kurze Zeit etwa ausgenommen, an dem regen Leben einer großen Handelsstadt, wenn auch der Verkehr noch immer bedeutend zu nennen ist. Reis, Negerkorn und vegetabilische Butter — Balánga — welche theils als Brennöl, theils aber auch als Surrogat für animalische Butter zum Kochen benutzt wird, Pfeffer und Ingwer nebst geschmackvollen Lederarbeiten der Tuareg bilden die einheimischen Marktartikel. Drei große Straßen münden in der sogenannten „Wunderstadt des Sudan". Auf der Wasserstraße von Südwesten her wird das Gold der Senegalländer in einem Durchschnittsbetrag von jährlich 150 bis 200,000 Thlr. in Form von massiven Ringen (Goldstaub sah Barth nie) nach Timbuktu gebracht. Dorthin kommen auch Guro-Nüsse. Auf der Karawanenstraße von Marokko her kommt das im ganzen Sudan schmerzlich vermißte Salz, auf der östlichen über Ghadames, der reichen Kaufmannsstadt, mehr europäische Waaren, z. B. englische Baumwollenzeuge, Tücher, Thee und die weit berühmten Solingerfabrikate. Der eigentlich große Verkehr hat sich nach Kano, „dem afrikanischen London" gezogen, wenn auch die Angabe Leo's „huc Nigritae navigio undique confluere solent" zur Zeit noch nicht zur Unwahrheit geworden ist.

Aus allen Erdtheilen.

H. A. Berlepsch, Neuestes Reisehandbuch für die Schweiz. Es ist eine wahre Freude, sich mit den Werken zu beschäftigen, welche Herr Berlepsch über die Schweiz veröffentlicht hat. Man lernt dabei recht erkennen, was geleistet werden kann, wenn ein Schriftsteller sich völlig in eine dankbare Specialität vertieft und an eine solche sein Arbeitsleben hingibt. Die drei oder vier Bücher, welche Hr. B. im Verlauf der letzten Jahre über die Schweiz veröffentlicht hat, sind alle gleich trefflich, jedes natürlich in seiner Art. Die „Alpen in Natur- und Lebensbildern" stehen Tschudi's Thierleben der Alpenwelt ebenbürtig zur Seite, enthalten meisterhafte Schilderungen und geben Jedem, der die Schweiz besucht, eine höhere Stimmung; sie regen das Gemüth an, geben gleichsam der Seele einen weitern Horizont, steigern und veredeln die Empfänglichkeit für die Eindrücke der an sich schon so großartigen Natur. Als Ergänzung dient die ausführliche Schweizerkunde, welche im vorigen Jahre in Braunschweig erschien, und die wir im Globus (VIII, S. 79) schon besprochen haben. Hier liegt eine musterhafte, man könnte fast sagen erschöpfende Landeskunde vor; ein weitschichtiges, vielfach zerstreutes Material ist verständig gesichtet und übersichtlich zusammen gestellt worden; wir glauben, daß das Buch über keinen irgend belangreichen Gegenstand Lücken darbietet; auch tritt überall die kritische Sorgfalt hervor.

Dasselbe gilt von dem Reisehandbuche für die Schweiz, das eben jetzt, Mai 1865, in dritter Auflage erschienen ist. Ein Vergleich mit der ersten, die ihrerseits schon für vortrefflich galt und verdienten Beifall fand, und ebenso mit der zweiten, liefert den Beweis einmal für den rastlosen Fleiß, den praktischen Sinn und die Umsicht des Verfassers — sodann für die Verlagshandlung, welche in der Theilnahme der Reisewelt und in dem umfassenden Absatze, welchen das Buch gefunden, offenbar einen Antrieb erhalten hat, auch ihrerseits das Mögliche zu thun, um das schöne und nützliche Werk zu vervollkommnen. So ist aus dem beiderseitigen eifrigen Zusammenwirken eine Arbeit erwachsen, die man, wir glauben mit vollem Recht, als „das Ideal eines Reisehandbuchs" bezeichnen kann. Wir wüßten nicht, wie man mehr wünschen könnte, als das, was hier geboten wird. Die Rücksicht auf praktische Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit steht bei einem solchen „Reisebuche" natürlich in erster Linie; Hr. B. hat es aber auch verstanden, demselben einen wissenschaftlichen Werth zu geben. Er ist kurz, klar, in seinen Urtheilen verständig und in seinen Empfehlungen wie in seinen Warnungen ein aufrichtiger Freund Aller, welche die Schweiz bereisen. Der gedruckte Text wird in umfassender Weise durch die Karten und Illustrationen in würdiger Weise ergänzt und erläutert. Diese neue Auflage hat nicht weniger als 38 Ansichten in Stahlstich und einige neue Kartenzugaben aufzuweisen.

In Summa: das Buch empfiehlt sich eigentlich von selbst; da es aber eine mustergültige Arbeit ist und in das Bereich der Länder- und Völkerkunde schlägt, so brauchen wir unsrerseits mit unserm Urtheile nicht zurückzuhalten, obwohl das Reisehandbuch in der Verlagshandlung des „Globus", dem Bibliographischen Institute zu Hildburghausen, erscheint. Man hat nicht nöthig zu schweigen, sondern darf ehrlich seine Anerkennung aussprechen, auch wenn Freunde Tüchtiges oder, wie hier der Fall, Ausgezeichnetes liefern. A.

Tod des Viceadmirals Fitzroy. In der wissenschaftlichen Welt hat der am 1. Mai 1865 durch Selbstmord herbeigeführte Tod des Viceadmirals Fitzroy, des berühmten Meteorologen, große Betrübniß verursacht. Der unglückliche Admiral, der jüngste Sohn des Generals Lord Charles Fitzroy, war geboren am 5. Juli 1805 und trat im Oktober 1819 in den Marinedienst. Schon 1824 wurde er zum Lieutenant befördert. Nachdem er längere Zeit im Mittelmeere und in Südamerika stationirt gewesen, wurde er im August 1828 Flaggenlieutenant des Gegen-Admirals R. Otway in Rio Janeiro. In demselben Jahre erhielt er noch das Commando des Schiffes „Beagle", das in der Geschichte der Erdkunde immer einen ehrenvollen Namen behaupten wird. Auf diesem Schiffe befand sich Charles Darwin als Naturforscher, und Fitzroy führte es in den Jahren 1828 bis 1836 um die Erde, machte werthvolle hydrographische Aufnahmen und eine Reihe der wichtigsten Vermessungen. Im Jahre 1843 wurde er Gouverneur von Neuseeland, welchen Posten er drei Jahre lang bekleidete. Die Stadt Durham hatte ihn zu ihrem Parlamentsmitgliede erwählt.

In der Meteorologie wird Fitzroy's Name immer ehrenvoll genannt werden. Ihm verdanken die engl. Seeleute durch Einführung der Sturmsignale viel. Seine letzte wissenschaftliche Thätigkeit erstreckte sich auf die Theilnahme an den Debatten über die von Sherard Osborn angeregte neue Nordpolexpedition. —

Ueber Fitzroy's Sturmsignale haben wir im Globus VI, S. 64 nähere Mittheilungen gegeben.

Der gegenwärtige Stand des Suezkanales. Die „Malta Times" vom 4. Mai 1865 enthält folgenden Bericht: „Bei der kürzlich stattgehabten officiellen Bereisung des Suezkanales war Malta durch den Handelskammerpräsidenten Alfred Christian vertreten. Die Besichtigung der Arbeiten nahm 10 Tage in Anspruch. Bei derselben waren 80 Abgesandte von verschiedenen Staaten vertreten, selbst Amerika fehlte nicht, und nur England machte eine Ausnahme. Nach der Meinung des Hrn. Christian ist die Vollendung des Kanales nur eine Frage der Zeit und des Geldes. Die Dampfschifffahrt nach Indien würde dadurch um die Hälfte Zeit abgekürzt werden; Segelschiffe dagegen werden wegen der Winde im Rothen Meere etc. kaum diesen Weg nach Indien benutzen. Die Abgeordneten gingen auf dem Süßwasserkanal vom Nil bis nach Ismaila und dann auf dem Salzwasserkanal von Ismaila nach Port Said (am Mittelmeere). Die Boote wurden von Kameelen und Pferden, auf dem Salzwasserkanal eine kurze

Strecke von Dampfern gezogen. Nachdem man die Bauten bei Port Said besichtigt hatte, segelte die Gesellschaft unter einem frischen Nordwinde nach Ismaila zurück; jenseits von diesem Orte ist der Meereskanal jedoch für Boote nicht fahrbar; um daher bis nach Suez am Rothen Meere zu gelangen, mußte der Süßwasserkanal benutzt werden. Dieser letztere nimmt in der Nähe der Stadt Zagazig seinen Ausgang vom Nil, läuft in östlicher Richtung durch das einst fruchtbare Land Gosen und mündet bei Ismaila in den Salzwasserkanal. Zwei Miles von dieser Stadt jedoch geht ein Zweig in südlicher Richtung ab, der den See Timsah und die Bitterseen östlich liegen läßt und so nach Suez führt.

Ismaila ist ein blühender und pittoresker Ort von 3000 Einwohnern, der sein Dasein den Kanalbauten verdankt und gerade mitten auf der Landenge liegt. Die Weite des Meereskanals wechselt jetzt zwischen 16 und 58 Meter, ausgenommen in der Nähe von Port Said, wo er 84 Meter breit ist. Die mittlere Tiefe jedoch beträgt nur zwischen zwei und drei Fuß. Die Tiefe des Frischwasserkanals ist dieselbe; nur wird sie, während der Nil Hochwasser hat, etwas bedeutender. Die Breite dieses Kanals wechselt zwischen 16 und 25 Meter. — Die Gesellschaft hat einen neuen Kontrakt mit verschiedenen französischen Firmen abgeschlossen, denen zufolge der ganze Kanal am 1. Juli 1868 für die Schifffahrt vollendet sein soll. Die Kosten des Werkes sollen dann acht Millionen Pfund Sterl. nicht übersteigen." — —

In diesem Bericht ist von den großen Schwierigkeiten beim Hafenbau in Port Said und in Suez nichts erwähnt; es kommt aber gerade darauf an, gute und sichere Häfen an beiden Endpunkten zu schaffen. Man wird sie nur, falls sie überhaupt möglich sind, mit ungeheuren Geldkosten herstellen können. Daß ein Durchstich der Landenge möglich sei, ist von Niemand bezweifelt worden, aber die seichte Wasserrinne, welche bis jetzt vollendet wurde, beträgt doch nur erst den zehnten Theil der erforderlichen Ausgrabungen; die kostspieligsten Schwierigkeiten sind erst noch zu überwinden. Von Belang ist, was oben Herr Christian bemerkt: daß Segelschiffe den Kanal für die Fahrt nach Indien schwerlich benutzen würden. Ich habe dasselbe schon 1856 stark betont und den Gegenstand eingehend erörtert, zu einer Zeit, da der Kanal noch keine Streitfrage war. Jetzt, nach Verlauf von neun Jahren, habe ich noch nicht die mindeste Veranlassung, auch nur ein Jota von Dem, was ich damals erörterte, zurück zu nehmen, vielmehr hat Alles seine volle Bestätigung gefunden. Ich will bemerken, daß ich keineswegs zu den Gegnern eines Suezkanales gehöre; ich sagte vielmehr: „Ein solcher wird in vielfacher Weise anregend und belebend wirken. Er wird eine Wohlthat für den Verkehr sein, wenn er auch nicht die hohen Erwartungen erfüllt, welche man von ihm rege gemacht hat." Vergleiche: Der Kanal von Suez in geographischer, commercieller und handelspolitischer Beziehung, in den Geographischen Wanderungen von Karl Andree, Dresden 1859. Theil II, S. 121 bis 161.

Livingstone's neues Reiseprojekt kam in der Sitzung der londoner geographischen Gesellschaft vom 8. Mai 1865 zur Sprache. Der bekannte Missionär ist zum englischen Consul bei den unabhängigen Häuptlingen in Centralafrika ernannt worden. Als Einbruchsfluß nach dem Innern Ostafrika's will er den Rovuma benutzen, welchen er bereits 1861 und 1862 mit Dr. Kirk bereist hatte. Zunächst gedenkt er den nordwestlichen Zweig dieses Stromes hinaufzugehen, um dann im Innern das große Problem der Wasserscheide zwischen Nil, Congo und Sambesi zu lösen. Zugleich soll der Zusammenhang dieses Flußsystems mit der großen Seenregion untersucht und wo möglich bis zum Nordende des Tanganyika-Sees vorgedrungen werden, wodurch auch die Frage nach den Urquellen des Nils ihren Abschluß erhalten würde.

Dr. Gunst's Reisen in Madagaskar. Soviel auch Madagaskar im letzten Jahrzehnt bereist worden ist, immer bleiben noch unbekannte Theile dieser großen Insel übrig, welche der Durchforschung von Seiten wissenschaftlich gebildeter Europäer harren. In der londoner geographischen Gesellschaft wurde am 8. Mai 1865 ein Bericht des Dr. Gunst „über einige bisher unerforschte Gegenden im nördlichen Madagaskar" verlesen, der das allgemeine Interesse in Anspruch nahm, über welchen wir jedoch vorerst nur eine kurze Nachricht mittheilen können. Gunst reiste von Tamatave nach Tananarivo und zurück, dann längs der Ostküste nördlich nach Vohemaro und berührte auf seinem Wege den Hafen Ageuzy. Da er Briefe des Königs Radama besaß, so ward ihm gestattet, von diesem Orte aus ins Innere vorzudringen, um dort die Bergketten auf ihren Metallreichthum zu untersuchen. Er entdeckte Zinnerz, Gold, Spuren von Kupfer und sah mächtige Wälder von Copalbäumen. Seine Untersuchungen wurden aber plötzlich durch Howasoldaten unterbrochen, die ihn gefangen nahmen, aller seiner Habseligkeiten beraubten, mit Stricken knebelten und eine lange Strecke über den Boden fortschleiften. Der französische Commandant in St. Mary hörte von diesen Gewaltthätigkeiten und sandte ein Schiff zu seiner Befreiung ab. Diese gelang, und Gunst kehrte über Bourbon nach Europa zurück.

Der Paß von Guanacas in den Centralanden Neu-Granada's. Der Engländer Robert Croß bereiste während der letztverflossenen Jahre die Anden, um dort Samen von der Popayan-Chinarinde zu sammeln, die nur noch in wenigen Exemplaren vorkommt und in Indien angepflanzt werden soll. Seine Reise von den „Pitayowäldern" bis zum Thale des Magdalenastromes, über welche er am 24. April 1865 in der londoner geographischen Gesellschaft sprach, führte auf das hohe Plateau von Guanacas und war mit bedeutenden Lebensgefahren verknüpft. „Ich befand mich am Fuße einer hohen Plattform, die aus vulkanischem Gestein gebildet und mit Steingeröll bedeckt war. Das ist der „parte peligroso" der „gefährlichste" und höchste Theil des Guanacaspasses. Ueber die Ebene wehte uns eisiger Wind entgegen, der, mit Regen und Nebelwolken vermischt, so heftig einhertoste, daß die Maulthiere oft zum Stillstehen gezwungen wurden. Zur rechten Hand lag ein kleiner See; nach Süden zu dehnte sich die lange schneebedeckte Bergkette aus, zu welcher der Vulkan Puracé gehört, den die Indianer „den schreienden Berg" nennen. Hundert Ellen weiter zur Linken erhebt sich ein schlanker pyramidenförmiger Hügel, auf dessen Gipfel ein kleiner See mit rothem Wasser sich befindet. Tags vorher waren hier zwei Soldaten gestorben; ich sah ihre Leichen noch unter einem Steinhaufen, mit dem sie flüchtig bedeckt waren, hervorschimmern. Die Straße war zu beiden Seiten dick mit gebleichten Knochen von Menschen, Pferden und Maulthieren übersät. Ehe ich über die halbe Hochebene hinweg war, zeigten sich bei den Maulthieren sehr bedenkliche Symptome und das, auf dem ich saß, war vor Frost beinahe steif und konnte kaum weiter. Ich befahl dem Treiber, mir meine Sporen zu bringen; er antwortete aber, die seien im Felleisen und er könne sie nicht herausnehmen, so sehr war er vor Kälte erstarrt, obgleich ich ihm meine hohen Stiefel gegeben hatte und selbst in ein paar Bastschuhen reiste. Ich schnitt daher das Felleisen auf, schnallte mir die Sporen schnell an und mißhandelte damit mein Maulthier dergestalt, daß ich in Europa mit vollem Rechte dafür bestraft worden wäre. Aber es handelte sich um das Leben, und die Paramos von Guanacas sind nicht die Straßen Londons; so entrann ich der tödtlichen Kälte des „parte peligroso", der unter allen mir bekannten Pässen Südamerika's der schrecklichste ist. Die Höhe desselben beträgt 14,000 Fuß, doch kann man keine Erklärung dafür geben, weshalb die Luft hier so außerordentlich tödtlich auf Thiere und Menschen wirkt."

Erforschung der brasilianischen Provinz Alto Amazonas. Die kaiserliche Regierung hat dem Gouverneur Befehl gegeben, diese ausgedehnte Landschaft, welche sich von den Grenzen Bolivia's im Süden bis zu jenen Venezuela's im Norden erstreckt, näher zu untersuchen. Im Anfange des laufenden Jahres war derselbe, von zwei Ingenieuren begleitet, den Rio Negro hinaufgefahren, welcher den größten Zufluß bildet, den der Amazonenstrom von Norden her erhält. Er hatte die ehemalige Stadt Barcellos besucht, welche in der portugiesischen Zeit Hauptort der Comarca (Bezirks) Rio Negro war; von den etwa 1000 Häusern sind jetzt nur noch Trümmer übrig. An der Stelle, wo der Rio Branco, d. h. der Weiße Fluß, in den Rio Negro mündet, ist der letztere vier brasilische Meilen breit. Die 1790 von portugiesischen Ingenieuren entworfenen Karten des Rio Negro und des Hyapura sind als durchaus ungenau befunden worden. Zur Colonialzeit war der Export aus der Rio Negrogegend nicht unbedeutend, namentlich wurde viel Kaffee von Barcellos verschifft; jetzt liegt aber der Ackerbau danieder, und die Provinz verschifft nur natürliche Produkte, die nicht viel Anbau erfordern; die Ausfuhr betrug 1864: 3092 Arroben Sassaparille, 14,100 Arroben Kakao, 36,625 Arroben Kautschuk, 49,500 Arroben getrocknete Fische und 18,882 Para-Nüsse.

Petroleum in der argentinischen Provinz Jujuy. Die neuesten südamerikanischen Zeitungen vom April 1865 bringen

uns die Nachricht von der Entdeckung großartiger und anscheinend unerschöpflicher Petroleumquellen in der Provinz Jujuy. Die Quellen waren bereits seit langer Zeit den Indianern jener entfernten Gegend bekannt; aber sie beachteten den schwarzen Theer nicht und benutzten ihn höchstens zum Anstreichen der Dächer. Als die ersten Petroleumlampen in jene Gegend kamen, fiel es den Menschen dort auf, daß das auf denselben gebrannte Oel genau den Geruch wie die Masse in jenen Theergruben habe. Der eigentliche Entdecker, welcher zuerst uns mit den Quellen bekannt machte, ist ein spanischer Kreole, Leonardo Milla von der Insel St. Domingo. Die Petroleum liefernde Gegend erstreckt sich 26 Leguas östlich von Jujuy aus und ist, wie behauptet wird, mindestens so reich, wie die beste in Pennsylvanien. Auf einer Strecke von 500 Quadratellen fand man auf der Oberfläche im Boden 45 Procent, in den tieferen Schichten 80 Procent Petroleum. Die Ausbeutung soll gleich in Angriff genommen werden, und so erblüht für die inneren Provinzen der argentinischen Conföderation wieder ein neuer Erwerbszweig.

Australien. Die zu Tanunda erscheinende „Deutsche Zeitung" meldet, daß in der Colonie Südaustralien 5759 Acker Landes mit Weinstöcken bepflanzt seien: 3,815,016 tragen schon Trauben, 3,361,189 noch nicht. Im Jahre wurden 606,365 Gallonen Wein und 31,359 Centner Trauben gebaut. Die Weinbauer sind alle Deutsche.

In der Colonie Queensland ist im vorigen Jahre der erste, bei Cleveland geerntete Zucker ausgeführt worden. Auch den Zuckerbau verdankt Australien den Deutschen.

Die Colonie Victoria hatte, laut der Zählung vom 31. Dezember 1864, eine Volkszahl von 604,858 Seelen. Das Verhältniß der Geschlechter stellte sich wie 2 zu 1, nämlich: 347,954 männliche und 256,904 weibliche Köpfe. Vermehrung gegen 1863: 30,527 Seelen.

Quecksilber in Westphalen. In der Nähe der Kreisstadt Olpe im westphälischen Sauerlande wurde vor etwa Jahresfrist bei dem Abbau eines Rotheisensteinflötzes in einer zwei bis drei Fuß starken Gangmasse, bald derb, bald nur eingesprengt, ein rothes Erz aufgefunden, welches sich bei näherer Untersuchung als vorzügliches Zinnobererz ergab. Durch die Aufdeckung bis auf neun Lachter in die Teufe wurde bald festgestellt, daß keineswegs ein vereinzeltes Nest dieses Quecksilbererzes zufällig entdeckt, sondern daß ein reicher Gang dieses werthvollen Minerals aufgeschlossen worden war. Das erste Quecksilberbergwerk des Zollvereins ist hier eröffnet, und vor einigen Wochen wurde in Köln die erste Ausbeute von etwa 5000 Pfund meistbietend verkauft. Zum Betriebe dieser Quecksilbergrube hat sich die Gewerkschaft „Neu Rhonard" gebildet.

Das Quecksilber hat in Europa nur eine geringe Verbreitung, und seine Anwendung in Fabriken und Gewerben nimmt fortwährend zu. Deshalb ist dieser Fund für das an Mineralien so reiche Westphalen von großer Wichtigkeit. Gediegenes Quecksilber und dessen Erze, unter denen Zinnober bei weitem die größten Metallmengen liefert, haben ihren Sitz theils im Steinkohlen=, theils im Thonschiefergebirge. Was hin und wieder im Granit, Gneiß u. s. w. vorkommt, ist von untergeordneter Bedeutung.

Rußland erzeugt nur geringe Quecksilbermengen. Ebenso ist das Vorkommen in Frankreich äußerst spärlich; es wurde hier nach und nach an vier verschiedenen Orten und vor 12 Jahren im Aveyron-Departement Quecksilber entdeckt. Im Gebiete von Toskana, in der Gegend von Seravezza, fand man 1840 Quecksilberlagerstätten. Sehr eigenthümliche Erscheinungen bietet Portugal dar. Das Gebiet zu beiden Seiten des Tajo bei Lissabon, etwas mehr als 150 Fuß über dem Seespiegel sich erhebend und einige hundert Fuß unter denselben sich herabsenkend, besteht aus Thon, aus Geröllen, Sand und Muschelschalen, ist folglich durch mechanische Absetzungen unter Wasser entstanden. In diesen Schichten trifft man Quecksilber in kleinen Kügelchen selbst bis auf die Spitzen der Höhen vertheilt; unterhalb des Wasserspiegels aber, bis zu 15 und 20 Fuß Tiefe, erscheint das Metall in größerer Menge. Die Bergwerke bei Moschellandsberg in Rheinbayern lieferten einst reichen Ertrag. Bis in das 17. Jahrhundert gewann man jährlich 1500 bis 1800 Centner Quecksilber. 1836 war die Ausbeute bis auf 130 Centner gesunken, und die Werke kamen in Verfall. Eines der wichtigsten Quecksilberwerke ist Idria in Krain und das bedeutendste in Europa jenes von Almaden in Spanien. Idria, wo der Bergbau schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts rege war, gewinnt jährlich 2000 Centner sehr reines Quecksilber. Die Gruben von Almaden waren den Griechen schon 700 Jahre vor Christus bekannt. Ihr Durchschnittsertrag beläuft sich auf 23,000 Centner jährlich.

Pfahlbauten in Neu-Vorpommern. Von dem Pfahlbaunetze, welches in grauer Vorzeit die Gewässer Mitteleuropa's überspannte, wird eine Masche nach der andern von emsigen Forschern wieder entdeckt und den erstaunten Blicken unserer Zeit bloßgelegt. Im Süden ist freilich bis jetzt das Meiste gefunden, doch auch der Norden hat in Mecklenburg (Globus VI, S. 349) an zwei Stellen den Beweis geliefert, daß die Pfahlbauten eine größere Verbreitung hatten, als man Anfangs anzunehmen geneigt war. Jetzt hat in Neu-Vorpommern Dr. Fr. v. Hagenow beim Stranddorfe Wiek unfern von Greifswalde ihr Vorhandensein schlagend nachgewiesen, worüber das „Magazin für Literatur des Auslandes" Folgendes berichtet. Schon im Jahre 1833 wurden beim Baggern im Flusse Ryk viele Alterthümer zu Tage gefördert, und die Baggermaschine ward in ihren Arbeiten durch viele eichene Pfahlstümpfe gehindert, welche, wie man glaubte, von alten Hafenbauten herrührten. 30 Jahre später, 1863 und 1864, ward wieder im Ryk bei Wiek gebaggert. Bei der Hinwegräumung des hier im Laufe vieler Jahrhunderte abgelagerten und festgewordenen Moders gerieth der Bagger sogleich wieder zwischen Pfahlstümpfe, welche, in Reihen geordnet und immer zu dreien aneinander gelehnt, schräg gegen den Fluß verliefen. Bei dieser Gelegenheit wurden nach und nach, entweder in den tiefsten Moderschichten oder in dem darunter liegenden Meeressande und groben, steinigen Kies viele Alterthümer und Gefäßscherben und nicht minder zahllose Thierknochen und Hirschgeweihe gefunden. Unter den Alterthümern befindet sich ein Schwert von Bronze und ein gegen 150 Pfund schwerer, halb muldenförmig tief ausgehöhlter Getreide-Quetschstein von Granit, wovon man drei Stück gefunden hatte. Im Uebrigen wurden vorzugsweise viele, aus verschiedenen Regesteinen schön gearbeitete Streithämmer mit Schaftloch, dann Meißel und messerförmige Geräthe von Feuerstein und eine Anzahl Spindelsteine gefunden. Von letzteren ist nur wenig gerettet worden; das Wichtigste ist aber in Hagenows Sammlung übergegangen. Da die Bewohner der pommerschen Pfahlbauten uns Kornquetscher und Spindelsteine hinterlassen haben, müssen sie Getreidebau getrieben und Flachs, sowie Wolle verarbeitet haben; dies in Verbindung mit dem Handelsartikel Bronze läßt auf einen ziemlichen Grad von Kultur schließen. Von Menschenresten, die in den Pfahlbauten überhaupt selten sind, verlautet auch hier nichts.

Neues über die schweizer Pfahlbauten. Eine Correspondenz der „Allgemeinen Zeitung" aus Wetzikon im Canton Zürich berichtet Folgendes: Dem unermüdlichen Eifer des Hrn. Messikomer ist es gelungen, bei seinen Nachgrabungen in den großartigen Pfahlbauten des Torfmoors bei Robenhausen neuerdings eine Reihe höchst interessanter Funde und Beobachtungen zu machen, die zwar das chronologische Räthsel jener ältesten Bewohner der Schweiz nicht lösen, dagegen über deren Kulturzustand und Lebensweise ein immer helleres Licht verbreiten. Es befinden sich an dieser merkwürdigen Stelle nicht, wie man bisher glaubte, blos zwei, sondern drei alte Ansiedlungen über einander. Die zwei ältesten wurden durch Feuer zerstört und liefern außerordentlich viele Fundstücke. Die dritte Niederlassung, deren Pfähle nicht aus Rundholz, sondern aus gespaltenem Eichenholz bestehen, ist nicht durch Feuer zerstört und wurde im Laufe der Zeit verlassen; sie ist arm an Fundstücken. Sämmtliche drei Niederlassungen, die sicher eine lange Reihe von Jahren hindurch existirten, gehören der Steinzeit an. Unter der erstaunlichen Menge von Artefakten, welche Hr. Messikomer dort neuerdings ausgrub, befinden sich nur Werkzeuge von Stein, Knochen und Holz, darunter viele von unbekanntem Gebrauch, aber nicht die geringste Spur von Bronze oder Eisen. Die bestimmte Trennung und die lange Dauer der vorhistorischen Perioden der sogenannten „Steinzeit" und der „Bronzezeit" wurde nirgends sicherer constatirt, als bei den Pfahlbauten der Schweiz, weit deutlicher und bestimmter selbst als in den Gräbern von Dänemark und Mecklenburg. Dort ist noch keine Ansiedlung von den ältesten Völkern gefunden worden, die sich an Größe und guter Erhaltung mit den großen Seeortschaften aus der Steinzeit bei Robenhausen, Wauwyl und Wangen am Bodensee vergleichen ließe.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (H. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Ausflug nach der Regentschaft Tunis.

Vortheilhafte Weltlage — Alte Erinnerungen und blutige Geschichte. — Der jetzige Bey; constitutionelle Verfassung und Rebellionen. — Altherkömmliches Justizverfahren. — Privilegien für die Hinrichtungsarten. — Der Hafen la Goletta und der See von Tunis. — Malerischer Charakter der Stadt. — Leben und Treiben in den Bazaren. — Begrüßungsformeln und Sprichwörter. — Palast des Beys; Marsa; Bardo. — Die Friedhöfe. — Bairamfest. — La Marina. — Ausflug nach Sagbuan und den Tschugarbergen.

Tunis hat eine herrliche Weltlage, unweit von den Ruinen Karthago's, Sicilien gegenüber, da, wo die Scheide zwischen den beiden großen Becken des Mittelländischen Meeres liegt. Die heutige Regentschaft bildete



Maurisches Kaffeehaus in Sidi bu Said bei Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

einen der drei „Barbareskenstaaten", in welchen systematisch betriebener Seeraub zu den Staatseinrichtungen gehörte.

Diese Zeiten sind vorüber. Tripolis empfindet ganz entschieden den Einfluß der britischen Macht; Algier ist seit der verhängnißvollen Ohrfeige (man sagt gewöhnlich, sie sei ein Schlag mit dem Fächer gewesen), welche 1830 der Dey dem französischen Consul gab, eine französische Provinz, und das Nachbarland Tunis kann sich gleichfalls den europäischen Einwirkungen nicht entziehen; vom türkischen Sultan ist diese „Regentschaft" nur dem Namen nach abhängig. Sie hat einen Flächeninhalt von etwa 4000 Quadratmeilen, grenzt im Westen an Algerien, wird im Osten vom Syrtenmeere bespült, nach Süden hin ist Wüste. In den Tagen der Römer war das ungemein fruchtbare Land vortrefflich angebaut und recht eigentlich eine afrika-

nische Getreidekammer; aber unter den Mohammedanern trat Verfall ein. Die Angaben über die Volksmenge schwanken zwischen 800,000 und 2 bis 3 Millionen.

An Tunesien knüpfen sich manche Erinnerungen aus den Tagen des Alterthums. In diesem Lande lagen Karthago, Hadrumetum (das heutige Susa) und Cato's Utica; die Insel Dscherbi gilt für das Eiland der Lotophagen. Ueber diese Region sind nach einander Karthager, Römer, Vandalen, Byzantiner, Araber und Türken hinweggegangen. Die Stadt Kairwan war lange Zeit der Hauptsitz des großen westlichen Chalifates; Ludwig der Heilige (1270) und Kaiser Karl V. erschienen vor Tunis, das im 16. Jahrhundert eine türkische Provinz wurde. Aber die Beys machten sich, wie schon bemerkt, vom osmanischen Sultan unabhängig.

Das *Thunetum* oder *Tuneta* der Alten soll fast gleichzeitig mit Karthago gegründet worden sein und das Wort im Phönicischen *Wohnung*, *Wohnort*, bedeuten.

Eine Sage erzählt, hier am afrikanischen Gestade habe *Cadmus* die schöne *Harmonia*, welche er geraubt und entführt, treulos verlassen. Sie starb aus Gram; ihre Kinder errichteten ihr ein Grabmal, und um dasselbe herum siedelten sich die Bewohner an. Das sei schon vor der deukalionischen Wasserflut gewesen.

Auch unter den Mohammedanern hat Tunis eine Zeit der Blüthe gehabt; diese beginnt im 13. Jahrhundert und dauerte bis tief in das 15. hinein. Damals kamen viele Mauren aus Spanien hinüber und brachten Aufschwung und höhere Kultur in das Leben. Die Stadt blühete als Hauptort eines Reiches, welchem ein großer Theil des östlichen Algeriens unterworfen war; dasselbe schloß Handelsverträge mit den italienischen Handelsrepubliken und den aragonischen Königen. Auf die geschichtlichen Einzelnheiten können wir nicht eingehen; wir wollen nur hervorheben, daß 1684 Mahmud die Türken verjagte und sich zum Sultan von Tunis erklärte. Sein Nachfolger, Ramaddan Bey, wurde von einem Neffen getödtet, der wieder von Ibrahim es Scheruf ermordet wurde, und diesem ließ ein griechischer Renegat, Hassan Ben Ali, den Kopf abhauen. Hassan seinerseits wurde von seinem Neffen Hammuda Pascha verjagt, und dieser letztere wurde strangulirt. Das sind Katastrophen, dergleichen früher in den Ländern des Islam so häufig vorkamen, daß sie nicht überraschen dürfen, und es bleibt eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß Hammuda Pascha 32 Jahre Herrscher und so lange Zeit am Leben blieb. Er regierte mit Kraft und Verstand von 1782 bis 1814. Aber noch in demselben Jahre wurde sein Nachfolger Othman Bey sammt allen seinen Kindern ermordet, und die Herrschaft ging an Mahmud über, der 1824 starb. Dessen Sohn, Sidi Hussein Bey, regierte, als Frankreich Algerien in Besitz nahm; er starb 1835. Ihm folgte sein Bruder Mustafa, der nur wenige Monate am Leben blieb und diesem Sidi Ahmed Bey, der das Unerhörte that, indem er eine Reise nach Europa unternahm. Er starb 1855, und den Thron nahm dann Sidi Mohammed Bey ein, bis September 1859. Seitdem herrscht der jetzige Bey *Sidi Mohammed el Sadock*.

Dieser Bey wollte Tunesien in einen civilisirten Staat umwandeln; er trat auf als ein Idealist, welcher mit den alten orientalischen Ueberlieferungen völlig brach; er gedachte das Abendland nach Nordafrika zu verpflanzen, Ordnung einzuführen, die Willkür zu beseitigen und die Verwaltung zu regeln. Er stellte eine Civilliste im Betrag von nur 200,000 Thalern für sich fest und gab eine Verfassung, welche ganz und gar liberal ist. Sie bestimmt, daß kein Muselmann Privilegien vor Andersgläubigen voraus haben solle. Ausländer können Grundeigenthum erwerben und zwar unter denselben Bedingungen wie Inländer; alle Unterthanen sind gleichberechtigt, haben volle Religionsfreiheit und sind vor den Gesetzen gleich. Es wird Sicherheit des Eigenthums und „Freiheit der Arbeit“ eben so wohl gewährleistet, wie persönliche Freiheit.*)

Diese Verfassung wäre manchen rückständig gebliebenen Ländern Europa's zu wünschen; sie ist an sich vortrefflich, hat aber einen Hauptfehler. Die mohammedanischen Halbbarbaren in Tunesien wollten von den neuen Grundsätzen und Einrichtungen nichts wissen; der altconservative Unfug ist ihnen gar zu sehr ans Herz gewachsen; wir geben weiter unten Beispiele dafür. Freilich, die paarmalhunderttausend Juden und Christen priesen den weisen Gesetzgeber, aber die Mauren murrten und schalten und die Araber rebellirten. Sie erhoben die Fahne des Aufstandes gegen Sidi Mohammed el Sadock; seit zwei Jahren führen sie Krieg gegen ihn, er ist oftmals hart von ihnen bedrängt worden, und sie hätten ihn sicherlich längst gestürzt, wenn die Kriegsschiffe der europäischen Seemächte ihm nicht Schutz gewährten.

Araber, Mauren und die Kabaylen im Gebirge haben längst die Köpfe geschüttelt über allerlei Neuerungen. In Tunis wurde schon 1806 die Sklaverei der Christen abgeschafft; seit 1842 dürfen keine Sklavenmärkte mehr gehalten werden; die Christen durften sich Gotteshäuser errichten, und europäische Ingenieure baueten viele nützliche Dinge, als da sind Wasserleitungen, Leuchtthürme, Brunnen und dergleichen mehr. Aber was kümmert um das Alles sich ein Nomade oder ein Religionsfanatiker? Und Reformen kosten überall Geld. Der Bey erhöhte also die Abgaben; die einfache Kopfsteuer, welche 36 Piaster (= 5 Sgr. 7 Pfennig) betrug, wurde verdoppelt und auf 72 gestellt. Dagegen erhob sich das Volk, es verlangte die Abschaffung aller Neuerungen. Die Behörden wurden verjagt oder eingesperrt; ein einheimischer Häuptling stellte sich an die Spitze der Mißvergnügten und rückte vor die Hauptstadt, die aber von den Europäern geschützt wurde. Vor allen Dingen forderte er die Absetzung des Chasnadar, d. h. Finanzministers. Der Bey hatte seine Armee, auf welche ohnehin nicht einmal völlig Verlaß war, auf etwa 12,000 Mann vermindert, um mehr Geld für nützliche Arbeiten verfügbar zu haben. Er ist überhaupt auch anderweitig ins Gedränge gekommen. Der türkische Sultan möchte gern seine frühere Oberlehnsherrlichkeit wieder herstellen, und er wird dazu aufgemuntert von England, das durch ihn seinen Einfluß verstärken möchte. Der englische Consul Wood ließ aussprengen, die Franzosen wollten die Verlegenheit des Beys benutzen, um Tunesien an sich zu reißen. Der französische Consul wies eine solche „Verleumdung“ zurück; wir unsererseits können aber versichern, daß in der französischen Presse schon mehrfach darauf hingewiesen worden ist, die Annexion Tunesiens sei lediglich eine Frage der Zeit. Wie dem aber auch sein möge, gewiß bleibt, daß die Eifersucht der beiden „befreundeten“ Mächte auch in Tunis unverkennbar ist.

Die Tunesen können oder wollen sich nicht finden in die Justizreformen, mit welchen der aufgeklärte Bey sie beglücken möchte; sie lieben die Gerechtigkeitspflege nach altorientalischem Herkommen, derb und handgreiflich; sie entspricht ihren Wünschen, Ansichten und Bedürfnissen, und sie sind entschieden altconservativ. Sehen wir, wie es sich mit derselben verhält.

*) Wir haben den Text dieses „Organischen Gesetzes“ früher mitgetheilt und Betrachtungen daran geknüpft. Globus I, S. 278 ff.

Der Bey ist, den alten Vorstellungen und dem Herkommen gemäß, der oberste Richter im Lande und entscheidet nach seinem Belieben und Gutdünken; eine andere Richtschnur braucht er nicht zu befolgen, und mit den Geboten des Koran weiß er ein Abkommen zu treffen. Allwöchentlich setzt er sich vor seinen Palast in der Marsa auf einen Thronsessel, der von einem reichverzierten Zeltdach überspannt ist, um Gericht zu halten. Der Basch amba el Bey, d. h. der Ceremonienmeister ruft mit lauter Stimme aus, daß nun die Verhöre ihren Anfang nehmen können.

Dann erscheinen die Kläger, und man muß gestehen, daß sie rasch genug abgefertigt werden. Auf die lange Bank wird nichts geschoben, der Beklagte antwortet und der höchste Richter entscheidet. Vielleicht hat der Kläger oder der Beklagte, gleichviel, das Recht auf seiner Seite, aber es kann ihm begegnen, daß er eingeschüchtert oder verlegen ist und sich mit der Sprache nicht gut zu behelfen weiß, während sein Gegner dreist und redefertig dasteht; jener bekommt Unrecht, und es kann ihm begegnen, daß er die Bastonnade erhält, auf die Galeere geschickt, strangulirt, geköpft oder gehängt wird. Es ist eben ein wunderliches Ding um die tunesische Justiz, bei der manche uns Europäern wunderlich erscheinende Dinge vorkommen.

Ein Maure verklagte einen sonst wohl beleumundeten Mann beim nun verstorbenen Bey Hamuda Pascha. Ich habe, sagte er, meine Börse verloren, in welcher sich 100 Zechinen befanden; dieser Mann hier hat sie gefunden und sie mir auch zurückgegeben, aber mit nur 20 Zechinen (Mahbubs, d. h. Goldstücken); er hat mich also um 80 bestohlen. Der Bey dachte ein wenig nach, dann strahlte sein Gesicht, denn eine wahrhaft salomonische Weisheit war in ihm aufgedämmert. Er ließ sich die Börse reichen und 100 Stück Zechinen bringen. Eine nach der andern steckte er in den Beutel, und es stellte sich heraus, daß dieselbe überhaupt nur ungefähr 50 Mahbubs fassen konnte. Zum Kläger sprach er: „Da hast du deine Börse; sieh zu, ob du mehr hineinbringen kannst, als ich.“ Es versteht sich von selbst, daß Verlust des Geldes und eine tüchtige Bastonnade nicht ausblieb.

Zwei Araber stritten darüber, wer eine herrenlose Kuh eingefangen habe. Es kam darauf an, zu ermitteln, wer zuerst die Kuh mit seiner Hand berührt hätte. Eine wichtige Frage! Aber diesmal plagte sich der Bey nicht mit langem Nachdenken; er ließ die Kuh in seinen eigenen Stall bringen und bemerkte: „Der wirkliche Eigenthümer kann sich melden und sie abholen; er bekommt aber 100 Stockprügel, weil er nicht auf sein Vieh geachtet hat.“

Ein Juwelier beschuldigt seinen alten Diener des Diebstahls. Der Angeklagte weint und betheuert seine Unschuld, und der Kläger kann nichts beweisen. Der Bey wird darüber ärgerlich und dekretirt, daß jeder von beiden 250 Prügel erhalten solle. Der Anfang wird mit dem Beklagten gemacht, und als diesem bereits etliche Dutzend aufgezählt worden sind, tritt die Tochter des Juweliers vor und erklärt, sie habe die vermißten Juwelen in Verwahrung. Der Kläger wurde ungeprügelt entlassen, mußte aber dem Bey ein ansehnliches Geschenk machen.

Wenn der höchste Richter die Sitzung schließen will, ruft der Ceremonienmeister: El asia! Friede! Dann entfernen sich alle Leute.

Die **Türken** (man bezeichnet die in den nordafrikanischen Regentschaften gebornen Osmanen als **Kuluglis**) haben das Privilegium, in einem Saale der Kasbah (Citadelle) **strangulirt** zu werden.

Die **Mauren** haben das Recht, sich im Bardo **den Kopf mit einem Säbel abhauen zu lassen**. An jeder Seite des Verurtheilten, welchem man die Augen verbunden hat, stellt sich ein Henker auf; der eine kitzelt dem armen Sünder mit der Säbelspitze stark am Arm; und während er dann unwillkürlich den Kopf zur Seite wendet, führt der andere Henker einen gewaltigen Streich mit dem scharfen Yataghan. Es ist ein Ehrenpunkt, den Kopf mit einem einzigen Hiebe ganz und gar herunter zu säbeln.

Die **Marokkaner** und die **kabylischen Söldner** (welche auch in Tunis als Sanawas, Zuaven, bezeichnet werden), **hängt man** kurzer Hand am Zher el Suck **auf**. **Soldaten werden erschossen**.

Die **Juden** wurden, bis 1818, **verbrannt**. Das kam aber ab, weil die mohammedanischen Tunesen wähnten, daraus entstehe die Pest.

Frauen wurden früher im See von Tunis **ersäuft**; diese seichte Lache ist aber dazu nicht mehr tief genug, und man wirft sie jetzt bei der Insel Kerkena bei Gabes ins Meer.

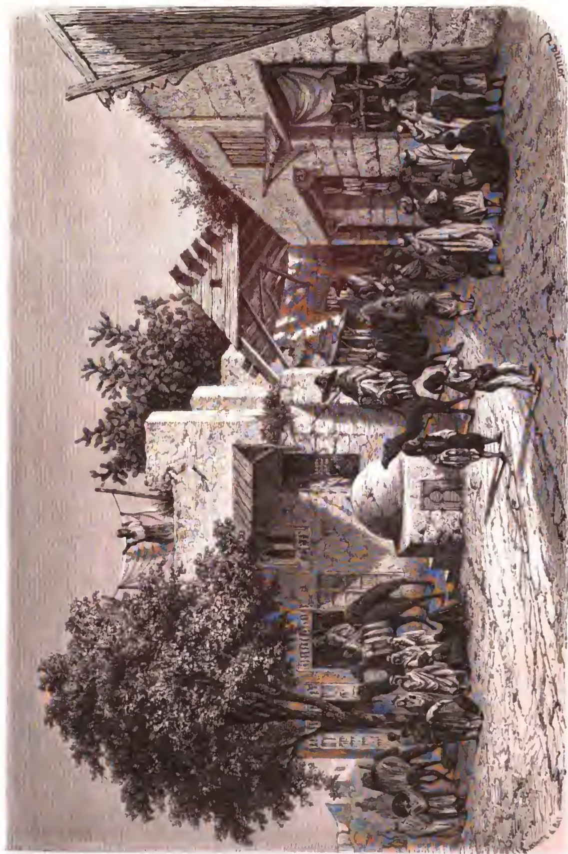
Das **Hand- oder Armabhauen** kam früher sehr oft vor. Gewöhnlich hing man die abgehauene Hand um den Hals des Diebes, welcher hinterrücks auf einen Esel gesetzt wurde und durch einige Straßen reiten mußte. Kleine Diebe kommen auf die **Galeeren**.

Von solchen patriarchalischen Einrichtungen mochte der jetzige Bey nichts mehr wissen; er wollte eine Justiz nach europäischer Art einführen; er meinte es aufrichtig mit der Civilisation. Aber das Volk ergrimmte ob solcher Neuerungen und rebellirte; es will, daß die Dinge beim Alten bleiben.

Die **Stadt Tunis** (36° 47' nördl. B., 7° 51' östl. L. v. P.) hat regelmäßige Dampferverbindung mit Europa und den Häfen Algeriens. Die Fahrzeuge, welche an der Küste des letztern fahren, besuchen die Rhede von Stora, welche den Hafen für Philippeville bildet; hier können nur kleine Schiffe ankern. Sie legen allemal bei Bona an und bei La Calle, welches durch seine Korallenfischerei und die Ausfuhr von Korkholz berühmt ist, und fahren dann in die **Goletta** ein, welche den Hafen von Tunis bildet. Der Name bezeichnet sowohl die an demselben liegende Ortschaft, wie einen Kanal welcher das Meer mit einem See verbindet, in dessen Hintergrunde Tunis sich erhebt. Für größere Schiffe ist dieser Kanal zu eng, und der etwa vier deutsche Meilen im Umfang haltende See sehr seicht; arabisch wird er als el Bahyrah, das kleine Meer, bezeichnet. Seit undenklichen Zeiten fließt alle Unsauberkeit aus Tunis in dieses ohnehin untiefe Becken ab, das an manchen Stellen nur noch wenige Fuß Wasser hat. Eine vollständige Reinigung und gründliche Ausbaggerung wird kaum möglich sein, wohl aber ließe sich, allerdings mit erheblichen Kosten, ein breites Fahrwasser herstellen.

Ueber diesem schmutzigen See wölbt sich ein tiefblauer Himmel und erglänzt eine wahre Fülle intensiven Sonnenlichtes. Gegen Abend sind die Berge im Hintergrunde rosenroth und veilchenblau übergossen; Flamingos, Möwen, Kormorane und andere Wasservögel beleben die nasse Fläche, über welche eine Menge kleiner Barken mit lateinischen Segeln hingleitet.

An der Marina, welche weiter unten geschildert wird, steigt man aus und begibt sich sogleich in ein beliebiges Gasthaus; denn Tunis hat mehre recht gute europäische Hôtels. Dasselbe bietet, wie alle orientalischen Städte, die größten Gegensätze dar; Pracht und Schmutz liegen dicht neben einander, und ein Europäer, welcher zum ersten Male die



Ein Bazar in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Straßen durchwandert, wird in nicht geringem Grade davon überrascht. Aus der Ferne ist der Anblick ganz herrlich, aber im Innern findet man ein Labyrinth von engen und unsauberen Gäßchen, besonders in den Vorstädten, durch welche aller Kloakenschmutz in den See abfließt. Man hat Anfangs viel Ekel zu überwinden, wer aber zu sehen und zu beobachten versteht, findet doch manches Interessante.

Da ist zum Beispiel eine Straße, deren Häuser so dicht beisammen liegen, daß der Tunese von seinem platten Dache auf jenes des ihm gegenüber wohnenden Nachbars springt. Man biegt um die Ecke und steht plötzlich vor einem Kaffeehause, das von dichtbelaubten Bäumen beschattet wird; man befindet sich auf einem Platze, auf welchem säulengetragene Zelte stehen, oder wo Leinwanddächer nur von Pfählen gestützt werden. Dort suchen Leute, welche malerische Gruppen bilden, Schutz gegen die glühenden Strahlen der Sonne, und die Palmen, welche sich neben einem, in maurischem Styl gebauten Thor erheben, vervollständigen das durchaus orientalische Bild.

Manchmal glaubt man in einem Dorfe zu sein, aber wenn man weiter geht, fällt der Blick auf eine Kuppel, auf ein Minaret, auf irgend eine Ruine aus der römischen Zeit oder aus jener der „Saracenen". Gleich nachher tritt man in das Gewühl eines Bazars, wo die Käufer sich drängen, und nun weiß man wieder, daß man sich in einer großen Stadt befindet. Das Ganze wird mit Licht übergossen von einer wahrhaft afrikanischen Sonne, welche allen Gegenständen eine so eigenthümliche Färbung verleiht und den Kalkbewurf fast marmorartig erscheinen läßt. Auf dem dunkeln Blau des Himmels hebt sich bei solchen Lichteffekten Alles ungemein scharf ab.

Im vorigen Jahrhundert soll Tunis nicht weniger als 250 Moscheen gehabt haben. Die Zahl mag übertrieben sein, gewiß bleibt, daß noch heute die Zahl derselben sehr beträchtlich ist. Kein Europäer darf sie betreten. In der Moschee des Oelbaums, Dschana es Situn, der größten und schönsten von allen, liegen die Landesherrscher begraben. Die grünen Kuppeln dieser Tempel würden bei uns in Europa das Auge beleidigen, aber unter der afrikanischen Sonne machen sie neben dem Weiß der Gebäude und dem Blau des Himmels einen keineswegs unangenehmen Eindruck.

Man schlendert mit Vergnügen auf den Bazaren umher, und ein Genremaler kann gerade dort anziehende und dankbare Vorwürfe in unendlicher Menge finden. Auf dem Bazar der Essenzen, Suk el Atarin, schlürft man süßen Rosenduft ein; der Türkenbazar, Suk el Turk, ist am meisten belebt. Solch ein Bazar ist weiter nichts als eine Reihe von Buden und Läden und theilweise mit hölzerner oder Zelt-Ueberdachung versehen. Unser Bild gibt eine getreue Darstellung. An bestimmten Tagen finden Verkäufe mit Ausruf statt, und dann mischen sich die sonst immer träg und ruhig in ihren Buden sitzenden Kaufleute unter die Menge, um ihre Waaren anzupreisen. Diese sind zum Theil recht werthvoll; dahin gehören die mit Sammet oder Marrokin überzogenen und mit Gold und Silber verzierten Reitsättel, Perlmutterkästchen, sehr schöne Gewebe und hübsche Waffen. Die Schneider haben zumeist



Tränkstelle am See von Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

rosenrothe, grüne oder gelbe Stoffe ausgelegt, und Tarbuschs oder Scheschias liegend zu tausenden zum Verkauf aus. Für diese rothen Kappen, die wir in Europa gewöhnlich als Fes bezeichnen, ist gerade Tunis ein Hauptfabrikationsort. Auch gestickte Babuschen und hübsche Burnus werden dort in großer Menge verfertigt. —

Auf dem Bazar treffe ich einen Bekannten, welcher des Arabischen vollkommen mächtig ist. Er macht mich aufmerksam, daß eben zwei Mauren einander begrüßen. An der Art, wie sie das thun, erkennt er sofort, daß sie Mauren sind; sie verneigen sich gegeneinander, legen die Hand aufs Herz, und dann beginnt ein Zwiegespräch, das aus lauter Höflichkeiten und Gegenfragen besteht.

„Der Tag sei Dir gesegnet. — Dein Tag sei wie Milch. — Wie steht es mit Deiner Gesundheit? — Hat Dein Hab und Gut sich vermehrt? — Ich wünsche, daß Allah Dich lieb habe. — Ich wünsche, daß er Dir Frieden verleihe. — Wie süß und angenehm ist mir Deine Gegenwart! — Deiner Familie möge es stets wohl ergehen. — Allah gewähre Dir Schatten und sei Dir gnädig.“

Und in dieser Art ging es noch längere Zeit weiter mit ähnlichen complimentirenden Redensarten, in welchen ja überhaupt das Morgenland sehr stark ist. So fragt ein Perser, welcher gegen den andern recht höflich sein will: „Ist Deine Nase recht fett?“ und das will genau so viel sagen als unser: Wie geht es Ihnen?

Ein Vorübergehender streift mich an und spricht zur Entschuldigung: „Arfi“, d. h. Herr; wir sagen: Entschuldigen Sie.

Die Türken sind weniger wortreich in ihren Ausdrücken der Höflichkeit; Araber gleichen Standes umarmen einander, aber vor dem Reichen verneigt sich der Arme oder küßt ihm das Gewand.

Sehr hübsch und recht bezeichnend sind manche tunesische Sprichwörter; wir wollen aus der langen Reihe die folgenden mittheilen.

Ein Reiter macht nicht viel Staub; — das will sagen, ein einzelner Mensch könne weitumfassende Arbeiten nicht fertig bringen.

Er sucht seinen Sohn und hat ihn auf der Schulter (sagt man von einem Zerstreuten).

Er will seine Frau umarmen und kratzt ihr die Augen aus (d. i. Jemand hat gute Absichten und richtet doch Unheil an).

Der Wald brennt nur vermittelst seines eigenen Holzes.

Wer den Mund hält, dem fliegen die Mücken nicht hinein (man soll verschwiegen sein).

Er kam, um Deines Vaters Grab machen zu helfen und läuft mit der Hacke fort (mißtraue Leuten, welche in eigennütziger Absicht ihre Dienste anbieten).

Der Fuß geht, wohin das Herz ihn lenkt.

Sei Löwe und friß mich, sei aber kein Wolf, der mich beschmutzt.

Der Esel kommt auch zur Hochzeit, aber nur um Holz herbeizuschleppen.

Arbeite, um Hanf zu erwerben; hast Du ihn, so arbeitet er für Dich.

Ein Wort zu seiner Zeit ist erlaubt.

Er geht ans Meer und findet es trocken (d. h. wer keinen Muth hat, soll lieber zu Hause bleiben).

Was die Heuschrecken übrig lassen, wird von den Vögeln aufgefressen (ein Unglück kommt nie allein).

Er hat kein Brot und will eine Frau nehmen (wer geringe Mittel hat, soll nicht zu hoch hinauswollen).

Bei den Orientalen gilt Tunis für eine hübsche Stadt, und schon in den Zeilen des Alterthums heißt sie die weiße. Die Araber finden des Rühmens kein Ende; die ruhmreiche, wahrhaftige, blühende, gewerbfleißige, die wohlverwahrte, der Aufenthalt der Glückseligkeit, — das sind die Bezeichnungen, welche sie ihr geben. Die Europäer freilich meinen, man sage am besten: Tunis, das schmutzige und stinkende. Die Orientalen sagen, es gleiche in seiner Gestalt einem Burnus, den man auf einem Abhang ausbreite, und die Herrscherburg, die Kasbah, sei die Kaputze davon. In der Oberstadt wohnen zumeist Türken; die Quartiere der Maltesen, Italiener, Franken und Juden



Ein Kaffeehaus am See von Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

liegen in der Unterstadt und auch in den Vorstädten. Eine Zählung ist niemals veranstaltet worden, deßhalb sind alle Angaben über die Volksmenge schwankend und unsicher; insgemein nimmt man zwischen 70 und 100,000 Seelen an, unter denen nicht weniger als 20,000 Juden und etwa 10,000 Christen; von diesen sind ungefähr 5000 Maltesen, 3000 Italiener, die übrigen Franzosen, Spanier, Deutsche und Engländer.

Im Palaste des Bey, welcher im Innern sehr stattlich in maurischem Style hergerichtet ist, wohnt der Bey nur ausnahmsweise; gewöhnlich hält er sich in der Marsa auf (el mersa, arabisch; Ankerplatz, Hafen, Rhede), am Meere, drei Stunden von Tunis. Der Sitz der Regierung ist im Bardo, einer von Thürmen und Bastionen flankirten Burg, die eine starke halbe Stunde nordwestlich von der Stadt liegt. Innerhalb dieses festen Schlosses befinden sich die polytechnische Schule und die Staatsgefängnisse; es hat immer eine starke Besatzung.

Diese Landhäuser sind ungemein lieblich; die Gärten werden vermittelst der Noriahs, dieser auch in Spanien aus der maurischen Zeit her noch üblichen Schöpfräder, reichlich bewässert. In diesen duftigen Oasen herrscht tiefe Ruhe.

Sie herrscht auch auf dem großen Leichenacker; dieser liegt vor dem Thore, durch welches man den Weg nach den Ruinen von Karthago nimmt. Dort sah Chateaubriand das von Palmbäumen beschattete Dach des letzten Abencerragen, — einen platten, einfachen Stein. Spätere Reisende haben vergeblich nach diesem Denkmale gesucht; einer will es auf dem Friedhofe vor der Bab el Bahar, dem zum Meere führenden Thore, gefunden haben. Der Gottesacker der Juden ist in vortrefflichem Zustande; die Gräber sind weiß angestrichen, und so gilt auch heute noch der altbiblische Ausdruck: „übertünchte Gräber".

Sehr lohnend ist ein Ausflug nach der Marsa, dem alten Hafen von Karthago, aber dabei muß man vorsichtig



Das Bairamfest auf dem Platze der Kasbah in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Zwischen dem Bardo und der Stadt liegt ein See, der Sebchat es Seldschung, der aber im Hochsommer fast trocken liegt.

Der Palast in der Marsa zeichnet sich durch die ungemein große Menge bunter Fensterscheiben aus. Das Volk behauptet, die dort wohnenden Prinzessinnen würden von 1000 Frauen und Mädchen bedient: Georgierinnen, Griechinnen, Tscherkessinnen und Negerinnen.

In der Stadt hört gegen Sonnenuntergang aller Lärm auf, die Buden werden geschlossen, die Leute bleiben in ihren Häusern, und in den Straßen bemerkt man nur dann und wann einen Fremden, der allemal eine Laterne vor sich hertragen läßt. Man setzt sich auf das Dach, trinkt Kaffee und raucht Tabak. Wer wohlhabend ist, bewohnt während der Sommermonate ein Landhaus und sucht Schatten und Kühlung. Von Juni bis August zeigt der Thermometer im Schatten 24 bis 30° Réaumur; dann aber gewähren die Gebüsche von Lentisken und Jasmin, die Granat- und Orangenbäume Erquickung und süßen Duft. Aber selbst die nächste Umgebung ist unsicher, und Jedermann trägt Waffen.

zu Werke gehen und wo möglich ein bewaffnetes Geleit mitnehmen. Denn böses Raubgesindel schwärmt bis dicht vor die Thore von Tunis.

Der Maler Crapelet erzählt ein Abenteuer. „Gegen Anbruch der Dunkelheit kam ich von einem Spazierritte zurück. Als ich nicht mehr viel über eine Viertelstunde Wegs von der Stadtmauer entfernt war, rannten aus einem Hinterhalt ein paar Dutzend Hunde auf mein Pferd ein, das sich bäumte und um sich selber drehte. Die Lage war bedenklich, aber zum Glück blieb ich sattelfest, zog meinen Revolver und feuerte unter die Hunde hinein; mehrere wurden getroffen. Dann ritt ich fort. Als ich mich einmal umwandte, sah ich mehre Beduinen, die nun ein entsetzliches Geschrei erhoben und mich Mörder nannten. Aber wahrscheinlich wäre es um mich geschehen gewesen, wäre ich nicht im Sattel geblieben. Am andern Morgen ritt ich wieder nach der Marsa aus und sah von den erschossenen Hunden nur noch Knochen und die Köpfe umher liegen; alles Andere war von den übrigen Kötern aufgefressen worden. Beduinen bemerkte ich nicht."

Recht lohnend ist ein Ausflug in westlicher Richtung



Die Marina in Tunis. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

nach dem Flusse Medscherda, dem Bagradas der Alten. Er ist der beträchtlichste in der ganzen Regentschaft, strömt an den Ruinen von Utica vorüber, wo der jüngere Cato sich den Tod gab, und mündet etwas südlich von Porto Farina. Seine Ufer sind höchst malerisch und von Palmen und Bananen beschattet; die Römer hatten mehrere Brücken über den Fluß geschlagen, diese aber sind verfallen, und die Karawanen müssen hindurch waten. In der Mündungsgegend bildet das Land einen großen Hain von Oelbäumen. Ueberhaupt hat Tunesien viele ungemein fruchtbare Gegenden, aber es ist schlecht bebaut, die Bewohner sind träg, und alle Bemühungen des Beys, die Leute zu einer ausgiebigen Benutzung zu veranlassen, scheitern an der Gleichgültigkeit. Auch denken sie nicht daran, die reichen Mineralschätze: Silber, Quecksilber, Blei, Kupfer, Bergkrystalle auszubeuten; selbst Gold ist vorhanden. Es ist, als ob ein wahrer Fluch auf den mohammedanischen Ländern laste, sie alle sind im Verfall, und alle Bemühungen, sie der Halbbarbarei zu entreißen, sind vergeblich gewesen.

Es liegt etwas Verkommenes in dem ganzen Charakter der mohammedanischen Völker, aber der Islam selber hat von seiner alten Kraft und Gewalt nicht das Mindeste eingebüßt; seine heutigen Bekenner sind ihm mit voller Inbrunst zugethan, und die hohen Feste werden unter allgemeiner Theilnahme gefeiert. Crapelet war Zeuge des kleinen Baïramfestes, das am ersten Tage des Monats Schewal gefeiert wurde; die Tunesen bezeichnen dasselbe als Aïd el esrir. Früh am Morgen wurden Kanonen abgefeuert, und bald nachher füllten sich die Straßen mit Muselmännern, die alle ihre besten Kleider angelegt hatten. Sie strömten in Masse nach dem großen Platze bei der Kasbah und sahen heiter und fröhlich aus. Der Ernst war verbannt, weil es für eine Art Sünde gilt, traurig oder nur gleichgültig zu erscheinen. Man erkannte die sonst so ruhig und abgemessen sich bewegenden Menschen gar nicht wieder; sie bewegten sich rasch, umarmten einander und gaben sich allerlei Spielen hin. Auch der Tag von Mohammeds Geburt, der Muled, wird festlich begangen, und an den Abenden zur Zeit des Ramadan geht es gleichfalls recht lustig her.

Die Europäer besuchen gern die Promenade de la Marina. Tunis gewährt von der Seite Karthage's her den hübschesten Anblick. Dort liegen mehre recht angenehme Kaffeehäuser, deren Inhaber auch Tabak und gutes Trinkwasser verkaufen. Manchmal kommen wohl Frauen dorthin, aber nur selten; sie lustwandeln lieber auf der Marina, welche bis an die Ufer des Sees reicht und wo auf einer Art von Vorgebirge manche Waarenbuden aufgeschlagen worden sind. Dort landen auch die aus Europa oder Algerien ankommenden Reisenden, und hier ladet man die Güter aus, welche in kleinen Barken mit lateinischen (dreieckigen) Segeln angebracht werden, denn Seeschiffe können nicht bis Tunis gelangen. Von der Marina aus nimmt man auch Lustfahrten auf dem Wasser vor, und sie gewährt ein heiteres, anziehendes Bild, wenn sie von einer muntern, bunten Menge belebt wird.



Ruinen eines Tempels in Saghuan. (Nach einer Zeichnung von A. Cravelet.)

Im Auftrage des Beys unternahm der Maler Crapelet eine Reise in südlicher Richtung nach den Dörfern der Saghuans und nach den Dschugarbergen. In diesen letzteren liegen die Quellen, von welchen die nach Karthago führenden Aquädukte ihr Wasser erhielten. In jener Gegend sind manche Ruinen aus den Tagen des Alterthums vorhanden, namentlich von Tempeln.

Der Aufbruch von Tunis erfolgte Morgens um 4 Uhr, und der Pfad, denn von Straßen in unserm Sinn ist keine Rede, führte durch eine sehr interessante Gegend. An vielen Stellen findet man Ueberreste von Wasserleitungen, die so stark sind, daß man sich kaum erklären kann, wie die Barbaren es angefangen haben, sie zu zerstören. Die Hitze war drückend, wir fanden, sagt Crapelet, welchem sich ein Ingenieur angeschlossen hatte, keinen andern Schatten, als den von unseren Turbanen, aber wir ritten immer vorwärts, bis wir einen Höhenzug erreichten. Um 5 Uhr Abends wurde die Schwüle etwas erträglicher, und wir hielten nun eine Stunde Rast, die uns erquickte. Im Hintergrunde wurden die Dschugarberge, das Ziel unserer Reise, von der Abendsonne vergoldet.



Eine alte Wasserleitung auf dem Wege nach Saghuan. (Nach einer Zeichnung von A. Crapelet.)

Um 7 Uhr waren wir im Städtchen Zaghuan (Sughuan oder Sawân), das auf den Trümmern einer alten Ortschaft steht. Hier konnten wir wieder recht frei aufathmen, denn überall war Wasser und frische Luft. Es dämmerte eben, und wir zogen durch ein römisches Thor ein. Die Leute liefen zusammen und betrachteten uns, aber der Scheich war von unserer Ankunft im Voraus unterrichtet worden und wir fanden, auf Kosten der Regierung, eine sehr gastliche Aufnahme. Nach einer 15stündigen Wanderung mundete uns ein Abendessen, das aus Maisbrei, verschiedenen Ragouts, Schöpsenbraten mit Kastanien und Bohnen, Fischen und Kaffee bestand. Nachdem wir dann einige Tschibuks geraucht, legten wir uns nieder und schliefen, trotz der unvermeidlichen und unwillkommenen Plagegeister, denen auf einem orientalischen Nachtlager nicht zu entrinnen ist, wie die Götter.

Am andern Tage besuchten wir eine von den Quellen, aus welchen Karthago Wasser erhielt. Ueber derselben steht ein Tempel, der mit großer Sorgfalt erbaut worden war; vor demselben ist ein ausgemauertes Becken stets mit klarem Wasser gefüllt. Im Lande selbst bezeichnet man diese malerischen Trümmer als Heuschir aïn el Kasbah, d. h. Ruinen der Quelle der Festung, denn die Leute meinen, der Tempel sei eine Festung gewesen; er liegt etwas über eine halbe Stunde weit von der Stadt entfernt, auf einer Tafelebene, welche sich an den Saghuanberg lehnt. Die rechteckige Cella des Sanctuariums ist 7 Meter 25 Centimeter lang und 4 Meter 13 Centimeter breit. Im Hintergrunde sieht man noch Reste von einem Altar und eine große Nische, in der wohl das Bild der Gottheit gestanden, welcher dieser Tempel geweiht war.

Zur Rechten und Linken des Sanctuariums lief im Halbkreis eine Seitengallerie von 4 Meter 28 Centimeter Breite, sie hatte 24 Bögen, die von 26 Säulen getragen wurden. Das Wasserbecken erhält noch jetzt seinen Zufluß aus einer unterirdischen Leitung, die in vier Oeffnungen ausmündet. Das ganze Bauwerk hat viel Ansprechendes und Harmonisches und macht in gewisser Beziehung den Eindruck, als hätte man ein Theater vor sich.

Die nach Karthago führende Wasserleitung ist eines der großartigsten Römerwerke in Afrika; der Bau wurde unter Hadrian begonnen und unter Septimius Severus vollendet. Zur Zeit des erstgenannten Kaisers litt Nordafrika fünf Jahre nacheinander an großer Dürre. Hadrian kam selber nach Karthago, und ein glücklicher Zufall fügte, daß gleichzeitig mit ihm Regen sich einstellte. Die Ernte fiel reich aus, und das Volk segnete den Herrscher. Spartianus, der Lebensbeschreiber Hadrians, erzählt, daß der Kaiser eine Menge von Wasserleitungen habe bauen lassen, und man nimmt nun an, daß auch diese von ihm herrühre.

Die Landschaft, welche den Tempel umgibt, ist entzückend schön; Crapelet verweilte dort vier Tage und ritt dann durch eine zum großen Theil sandige Strecke nach den Ruinen von Dschugar. Die Karawane brach schon um 2 Uhr Morgens auf, zog über flaches Land und kam erst nach fünf Stunden auf unebenen Boden. Dort

bog sie zur Linken ab, und nun war plötzlich Alles anders. In einer kleinen Oase stand ein Zeltdorf, dessen Bewohner sich sehr freundlich benahmen, als sie etwas Pulver und Blei zum Geschenk erhalten hatten; die Kinder kamen zutraulich herbei und betasteten die blanken Waffen; der Scheich bekam Cigarren. Während der Europäer sich ausruhete, gab ein Hirt allerlei Erzählungen zum Besten, namentlich die Geschichte von einem Löwen, der eine Kuh fortgeschleppt und in einmaligem Fraße mit Haut und Horn verzehrt habe!

Löwen und Panther sind in jener Gegend allerdings nicht gerade selten, doch hat ein Reisender bei Tage von ihnen nichts zu befürchten. Gefährlicher können unter Umständen die Beduinen werden, und Crapelet hatte mit diesen Söhnen der Wüste ein Abenteuer zu bestehen, das aber noch glücklich ablief.

Er hörte ein Geräusch aus der Ferne, und bald nachher sprengte ein Araber auf den Karawanenführer Hassan ein, der eine Strecke weit vorausgeritten war. Dann aber verschwand er in einer Schlucht, deren mehre von der kleinen Tafelebene nach verschiedenen Richtungen hinzogen. Jener Beduine wurde von einem zahlreichen Reiterschwarm verfolgt, in dessen Zeltdorfe (Duar) er einen Diebstahl verübt hatte. Es war ohne Zweifel seine Absicht gewesen, in der Karawane des Europäers Schutz zu suchen, aber der Führer Hassan hatte sein Gewehr auf ihn angeschlagen und ihn zu weiterer Flucht gezwungen. Jetzt aber war die Karawane auf allen Seiten von mehr als 100 Reitern umzingelt; einige hatten Schießgewehre, andere nur Lanzen, die Knaben trugen scharfe Sicheln, und man fing schon an, mit Steinen zu werfen. Die Lage war bedenklich; Crapelet hielt Doppelbüchse und Revolver bereit. Da traf es sich, daß vier Beduinen den Dieb ausspürten und niederschossen. Hassan ritt nun an den Beduinenschwarm näher hinan, sprach einen Vers aus dem Koran, und Alles nahm eine andere Wendung. Sie hatten gemeint, die Karawane wolle den Dieb schützen; als sie ihren Irrthum einsahen, wurden sie freundlich, und der Scheich küßte dem Europäer die Hand.

Der Reisende gelangte dann unangefochten nach den Ruinen von Dschugar, wo die große, „drei Tagereisen lange" Wasserleitung nach Karthago ihren Anfang nahm. Der jetzige Bey läßt sie wieder herstellen, um Tunis mit gutem Trinkwasser zu versorgen. (Siehe Globus Bd. II, S. 350.)*)

*) Voyage à Tunis par Amable Crapelet (Le Tour du Monde Nr. 262, 263); — Reise des evangelischen Missionärs Christian Ferdinand Ewald von Tunis über Soliman, Nabal, Hammamet, Susa, Sfax, Gabis, Gerba, Tripolis und von da wieder zurück nach Tunis. Nürnberg 1837. — Peysonnel et Desfontaines Voyages dans les régences de Tunis et d'Alger, publiés par M. Dureau de la Malle. Paris 1838. 2 Bde. Auf S. 91 des zweiten Bandes befindet sich eine Zeichnung des Tempels von Zawan (Zaghuan); Desfontaines war von 1783 bis 1786 in Nordafrika; jener Tempel muß damals noch nicht völlig Ruine gewesen sein, das Bild stellt ihn als wohlerhalten dar, und es heißt im Texte: les murs solidement bâtis en grandes pierres carées subsistent encore dans leur entier. — Pellissiers und Dunants Werke über Tunis kenne ich nicht; eben so wenig V. Guerins Voyage archéologique dans la Régence de Tunis. Paris 1862. 2 Bde. Dieser fleißige Gelehrte wird wahrscheinlich ein Werk benutzt haben, das ich auf der dresdner Bibliothek fand, und dessen ich nirgends erwähnt gefunden habe: La Reggenza di Tunisi considerata nei suoi rapporti geografici-storici-archeologici-idrografici-commerciali-statistici etc. Studj di Guglielmo Finotti, Malta 1856. Es enthält viele Inschriften, und die Geschichte der mohammedanischen Herrscher ist sehr ausführlich behandelt. A.

Die Kulturbedeutung der Oceane.

Von **Karl Andree.**

I.

Ich habe in meiner „Geographie des Welthandels, mit geschichtlichen Erläuterungen" den Versuch gemacht, die Bedeutung zu schildern, welche der Ocean auf die Entwicklung der Völker und insbesondere auf die Handelsverhältnisse ausübt. Ich erlaube mir, aus einer demnächst erscheinenden Lieferung jenes Werkes einige Fragmente mitzutheilen.

Der Ocean, das unbegrenzte Weltmeer, umflutet den Erdball, er ist ein länderverbindendes Wasser. Zum Meere, das alles Flüssige anzieht, strömen die binnenländischen Fahrbahnen. Das Wasser ist ein belebendes Element.

Schon die Alten erkannten seine hohe Bedeutung; die Dichter reden von des Okeanos heiliger Meerflut; Wasser, sagen sie, sei das Vornehmste, und Thukydides weiß, daß „des Meeres Macht gewaltig ist". Und in der That, das Meer macht frei, die Berührung mit dem Ocean übt einen tief eingreifenden, bestimmenden Einfluß auf das Leben und die Entwicklung der Völker, sie vervielfältigt die Bande, welche das Menschengeschlecht umfassen. Das Meer trennt nur solche Völker, die noch völlig unentwickelt sind, für alle anderen erscheint es als Band zum Verkehr.

Die Seeluft belebt. Ueberall weckt der Zusammenhang mit dem Ocean Gewerbsamkeit und Handel, und durch ihn steigert sich allseitig der Verkehr, denn der Ocean ist das universelle Element. Die Welt wurde für die Menschen erst dann weit, als der Schiffer das Gängelband der Küstenschifffahrt abstreifte und aus den Binnenmeeren sich in die ungemessene Weite des Oceans hinaus wagte. Seitdem die Völker das Weltmeer durchfurchen, ist durch die Einwirkungen jenes universellen Elementes auch der menschliche Geist universeller, der Blick weiter geworden. Das Meer lockt und treibt den Anwohner der Gestade in die Ferne; in unseren Tagen finden wir Schiffe und Kaufleute überall, wohin Menschen gelangen können.

Dem oceanischen Handel gegenüber ist der Landhandel überall, wo er nicht die neuen Verbindungsmittel in seinen Dienst ziehen kann, schwerfällig und wie gebun-

den. Der Gegensatz zum Karawanenhandel stellt sich scharf und klar heraus, wenn man erwägt, daß ein einziges Seeschiff von der jetzt für lange Fahrten üblichen Größe und Tragfähigkeit mit einer eben so großen Waarenmenge befrachtet wird, wie eine ganze Maulthier- oder Kameelkarawane, daß dieser Transport unendlich weniger Kosten verursacht, und daß die Güter im Allgemeinen eben so sicher und allemal weit rascher an ihren Bestimmungsort gelangen. Während ein Karawanenthier höchstens fünf Meilen im Tage zurücklegt, durchmißt ein Segelschiff unter Durchschnittsverhältnissen die vierfache, unter günstigen Umständen manchmal die zehnfache Strecke; das Schiff kann sich nach Belieben den Weg suchen, die Karawane ist unabänderlich an einen und denselben gebunden. — —

Fast drei Jahrtausende lang war das Mittelländische Meer Centralpunkt der Verkehrsbewegung für alle Völker, welche die Küstenländer dieser Thalassa, dieses viel- und reichgegliederten Binnenmeeres, bewohnen. Es war gleichsam ein Individuum für sich, das bis weit in die Hinterländer seine Anziehungskraft übte; es hatte seine besondere Selbstständigkeit und nur geringe Beziehungen zum Ocean. Bevor der Verkehr sich den Ocean gewann, hat sich auf und an dieser Thalassa ein wunderbar reiches Kultur- und Handelsleben entfaltet. In unseren Tagen gewinnt das Mittelmeer einen nicht geringen Theil seiner frühern Bedeutung zurück, weil der ungeheure Aufschwung, welchen der Güteraustausch gewonnen hat, auch ihm zu Gute kommt und unser Abendland den starren und zum großen Theil passiven Orient durch die neueren Verbindungsmittel und durch eingreifende Thätigkeit weit überflügelt.

Gegen Ende des Mittelalters wurde jene Thalassa den Seevölkern Europa's zu eng; sie fingen an, in das Weltmeer hinauszusteuern und suchten planmäßig einen größern Raum für ihre maritime Thätigkeit. Der Handel gewann ein größeres Gebiet, als das Weltmeer nach allen Richtungen hin durchschifft wurde.

Seit den Fahrten des Columbus, der kühn und getrost querein nach Westen in die ungemessene Weite fuhr, um Indien auf dem Seewege zu erreichen, und dann, ohne es zu ahnen, eine „neue Welt" fand, und seit Umschiffung der Südspitze von Afrika ist der Ocean „entfesselt" worden. Zwar schon im Alterthum waren Karthager über die Thalassa hinaus nach Süden hin bis an die Küste von Guinea vorgedrungen, und normannische Seefahrer hatten auf ihren abenteuerlichen Seezügen die Ostgestade Nordamerika's besucht, aber für Verkehr und Geschichte blieben diese Unternehmungen unfruchtbar und ohne alle Folgen. Oceanisch wurde der Verkehr, nachdem seit dem Ende des 15. Jahrhunderts die Schranken der Thalassa für immer durchbrochen waren. Wir steuern nun hinaus in alle Welt und handeln mit allen Völkern; das Erdganze gehört uns und unseren Waaren.

Mit dem Anbeginne des 16. Jahrhunderts gewannen die Seevölker Europa's einen unendlich weitern Blick als früher; sie wurden von einem „Hinaus des Geistes" gepackt und erhielten in fremden, früher unbekannten Regionen hunderte von neuen Eindrücken, welche bis in die letzte Hütte wirkten. Binnen viertehalbhundert Jahren hat der Welthandel sich nach und nach alle Meere erobert, und indem er diese ungeheuern Fortschritte gemacht, ist ihm der ganze Erdball unterthan geworden. Nachdem schon längst der Atlantische Ocean und die indischen Gewässer ein Gemeingut der seefahrenden Völker gewesen, nachdem die Schiffer längst bis in die eisigen Gegenden des nördlichen Polarmeers vorgedrungen waren, eröffnete sich der Weltverkehr zuletzt auch die gewaltige Südsee, den ungeheuern Wasserraum zwischen Westamerika und Ostasien.

Wie kommt es, daß gerade wir, die europäischen Völker germanischen und romanischen Stammes, uns das Weltmeer und die Welt maritim und commerciell erobert haben? Weshalb nicht die Inder, Chinesen, Japaner oder andere Völker, an deren Küsten doch auch der Ocean braudet? Die Antwort ist leicht gegeben: Wir sind die activsten Menschen auf dem Erdball und erhoben den Ocean zum Schauplatze geistiger Thätigkeit. Wir gaben der bloßen Wasserform eine Kultur- und Verkehrsbedeutung und zwangen sie in den Dienst der Interessen des Welthandels. Durch Kompaß, Chronometer, Segel, Dampf rc. beleben wir unsere Fahrzeuge, und das Schiff muß arbeiten, wie der Seemann es haben will.

Unser reichgegliederter Erdtheil Europa bildet den Hauptausgangspunkt für die oceanische Welt, und die zu beiden Seiten des Atlantischen Oceans wohnenden germanischen Völker sind das Handelscentrum für die Erde geworden, der Thätigkeitsherd, von welchem alle großen Antriebe im Welthandel ausgehen. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Germanen vorzugsweise dem Ocean zugewandt sind. Von der mehr auf das Mittelmeer angewiesenen romanischen Gruppe gilt das nur in bedingtem Maße, und die Slawen erscheinen als vorzugsweise continental. Ueber das Atlantische Meer hat Europa seine Civilisation und seinen Handel nicht allein nach der „neuen Welt" getragen, sondern über den ganzen Erdball vermittelt. Denn dieser Theil des Oceans bildet die große Fahrbahn, welche jeder von Europa auslaufende oder dorthin zurückkehrende Schiffer durchsegeln muß; er kann derselben gar nicht ausweichen. Deßhalb ist die Achse, um welche der Welthandel sich bewegt, vorzugsweise eine atlantische, und dieses Verhältniß wird bleiben, so lange Europa und das uns gegenüberliegende Nordamerika an der Spitze des Welthandels stehen und der gewerbliche Genius, die industrielle und commercielle Anlage und Begabung in den atlantischen Regionen wie bisher vorwaltend bleiben. Sowohl der Indische Ocean wie die Südsee werden trotz ihrer schon hochgesteigerten Bedeutung von den atlantischen Interessen abhängig und diesen mehr oder weniger dienstbar bleiben. Wir können den Nordatlantischen Ocean mit vollem Recht als ein großes germanisches Meer bezeichnen. Er ist ein Hauptschauplatz vielseitiger Thätigkeit gerade für die germanischen Völker, und diese stehen in Bezug auf geistige Regsamkeit und allseitige Entwicklung des Lebens, in Wissenschaften und technischen Fertigkeiten, in Handel und Schiffahrt in vorderster Reihe.

Alles haben die Germanen erreicht durch ihre hervorragende Seebegabung und Seetüchtigkeit, durch ihre maritime Anlage und durch ihren Unternehmungsgeist, welchem sie ausdauernden Nachdruck geben. Das flüssige Element, auf welchem sie sich zu so hoher Geltung gebracht, wird sie stets verhindern, einer einseitigen Kulturentwicklung anheim zu fallen. Vor einer solchen bleiben sie bewahrt durch ihren Drang in die Weite, durch ihre Wanderlust und ihre oceanische Spürkraft. Nur die seefahrenden Germanen haben in fremden Erdtheilen dauernde Reiche gegründet, sich über den ganzen Erdball verbreitet und unter allen Klimaten Faktoreien oder Colonien gegründet, von Grönland bis Südchile, Südafrika und Neuseeland.

Diesen Ansiedelungen ist eine Zukunft sicher, weil die Völkerwanderung auch in unseren Tagen vorzugsweise von den seefahrenden Völkern germanischen Stammes ausgeht und die romanische Gruppe nur sehr schwach berührt. Und

gerade diese Auswanderungen haben in erheblichem Maße dazu beigetragen, den Seehandel und die Schifffahrt in so kolossaler Weise zu steigern.

Der Atlantische Ocean wird nach allen Richtungen hin von Dampfern befahren, und dadurch ist seine Bedeutung für den Verkehr in ganz eminenter Weise gesteigert worden. Das Dampfschiff bildet gleichsam eine Fortsetzung der Locomotive auf nassem Wege, und heute schon stehen die Dampferlinien über einen großen Theil der Oceane in Anschluß, sie greifen regelmäßig ineinander, von unseren europäischen Häfen bis in die Mündung des La Plata, und bis Japan und nach Australien, von den südlichsten Häfen Chile's bis nach Britisch Columbia. Während wir diese Zeilen niederschreiben, fehlen nur noch zwei Glieder, und diese sollen im Laufe des Jahres 1865 hinzugefügt werden; wir meinen die Linie zwischen Buenos Ayres und Valparaiso um das Kap Horn oder durch die Magellansstraße und jene zwischen Panama und Australien.

Durch die Dampfer und deren Verbindung mit den Eisenbahnen und den Telegraphen hat der große Weltverkehr seinen gewaltigen Aufschwung gewonnen und er bekommt durch sie unablässig neue Antriebe. Es ist uns heute, als ob die Zeit, da noch Segelpacketschiffe die überseeische Correspondenz vermittelten, ein Jahrhundert hinter uns läge, und doch datiren die ersten Anfänge der transatlantischen Dampfschifffahrt wenig über ein Dritteljahrhundert hinaus. Gegenwärtig sind zwischen 36 und 40 verschiedene Dampferlinien in Thätigkeit, und die Zahl derselben wächst fortwährend an. Nachdem die Kraft des Dampfes einmal auf die Schifffahrt Anwendung gefunden hatte, tastete man lange in den Küstengewässern umher, ehe man sich auf den freien, offenen Ocean hinauswagte. Als aber einmal feststand, daß auch transatlantische Fahrten möglich seien, kam eine ganz neue, früher unerhörte und ungeahnte Bewegung in die Schiffahrt, und die Beförderung der überseeischen Posten ging an die Dampfschiffe über.

Die Anfänge waren schwach. England mit seinem maritimen Spürblick und praktischen Treffer ging methodisch voran. Im Jahr 1833 wurde eine Dampferlinie zwischen Liverpool und der kleinen Insel Man ins Leben gerufen; 1834 bildete sich die Ocean Steam Navigation Company und beförderte wöchentlich zweimal die Post zwischen London, Rotterdam und Hamburg, später nach Ostende. Im Jahr 1837 begann die Verbindung mit Vigo, Oporto, Lissabon, Cadiz und Gibraltar von Falmouth aus; 1843 übernahm die heute so mächtige Peninsular and Oriental Steam Navigation Company diese Linie, und Southampton wurde Abgangshafen. Zwischen Aberdeen und den Shetlandsinseln gehen Dampfer seit 1838. Das Alles sind jedoch nur Vorspiele für die transatlantischen Fahrten gewesen.

Versuchsweise hatte man schon im Jahre 1825 einen Dampfer aus London nach Calcutta abgeschickt, aber bei der zu jener Zeit noch unvollkommenen Technik dauerte die Fahrt, auf dem Wege um das Vorgebirge der guten Hoffnung, volle 113 Tage; somit war auf dieser Route damals kein Vorsprung gegen die weniger kostspielige Segelschifffahrt zu gewinnen. England suchte deßhalb auf kürzerem Wege wenigstens in Correspondenzverkehr mit Indien zu gelangen und veranlaßte die bekannte Expedition des Obersten Chesney zur Erforschung der Euphratländer. Folgen derselben waren die Projekte zu einer Euphrateisenbahn und zu dem jetzt verwirklichten indisch-mesopotamisch-kleinasiatischen Telegraphen. Man überzeugte sich aber bald, daß die rascheste Verbindung nach Indien vermittelst einer Dampfschifffahrt über das Rothe Meer zu gewinnen sei.

Im Atlantischen Ocean war der erste Versuch von Nordamerika aus gewagt worden. Aus dem Hafen Savannah (Staat Georgia) fuhr der gleichnamige Dampfer, ein Skuner von nur 350 Tonnen und 90 Pferdekraft, am 25. Mai 1819 nach Liverpool, wo er nach 22 Tagen einlief. Man begrüßte den Kapitän dieses Schiffes, Moses Rogers, als den „Columbus der transatlantischen Dampfschifffahrt", aber beinahe 20 Jahre vergingen, bevor sein Beispiel Nachahmer fand, denn in England glaubten Physiker den Beweis geliefert zu haben, daß eine solche transatlantische Dampfschifffahrt, trotz jener Fahrt der Savannah, unter die „unmöglichen Dinge" gehöre und außerdem auch niemals die Kosten decken könne. Inzwischen trafen praktische Handels- und Seeleute dennoch Vorkehrungen zu einer Dampferverbindung mit Amerika, und als das Schiff Sirius von Bristol aus am 23. April 1838 im Hafen von Neuyork einlief und gleich nachher der Great Western folgte, war das Problem gelöst; schon 1839 trat der regelmäßige Postverkehr vermittelst der Dampfer zwischen beiden Erdhalben ins Leben. Seitdem ist derselbe auch in den Wintermonaten nicht mehr unterbrochen worden.

Auch die östlichen Meere wurden von da an mehr und mehr von Dampfern befahren. Seitdem Großbritannien seine 13 nordamerikanischen Colonien verloren, rückte sich der Schwerpunkt seiner Colonialmacht immer mehr nach Indien. Das südafrikanische Capland wurde englische Besitzung, der Handel mit China gewann größere Ausdehnung, da er vor nun mehr als 30 Jahren aufhörte ein Monopol der ostindischen Compagnie zu sein; Australien erhielt mit dem Anwachs der Einwanderung und in Folge der Goldentdeckungen eine großartige Bedeutung, und auch das seit Jahrhunderten verschlossene Japan ist eröffnet worden. Mit allen diesen Regionen im fernen Osten war eine möglichst rasche Verbindung nicht nur für den Handel wünschenswerth, sondern auch aus politischen Rücksichten nothwendig. Schon 1840 begannen von England aus die Dampferfahrten nach Malta, Corfu und Alexandria, 1845 jene im Rothen Meere von Suez nach Bombay, Ceylon, Calcutta und China. Auch folgten bald die Fahrten an der Westküste von Südamerika, schon 1839 jene nach Westindien; die Linie nach der Westküste von Afrika, der Insel Ascension, dem Cap der guten Hoffnung und von dort nach Calcutta datirt von 1852, und der Dampferverkehr nach Australien hat seit 1856 keine Unterbrechung mehr erfahren.

England hat Alles aufgeboten, um seinen Vorsprung und sein Uebergewicht insbesondere auch in der atlantischen Dampfschifffahrt zu behaupten; es ging mit Ausdauer und sicherer Berechnung immer vorwärts, fügte eine Linie der andern hinzu und unterstützt sie durch Zuschüsse in der Gestalt von Postcontracten. Der Wettbewerb der Nordamerikaner war ohne Erfolg; die Collins-Dampfer vermochten nicht die englischen Cunard-Dampfer aus dem Felde zu schlagen, obwohl jenen der Congreß einen doppelt so hohen Zuschuß gab, als die englische Regierung diesen zugebilligt hat. Ueberkeckes, unbedachtsames, weder Eigenthum noch Menschenleben achtendes Verfahren war kennzeichnend für die amerikanischen Collins-Dampfer, deren nicht weniger als drei binnen vier Jahren lediglich durch die Schuld der Kapitäne verloren gingen. Die Amerikaner wollten auf jede Gefahr hin schneller fahren; um ein paar Stunden früher als ihre Concurrenten ans Ziel zu gelan-

gen, verfuhren sie leichtsinnig und waghalsig und gaben nichts auf Regelmäßigkeit und Sicherheit. So gingen von den Collins-Dampfern zwei mit Mann und Maus zu Grunde. Die Nordamerikaner haben seit 1858 keine Dampferlinie nach Europa mehr.

An der transatlantischen Dampfschifffahrt hat auch Deutschland seinen Antheil vermittelst der Linien von Hamburg und von Bremen nach Neuyork. Unsere deutschen Seeleute gehören bekanntlich zu den besten in der Welt. Im Jahr 1852 saß ich in Bremerhaven auf dem Verdecke des nordamerikanischen Schiffes Rob Roy, das eine Ladung Tabak aus Virginien gebracht hatte. Der Führer desselben, Drummond, war ein tüchtiger Kapitän. Während unserer Unterhaltung recapitulirten wie die größere oder geringere Tüchtigkeit, welche die einzelnen Völker im Seehandwerk bethätigen. Als von den Seeassecuranzen die Rede war, fragte ich den Nordamerikaner, wie es, seiner Ansicht nach, wohl komme und worin der Grund liege, daß gerade wir Deutschen, im Verhältniß zu allen übrigen Völkern, die geringste Zahl von Schiffbrüchen haben und die wenigsten Fahrzeuge verlieren, obwohl doch auch wir alle Oceane befahren, unsere heimatlichen Meere und Küsten zu den gefährlichsten Gewässern gehören, und unsere Handelsflotte an Tonnengehalt jener von England und von Nordamerika zunächst stehe? Der amerikanische Seemann entgegnete wörtlich: „Eure Schiffe sind gut, eure Kapitäne gewissenhaft, und mit deutschen Matrosen ist Alles auszurichten. Sobald Gefahr kommt, fangen unsere (amerikanischen) Matrosen und Steuerleute, wie die englischen, an zu fluchen und trinken Whiskey oder Grog. Das ist nicht in der Ordnung. Die deutschen Matrosen fluchen, wenn die Gefahr vorüber ist, und dann erst trinken sie. Während des Sturmes bleiben sie ganz kaltblütig und sind unverzagt (hardy and undaunted); deßhalb haben wir sie so gern auf unseren Schiffen."

Unsere deutschen Seeleute haben den wohlerworbenen Ruf, daß sie an Muth, Ausdauer, Anstelligkeit und kaltem Blute den Matrosen aller anderen Völker nichts nachgeben, die meisten übertreffen, und daß sie, wenn bei Lloyds in London die Menschen etwa in ähnlicher Weise classifizirt würden, wie es mit den Schiffen der Fall ist, mit A. 1. in die Liste eingetragen werden müßten. Wir Deutschen haben alle Ursache, auf unsere Handelsflotte stolz zu sein, und keine andere Nation kann sich rühmen, weniger Schiffe, Waaren und Menschen zu verlieren, oder besser für diese zu sorgen. Und wie lang ist die Reihe unserer Seeleute, welche für kühne und edle Rettungsthaten, bei denen sie ihr eigenes Leben in die Schanze schlugen, Anerkennung von Seiten auswärtiger Regierungen erhielten! Die Seebegabung der Deutschen und ihre Tüchtigkeit auf dem Salzwasser ist schon seit den Tagen der Römer sprichwörtlich, auch sind wir die ersten gewesen, welche schweres Geschütz auf die Schiffe gebracht haben. Die Engländer thaten uns das nach, und es waren lübecker Konstabler, welche die Fahrzeuge der spanischen Armada Philipps II. in den Grund bohrten. —

Der Atlantische Ocean bildet eine „große Heerstraße" für den Weltverkehr nicht bloß so weit die Schifffahrt in Betracht kommt. Er ist auch ein „Brückenbogen, welcher die Ränder zweier Hochlande, Europa's und Amerika's, überspannt". Durch ihn ist schon ein Welttheile verbindender Telegraph gelegt worden, der seine Botschaften von einem Continente zum andern hinüber befördert hat. Er verrichtete einige Wochen lang seinen Dienst; dann gerieth er durch Störungen, deren Ursache immer noch nicht gründlich ermittelt worden ist, ins Stocken und versagte. Aber die Möglichkeit einer Beförderung der Telegramme auch durch die weiten Strecken der atlantischen Tiefe war bewiesen, und deßhalb wird im Jahre 1865 der Versuch wiederholt werden.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß der nördliche Theil des Atlantischen Oceans durch Küstenentwicklung und Binnenmeere ungemein reich gegliedert sei. In Folge der prächtigen Gestaltung dieses oceanischen Riesenthales werden die Völkerberührungen und der Handelsverkehr zwischen beiden Erdhalben wesentlich gefördert; durch sie ist es möglich geworden, daß er den Charakter eines Kulturoceans in so hervorragender Weise erlangen konnte. Diese nördliche Hälfte des gewaltigen Beckens schließt alle klimatischen Abstufungen in sich; sie reicht vom Polarkreise bis in die Nähe des Aequators, von den Küsten Venezuela's bis in den innern Winkel des Bottnischen Meerbusens, bis an den Fuß des Kaukasus und zu den Strandlagunen (Limanen), in welche sich die aus der skythischen Einöde herabrollenden Ströme ergießen; vom Dnjepr, Don und Kuban bis zu den Mündungen des Orinoco.

Wir wenden uns zu den Binnen- und Nebenmeeren des Atlantischen Oceans, welche wir an diesem Orte nur in ihrer allgemeinen Handels- und Kulturbedeutung zu kennzeichnen haben.

An der amerikanischen Seite zieht in weitem Bogen, von den Küsten Florida's 30° n. B., bis zu dem Delta des Orinoco, 10° n. B., eine Reihenfolge von großen und kleinen Eilanden hin, welche gleichsam als Brückenpfeiler zur Verbindung der nördlichen und der südlichen Hälfte des großen Westcontinentes daliegen. Aber diese verschiedenen Archipele und Inselgruppen sind zugleich Schranken, durch welche der nördliche Theil der Tierra firme (Venezuela und Neugranada), die Region des Isthmus von Darien, die centralamerikanischen Republiken, Mexiko und das nordamerikanische Gebiet vom Rio Grande bis zum Kap Sable in Florida von dem offenen Ocean getrennt werden. Doch vermitteln die vielen Straßen zwischen den Inseln wieder die Verbindung mit demselben, und namentlich die Mona-Passage zwischen Puerto rico und Haïti und die Windward-Passage zwischen dieser Insel und Cuba sind vielbefahrene Handelsstraßen.

Den von jenen westindischen Eilanden und der Halbinsel Florida eingeschlossenen Raum erfüllen zwei Becken: im Süden die Caraïbische See oder das Antillenmeer, im Norden der Mexikanische Golf. Man rechnet auf das erstere 360, auf den zweiten 620 deutsche Meilen Küstenlänge, zusammen 980 Meilen, und einen Flächenraum von mehr als 76,000 Geviertmeilen. Beide stehen durch die Straße von Yucatan, zwischen dem cubanischen Kap San Antonio und dem yucatekischen Vorgebirge Catoche, mit einander in Verbindung. Durch diese schmale Meerenge zwängen sich die atlantischen Gewässer, welche dann den Golfstrom bilden und durch die Floridastraße wieder in den offenen Ocean strömen.

Die westindischen Eilandfluren erinnern durch ihren Reichthum an Buchten und Häfen, durch die vielen Passagen zwischen den Inseln, durch die Ueppigkeit ihres Pflanzenwuchses und den Reichthum werthvoller Handelserzeugnisse an den hinterindischen Archipelagus. Während dem Mexikanischen Meerbusen guten Häfen mangeln, fehlen sie dem tiefer ins Festland eindringenden, große Golfe und Halbinseln bildenden Antillenmeere auch auf der kontinentalen Seite keineswegs, und auf den Inseln sind sie in

großer Fülle vorhanden. Hier liegen viele wichtige Handelsplätze, z. B. am Mexikanischen Golf: Mobile, Neuorleans, Galveston und Brownsville im Gebiete der südlichen Staaten Nordamerika's; Matamoros, Tampico, Vera Cruz, Tabasco, Campeche und Sisál in Mexiko; Balize im britischen Yucatan; im Golf von Honduras Puerto Caballos; an der Landenge von Panamá Aspinwall, in Neugranada Sabanilla und Rio Hacha, und an den venezuelanischen Gestaden Puerto Cabello und La Guayra. Von den vielen Inselhäfen bezeichnen wir hier nur jenen von St. Thomas, weil er den Knotenpunkt für die Dampferverbindung nach und von Europa bildet, Havana, die „Königin" unter den Städten der Antillen, und Kingston auf Jamaica.

Die westindischen Gewässer und Länder nehmen seit den Tagen der Entdeckung und gleich nach Anbeginn ihrer Besiedelung durch Europäer in der Geschichte des Seehandels und des Colonialwesens eine hervorragende Stellung ein. Diese ausgedehnte Region liegt zumeist innerhalb des heißen Erdgürtels. Die Spanier verpflanzten schon früh das Zuckerrohr von den Canarischen Inseln nach den Antillen; sie holten aus Westindien Färbehölzer, edle Metalle und Pfeffer; sie bauten Kakao, Tabak, Baumwolle, Indigo und in späterer Zeit auch Kaffee; sie munterten die Cochenillezucht auf. Westindien begann, mit dem übrigen tropischen Amerika zusammengenommen, bald wichtiger für den Handel Europa's zu werden, als der Orient der alten Welt; der große Verkehr gewann nun eine neue Domäne und wurde allmälig immer mehr atlantisch.

Die seefahrenden Mächte waren um die Wette bemüht, im westindischen Meere festen Fuß zu gewinnen. Außer den Spaniern, deren monopolistische Ansprüche von keiner Seite her gebilligt wurden, sicherten nicht bloß die Engländer und Franzosen, sondern auch die Niederländer, Dänen und Schweden sich Antheil am Besitz. Bei dem beschränkten, ausschließenden Handelsneide, welcher bis in das vorige Jahrhundert hinein überall vorwaltete, glaubte jeder einzelne Staat Vortheile für sich zu erringen, wenn er die anderen beeinträchtigte und in ihrem Verkehr schädigte. Die ungesunde, ihr eigenes Interesse völlig verkennende und durch Mißgunst verbitterte Nebenbuhlerschaft rief eine lange Reihe von Handelskriegen hervor, unter welchen die Colonien empfindlich litten, und in deren Gefolge Kaperei und Seeraub einen großartigen Maßstab gewannen. Die westindischen Gewässer wurden ein Hauptschauplatz für jene Freibeuter, welche als Küstenbrüder, Bucaniere und Flibustier dem Seehandel ganz unberechenbaren Schaden zugefügt haben. Kein Kauffahrteischiff war vor Angriffen gesichert, wenn es nicht unter Bedeckung von Kriegsfahrzeugen segelte.

Westindien war es auch, wohin die Colonialmächte zuerst Neger in größerer Menge aus Afrika schafften, um diesen kräftigen ausdauernden Menschenschlag bei der Arbeit auf den Plantagen zu verwenden, und noch heute hat der Sklavenhandel dorthin nicht völlig aufgehört. Aber gerade auf den Antillen ist auch, vor nun etwa 30 Jahren, der Anfang mit einer Emancipation der Neger gemacht worden, deren Folgen allerdings für den Schwarzen selber in vieler Beziehung sehr nachtheilig sind, und die zu einer Uebersiedelung asiatischer Arbeiter Anlaß gegeben hat. Die Sklaverei in der frühern Gestalt finden wir in Westindien heute nur noch auf den spanischen Antillen.

Die westindischen Eilande sind wegen ihrer herrlichen Weltlage jetzt auch eine *Hauptpassageregion* geworden, gleich den centralamerikanischen Staaten an der karaibischen See. Dorthin laufen die Dampferlinien wie Strahlen aus allen Himmelsgegenden; hier liegen die Landengen, auf denen man Kanal- und Eisenbahnverbindungen nach dem großen Weltmeer hinüber sucht; — auf der zu Mexiko gehörenden Landenge von Tehuantepec am Golf; durch Honduras, durch Nicaragua und auf der Landenge von Darien. Man will sich nicht mit nur einer interoceanischen Verkehrsstraße begnügen: dem Schienenweg über den Isthmus von Panama, auf welchem man von den Gestaden des Atlantischen Oceans binnen drei oder vier Stunden an die Küsten der Südsee gelangt.

Die *Nordsee* heißt mit vollem Rechte das *Deutsche Meer*, denn ihre Gestadeländer sind im Besitz von Völkern germanischen Stammes; kein anderes ist so stark befahren als sie, welche heute das Centrum für den Welthandel bildet. Die *Ostsee* vermittelt für die Germanen am Süd- und Ostgestade dieses *Baltischen Meeres*, für finnische und ostslavische Völker eine Schifffahrtsverbindung mit dem Ocean. Beide Meeresbecken erhielten ihre Wichtigkeit erst im Mittelalter und steigerten dieselbe nach und nach in den folgenden Jahrhunderten. Dagegen reicht jene des *Mittelländischen Meeres* bis in die ältesten Tage der Geschichte hinauf; auf dieser *Thalassa* kamen schon früh afrikanische und asiatische Völker mit einem großen Theile der südeuropäischen Gestade in nähere Berührung und in lebhaften Austausch von Waaren und Ideen.

Die Ostseeregion leidet unter mancher Ungunst der Natur. Sie ist ganz und gar nordisch, hat ein strenges Klima, liegt gleichsam abseit vom übrigen Europa und geht allmälig in die Wüstenei der Polargegenden über. Sie bietet zu dem Mittelländischen Meere Südeuropa's in Bezug auf die Gliederung allerdings in mancher Beziehung einen Parallelismus dar, aber auch die schroffsten Gegensätze. Sodann ist die Geschichts- und Handelsentwicklung der beiden großen Binnenbecken ganz verschieden. Die mediterraneischen Länder bildeten schon im frühen Alterthum Herde für die Kultur, und von Aegypten, Phönicien, Judäa, Griechenland und Rom gingen Strahlen aus, deren erwärmenden Einfluß wir noch heute verspüren. Der Süden war stets original, sonnig, farbig und gab Antriebe; der baltische Norden ist einförmiger, rauh und grau von Nebel; er hat seine Kulturanstöße von Außen her empfangen, hat nicht gegeben, sondern immer nur genommen; auch seine Handelsthätigkeit ist allemal von Außen her bestimmt worden. Aber es ist allezeit in ihm viel urwüchsige Kraft und der baltische Germane ein rüstiger und kühner Seemann gewesen, welchen die Klippen und Dünen, die Stürme und der heftig rollende Wellenschlag niemals geschreckt haben. Er war stets, wie es im Wikingerbalk der Frithjofssaga heißt, lustig auf der wilden See, und das Schiff auf der Woge ist ihm seine zweite Heimat. Das Baltische Meer war klassischer Boden für Korsaren und Wikinger, denen Seeraub für ein ehrenvolles Handwerk galt, wie den Ciliciern oder den Malayen auch. Der Vater sagte dem Sohne:

„Wenn der Krämer dir naht, magst du schützen sein Schiff,
wenn der *Schwache den Schoss dir zollt*,
Du bist König der See, er ist Sklav des Gewinns, und dein
Stahl ist so gut wie Gold."

Die *baltischen Wikinger*, die Normannen überhaupt, gingen auch als Krieger in fremde Länder, wurden Herrscher zu Nowgorod am Ilmensee, zu Polozk an der Düna, zu Kiew am Dnjepr, und legten so die Keime zu den Großfürstenthümern Litthauen und Rußland. Sie

zogen den Handel aus den baltischen Regionen bis tief ins Binnenland nach sich. Auch den westlichen Normannen schlossen die baltischen Stammgenossen sich an, gründeten mit ihnen in Nordfrankreich und Süditalien Reiche und durchschwärmten die Meere von Island und den Faröern bis nach Andalusien und zur syrischen Küste.

Aber die normannischen Recken und Wikinger erlagen doch den Kaufleuten, als die **deutsche Hansa** auf der Ostsee vorwaltend wurde. Im Süden derselben wohnten wendische Völker, die gleich den tschudischen (finnischen) Stämmen im Osten passiv blieben. Ihre sagenreichen Handelsplätze, z. B. Wineta-Julin, erscheinen unbedeutend gegenüber den Pflanzstädten der Hanseaten, welche im 13. Jahrhundert für den Norden, zu Wisby auf der Insel Gottland, ein Seerecht feststellten. Es war ferner die Hansa, welche mit ihren Schiffen und Waaren Kulturelemente nicht bloß nach den skandinavischen Ländern brachte, sondern auch an die östlichen Gestade. Die von den deutschen Ordensrittern an der Weichsel und in Livland gegründeten Herrschaften hatten auch den hanseatischen Verkehr im Gefolge. Die Hanseaten, Lübeck voran, blieben vorwaltende Macht, so lange die skandinavischen Völker sich staatlich noch nicht consolidirt hatten und noch nicht zum Bewußtsein ihrer Macht gekommen waren. Als das geschah, als dann auch der Welthandel neue Bahnen einschlug und einen unendlich erweiterten Horizont gewann, erlosch der Glanz des Bundes von Handelsstädten, die ohnehin immer nur in einem mehr oder weniger lockern Zusammenhange gestanden hatten. Der Schwerpunkt der Hanseaten lag in der Ostsee; sie blieben zumeist baltisch einseitig, und auch jene in der Nordsee wurden, als der Umschwung im Weltverkehr eintrat, nicht oceanisch und transatlantisch, weil Deutschland keine Colonien in fremden Erdtheilen gründete. Sie alle blieben rückständig und sahen sich überflügelt, seitdem andere Völker Colonien besaßen. Aber der Ruhm bleibt den Hanseaten unverkümmert, daß sie überall im baltischen Norden höhere Gesittung pflanzten, daß sie auf slawischem und finnischem Boden Pflanzstädte gegründet haben, daß sie, gleichsam Phönicier des Mittelalters, Verkehrsleben bis in die fernsten baltischen Winkel brachten und für alle diese Regionen einen Kulturzusammenhang mit dem übrigen Europa vermittelten. Auch sind es die Hanseaten gewesen, durch welche die früher vereinzelten Staaten, Völker und Stämme am Ostseebecken in innigere friedliche Berührung kamen. Nach ihnen haben dann Andere um die baltische Hegemonie gekämpft, und lange hat die Waage zwischen Schweden und Dänemark geschwankt. Sie neigte sich zu Gunsten des ersteren, und bis zu den Tagen von Fehrbellin und Pultáwa war Schweden vorwaltende Macht im Norden. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts ist Rußland auf den Schauplatz getreten und hat, was die Polen niemals verstanden, den Slawen einen Antheil am Baltischen Meere gesichert. Es wurde im Fortgange der Zeit hier die Hauptseemacht.

Jetzt endlich, spät, aber allem Anscheine nach mit Nachdruck und Erfolg, schwimmen, zuerst seit den Tagen der Hanseaten und des sogenannten großen Kurfürsten von Brandenburg, auf der Ostsee wieder deutsche Kriegsfahrzeuge, aus denen sich hoffentlich eine starke Flotte entwickeln wird. Wir bedürfen einer Achtung gebietenden Wehrkraft auf dem Salzwasser und Schutz für unsere Kauffahrer, welche auch in der Ostsee zu tausenden erscheinen. Die territoriale Einseitigkeit ist nun glücklich überwunden. Haben andere Völker an der Ostsee ihre Häfen (deren mehr als 50 an diesem Becken liegen), z. B. Petersburg, Riga, Stockholm und Kopenhagen, so sind doch die unsrigen zusammengenommen commerciell bei weitem wichtiger als die übrigen. Unser sind: Flensburg, Schleswig, Kiel, Lübeck, Wismar, Rostock, Stralsund, Greifswalde, Stettin, Kolberg, Köslin, Stolpe, Danzig, Pillau, Elbing, Königsberg und Memel, und sie alle waren bis jüngste Zeit ohne Schutz durch Seewehr! Uebrigens wird der baltische Handel zum größten Theil von Nordseehäfen aus bestimmt, und **Hamburg** ist für alle Häfen an der Ostsee der Hauptwechselplatz.

Der Sacagiu oder Wasserfuhrmann in Bukarest.

Von **Wilhelm Hausmann** in Kronstadt.

Die Hauptstadt Romaniens, Bukarest, liegt in der großen walachischen Tiefebene, deren unermeßlich ausgedehnte, meist sehr fruchtbare Flächen sich über außerordentlich tiefen Lagen von Seesand mit abwechselnden Thonschichten ausdehnen; denn dies ganze weitgestreckte Terrain war einst von den Fluten überdeckt und ruhte Jahrtausende lang unter dem Wasserspiegel. Eine sehr allmälige Erhebung des Bodens machte die Gewässer nach dem Schwarzen Meere zu abfließen. Aber als dauerndes Andenken blieben die vorerwähnten tiefen Sand- und Schlammschichten zurück, sowie jene Erhöhungen, die an 100 Fuß hoch sich um Bukarest halbmondförmig herum ziehen und, aus zähem Thon bestehend, einst weniger leicht vom Wasser fortgeschwemmt werden konnten, als der leichtere Sand. Südlich von Bukarest verschwinden auch diese schanzenartigen Anhöhen; dann dehnt sich bis zur Donau eine so gleichförmige Ebene aus, daß ein Maulwurfshaufen oft weit gesehen wird. — In solchem Terrain nun Brunnen zu graben ist begreiflicher Weise eine mißliche Sache. Nicht nur daß die ewig lockeren Sandschichten sehr leicht einstürzen und also eine mühsame Auszimmerung mit Holz nothwendig machen, sie müssen auch bis zu bedeutender Tiefe niedergeführt werden, will man seinen Zweck erreichen und Wasser bekommen. — Der gewaltige Druck der Sandmassen, der im Allgemeinen höchst gleichförmig bis zu großer Tiefe wirkte, duldete keine Bildung von sogenannten **Wasseradern**, wie sie in Gebirgsgegenden, wo oft höchst verschiedene Gesteinschichten wechsellagern, sich so leicht und in so mannigfacher Weise bilden können. Man erhält in den Brunnen solcher Tiefländer meist nur Sickerwasser, welches sich aus Niederschlägen bildet und langsam in die Erde zieht. Auf diese Weise

filtrirt es sich wohl gewissermaßen und befreit sich von organischen Stoffen, die es auf der Oberfläche vielleicht beigemischt bekam, löst aber leider die mineralischen Bestandtheile, welche der Boden enthält, auf, wodurch es nicht nur zum diätetischen Gebrauch, sondern auch zu manchen technischen Zwecken gar nicht zu verwenden ist. Namentlich in der Walachei sind Salpeter und Alaun, oft auch Bittererdesalze in solchem Brunnenwasser gelöst, wohingegen die erfrischende Kohlensäure sehr mangelt.

Ach, in wie schlimmer Verlegenheit befände sich nun namentlich die große volkreiche Hauptstadt, sollte sie jeden Eimer Wasser aus solch' tiefen Brunnen mühsam emporwinden! Ein älterer Geograph machte einst die geistreiche Bemerkung, daß es doch sonderbar sei, wie sich zu jeder großen Stadt auch ein Fluß ziehe. London habe seine Themse, Paris die Seine, Berlin die Spree, nun und so hat sich denn auch die Dimbowitza nach Bukarest gezogen.

Von dem Hügel, auf welchem die Hauptkirche Bukarests, die Metropolie, steht, sieht man bei heiterem Wetter weit nach Norden zu in nebelgrauer Ferne eine den Horizont begrenzende Bergreihe sich hinziehen; es sind die siebenbürgischen Karpathen. Selbst in dieser 30stündigen Entfernung erblickt man noch deutlich den mächtigen über 8000 Fuß hohen Butschetsch. Einige Stunden westlich von diesem Bergriesen erheben sich die Perivoyberge bis zur Alpenregion. Dort entspringt dicht an der Baumgrenze die Dimbowitza. Als krystallheller starker Bach stürzt sie sich in kecken Sprüngen von Katarakt zu Katarakt hinunter über die Glimmerschieferfelsen, die dunklen majestätischen Tannenwälder ihrer Geburtsstätte mit lautem Brausen durchströmend. Da stand ich einst im bewundernden Anschauen der erhabenen Gebirgsnatur versunken, wie schon so oft. Fast träumend schweifte mein Blick nach Süden, wo dunstige warme Nebel die weite Ebene deckten; damals wünschte ich die reine kräftige Waldestochter Dimbowitza da unten begrüßen zu können, wo sie ihre rauschenden Wogen durch die Mitte einer Großstadt wälzt. Nun, der Wunsch ging in Erfüllung. Bald hatte ich meine geliebten Berge im Rücken, und bald sah ich mich in die weite offene Ebene versetzt, wo der Schatten eines Mannes sich oft zu gespenstischer Länge ausdehnt. Da endlich erblickte ich auch meine Dimbowitza wieder. — Aber hilf Himmel! das träge dahinschleichende gelbe Gewässer, ist das die frische, reine Gebirgstochter? — Wohl hatten wir dort oben im Tannengrün mit Behagen Becher auf Becher geschlürft, den wir frisch aus dem kühlen Steinbette geschöpft, und jetzt sollte ich dieß Wasser trinken? — — „Nicht anders, mein Lieber", sagte mein freundlicher Cicerone, ein hier sehr bekannter Lehrer, der mich begleitete. „Doch trösten Sie sich, selbst zu schöpfen brauchen sie hier nicht, und wozu wäre die Kunst der Chemie, wüßte sie da nicht Rath zu schaffen? Gedulden Sie sich nur einige Monate, und ich versichere, Sie werden dieses Wässerchen noch ganz allerliebst finden."

Am nächsten Morgen weckte mich das Gerumpel eines Karrens aus dem Schlafe und ein lautes: Apâ hoi! apâ hoi! — Wasser hier! — Verwundert glaubte ich einen Diogenes in neuer Auflage zu sehen, der sein Faß auf Rädern mit sich herumführt. Auf mein Befragen hörte ich aber, dieß sei der Sacagiu (sprich: Sakatschiu) oder Wasserfuhrmann des Hauses und nichts weniger als ein Philosoph, auch trinke er lieber Wasser, welches den Weg durch einen Destillirkessel gemacht, als sein eigenes frisch aus der Dimbowitza geschöpftes Produkt.

Diese Sacagiu's sind eine so eigenthümliche Erscheinung und spielen trotz ihres ärmlichen Aussehens in Bukarest eine so wichtige Rolle, daß ich es für geeignet halte, den Leser etwas näher mit ihrer Naturgeschichte bekannt zu machen. Der Leser wird entschuldigen, daß ich — da wir uns einmal im Dimbowitza-Babel befinden — nicht zuerst die Bojaren und Großen des Reichs vorführe, aber nein, der nützliche und interessante Sacagiu habe hier einmal den Vorrang. Uebrigens erkühne ich mich, die Behauptung aufzustellen, daß es viel schwerer ist, ein fleißiger Sacagiu, als ein fauler Bojar zu sein.

Der Sacagiu ist ein echter Sohn des Volkes. Nie hat noch ein Fremder es gewagt, sich in seinen wassertragenden Beruf zu drängen, dieser bleibt ausschließliches Monopol der Söhne des Landes. Wie jedes Geschäft Betriebskapital und kunstmäßige Werkzeuge erfordert, so ist es auch beim Wirken des Sacagiu. Das Nöthigste für ihn ist zunächst ein Faß, welches die gehörige Constitution und Leibesgröße hat, und hierin ist der Sacagiu sehr genau; er hält es für Gewissenspflicht, kein größeres zu führen, als das durch Gesetz und Herkommen bestimmte. Dieses enthält ungefähr 80 Maß, ist stets mit eisernen Reifen und oben mit einem so weiten Spundloch versehen, daß er sein Schöpfgefäß, eine kleine hölzerne Kanne, hineinstecken kann, die dann auch zugleich nothdürftig als Stöpsel dient, um durch die Schwankung beim Fahren nicht zu viel von der kostbaren Flüssigkeit zu verlieren. Dieses Faß ruht auf einem leichten zweiräderigen Karren, mit dem es zusammengewachsen erscheint. Diese Maschine in Bewegung zu setzen braucht der Sacagiu ein Pferd. Daß er bei seiner kärglichen Einnahme nun nicht ein stolzes Roß sich anschaffen kann, ist leicht begreiflich. Das Billigste ist ihm stets das Liebste, auf Schnelligkeit ist es nicht abgesehen. Da sieht man denn manch' klägliche Roßgestalt sich mühsam dahinschleppen, gegen welche selbst die berühmte Rosinante nicht aufkommen kann. Womit der Sacagiu sein treues Rößlein füttert, ist mir stets ein Räthsel geblieben. Wie die Sage geht, weiß es gar nicht einmal, was Hafer ist. Die kühne Combination, daß der Sacagiu Heu für dasselbe kaufe, schien mir zu gewagt, doch glaube ich recht gesehen zu haben, daß es manchmal kümmerlich an einem trockenen Maisstengel nagte, den ein durch die Stadt fahrender Bauer vom Wagen verlor. Freilich sah ich auch einige Sacagius, die kecken Unternehmungsgeist genug hatten, nach dem Fibaret hinauszufahren, um von dort das so beliebte Quellwasser in einem grünangestrichenen Fasse mit einem stattlichen Pferde in die Stadt zu führen. Hierfür erhalten sie dann den doppelten Preis des Dimbowitzawassers.

Früh schon am Morgen beginnt die Thätigkeit der Sacagiu's. Wer dann das Unglück hat, in einer Straße zu wohnen, die nach einer Brücke führt, neben welcher eine bequeme Einfahrt ins Flußbette sich findet, wie z. B. an der Nordfronte des Hanu-Manuk, der schließt gewiß keine Auge mehr, nachdem das unaufhörliche Gerumpel der Wasserkarren begonnen. Welchen Lärm auf dem gräulich ausgefahrenen Pflaster von Bukarest 20 bis 30 hintereinander fahrende Wagen mit leeren Fässern machen, kann man sich denken. Auch das laute Hi tscha! hi tscha! hoit! hoit! der Rosselenker wirkt nicht einlullend, und laut klatschen die Peitschen auf die dürren Flanken der Pferde. — Im Flußbette angekommen hält das Gefährt still, nachdem das flüssige Element bis über die Achse geht; die hölzerne Kanne wird herausgenommen und gemüthlich beginnt der Sacagiu zu schöpfen, immer gegen den Strom.

Welche Stoffe nun ein Fluß in sich aufnimmt, der durch viele Dörfer und über eine Stunde weit durch eine sehr volkreiche Stadt fließt, kann man sich denken. Doch

darüber zerbricht sich weder der Sacagiu noch sein Kunde den Kopf, über solche Kleinlichkeit würde er nur lächeln; auch hat er so viel chemische Kenntnisse, um zu wissen, daß, was nur mechanisch im Wasser gelöst ist, sich nach längerem ruhigen Stehen ja doch zu Boden senkt. Die zahlreichen Badeanstalten etwas weiter oben geniren nicht im geringsten. Doch zur Beruhigung fügen wir hinzu, daß das Dimbowitzawasser so in rohem Zustande nie getrunken wird, sondern dem Genusse stets ein chemischer Prozeß vorhergeht, der dasselbe wesentlich reinigt.

Hat der Sacagiu seine volle Ladung erhalten, so stülpt er seine Schöpfkanne wieder oben ins Faß und fährt vergnügt dem Orte seiner Bestimmung zu. Er fährt nicht aufs Ungewisse umher, er hat seine bestimmten Kunden, die ihn mit Sehnsucht erwarten. Mit derselben stolzen Zuversicht fährt er durchs glanzvolle Thor des Bojarenpalastes, wie vor die Hütte des armen Handwerkers, er hat stets freien Zutritt, ist immer willkommen. — An geeigneter Stelle ist hier in jedem Hause ein cylindrisch geformter Eichenbottich aufgestellt, welcher zur Aufnahme des Trinkwassers bestimmt ist. Mit Eifersucht wachen die Sacagiu's darüber, daß dieses Gefäß den Kubikinhalt ihres Fasses auch nicht um einige Zoll übertreffe. Nachdem er es prüfend betrachtet, entfernt er den etwa allzudicken Bodensatz und füllt bedächtig die frische Ladung hinein, steigt wieder auf seinen Karren und entfernt sich nun, um auch einer zweiten, dritten u. s. w. Kundschaft die gleiche Wohlthat angedeihen zu lassen. — Man reinigt nun das Wasser einfach dadurch, daß man ihm eine Messerspitze gestoßenen Alauns beisetzt und es damit umrührt. Durch die Beimengung des Alauns bilden sich schwefelsaure Salze und Thonerdeverbindungen, die sich zu Boden schlagen, die organischen Stoffe folgen ebenfalls nach und nach. Andere, welche mineralische Klärmittel scheuen, rühren einige gestoßene Mandeln dem Wasser bei, doch behält es dabei immer eine milchige Färbung. Wer mehrere Fässer hat und dem Wasser Zeit läßt, sich vollkommen zu klären, erhält ein wirklich recht gutes Produkt, das nur etwas alaunartig schmeckt und dem perlende Kohlensäure leider fehlt. Diese Uebelstände zu verdecken, haben die Romanen ein recht angenehmes, auch anderwärts zu empfehlendes Mittel. Zur Syrupsdicke eingekochte Himbeeren, Citronenschalen und hundert andere ähnliche Dinge, hier mit dem Collektivnamen Dulçata (sprich: Dultschaßa), Süßigkeit, genannt, werden stets mit dem gewünschten Glas Wasser servirt. Uebrigens ist es eine hier vom Höchsten bis zum Niedrigsten geübte Sitte, jedem Gaste oder Besucher sogleich ein Glas Wasser und Dultschaßa zu präsentiren.

Doch verlieren wir unsern Sacagiu nicht ganz aus den Augen. Nachdem er seine Kundschaften versorgt und für jedes Faß seinen halben Zwanziger in den breiten Ledergurt gesteckt, kommt die ihm und seinem todtmüden Rößlein so erwünschte Mittagsrast. Alles, was man vielleicht in Reiseschilderungen über die Mäßigkeit und Genügsamkeit der Lazzaroni oder spanischen Arrieros gelesen haben mag, kommt jedoch nicht gegen den walachischen Sacagiu auf. Da sitzt er mit dem Rücken an die Stallthür angelehnt, im Schooß ein Stück Schwarzbrot, in der Hand eine Zwiebel, die er kunstmäßig in Achtel schneidet, etwas Salz hineinstreut und nun davon und von seinem Brote ißt. Geht es gut, so hat er noch in einem Papiere neben sich etwas von dem hier so beliebten Brinse — bröslichem Schafkäse —. Nach dem Speisen wischt er reinlich sein Messer auf den Hosen ab, steht auf und kratzt sich verlegen hinter den Ohren, denn nun denkt er erst an sein Pferd. Auf einem großen Hofe, wo auch Frachtfuhrleute, Reisende und Bauern einkehren, findet sich wohl immer etwas Heu, welches die gutgenährten Gäule verschmähten. Dieß klaubt er nun sorgfältig zusammen, und auch sein armes Pferd füllt sich dann nothdürftig den Magen. — Sehnsüchtige Blicke wirft der Sacagiu schon lange auf ein gegenüber befindliches Fenster; Flaschen mit ihrem geistreichen Inhalte sind es, die ihn dort anziehen. Nun wer wollte so grausam sein, ihm das zu verdenken? Mehrmals greift der arme Sacagiu mit den Fingern in seinen Ledergürtel, zieht sie aber immer wieder zurück, denn, gestehen wir es nur, er ist geizig und möchte gern für die ungewisse Zukunft sparen. Doch endlich siegt der Durst über den Geiz, er geht ins Netz der sirenenartig winkenden Flaschen — und nun ist er verloren. Ein Glas reizt nur den Durst — der Löwe hat Blut geleckt — bald folgen ihm mehrere, das Anfangs so trübe Gesicht erheitert sich, die Stirn wird roth, der alte Filzhut nimmt eine immer keckere Neigung nach dem linken Ohre zu an, immer unruhiger rückt er auf der Holzbank hin und her, bis er endlich schon etwas unsichern Schrittes austaumelt und, mit dem noch nicht leeren Glase in der Hand gegen einen seiner Kameraden gewendet, einige Pas des hiesigen Nationaltanzes macht, wobei er einige Strophen der eigenthümlich melancholischen Volkslieder mit näselndem Tone singt. Wir erlauben uns, ein kurzes Pröbchen derselben nach der trefflichen Uebersetzung von Adolph Staufe zu geben:

Grünes Blatt am Pfefferstamm
Komm zum Birnbaum und sag an
Was du gestern hast gethan?
— Wohl zum Waschen, guter Mann,
Gab ich Wasser aus dem Grund
Und zum Küssen meinen Mund!
Und an mich hast nicht gedacht,
Nahmst dich nicht vor Sünd in Acht! u. s. w.

Ein sehr beliebtes Sprüchlein möge ebenfalls hier eingeschaltet werden, weil es am besten den Geist des Dimbowitza-Patriotismus erkennen läßt:

Dimbovita apà dulçe çine
o bea nu sa mai duçe,
si çine sa duçe, iara sa intorçe,

welches in freier Uebersetzung so heißt:

Dimbowitza, süßes Wasser,
Wer dich trank, mag scheiden nimmer,
Und wenn Einer auch geschieden,
Kehrt zurück er dennoch immer.

Doch die Kameraden entfernen sich Einer nach dem Andern, und auch unser Sacagiu ernüchtert sich etwas, er geht und zieht sein steifes Rößlein aus dem Stall, wobei er ihm — da es nicht so begeistert ist wie sein Herr und über die Schwelle stolpert — ein greuliches **Futuz cruçe!** (verfluchtes Kreuz) zuruft. — Dieß ist der flotte Bursche der Sacagiu's, aber es gibt noch eine zweite und bessere Klasse derselben, die gewissermaßen die Burgeoisie ihrer Corporation bilden. Diese sind, durchdrungen von der Wahrheit des Satzes — es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei — stets verheiratet und meist glückliche Väter einer zahlreichen Kinderschaar. — Jeder größere Han, jedes Bojarenhaus hat in aristokratischer Ausschließlichkeit seinen eigenen, wohlbestallten Sacagiu. Für die Verpflichtung, das Haus mit Wasser zu versorgen, den Hof zu kehren rc. genießt er freie Wohnung; aber was für eine Wohnung! Genug, wenn ich sage, daß der Hausmeister mit raffinirter Grausamkeit es stets so einzurichten versteht, daß der nützliche Sacagiu immer zu ebener Erde ein Zimmerchen neben dem Stall oder in noch schlimmerer Nachbarschaft bekommt, wo er mit Ratten, Mäusen, Schwabenkäfern und Wanzen friedlich zusammen wohnt.

Fast immer ist seine Frau Wäscherin und trägt einen bedeutenden Theil zur Erhaltung der Wirthschaft bei. Da hat der Saeagiu dann ein ganz anderes Leben. Mittags, wenn er erschöpft und naß nach Hause kommt, ißt er nicht immer rohe Zwiebel und Brot, sondern ein dampfender Palukes liegt auf dem Tische, und ein Näpfchen mit saurer Milch steht daneben, in welches jeder der Tischgenossen seinen Bissen eintauchen kann. Da auch der Saeagiu trotz seiner Genügsamkeit Abwechslung liebt, so wird die saure Milch manchmal durch süße ersetzt, oder der schon erwähnte Käse im Palukes gegessen. — Der Saeagiu ist fromm und hängt, wie alle Romänen, treu an den Gebräuchen der orientalischen Kirche, welche namentlich häufige und längere Fastenzeiten vorschreibt; diese zu halten wird auch dem Saeagiu nicht schwer. Die dann gottlose fette Milch und der üppige Käse sind nun streng verpönt, für diese Zeit wird der Palukes nur in Essig getunkt, eingesäuerte Gurken werden dann in Bukarest zu Millionen gespeißt. Die Hausfrau kauft auch manchmal den hier fässerweis importirten eingesalzenen Donaukarpfen. Ein anderer Gaumen als ein walachischer möchte nun freilich von dieser öligsalzigen Fischspeise kaum einen Bissen hinunter bringen, sie wird aber vom Saeagiu und seiner Familie mit aller Achtung behandelt und auch den Kindern nur in den kleinsten Portionen gereicht.

Das häusliche Glück dieses Saeagiu ist fest begründet. So lange er und sein Pferd sich rühren können, gibt es halbe Zwanziger, und im Winter gar, wo die liebe Dimbowitza sich mit einem dicken Eismantel bekleidet, da blüht erst recht sein Weizen, denn nun steigt, wie bei jeder Waare, mit der Seltenheit auch der Preis, nun bekommt er ein bis anderthalb Silberzwanziger für sein Faß voll Wasser, so daß jetzt seine eigentliche Erntezeit beginnt. Seine Frau verdient aber oft auch einen Dukaten wöchentlich; dieß gibt ihr nun leider ein der häuslichen Herrschaft des Mannes nachtheiliges Uebergewicht. Wehe dann dem armen Saeagiu, wenn er sich z. B. verleiten ließ, in der Gesellschaft lustiger Kameraden auch einmal einen Zwanziger zu vertrinken. Seine sorgliche sparsame Hausfrau hält keine Gardinenpredigten, welche alle Ehemänner so scheuen, nein, sie klagt lieber im großen Hofe stehend allen Bewohnern des Hauses ihr Leid, wobei sie mit keineswegs schonender Rücksicht die üblen Eigenschaften ihres Ehegenossen mit lauter Stimme ins hellste Licht setzt.

Eine höchst fatale Störung für den Saeagiu ist es stets, wenn Feuerlärm entsteht — was in Bukarest gar nicht so selten ist. Die Saeagiu's sind nämlich obrigkeitlich verpflichtet, in diesem Falle statt zu den Kunden auf die Brandstätte zu eilen. Mit dem Pferde eines Saeagiu und einem vollen Wasserfasse eilen, ist nun begreiflicher Weise eine mißliche Sache. Mit lautem: haida curindu! haida curindu! (heda schnell! schnell!) sind aber die Polizeidiener so gefällig, mit dem Kantschu sein Pferd zu bearbeiten, wobei leider gar mancher Hieb auch für ihn mitabfällt.

Es haben einige Neuerer das Geschäft der Saeagiu's dadurch zu schmälern gesucht, daß sie viel Geld darauf verwendeten, Brunnen graben zu lassen, um sich ganz unabhängig von ihnen zu machen; doch hatten diese stets die Genugthuung, auch jene Abtrünnigen sich wieder zu ihrem Fasse flüchten zu sehen, da ihr Wasser denn doch noch besser und verdaulicher sich erwies, als die gegrabene Salzbrühe. — Die Saeagiu's aus Bukarest verdrängen zu wollen, wäre vergebliches Bemühen. Die Regierung mag stürzen, Dampfmaschine und Eisenbahn möge das Land umgestalten, der Saeagiu bleibt von alldem unberührt. Ja, wir können dreist behaupten, so lange noch ein Tropfen Wasser in der Dimbowitza fließt, so lange noch Zwanziger kursiren und buntgefärbte Flaschen auf dem Fenster paradiren, wird es auch noch immer Saeagiu's geben.

Die Ankunft der Zugvögel im nordöstlichen Deutschland.

Seit meiner frühen Jugend gehört die Beobachtung der Vogelwelt zu meinen angenehmsten Beschäftigungen, und ich verdanke meinem Verweilen in Wäldern, an schilfreichen Gewässern und anderen von verschiedenen Vögeln besuchten Orten viele sehr genußreiche Stunden. Den Reiz solcher Beobachtungen kann natürlich nur derjenige einsehen, welcher schon einigermaßen in diese Sache eingeweiht und daher Liebhaber und Kenner zugleich ist. Durch viele ornithologische Spaziergänge kann man sich sehr leicht die Fähigkeit erwerben, die verschiedenen Vögel an ihrer Stimme, oder wenn dieselben Singvögel sind, noch viel leichter und untrüglicher an ihrem Gesange zu erkennen, ohne daß es nothwendig wäre, den Vogel in seiner Gestalt, oder in seinem Federgewande zu sehen. Da die Sumpf- und Wasservögel ihre Wanderzüge auch in heiteren Nächten zurücklegen und bei dieser Gelegenheit dann und wann einzeln ihre Stimme ertönen lassen, so ist es wohl von Interesse, wenn man dieselben an der Stimme erkennt, da man ja auch in hellen Nächten große, aber sehr hochfliegende Zugvögel, wie z. B. die Kraniche, gar nicht sehen kann. Außer den vielen Unterhaltungen und Studien, welche die Mannigfaltigkeit der Vögel, ihr Gesang, Nesterbau und ihre Eier gewähren, war mir stets die Ankunft der Wandervögel eine höchst interessante Beobachtung, und es gehören daher die wenigen Wochen des Vorfrühlings, wo die Zug- und Strichvögel aus fernen und nahen Gegenden zu uns zurückkehren, für den Naturfreund zu den interessantesten des Jahres und liefern zugleich schätzbare Notizen in das ornithologische Tagebuch.

Der Zeitraum, innerhalb dessen die Wandervögel allmälig in ihrer Heimat wieder eintreffen, beträgt ungefähr drei Monate und beginnt in Schlesien bei nicht sehr langem Winter am 10. Februar mit der Ankunft der Feldlerche und endet ungefähr am 10. Mai, zu welcher Zeit erst die am spätesten anlangende italienische Nachtigall, Sylvia nisoria, anzukommen pflegt. Nach der Witterungsbeschaffenheit der verschiedenen Jahre variirt aber die Zeit der Ankunft, besonders der ersten Ankömmlinge, sehr, während dieselbe bei den später schon in der wärmeren Jahreszeit eintreffenden Zugvögeln sich ziemlich gleich bleibt. So beginnt die Lerche ihren Gesang manchmal erst zu Anfang des März, während der Kukuk ziemlich

sicher zum 1. Mai in der Umgegend von Breslau seinen ersten Ruf, manchmal auch einen oder zwei Tage früher, ertönen läßt. Nach meinen Beobachtungen erscheint der *Kukuk* in Griechenland unter dem 37° n. Br. Anfang Februars und *legt seine Wanderung stufenweise so zurück, daß auf je drei Grade 19 Tage kommen.* Nach dieser Berechnung würde also der Kukuk ankommen: unter dem 38° (Athen) am 7. Februar, er erreicht den 39° am 14., den 40° am 20., den 41° am 26. Februar, den 42° am 5. März, den 43° (das Amselfeld in Serbien) am 11., den 44° (Widdin) am 17., den 45° (Syrmien) am 24., den 46° (Baja) am 30. März. Die Grade 47, 48, 49 und 50 würden auf den 5., 12., 18. und 24. April zu bemessen sein, wonach der 51° (Breslau) sehr richtig mit der Ankunft des Vogels am 1. Mai übereinstimmt, und wonach derselbe erst am 20. Mai in Danzig und in Mitau (Kurland) erst Anfangs Juni erscheinen würde. Bei größerer Verschiedenheit der Längengrade wird diese Berechnung nur die Daten ändern.

Ein Ornitholog hat die Behauptung aufgestellt, daß die *Schwalben* bei 9° Wärme ankommen, und daher ihre Erscheinung in Paris auf den 10. April, in Brüssel auf den 16., in Leipzig auf den 18., für Mohilew auf den 29. und Königsberg auf den 30. April bestimmt. In *Irkutsk* sollen die Schwalben am 15. Mai und in *Ochotsk* am 2. Juni erscheinen. Auf Breslau, welches keine mildere Temperatur als Leipzig haben dürfte, paßt diese Berechnung nicht, denn hier fällt die 10jährige Durchschnittszeit für die Ankunft der Rauchschwalbe (Hirundo rustica) auf den 10. April, und selbst bei dem diesjährigen späten Beginn des Frühlings habe ich die fünf ersten Schwalben schon am 8. April gesehen. Uebrigens ist es wahr, daß die Schwalben sehr unregelmäßig nach und nach ankommen und eben so unregelmäßig fortziehen, so daß das Sprüchwort: „Eine Schwalbe macht keinen Sommer" auf Erfahrung gegründet ist, während jenes: „Auf Maria Geburt ziehen die Schwalben furt" wenigstens in unserm Klima keine Wahrheit enthält, denn ich habe im Jahre 1864 noch am 7. Oktober einzelne Schwalben bemerkt.

Der diesjährige anhaltend strenge Winter, welcher in Schlesien bis Ende Februars die Felder mit Schnee bedeckte, hat die Ankunft der ersten Frühlingsverkünder sehr verzögert, so daß dießmal zu gleicher Zeit Finkenschlag und Lerchenlied am Morgen des 3. März, bei ein Grad Kälte, aber heiterm Wetter zum erstenmal ertönte, um bald darauf mit nur sehr wenig Unterbrechung den winterlichen März hindurch wieder zu verstummen. Zu gleicher Zeit waren auch, natürlich spät genug, die *Kibitze* und *Staare* angekommen, welche denn auch in der Folge viel leiden mußten. Daß die Vögel keine großen Wetterpropheten sind und kein Vorgefühl von einem kommenden Nachwinter haben, hat die Erfahrung oft bewiesen, indem sich nur zu oft die zur Zugzeit angekommenen der Kälte und dem Nahrungsmangel ausgesetzt haben. Während der oftmaligen Schneegestöber und anhaltenden Kälte, welche nach den ersten Tagen im März eintrat und noch am 20. mit 10° Kälte anhielt, war in der Natur tiefes Schweigen, und es ließ sich im stillen Walde mit Ausnahme der uns nie verlassenden *Weihen* fast kein Vogel sehen. Die Angekommenen waren wieder südwärts gezogen, und wie ein Einsiedler war nur hie und da im Garten ein Fink, und noch seltener ein Rothkehlchen zu bemerken. Nahrungssorge hatte die Goldammer und Haubenlerchen wieder auf die Fahrstraßen der Dörfer getrieben.

Unter solchen Umständen war im Monat März dieses Jahres von einem regelmäßigen Wiederzug der Zugvögel, sowie von einer allgemeinen Wiederkehr weggezogener Strich- und Standvögel keine Rede. Die *weiße Bachstelze*, welche dem Sprüchworte zufolge am Mathiasfeste (24. Februar) das dünne Eis mit ihrem Schwanze einschlagen, oder doch am Sonntage „Oculi" die Ankunft der Schnepfe ankündigen sollte, war dießmal erst Anfang Aprils erschienen, was den dießmaligen abnormen Frühlingszug der Vögel schon zur Genüge anzeigt. Wir beabsichtigen daher hier nur die 10jährige Durchschnittszeit der bei Breslau ankommenden Vögel anzuzeigen, und zwar der Männchen, welche bekanntlich mehre Tage eher, als die Weibchen anlangen. Wenn die Angaben des Ornithologen *Friedrich* über die Ankunft der Vögel im Königreich Würtemberg richtig sind, so erfolgt dort die Ankunft vieler Vögel, wie z. B. auch der Nachtigall, nicht zeitiger, als in dem weit nördlicher und östlicher gelegenen Schlesien, was seinen Grund in der Thatsache hat, daß die Zugvögel nicht aus dem Süden direkt über die rauhen Alpen, sondern auf Umwegen und aus dem Norden nach Würtemberg gelangen.

Den Reihen dieser Frühlingsboten eröffnet in Schlesien die *Feldlerche*, welche am 15. Februar anlangt und einige Tage später, wenn das Wetter günstig ist, ihren Gesang ertönen läßt. Fast gleichzeitig mit der Feldlerche, oft auch schon einige Tage früher, kommt der frühzeitig brütende *Kibitz* an, welcher auch meist vom Nachwinter zu leiden hat und manchmal sogar seine erste Brut verliert. Am 25. Februar erscheint die *weiße Bachstelze*, der *Staar*, und am 6. März die *Singdrossel*, wenige Tage später die *Waldschnepfe* (Scolopax rusticola), die freilich in einzelnen Exemplaren, wenn der Winter mild ist, manchmal schon im Januar geschossen wird, was auch mit den *wilden Enten* der Fall ist.

In der hierauf eintretenden Pause kommen die erwähnten Zugvögel noch immer in größerer Anzahl an, und die Gärten und Wälder werden vom freudigen Gesange der *Kohlmeisen*, vom mannigfaltigen Schlage der *Finken* und dem schönen Gesange des *Rothkehlchens*, des *Zaunkönigs*, *Goldhähnchens* u. dergl. belebt.

Nachdem etwa am 26. März der *Storch* angekommen ist, tritt mit der wärmern Temperatur und den immer mehr zum Vorschein kommenden Insekten für die Ankunft der Wandervögel die *zweite Periode* ein, welche bei dem geringern Wechsel der Temperatur auch einen regelmäßigern Verlauf nimmt. Vom 1. bis 8. April treffen in Schlesien nach meinen Beobachtungen alljährlich ein: der *Hausrothschwanz* (Sylvia thytis), welcher in den meisten Jahren schon in den letzten Märztagen ankommt und im vorigen Jahre noch am 8. Oktober seinen Gesang von den Dächern der Gebäude ertönen ließ; der *Gartenrothschwanz* (Sylvia Phoenicurus); das *Blaukehlchen* (Sylvia Succica); der *Weidenzeisig* (Sylvia fitis); die *Zaungrasmücke* (Sylvia curruca); der *Rohrammer* (Emberiza Schoeniclus); die *Holztaube* (Columba oenas) und andere, von welchen die Sänger ihren meist schönen Gesang zu gleicher Zeit hören lassen. Nur wenige Tage später kommen die *Rohrsänger* (Sylvia salicaria und Sylvia phragonites), sowie die *Rohrdrossel* (Turdus arundinaceus), der *Girlitz* (Serinus hortulanus), die *gelbe Bachstelze*, der *Wendehals*, der *Steinschmetzer* und endlich am 20. April die *Nachtigall* an, worauf vor dem Beginn der *dritten* und *letzten Periode* abermals eine kurze Pause eintritt, in welcher bei uns gewöhnlich der *Wiedehopf* anzukommen pflegt, wenn ihn das warme Wetter nicht schon früher gebracht hat.

Endlich erscheinen auf den Ruf des Kukuks und bei der immer mehr sich entwickelnden Belaubung der Bäume und

Sträucher Anfang des Mai der flötende Pirol, der unvergleichlich anmuthig singende Schwarzkopf (Sylvia atricapilla), der Sprachmeister (Sylvia hippolais), die Heckengrasmücke (Sylvia dumetorum), der grüne Laubvogel (Sylvia sibilatrix), der Neuntödter, die Wachtel, der Wachtelkönig und andere, so daß nach der Mitte des Monats Mai in Schlesien keine Vögel mehr ankommen.

Wunderbar und geheimnißvoll ist der Instinkt, nach welchem sich die Vögel nach den verschiedenen Gegenden der Erde fast überall hin gleichmäßig so vertheilen, daß sie überall den Menschen Nutzen und Vergnügen gewähren. Daß manche Arten in gewissen Gegenden mehr verbreitet sind, liegt natürlich in der Beschaffenheit des sie nährenden Landes.

A. L.

Zur Charakteristik des niederdeutschen Volkes.

Von Dr. Ernst Boll in Neu-Brandenburg.

II.

Sehr viele bezeichnende Ausdrücke und bildliche Sentenzen sind von dem zum Menschen in engster Beziehung stehenden Hunde entlehnt. Häufig gebrauchte Bezeichnungen sind: „hundmager, hundmöde (hundmüde), as'n besnijet (beschneieter) Hund gân, bekannt as'n bunt Hund, as 'n Hund ane Swanz, up den Hund kamen (d. h. von Kräften kommen)", — ja, man kann sogar noch unter den Hund kommen und ein Gegenstand der Verachtung für diesen werden, wenn man nämlich kein Geld in der Tasche hat, oder tüchtig herunter gemacht worden ist. In ersterem Falle bezeichnen die Hunde ihre Mißachtung durch dieselbe symbolische Handlung, über welche Lanz in Shakespeare's beiden Veronesern sich beschwert, daß sein Hund sie in Bezug auf Fräulein Silvia vorgenommen habe; von einem recht tüchtig Ausgehunzten nehmen aber selbst die Hunde kein Brod mehr. „Dat geet vör de Hunde" heißt: das geht verloren, und „Hundehaar upleggen" bezeichnet: die Folgen des Rausches durch abermaliges Trinken zu dämpfen suchen, wie man früher, dem bei dem Volke so beliebten Grundsatze similia similibus curantur gemäß, eine vom Hunde gebissene Wunde durch Auflegen von Hundehaaren heilen wollte. Raufen sich aber Hunde gegenseitig Haare aus, so gibt dies ihrer feindseligen Stimmung neue Nahrung, und somit bezeichnet der Ausdruck „dar sünd Hundehaar mank (englisch: among) kamen" das Fehlschlagen einer Aussöhnung, weil von Neuem störende Dinge dazwischen getreten sind. — Der Dienst, welchen der Hund dem Menschen zu leisten hat, besteht vorzugsweise in Wachsamkeit, die er durch Bellen kundgiebt, und daher sagt der Volksreim:

„De Prêster und de Hund
Verdênen dat Brod mit de Mund", —

oder nach einer andern Zusammenstellung: „De Fruw, de nich scheld't (schilt), und 'n Hund, de nich bellt, sünd beid' so veel nütt, as dat föfte Rad an 'n Wagen"; die Frau kann aber im Schelten des Guten auch zu viel thun und den Mann dadurch so mürbe machen, daß er mit Wehmuth auf die glückseligen Tage seines Junggesellenlebens zurückblickt, wie uns dies folgende kleine Scene veranschaulicht: „frije (heirate) man eerst, sede de Scheper to sinen Hund, sallst den Stârt wol hängen laten!" — Da der Hund aber auch sehr gefräßig ist, so läßt er sich durch einen guten Bissen leicht den Mund stopfen und sich also von der Erfüllung seiner Pflicht abwendig machen. „Wenn 'n mit 'n Knâken (Knochen) na 'n Hund smitt, so kachinkt (bellt) he nich", d. h. wenn man seinen Vorgesetzten oder den Richter besticht, so sieht dieser durch die Finger, — eine Sentenz, die eben so sehr von dem großen Mißtrauen zeugt, mit welchem das Volk den richterlichen und überhaupt den rechtsgelehrten Stand betrachtet, als die folgende, in welcher der Hund freilich nur eine passive Rolle spielt: „Fett swemmt bawen (oben) und wenn dat ok man van 'n olden Köter is", d. h. in Rechtssachen behält Bestechung, wenn auch nur durch geringfügige Dinge, stets die Oberhand. Für den Schwachen ist Bestechung überhaupt das einzige Mittel, durch welches er seinen Verfolgern entgehen kann, denn „wer keenen Stock vör de Hunde hett, möt (muß) mit Brädwörst (Bratwürsten) um sik smiten". — Um die Bauernhunde am Jagen zu verhindern, wurde ihnen früher ein kurzer, dicker Knüppel mit einem Bande so am Halse befestigt, daß er die Erde berührend ihnen beim Gehen zwischen den Vorderbeinen hing, sie also an jeder schnellen Bewegung hinderte und ihnen natürlich auch beim Liegen sehr unbequem war. Ein ähnlicher Knüppel für den Menschen ist die Armuth, und daher bedeutet denn die sprichwörtliche Redensart „de Knüppel liggt bi dem Hunde" so viel als: Jemandem sind durch Armuth die Hände völlig gebunden. — Der Hund ist mancherlei Krankheiten unterworfen, die schlimmste darunter ist die Tollwuth, aber zum Glücke dauert sie nicht lange, da er bald daran stirbt. Das Sprichwort: „keen dull Hund löppt (lauft) öwer söwen Jaar" enthält daher den Trost, daß auch der ärgsten Bosheit ein bestimmtes Ziel gesteckt ist; sie endet jedenfalls mit dem Tode, denn „döde (todte) Hunde biten nich" — oder, wie der Spanier sagt: el muerto no mordia, d. h. der Todte beißt nicht. Die Nachwirkungen der Bosheit können aber auch noch später Verlegenheiten bereiten, die man nicht gut zu beseitigen weiß, weil man dem Uebelthäter selbst nicht mehr beikommen kann, und bedauernd heißt es alsdann: „dar liggt de Hund begrawen." Kommt man aber über ein großes Hinderniß glücklich hinweg, dürfen andere etwa noch im Wege stehende kleinere nicht mehr gescheut werden, denn: „kümmst du öwer den Hund, kümmst du ok öwer den Stârt." — Obgleich Hund und Katze Hausgenossen sind und als solche gleichsam ein zusammengehöriges Paar bilden, leben sie doch in angeborner erbitterter Feindschaft; können daher Eheleute sich durchaus nicht vertragen, sondern benutzen sie jede Gelegenheit, um Streit mit einander anzufangen, so sagt man von ihnen: „se lewen as Hund und Katt." — Eine nur gelegentliche Rolle

endlich spielt der Hund in folgenden Aussprüchen: „man möt faken (oft) 'n swarten Hund Swan heten (einen Schwan nennen)", d. h. man muß öfter anders reden als man denkt, und: „et is doch 'n Underscheed under den Schäper und sinen Hund", eine Mahnung, augenfällige Unterschiede nicht allzusehr außer Acht zu lassen.

Während der Hund hauptsächlich außerhalb des Hauses Beschäftigung findet, liegt der Wirkungskreis der Katze innerhalb desselben, und ebenso, wie mit diesen beiden Thieren, verhält es sich auch mit dem Manne und der Frau. An dies Verhältniß mahnt der Volksreim:

„De Fruw und de Katt hören (gehören) achter de Döör,
De Mann und de Hund, de hören darvör."

Auch die Pflichten der Hausfrau und der Katze haben Aehnlichkeit mit einander, denn „'ne göde Fruw und 'ne göde Katt holden dat Hûs rein", nämlich erstere von ungebetenen Gästen, wie letztere von Ratten und Mäusen. Die Katze übt aber diese ihre Berufspflicht nur erst dann mit größerem Eifer aus, wenn sie auch schon für ihre eigene Familie zu sorgen hat, oder, wie das Sprichwort lautet: „de Katt leeret nicht eerer mûsen, as bet (bis) se Junge hett." Doch geht sie in dem Mausen auch oft über die Schranken ihres Berufes hinaus, und das ist ihr nicht abzugewöhnen, denn Art läßt nicht von Art: „Kattenkinder leeren mûsen", oder wie das hochdeutsche Sprichwort sagt: „der Apfel fällt nicht weit vom Stamm." Sie huldigt dabei dem Grundsatze: beatus possessor; „beter gewiß, as ungewiß, sede de Katt, stêg (stieg) in den Emmer (Eimer) und söp de Melk ut." Um sich bei solchen unerlaubten Mausereien nicht ertappen zu lassen, braucht sie die größte, oft ganz übertriebene Vorsicht: „hold dat Mûl! sede de Katt to den Bratfisch." Während die hochdeutsche Katze vorsichtig um den heißen Brei herumgeht, heißt es von der niederdeutschen: „den Fisch möcht' de Katt woll, se mag sik man de Beene nich natt maken." — An schweren Gegenständen aber vergreift die Katze sich nicht, und daher tröstet man den sich mit Unrecht über Hunger Beklagenden mit der beruhigenden Versicherung: „de Katt ward di de Mâg (den Magen) nich wegtrekken." — Die Katze gilt für sehr abgünstig, und neidisch blickt sie auf die Eule, welche ihr ins Handwerk gefallen ist und eine gefangene Maus verspeist, muß dafür aber von dieser Concurrentin die auf ähnliche menschliche Verhältnisse angewendete Lehre hören:

„Katt, du sallst weten (wissen),
Ungünnt Brod ward ok eten."

Ein anderer unliebenswürdiger Zug in dem Katzencharakter ist ihre Grausamkeit, und auch diesen theilen viele Menschen mit ihr, indem auch sie es verstehen „as de Katt mit de Mûs to speelen". Doch dauert selbst bei den Mäusen die Furcht vor ihr nur so lange, als sie zugegen ist, denn „wenn de Katt nich to Hûs is, danzen de Müse up den Disch"; eine gleiche Mißachtung pflegt bekanntlich auch manchem menschlichen Gewalthaber zu Theil zu werden. — Mit ihren scharfen Krallen droht man Kindern, die über ein Jucken am Leibe ungeduldig werden, und ruft ihnen zu: „die Katt schall di kleien", d. h. kratzen, wenn du nicht stille bist, und ihre selbst im Dunkeln sehenden Augen geben, wenn Jemand sich beklagt, daß er sich im Finstern nicht zurecht finden könne, zu dem spöttischen Rath Anlaß:

„Bind' di 'ne Katt vör de Knê (Knie), —
fühst du nich, so füht se."

Zwar hat die Katze ein sehr zähes Leben, doch muthet man ihr in dieser Beziehung mitunter auch etwas viel zu; „dat möt 'n wendet (gewöhnt) warden, sede de Bäcker, dar segt he mit de Katt den Backawen ut" (Notabene den geheizten Backofen), — ein Beispiel hartherziger, aus bloßer Bequemlichkeit verübter Grausamkeit. — Die Katze besitzt auch prophetische Gaben, denn

„kratt sik de Kater den Bârd, so bedüdet dat Fremd', —
is ên Spräkwôrd" (J. H. Voß).

Selbst Wetter zu machen versteht sie, und daher hat die Braut, wenn sie die Katzen gut füttert, nach dem Volksglauben an ihrem Hochzeitstage Sonnenschein. — Ein Ereigniß endlich, welches der Hochdeutsche auf den St. Nimmerstag verlegt, läßt der Niederdeutsche dann eintreten, „wenn de Katt 'n Ei leggt".

Der Katze reihet sich ganz passend die Maus an. Diese ist ein kleines munteres Thierchen, welches bei seinem anscheinend geschäftigen Hin- und Herrennen doch nicht viel zu Stande bringt; daher braucht man von Frauen, die emsig herumwirthschaften, ohne doch etwas Rechtes dabei zu Tage zu fördern, die Bezeichnung: „se hatt dat so hille (rasch), as de Mûs in't Kindelbedde." Mäuse rumoren im Verborgenen umher, darum sagt man von demjenigen, welchem oft wechselnde sonderbare Einfälle und Projekte durch den Kopf fahren: „he hett Mûs in den Kopp", — ein Bild, welches dem hochdeutschen „Grillen im Kopfe haben" durchaus nicht völlig entspricht, denn die Grillen können sich im Kopfe ganz ruhig verhalten, während die „Mäuse" fortwährend in der lebhaftesten Bewegung sind. Der Kluge hält sich immer einen Ausweg offen und ähnelt darin der Maus, denn „de Mûs hett mêr denn ên Lock". Das Loch ist aber zugleich auch der Zufluchtsort der ängstlichen Maus, und auch der zaghafte Mensch möchte gern „in't Mûselock krupen". Wem nach hochdeutscher Bezeichnung „die Petersilie verhagelt ist", den malt der Niederdeutsche „as'n Pöttken vull Müse", — nämlich gefangener, rathlos um sich blickender; und von einem kleinen unbedeutenden Gesicht, welches aus einem großen Kopfputze herausblickt, heißt es: „se kikt dar ut, as de Mûs ut' ne Diffe Hêde (Werg)." — Bedenke, was du in Gegenwart von Kindern sprichst, denn „lütte (engl. little) Müse hebben ok Ooren". Wer blind zutappend eine unangenehme Täuschung erfährt, dem ergeht es wie jenem Müller: „dat is 'n ander Körn, seggt de Möller und bitt (beißt) up 'n Mûsekettel", und wer Radikalmittel anwendet, deren Wirkungen schlimmer sind, als das durch sie beseitigte Uebel, der handelt gleich dem Bauern, welcher sagt: „dat helpt vör de Müse, und — stickt sin Hûs an", — allerdings ein heroisches Mittel, welches, wenn auch wohl nicht gegen die Mäuse, doch gegen die Pest schon alles Ernstes in Vorschlag gebracht worden ist. Denn als sich zu Anfang des vorigen Jahrhunderts die Pest zum letzten Male in Norddeutschland blicken ließ, ward in Mecklenburg-Strelitz im Jahre 1710 eine Pestordnung publicirt, in der es § 27 wörtlich heißt: „so aber ein oder das andere Haus ganz aussterben sollte, muß es umgraben und mit Allem, was darin, verbrannt werden; jedoch daß man dabei alle nöthige Behutsamkeit gebrauche, damit nicht andere Häuser dadurch in Brand gerathen und das ganze Dorf eingeäschert werde." — Ein Gegenbild endlich zu einer oben, wo wir von den Schweinen handelten, schon geschilderten Scene giebt folgende: „ick mag gêrn allens rendlick hebben, sede de Dêrn (Dirne), namm de Mûs ut den Rômpott (Milchtopf) und streck se sik dörch dat Mûl."

Der Hase ist ein überaus furchtsames Thierchen, und daher werden auch Menschen, die sich ohne Grund fürchten, mit seinem Namen bezeichnet. Schlau und schnell, wie er ist, muß man, um sich seiner zu bemächtigen, rasch zugreifen, wenn man ihn einmal ertappt, denn sonst hat man das leere Nachsehen; wird daher die Lehre, daß man eine

günstige Gelegenheit nicht ungenutzt entschlüpfen lassen solle, durch die Mahnung „man mööt den Hasen slän (erschlagen), wo he sitt (sitzt)", nicht viel besser zur Anschauung gebracht, als durch die monströse Göttin Occasio des römischen Fabeldichters Phädrus? — Wird aber der Hase aus seinem Lager aufgescheucht, so ist es unberechenbar, welchen Weg er einschlagen wird, denn „man kann nich wêten, wo Häseken löppt"; ebenso unberechenbar sind auch oft die Maßregeln, die wir zur Erreichung unsers Zweckes nehmen können, und wir müssen uns darin, wie der den Hasen verfolgende Jäger, lediglich von den Umständen leiten lassen. Ist aber endlich eine Bemühung mit Erfolg gekrönt, dann sagt man wohl mit selbstgefälligem Triumphe: „dat müßt ick wêten, dat dar Hasen in den Busch wêren." — Einem Hunde vermag der Hase wohl zu entlaufen, aber „vêle Hunde sind det Hasen Dod".

Einen ganz entgegengesetzten Charakter hat der Fuchs. Dieser ist der Repräsentant eines dreisten, frechen und zähen Gesellen, der sich Alles abschüttelt und selbst in den verzweifeltsten Lagen den Muth nicht verliert; sogar, wenn man ihm das Fell über die Ohren zieht, tröstet er sich damit: „dat is man 'n Oewergang." Er gibt den besten Beweis zu dem Horazischen „naturam frustra expellas furca", denn: „de Voß lett wol van de Haar, man nich van de Nücken", d. h. auf Sinnesänderung ist bei ihm, trotz seines zunehmenden Alters, nicht zu rechnen; will man ihn bändigen, so muß man ihm auf das Ernstlichste zu Leibe gehen, halbe Maßregeln verschlagen bei ihm nichts, oder wie es im Niederdeutschen heißt: „dat will den Voß nich biten (beißen)." Daher ist er auch überall verhaßt und ihm wird so eifrig nachgestellt, daß er, wo man ihn im Bau weiß, endlich doch „zum Loche heraus" muß. — Nicht minder zeichnet er sich durch Schlauheit aus, — seiner Aufmerksamkeit entgeht nichts: „dat is Tid! seggt de Voß to den Hasen, — hürst du den Jäger nich blasen?" — Dabei ist er denn natürlich auch ein spöttischer Zweifler: „dat sünd man Redensarten, seggt de Voß, — de Bür ward mi doch nich to 'n Gösehöder (Gänsehüter) annehmen?" Als Heuchler ist er weltbekannt, während aber die klassische Fabel ihn die sauren Trauben verschmähen läßt, weil sie ihm unerreichbar sind, setzen wir dafür uns näher liegende Bilder an die Stelle: „wenn kên kümmt, will ick ok kên! sede de Voß und slog mit den Stârt an den Bêrbôm (Birnbaum)", — oder: „se is mi to krumm! sede de Voß, dar hung de Wust (Wurst) an den Balken." — Mit seinen Spitzbübereien und Gewaltthätigkeiten weiß er aber auch, gleich den zweibeinigen Füchsen, Lebensart zu verbinden: „niks vör ungôd! sede de Voß und bêt der Gôs den Kopp aw", — ja er warnt sogar sein Opfer, aber freilich mit echter Fuchsnatur zu spät, als daß es sich noch retten könnte: „verfür*) (erschrick) di nich! sede de Voß, — dar sprung he up den Hân." — Auch als politischen Kannengießer, der von seinem beschränkten Standpunkte aus das Thun und Treiben der Welt beurtheilen will, läßt man den Fuchs auftreten: „wat buten (draußen) wol vör Weder (Wetter) is? seggt de Voß und sitt achter 'n Marlhalm"; „wo de Welt doch up und dal (nieder) gêt! sede de Voß und sat (saß) up 'n Sôdswengel (Brunnenbalken)", — beides ein paar äußerst komische Bilder! Wer mit gänzlich unzureichenden Mitteln etwas unternimmt und sich dadurch lächerlich macht, der gleicht dem Fuchs, welcher sich ein Haus bauen wollte: „veer (4) Sparren stân all (schon), — sede de Voß, dar lêg he up den Rüggen und höll (hielt) de Bênen (Beine) in de Lucht (Luft)!" Als Nebenperson erscheint er auch noch in manchen anderen Sentenzen, z. B. in der contradictio in adjecto: „dat is 'n Lewen! sede de Jung, — dar beet (biß) de Hund den Voß dod", und in dem einfältigen Trost: „mi kannst du wol entlopen, man unsen Hingst nich, — sede de Bûr, as de Voß mit de Gôs weglêp", und endlich in der verspottenden Sentenz: „he menede (meinte) dat de Voß Hâs were, und as he tosach (zusah), was dat ên Foder Heu", — also ein doppelter Irrthum in Bezug auf eine und dieselbe Sache. Bei den sehr unklaren Vorstellungen, welche man vor Anlegung der Chausseen in Norddeutschland über räumliche Entfernungen hatte, kam es oft vor, daß man manchen Meilen eine ganz ungebührliche Länge gab; von solchen hieß es dann scherzweise, der Fuchs habe sie gemessen und seinen Schwanz dabei zugelegt.

Von den übrigen Vierfüßlern sind nur noch wenige Redensarten und Bilder entlehnt, wie z. B. „he hett dat in de Wôrde (in den Worten), as Kattêker in den Stârt", d. h. er weiß zwar mit Worten ebenso gut um sich zu werfen, als die Eichkatze mit ihrem Schweif, aber es kommt weiter nichts darnach, die entsprechenden Thaten fehlen. — Ferner: „he is so wacht as 'ne Ilk", d. h. er blickt so munter, wie ein Iltis; „he löppt as 'n drachtigen Swinegel", — was bekanntlich sehr schwerfällig geht. „Swinegel" ist überhaupt ein oft gehörtes Scheltwort, von welchem auch das Zeitwort „swinegeln", d. h. unfläthige Reden führen, gebildet wird.

---

*) Das Sassisch-Niederdeutsche ist in diesem Aufsatz überall so gegeben, wie es in Mecklenburg und im westlichen Pommern gesprochen und geschrieben wird. In anderen Landschaften wird Manches anders gesprochen. So sagen z. B. wir anderen plattdeutschen Leute für erschrecken nicht „verfüren", sondern „verfêren", und so sagt auch der alte Vers:

Hinrik de Lauwe un Albert de Bare
Un Kaiser Frederik mit sinem roden Haare,
Dat weren dri Heren
De kunden de Werlde verfêren.

A.

Karl Ernst von Baer in St. Petersburg.

Ein Weiser unter den Hellenen hat gesagt, die Götter könnten dem sterblichen Menschen keine höhere Gunst erweisen, als wenn sie ihm, bei voller Frische des Geistes und körperlichem Wohlsein, ein hohes Alter schenken.

Solch ein glückliches Loos ward, wie einst Göthe und Humboldt, auch Karl Ernst von Baer beschieden, auf den Deutschland mit nicht geringem Stolze als einen hervorragenden Mann unter seinen Stamm- und Sprachgenossen im fernen Osten hinblickt.

Was Baer für die Wissenschaft geleistet, weiß die Welt, und sein Name wird hochgeehrt bleiben im Fortgange der Jahrhunderte. Er hat für alle Zeiten seinen Platz unter

den Ersten. Aber er ist auch als Mensch im hohen Grade achtbar, er ist ein vir integer und in sich zu jener innern Harmonie gelangt, welche erst den ganzen Mann macht.

Wer gleich ihm auf ein an Geistesthaten so reiches Leben zurückblicken kann; wer sich sagen darf, daß er stets mit voller Hingebung und unermüdetem Eifer für die Wissenschaft gewirkt, und daß dieser heilige Eifer auch im Greisenalter noch ungemindert und ungeschwächt ihn durchglüht, — der ist glücklich zu nennen. Für ihn ist das lange Leben und Streben ein hoher Gewinn gewesen; er findet volle Befriedigung, wenn er sich selber sagen darf, daß er stets als Ehrenmann seine Pflicht gethan, und daß seine Leistungen von Allen, welche dieselben zu begreifen vermögen, nach Gebühr anerkannt werden.

Insbesondere sind auch die Anthropologie, die Ethnologie und die Erdkunde durch Baer in ganz eminenter Weise gefördert worden.



Karl Ernst von Baer.

Karl Ernst von Baer ist am 17. Februar 1792 zu Piep in Esthland geboren. Sein Vater war der Landrath Magnus von Baer. Den ersten Unterricht genoß er auf der Domschule zu Reval und bezog die Universität Dorpat 1810. Hier studirte er eifrig Medicin und erlangte nach Vertheidigung seiner Dissertation „über die endemischen Krankheiten der Landbewohner Esthlands“ am 29. August 1814 den Doctorgrad.

Mit dieser Erstlingsschrift nahm er zugleich Abschied von der Heilkunde, und ein längerer Aufenthalt auf verschiedenen Universitäten Deutschlands bot seiner Neigung für Anatomie und Physiologie gewünschte Nahrung. Bereits 1817 ernannte ihn Königsberg zum Prosector, 1819 zum außerordentlichen Professor, gab ihm 1822 die Professur der Zoologie und besaß ihn, mit kurzer Unterbrechung, 18 Jahre lang. Hier begann und vollführte er die Hauptarbeit seines Lebens, von der er in dem Sendschreiben an die St. petersburger Akademie der Wissenschaften „de ovi mammalium et hominis generi“ im Jahre 1827 die erste Kunde gab und die in seiner „Entwicklungsgeschichte der Thiere“ einige Jahre später in einem Grade zum Abschluß gebracht wurde, daß, was seitdem von anderer Seite auf gleichem Felde erschienen, nur als bescheidene Ergänzung daneben aufzutreten vermag.

Sein ganzes Leben war der Wahrheit und der Wissenschaft geweiht, und er hat auf ihr bahnbrechend gewirkt. Mit dem Mikroskop und dem anatomischen Messer bewaffnet, hat er uns über das erste Werden, über Bildung und Vorbildung der Menschen und der Thiere neue Wege des Wissens eröffnet; er hat menschliche Schädel gemessen und die wichtigsten Beiträge zur Anthropologie geliefert. So bedeutend wie im Fache der Medicin und namentlich der Physiologie waren auch seine **geographischen Arbeiten**. Er hat seinen Wanderstab nach den eisigen Gegenden Nowaja Semljas gesetzt, ist im Staube südlicher Steppen gereist und hat sich um die Erforschung des Kaspischen Meeres vor allen Andern verdient gemacht. Er erkannte die Gesetze des Laufs der Flüsse, schrieb über die Verbreitung und den Untergang organischer Wesen und lehrte uns die Gesetze des Ganges der Temperatur.

Seine Schriften sind meist zerstreut in den Abhandlungen der St. petersburger Akademie der Wissenschaften. Berühmt sind namentlich seine „Kaspischen Studien“. Er handelt darin von der Wolga, dem Delta derselben und den Deltabildungen im Allgemeinen, sowie von der Fischerei im Kaspischen Meere. Ihm verdanken wir die beste physikalische Beschreibung des Kaspischen Meeres (abgedruckt in Ermans Archiv für wissenschaftliche Kunde Rußlands 1855). Er wieß zuerst nach, daß die **Dattelpalme** auch am **Südostrande des Kaspischen Meeres** vorkomme, und daß dieselbe früher in den dortigen Gegenden einen weit größern Verbreitungsbezirk gehabt habe, der jedoch durch die Veränderung des Klimas beschränkt wurde. Höchst interessant ist, was er (in den Mélanges russes t. III) über den alten Lauf des **armenischen Arares** berichtet. Es sind historisch-geographische Untersuchungen, welche Baer in Folge seiner Reise von Lenkoran nach Seljan machte, und die dem alten Strabo zu seinem Rechte verhelfen. Kranioskopie und Ethnologie haben in Baer einen ausgezeichneten Bearbeiter gefunden. 1858 veröffentlichte er: Nachrichten über die ethnologisch-kraniologische Sammlung der petersburger Akademie der Wissenschaften, und 1861 fand auf seine und Rudolph Wagners Veranlassung die anthropologische Zusammenkunft in Göttingen statt.

Nachdem Baer im Jahre 1826 von der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg zum correspondirenden Mitgliede erwählt war, erfolgte 1829 seine Ernennung zum ordentlichen Mitgliede; doch siedelte er erst 1835 nach der Hauptstadt Rußlands über und vertrat in der gelehrten Körperschaft das Fach der Anatomie, bis er im Jahre

1862 seiner Bitte gemäß in den Ruhestand versetzt wurde. Aber er arbeitet mit rüstiger Kraft immer weiter fort.

Am 29. August (alten Styls) 1864 waren 50 Jahre verflossen, seitdem Baer in Dorpat zum Doctor der Medicin promovirt worden war, und dieser Tag veranlaßte die Freunde und Verehrer des Jubilars, ein Jubelfest zu seiner Ehre zu veranstalten, über welches soeben der Bericht erschienen ist.*) Damit dieser Tag auch künftigen Geschlechtern nütze, wurde festgesetzt, daß die Zinsen eines durch Sammlung aufgebrachten Kapitales von 9000 Rubeln in jedem dritten Jahre als „der Baersche Preis" für wissenschaftliche Untersuchungen, welche organische Körper zum Gegenstande haben, vertheilt werden. Die Stiftungsurkunde dieses Preises wurde nebst einer goldenen Medaille dem Jubilar überreicht. Diese letztere zeigt auf der Vorderseite den Kopf Baers mit der Umschrift: Orsus ab ovo hominem homini ostendit, auf der Rückseite trägt sie folgende Inschrift: In memoriam diei quo abhinc quinquaginta annos die XXIX mensis augusti a. MDCCCXIV Carolus Ernestus a Baer ab universitate Dorpatensi medicinae doctor renuntiatus est.

Kaiser Alexander II. glaubte den Jubilar dadurch ehren zu müssen, daß er ihm wegen seiner wissenschaftlichen Verdienste auf 12 Jahre je 3000 Rubel aus dem Reichsschatze anweisen ließ. Von den vielen wissenschaftlichen Vereinen und Deputationen, die mit Glückwunschschreiben zur Begrüßung erschienen, erwähnen wir folgende:

Die kaiserliche Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg (in lateinischer Sprache), die russische geographische Gesellschaft durch den Admiral von Lütke (russisch); die esthländische Ritterschaft, deren Mitglied Baer ist. Im Namen der dorpater Universität war der Rector Bidder anwesend; er überbrachte das erneuerte Doctordiplom und eine Festschrift des Prof. E. Reißner. Auch der Rector der breslauer Universität, Professor Grube, war in Petersburg erschienen. Die berliner Akademie der Wissenschaften, die physikalisch-ökonomische Gesellschaft zu Königsberg, die Universität Königsberg, das petersburger Medicinalkollegium, die warschauer Universität, die esthländische literarische Gesellschaft, die entomologische Gesellschaft zu Petersburg, die mineralogische Gesellschaft daselbst, die petersburger Universität, die moskauer medicinische und die Gesellschaft der Naturforscher, die königl. bayerische Akademie der Wissenschaften, der Verein für Erdkunde zu Dresden, die senkenbergische naturforschende Gesellschaft in Frankfurt, die Universität Heidelberg, die Universität Tübingen, die Universität Freiburg, die italienische Naturforscherversammlung und viele andere gelehrten Körperschaften übersandten Glückwunschschreiben, Diplome und wissenschaftliche Festschriften.

*) Das fünfzigjährige Doctorjubiläum des Geheimraths Karl Ernst von Baer am 29. August 1864. St. Petersburg, Buchdruckerei der k. Akademie der Wissenschaften. 1865.

Zum Schlusse fehlte es natürlich nicht an einem Festmahle. Aus den Dankesworten, die v. Baer sprach, heben wir folgende hervor: „Der Tod ist, wie Jedermann weiß, eine Erfahrungssache, und zwar eine recht oft wiederholte Erfahrung; aber die Nothwendigkeit des Sterbens ist noch keineswegs nachgewiesen. Niedere Organismen sind wohl sehr häufig nur an einen Abschnitt des Jahreswechsels gebunden und können über ihn hinaus ihr individuelles Leben nicht fortpflanzen, sondern nur Keime für neue Individuen ausstreuen, wie z. B. die einjährigen Pflanzen. Aber daß Organismen, welche Sommer und Winter überdauern können und die Mittel haben, Nahrungsstoffe aufzusammeln, nothwendig sterben müssen, ist keineswegs erwiesen. Der berühmte Harvey zergliederte einen Mann, der im 152 Jahre seines Lebens gestorben war, und fand alle Organe noch gesund, so daß dieser Mann allem Anscheine nach länger gelebt hätte, wenn er nicht vom Lande in die Hauptstadt gebracht worden wäre, wo man ihn recht pflegen wollte, und wo er an zu guter Pflege verstarb. Ich bin daher geneigt, das Sterben für eine bloße Folge des Nachahmungstriebes — für eine Art Mode zu halten, und zwar für eine recht unnütze. Darin bin ich bestärkt durch Arthur Schopenhauer, den Philosophen, welcher den Grund alles Geschehenen als einen Willen auffaßt. Wenn ein Stein fällt, so ist es der ihm innewohnende Wille, der ihn fallen macht, so gut es mein Wille ist, der mich gehen macht, wenn ich gehe. Da habe ich mir denn vorgenommen, nicht sterben zu wollen und, wenn etwa meine Organe ihre Pflicht nicht thun wollen, meinen Willen gegen den ihrigen zu setzen, dem sie sich doch werden fügen müssen. Ich rathe allen Anwesenden dasselbe zu thun und lade sie hiermit ein, heute nach 50 Jahren an demselben Orte zur Feier meines zweiten Doctorjubiläums zu erscheinen. Dann bitte ich mir aber die Ehre aus, daß ich der Wirth sei und die Anwesenden meine Gäste."

Man sieht, in dem vortrefflichen, hochbetagten Greise lebt noch frischer Lebensmuth und fester Wille. Wir können uns ersparen, an diesem Orte die lange Liste seiner Arbeiten aufzuführen, fügen aber sein Gleichbild bei. Es ist Mark und Kraft in den Zügen dieses berühmten Mannes.

Bemerkungen über Algerien.

Kaiser Napoleon III. hat im Mai 1865 diese Besitzung in Augenschein genommen; sie liegt nur zwei Tagereisen Dampferfahrt von Frankreich entfernt und ist nun 35 Jahre im Besitze des letztern. Man bezeichnet sie als „Colonie", aber sie will nicht gedeihen. Was jenseits des Atlasgebirges liegt, ist sehr unsicherer Besitz, was diesseits, kann nur unter großen, unablässig fortgesetzten Opfern an Menschen und Geld erhalten werden.

Man übersieht gewöhnlich einen Punkt, wenn von Colonien die Rede ist, nämlich den ethnologischen. Die Leser des Globus wissen, daß wir unsrerseits gerade auf ihn die Bedeutung legen, welche er verdient. Ohne eingehende ethnologische und anthropologische Erwägungen bleiben viele Erscheinungen im Völkerleben unverständlich, während sie andrerseits sich ganz von selber erklären.

Wir haben oft den wahren Satz hervorgehoben, daß der Mensch keineswegs ein unbedingter Kosmopolit sei. Er kann sich allerdings unter allen Klimaten, vom Eismeer bis zum Aequator, von den heißen tropischen Ebenen bis zur Schneegrenze der Cordilleren zeitweilig auf-

halten; aber er kann sich nicht aller Orten bewurzeln, *kann nicht bodenständig werden.* Dann ruft die Natur selber ihm ein Halt zu. Nordeuropäer sind platterdings nicht im Stande, sich in Bengalen, im Flachlande Amerika's zwischen den Wendekreisen, an den östlichen oder westlichen Küsten Afrika's einzugewöhnen. Es gibt in Bengalen und in Angola, in Sierra Leona &c. keine dritte Generation unvermischter Europäer; das Klima ist dagegen. Noch mehr; der Neger aus dem Sudan gedeiht am Nordabhange des Atlas nicht. Wenn in solchen Gegenden der Zufluß von immer neuem Blut aus dem Mutterland einmal aufhört, dann beginnt die Verkümmerung des weißen Menschen. Wir erörtern diesen hochwichtigen Gegenstand wohl einmal eingehend, hier wollten wir ihn bloß andeuten, weil er auch für Algerien von Wichtigkeit ist.

Die Geschichte zeigt, daß in allen Jahrtausenden übergreifende, erobernde Völkerstämme oder, wenn man einen fremdländischen Ausdruck vorzieht, daß es stets intrusive Rassen gegeben hat. Sobald dieselben in Ländern sich festsiedelten, deren Klima wesentlich von jenem ihrer eigentlichen und rechten Heimat abweicht, standen sie allmälig ab, gingen ein, verkümmerten, oder wurden, durch Vermischung mit den Alteingebornen, den Aboriginern, so wesentlich umgeändert und gleichsam aufgesogen, daß von ihrem eigentlichen Wesen nur wenig übrig blieb. Es scheint, meine ich, ein Gesetz zu sein, daß Wanderungen und Verpflanzungen von Völkern günstige Ergebnisse in Betreff der Forterhaltung und des Gedeihens nur haben, wenn sie sich *innerhalb der Breitengrade, oder sagen wir des annähernd gleichartigen klimatischen Gürtels* bewegen. Das ist z. B. der Fall mit den Wanderungen der arischen Völkergruppen, welche aus den gemäßigten Regionen Asiens nach Europa kamen, das auch in der gemäßigten Zone liegt. Ein Theil der Arier ging nach Indien, also nicht von West nach Ost, sondern von Norden nach Süden, und er hat sich dort trotz des Kastenwesens nicht behaupten können, er ist wesentlich indisch geworden.

Man werfe einen Blick auf eine Weltkarte und betrachte Arabien und Afrika. Die Araber sind ein Wandervolk, schwärmen seit frühen Zeiten nach Ost und West, aber sie haben sich stets innerhalb der Breitengrade bewegt, welche denen ihrer heimatlichen Halbinsel entsprechen. Nur innerhalb dieser finden wir sie in Massen oder größeren Gruppen, sonst überall nur vereinzelt, sporadisch. Ich möchte fast von *ethnologischen Isothermen* reden, denn es giebt dergleichen ganz entschieden.

Gerade an Nordafrika zeigt sich, wie wenig fremde Völker sich bewurzeln können in fremdartigen Regionen. Jener Nordrand hat allemal seine Kulturanstöße von Außen her empfangen, er ist durch die Jahrtausende hindurch ein Schauplatz für fremde Eroberer gewesen. *Aber was ist von diesen übrig geblieben?*

Sehen wir näher zu. Die *Phönicier* und *Karthager* kamen zuerst; sie gründeten Faktoreien am Rande und waren nie zahlreich. Dann kamen die *Griechen*, und einzelne ihrer Stadtstaaten, z. B. Cyrene spielten eine nicht unwichtige Rolle. Ihnen folgten *Römer*, *Vandalen*, *Byzantiner*, *Spanier*, *Türken*, *Italiener*. Wo sind sie *Alle*? *Verschwunden* bis auf die letzten Spuren. Aber geblieben sind, wie in den Zeiten der glückseligen Lotophagen, die urfäßigen und bodenständigen *libyschen Leute*, diese Numidier, Gaetulier, Mauretanier, die heutigen „Berbervölker“, namentlich Kabaylen, Amazirghen, Schellöchen und was in den Oasen der Wüste bis zum Niger und Senegal an berberischen Stämmen, z. B. den Imoschahr und anderen, lebt und entweder seßhaft ist, oder umherzieht. Dazu kommen dann noch die *Araber*, und weßhalb diese allein sich erhalten haben und gedeihen, ist eben gesagt worden.

Es ist eine alte Wahrheit, daß die Franzosen sich auf das *Colonisiren* nicht verstehen; sie haben dafür auch in Algerien den Beweis geliefert. Es liegt in ihrem *gallisch-romanischen* Wesen ein Etwas, das sie zu solchen Arbeiten unfähig macht, so begabt, fleißig und tüchtig auch der einzelne Mann sonst sein möge, und die Regierung verfehlt es darin, daß sie Alles und Jedes reglementiren, Alles bis in die kleinsten Kleinigkeiten beaufsichtigen, überwachen und leiten will. Sie thut gerade das Gegentheil von dem, was sich in Amerika, Australien, am Cap, kurz überall, wo *germanische* Leute sich ansiedelten, als praktisch und erfolgreich erwiesen. Die möglichst große Freiheit, eine ungefesselte Beweglichkeit und Selbstbestimmung bilden die wahre Lebensluft, ohne welche eine Colonie platterdings nicht gedeihen kann.

In Algerien sind außerdem die Verhältnisse sehr schwierig und verwickelt, weil man es mit ein paar Millionen eingeborner Leute zu thun hat, die sich theilweise ihres Grundbesitzes entäußern mußten, sehr streitbar sind und das Joch der Fremden um so widerwilliger tragen, weil diese Herrscher zu den „Ungläubigen“ gehören. Das ist ein verhängnißvoller Gegensatz für eine „Colonie“, denn jeder neuankommende Europäer wird als unwillkommener Eindringling betrachtet. Die Engländer in Indien sind in einer ganz andern Lage; sie wissen sehr wohl, daß sie dort gleichsam in der Luft stehen, und daß Indien nie eine *Colonie* werden kann. Deßhalb betrachten sie das Land einfach als einen Besitz, eine Eroberung, eine ungeheure Provinz, welche sie festhalten, so lange sie eben können. Aber Algerien soll in ein „afrikanisches Frankreich“ umgewandelt werden, man möchte es besiedeln, und hat es doch in fast anderthalb Menschenaltern nicht weiter gebracht, als daß etwa 210,000 Europäer im Lande wohnen, daß von diesen nur die Hälfte Franzosen und von diesen wieder nur sehr wenige Ackerbauer sind. Die Colonie erfordert großen Zuschuß an Geld und eine Armee, die nicht unter 40,000 Mann beträgt.

Die Colonie also kränkelt, das wird von keiner Seite her in Abrede gestellt; so wie sie ist, erscheint sie als eine Verlegenheit für Frankreich; alles Tasten und Experimentiren hat an den Zuständen nichts gebessert. Dann ist der Kaiser selbst nach Afrika hinüber gegangen, um sich die Dinge mit eigenen Augen zu betrachten. Er begreift sehr wohl, daß es vor allen Dingen darauf ankommt, mit den Eingebornen auf einen bessern Fuß zu kommen und die sichere Unterlage zu gewinnen, welche jetzt noch völlig mangelt; der jüngste Aufstand im Süden des Atlas hat wieder einmal bewiesen, wie es sich damit verhält.

Kaiser Napoleon ist ein Mann von Geist, und daß er Energie hat, weiß die ganze Welt. Aber es scheint, daß er kein Ethnolog ist; er verkennt die Grundanlagen der verschiedenen Völkerstämme und stellt sich vor, man könne aus zwei grundverschiedenen Nationalitäten nach Belieben eine dritte verfertigen, etwa wie der Apotheker eine Mixtur. Das aber ist eine verhängnißvolle Täuschung; die tief im Wesen einer Rasse liegenden Abneigungen kann man nicht hinweg dekretiren.

Immerhin bleibt aber *die Ansprache*, welche der Kaiser unterm 5. Mai 1865 *an die Eingebornen* erlassen hat, ein interessantes Aktenstück, obwohl sich annehmen läßt, daß die Wirkung nicht tief gehen werde. Der Kaiser sagt den nichteuropäischen Algeriern, die Franzosen

seien nicht gekommen, um ihre Nationalität zu unterdrücken, sondern um das Volk vom Drucke zu befreien; sie hätten eine mildere, gerechtere, aufgeklärtere Regierung eingeführt, aber trotzdem hätten die Algerier Krieg gegen ihre Befreier geführt. Darin sehe er, der Kaiser, kein Verbrechen, im Gegentheil, er ehre das Gefühl kriegerischer Würde, und daß man ein Gottesurtheil angerufen habe, „aber Gott hat seinen Willen verkündet; deßhalb müßt ihr den Beschluß der Vorsehung achten, denn diese führt uns auf ihren geheimnißvollen Pfaden und mit ihren Rathschlüssen zum Heil, obwohl sie unsere Hoffnungen täuscht und unsere Anstrengungen vereitelt“.

Der Kaiser sagt dann den Arabern, auch seine Vorfahren hätten vor 20 Jahrhunderten einem fremden Einfalle muthig widerstanden, und doch habe mit ihrer Niederlage ihre Wiedergeburt begonnen. Die besiegten Gallier sind in den siegenden Römern aufgegangen, und aus dem erzwungenen Bunde der widerstrebenden Kräfte zweier, einander feindlichen Civilisationen ist mit der Zeit jenes französische Volksthum hervorgewachsen, welches seine Ideen über die ganze Welt ausgebreitet hat. — Dann folgt eine ethnologische Phantasie: „*Wer weiß, ob nicht einst der Tag kommt, da die arabische Rasse, nachdem sie sich verjüngt und mit der französischen Rasse verschmolzen, eine mächtige Individualität erlangt, ähnlich derjenigen, durch welche sie Jahrhunderte hindurch als Gebieterin der Südgestade des Mittelmeers sich behauptet hat!*“

Die Algerier werden, nach dieser ihnen wahrscheinlich sehr unverständlichen Auslassung, ermahnt, die Thatsachen anzuerkennen; sie werden auf verschiedene Suren des Korans hingewiesen, z. B. jene, in welcher der Prophet sagt: „Gott verleiht die Gewalt, wem er will.“ — „Diese Gewalt nun, die ich von Gott besitze, will ich ausüben zu eurem Interesse und eurem Wohl.“ Dann sagt er den Arabern, sie sollten unwiderruflich im Besitz ihrer Ländereien bleiben; er habe ihre Häuptlinge geehrt, ihre Religion geachtet, wolle ihre Wohlfahrt steigern, ihnen an der Verwaltung des Landes größere Betheiligung gewähren, aber Alles unter der Bedingung, daß sie seine — des Kaisers oder vielmehr Sultans — Gewalt achten; ihre irregeleiteten Brüder müßten das Rebelliren unterlassen, denn zwei Millionen Araber könnten 40 Millionen Franzosen nicht widerstehen. „Außerdem habt ihr mir ja den Eid geleistet, und eure Gerichte wie euer heiliges Buch legen euch die Pflicht auf, einer gegebenes Versprechen heilig zu halten.“ Diese letztere Stelle ist klassisch; eine vortreffliche Ermahnung!

Es bleibt nun abzuwarten, was die Algerier thun werden; den europäischen Einwohnern dagegen versprach der Kaiser „bessere Tage“ und ließ ein paar Millionen Francs vertheilen. Eine große Compagnie soll mit 80 Millionen Francs eine landwirthschaftliche Creditanstalt gründen, den Ackerbauern Vorschüsse gewähren, Sümpfe trocken legen, Bewässerungskanäle herstellen und was dergleichen mehr ist. Das Alles ist gut gemeint, es muß aber auch hier abgewartet werden, ob solche Dinge viel nützen; — sie werden es nicht, falls in die Franzosen Algeriens nicht ein Geist der individuellen Initiative fährt, und wenn die Regierung nicht eine *radikal* andere wird. Algier muß nothwendig krank bleiben, so lange es den Ansiedlern nicht gewährt wird, sich selbstständig und frei zu bewegen. Das aber widerspricht überhaupt dem *keltisch-gallischen Regierungsgedanken* und System; eine solche Nothwendigkeit wird von diesem nicht begriffen.

Nach Verlauf von 35 Jahren kann die „Colonie“ noch nicht auf eigenen Füßen stehen. Deßwegen hat der Kaiser ihr ausdrücklich den „Schutz des Mutterlandes“ zugesagt. Aber die Hauptsache für Algerien wären Menschen, welche arbeiten wollen und *können*. Der Araber und Kabayle verstehen sich ungern oder gar nicht dazu, für den Ungläubigen Feldarbeit zu verrichten, und ein Europäer, der nicht Spanier, Süditaliener oder Maltese ist, sieht aus klimatischen Rücksichten sich daran verhindert. Man hat bekanntlich auch aus unserm Deutschland *Auswanderer* nach Algerien gelockt, aber die Mehrzahl unsrer Landsleute ist gestorben und verdorben im heißen Afrika; jetzt sind nur noch etwa 6000 derselben in Algerien vorhanden. Der Himmel verhüte, daß nicht die „große Compagnie“ ihre Netze bei uns auswerfe, um Einwanderer zu fangen. Das Geld dafür wäre ohnehin weggeworfen.

Im Angesichte der Gräber von Numidiens Königen liegen auch die Gräber einer kleinen englischen Colonie, die vor etwa 20 Jahren von einer englischen Compagnie gegründet wurde. Die Menschen starben an Dysenterie und Cholera bis nahezu auf den letzten Mann. Auf ungemein fruchtbarem Boden am Setif wurden von einer Compagnie ungefähr 500 Schweizer angesiedelt; die französische Regierung gab ihnen gute Wohnhäuser, aber nach Ablauf von sieben Jahren war von diesen Schweizern keiner mehr in Setif; schon im ersten Jahre war ein Drittel derselben von Cholera und Fieber hinweggerafft worden, und nun stehen die Häuser leer. Die Compagnie freilich machte gute Geschäfte, indem sie dann die Felder an Araber verpachtete und deren Ackerbauerzeugnisse in den Handel brachte. Aus solchen Thatsachen springen beachtenswerthe Lehren hervor.

Algerien ist keine Region, in welcher der europäische Bauer gedeihen könnte, gerade dieser müßte aber das Mark und die Kraft einer „Colonie“ bilden. Das Land wird ein kostspieliger Besitz bleiben, dessen die französische Politik sich nun nicht mehr entäußern kann; sie muß es sich gefallen lassen, die Opfer zu bringen und die Last zu tragen, welche nun einmal unzertrennlich sind von der Bürde des „französischen Afrika“. Wir glauben übrigens gern, daß der Kaiser Napoleon sich ernstlich mit der Frage beschäftigt habe, ob es nicht nothwendig oder doch wohlgethan sei, die ganze algerische Gebietsstrecke im Süden des Atlas aufzugeben und nur das Küstenland bis an und in das Gebirge zu behalten. So viel ist gewiß: — die Franzosen haben kühne Pläne entworfen, den Handel vom Niger her nach ihrem Algerien zu lenken und dieses auch mit dem Senegal in Karawanenverbindung zu bringen. Wir haben diese Bestrebungen im Globus oftmals erörtert und ihnen unsere Anerkennung nicht versagt. Die Auffassung ist großartig, aber die Ausführung wird, wenn sie überhaupt stattfinden kann, eine große Menge von Schwierigkeiten im Gefolge haben. Der Besitz Algeriens mag für Frankreich ein „Ruhm“ sein, gewiß ist er aber auch eine schwere Last.

A.

Die Erforschung des Purus, einer Hauptflußader im Innern Südamerika's.

Von **Karl von Koseritz.**

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß sowohl in Peru wie in Brasilien die Regierungen bemüht sind, den Lauf der Zuflüsse des gewaltigen Amazonenstroms zu erforschen. Der Ucayale und dessen Zufluß, der Pachitea, sind von einem Dampfer bis Maira hinauf beschifft worden; eben so der Tocantins, der eine wichtige Wasserstraße für die Provinzen Goyaz und Matto Grosso bildet. Auch der Purus ist eine beträchtliche Strecke weit befahren worden (Globus Bd. V, S. 222; VII, 94, 286; VIII, 158 ꝛc.).

Der Purus kann von großer Wichtigkeit für den Verkehr der brasilianischen Provinz Alto Amazonas und für Peru werden, aber sein oberer Lauf, welchen Grandidier (VI, 198 ff.) erforschen wollte, ist immer noch nicht bekannt, gleich jenen der anderen Flüsse, welche zwischen dem Ucayale und dem Madeira münden. Ein Blick auf jede beliebige Karte zeigt, daß der Javari, Jutai, Teffé und Coari gleich dem Purus nur erst in sehr unbestimmten Linien angedeutet sind.

Ueber die Erforschung des Purus und des Madeira haben wir von unserm sehr fleißigen brasilianischen Mitarbeiter, Hrn. Karl v. Koseritz, eine ausführliche Mittheilung erhalten, die wir unverweilt mittheilen wollen. Zwei andere Aufsätze, über die Stadt Porto Alegre und die Provinz Matto Grosso, können wir erst späteren Nummern einverleiben. —

„Die Eröffnung des gewaltigen Amazonenstroms für die Flaggen aller Nationen steht wohl bevor; auch seine vielen Nebenflüsse werden dann bald von Schiffen befahren werden. Unter diesen Verhältnissen ist die Karte des Kapitäns Jose da Costa Azevedo, welche das ganze Amazonenstromgebiet umfaßt, von doppelter Wichtigkeit; sie ist im März d. J. zu Rio de Janeiro lithographirt erschienen.

Die brasilianische Regierung hat während der letztverflossenen Jahre der Erforschung der nördlichen Landesgegenden mehr Aufmerksamkeit zugewandt, als früher geschehen, und die von ihr veranstalteten Erforschungsreisen haben wichtige Ergebnisse geliefert. Ich habe Ihnen schon früher geschrieben, daß es sich ganz besonders auch darum handelte, eine Wasserstraße zwischen dem Purus und dem Madeira aufzufinden und zwar oberhalb der Riffe und Stromschnellen, welche auf diesem letztern Flusse die Schifffahrt zwischen dem obern und dem untern Lauf unmöglich machen. Sehr wahrscheinlich ist eine solche vorhanden. Es leuchtet schon bei einem oberflächlichen Blick auf die Karte ein, von welcher Wichtigkeit ein solcher Fahrweg sein würde, denn durch sie käme die Republik Bolivia und die brasilianische Provinz Matto Grosso (in ihrem westlichen Theil) in Verbindung mit dem Atlantischen Ocean, und eben darauf kommt für sie Alles an.

Der Präsident der Provinz Alto Amazonas gab 1864 dem Piloten Manuel Urbano da Encarnaçao Auftrag, vom Monat Mai an den Purus gründlich zu untersuchen und zu ermitteln, ob eine Wasserverbindung in der That vorhanden sei.

Im Dezember 1864 kam dieser Pilot nach Manaos (d. h. nach der Stadt, welche bis vor wenigen Jahren als Barra do Rio Negro bezeichnet wurde; sie liegt am Rio Negro, etwas oberhalb des Amazonenstroms). Es war ihm nicht gelungen, jene Verbindung zu ermitteln; er hatte Mangel an Lebensmitteln und stieß auf vielerlei andere Hindernisse, denen er nicht gewachsen war.

Wohl aber steht als wichtiges Ergebniß seiner Reise da, „daß der Purus in einer Ausdehnung von 500 Meilen (18 auf einen Grad) bis tief nach Peru hinein vollständig für Dampfer schiffbar ist und auf der ganzen Strecke nicht ein einziges Riff oder überhaupt irgend welche Schwierigkeit darbietet“.

Der bedeutendste Nebenfluß des Purus ist der Ituxy, und auch diesen ist Urbano weit hinaufgefahren; er fand auch ihn sehr wasserreich, ohne jedes Hinderniß für seinen Dampfer, und steuerte bis in die Gegend seiner Quellen hinauf, die in der bolivianischen Provinz Santa Cruz liegen! Der Ituxy (sprich Ituschy) läuft von Süden nach Norden und mündet auf brasilianischem Gebiet in den Purus. An den Ufern beider Flüsse ist der Pflanzenwuchs ungemein üppig, und an ihnen leben viele, vergleichsweise arbeitsame Indianerstämme.

Urbano meint — ob mit Recht oder Unrecht, wird sich später einmal entscheiden —, daß die Wasserverbindung zwischen Purus und Madeira durch einen der Nebenflüsse des Ituxy gebildet werde. Die brasilianische Regierung hat nun die Absicht, eine Dampferlinie auf dem Purus und Ituxy zur Verbindung mit Peru und Bolivia einzurichten. Um derselben Anhaltspunkte zu geben, sollen Missionen unter den Indianern an beiden Flüssen gegründet werden.

Sollte nun aber keine praktikable Wasserverbindung zwischen Purus und Madeira vorhanden sein, durch welche die Stromschnellen und Katarakten des letztern umgangen werden könnten, so wird dennoch die Dampfschifffahrt auch auf dem Madeira ins Leben treten; Regierung und Kammern haben darüber die nöthigen Beschlüsse gefaßt.

Kapitän Coutinho, über welchen ich Ihnen schon mehr als einmal geschrieben, hat nämlich bei seiner jüngsten Forschungsreise auf dem Madeira wichtige Entdeckungen gemacht. Von S. Antonio aufwärts fand er in einer Ausdehnung von 50 portugiesischen Meilen mehr als 30 Riffe und Wasserfälle, deren Beseitigung für den Augenblick unmöglich ist. Aber oberhalb der Katarakten ist der Fluß für große Dampfer aufwärts bis zum Fort S. Joao da Beira in Matto Grosso durchaus fahrbar. Von S. Antonio abwärts, bis zur Mündung in den Amazonenstrom, ist auch nicht das allergeringste Hinderniß vorhanden. Es handelt sich also, um Bolivia mit der Stadt Pará, diesem atlantischen Hafen, in Verbindung zu setzen, um den Bau einer guten Landstraße, die eine Länge von etwa 50 portugiesischen Meilen haben soll.

Auf Coutinho's Betrieb hat die brasilianische Regierung beschlossen, diese Straße in Angriff zu nehmen, und die

Bolivianer, die sehr wohl den Vortheil einer solchen einsehen, haben ihre Unterstützung zugesagt. Für sie handelt es sich darum, ihre Landeserzeugnisse sicher nach den atlantischen Häfen zu schaffen. Schon jetzt bringen sie einen Theil derselben unter Beschwerde, Zeitverlust und Lebensgefahr in Kähnen nach S. Antonio, und bis hierher wird der Madeira gegenwärtig von Dampfern befahren. Sobald jene Landstraße hergestellt sein wird, kann ein lebhafter Verkehr von Bolivia nach den Amazonas-Häfen Manaos, Serpa und Para (das auch Belem genannt wird) nicht fehlen, denn die Bewohner der bolivianischen Provinzen Santa Cruz und Beni haben keinen andern Weg, ihre Produkte in den europäischen Handel zu bringen, als den Amazonenstrom und theilweise den Paraguaystrom.

Die Eröffnung des Madeira für die Dampfschifffahrt ist übrigens nicht nur für Bolivia, sondern auch für Brasilien von größter Bedeutung, denn sobald die oberhalb S. Antonio liegenden Hindernisse beseitigt oder auch nur umgangen werden, bietet der Madeira eine gute Verbindung zwischen Para und Matto Grosso. Das letztere war seither für seine Verbindung mit dem Ocean vorzugsweise auf den Paraguaystrom angewiesen, der aber zum größten Theil durch fremdes Gebiet fließt. Im Fall eines Krieges (wie eben jetzt 1865) ist dann die Wasserverbindung zwischen Rio, überhaupt der brasilianischen Küste und Matto Grosso, das recht eigentlich als eine Binnenprovinz daliegt, völlig unterbrochen, und es bleibt nur der beschwerliche Landweg durch Minaes Geraes; dieser ist 600 portugiesische Meilen lang.

Ich meinerseits bin nicht zu der Annahme geneigt, daß zwischen dem Madeira und dem Iturn eine Wasserverbindung vorhanden sei. Es ist nämlich ausgemacht, daß das Flußthal des obern Madeira weit höher über der Meeresfläche liegt, als das Becken des Purus."

Aus allen Erdtheilen.

Expedition zur Erforschung der Schicksale Ludwig Leichhardts. M'Intyres Entdeckung neuer und wichtiger Spuren von Leichhardt im nördlichen Australien (Globus VIII, S. 95) hat das öffentliche Interesse an dem traurigen Schicksale des berühmten Verschollenen wieder angeregt. Unser Landsmann Dr. Ferd. Müller hielt am 9. Febr. in Melbourne eine öffentliche Vorlesung, in Folge deren 16 Damen zu einem Comité zusammentraten, um Sammlungen einzuleiten, welche die Mittel zu einer erneuten Aufsuchung des unerschrockenen Forschers bieten sollen. In dem Aufrufe heißt es:

„Es ist berechnet, daß eine Summe von nicht weniger als 3000 Pfd. St. erforderlich sein wird, eine angemessene Expedition zu diesem Zwecke auszurüsten und für die Dauer von zwei Jahren zu unterhalten. Wir sind überzeugt, daß die vorgeschlagene Unternehmung nicht allein die Sympathie aller australischen Colonien, sondern auch der ganzen civilisirten Welt erregen wird, und es ist daher nicht unsere Absicht, unsere Bemühungen auf die Colonie Victoria allein zu beschränken. Queensland, welches dem unglücklichen Leichhardt so viel verdankt, wird ohne Zweifel diese Gelegenheit ergreifen, um seinen Eifer für die Ehre Australiens zu beweisen und dadurch einen Theil seiner Schuld gegen seinen großen Erforscher abzutragen versuchen, indem es sich durch Aufbringung eines bedeutenden Theiles der erforderlichen Kosten an der Expedition betheiligt. Zugleich werden wir Alles aufbieten, nicht allein die Sympathie der Damen in England für diese Unternehmung zu gewinnen, sondern auch die Mitwirkung der hauptsächlichsten wissenschaftlichen Gesellschaften in allen Ländern uns zu sichern."

Australische Nachrichten. Der melbourner „Germania" vom 23. März 1865 entnehmen wir folgende Nachrichten:

In den Wollongong Kohlengruben in Neu-Süd-Wales hat man zwischen der Kohlenablagerung bedeutende Petroleumquellen entdeckt. Die neue Ansiedlung im Norden von Südaustralien hat den Namen Alexandra Land erhalten. In Perth auf Tasmania hat man beim Graben eines Brunnens große Lager von Kupfererz aufgefunden. Gleichfalls sind Kupfererzlager in der Nähe des Flusses Began (Neu-Süd-Wales) entdeckt worden. In derselben Colonie hat sich eine Gesellschaft gebildet, welche in der Nähe von Maitland 100 Acres mit Zuckerrohr bepflanzen will, um dieses zu akklimatisiren.

Die projectirte Postverbindung zwischen Europa und Neu-Seeland über Panama scheint endgültig geordnet zu sein, indem der Contract bereits unterzeichnet ist. Der Postdienst wird nicht später als im Januar 1866 beginnen. Der Zuschuß ist von Seiten Neu-Seelands auf 110,000 Pfund festgesetzt. In Auckland auf Neu-Seeland ist kürzlich von den dort wohnenden Deutschen ein deutscher Verein unter dem Namen „Germania" gestiftet worden, der ähnliche Satzungen wie die zahlreichen deutschen Vereine in Australien hat. Außerdem macht er sich die Verbreitung richtiger Ansichten und Kenntnisse über Neu-Seeland in Deutschland zur Pflicht, um die Aufmerksamkeit Auswanderungslustiger dorthin zu lenken.

Der Hafen San Juan de Nicaragua, welchen einst die Engländer in Besitz genommen hatten und in Greytown umtauften, ist nun absolut unbrauchbar geworden. Querüber vor dem Hafen hin zieht jetzt eine Sandbarre, über welche man trockenen Fußes gehen kann. Somit wäre der San Juanfluß nun unzugänglich vom Meere her geworden. Ein Bericht vom 16. April meldet, daß die centralamerikanische Transit-Compagnie immer noch Reisende durch Nicaragua von einem Ocean zum andern befördert, obwohl sie rasch nach einander in der Brandung zwei Dampfer verloren hat. Die Fahrgäste wurden gerettet und manche von ihnen hatten sich in Nicaragua angesiedelt. Der Congreß von Nicaragua hat dem englischen Kapitän Bedford Pim, welcher eine interoceanische Eisenbahn bauen will, große Privilegien bewilligt, namentlich zwei Millionen Acker Landes und das Eigenthumsrecht auf 99 Jahre. Er baut jetzt einige fahrbare Straßen.

Notizen aus Brasilien. Der Gesangverein „Orpheus" zu S. Leopoldo hat am 5. Februar ein großes Volksfest der dortigen Deutschen veranstaltet, als Doppelfeier der Befreiung von Schleswig-Holstein und des Jahrestages der Stiftung des allgemeinen deutschen Sängerfestes.

Die deutschen Turner in Rio de Janeiro feierten den Sylvesterabend mit einer Theatervorstellung und einem Schauturnen. Sie haben eine hübsche Bibliothek, pflegen den vierstimmigen Gesang und halten das deutsche Wesen in Ehren.

In Petropolis wurde im Februar die Fahne des deutschen Sängerbundes eingeweiht, und zwar bei herrlichem Wetter auf dem coblenzer Platze. Das deutsche Musikcorps legte Ehre ein. Gründer jenes Sängervereins ist der Pastor Ströble, dessen Frau die Fahne gestickt und geschenkt hatte. „Auch dem Gotte Gambrinus (ist der brabanter Held auf der südlichen Erdhälfte ein Gott geworden?) wurde in alter deutscher Weise gehuldigt, und deutsches Bier aus der Fabrik des Herrn Kremer schäumte zur Verherrlichung der Feier und kräftigte und ermuthigte die Sänger und Musiker." So schreibt die dortige Zeitung „Germania".

Die deutschen Freimaurer in der Colonie Doña Francisca erbauen in der Ortschaft Joinville ein massives Logengebäude.

Die nicht geringe Zahl der Deutschen in der Provinz **Espirito Santo** klagen, daß dort kein einziges deutsches Land eine Consularbehörde habe. Sie wollen die preußische Regierung bitten, wenigstens ein Viceconsulat zu errichten.

Ein Brasilianer, Dr. Alves **Nogueira**, hat in deutscher Sprache eine Schrift: „**Bemerkungen über die jüngsten Ereignisse in den La Platastaaten**“ veröffentlicht und dieselbe dem Kaiser überreicht. Es ist erfreulich, daß das ethnologische Element immer mehr die gebührende Beachtung findet, daß man die sehr verschiedenen Kulturwerthe der verschiedenen großen Rassen und der Mischlinge in Erwägung zieht. So hat Nogueira den Charakter der Indianerrasse und der verschiedenen Mischlinge eingehend erörtert. Außerdem spricht er einen Satz aus, der mehr und mehr zur Geltung kommt, indem er nachweist, „daß für die in Bezug auf ihre Bevölkerung so bunten und verschiedenartigen Länder Südamerika's nur allein die monarchische Regierungsform die nöthige Bürgschaft für Ordnung, Civilisation und Fortschritt gewähren könne“.

In dem **Kriege zwischen Brasilien und Paraguay** stehen sich zumeist nur braune und schwarze Soldaten gegenüber. In dem Kaiserreiche sind die schwarzen Leute so trefflich gediehen, daß dasselbe weit mehr ein Land der Neger als der Weißen oder Indianer geworden ist. Drei Viertheile der brasilianischen Soldaten sind **Neger**, vier Fünftel des Heeres der Paraguayenser sind Indianer aus verschiedenen Guaranistämmen. Schon in Uruguay wurde der Krieg von beiden Seiten mit Grausamkeit geführt; dasselbe ist der Fall in der brasilianischen Provinz Matto Grosso (die übrigens noch jetzt an 60,000 wilde Indianer zählt). Die Krieger Paraguay's fielen in dieselbe ein, nahmen die Forts am Paraguaystrom ein und verfolgten bei Corumbá ein mit Weibern und Kindern besetztes Kanonenboot, das sich Anfangs wehrte, dann aber sah, daß es den Kampf nicht fortsetzen könne. Es wurde geentert und Mannschaft sammt Passagieren ermordet. Nun erzählt eine riograndenser Zeitung: „Auch die Passagiere, welche sich durch Schwimmen retten wollten, wurden im Wasser erschossen; nur wenige Familien kamen mit dem Leben davon. Dann zogen die Paraguayenser einen Strick zwischen den Masten ihres Dampfers Ypora und fädelten an demselben die abgeschnittenen Ohren sämmtlicher Seeleute, Offiziere, Passagiere, Frauen und Kinder ein, überhaupt aller Menschen, welche beim Entern des Kanonenbootes schonungslos niedergehauen wurden.“ Es ist wahr, daß man auch in Südamerika bei Revolutionen und Kriegen mit arger Grausamkeit zu Werke geht, und daß auch dort von der oft so pomphaft gepriesenen „christlichen Civilisation des 19. Jahrhunderts“ sehr wenig zu bemerken ist; aber für die obigen Angaben müßte doch erst ein specieller Nachweis und Beweis geliefert werden, bevor wir sie glauben dürfen.

Rio grande do Norte, diejenige Provinz Brasiliens, in welcher das berühmte Kap Roque liegt, war bisher commerciell von Pernambuco abhängig. Nun hat ein deutsches Haus, die Firma J. B. Graf, in der Hauptstadt Natal den Anfang gemacht, Baumwolle, Zucker und Häute direkt nach Europa zu verschiffen. Südlich von Rio grande do Norte liegt die Provinz **Parahyba** mit der gleichnamigen Hauptstadt. Diese versandte 1864 in 51 fremden Schiffen 276,936 Arroben Baumwolle, 382,888 Arroben Zucker, 13,500 gesalzene Häute. Der Anbau würde beträchtlich sein, wenn nicht Mangel an freien Arbeitern wäre.

Colonisation der Westseite von Patagonien. Patagonien soll colonisirt werden. Chile will das Land einer Privatgesellschaft unter folgenden Bedingungen überlassen: Die Regierung überträgt das Gebiet von Patagonien vom 42.° südl. Br. bis zur Magellansstraße, einschließlich die zu entdeckenden Bergwerke, bei 50jähriger Steuerfreiheit für die Unternehmer und Colonisten. Die Unternehmer verpflichten sich, auf dem überlassenen Gebiet in 10 Jahren 10,000 Köpfe anzusiedeln, in der Magellansstraße **Schleppdampfer** zu halten, wofür die Regierung eine Zinsen-Bürgschaft von 6 Proc. bis zu 200,000 Piaster übernimmt; im Fall der Nichterfüllung dieser Bedingungen in 10 Jahren fällt das Gebiet an Chile zurück; nach 50 Jahren müssen die Colonisten gleiche Steuern wie die Chilenen zahlen; chilenische Beamte werden die Colonien regieren; das Unternehmen muß innerhalb zweier Jahre ins Leben treten, sonst verliert der Contract seine Gültigkeit. Es bleibt nun abzuwarten, ob der Plan sich verwirklicht.

Die Herrschaft der Engländer in Ostindien ist und bleibt eine künstliche und sehr precäre; Niemand kann sagen, ob sie überhaupt noch von langer Dauer sein werde. Selbst in London begreift man, welch ein Mißverhältniß darin liegt, daß ein fernes Land unter seinen 150 Millionen Einwohnern nur etwa 150,000 Europäer zählt. Jüngst erschien eine „**Geschichte des Sipahi-Kriegs in Indien 1857 und 1858**“, von J. W. **Kaye**, welche helle Schlaglichter auf manche indische Verhältnisse wirft. Die Engländer müssen jetzt 80,000 Mann europäische Truppen in Indien halten, aber daneben können sie auch eingeborner Soldaten nicht entbehren; diese sind aber vom Dienst in der Artillerie ausgeschlossen. Je mehr Europäer sich in Indien niederlassen, um so größer wird auch die Abgunst der Indier. „So lange wir 80,000 Mann europäische Truppen dort halten können, mag Alles gut gehen, sobald aber dieses Minimum vermindert wird, was gewährt uns dann Sicherheit gegen die ungeheure Menge bewaffneter Hindus und Mohammedaner? Wie, wenn sie sich in den Kopf setzen, daß die britische Regierung ihr Kastenwesen zerstöre, Knochenmehl in das Getreidemehl mischen, die Patronen in Schweinsfett tauchen wolle? Ohne Bei- und Mithülfe des Volkes können wir Indien gar nicht regieren, keine Abgaben einsammeln, den Gesetzen keine Kraft geben. Allerdings kann eine britische Armee durch das Land marschiren, wohin sie will, aber solch ein Marsch ist wie die Fahrbahn eines Schiffes, bei welcher das Kielwasser bald unsichtbar wird, oder wie der Gang eines Elephanten durch Gestrüpp. Als Lord Clyde vor Lucknau lag, ging er während einer mondhellen Nacht vor den Zelten auf und ab; er sah, daß jedes Zelt von einer Anzahl dunkelfarbiger Diener umstellt war. Da sprach er: „Wo wären wir wohl morgen, wenn diese schwarzen Bursche **entliefen**. Sie brauchten weiter nichts zu thun, um uns zu besiegen.“ — Wir müssen suchen, die Volksmassen uns geneigt zu machen, so weit das überhaupt möglich ist. Den Hindu können wir nicht behandeln wie einen Kaffer, einen rothhäutigen Indianer, einen Maori oder Australier. Im besten Falle können die Europäer in Indien nur als eine **fluctuirende** Colonie betrachtet werden, denn sie denken nicht daran, im Lande zu bleiben, werden niemals Indier. Die große Krisis brach aus, weil wir viel zu sehr englisch waren; sie richtete uns nicht zu Grunde, weil wir englisch waren. Wenn aber die Leiter der Rebellion die Gewalt der Massen richtig zu benutzen verstanden hätten, dann wären wir aller Wahrscheinlichkeit nach nicht im Stande gewesen, den gewaltigen Brand zu löschen.“ Die Times bemerkt dazu, es sei sehr zu wünschen, daß die englische Selbstgenügsamkeit und das englische Selbstbewußtsein nicht zum zweiten Mal eine solche Krisis hervorrufe, „denn die erste hat Blut genug gekostet, und eine zweite würde doch allzu theuer zu stehen kommen“.

Bemerkenswerth ist die Angabe, daß manche „moralische Neuerungen“ den Hindu's, namentlich auch der Priesterkaste, großes Aergerniß gegeben haben. Kaye sagt nichts von den Missionen, hebt aber die Eisenbahnen und Telegraphen hervor. „Die Feuerwägen auf den Schienen, die Pfähle mit den Drähten, an welchen unsichtbare Briefe befördert wurden, gaben den Brahminen Aergerniß, welche die Hälfte ihrer Gewalt einbüßten, wenn das Volk die Hälfte seines Glaubens verlor. Um zu behalten, was sie noch besaßen, und um das, was sie eingebüßt, zurück zu gewinnen, mußten sie das Volk beunruhigen, es sollte glauben, daß durch seine Herrscher ein großes Unglück über Indien hereinbrechen werde, z. B. eine Abschaffung der Kasten oder eine Gleichstellung aller Kasten. England wolle den Glauben des Volkes vernichten. Gleichzeitig wurden die allezeit mißvergnügten und feindseligen Mohammedaner aufgestachelt; man sagte ihnen, daß die Regierung beabsichtige die Beschneidung zu verbieten; auch wolle sie, daß künftig die Frauen keinen Schleier mehr tragen dürften. Diese scheinbar unwichtigen Dinge waren allerdings von großer Bedeutung; aber zum Ausbruch konnte die Krisis nur kommen, wenn die Sipahis den Gehorsam abschüttelten. Kaye weist nach, daß in den indischen Armeen der Geist der Meuterei sich schon oftmals Luft gemacht habe; aber daran dachte man nicht, „die Treue des eingebornen Heeres“ galt für einen Glaubenssatz. Dieses Heer wurde 1756 gebildet; schon nach sieben Jahren brach die erste Meuterei aus; 1805 meuterte die Madrasarmee; im folgenden Jahre Meutereien in Haiderabad und Pallamattah; 1809 meuterten aber sogar die europäischen Offiziere; 1824 Meuterei in Barackpur unter dem 47. bengalischen Sipahiregimente, weil dasselbe **über See** nach Barma gebracht werden sollte; die Leute wollten nicht zu Schiff gehen und verlangten auf dem Landmarsche doppelte Löhnung. Man schoß sie mit Kartätschen zusammen, und viele wurden aufgehängt. Im afghanischen Kriege zeigte sich, daß die Sipahis völlig demoralisirt waren; man hatte die Pritschenstrafe abge-

schafft. In den Jahren 1843 und 1844 Meutereien in der Madrasarmee und auch in der bengalischen; die Leute wollten nicht marschiren, wenn sie nicht doppelten Sold erhielten, 1845 Ausbruch einer Verschwörung in Patna, 1849 im Pendschab, 1850 zu Govindhgar. „Der Sipahi ist ein aus Widersprüchen zusammengesetztes paradoxes Geschöpf, mit scheinbar ganz entgegengesetzten Charaktereigenschaften, schlicht und doch raffinirt, leichtgläubig und ohne Mühe zu täuschen, und dabei hartnäckig an vorgefaßten Meinungen haftend, gelehrig wie ein Kind und doch wieder über alle Begriffe steifnackig; enthaltsam, nüchtern, ruhig und doch wieder stürmisch und aufbrausend, sanftmüthig und grausam, im gewöhnlichen Leben äußerst träg und bei außergewöhnlichen Anlässen von einer geradezu desperaten Energie, bald lustig und heiter, bald still vor sich hinbrütend und verdrossen, bald übermüthig, bald verzagt. Ueber ein vermeintlich ihm angethanes Unrecht brütet er lange in sich hinein, und wenn er einmal von einem Wahn umstrickt ist, wirkt derselbe wie ein langsames Gift. Das gerade ist die gefährlichste Seite seines Charakters." — Die britische Herrschaft in Indien steht offenbar auf einem Vulkan.

Der Bayanosfluß in Mittelamerika. In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London am 24. April 1865 hielt Lorenz Oliphant einen Vortrag über den Bayanos auf dem Isthmus von Panama. Dieser Fluß, welchen Oliphant erforscht hat, fällt 30 engl. Meilen westlich von Panama in den Stillen Ocean. Er führt auch den Namen Chepo. Zwischen der Mündung und dem Golf von St. Blas ist die engste Landstrecke zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean; Oliphant machte darauf aufmerksam, daß gerade diese Gegend, welche, wie er meint, sich zur Anlegung eines Kanals zwischen beiden Weltmeeren vorzüglich eigne, bisher seltsamer Weise noch nicht erforscht worden ist. Der Landstreifen, welcher den Atlantischen Ocean von der Stelle trennt, bis wohin die Flut des Stillen Oceans im Bayanos reicht, sei nur 15 englische Meilen (etwa vier Stunden) breit, und über diese Scheidelinie ist noch nie ein weißer Mann gekommen. Wheelwright versuchte es 1837, doch wurde er durch Indianer zurückgetrieben, und auch Evan Hopkins mußte später sein Vorhaben aufgeben. Oliphant kam nach der kleinen Niederlassung Chepo; es war ihm aber nicht möglich Terabla zu erreichen, bis wohin die Flut des Stillen Oceans reicht. Von Chepo aus aber sah er eine starke Eindrückung in der Bergkette. Zu wiederholten Malen wurde ihm versichert, daß die Darien-Indianer ihre Canoes sehr oft auf hölzernen Schlitten über die Cordillere wegziehen und sie so aus dem Mandinga in den Bayanosfluß bringen. „Die Indianer haben also die Verbindung zwischen beiden Weltmeeren bereits bewirkt, sollte dies den civilisirten Europäern nicht gelingen?"

Gegenüber diesen Ansichten Oliphants bemerkte Gerstenberg, daß ein wesentliches Erforderniß für einen Schiffskanal gute Häfen an beiden Seiten wären; dies ist aber bei der projektirten Linie nicht der Fall, während die von Humboldt vorgeschlagene zwischen dem Golf von San Miguel und der Caledonia-Bay in gute Häfen auslaufe. Auch der alte Crawfurd bezweifelte die Herstellung eines Darienkanales, der kaum für 12 Millionen Pfund Sterl. gebaut werden könne. — Die Sache selbst kommt aber alle paar Jahr einmal wieder aufs Tapet, um dann, bis auf Weiteres, abermals zu ruhen.

Der Gold-Export von Californien. Der „California Demokrat" berichtet: Seit 1849 wurden von unserm Hafen 649,237,585 Dollar in Gold versandt und zwar:

1849 . . .	4,921,250	Dollar
1850 . . .	27,676,346	„
1851 . . .	42,582,695	„
1852 . . .	46,583,131	„
1853 . . .	57,331,034	„
1854 . . .	61,328,653	„
1855 . . .	45,182,631	„
1856 . . .	43,187,543	„
1857 . . .	46,976,697	„
1858 . . .	47,458,025	„
1859 . . .	47,649,162	„
1860 . . .	42,303,345	„
1861 . . .	40,639,080	„
1862 . . .	42,561,761	„
1863 . . .	46,071,920	„
Total	642,456,585	Dollar.

Bis Anfang Dezembers respektive bis zum Abgangstage des letzten Panama-Dampfers wurden in diesem Jahre 53,662,328 Dollars in Gold und Silber verschifft.

Wells, Fargo u. Co. empfingen im verflossenen Jahre aus dem Innern, von

	Sacramento.		Stockton.		Humboldt, Crescent City, Portland, Victoria, V. I.	
Ungeprägt . .	33,936,771	Doll.	5,610,094	Doll.	4,366,510	Doll.
Geprägt . . .	3,988,624	„	1,801,837	„	603,513	„
Total	37,925,395	Doll.	7,411,931	Doll	4,970,023	Doll
Total ungeprägt			43,913,375	„		
Total geprägt			6,393,974	„		
					50,307,349	„
Import von Mexico rc.					2,156,612	„
				Total-Zufuhr	52,463,961	Doll.

12,438,915 Dollars davon in Silberbarren.

Es kamen demnach von

Washoe	12,433,915	Doll.
Portland und Victoria .	4,241,000	„
Mexico rc.	2,156,612	„
Total	18,831,527	Doll.

und da 46,071,920 Dollars im letzten Jahre von hier verschifft wurden, so hat Californien selbst 27,240,403 geliefert. Der Regen hat in diesem Winter die Placers wieder nutzbar gemacht und dürfen wir im kommenden Jahre leicht die doppelte Summe verschiffen.

In seiner letzten Botschaft schlägt der Präsident den Ertrag der gesammten Minen der Vereinigten Staaten auf 100,000,000 an, da aber außer an unserer Küste in den übrigen Staaten wenig edles Metall gewonnen wird, so dürfte die Annahme nach obigen Ziffern wenigstens etwas zu hoch erscheinen, wenn wir selbst annehmen sollten, daß Privatpersonen eine Viertel Million per Jahr in Gold selbst mitnehmen, welche nicht auf den Verschiffungslisten erscheinen.

Aus Aegypten. Dieses Land ist statt einer Getreidekammer nun ein großes Baumwollenfeld geworden, und der plötzliche Wechsel im Anbau hat manche Veränderungen nach sich gezogen. Viele Bauern (Fellahs) und kleine Grundbesitzer haben dem Vicekönig ihre Aecker überlassen müssen, auf welchen nun die Regierung für ihre Rechnung Baumwolle bauen läßt. Diese Leute sind nun sehr mißvergnügt und erbittert gegen die „Franken", welchen die Hauptschuld an den Neuerungen beigemessen wird. Die Nachwehen der großen Viehseuche sind auch noch nicht überwunden. In Kairo ist auch jetzt noch Fleisch zuweilen so selten, daß die Fleischerläden förmlich bestürmt und dabei Menschen zu Tode gequetscht werden. Ein Privatbrief, welchen die Times mittheilt, bemerkt Folgendes: Jedermann weiß, daß gegenwärtig durch die ganze mohammedanische Welt Gerüchte und Prophezeiungen umlaufen, denen zufolge das Kreuz bald dem Halbmond unterliegen und der wahre Glaube siegreich sein werde. Die Volksmassen raisonniren nicht nach der Vernunft und meinen, es lasse sich am besten zu dem erwünschten Ziele gelangen, wenn man zunächst, wie es in Syrien und Hindustan früher geschah, die Christen abschlachte. Der jüngst in Oberägypten gedämpfte Aufstand war, aus den oben angegebenen Gründen, theils politisch, dann übten aber auch religiöse Ansichten großen Einfluß. Daraus erklärt sich, weshalb der Fellah, der ansässige Bauer, mit dem Nomaden, dem Bedawi, Beduinen, gemeinschaftliche Sache machte. Die Stadt Minieh war Hauptherd der Rebellion. Ein mir befreundeter englischer Geistlicher war in Siut; er schreibt mir, daß die Dampfer, auf welchen Soldaten dorthin geschickt wurden, gerade zur rechten Zeit ankamen, denn man wollte eben daran gehen, die Christen niederzumetzeln. Gleichzeitig sah es in Kairo selber nicht geheuer aus; die Regierung mußte 8000 Mann Truppen nach der Stadt ziehen, wo die Gemüther erst wieder sich beruhigten, als die Kunde eintraf, daß der Aufstand in Minieh unterdrückt worden sei. Nun wurden die Mohammedaner scheinbar apathisch; aber wer kann sagen, wie lange sie sich ruhig verhalten? Es erscheint nothwendig, daß eine Anzahl europäischer Kriegsschiffe nach Alexandria und Suez gelegt werden.

Die Dolmen. Ein ganz räthselhafter Fund an der Nordküste von Afrika hat die Aufmerksamkeit wieder jenen kolossalen Steintischen zugewendet, welche, zunächst aus der Bretagne bekannt, gewöhnlich den Celten zugeschrieben und von dem celtischen Daul (Tisch), men (Stein) Dolmen genannt werden. Vier oder mehr aufgerichtete Felsstücke und quer darüber eine Platte von etwa 800 Centnern, das fällt dem Reisenden in den Einöden des Merbibah u. s. w. zunächst in die Augen. Gräbt man nach, so findet sich fast immer eine Grabstätte unter dem Monument, und die Armseligkeit des da vorkommenden Geräthes aus Stein oder Bronze, aber nie aus Eisen, bildet einen so eigenen Contrast mit der Größe der mechanischen Leistung, daß es scheint, die Erbauer wollten damit an die Nachwelt die kecke

Frage stellen: wie haben wir's gemacht, wer sind wir gewesen? Noch pikanter wird letztere Frage, seit in der Provinz Constantine (Burzug) hunderte von Dolmen entdeckt wurden und andere hundert an den Thoren von Algier (Guiotville). Also Celten in Afrika! Das wäre nach der frühern Ansicht die Consequenz dieses Fundes. Zwei bewährte Archäologen, der Baron C. v. Bonstetten und Hr. Alex Bertrand, die, ganz unabhängig, ja ohne von einander zu wissen, die Verbreitung der Dolmen über den Erdboden studiert und jeder durch eine Karte, der letztere wenigstens durch eine Karte von Frankreich, erläutert haben, gelangen beide sowohl über die Fundorte als über die Urheber dieser Hünengräber zu dem übereinstimmenden Resultat, daß von Celten nicht die Rede sein kann. In Frankreich, das doch 2300 dieser Monumente, theils freistehende, theils mit einem Hügel bedeckte zählt, kommen dieselben gerade in dem früher als Celtica bezeichneten Innern des Landes so viel wie gar nicht vor; keine im Osten des Meridians von Brüssel und Marseille und an den östlichen Zuflüssen der Rhone (also keine im Lande der Aeduer, Senonen, Lingonen, Bituriger, Arverner, Cenomanen, Boier und Ambarren); ebenso wenig in Oberitalien, in Böhmen und Galatien, bekannten Wohnsitzen der Celten. Hingegen auf der ganzen Nord- und Westküste unseres Continents, von Königsberg durch Pommern, Mecklenburg und Schleswig-Holstein, Jütland, Hannover, Ostfriesland und die Provinz Drenthe und mit Uebergehung von Belgien auf der ganzen französischen, auch der ganzen spanischen Westküste zieht sich die breite Linie dieser kolossalen Gräber bis an die Meerenge von Gibraltar, um da nach Afrika überzusetzen, dessen Nordrand zu besäumen und in der Gegend von Kyrene zu enden. Weil hier, wo das räthselhafte Volk Widerstand gefunden, schon in vorhistorischer Zeit die Aegypter mächtig waren, so denkt man unwillkürlich an das Volk der weißen tätowirten Tamhu, welches sich rühmt, die Pharaonen in Afrika besiegt zu haben. Daß die Errichter der Dolmen aus Asien kamen, beweisen auch diese Bauwerke an den Küsten von Malabar, auf dem südlichen Abhang des Kaukasus und auf der Nordküste des Schwarzen Meeres. Man will sogar bemerken, daß die Gräber aus Holz oder aus Stein, welche die Tscherkessen ihren Todten errichten, eine schlagende Aehnlichkeit mit den alten Dolmen haben.

Der Hafen von Beirut in Syrien ist der bedeutendste an der mittelländischen Küste dieses Landes. Seine Handelsbedeutung datirt erst seit etwa 30 Jahren und ist ganz von der Stadt Damaskus abhängig. Nach dem tour du monde Nr. 275 betrug 1864 die Einfuhr 27½ Millionen Francs und die Ausfuhr 32½ Millionen Francs. Die Rhede Beiruts ist wie die aller Häfen Syriens offen und sehr unsicher. Die starken Winde machen die Ein- und Ausschiffung schwierig und zuweilen selbst gefährlich, so daß die Schiffe weit draußen auf der Rhede Anker werfen müssen, wodurch aber alle Operationen bedeutend kostspieliger werden. Die immer mehr zunehmende Wichtigkeit Beiruts verlangt daher gebieterisch die Anlage eines guten Hafens. Da aber die türkische Regierung schwerlich hierauf eingehen wird, so muß das Werk der Privatunternehmung überlassen bleiben.

Die Petroleumquellen von Klein-Schöppenstedt. Einem Briefe aus Braunschweig entnehmen wir Folgendes: Eine Stunde südöstlich von hier liegt das Dorf Klein-Schöppenstedt, bei welchem man seit langer Zeit eine sogenannte „Theerkuhle" kennt, eine Grube, in welcher sich dickflüssiges Erdöl ansammelt. Die Benutzung derselben stand der Gemeinde Hötzum zu, und jeder Bauer hatte das Reiherecht, das heißt, er durfte an einem bestimmten Tage schöpfen. Das dicke Erdöl wurde als Wagenschmiere benutzt, und wenn ein Bauer dasselbe nicht gebrauchte, so verkaufte er „seinen Tag" für fünf Groschen. Als jedoch diese Art Wagenschmiere nicht mehr benutzt wurde, bekümmerte man sich um die Grube nicht mehr, und nur die Schweinehirten hatten ihre Borstenthiere zu hüten, daß sie nicht in dem Theer wühlten, denn die Schweine haben eine förmliche Leidenschaft dazu; aber das Fleisch erhält einen widerlichen Theergeschmack und wird gänzlich ungenießbar. Dies ging so weit, daß man nur sehr ungern Schweine aus der genannten Gegend kaufte. Jetzt wird die dortige, wenn auch an Petroleum, wie es scheint, nicht sehr reiche Gegend von einem Hannoveraner ausgebeutet. In einer Thalsenkung findet man 20 bis 25 mit Holz eingefaßte Bohrlöcher, aus denen der mit Wasser gemischte Theer mit Eimern herausgezogen, auf Fässer gefüllt und vom Wasser getrennt wird. Die Bohrlöcher sind 20 bis 100 Fuß tief, eins sogar 200 Fuß. Die Ausbeute beträgt täglich anderthalb bis zwei Centner. In der ganzen Umgebung findet man unter einer Lage schwarzen Thons eine einen Fuß mächtige Lage bituminösen, sogenannten „Asphaltthons", der auch gewonnen und in Hannover weiter verarbeitet wird.

Militärische Spiele der uralischen Kosaken zu wohlthätigen Zwecken haben, wie die „Nord. Post" schreibt, während der Butterwoche in Kasan stattgefunden. Dieselben bestanden in Folgendem: Auf dem Platze bei der Kirche der vier Evangelisten wurde eine Festung aus Schnee aufgeführt und von Kosaken besetzt, die sich in gelungener Weise als Chokander verkleidet hatten. Eine andere Kosakenabtheilung zu Pferde nahm diese Festung mit Sturm. Angriff und Rückzug, Fernkampf mit Geschütz- und Kleingewehrfeuer und Handgemenge mit der blanken Waffe — Alles ging nach den Regeln der militärischen Kunst vor sich. Das Schauspiel dauerte wohl eine Stunde und versetzte die Zuschauer in Entzücken. Das Beste bei der Sache war aber ihr Zweck: Die Einnahme war nämlich zur Unterstützung der Familien der bei Turkestan gefallenen uralischen Kosaken bestimmt. Trotz des geringen Preises für die Zuschauerplätze (20 Kop.) ergab die Einnahme am ersten Tage 165 Rub. Am zweiten hatten sich Pseudokassierer eingefunden, welche nachgemachte Billete für 10 Kop. und weniger verkauften, so daß nur 50 Rub. eingingen. Am dritten und letzten Tage, wo auf Klage der Kosaken strengere Aufsicht geführt wurde, betrug die Einnahme sogar 300 Rub. Alles dieses Geld ist bereits der Bestimmung gemäß verwendet worden.

Wie die „Nord. Post" schreibt, sind dergleichen militärische Spiele die Lieblingsbelustigung der uralischen Kosaken. Besonders verbreitet und beliebt ist die Sitte, in der Butterwoche Festungen aus Schnee zu erbauen und dieselben mit Sturm zu nehmen. Erwachsene und Kinder nehmen mit gleichem Eifer daran Theil. Diese Sitte soll so alt sein, wie das Bestehen der uralischen Kosaken überhaupt.

Die finnische Sprache in Rußland. Eine der Vorlagen des finnländischen Landtags, betreffend die Erhebung des Finnischen zur officiellen Sprache, ist am 29. Januar (10. Februar) als Gesetz bestätigt und am 11. (23.) Februar in Helsingfors veröffentlicht worden. Das neue Gesetz bestimmt die Einzelheiten über die allmälige Einführung des Finnischen in seine Rechte als officielle Sprache und setzt dafür als äußersten Termin das Jahr 1872 an, mit welchem das Finnische in den Landestheilen, wo die ganze Bevölkerung oder auch nur ein bedeutender Theil derselben dem finnischen Stamme angehört und Finnisch spricht, für die Beamten obligatorisch wird. Schon mit dem Jahr 1868 wird es den Lehrern an Gymnasien und unteren Lehranstalten zur Pflicht gemacht, das Finnische zu kennen, und nach Maßgabe der Möglichkeit soll dann auch der Unterricht in je einem oder mehreren Lehrgegenständen in dieser Sprache ertheilt werden. Um für das Finnische die nothwendigen juridischen und administrativen technischen Ausdrücke festzustellen, ist eine aus Specialisten gebildete Commission beschäftigt, Papiere aufzusetzen, die in der Folge in den Behörden als Vorbild dienen könnten. Den Beamten wird es freigestellt, auch vor dem zur vollständigen Durchführung des neuen Gesetzes fixirten Jahr 1872 das Finnische in seine Rechte eintreten zu lassen, was denn auch hier und da schon geschehen ist.

Die Engländer in der Fremde. Le tour du monde Nr. 279 gibt folgende Statistik der Engländer, welche, abgesehen von den Colonien, sich im Auslande aufhalten. In Frankreich 25,844; in Deutschland 7865; in Italien 5467; in Belgien 4092; in Spanien 3879; in Rußland 3749; in der Türkei 2360 und in Portugal 2072. — In außereuropäischen Ländern zählt man 30 in Persien; 1072 in China; 81 in Japan; 24 in Siam; 125,000 in Indien, worunter 80,000 Soldaten; 931 in Aegypten; 4152 in Chile und 2838 in Brasilien. Von anderen Ländern, namentlich den Vereinigten Staaten, fehlen die Zahlen; doch ergeben die hier bereits angeführten die bedeutende Summe von 189,456 im Auslande befindlichen Engländern.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen

Streifzüge auf der Insel Java.

Die Sundastraße und ihre tropischen Landschaften. — Rhede von Batavia. — Eine seltsame Nacht. — Wie man den Tag verlebt. — Das chinesische Stadtviertel. — Weltevreden. — Betelpfeffer und Arekanuß; Sirilauen. — Ausflug nach Surabaya. — Marktleben. — Aberglauben; eine Hinrichtung. — Die mediatisirten Kaiser von Solo und von Djokjokarta. — Buitenzorg oder Boghor. — Der üppige Pflanzenwuchs. — Besteigung des Vulkans Salak. — Ein Erdbeben. — Der Naturforscher Ploem. — Boa's und Bee's.

Nach einer Seefahrt von drei bis vier Monaten, über den Atlantischen und den Indischen Ocean, sehnt der Reisende sich nach Land; er wird um so ungeduldiger, je näher er seinem Ziele kommt. Endlich erreicht das Schiff die weltberühmte Sundastraße, durch welche Sumatra von Java getrennt wird.

Man fühlt sich erleichtert, obwohl das Herz hörbar schlägt, und ist zugleich entzückt, wenn man diese Gestade mit der üppigen Fülle ihres tropischen Pflanzenwuchses in Sicht bekommt. Im Wasser schwimmen unzählige Mollusken, Bananenstämme, Früchte verschiedener Art, und auf treibendem Holze singen kleine graue Vögel. Da liegt die Prinzeninsel, die Küste von Sumatra, das vulkanische Eiland Krekotoa mit seinem zuckerhutförmigen Berge, aus welchem eine Rauchsäule emporsteigt. Die ganze Küste ist mit saftigem Grün überzogen, Kokospalmen, Bambus und Bananen spiegeln sich in der See.

Nun bricht die Nacht herein, und das Schiff segelt langsam weiter. Am andern Morgen geht die Sonne auf und übergießt mit ihrem Gold eine entzückende Landschaft. Eine solche Beleuchtung kennen wir in unseren nordischen Klimaten nicht; wir haben keine Ahnung von solchen Lichtreflexen. Und was für Staffagen!

Da kommen von der javanischen Küste malayische Boote, die Anfangs dunkelen Punkten gleichen und sich allmälig immer deutlicher erheben; man erkennt nun die Umrisse und die dunkelfarbigen Menschen. Bald ist ein kleiner Nachen, den nur ein einziger Mann rudert, dicht an der Seite unsers Schiffes, gleich nachher kommen größere Barken, welche mit ungemeiner Schnelligkeit heranfahren. Wir segeln nun inmitten eines schwimmenden Gartens, denn jene Fahrzeuge sind mit Gemüsen, allerlei Früchten und Blumen beladen, mit ganzen Pyramiden von Bananen, Ananas, Pampelmussen und Kokosnüssen, mit Apfelsinen und Citronen, mit Hühnern und Enten, und in zierlich geflochtenen Körben werden rosenrothe Eier vorgesetzt. Dazu kommt dann noch eine förmliche Menagerie von grauen und schwarzen Affen, rothen und grünen Papageien, weißen Kakadus und noch von allerlei anderem Gethier.

Die Eingebornen kommen an Bord, prächtig gestaltete, braune, gleichsam mit Goldbronce übergossene Menschen, alle nur leicht, aber in zierlicher Weise bekleidet.



Eine Straße in Weltevreden auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

Nun wird gekauft und verkauft, und die Zeichen- und Fingersprache spielt dabei eine Hauptrolle. Ein Malaye gibt acht Kokosnüsse für ein altes Hemd, und man erhält noch einige Ananas in den Kauf. Diese erzfarbigen Leute mit dem stechenden Blicke sind glatt, gewandt und scheu wie Katzen oder Panther, und ihre Sprache verstehen wir nicht. Wie weit liegt Europa hinter uns, wie ganz anders, wie durchaus fremdartig ist hier Alles!

Wir segeln weiter, und bald ist Cap Anjer an der Westseite Java's in Sicht; wir betrachten den Leuchtthurm, das Zollhaus, die langen Reihen malayischer Wohnhäuser, die Palmenhaine und die vor Anker liegenden Schiffe. Nun verlassen uns die Boote der Eingebornen, denn zu handeln gibt es nichts mehr; wir steuern um Java hin nach Osten, fahren auf die Rhede von Batavia und werfen Anker bei der Insel Onrust.

Am andern Morgen ruderten auch hier Schwärme von Booten (Prahus und Tambanganes) heran, theils um Erfrischungen zu verkaufen, theils um uns ans Land zu bringen. Ich nahm (so erzählt de Molins, dem wir bei unsrer Erzählung im Wesentlichen folgen: Le Tour du Monde, Nr. 249 ff.) ein Boot und fuhr durch einen langen Kanal dem Lande zu. Der Anblick war auch jetzt überraschend. Da sah ich indische Kulis, Chinesen, Araber, Javaner, Malayen; es wimmelte an den Quais von solchen Asiaten, welche gegen die Einwirkung der Sonnenstrahlen gleichgültig zu sein scheinen. Hier lagen chinesische Dschonken, plump und ungeschlacht und wunderlich anzusehen; schlanke arabische Fahrzeuge mit allerlei zierlichem Schnitzwerk und roth und grün angestrichen; sodann einfache Pirogen, im buchstäblichen Sinne des Wortes Einbäume, denn sie bestanden aus einem ausgehöhlten Stamme, der von den Wellen so glatt polirt war, als hätte man ihn eben geschliffen. Da lagen ferner verschiedene Fischernachen mit Auslegern, und auch europäische Fahrzeuge fehlten nicht.

Wie bunt und wie farbig erschien das Alles! Die Arbeiter (Kulis) tragen zumeist blaue Stoffe und einen gewaltigen Hut. Sie bessern eine am Wasser sich erhebende Mauer aus. Die Chinesen, in der Mehrzahl weiß gekleidet, bringen Kisten mit Porzellangeschirr und Thee ans Land; ein in veilchenblaues Gewand gekleideter Araber hat ein Notizbuch in der Hand und verzeichnet die Colli, welche ihm abgeliefert werden. Weiterhin rammen javanische Arbeiter Pfähle ins Wasser ein; kurzum, das Ganze ist in Bewegung wie ein Ameisenhaufen.

Doch das Alles geht rasch vorüber. Man besteigt einen Miethwagen und fährt so rasch als möglich nach Weltevreden (d. h. Wohlzufrieden), das etwa eine deutsche Meile weit von der Altstadt Batavia liegt und gleichsam das europäische Wohnquartier derselben bildet; die Geschäfte werden in der Altstadt abgemacht. Man findet in einem europäischen Gasthof Unterkommen; wer aber längere Zeit verweilen will, thut viel besser, wenn er sich eine Privatwohnung miethet.

Herr de Molins schildert die erste Nacht, welche er im Hôtel des Indes verlebte. Der Wirth ist ein Franzose; dieser gab aber seinem Landsmann ein sehr dürftig eingerichtetes Zimmer.

Mein Diener wünschte mir eine gute Nacht, indem er sprach: Slamath tidoor, thuan! Aber eine gute Nacht? Welch ein Hohn! Um mich summten und pfiffen die Mücken, und die Plagegeister warteten nicht einmal ab, bis ich auf der Matratze lag, um über mich herzustürzen. Ich warf mich nieder; — was wird nun werden? und da sehe ich, daß an der Wand zwei graue Eidechsen lustig hin und her kriechen, liebenswürdige Thiere mit dicken Köpfen, schwarzen klugen Augen und langen Schwänzen. Ich rufe meinen Diener Ahmatt; er antwortet: Thuan! (Herr), und ich zeige mit dem Finger auf die Eidechsen. Der Mensch öffnet seinen breiten Mund zum Lächeln, weist mir eine Doppelreihe kohlschwarzer Zähne und zeigt seinerseits mit dem Finger nach der Decke. Zu meinem Schrecken bemerke ich, daß dort ein paar Dutzend solcher Eidechsen sich lustig machen. Ahmatt kann nun das Lachen nicht mehr lassen, nimmt mit aller Gemüthsruhe eine Eidechse nach der andern und wirft ein halbes Dutzend oder mehr zum Fenster hinaus. Aber was hilft das? Ein ganzes Dutzend Anderer kommt zum Vorschein, und ich kann nichts Besseres thun, als mich willig in Alles ergeben, was da kommen möge.

Am andern Morgen war ich roth besprenkelt wie eine Forelle, die Mücken hatten ihre Schuldigkeit gethan. Mich



Javanischer Kopfputz. Malayischer Kopfputz.
(Nach einer Zeichnung von de Molins.)

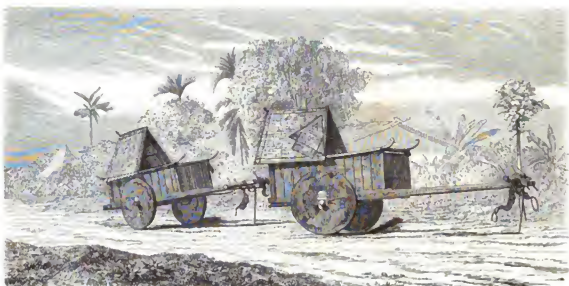
fieberte und ich befand mich erst wieder leidlich wohl, als ich ein Bad genommen. Um 7 Uhr fuhr ich dann aus, um einige Briefe abzugeben. Dergleichen muß vor 10 Uhr Morgens geschehen.

Die Wohnhäuser der Europäer in Weltevreden sind in hohem Grad anmuthend, nett, bequem und behäbig; Alles ist den Landesbedürfnissen und dem Klima angepaßt; man hat Luftzug und Schatten; ganz Weltevreden besteht aus Gartenhäusern, die vom saftigsten Grün umgeben sind.

Gegen 10 Uhr wird die Hitze drückend, und bis 4 Uhr Nachmittags verläßt ein Europäer nur im höchsten Nothfalle das Haus. Die Malayen aber machen sich nicht viel aus den Sonnenstrahlen. Es ist ein wahres Vergnügen, diese Leute zu betrachten. Sie sind zumeist kräftig gebaut, haben starke Waden, aber platte Füße mit auseinanderstehenden Zehen; das macht keinen guten Eindruck. Die Kinder spielen ganz unbekleidet in der Mittagssonne, und manche sind 9 bis 10 Jahre alt. Viele Malayen tragen Hüte von Bambusgeflecht; die Form ist sehr verschieden: rund, spitz, groß oder klein, platt oder gebogen; manche

und getrunken, gekauft und verkauft, die Leute zanken und prügeln sich, lassen sich unter freiem Himmel barbieren, spielen Komödie, trödeln und hausiren, gehen zu Fuße, reiten, lassen sich im Palankin tragen, die Kulis drängen einander oder weichen aus, aber dem Europäer wird unwohl, nicht wegen des Lärmens oder des Gedränges, sondern der entsetzlich übeln Gerüche wegen; er eilt so rasch als möglich aus diesem Gewühl hinweg, um wieder frische Luft einzuathmen.

Auch außerhalb des chinesischen Kampongs begegnet man umherziehenden Handelsleuten auf Schritt und Tritt, und alle haben für uns Europäer etwas Auffallendes und Originales. Da ist z. B. ein Mann, welcher mit Körben handelt. Seine runde Kopfbedeckung ist so groß wie ein Regenschirm; an einer Querstange trägt er eine wahre Musterkarte von Körben, die zumeist aus Bambus geflochten sind, z. B. kegelförmige Näpfe, in welchen der Reis durch Dampf gekocht wird; Geldtaschen, die wie Vogelnester aussehen, kleine und große Siebe, Löffel aus Kokos und noch andere Dinge. Diese chinesischen Hausirer haben



Lastwagen auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

haben weite Beinkleider und arabische Jacken, andere nur kurze Beinkleider, wieder andere einen eng anschließenden Rock oder den berühmten Schurz, welcher um die Hüften geschlungen wird und bis über die Knie hinabfällt. Das ist der Sarong, das eigentliche Nationalkleid der Malayen.

Es verlohnt sich der Mühe, in Altbatavia den Stadttheil (Kampong) der Chinesen zu besuchen. Auf meinen ersten Spaziergängen dorthin kam ich an einen Kanal, der von Schiffen fast bedeckt war. An ihm ziehen sich in langer Reihe chinesische Wohnungen hin. Die Söhne des Blumenreiches der Mitte bleiben dieselben, wohin sie auch kommen mögen; sie behalten Sprache, Sitten und Bauart des Heimatlandes bei. Als blutarme Leute wandern sie aus, aber in der Fremde werden sie wohlhabend und viele sehr reich. Sie sind eben sehr thätige, fleißige, kluge, betriebsame Menschen und als Handwerker, Bauern und Kaufleute haben sie unter allen Asiaten ihres Gleichen nicht. Zu Batavia im chinesischen Kampong geht es so lebhaft zu, wie in einem Bienenstocke; da wird gegessen

zumeist etwas Malayisch, Holländisch, wohl auch Französisch gelernt, können aber das R nicht aussprechen und haben statt desselben ein L. So sagt der Chinese statt Rupie: Lupi, statt trop: tlop, statt marché: macé; statt bankerott: banklutt ꝛc.

Ein Spaziergang am Abend bietet andere Eigenthümlichkeiten dar. Der Mond scheint nicht, Alles ist rabenschwarz, und man kann die dunkelfarbigen, barfüßigen Eingebornen weder hören noch sehen. Eine Polizeiverordnung schärft ein, daß sie Bambusfackeln tragen; manche haben statt derselben Papierlaternen; gewöhnlich geben sie gutturale Klagetöne von sich, oft in hoher Tonlage; man glaubt dann einen Kauz zu hören. Ich bleibe unter einer Baumgruppe stehen, denn ich vernehme ein seltsames Geräusch, ein wunderliches Zwiegespräch unarticulirter Laute. Was hat das zu bedeuten? Mein Diener sagt mir, es seien nur Kalongs, jene ungeheuern Fledermäuse oder Vampyre, die reichlich vier Fuß Spannweite haben und allabendlich stets in der Richtung von Norden nach Süden flattern.

Die Umgegend von Weltevreden ist entzückend schön. Weite Wiesengründe sind von dem zarten oder dunkeln Grün dichter Wälder begrenzt, und in den Morgenstunden



Ein Korbhändler in Batavia. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

ist Alles thauig und wunderbar frisch; an vielen Stellen liegen seeartige Teiche, die mit Wasservögeln bedeckt sind; die Scene wechselt oft; man kommt aus der schattigen Kühle hoher Bäume auf Reisfelder, dann wieder in einen Wald und in rasenbedeckte Lichtungen. Jenseit derselben sind Javaner beschäftigt, Siriblätter zu pflücken. Dieses Blatt des Siri oder Betel (Piper betel) wird bekanntlich nebst einer Zuthat von Kalk oder Gambir um die Nuß der Arekapalme gewickelt und gekaut, wie von unseren Matrosen der Tabak. Es ist Reizmittel gleich diesem, färbt aber die Zähne schwarz und den Speichel roth. Die Siri-

rebe klimmt, gleich unserm Hopfen, in langen Windungen an Stangen empor, oder auch im Wald an Bäumen, an welchen sie sich hoch hinauf rankt und anmuthige Gewinde bildet. Wir sahen, wie Männer, Frauen und Kinder die Blätter abschnitten, welche dann sorgfältig auf Bambusschüsseln ausgebreitet wurden. Das Ganze bildete eine ungemein anmuthige Gruppe.

Weiterhin sahen wir auch Arekapalmen, die zu den aufrichtiger Zuneigung an, wenn der Geliebte ihnen das Primchen (den Buyo) aus dem Munde nimmt und es selber kaut. Auf den Märkten der Städte im indischen Archipelagus werden täglich große Quantitäten frischer Betelbläter verkauft; man sieht diese schönen, großen, herzförmigen Blätter in drei bis vier Fuß hohen Haufen aufgeschichtet. (Meyen, Grundriß der Pflanzengeographie. Berlin 1836, S. 411 ff.)



Arekapalmen auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

schönsten Pflanzenformen in Indien gehören, und sie gewähren namentlich in Gesellschaft der Bananen einen herrlichen Anblick. Die Arekanuß bildet einen wichtigen Handelszweig, und manchmal bringt ein einzelnes Schiff davon 10,000 Centner nach China. Die südostasiatischen Völker sprechen mit Begeisterung von dem Genusse, welchen das Kauen der Arekanuß ihnen gewähre; aber für uns Europäer erscheint sie als eine widerwärtige Sitte. Die tagalischen Mädchen in Manila sehen es als einen Beweis

Die Hütten der Eingebornen bieten einen sehr malerischen Anblick dar. Sie sind gedeckt mit Palmblättern, die kein Moos annehmen und eine nicht unangenehme grauliche Farbe behalten. Die Bauersleute sind höflich und gastfrei und bieten gern von dem dar, was sie besitzen, namentlich Bananen und Kokosmilch. Das Geräth ist spärlich, die Küche mit ihren paar Töpfen sehr einfach.

Die wichtigste Stadt im östlichen Theile von Java (sprich Tschawa) und ein sehr bedeutendes Handelsemporium ist Surabaya. Die Küstendampfer, welche zwischen dieser Stadt und Batavia fahren, legen bei den Zwischenplätzen an und gebrauchen etwa vier Tage Zeit. Die Rhede der Stadt liegt in der Straße von Madura, in der es von Haifischen wimmelt, wie in den Flußmündungen von Kaimans. Auf der Rhede sieht man fast nichts von der Stadt, außer etwa den aufsteigenden Rauch; man gelangt vermittelst eines Kanals dorthin und erblickt zuerst das Fort Diamant, eine starke Citadelle, die sich recht hübsch ausnimmt. Gleich nachher kommt am rechten Ufer die europäische Stadt in Sicht; da sind Waarenlager, die mit Reis, Zucker, Kaffee, Tabak und Gewürzen gefüllt sind; dort liegen auch die Wohnung des Residenten, die Post und die Wohnungen der Kaufleute. Ein Deutscher, Schmidt, hält einen guten Gasthof.

Die ganze Physiognomie der Stadt ist anders als jene von Batavia. Surabaya ist weit gesunder als das letztere, aber kein großer Garten, sondern eine Festung, in welcher man Raum sparen wollte, und wo die Häuser dicht und fast geschlossen neben einander stehen. Da sind keine schattigen Baumgänge und grünen Rasenplätze, sondern enge Gassen; nur eine einzige Straße ist mit Bäumen bepflanzt. Aber das Gewühl ist eben so bunt; das javanische Element waltet vor; die Leute tragen mehr dunkle Farben als dort, zumeist braun, blau, selbst schwarz. Chinesen fehlen natürlich auch hier nicht. Die nomadisirenden Händler bieten manche Gegenstände feil, welche in Batavia nicht vorkommen, z. B. prächtige Vögel von den Molukken und aus Celebes, und die wandernden Garköche rufen Deng Deng, d. h. gesalzenes, an der Sonne getrocknetes und dann gekochtes Büffelfleisch aus.

Surabaya hat einen großen überdeckten Markt, der aus drei langen nebeneinander laufenden Gängen besteht; das Dach ruht auf Bambuspfählen und schrägt sich nach beiden Seiten bis wenig über Manneshöhe ab; die einzelnen Buden sind durch Bambusverschläge von einander geschieden. Alles liegt bunt durch- und nebeneinander, und das Ganze bietet eine unbeschreibliche Unordnung dar.

Das Stadtviertel der Javanesen hat nur einige wenige aufgemauerte Häuser, alle anderen bestehen aus Bambusrohr und Blättern von der Atap Palme. Bemerkenswerth ist der große Friedhof der Javaner. Zwischen diesen und den Malayen bildet die Art und Weise des Begräbnisses einen Unterschied. Die letzteren bestatten ihre Todten an jedem beliebigen Orte, gleichviel ob dicht beim Wohnhaus oder irgendwo im Felde; die Javaner dagegen legen großen Werth auf einen wohlumfriedigten Gottesacker, auf welchem die Gräber der verschiedenen Rangklassen von einander getrennt sind. Dort sah Herr de Molins den eingebornen Fürsten von Surabaya, welcher auf dem Grabe seines Vaters betete; er war sehr einfach gekleidet und von einem Priester begleitet. Die Sonne wollte eben untergehen, die Blumen der Cambodja, mit welcher die meisten Gräber bepflanzt sind, verbreiteten herrlichen Duft, und Alles war still und feierlich. Vor dem Friedhof war eine beträchtliche Menschenmenge versammelt; als der Radhen, d. h. der Fürst, durch dieselbe hinschritt, warfen die Leute sich vor ihm nieder und berührten mit der Stirn die Erde.

Im javanischen Kampong werden viele sehr geschätzte Waaren aus Kupfer verfertigt, namentlich Büchsen zum Aufbewahren des Betel und Wasserbehälter; auch die Gold- und Waffenschmiede liefern hübsche Arbeit, und die Sarongs von Surabaya sind berühmt. Auch die Pferde werden gelobt und in Calcutta, wo man sie zu schätzen weiß, sehr gut bezahlt. Die Gunungs, welche im Gebirgslande gezüchtet werden, sind zwar klein, aber sehr kräftig, gewandt, feurig, und ertragen das heiße Klima viel besser, als jene, die von Makassar und der Sandalwood-Insel kommen. Sie haben dicken Kopf, runden Bauch, feine, aber sehr muskelstarke Beine, glattes, glänzendes Haar, fressen zumeist nur Gras und dann und wann etwas Reis. Weit mehr schätzt man die sogenannten Sundaresse, die größer und viel rascher sind, eine „Löwencroupe“ und dazu sehr starke Mähne und gewellten Schweif haben.

Unter dem Volke herrscht viel Aberglauben, und der Mohammedanismus hat denselben nicht ausrotten können. Hier ein Vorfall, der sich vor ein paar Jahren ereignete.

In der Nähe einer Vorstadt von Surabaya liegt eine recht nette Gastwirthschaft, die von einem allem Anscheine nach sehr harmlosen Ehepaare gehalten wurde. Diese Leute befanden sich in Wohlstand und ihr Haus war stark besucht. Zwar die Nachbaren wollten wissen, daß nicht Alles mit rechten Dingen zugehe, und daß Zauberei beim Wohlstande das Beste gethan habe, aber um derlei Gerede kümmerte man sich nicht weiter. Nach einiger Zeit indessen nahmen die Sachen eine ernstere Wendung. Ein junges Mädchen war spurlos verschwunden, alle Nachsuchungen blieben vergeblich, nur so viel wurde ermittelt, daß man das Kind zuletzt in jener Gastwirthschaft gesehen habe. Nun hieß es, dort sei das Mädchen abgeschlachtet worden, und die Behörde sah sich veranlaßt, das Ehepaar einzuziehen.

Die Wirthschaft wurde geschlossen, man veranstaltete Nachgrabungen und fand die Spur entsetzlicher Thaten. Folgendes war der Thatbestand:

Einst war ein armer Hadschi, ein Mekkapilger, im Wirthshaus erschienen und hatte um gastliche Aufnahme gebeten. Sie wurde ihm gern gewährt, er blieb ein paar Wochen lang, trank und aß gut, und nachdem er sich ausgeruht und rechtschaffen erholt, griff er wieder zu seinem Wanderstabe. Zehrgeld, sprach er, habe er nicht, er wolle aber dem Ehepaar einen guten Rath geben, der besser sei als Gold und Silber. — Ihr könnt ohne Mühe reich werden, wenn ihr alle Jahr ein Mädchen zwischen 7 und 10 Jahren schlachtet und mit dem Blute den Fußboden eures Hauses befeuchtet; dann müßt ihr das Opfer bei euch recht tief vergraben. Ihr werdet bald sehen, wie schwunghaft dann euer Geschäft geht, ihr werdet reich werden, von Allen geachtet sein und lange leben.

Die bethörten Leute folgten dem Rathe des Hadschi und tödteten mehrere Kinder. Jetzt wurden sie zum Tod am Galgen verurtheilt, und Herr de Molins war Augenzeuge bei der Hinrichtung, die wir nicht beschreiben wollen; nur Einiges soll erwähnt werden. Die armen Sünder wurden von etwa 15 mohammedanischen Priestern geleitet; Mann und Frau waren weiß gekleidet, trugen Blumenkränze auf dem Kopf, und auch an ihren zusammengebundenen Händen hatte man Blumensträuße befestigt; die Frau nickte der versammelten Menge zu und lächelte, der Mann wurde, als er des Galgens ansichtig wurde, trotz des muselmännischen Fanatismus ohnmächtig und sank den beiden Henkern in die Arme. Der vollziehende Henker (Orang itam) war ein rabenschwarzer Neger.

Wir wenden uns ab von einer so traurigen Scene. Durch Surabaya fließt der Kali Maß, den man mit Recht als den „Goldstrom“ bezeichnet; er windet sich breit und majestätisch durch die Ebene, welche herrliche Landschaften darbietet. Weiter landein findet namentlich der Alterthumsforscher eine reiche Ausbeute an Bauwerken aus den Zeiten, da auf Java der Buddhismus und der

Brahmanismus blüheten; der Islam ist erst gegen Ende unsers Mittelalters auf der Insel herrschend geworden. Im Innern liegen hunderte von Tempeln zum großen Theil in Ruinen oder sie sind von der gewaltigen Vegetation überwuchert.

Im Volk lebt noch manche Vorstellung aus der vormohammedanischen Zeit, und alte Bräuche haben sich erhalten bis auf diesen Tag, trotzdem die Priester des Islam dagegen eifern. Dahin gehört das Opfer, welches dem Kaiman gebracht wird. Es kommt gar nicht selten vor, daß eines dieser Krokodile sich einen Menschen zum Fraße wegholt. An einem solchen Tage sieht man, daß nach Einbruch der Dunkelheit eine Menge ganz winzig kleiner aus Bambus geflochtener Stäbe auf dem Strome schwim-



Markt in Surabaya auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

men. Auf jedem stehen ein paar angezündete Kerzen neben Früchten, Leckerbissen und Blumen. So verhält es sich mit dem Kaimanopfer. Manchmal sieht man die Bäume mit einer Art von Kokarden und allerlei buntem Papier behängt; die Javaner glauben, daß sie durch derlei Opfer wohlhabend werden oder eine starke Nachkommenschaft erzielen können, und ganze Familien wallfahrten in Processionen nach solchen Opferbäumen. Das allerjüngste Kind zieht voran, dann kommen alle anderen je nach ihrem Alter, und der Vater schließt den Zug.

Es mag hier noch bemerkt werden, daß der Tod für die Javanen im Allgemeinen nichts Schreckhaftes oder Trauriges hat; der oben erwähnte Mörder, welcher ohnmächtig wurde, bildet eine Ausnahme. Insgemein sterben die Menschen sehr gleichmüthig, und gleichmüthig bleiben sie auch, wenn Andere sterben. In dem Hause, in welchem der Abgeschiedene liegt, bei den Begräbnißfeierlichkeiten und auf den Friedhöfen sieht man kaum betrübte Gesichter. Dem Muselmann ist ja der Tod nur der nothwendige Abschluß für das irdische Leben, das sich im Paradiese viel angenehmer fortsetzt; wozu also Trauer und Klage?

Die einheimischen Fürsten auf Java sind allesammt von den Holländern mediatisirt worden, und nur zweien der Potentaten hat man einen gewissen Pomp und Anschein von Macht und Geltung gelassen. Das sind die „Kaiser", oder wohl richtiger Fürsten, wenn man will Sultane von Solo oder Surakarta und von Djokjokarta. Aber das erstere Kaiserreich ist nur 112 Quadratmeilen groß und hat etwa 600,000 Einwohner; der Kaiser darf Pracht entfalten, so viel ihm seine Mittel erlauben, aber er kann nichts thun, was der in seiner Hauptstadt Surakarta wohnende holländische Resident nicht gutheißt. Er wird genau in derselben Weise überwacht, wie England auf dem Festland Ostindien die mediatisirten Radschas überwachen läßt. Der Kaiser von Solo ist zugleich weltliches und geistliches Oberhaupt und führt den Titel Susuhunan, er wohnt in seinem prächtigen „Kraton", Palast. Das Kaiserreich Djokjokarta ist noch kleiner, ein Bruchstück des alten und einst mächtigen Reiches Mataram. An beiden Höfen herrscht eine ungemein strenge Etikette. Man erzählt, daß die Palastzwerge vor den Herrschern Teppiche aufrollen müßten, damit sie die Erde nicht berühren. Auch



Der Kaiser von Solo (Surakarta) auf Java in Galatracht. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

sei eine eigenthümliche Art von Gnadenbezeigung bräuchlich, welche wahrscheinlich den Ordenscommissionen europäischer Höfe nicht bekannt ist. Die Kaiser auf Java verleihen keine Adler- oder Elephantenorden, keine Pfauenfedern, nicht einmal Glasknöpfe, womit sonst wohl europäische oder chinesische Mandarinen gezeichnet werden, nein, sie haben eine andere Methode, ihre allergetreuesten Diener und Landräthe zu beglücken. Sie nehmen nämlich ein Primchen Siri und drücken das dem allergetreuesten Unterthanen in die Hand. Dieser ist entzückt über solche kaiserliche Gnade und bewahrt diesen Beweis Allerhöchster Gunst mit eben so dankbarem Unterthanengefühl und Unterthanenverstand auf, wie ein weiser Professor oder Rath seinen Orden, oder wie eine goldene, respektive vergoldete Schnupftabaksdose, die er von Allerhöchster Hand erhalten. Kinderklappern in allen Erdtheilen, Eitelkeit und Narrheit überall!

Die holländische Compagnie theilte nach dem Kriege von 1775 die Landschaften Solo und Djokjokarta unter zwei Prinzen, welche von den alten Kaisern von Mataram abstammten. Die Würde ist in ihrer Familie erblich, und sie sind den Holländern bis jetzt nicht unbequem geworden; auch fehlt es ihnen an Macht, mit Erfolg gegen die Europäer anzukämpfen.

Herr de Molins verweilte einige Zeit in Buitenzorg, wie die Holländer Bogbor nennen, denn das ist der javanische Name der Stadt, welche etwa acht deutsche Meilen südlich von Batavia liegt; mitten in einem „irdischen Paradiese". Dort residirt der Generalgouverneur in einem Palaste, der einen herrlichen botanischen und zoologischen Garten in der Nähe hat. Von Buitenzorg aus sieht man die Umrisse des großen Salak, eines schönen Vulkans, der bis zum Gipfel mit prächtigem Grün bedeckt ist. Der Weg führt Anfangs durch Wälder von Muskatbäumen, welche einen pyramidenförmigen Laubwuchs haben und

etwa die Höhe unserer Aepfelbäume erreichen. Dann kommt man an eine grüne Mauer, an das Gestrüpp der Dschengeln (auf Javah Glagah), durch welches die Führer eine Bahn hauen, damit die kleine Karawane wieder auf lichte Stellen gelange. In dem weichen Boden sind verdächtige Fußspuren. Ein holländischer Offizier fragt einen Malayen: „Apa ada mattian sini?" d. h. sind Tiger in dieser Gegend? Der Malaye antwortet Nein und bittet, wie diese Pflanzen überhaupt wachsen können. Nicht selten lagen Schlangen, meist zusammengerollt, im Grase, und sie ließen sich durch die Karawane in ihrer Ruhe nicht stören.

Weiterhin liegt ein großer offener Raum, wo Rast gehalten wurde. Von Buitenzorg her kann man in gerader Richtung den Salak nicht ersteigen, sondern man muß ihn von Norden her umgehen. Dann hat man eine gute Stunde lang aufwärts zu reiten, bis man an die Basis des



Der Sultan von Djokjokarta auf Java in Haustracht. (Nach einer Zeichnung von Bida.)

davon nicht weiter zu reden. Die Eingebornen haben dermaßen Furcht vor dem Tiger, daß sie von ihm nur in der dritten Person sprechen und ihn nicht bei seinem Namen Mattian nennen.

Der Pflanzenwuchs zeigte eine geradezu erstaunliche Ueppigkeit; da war ein wirres Durcheinander von Bäumen, baumartigen Sträuchern, Farrn, Bambus, wilden Bananen, Kletter- und Schlingpflanzen zum Theil mit vielen Stacheln und Alles so dicht, daß man nicht begreift, Kegels gelangt. Dort steht ein Wald, der in vollem Sinne des Wortes Urwald ist. Die Bäume sind an Umfang und Höhe gewaltig, nicht minder kolossal die Trümmer von Aesten, welche abgefallen sind und unten am Boden förmliche Berge bilden; über diese muß man hinwegklettern, unter unsäglichen Anstrengungen, denn Alles ist naß und glitschig, man findet manchmal gar keinen festen Halt, gleitet hinunter und muß an einer andern Stelle neue Versuche machen.

Die großartige, feierliche, man kann sagen niederdrückende Ruhe in diesen Wäldern wird manchmal durch Gesang oder Geschrei der Vögel unterbrochen. Das macht auf den Europäer einen ganz eigenthümlichen Eindruck, besonders wenn in das Gekreisch der Papageien jenes einer zankenden Affenschaar hineintönt und die Turteltauben knurren und girren. Dazu kommt das Gesäusel des Windes und das Geräusch in den Zweigen; es gibt durch das Anreiben der Blätter einen fast metallischen Klang. Das Insektenleben dort oben ist nicht gerade mannigfaltig, doch gewahrt man dann und wann einen großen schwarzen Käfer mit glänzenden Flügeldecken oder große Schmetterlinge und Libellen mit rothem oder himmelblauem Leibe. In manchen Bäumen klettern ganze Schaaren grauer Eichhörnchen umher.

So ist es im Hochwald; im Gestrüpp dagegen, den Dschengeln, herrscht insgemein ein völliges Schweigen, das auf unser Gemüth drückt; man kommt sich so unaussprechlich einsam und verlassen vor und fühlt sich fast erleichtert, wenn man dann und wann das Quaken eines Frosches hört.

Wir waren nur noch einen Büchsenschuß weit vom Gipfel entfernt, aber von Anstrengung, Hitze und Durst so erschöpft, daß wir ermattet niedersanken. Auch die Kulis mußten ausruhen, gingen aber bald nachher ans Werk, um das Gestrüpp niederzuhauen und uns dadurch eine freie Aussicht zu ermöglichen. Diese war herrlich. Wir hatten einen weiten Blick nach Westen hin über die Region von Bantam und nach der andern Seite hin auf die Pangrangbo-Bergkette; wir sahen die Sunda-Straße, die Java-See und die Schiffe auf der Rhede von Batavia. Die Ebenen, welche sich vor uns ausbreiteten, lagen wie eine große Planzeichnung da und boten alle Abwechselungen von Grün, vom Graugrün der Kaffeeblätter bis zu dem sanften Lichtgrün der Reishalme. Durch diesen grünen Ocean schlängelten sich die Straßen und Wege, und Alles verlor sich in sanftem, duftigem Uebergang in einen gelblichen Schleier.



Die Königsbanane.
(Nach einer Zeichnung von de Molins.)

Aus Südwest zog Gewölk herauf; es kam rasch näher, und bald fiel ein feiner Staubregen herab. Nach einiger Zeit goß es wie in Strömen, und es war uns nun unmöglich, den Gipfel des Salak zu besteigen; wir erreichten nur mit Mühe den Platz, an welchem wir unsere Pferde zurückgelassen hatten. Unsere Kleider hingen in Fetzen herunter, die Schuhe waren zerrissen, wir trieften. Aber was half das Alles? Wir mußten vorwärts und stiegen zu Pferde. Diese prächtigen Thiere thaten in ganz bewundernswürdiger Weise ihre Schuldigkeit; sie haben einen Instinkt, der sie nicht irre leitet. An Abhängen, vor denen ein Hund sich scheuen würde, setzt sich solch ein javanisches Gebirgspferd auf die Hinterbeine, die ihm gleichsam als Sperrkette dienen, und geht auf den Vorderfüßen. Es paßt auf Alles, Ohren und Augen sind in steter Thätigkeit, es tastet auf dem Boden umher, vermeidet mit staunenswerthem Geschick die Wurzelverflechtungen, auf denen es ausgleiten könnte, und umgeht behend die Schlingpflanzen.

Nach unsäglichen Anstrengungen erreichten wir eine etwa 4000 Fuß über der Meeresfläche liegende gastliche Behausung, in welcher ich fast eine Woche lang verweilte. Tänze, Concerte und Komödienspiele der Javanen gewährten mir Unterhaltung genug; es war mir recht wohl dort oben, und auch ein Abenteuer fehlte nicht.

Es war etwa um ein Uhr in der Nacht, da erwachte ich plötzlich aus dem Schlaf; meine Matratze hob sich drei oder viermal hintereinander in die Höhe. Was konnte das sein? Vor einigen Monaten waren zu Bandschermassing auf Borneo alle Europäer ermordet worden; — sollte etwa auch auf Java eine sicilianische Vesper veranstaltet werden? Ich sprang auf, untersuchte meine Zimmer, Alles war in bester Ordnung. Als ich ein Fenster öffnete und meinen Arm auf die Brüstung lehnte, verspürte ich zwei heftige Schläge, und gleichzeitig brüllten die Büffel, die Pferde im Stalle wurden unruhig, das Geflügel schnatterte und schrie, die Hunde heulten.

Nun war kein Zweifel mehr: wir hatten ein Erdbeben! Das unterirdische Geräusch glich einem heranbrausenden Sturme, und der Boden zitterte und bebte. Ich sprang erschreckt ins Freie hinaus, damit der Pavillon mich nicht erschlage, und draußen empfand ich sofort einen dritten Stoß, der weit heftiger war, als die beiden ersten. Alle Javaner hatten ihre Hütten verlassen. Die Stöße waren scheitelrecht, es war, als ob sie unter unseren Füßen hervorkämen. Aber die in meinem Pavillon hängende Lampe rührte sich nicht, während die Blätter der Palmen sich bewegten, als ob ein Luftzug durch sie hindurch ginge. Und doch war Alles windstill. Solch ein Erdbeben wirkt ganz eigenthümlich; ich gestehe aufrichtig, daß ich von Schreck erfüllt war. Der Gedanke, daß man einer Naturgewalt hülflos preisgegeben und ihr gegenüber vollkommen ohnmächtig ist, beängstigt in einer unaussprechlichen Weise. Am andern Morgen ging ich auf den Marktplatz, wo die Menschengruppen sich über das Erdbeben unterhielten. Man hatte dasselbe meilenweit in der Runde verspürt. —

Herr de Molins lernte auf Java auch den holländischen Naturforscher Ploem (sprich Pluhm) kennen, der jetzt wohl, neben Zollinger, als der gründlichste Kenner der javanischen Vulkane betrachtet werden kann. Er hat zum Zwecke seiner Beobachtungen die ganze Insel durchstreift. Einer der thätigsten Feuerberge ist der Merapi; beim jüngsten Ausbruche desselben fanden mehr als 30,000 Menschen ihren Tod. Der Vulkan wüthete furchtbar, aber Ploem war munter und guter Dinge, er hatte ja eine prächtige Gelegenheit, die großartigen Erscheinungen zu beobachten. Er stieg hinan zum Krater, aus welchem Wirbel von Flammen emporstiegen und ganze Ströme von Lava herabflossen. Die ihn begleitenden Javaner wollten der Glühofenhitze halber nicht weiter mitgehen, sie waren halb erstickt durch Rauch und Gase, aber der eifrige Naturforscher ging allein weiter und machte werthvolle Beobachtungen; er sah wunderbare, seltsame Erscheinungen. Aber



Landschaft bei Boghor (Buitenzorg) auf Java. (Nach einer Zeichnung von de Molins.)

seine Liebe zur Wissenschaft hätte ihn beinahe das Leben gekostet, und er ist in der That dem Tode nur wie durch ein Wunder entgangen. Als er Notizen über die eigenthümlichen Wirkungen niedergeschrieben, welche der Ausbruch dort oben auf die Lufthülle ausübte, wollte er den Rückweg antreten, um in eine gesundere Region hinabzusteigen. Dann aber packte ihn ein Schwindel, und nicht weit vom Krater sank er ohne Bewußtsein nieder. Dort lag er drei Tage und drei Nächte, und es ist unbegreiflich, daß er von der herabströmenden Lava und den glühenden Felsmassen, welche hinabstürzten, verschont blieb. Es war, als ob sie ihm hätten aus dem Wege gehen wollen.

Als der Merapi sich etwas beruhigt hatte, waren einige Javaner hinaufgestiegen und hatten zufällig den Europäer gefunden, den sie für todt hielten. Das erzählten sie im nächsten Dorfe, von wo sogleich mehrere Männer abgefertigt wurden, um die Leiche zu holen. Aber Ploem war nicht ganz todt, doch freilich nicht viel besser als eine Leiche. Er war von Ameisen und Mücken arg zugerichtet und hatte jenes Fieber in den Gliedern, das auf Java insgemein verhängnißvoll wird. Mit dem nackten Leben ist er dann allerdings davon gekommen, aber er weiß, daß er nie wieder ein gesunder Mann werden kann.

Doch ist er nach wie vor derselbe eifrige Naturforscher geblieben und auf seinem Landhause in Sundang Labia hat er sehr schöne Sammlungen. Er besaß einst nicht weniger als fünf Boas, lauter ausgesucht schöne Exemplare, die er in einem Zimmer neben seinem Arbeitssaal untergebracht hatte. Sie waren aber Nachts so lustig und lärmten so sehr, daß er sie in einem kleinen Gartenhause unterbrachte. Eines schönen Morgens fand er, daß die Mauer von den Schlangen eingerissen worden war; die schönen Thiere hatten das Freie gesucht. Der Doctor setzte ihnen sofort nach und fand gerade die allerschönste Boa in einem Reisfelde, das unter Wasser stand. Dort that sie sich gütlich. Ploem läuft auf sie zu, packt sie am Schwanze und zerrt sie nach seinem Garten zurück.

Er besitzt auch einen Beo. Dieser Vogel heißt auch Mutek und wird von den Holländern als Bauchredner bezeichnet. Er ist etwas größer als unsere Amsel, hat auch einen gelben Schnabel wie diese, und die Füße sind gelb. Aber sein Wuchs ist anders, namentlich der Kopf mit seinen gelben Ohröffnungen. Er hat ein Talent zum Nachahmen von Stimmen, gegen welches der Papagey weit zurücksteht. Er ahmt das Glucksen der Hühner, das Krähen des Hahns, das Gurren der Turteltauben und namentlich das Wiehern der Pferde so täuschend ähnlich nach, daß man sich in der That darüber verwundern muß.

Wir schließen hier, geben aber vielleicht später einige kleine Naturbilder aus Java.

Dorf und Stadt.

Eine ethnologisch-geschichtliche Betrachtung von Professor **A. Volz** in Frankfurt a. M.*)

I.

Der Frühling ist da; der blaue Himmel so klar; aus den bunt bewegten Gassen der Stadt hinaus eilen wir ins Freie, um uns zu laben an Aetherduft und Blättergrün, an Wiesenschmuck und Waldespracht, und zu lauschen allen den Frühlingsstimmen, die uns jubelnd, besonders jetzt, mahnen, „eingedenk zu sein des großen Gebers in der Sternenhalle"!

Wie willig folgen wir dieser holden Ladung! Wie mächtig rüttelt sie an unseren Herzen! Wie sehnten wir uns längst nach diesen geheimnißvollen Rufern, deren Stimme unsere Pulse schneller schlagen macht und wie ein neues Leben in uns ergießt, als müsse nun sich Alles, Alles finden.

Hinaus, eiligst hinaus ins Freie!

Dort haben Millionen Menschen vor uns Trost gefunden, nach des Winters hartem Drucke in dem süßen, balsamischen Odem des Frühlings; Millionen werden ihn finden, wann wir nicht mehr sind! Die größten Dichter aller Völker sind wie von selbst ertönt in geweihten Liedesklängen, die oft sich steigerten bis zur Offenbarung, bis zur Frühlingsjubelfeier; und inmitten dieses innigen, minnigen Schwelgens in der neuerwachten Natur haben sie Ausdruck gefunden für jede Stimmung der Tagesdauer, von dem „wunderbaren tiefen Schweigen" des Morgens an, „wo's einsam noch ist auf der Welt", durch den Lauf des Tages hindurch, an welchem „in blauer Luft — über Berg und Kluft läßt der Vogel sein lustig Lied erklingen", und Wald und Feld, und Berg und Quell, und Wiese und Strauch haben in heiliger Stunde ihnen alle die lang verhaltenen Geheimnisse offenbart, welche Windeswehen und Sonnenblick und Sternenglanz ihnen wechselsweise aufgedrungen.

„Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entrann", ruft der Eine aus und eilet über Flur und Wiesengrund, wo „Wonnerausch aus tausend Kehlchen lieblich ihm entgegenbraust", hin zu dem Wald, „der schwarz und schweigend" steht, um sinnend in ihm zu wandeln, bis „des Abends Goldnetz sich über seine duft'gen Kronen senkt", „die Lerche wieder ihr feuchtes Nest sucht im Klee", und „die Heerde mit dem Schäfer heimkehrt zur Lagerstatt".

„Wenn ich einmal der Stadt entrinn",

ruft ein Anderer,

„Wird's mir so wohl in meinem Sinn:
Ich grüße Himmel, Meer und Feld
In meiner lieben Gotteswelt!"

Und sie war ihm eine liebe Gotteswelt, ihm, dem Sänger des geweihten Liedes:

„Süße, heilige Natur!"

*) Ein Vortrag, welcher am 8. März 1865 im geographischen Verein zu Frankfurt a. M. gehalten worden ist. Wir bemerken, daß der Herr Verfasser die „poetische Einleitung" für „durchaus nothwendig" hält. Red.

Und wie feiern sie alle die heilige Abendstille, wenn

„Die Halme und Blumen neigen
Das Haupt im Mondenschein,
Und selbst des Mühlrads Wellen
Lassen das wilde Schwellen
Und schlummern murmelnd ein!“

Wie steigert ihr Gefühl sich zur reinsten, heißesten, lautersten Andacht, wenn

„Aus den Wiesen steiget
Der Nebel wunderbar“

und

„Es ist so still geworden,
Verrauscht des Abends Weh'n,“ —

wenn

„Des Himmels Wolken thauten
Der Erde Frieden zu;
Bei Abendglockenläuten
Ging die Natur zur Ruh!
Wer sein ein Hüttchen nennet, ruht nun darin sich aus;
Und wen die Fremde trennet, den trägt ein Traum nach Haus!“ —

Diese Bilder des Friedens und der Ruhe sind auch unverwischbar. Aus des Dorfes heil'gem Frieden,

„Wo so still die Bäche gleiten,
Wo so licht die Blumen blinken,
Und aus längst entschwund'nen Zeiten
Zieht ein Grüßen her, ein Winken —
Wie ein Kindlein muß ich fühlen,
Wie ein Kindlein möcht ich spielen,“

so ruft Reinick voll Wehmuth aus, und v. Salis kann den Gedanken an sein Dörflein mit dem Friedhof und dem Kirchplatz mit der Linde, an das kleine Haus mit den rebenumgrünten Fenstern, dem Birnbaum, der das niedere Dach beschattet und dem Storche auf hohem Sitze, an die hohle Weide am Weiher und die Heidelbeeren, die er am Rain im Walde pflückte, nie los werden —

„Stiller Weiler, grün umfangen
Von beschirmendem Gesträuch;
Kleine Hütte — — voll Verlangen
Denk ich immer noch an Euch!“

Doch wo führt das Alles hin? höre ich Sie im Geiste fragen.

Nun wohl, es führt uns hinaus aus den Mauern der Stadt, hinaus ins Freie, in die Wiesenflur, auf die Haide, an den Waldesrand, zu den Gefilden, wo die ersten Wiegen der Menschheit standen, wo die erste Mutter ihren Säugling mit sorgender Liebe pflegte, wo der erste Vater das Plätzchen umzäunte, welches der ersten Familie Schutz und Obdach geben sollte, so lange höhere Gewalten ihrem Verbleiben daselbst kein Ziel steckten — nach der Stätte, wo die erste Wohnung erstand, aus welcher alle später sich so reich entfaltende Gesittung über jegliches Vaterland so vieler Nationen sich verbreitete — in das umgrünte, friedliche, stille Dorf!

Gestatten Sie mir auf einer kleinen etymologischen Wanderung von Stadt zu Dorf und von diesem zurück zu den uns so werth gewordenen Stätten der Kultur, unseren lieben, gemüthlichen Käfichen, den Städten, Ihnen als Führer voran zu gehen. Wie auf jeder Wanderung ins Freie, wo jeder Alles für sich sieht und sehen muß, werden Sie Vieles anders und besser sehen, als ich. Ich werde auch nur einige weit dahinschweifende Vista's vor Ihnen eröffnen können und mich glücklich preisen, sollte ich mich in der Hoffnung, Ihr Interesse für diese kurze Betrachtung zu gewinnen, so wie in der Wahl des Weges nicht allzusehr getäuscht haben.

Das Wort Dorf gehört zu denjenigen, deren Etymologie für ungemein schwierig erachtet wird, und welches daher selbst in den besseren etymologischen Wörterbüchern meist ganz unerörtert bleibt, oder wohl auch von dem Vermerk begleitet wird: „soll von lat. turba kommen!“ oder: „wird mit lat. turba, griech. τύρβη, zusammengestellt!“

Nun, und was bedeutet denn nun dies lat. turba?

„Lärmende Unordnung einer Menge; Getümmel, Gewühl, Gedränge, Lärm; Spektakel, Tumult; ferner: eine untergeordnete Menge, ein Haufe, eine Rotte, eine Schaar, selbst von Thieren u. s. w.“

Welch ein Contrast zu den eben absichtlich so breit gegebenen Schilderungen des Friedens und der Stille!

Mit einem solchen Worte stellt man das deutsche Dorf zusammen, den Inbegriff der seßhaften Ruhe, der still-emsigen Arbeitsamkeit, des ächt germanischen Familienherdes — blos in Folge des zufälligen Zusammenklanges der betreffen Laute, Dorf, turba!

Diese Etymologie ist aber nicht nur ethnographisch, sie ist auch historisch unhaltbar.

Schon Tacitus — dem die alten Germanen sicherlich nicht viel anders vorkommen mußten, wie uns heutzutage etwa die Indianer — berichtet im XVI. Kapitel seiner Germania: „Nullas Germanorum populis urbes habitari, satis notum est, es ist hinreichend bekannt, daß die germanischen Völker nicht in Städten wohnen“, „ne pati quidem inter se junctas sedes, nein, nicht einmal unter einander verbundene Wohnungen dulden sie.“ „Sie bauen“, fährt er fort, gesondert und einzeln, je nachdem eine Quelle, ein Feld, ein Gehölz ihnen gefällt, und jeder umgibt sein Haus mit einem freien Raum“, und zwar, fügen wir hinzu, ungezählte Jahre früher, bevor ein Römer germanisches Gebiet betreten hatte. Daß dies aber nicht blos der alten Germanen eigene Art gewesen sei, sondern daß diese Gewohnheit isolirt, für sich zu bauen, allen Urvölkern eigen ist, die sich aus dem nomadenhaften, unseßhaften Zustande noch nicht oder noch nicht ganz weiter entwickelt haben, wird uns — ganz abgesehen von den sehr lehrreichen Zuständen der gegenwärtigen Indianerstämme — ein Blick auf die Entstehung und Bedeutung des Wortes Dorf in den Sprachen der ältesten Kulturvölker zur Zeit ihrer Nomadenhaftigkeit oder bald nachher zur Evidenz zeigen. Wählen wir hierzu das Sanskrit, als die älteste Tochter der indogermanischen, oder besser arischen Ursprache, ferner das Arabische, einen ältern Zweig der semitischen Ursprache, und das Altbulgarische, auch Kirchenslavische genannt, als ältesten Zweig der von den noch heut nicht ganz seßhaften Slaven gesprochenen Sprachen.

Bevor wir hierzu schreiten, dürfte es jedoch angemessen sein, eine Vorfrage zu erledigen, nämlich den Begriff des Wortes Haus, aus welchem das Dorf sich doch einmal aufbauen muß, uns etwas näher zu führen. Haus, altnordisch hús, ist urverwandt mit dem sanskritischen Verbalstamm vas-, deutsch wesen für sein (wie in gewesen) und bauen, oder auch umgekehrt bauen und sein. Das Sein der Sanskrit-Inder war also schon auf die feste Wohnstätte begründet. Von diesem vas- kommt ein kausatives Verbum vâsaj (j = djh), hausen, und von diesem wiederum das Femininum vasati, das Wesen, das Haus, als Familienherd.

Daß eine solche Anschauung auch den verwandten Germanen nicht fremd war, beweist u. A. noch heute das Englische, dessen Wort husband, Gatte, Ehemann, in älterer angelf. Form hus-buand, Hausbauender, geradezu zeigt, daß jeder, der ein eigenes Familienwesen begründen wollte, sich erst den Herd dazu bauen mußte, denn mit Miethswohnungen sah es damals noch schlimmer aus als jetzt; sind sie heute theuer und unsicher, so waren sie

damals gar nicht. Ja, es scheint, als ob die nahezu 300jährige Herrschaft der Gothenkönige in Spanien (von Ataulfo, 417 n. Chr., bis zu Rodrigo, 714 n. Chr.) selbst in jenem so starr-romanischen Reiche diese ächt germanische Anschauung befestigt habe; gibt es doch noch heute im Spanischen für heiraten, sich verheiraten, kein anderes Wort als casarse, d. i. sich behausen, ein Haus, einen Hausstand schaffen.

Daß das Haus der Familie, den Insassen Ansehen gab, ja sie geradezu selbst vertrat, sehen wir noch im heutigen Sprachgebrauche, wenn vom „hohen Hause", d. i. von der Versammlung der Staats- und Volksrepräsentanten die Rede ist, oder vom Königlichen Hause &c.

Daß dies um so mehr der Fall sein mußte, je höher wir ins Alterthum hinaufsteigen, versteht sich von selbst. Herr Dr. Brugsch, der berühmte Aegyptolog, hat in seinem Werke über ägyptische Inschriften „Aus dem Orient" nachgewiesen, daß auf allen Monumenten das unterägyptische Wort pher-ao, oberägyptisch per-aa, nicht etwa der Eigenname eines Monarchen, sondern die ganz gewöhnliche Bezeichnung für König war und das große oder hohe Haus bedeutet, ganz analog dem Titel morgenländischer Fürsten, welche sich „die hohe Pforte" nannten, d. h. sich als die Akropolis, den Hort und die heilige Stätte des Volkes ansahen; und die gegenwärtigen Sprachen aller fürstlichen Länder weisen noch einen Abglanz dieser orientalischen Anschauung nach in den Titeln: Hoheit und erhabener Herr!

Nach dieser flüchtigen Vorbemerkung, die nur die Wichtigkeit andeuten sollte, welche selbst in den fernsten Zeiten der bleibenden Stätte beigelegt wurde, und zugleich, wie leicht noch damals ein Wort der ureigensten Deutung sich anschmiegte, treten wir dem Worte Dorf näher.

Der Grundbegriff für Dorf in all den vorbezeichneten Sprachen ist der des Verweilens, der Rast, des Schutzes.

Verweilen, wohnen bezeichnet die sanskr. Wurzel sar. Das davon abgeleitete satra heißt zunächst: isolirte Wohnung, dann Haus, gerade so wie im Lat. mansio, Wohnung, von maneo, bleiben, übernachten, abgeleitet wurde und zum franz. maison, Haus, überging. Durch den organischen Wandel der Vokale und des r in l (bekanntlich einer der häufigsten sprachlichen Vorgänge, wie in Pilgrim aus peregrinus), bildeten die asiatischen Slaven aus satra ein selo, aber schon in der Bedeutung Dorf. Der Begriff des Zusammenwohnens war hierzu ausreichend.

Dasselbe ist im Arabischen der Fall, wo kàriaton, Dorf, von karâ, Jemand im Zelt als Gast aufnehmen, kommt, wo alie Dori, Wohnung, Zelt synonym sind, was noch eine zweite Wortgruppe beweist, nämlich: bâta, verweilen, übernachten, und baitun, Zelt, Haus.

Selbst der bei uns schon so weit abstehende Begriff Stadt ist im Arabischen ebenfalls von verweilen abgeleitet, aber nur verweilen, wie etwa das engl. to stay; so mêdine, von mâdana, verweilen; so beled, Stadt und verweilen, in welchen Wörtern die Stadt als die bleibende, feste, Schutz gewährende Stätte aufgefaßt ist. Aus jenem indischen satra, Haus, Wohnung, bildeten die Slaven noch ein zweites Wort schatër, das Zelt, das so wie selo noch heute im Gebrauch ist. Somit ist Dorf in diesen Sprachen = Lagerzelt, vereinzelte Behausung. Bestätigt wird dies durch ein zweites slavisches Wort, altbulg. selén-ik, Zelt = sanskr. çarana, Haus, wovon altbulg. selénie, Wohnung; in den modernen Dialekten aber: Ansiedlung, einem engl. settlement entsprechend.

Alle diese Ausdrücke sind jedoch nur den Ostslaven, d. i. den Bulgaren, Russen, Serben und Illyriern, eigen; das poln. sioło für Dorf ist schon poetisch.

Bei den Westslaven, den Polen, Tschechen, Wenden, heißt Dorf wieś, das, freilich später, auch von den Ostslaven angenommen wurde. Dieses wieś kommt von einem sanskr. Stamm vis, eintreten, heimgehen — welches ein Substantivum abgezweigt hat: vêça, Haus, von welchem wiederum ein slav. vesha, Zelt, abstammt. Also auch den westslavischen Nomadenstämmen waren die Begriffe Zelt, Haus, Dorf uräquivalent.

Ein drittes slavo-russisches Wort derévnya, vom Substantiv dérevo, Baum, Holz, scheint bereits auf stabilere Wohnsitze — etwa auf Blockhäuser am Walde — hinzudeuten und dürfte somit als das jüngste Glied dieser Familie anzusehen sein.

Ein vierter russischer Ausdruck endlich, für Dorf, bekundet sich sofort als Produkt noch später eingetretener Kulturverhältnisse; es lautet: slobodà oder svobodà, bezeichnet ein von Freisassen bewohntes Dorf und kommt, durch bloße Accentversetzung, von slobòda oder svobòda, Freiheit, ursprünglich hier im Sinne des Gegensatzes zur Hörigkeit.

Interessant ist nun eine Vergleichung dieser Ausdrücke mit dem Deutschen; es entspricht dann selo, vom sanskr. satra, Haus, dem deutschen -hausen, an Ortsnamen, wie Sachsenhausen, engl. house, wie Stonehouse bei Plymouth u. a.; wieś, vom sanskr. viś, eintreten, heimkehren, dem deutschen -heim, wie Bockenheim, engl. ham, wie Buckingham, Sydenham und unzählige andere, sowie das alleinstehende diminutive hamlet, aus welchem das franz. hameau für Heimstätte wurde; derévnya von dérevo, Baum, Holz, dem deutschen -holt, -holz, oder -walde, wie Bocholt, Buchholz, Finsterwalde, engl. holt und wood, wie in Easterholt (Suffolk), Bergholt (Essex), Easingwold (Yorkshire), Rotherwood (Yorkshire).

Hiernach erschließen sich uns sofort die deutschen Ortsnamen auf -hausen, -heim, -holt, -holz, -walde, denen wir noch die auf -rode, -au, -heide, -bach, -hain, -felde und -leben, wie in Nesselrode, Nassau &c., sowie die englischen auf field, heath, bridge, wie in Chesterfield, Heath (Derbyshire), vor Allem aber die zahlreichen Namen auf sted anreihen können, als Dorfnamen par excellence, während die auf -burg, -berg, -fels, -stein, -wiek, -furt, -stadt, -mund, -münde zumeist auf Städte hinweisen und die auf -ingen oft unbestimmt sind.

Daß alle diese Dörfer, d. i. diese freigelegenen, leichtaufzugebenden, offenen, ungeschützten Wohnungen des Landvolkes zum größten Theile aus vereinzelten Häusern und Gehöften bestanden und noch bestehen, die je nach Wahl oder Nothwendigkeit auf dem Felde oder am Walde zerstreut lagen, gebot nicht nur die Natur der Sache, nämlich die Beschäftigung ihrer Insassen mit dem Landbau und der Viehzucht, und die Nothwendigkeit, sich mit ihrem Besitz und den Mitteln ihn zu wahren möglichst zu umgeben; es bezeugen dies diese Endungen -hausen, -heim, -feld und -holz, so zu sagen, nicht nur von selber; es wird auch bezeugt durch das charakteristische Vorkommen des Waldes in so vielen deutschen Märchen, in welchen das Raff- und Leseholz, das noch bis zur heutigen Stunde das Gemeingut so vieler Wald- und Dorfgemeinden ist, eine so hervorragende Rolle spielt und an die ersten Sitze, wie an das erste, gemeinsame Vermögen der Nation so recht erinnert.

Ich betonte soeben die Adjektive offen und unbeschützt als ganz besondere Merkmale des germanischen Dorfes, weil ganz unlängst der Naturforscher Mr. Désor in Neufchâtel über die von ihm selbst besichtigten Befestigungen der jetzigen Wüstendörfer in der Sahara berichtet — und zwar benutzt er diese Gelegenheit, um ein helles Schlaglicht auf eine dunkle Bibelstelle zu werfen, nämlich die, wo es heißt: „es ist leichter, daß ein Kameel durchs Nadelöhr gehe, denn daß ein Reicher ins Himmelreich komme“, indem er nachweist, daß hier, wie anderwärts im Orient, in jedem Thore österst mehre Oeffnungen sind, eine größere in der Mitte und kleinere Zugänge für Fußgänger, die sogenannten Nadellöcher, daneben — allein dergleichen ist in Deutschland wohl nicht vorhanden gewesen.

Den historischen Verlauf der Inbesitznahme und Bebauung des Landes erzählt Tacitus überhaupt in folgender Weise:

„Die Ländereien werden nach der Zahl der Anbauer von den gesammten Gauen in Besitz genommen und dann nach Würdigung vertheilt. Die Feldräume erleichtern die Theilung. Jährlich wechseln sie mit dem Saatland, und es bleibt noch Ackerland übrig. Denn ihr Fleiß wetteifert nicht mit der Fruchtbarkeit und dem Umfange des Bodens, so daß sie etwa Obstpflanzungen anlegten, Wiesen einzäunten und Gärten wässerten. Bloß Feldsaat verlangen sie von ihrem Lande.“

Einen vollständigern Einblick, als ihn Tacitus gewähren konnte, in die Art und Weise, wie Germanen die Landnahme vollzogen, gibt uns die Hauptquelle für urgermanisches Staatsleben, das isl. Landnâmabók, das umständlichst von vielen Dingen berichtet, die nie zur Kenntniß des berühmten Römers gelangen konnten, namentlich über die symbolischen Handlungen, welche die Landnahme begleiteten. Jeder, der einen Ort gewählt oder von der Gemeinde zuertheilt erhalten hatte, zündete entweder ein heiliges Feuer an und umschritt mit Feuer die Grenzen seiner Herdstätte, oder er schoß einen Pfeil darüber hin, an welchem Feuer glomm, und setzte dann als Merkmal der erfolgten, geweihten Besitznahme einen neugeschälten Stab ein. Diese Feuerweihe erhielt sich noch bis in spätere Zeiten.

Der Quorra oder Niger.

Eine geographische Skizze von H. Mezger.

II.

Die Breite des Nigerarmes bei Kabara Koreme ist sehr beträchtlich. Der Strom dehnt sich zur Zeit, wann der obere Lauf — das Steigen des untern Laufes fällt nämlich nicht mit dem des obern zusammen — des Niger sein höchstes Niveau erreicht, nämlich Ende Dezembers und Januars (eine Zeit, welche mit den Nilanschwellungen im August oder September nicht harmonirt, aber in der Natur des centralafrikanischen Wassersystems begründet ist), zu einem ungeheuern Wasserspiegel, der fast die ganze Strecke zwischen Kabara und Timbuktu bedeckt, aus, und vor dem Februar fällt das Wasser nicht. Aus diesen hydrographischen Verhältnissen erklärt sich, weßhalb man die Stadt nicht am Ufer des Niger erbaut hat. Dennoch richtete eine große Ueberschwemmung im Jahre 1640 erheblichen Schaden an, indem sie einen großen Theil von Timbuktu gänzlich unter Wasser setzte.

Von Kabara an nimmt der Niger in einer mäßigen Bewegung von drei Miles in der Stunde eine östlichere Richtung. Der schmale Vegetationssaum, welcher hier noch die Ufer begleitete, macht bald wieder der öden, kahlen Wüstenlandschaft Platz. Desto fruchtbarer sind die zahlreichen Flußinseln, welche nomadisirende Tuareg von ihren Heerden beweiden lassen, die von Insel zu Insel durch den Strom schwimmen. Allmälig hören auch die öden Wüstenstriche auf, und an deren Stelle tritt niedriger Baumwuchs und Gestrüpp, ein willkommener Aufenthalt für zahlreiche Raubthiere, während Flußpferde und Krokodile sich träg in den Fluten wälzen und Schaaren von Sumpf- und Wasservögeln durch ihr eintöniges Gekreische die tiefe Stille unterbrechen. Eintönig bleibt auch immer der ganze Charakter der Flußgegend bis gegen das alte Gego hin, den äußersten Punkt der großen Wüste. Einen erquicklichern Anblick gewährt der Strom unterhalb Bamba, eines ziemlich großen Dorfes, dessen Bevölkerung marokkanischen Ursprungs ist; die Sandebene tritt hier zurück, und harte Sandsteinfelsen säumen die Ufer ein. So erheben sich im Distrikte Tinschérisen mitten im Strome zwei mächtige Felsen, Barror und Schaber, und verengen das Bett des Niger bis zu einer Breite von 150 Fuß, während weiter unterhalb kurz vor der Biegung des Stromes bei Burrum (etwas nördlicher als Timbuktu) nach Südost niedrige Felsen ihn eng zusammenschnüren, durch welche der Strom sich schäumend Bahn brechen muß (Tossaye). An Stromschnellen und Katarakten, Inseln und Hinterwassern, Buchten und Einschnitten fehlt es zwar nicht, dennoch vermag der Anblick des Landes den Charakter der Oede und unmittelbaren Nähe der Wüste, wie er besonders in den Distrikten Burrum, Abuba und Batala hervertritt, nicht zu verleugnen.

Dazu kommt noch, daß die Bevölkerung, den Verhältnissen des Bodens entsprechend, nur von geringer Dichtigkeit sein kann, während Handel und Verkehr auf der großen Wasserstraße von Timbuktu an gänzlich aufhören. Erst bei Gego oder Gao (2° westl. Paris, 16° 40′ nördl. Br., welches schon El Bekri 1028 bis 1094 kennt), der ehemaligen Hauptstadt des mächtigen Ssonrhayreiches, jetzt zu einem elenden Dorfe von etwa 300 Hütten herabgesunken, dessen alte Moschee mit halbverfallenem Thurme die heiligen Gebeine Mohammed Askia's, des größten aller Ssonrhayfürsten, birgt, an dem äußersten Südrande der Sahara, macht sich ein fortschreitender Anbau geltend. Reis- und Tabaksfelder dehnen sich zu beiden Seiten der

Ufer aus; an der Stelle der früheren Sanddünen bespülen die plätschernden Wogen anmuthige Ufer, denen liebliche Gruppen von Tamarinden und Sykomoren malerischen Reiz verleihen, während am Fuße der die Ufer begleitenden Hügelketten in rascher Aufeinanderfolge die sehr schmucklosen Dörfer unabhängiger Sßonrhay sich erheben, welche theils mit Viehzucht, theils mit Ackerbau sich befassen. In den Provinzen Arhöle, Ajänagh und Immanang sind sogar Kornfelder nichts Seltenes, deren Ertrag in Gáru (und Sßinder, in unmittelbarer Nähe gelegen), einer Stadt von 16 bis 18,000 Einwohnern, unterhalb der Mündung des Goredjénde in den hier Eghirrëu genannten Strom auf dem dortigen Markte starken Absatz findet.

Die Schwierigkeiten, welche gerade auf dieser Strecke mehrere Stromschnellen der Schiffahrt entgegenstellen, werden bei hohem Wasserstand überwunden. Dem linken Ufer entlang zieht sich ungefähr 14° nördl. Br. eine Hügelreihe Bäfele- oder Fatadjemma-Kette hin, die sich in ihrer höchsten Gruppe, dem Bingäni, 800 bis 1000 Fuß über das Stromniveau erhebt. Eine Insel, welche hier der Fluß bildet — Neni — ist der Geburtsort des schon öfter genannten Hadsch Mohammed Assitia, dessen gefeierter Name mit den Schicksalen des Landes so eng verwachsen ist. Im Distrikte Yuri zwischen dem Schirba und Gorebi, zwei Nebenflüssen des Quorra von der rechten Seite her, beschäftigt sich die mit Sßonrhay vermischte Fulbe-Bevölkerung, welche an dem obern Theile des Stroms ausschließlich Viehzucht treibt, auch mit Ackerbau. Sie haben ein altes Sprichwort: „die Kuh ist das nützlichste Werk der Schöpfung" — aber hier pflanzen sie Baumwolle, die bei der leichten Communication auf dem Wasser lohnenden Ertrag abwirft.

Gegen Sßay zu nimmt der Strom an Breite zu; sein Lauf ist ruhig und langsam, im Durchschnitt drei Miles in der Stunde, und seine Breite immerhin 2 bis 3000 F. Sßay selbst (die Flußstadt, 13° nördl. Br.) ist eine Sßonrhaystadt von etwa 8000 Einwohnern und bildet ein Viereck, dessen Seiten etwa je 2000 Schritte messen. Zur Zeit der periodischen Anschwellungen des Stroms leidet die Stadt viel durch Ueberschwemmungen. Bei der Bevölkerung macht sich ein großer Mangel an Betriebsamkeit bemerkbar. Immerhin aber, meint Barth, ist Sßay für die Europäer der bedeutendste Punkt in dieser ganzen Flußlandschaft, wenn es einmal gelingt, die Flußschnellen zu passiren, welche den Niger oberhalb Rabba und besonders zwischen Bussa und Yauri hemmen, und dieses so schöne offene Wasserbecken, die große Verkehrsstraße vom westlichen Centralafrika, zu erreichen. Was eine europäische Flußschiffahrt auf dem Niger anlangt, so würde nicht sowohl das starke Gefäll einzelner Stellen, sondern der allgemeine Mangel an Brennmaterial für Dampfboote, und nur mit solchen wäre es natürlich möglich, in der holzarmen und sandigen Flußlandschaft das Haupthinderniß bilden.

Von Sßay an behält der Strom noch eine gute Strecke seine südöstliche Richtung bei. Zahlreiche Sßonrhay-Gemeinden haben sich hier unabhängig von der herrschenden Klasse, den Fulbe, niedergelassen, welche hinwiederum hier an den Grenzen des Reiches den Verführungen einer trägen Lebensweise weniger ausgesetzt noch ein unverdorbenes Wesen zur Schau tragen, auch das Symbol der Glaubensreinheit, das weiße Hemd, beibehalten haben. Von Kraft und Muth zeigt auch ihr energisches Auftreten gegen die Nachbarreiche. Während das alte Reich im Norden immer mehr dem Verfalle entgegen geht, entsteht im Süden ein neuverjüngtes, das in demselben Maaße an Umfang gewinnt und das Panier des Islam tief im Süden und Südosten noch jenseits des Benue in todesmuthigem Glaubenseifer entfaltet. Wo die eigentlichen Ursitze des Stammes zu suchen sind, läßt sich schwer entscheiden; die hergebrachte Ansicht, daß die Fulbe ein mit den Kaffern verwandter Stamm seien, hält Barth für irrthümlich; ebenso ihre Abstammung von Malayen; er läßt sie von dem Osten des Continents nach dem Westen zu vorgerückt sein. Jedenfalls machen sie gegenüber den erschlafften und geschwächten Stämmen des nördlichen Reiches immer einen erfrischenden und erquickenden Eindruck.*)

Weit über das rechte Ufer des Niger noch hinüber erstreckt sich im Süden das mächtige Reich Gando. Der Gründer dieses Reiches war der große Scheich Othman, der mit unglaublicher Kühnheit von religiösem Fanatismus entflammt seinem aus vielen zerstreuten Stämmen geeinigten Volke ein Reich eroberte, das sich nach seinem Tode in die beiden Schwesterstaaten Sokoto und Gando theilte. Die Nigerlandschaften bieten auch an diesem Theile des Flusses keine besonderen Merkwürdigkeiten dar. Die einzelnen Stränge durchschneiden oft tief das Land und bilden zahlreiche Hinterwasser, während hin und wieder gewaltige Felsblöcke den schäumenden Fluten den Weg zu versperren suchen, oder häufige Stromschnellen die Schiffahrt gefährden. In der großen Strecke, welche der Niger hier im Reiche Gando durchläuft, erhält er auch seine meisten Zuflüsse, wie den Sokoto oder Rima von Osten, an welchem die Hauptstadt gleichen Namens des ausgedehnten Haussastaates Sokoto in nicht weiter Entfernung von der Hauptstadt Gando liegt, mit seinen beiden Nebenflüssen, dem Soma und Falinrua, weiter südlich den Kubi, Mayarrow und Kaduna, ebenfalls von Osten, und den Oly von Westen, bis endlich 8° nördl. Br. der gewaltige Benuë seine Wogen in den Strom ergießt. Der Verkehr auf dem Strome, welcher in den Sßonrhaystaaten mit Ausnahme der nördlichern Strecke bei Timbuktu nicht eben bedeutend zu nennen war, nimmt in den Sokotostaaten wieder merklich zu, wenn auch der mohammedanische Einfluß unter der Negerbevölkerung gegen den Süden zu immer mehr zu schwinden beginnt. So entfaltet sich in Komba in der Provinz Gurma gegenüber der Mündung des Sokoto schon wieder ein ganz reges Handelsleben, welches sich trotz der gefährlichen Stromschnellen oberhalb Bussa nach dem Süden zu steigert. Einen Hauptpunkt des Verkehrs bildet Rabba mit einer nicht unbeträchtlichen theils mohammedanischen, theils heidnischen Bevölkerung. Der ganze Landstrich, obwohl nominell dem Sultan von Sokoto tributpflichtig, hat sich doch eine gewisse Selbstständigkeit zu bewahren gewußt. Die Umgegend ist sehr fruchtbar, und der große Markt zu Rabba versammelt vermöge seiner günstigen Lage an der Grenze der Wangara- und Haussastaaten immer Vertreter der verschiedenen Völker des weiten Sudan in großer Anzahl.

Von weniger Bedeutung ist Egga, die Hauptstadt von Nupe oder Nyffi, ebenfalls nach Gando tributpflichtig. Nupe bildet die südlichste Provinz Gando's, welches sich nicht über den Benuë erstreckt. Der Benuë, dieser so

*) Die Fulbe sind bekanntlich keine Neger. Aber auch bei ihnen tritt die afrikanische Impotenz zur Staatsbildung scharf zu Tage. Die drei großen Fulbereiche, welche seit Anfang unsers Jahrhunderts entstanden, sind schon längst im Verfalle und durchaus zerrüttet. Das Vordringen des Volks der Fulbe immer weiter nach Südosten erklärt sich aus Eroberungslust und islamitischem Propagandaeifer. Staatenbildung und Kulturentwicklung gehen aber auch bei den Fulbe leer aus.
A.

lange räthselhaft gebliebene Strom, bildet keineswegs, wie man früher anzunehmen gewohnt war, den Ausfluß des Tsadsees, seine Quellen liegen vielmehr weit südlicher. Er bildet, gleich dem Niger, zahlreiche Hinterwasser in den tiefliegenden und zum Theil sumpfigen Flußlandschaften, und bei niedrigem Wasserstande treten zahlreiche Inseln und Sandbänke hervor. Der Benuë mündet in südwestlicher Richtung in den Hauptstrom, und seine durchschnittliche Breite beträgt 4000 Fuß. Der Niger tritt nach dem Zusammenflusse mit dem Benue in eine landschaftlich anmuthige Gegend ein. Die Ufer sind begrenzt von sanft ansteigenden Hügeln mit schattigen Palmpflanzungen, während auf beiden Seiten gut angebaute Felder sich ausdehnen. Städte und Dörfer, wie Becqua, Addakudda und Attah, sind stark bevölkert. Im Hintergrunde geben die majestätischen „Konggebirge" der ganzen Landschaft einen Abschluß. Ein Ausläufer derselben erstreckt sich über das linke Ufer des Stromes, der hier von gewaltigen Granitfelsen eingeengt durch ein schmales, nur 200 Fuß breites Bette sich windet. Schäumend schlagen die Wogen an den starren Felswänden hinauf, und mächtige Granitblöcke suchen den Lauf des ungestümen Stromes vergebens aufzuhalten; fortwährende Strudel, Untiefen und scharfzackige Klippen und Felsenvorsprünge machen die Schifffahrt äußerst gefährlich, wenn auch nicht unmöglich, während die prachtvolle Scenerie dieser großartigen Felsenpartie einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Reisenden machen muß.

Eine der bedeutendsten Städte an dieser Strecke ist unstreitig das auf einem hohen Berge gelegene Attah oder Idda (706' = Fuß), rings von einer sanften Hügelkette eingeschlossen. Idda bildet den Mittelpunkt des Verkehrs auf dem untern Laufe des Niger. Reis, Yams und Negerkorn werden in Menge gebaut, während schon lange das blendende Elfenbein, welches in großer Menge aus dem Innern des Continents auf den Markt kommt, eine so verlockende Anziehungskraft auf speculative Kaufleute Europa's ausgeübt hat; leider fehlt es aber auch nicht an jenem gesuchten Marktartikel, welcher einer der Schattenseiten der menschlichen Gesellschaft ist — der schwarzen Menschenwaare! Der Sklavenhandel, welcher, man mag ihn von den verschiedenartigsten Gesichtspunkten betrachten, immer den Gesetzen der Humanität Hohn sprechen wird, hat von jeher gerade in diesen Gegenden seine weiteste Verbreitung gefunden; dennoch können wir eine bedeutende Verminderung in den neueren Jahren nicht ableugnen. Möge die fortschreitende Civilisation auch diesen Schaden der Menschheit einer sichern Heilung recht bald entgegen führen.

Je mehr der Strom sich seiner Mündung nähert, in demselben Maaße breitet er sich in der flachen, niedrigen Gegend aus. Ibo oder Abo, eine für Afrika bedeutende Stadt oberhalb des Nigerdeltas, liegt schon ganz in der flachen, sumpfigen Landschaft, deren aufsteigende Dünste namentlich für Europäer sehr ungesund, ja todtbringend sind. Dennoch macht sich überall eine gewisse Rührigkeit im Handel und Verkehr, wie in der Bestellung der Felder bemerklich. Yams wird in Menge gebaut, und das Palmöl, welches mit leichter Mühe in ungeheurer Quantität gewonnen wird und bei einiger Sorgfalt leicht das Vier- und Fünffache des Ertrages erreichen dürfte, kann reichlichen Ersatz für den Sklavenhandel bieten. Die Einwohner Ibo's gehören deßhalb auch zu den thätigsten Handelsleuten auf dem ganzen Strome.

Kurz unterhalb Ibo's beginnt das große Nigerdelta, dessen vielfach verschlungene Arme und Stränge, welche wieder durch eine Anzahl von Kanälen unter sich in Verbindung stehen, ein unabsehbares Gewirre bilden. Man zählt im Ganzen 22 bedeutendere Mündungen. Den westlichsten Arm bildet der Rio Formoso oder Benin, den östlichen der Bonny mit der Negerstadt gleichen Namens (o. Okellama), welche für den Küstenhandel von großer Bedeutung ist, während als die Hauptmündung des Niger der Nun angesehen wird. Von den übrigen Mündungen sind der Escardos, Ramoso, Middleton, Songana, Sombrero und Neu-Kalabar die hauptsächlichsten. Der aufblühende Handelsverkehr hat eine große Negerbevölkerung in die sumpfigen Niederungen der Nigermündungen (um 4° nördl. Br., 6° westl. von Paris) und an die Küstengegenden der Bay von Benin, in welche der gewaltige Strom seine Fluten ergießt, gezogen, wie andrerseits ja von jeher der Golf von Guinea der Zielpunkt seefahrender Nationen war, wo zwei Continente ihre Schätze tauschten und sich schon früher einzelne europäische Niederlassungen bildeten.

Möchten doch endlich die unbezahlbaren blutigen Opfer, welche die Erforschung des Niger gekostet, ihre Früchte tragen und die weiten Länder des Sudan sich europäischem Handel und Verkehr und damit auch den Segnungen fortschreitender Civilisation und christlicher Gesittung erschließen!

Die Talapoinen, buddhistischen Priester, in Siam.

Der Buddhismus ist bekanntlich herrschende Religion in den drei sogenannten hinterindischen Königreichen: Barma, Annam und Siam, und er hat hier überall, besonders in diesem letztern Lande, das ganze Leben durchdrungen. Seine Priester stehen in hohem Ansehen, während in China die Bonzen allgemein verachtet werden.

Der vortreffliche Reisende Heinrich Mouhot aus Mömpelgard, der unseren Lesern aus früheren Schilderungen wohl bekannt ist, verkehrte während seiner mehrjährigen Wanderungen in Siam sehr viel mit den Priestern und stellt ihnen, gleich anderen Beobachtern, das Zeugniß aus, sie seien sehr duldsame, allem geistlichen Fanatismus abholde Leute.

Einst fuhr er, als die Hauptstromader des Landes, der Menam, Hochwasser hatte, von der Hauptstadt Bangkok in seiner großen Barke den Fluß hinauf bis zur Stadt Nophabury. Sie wurde im vorigen Jahrhundert Luwo genannt, und als noch Ajuthia Hauptstadt des Reiches Siam war, kamen die Könige oft dorthin, um Elephanten zu jagen. Nophabury liegt an der Stelle,

wo der Menam aus dem Gebirgsland in die Niederung eintritt, und ist noch jetzt Hauptort einer sehr fruchtbaren Provinz, welche Meuhot für die angenehmste im ganzen Lande hält. Im Süden dehnen sich die üppigen Reisfelder aus, die Hügel im Norden sind mit Bananen bepflanzt, und im Hintergrunde der Stadt bildet das bewaldete Gebirge einen weitgeschwungenen Halbkreis. Der Reisende hatte einen prächtigen Rundblick von einer Pagode herab, die einst katholische Kirche gewesen ist. Dafür zeugt die Bauart und eine Inschrift mit vergoldeten Buchstaben auf dem Baldachin eines Altars, dessen kannelirte Säulen ganz im Geschmack des 17. Jahrhunderts sind. Sie ist lateinisch und lautet: „Jesus, Heiland der Menschen."

Diese Kapelle ist von dem einst vielgenannten griechischen Abenteurer Constantin Phaulcon, welcher zur Zeit Ludwigs XIV. von Frankreich eine große Rolle spielte. Er hatte sich in Siam zum Minister aufgeschwungen und einen diplomatischen Verkehr angeregt, durch welchen die bekannte Maitresse, Frau von Maintenon, dem alternden und frömmelnden Wüstling Ludwig einen pikanten Zeitvertreib verschaffen wollte. Europa sollte davon reden, daß selbst das entfernte Asien dem alten Sünder huldige, und dieser letztere spekulirte darauf, daß ihm in jener Welt sein allerdings unendlich langes Sündenregister gestrichen werden würde, wenn er die Siamesen bekehren könne. Seine Spekulation schlug aber fehl. Zwar schickte der siamesische Herrscher eine Gesandtschaft nach Paris, aber auch einen Brief, in welchem er Folgendes sagt:

„Ich muß mich sehr wundern, daß mein guter Freund, der König von Frankreich, sich so stark für eine Angelegenheit interessirt, die Gott allein angeht, wofür sich aber Gott selbst nicht interessirt, sondern es dabei unserm Gutdünken anheimstellt. Denn dieser wahre Gott, welcher den Himmel und die Erde und alle Kreaturen, die wir sehen, geschaffen, auch ihnen so verschiedene Naturen und Anlagen gegeben hat, könnte der nicht, wenn er gewollt hätte, indem er den Menschen Körper und Seelen von ähnlicher Art gab, ihnen auch einflößen eine Gleichheit der Gesinnung in Bezug auf die Religion, welcher sie folgen sollen, und der Verehrung, welche am geeignetsten für sie ist, und könnte er nicht auf solche Weise unter allen Völkern der Welt dieselben religiösen Gesetze feststellen?" (Die Religion des Buddha und ihre Entstehung, von Carl Friedrich Köppen. Berlin 1857. S. 167.)

Mit einem, wie man heutzutage sich vielleicht ausdrücken würde, „rationalistisch-verstockten, vernunfttollen" Monarchen konnte freilich der frömmelnde Sünder von Versailles nichts anfangen.

Jener Constantin Phaulcon erhielt zwar nicht die Seele des siamesischen Königs, wohl aber für Frankreich die Abtretung der Städte Bangkok und Mergui. Das ganze Treiben des offenbar genialen Abenteurers, welcher abendländische Civilisation französischer Art auf den siamesischen Stamm pfropfen wollte, erregte aber in hohem Grade das Mißvergnügen der altconservativen Partei, die ihn aus dem Wege räumte. Die Trümmer seines im Styl der versailler Bauwerke errichteten Palastes werden längst von Gestrüpp überwuchert.

Doch wir wenden uns wieder zu Meuhot. Von Petschaburu aufwärts, so schreibt er, begegneten mir auf meiner Wasserfahrt viele Talapoinen, manche in kleinen Nachen, andere in jenen großen, stattlichen, mit einem Dach überspannten Barken, welche man in Siam als Ballons bezeichnet. Diese Fahrzeuge wollten nach Ajuthia, wo eine große Wasserprozession stattfinden sollte. Eine selche wird alljährlich veranstaltet, wenn der Fluß seinen höchsten Wasserstand erreicht hat. Die Priester begeben sich dann mit großem Pomp an die Spitze des Menamdeltas und bedeuten den Strom, daß er nun hoch genug angewachsen sei; er habe von nun an wieder abzufallen und die Ueberschwemmung einzustellen.

Die heiligen Männer singen bei dieser Gelegenheit außerordentlich viel und nehmen auch Beschwörungen vor, deren Kraft und Wirksamkeit keine Menschenseele in Zweifel ziehen kann, denn es trifft sich allemal, daß nach denselben über kurz oder lang der Strom fällt, und daran sind doch gewiß nur diese Beschwörungen schuld!

Die Talapoinen wenden dieselbe Mittel gegen alles Mißgeschick an, das natürliche Ursachen hat, z. B. langanhaltende Dürre, gegen zu vielen Regen, Heuschreckenfraß und Seuchen. Als die, wahrscheinlich von Java her eingeschleppte Cholera zum ersten Mal erschien, faßten sie den sinnreichen Plan, das Ungeheuer, welches von der See hergekommen, auch wieder ins Meer zu werfen. Sie fuhren in breiten und geschlossenen Schiffslinien auf den Stromarmen hinunter, welche von Bangkok bis ans Meer gehen, sangen unaufhörlich und schleuderten gräßliche Flüche gegen die böse Krankheit. Freilich mehr als die Hälfte wurde während der nur acht Meilen langen Fahrt hinweggerafft. Aber die Flüche und Gesänge galten trotzdem für wirksam, weil die Hälfte der Talapoinen am Leben blieb und die Cholera bald nachher verschwand.

In Nophaburu war ich Gast eines Oberpriesters, in dessen Wohnung (siehe unser Bild) ich längere Zeit verweilte.

Die Siamesen bezeichnen ihre Priester als Phra, d. h. groß, göttlich, lichtstrahlend. Von den Europäern werden sie gewöhnlich Talapoinen genannt, nach der Talapatpalme, aus deren Blättern der Fächer bereitet wird, welchen der Phra stets in der Hand trägt. (Köppen, S. 331, sagt: Der Name ist von dem Talapot, Talapatra, Blatt der Tala, Corypha umbraculifera, welches sie statt des Sonnenschirms gebrauchen, herzuleiten.)

Wir dürfen bei der Beurtheilung dieser Geistlichkeit keinen europäischen Maßstab anlegen. Die Talapoinen bilden nicht etwa eine Kaste, denn Jedermann kann in ihre Reihen eintreten, selbst der Sklave, wenn er von seinem Herrn Erlaubniß erhalten hat. Der Buddhismus kennt keinen Unterschied der Kaste. Zwar ist die letztere von Siddharta Gotama (dem Stifter, der später als Sakiamuni bezeichnet wurde) nicht direkt angegriffen worden, wohl aber mittelbar. Denn seiner Lehre zufolge konnten alle Menschen, ohne Rücksicht auf Rang und Geburt, gleich selig werden. Er verkündete die Gleichheit der Pflichten und emancipirte damit moralisch die Armen und Kleinen vom Drucke der Mächtigen und beseitigte die von den Brahminen aufgerichteten Schranken. Der Buddhismus, welcher nach 1000jährigem Kampfe in Indien unterlag, hat dann im östlichen und nördlichen Asien eine Menge fremdartiger Zuthaten erhalten und ist vielfach durch abergläubige Beimischungen verunstaltet worden, aber er hat doch die Völker vielfach gesittigt und etwa 400 Millionen Menschen vor Verknöcherung bewahrt.

Die Talapoinen bilden nicht etwa eine regelmäßige Geistlichkeit, aber sie spielen eine Rolle bei allen wichtigen Vorgängen im Leben der Familien, z. B. nach Geburten, beim Scheeren des Haarschopfes, Heiraten und Leichenbegängnissen. Dabei üben sie allerlei religiöse Gebräuche aus, aber nur ihretwegen, nicht anderer Menschen halber. Das Verdienstliche, das in solchen Ceremonien liegt, kommt lediglich ihnen zu statten. So sind sie zwar

eine Art von Seelenhütern und haben wohl ein Publikum, aber keine Gemeinde.

Das Publikum ist freigebig gegen sie und bezeigt ihnen Hochachtung, bewilligt ihnen manche Vorrechte und gibt ihnen sehr schmeichelhafte Titel. Die geringen Leute werfen sich, manchmal selbst auf offener Straße, vor ihnen nieder und erheben die Hände bis an die Stirn; von den Mandarinen und selbst von den Prinzen werden sie mit zwei Händen begrüßt, und wenn der König ihnen den Gruß nur mit einer Hand spendet, so dürfen sie sich doch neben ihm niedersetzen. Er vertheilt an jedem Tag Almosen an ein paar hundert Talapoinen, und die Angehörigen des Palastes folgen diesem Beispiele, namentlich geschieht das von Seiten der Frauen.

Und dergleichen mehr. Aber trotzdem hängen gerade die Frauen sehr stark an den Talapoinen. Die aus ärmeren Familien setzen sich am Morgen vor ihre Hausthür und erwarten den Bettelmönch von der nächsten Pagode, der ein Almosen erhält; gewiß allemal das beste Stück, etwa Fleisch, oder auch Reis, wandert in den Kessel, welchen er mit sich führt. Die Frauen lassen es sich nicht nehmen, allmonatlich ein paar Mal Blumen zum Götzenbild in die Pagode zu tragen; sie bringen aber, je nach ihrem Vermögen, allerlei Geschenke dar und rufen in das ihnen doch unverständliche geistliche Gemurmel des Priesters häufig ein Satu! Satu! was etwa so viel bedeuten will als unser Bravo.

Eine vornehme Frau in Europa veranstaltet Bälle,



Die Wohnung des Obertalapoinen zu Nophaburn in Siam. (Zeichnung von Thérond, nach einer Photographie.)

Unter den 127 zum Theil sehr strengen Regeln, welche der Talapoine befolgen soll, schärfen Manche das Verhalten gegen die Frauen ein:

Du sollst keine Frau ansehen.

Du sollst weder im Wachen noch im Schlaf an eine Frau denken.

Du sollst das Wort nicht allein an Frauen richten.

Du sollst keine Gabe aus der Hand einer Frau annehmen.

Berühre die Kleider einer Frau nicht, auch nicht einmal jene eines Mädchens in der Wiege.

Setze Dich nicht auf eine Matte, auf welcher eine Frau Platz genommen hat.

Steig in keine Barke, in welcher eine Frau gesessen hat.

um ihrer Gesellschaft ein Vergnügen zu machen; die Siamesin von Rang und Stand läßt zu demselben Zweck von einigen Talapoinen Predigten halten. Zu diesem Behufe schmückt sie ihre Salons und stellt in dem großen Empfangszimmer mit möglichstem Prunk alle die Geschenke aus, welche sie den hochwürdigen Herren Talapoinen für ihre Bemühungen zugedacht hat. Dahin gehören Bronceschalen, werthvolle Urnen mit Gold- und Silbermünzen, gelbe Seiden- und Baumwollenzeuge, Arekanüsse, Betelblätter, Tabak, Thee, Kandiszucker, Wachskerzen, Reis, allerlei Eßwaaren und noch viele andere Gegenstände.

Man sieht, der Talapoine macht gute Geschäfte, er hat aber außerdem manche Privilegien. Jeder Phra ist von allen Abgaben befreit, erlegt keinerlei Zoll und braucht nicht Soldat zu werden. Viele sind Schleichhändler und

treiben den Schmuggel mit der größten Frechheit; kein Zollbeamter darf sie untersuchen, und unter ihren weiten gelben Röcken hat viel verbotene Waare Platz. Zwar lauten die Paragraphen 30 und 31 ihrer Regel: „Du sollst keinen Handel treiben und darfst eben so wenig etwas kaufen als verkaufen", aber diese Vorschriften werden umgangen.

Auch an geistlichen Accidenzien fehlt es nicht, und namentlich fallen jene bei Begräbnissen und beim Scheeren des Haupthaares gewöhnlich sehr gut aus. Das letztere, bei welchem ein Haarbüschel stehen bleibt, bedeutet für den jungen Siamesen etwa eben so viel, wie bei einem Knaben im christlichen Europa die Confirmation, oder wie bei einem Römer des Alterthums die Annahme der Toga virilis. Ferner kann der Phra erben, testiren und Güter erwerben und ist dabei nicht den für alle anderen Siamesen gültigen Gesetzen unterstellt.

So befinden sich diese „Bettelbrüder" in einer ungemein günstigen Lage, und es kann uns nicht Wunder nehmen, daß ihr Orden mehr als einmalhunderttausend wohlgenährte Angehörige allein in Siam zählt. Dazu kommen noch tausende von Vicaren, Provinzialdirektoren, Legaten, Prioren und gefürsteten Aebten, oder, nach siamesischen Bezeichnungen respektive: Schao Khun Samu, Schao Khun Batat, Rara Khana, Somdet Schao und Sang Karat.

Das Volk ehrt die Menschen, welche das **gelbe Kleid**, das Abzeichen des Priesters, tragen, besonders auch darum, weil es glaubt, daß die Verdienste, welche diese Männer erwerben, den Seelen der Vorfahren zu Gute kämen. Deßhalb schon hat jeder Vater den Wunsch, daß sein Sohn in die heilige Genossenschaft eintreten möge, wenn auch nur für einige Zeit. Die Sache hat auch gar keine Schwierigkeiten, denn Jeder kann aufgenommen werden, wenn er sich, wo möglich mit einem recht zahlreichen Gefolge von Verwandten, Freunden und Musikanten, zum Tempel begibt und sich dort bei dem geistlichen Collegium meldet, welches über die Aufnahme zu bestimmen hat. Die Hauptsache ist, daß er einen weißen Rock trage und so viele Opfergaben als irgend möglich spende. Nachdem er die letzteren dargebracht, hat er feierlich zu erklären, daß er niemals an Aussatz oder Wahnsinn gelitten, daß kein Zauberer ihn behert, daß er keine Schulden gemacht und daß er die Einwilligung seiner Aeltern habe. Ferner muß er bekräftigen, er sei über 20 Jahr alt, habe Hüftenschurz (Languti), Gürtel, Rock und Schärpe von gelber Farbe und besitze einen Kesseltopf aus geschmiedetem Eisen. Nachdem der Ordensrath die Versicherungen mit Wohlgeneigen angehört hat, liest er dem jungen Manne die Ordensregel vor, und so wird der bisherige Laie im Handumdrehen ein **Phra**, und das muß er zum allermindesten drei Monate lang bleiben. Nach Ablauf derselben steht es ihm frei, wieder ins weltliche Leben und Treiben zurückzutreten, auch kann er heiraten. Hat er doch nun seine Pflichten gegen die **Vorfahren** seiner Familie erfüllt.

Auch unter den Talapoinen, welche das Mönchsleben zu ihrer Profession gemacht haben, sind sehr wenige, die allezeit im Kloster bleiben. Gewöhnlich verweilen sie nur während der Regenzeit in demselben, und diese dauert drei bis vier Monate. Die übrige Zeit des Jahres schwärmen sie weit und breit im Land umher und bekümmern sich, den strengen Geboten ihrer Regel zum Trotz, weit mehr um weltliche Dinge, als um himmlische Angelegenheiten.

Es ist ein großer Uebelstand, daß vermöge der siamesischen Landesgesetze diesen Talapoinen der Unterricht der männlichen Jugend anvertraut ist. Ein junger Mensch bedarf bei diesen Mönchen eines sieben- bis achtjährigen Unterrichts, um ordentlich lesen und schreiben zu lernen. —

So weit Mouhot. Wir fügen seinen Bemerkungen Einiges aus dem werthvollen Buche des vortrefflichen Bischofs **Paillegoix** (Description du Royaume Thaï ou Siam, Paris 1854. II, S. 23 ff.) hinzu; er hat ein besonderes Kapitel über die Talapoinen.

Die Klöster stehen unter der Leitung eines **Schaowat**, d. h. Abtes. Auf dem platten Land enthält ein Kloster selten mehr als 10 bis 12, aber in der Hauptstadt von 100 Mönchen bis zu 600. In Bangkok allein zählt man mehr als 10,000.

Der Talapoine muß Kopf und Augenbrauen scheeren und den großen Bettelkessel in einem Quersack tragen. Auch soll er vor den Augen einen Fächer aus Palmenblättern halten (siehe weiter oben), damit er nicht über vier Ellen weit vor sich hinblicke. Bei der Aufnahme findet oft großes Gepränge statt, wobei der Barke des jungen Mannes viele andere folgen. Im Aufnahmesaal sitzen 12 Phra's, und ein dreizehnter, welcher mit der Ordination beauftragt ist, heißt **Upara**. Er sitzt auf einem Teppich; seine Collegen sitzen je sechs und sechs zur Rechten und Linken. Der Candidat wird von einem Lector vorgestellt, rutscht auf den Knien heran, grüßt drei Mal, erhebt die Hände bis zur Stirn und spricht: „Ehrwürdiger Präsident, ich erkenne Dich für meinen Upara" (d. h. der ordinirt). Dann muß er 12 Ellen weit zurückkriechen und die oben schon erwähnten Versicherungen geben. Zu diesen gehört außerdem noch die Bekräftigung, daß er männlichen Geschlechtes sei.

In früheren Zeiten konnten die Leute, welche einmal Talapoinen waren, nicht ins weltliche Leben zurücktreten, sondern mußten den gelben Rock bis zur Todesstunde tragen. Er muß vor dem Sterben abgelegt werden, denn es würde ein mit Höllenqualen zu bestrafendes Verbrechen sein, ihn anzubehalten, wenn man stirbt.

Die Talapoinen haben übrigens eine Art von Hierarchie, an welcher sie streng halten. Die höchste Würde bekleidet der **Sangkharat**, d. h. König der Cönobiten; er wird vom Landesherrscher ernannt und hat eigentlich die oberste Gerichtsbarkeit über alle Talapoinen und Pagoden im Lande, übt aber dieselbe nicht aus, sondern beschränkt sich darauf, dann und wann Berichte über geistliche Angelegenheiten an den König abzustatten und bei Versammlungen der Tempelvorsteher als Präsident mitzuwirken. Die Aebte der königlichen Klöster führen den Titel Somdet schao und Narakana, d. h. Fürsten der Talapoinen; auch sie werden vom König ernannt, denn er ist Oberhaupt der Religion. Jeder Abt hat in seinem Kloster einen Großvicar und einen Obersecretär. Unter den gewöhnlichen Talapoinen stehen noch die **Nen** und **Samanen**, Schüler, die noch nicht 20 Jahr alt sind, gleichsam Novizen; sie dürfen den gelben Rock tragen. Sie sind nur an acht Gebote gebunden, unter denen auch folgende drei: Vom Mittag bis zu Sonnenaufgang des folgenden Tages keine Speise genießen; — **nicht auf Blumen riechen und keine wohlriechenden Blumen an sich tragen**; — **sich auf keine Matratzen oder Stühle setzen, welche über 12 Zoll hoch sind.**

Der gesammte Orden der höheren Talapoinen steht unter der Aufsicht eines Prinzen, der vom König ernannt wird und darüber wacht, daß sie sich gut betragen. Wer sich unangemessen aufführt, wird durch die Sangkhari, Commissarien des Prinzen, vor den letztern geführt, des gelben Rockes entkleidet und, je nachdem das Vergehen ist, tüchtig ausgepeitscht oder ins Gefängniß geworfen.

Während der Regenzeit muß jeder Talapoine in seinem eigenen Kloster wohnen; nachher kann er, wie schon oben bemerkt wurde, ein freies Leben führen, in jedem beliebigen Kloster vorsprechen oder reisen, wohin er will. So kommt es, daß man überall vagabundirende Mönche trifft; manche sammeln Pflanzen und arzneikräftige Wurzeln, oder suchen nach Gold und Silber. Viele geben sich mit Alchymie und Medikasterei ab, wiewohl das durch die Ordensregeln streng verboten ist.

Im Kloster wird die Glocke geläutet oder die Trommel gerührt, sobald der Hahn gekräht hat. Dann stehen die Talapoinen auf und der Reis wird gekocht. Die Luksit, d. h. Novizen, Schüler, müssen die Barken in Ordnung bringen. Nachdem die Mönche ein Bad genommen, versammeln sie sich und sprechen Gebete in der Palisprache, dann rudern sie fort, halten bei den Häusern an und reichen den Frauen ihre Kessel hin, die mit Reis, Gemüse, Fischen, Obst und Kuchen gefüllt werden. Nach vollendeter Betteljahrt speisen sie im Kloster, rauchen Tabak, trinken Thee und vertreiben sich die Zeit nach Belieben, erhalten Besuch, lesen auch wohl ein Bischen. Von Mittag an müssen sie bis zum nächsten Morgen fasten, aber dadurch ist der Genuß von acht Gegenständen, z. B. Kokosmilch, Thee mit Zucker, Palmenzucker und dergleichen mehr nicht ausgeschlossen. Während der Regenzeit findet der große Gottesdienst um Mitternacht statt.

Die Regel der Talapoinen ist in den Büchern Phra Vinaï enthalten und auch in einem besondern Buche, dem Patimôk, kurz zusammengefaßt. Sie ist aber so streng und geht so sehr ins Kleinliche, daß es dem Phra ganz unmöglich ist, sie genau zu befolgen, obwohl Buddha selber sie vorschreibt. Wir wollen einige Gebote mittheilen.

Ihr sollt kein Thier tödten oder schlagen. — Nehmt nicht an euch, was einem Andern gehört. — Meidet die fleischlichen Lüste. — Seid nicht eitel eurer Heiligkeit wegen. — Bestellt den Acker nicht; ihr könntet dabei einen Wurm oder ein Insekt tödten. — Beschneidet die Bäume nicht, denn es ist Leben in ihnen. — Trinkt keine destillirte Flüssigkeit, keinen Wein, überhaupt kein berauschendes Getränk.

Weiter: Seht keine Komödien an, hört keine Concertmusik. — Enthaltet euch der Wohlgerüche. — Rührt niemals Gold- oder Silbergeld an. — Sprecht nicht über leichtfertige Dinge. — Tragt keine Blumen in den Ohren. — Ihr sollt nur durch ein Tuch trinken, damit ihr keine Thierchen zu euch nehmt. — Ihr sollt von Laien nichts borgen. — Messer, Lanzen, Schwert oder irgend eine Waffe sollt ihr nicht bei euch haben. — Ihr dürft nicht zu viel essen, nicht länger schlafen als nöthig ist, auch keine Liebeslieder singen, keine musikalischen Instrumente spielen, auch nicht würfeln oder Schach spielen. — Wenn ihr geht, sollt ihr nicht mit den Armen schlenkern. — Kein Feuer mit Holz anmachen, weil in diesem ein Insekt sitzen könnte.

Ihr sollt lediglich von Almosen, nicht von eurer Hände Arbeit leben. — Keiner schwangern Frau Arznei geben, denn das Kind könnte davon sterben. — Kein Weib ansehen. — Keinen Schnitt am Leibe machen, der Blut nach sich zieht. — Nicht kaufen oder verkaufen. — Beim Essen nicht schmatzen. — Alle 14 Tage Kopf und Augenbrauen mit einem kupfernen Messer scheeren. — Beim Sitzen die Beine nicht ausstrecken, sondern über einander schlagen. — Nicht mehr als ein Kleid haben. — Ihr sollt Kinder nicht liebkosen. — Weder Enten noch Hühner, Kühe, Büffel, Elephanten, Pferde, Schweine, Hunde oder Katzen füttern.

Von Niemand übel reden. — Wenn ihr Morgens aufsteht, muß es so hell sein, daß ihr die Adern auf euern Händen zu erkennen vermögt. — Nicht auf einer Stute oder auf einer Elephantin reiten. — Keine Frau, nicht einmal ein kleines Mädchen anrühren. — Keinen Reis kochen, denn es ist Lebenskeim darin. — Weder Erde, noch Wind, Wasser oder Feuer verfluchen. — Den Körper an nichts, gleichviel was es auch sei, reiben. — Keine Schuhe tragen, durch welche die Fersen bedeckt werden. — Nichts essen, was Leben in sich hat, nicht einmal Gemüse und Körner, welche noch keimen können. — Wenn Du etwas gegessen hast, darfst Du nicht sagen: das schmeckt gut oder nicht gut. — Beim Essen sollst Du mit Niemand sprechen. — Du sollst kein Fleisch vom Menschen, Elephanten, Pferde, Tiger, Krokodil, Hund, von der Katze oder von den Schlangen genießen. — Wenn Du Almosen sammelst oder auf der Straße gehst, darfst Du nicht husten, um die Aufmerksamkeit der Menschen auf Dich zu lenken. — Beim Gehen sollst du den Kopf nicht hin und her bewegen. — Du sollst deinen Kessel ordentlich rein waschen. — Wenn Du Almosen einsammelst, darfst Du Niemand grüßen.

Man sieht, daß manche dieser Verhaltungsregeln gar nicht befolgt werden können, deßhalb machen sich denn auch die Phra's kein Gewissen daraus, sie zu übertreten. Aber wir wollen nicht verschweigen, daß in den heiligen Büchern auch viele herrliche Wahrheiten enthalten sind. Vor allen Dingen wird die Nächstenliebe eingeschärft.

Manche Talapoinen bemühen sich, die obigen Regeln so streng als irgend möglich zu beobachten und essen z. B. nur Gemüse, Erbsen und Bohnen, beten einen Rosenkranz ab, der nicht weniger als 800 Kugeln zählt und gehen immer mit zur Erde gesenktem Blicke. Aber die Mehrzahl treibt sich müssig umher, ist eitel, hochmüthig, gefräßig und liederlich.

In der Nähe der Pagoden halten sich gewöhnlich Rang ri auf, Wittwen, die eben nichts Besseres anzufangen wissen, als sich dem Dienste der Phra's zu weihen. Der Abt des Klosters gibt ihnen ein weißes Kleid und damit das Recht, Almosen einzusammeln. Wer von ihnen sich schlecht aufführt, wird zu seinen Verwandten zurückgebracht und dort gezüchtigt. Diese Halbnonnen müssen einen Rosenkranz abbeten und sich dabei den Rücken zuwenden. Es gibt auch Männer, welche sich in ähnlicher Weise wie die Rang ri dem Pagodendienste widmen und das weiße Kleid tragen; sie heißen Ta then und ihre Hauptobliegenheit ist, die Pagode, das Kloster und den zu diesem gehörigen Platz rein zu fegen. A.

Die Schlangenverehrung bei verschiedenen Völkern.

Adolf Bastian hat in seinem ausgezeichneten Werke: „Politische Psychologie", Leipzig 1860, ein mehr als 200 Seiten langes Kapitel über die „Religiösen Bedürfnisse"; er handelt insbesondere auch über das „Heilige in der Natur". Von Interesse ist der Nachweis, daß es vorzugsweise der Rassen- und der nationale Charakter ist, welcher die Auffassung und die Formen der Religion modelt. Irgend ein religiöses Bedürfniß hat eigentlich ein jeder Mensch, denn Alle fühlen und begreifen, daß wir von höheren Naturmächten abhängen. Schon Cicero sagt, daß unter den Thieren allein der Mensch einen Gottesbegriff kenne; richtig aber bleibt, daß viele wilde Völker von dem, was wir Gott nennen, keine Vorstellung haben, wohl aber eine böse Naturkraft fürchten.

Das nicht mit Vernunft, sondern nur mit Instinkt begabte Thier hat keine Religion; eine buddhistische Sage, welche Klaproth aus der mongolischen Uebersetzung eines tibetanischen Werkes mitgetheilt, will freilich wissen, daß man auch Thiere bekehren könne. Als (so lautet dieselbe) die wahre Religion Schakiamunis in ganz Indien und bis zu den entferntesten Barbaren verbreitet worden war, fand das Oberhaupt des buddhistischen Glaubens, daß in der Menschenwelt nichts mehr zu bekehren übrig war. Da beschloß er, dem großen Stamme der Jaktscha-Affen die Religion einzupflanzen und sie zur Ausübung der frommen Bräuche anzuhalten. Zu diesem Zwecke schickte er Missionäre aus, an deren Spitze ein frommer Mann stand, in welchem der heilige Komtschim Botitaso Fleisch geworden war. Sein Werk gelang vollständig, denn er bekehrte eine wunderbar große Zahl Affen zum indischen Glauben.

Boudin (im Bulletin der pariser anthropologischen Gesellschaft, 1864, S. 488) stellt folgende Sätze auf: „Die Religion, als solche, ist von all und jedem ethnischen Einfluß unabhängig, denn Völker einer und derselben Rasse bekennen sich zu sehr verschiedenen Kulten, während Nationen, die sehr verschiedenen Rassen angehören, einerlei Kultus haben." So allgemein hingestellt trifft aber, meinen wir, der Satz nicht zu, auch sind Religion und Kultus nicht eines und dasselbe. Viele Indianer, in Mexiko, Peru ꝛc. sind zwar dem Namen nach Christen, aber im Wesen sind sie stets Heiden geblieben und hängen mehr oder weniger offen ihrem, sehr mannigfach gestalteten, Kultus an. Auch einen zweiten Satz können wir nicht ohne Weiteres unterschreiben: „Die Civilisation der Völker bestimmt nicht die Wahl der Religion, sie ist im Gegentheil eine Folge dieser Wahl; d. h. die Religion erzeugt Civilisation oder Barbarei und ist nicht ein Erzeugniß derselben." Dagegen sprechen hunderte von Thatsachen und Wahrnehmungen, wir können aber jetzt auf diese Frage nicht näher eingehen, weil es uns darauf ankommt, Mittheilungen über die Schlangenverehrung zu geben.

Dieser Kultus war schon im Alterthum weit verbreitet: in Aegypten, Indien, Persien, bei den Phöniciern, Griechen und Römern, er spielte im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine große Rolle bei den Ophiten; die Entdecker und Eroberer fanden ihn bei den amerikanischen Völkern; er lebt heute noch in Asien, Amerika, Oceanien und in einem großen Theil von Afrika. Er gilt bei den Negern in Neuorleans, auf Haïti und Jamaica.

Im Alterthum war er so weit gang und gebe, daß man die Tempel als Drakonia bezeichnete, als Haus der Schlange. Der Prophet Daniel meldet, daß in Babylon eine große Schlange verehrt wurde; sie war lebendig, wie die in Aegypten und vom Epidaurus auch, welche letztere für eine Art von Verkörperung des Gottes Aeskulap galt. Dieser Kultus geht durch alle Jahrhunderte, wir finden ihn bei allen Rassen und in allen Klimaten, und ihm liegen allerdings allgemein menschliche Vorstellungen, nicht besondere ethnische Anschauungen zu Grunde.

In keinem andern Lande, so sagt Philarchus, wurde die Schlange inbrünstiger verehrt, als in Aegypten, wo man ihr die größte Gastfreundschaft bewies. Zu Meteli bewohnte sie, nach Aelian, einen besondern Thurm, und man erwies ihr göttliche Ehren; sie hatte ihre eigenen Priester und Diener, einen besondern Tisch und eine Trinkschale, in welche täglich Honigwasser mit Mehl gethan wurde. Clemens von Alexandria erzählt, daß in den prächtigen Tempeln ein Priester feierliche Lobgesänge in ägyptischer Sprache anstimme und den Eintretenden an einen Vorhang führe, hinter welchem der Gott sich befinde. „Er hebt den Vorhang auf und was sieht man? Eine Katze, ein Krokodil oder eine Schlange! Vor uns liegt der Gott der Aegypter, eine scheußliche Bestie, die sich auf purpurnem Teppich wälzt."

Wir können beifügen, daß noch heute im mohammedanischen Aegypten die Schlange eine Rolle spielt. Jedes Quartier in Kairo hat eine solche als Schutzgeist. In Akhmin, Oberägypten, sah der Reisende Lucas die heilige Schlange Haridi, in welche die Seele eines frommen Derwisches gefahren war; sie wurde hoch verehrt, und wenn sie in Stücke geschnitten und mit einem Topfe bedeckt ward, lebte sie immer wieder auf. (Bastian, S. 202.)

Die Sagen der Inder unterscheiden zwischen guten Schlangen, welche die Gestalt der Seraphim haben, und den bösen, welche der Menschen Feinde sind. Alljährlich wird an einem Punkte, der Dschubra Manniah heißt und östlich von Maissur liegt, im Dezember ein großes Fest gefeiert, und tausende von Pilgern wallfahrten zu dem Tempel, in welchem von den Brahminen viele Schlangen unterhalten und gefüttert werden. In vielen Gegenden bringen die Hindus einer giftigen Schlangenart Milch, Honig und Bananen vor ihre Höhlen, und die Gärtner bei Bombay verehren Schlangen als Schutzgeister. Der Missionär More war Augenzeuge bei dem großen Jahresfest zu Ehren der Göttin Kali, bei dem sogenannten Feste der Buße. Viele Leute hatten sich einen spitzen Nagel durch die Zunge gestochen, andere hatten sich Löcher in Weichen und Schultern gemacht und eine Schlange hindurchgesteckt, welche sich um den Körper wand.

Bei den Griechen genoß nur ein einziges Thier göttliche Verehrung, die Schlange. Sie hatte viele Tempel. In jenen des Zeus waren, nach Herodot, Schlangen begraben, auch im Keller eines jeden ägyptischen Tempels befand sich eine solche. Zu Ehren der Athene wurde eine Schlange auf der Akropolis gefüttert, und als sie beim Heranzuge der Perser nicht mehr fraß, wurde die Stadt verlassen. Die Epiroten weissagten aus der Art und Weise, wie die heilige Schlange fraß. Berühmt war besonders der

Tempel zu Epidauros in der Landschaft Argolis, wo die Schlange den Aeskulap repräsentirte. Kaiser Hadrian ließ in Athen einen Tempel bauen, in welchem eine große, aus Indien hergebrachte Schlange die Gottheit vorstellte; auf Delos wurde der Sonnengott Helios, Apollo, in Gestalt einer Schlange verehrt. Bei den Orgien zu Ehren des Bacchus waren die heulenden, Evoe rufenden Priester mit Schlangen gekrönt. „Hauptgegenstand der Bacchusverehrung ist eine unter heiligen Bräuchen geweihte Schlange. Wenn man die genaue Bedeutung des Wortes Eva wissen will, so muß man es, mit einer starken Aspiration, Heva aussprechen, und das heißt weibliche Schlange." So sagt Clemens von Alexandria. Bekannt ist die Rolle, welche bei Adam und Eva die Schlange spielte.

Die Römer hatten schon in ihren frühesten Zeiten eine große heilige Schlange im geweihten Hain bei Lavinium; sie wurde von jungfräulichen Priesterinnen bedient, welche mit verbundenen Augen ihr das Futter brachten, denn ein Gott geleitete sie auf dem Wege zur Schlangenhöhle. Wenn die Schlange die ihr vorgesetzten Kuchen nicht mehr fraß, so galt das für ein Zeichen, daß die Priesterin ihre Jungfräulichkeit verloren habe, und sie wurde dann getödtet.

Diese eingeborne Schlange wurde durch eine ausländische ersetzt, als um 400 nach Erbauung der Stadt längere Zeit eine Seuche gewüthet hatte. Man befragte die sibyllinischen Bücher um Abhilfe und erfuhr, die Krankheit werde erst aufhören, wenn man den Aeskulap aus Epidauros nach Rom herübergebracht haben werde. Also schickte man Bevollmächtigte dorthin; sie holten die Schlange, die dann freiwillig das Schiff verließ und sich in ihren Tempel begab, welcher auf einer Insel der Tiber errichtet war. Und die Seuche hatte nun ein Ende.

In der Kaiserzeit war die Schlange überall, in den Tempeln der Götter, im Putzzimmer der Damen, im Kabinet der Kaiser. Tiberius hatte als Schutzgeist eine Schlange, die er überall mit hin nahm und mit eigener Hand fütterte. Als er grollend und schmollend auf der Insel Capri verweilte, beschloß er einstmals, Rom wieder zu sehen. Ein paar Meilen von der Stadt wollte er seine Schlange füttern, sie war aber von Ameisen aufgefressen worden. Das nahm er für eine unglückliche Vorbedeutung und kehrte sofort nach Capri zurück. — Nero hatte eine Schlange zum Schutzgeist und trug eine Schlangenhaut um den Arm; auch Heliogabalus hielt ägyptische Schlangen als Hausgötter.

Die Gegend von Ting haï in China litt unter anhaltender Dürre. Da beschloß man, den Drachen durch die Straßen zu tragen und ihn feierlich zu bitten, daß er Regen schicken möge. So geschah es; etwa 50 bis 60 Männer schleppten eine gewaltige Schlange.

Bei den Fidschi-Insulanern ist die Ndengeï-Schlange höchste Gottheit. Die Langobarden hatten neben dem Bienenkultus auch Schlangenverehrung.

Auch in Amerika ist, wie schon bemerkt, der Schlangenkultus sehr verbreitet. Alles darauf Bezügliche hat E. G. Squier in seinem Serpent Symbol and the worship of the reciprocal principles of Nature, Neuyork 1851, S. 254, zusammengestellt; wir können aber hier auf das Symbolische nicht näher eingehen. In J. G. Müller's Geschichte der amerikanischen Urreligionen, Basel 1853, sind an vielen Orten Notizen über den Schlangenkultus zerstreut.

Huitzilopochtli, der oberste Gott der Mexikaner, saß auf einem großen Steinwürfel, aus allen Ecken desselben kam eine monströse Schlange hervor; das Gesicht des Gottes war mit einer Maske bedeckt, und an dieser hing gleichfalls eine Schlange. Der Tempel des Quetzalcohuatl war rund, den Eingang zu demselben bildete ein fürchterlicher Schlangenrachen. An einem andern ihm geweihten Tempel waren kolossale Schlangenbilder an den Rampen der Haupttreppe angebracht; jede hielt in ihrem Rachen einen mit dem Diadem gezierten Kopf Quetzalcohuatls. In den religiösen Sagen der Mexikaner wird das erste Weib als „Mutter unseres Fleisches" bezeichnet, und als Figur stellte man sie immer in Verbindung mit einer großen Schlange vor. Sie wurde als Cihua-cohuatl, d. h. Schlangenfrau, bezeichnet.

In der rohesten Form und ohne höhere Symbolik finden wir den Schlangenkultus bei den Negern, vor Allem an der Sklavenküste, z. B. in Whaïdah (Whyda). Wir haben darüber schon aus früheren Jahrhunderten Berichte. Die Schlangenart, welche vorzugsweise verehrt wird, ist nicht giftig, geht gern in die Häuser, läßt sich anfassen und greift gern eine kleine schwarze und sehr giftige Schlange an. So wird sie eine Wohlthat für die Menschen. Die Neger von Whaïdah glauben, sie stamme aus dem Innern von einer großen Mutterschlange ab, die Jahrhunderte alt werde und ungeheuer lang sei. Diese Schlangenmutter war einst Göttin des Volks von Ardrah gewesen; diese Leute machten sich aber ihres Schutzes unwürdig, und deßhalb übertrug die Schlange denselben auf jene in Whaïdah, in deren Lager sie während einer Schlacht überging. Da nahm ein Fetischpriester sie auf den Arm und zeigte sie den Kriegern, welche alle niederfielen und ihr für den Sieg dankten. Sie wurde unter großen Feierlichkeiten in einen neuerbauten Tempel gebracht, und man weihete ihr junge Mädchen als Priesterinnen. Von nun an war sie Schutzgöttin über Handel, Ernte, Jahreszeiten, Vieh, Krieg und alles öffentliche Leben; man opferte ihr Baumwollen- und Seidenzeug, Fässer mit Branntwein, ganze Viehheerden, und die Priester standen sich gut dabei. Nur sie allein, außer den geweiheten Mädchen, durften den Tempel betreten, von welchem sogar der König ausgeschlossen war. Sie hat eine zahlreiche Nachkommenschaft gehabt.

Einst wollte ein Portugiese solch eine Schlange mit nach Brasilien nehmen; er that sie heimlich in eine Kiste, als er aber mit derselben an Bord seines Schiffes fahren wollte, schlug das Boot um, obwohl das Meer ganz ruhig war, und der Portugiese ertrank, während seine schwarzen Ruderer ans Land zurückschifften. Dort öffneten sie die Kiste, in welcher sie werthvolle Habe vermutheten, aber zu ihrem Erstaunen kroch eine Schlange hervor. Darüber entstand große Aufregung; das schwarze Volk wurde wüthend, wollte alle Portugiesen ermorden und plünderte ihre Magazine. Einst fraß das Schwein eines Holländers eine Schlange auf, und zur Sühne wurden alle Schweine getödtet, welcher die Neger habhaft werden konnten. Sie bauen an sehr vielen Stellen kleine tempelartige Gebäude, in welchen die Schlangen unter Aufsicht einer alten Priesterin Obdach finden. Alljährlich wird ein großes Fest veranstaltet, bei welchem der oberste Fetischpriester den König und die Königin Mutter geleitet; dabei wird viel Musik gemacht. Die Würde des Oberpriesters, der in sehr vertraulichem Verkehr mit der Gottheit lebt, ist erblich, und die Priester bilden eine Art von Kaste; man erkennt sie an den Narben, welche sie auf der Haut haben. Einmal im Jahre laufen die alten Priesterinnen von Sonnenuntergang bis Mitternacht umher, mit Keulen bewaffnet und wild wie Bacchantinnen. Alle 12jährigen Mädchen, welcher sie habhaft werden können, gehören von Rechtswegen ihnen. Sie werden in den Hütten der alten Priesterinnen eingesperrt, gut behandelt und in die heiligen Bräuche einge-

weiht. Dabei schneidet man ihnen Schlangenfiguren in die Haut und sagt nun, sie seien von der Schlange gezeichnet worden. Ueber Alles, was im Innern der Hütten vorgeht, müssen sie schweigen. In einer dunklen Nacht werden dann die „Gezeichneten“ wieder zu ihren Aeltern heimgeführt und von nun haben sie allerlei Vorrechte. Nach einiger Zeit werden sie feierlich in den Tempel gebracht, um in der folgenden Nacht mit der Schlange vermählt zu werden. Von nun an sind sie eigentliche Priesterinnen. Wer die Mysterien ausplaudert, soll verbrannt werden.

Der große Schlangentempel zu Whaidah ist in neueren Zeiten vielfach besucht und neulich (Le Tour du Monde, 1863 I.) von dem französischen Arzte *Repin* beschrieben worden. Er befindet sich unter einer Gruppe prächtiger Bäume. Die Wände bestehen aus gestampfter Erde, das Dach wird von geflochtenen Zweigen gebildet und ist mit Gras und Gestrüpp bedeckt. Die „Götter“ haben durch die beiden einander gegenüberliegenden Thüren freien Ein- und Ausgang, und im Tempel selbst, namentlich in dem Dachgeflecht, halten sich mehr als 100 Schlangen auf. Repin betrachtete sich dieselben mit aller Muße; sie waren von drei bis zu neun Fuß lang, in der Mitte des Leibes ein wenig angeschwollen; der Kopf ist breit, platt und dreieckig, aber mit abgerundeten Winkeln. Die Farbe wechselt zwischen hellgelb und grünlichgelb. Einige ringelten sich an Baumstämmen, welche den Wänden entlang im Tempel eingerammt worden, hinauf oder hinunter, andere hingen mit dem Schwanz im Flechtwerke des Daches, schaukelten sich mit dem Körper hin und her, schossen ihre dreizackige Zunge aus dem Rachen und ihre Augen glänzten; andere lagen zusammengerollt und schlafend und verdaueten. Der Anblick war seltsam und überraschend, aber der europäische Arzt konnte sich inmitten dieser schlüpferigen Gottheiten eines beklemmenden Gefühls nicht erwehren. Als er wieder im Freien war, athmete er frei auf, als ob er einen bösen Traum überstanden habe.

Sehr oft kriechen in den Straßen von Whaidah heilige Schlangen umher. Dann werfen sich die Neger vor ihnen auf die Knie, nehmen sie auf den Arm, bitten das Thier um Verzeihung, daß sie sich eine solche Freiheit nehmen und tragen es in den Tempel, damit ihm ja kein Unfall zustoße. Vor ein paar Jahren schoß ein Europäer, der erst seit einigen Tagen im Lande war, auf eine solche Schlange; darüber entstand große Aufregung, und die Priester gaben sich erst zufrieden, als sie werthvolle Geschenke bekommen hatten.

Diese Priester halten sich von anderen Menschen fern, die Priesterinnen sind schon zugänglicher. Ein Missionär, welchen die Leser des Globus schon kennen, Pater *Borghero*, bestätigt seinerseits alle diese Angaben und bemerkt, daß der Schlangenkultus auch auf anderen Punkten der Sklavenküste im Schwange gehe, namentlich zu Großpopo. Aber dort ist kein Tempel und die Schlange von einer andern Art. Sie ist sehr gefräßig, und das gerade steigert die Verehrung ihrer Anbeter, *besonders wenn sie ein Kind aufgefressen hat*. Dann werfen sich die Aeltern und Verwandten eines solchen Kindes in den Staub vor der Gottheit und danken ihr für die Wohlthat und den Segen, welche über sie gekommen seien.

Der Schlangentempel in Lavinium hatte jungfräuliche Priesterinnen, wie jener in Whaidah. Schon oben sagten wir, daß sie der Schlange vermählt werden. Repin besuchte 1863 die sechs Priesterinnen des Schlangentempels in Xani; sie trugen Hals- und Armbänder von Bernstein und Korallen, und um den Leib Seidenzeug von grellen Farben. Das waren die Gemahlinnen der Schlangen.

Der Geschichtschreiber Suetonius berichtet, daß Atia, Mutter des Kaisers Augustus, bei Nacht in den Tempel des Apollo sich tragen ließ und in ihrer Sänfte einschlief; sie wurde aber aufgeweckt, als eine Schlange an sie heran kroch, und mußte sich nachher einer Reinigung unterwerfen (quasi a concubitu mariti). Von diesem Tage an, sagt Suetonius weiter, war sie mit einer Makel bezeichnet (macula velut depicti draconis) und konnte deßhalb nicht mehr in den öffentlichen Bädern erscheinen (ut mox publicis balneis perpetuo abstinuerit). Aelian erzählt, daß ein junges Mädchen in Phrygien einen Dianatempel betreten habe, wo sich dann eine heilige Schlange ihr sehr innig anschloß. (Haliae, Sybaridis filia cum in Phrygia locum Dianae ingressa esset, draco quidam sacer conspectu praegrandis apparuit, et cum ea coivit; unde Ophiogenae dicti primam sui generis originem trahunt.) Wir können auf einen so delicaten Punkt hier nicht näher eingehen und wollen nur bemerken, daß in den Tempeln der Alten die heiligen Schlangen zu gewissen obscönen Bräuchen abgerichtet waren, ähnlich wie noch heute in Dahomey. *Böttiger* hat (Sabina, oder Morgenscenen im Putzzimmer einer alten Römerin, Leipzig 1806, II., S. 188 ff.) nachgewiesen, daß solche Lieblingsthiere an der Tafel und im Bette aufgenommen wurden, das letztere „wegen ihrer kühlenden Natur“. Manche Damen trugen Schlangen um den Hals gewunden und hatten sonst mancherlei Kurzweil und Zeitvertreib mit ihnen. Man kann noch allerlei anderes Spiel mit diesen Lieblingsthieren ahnen. Auch im Verkehr Jupiters mit der Rhea und der Proserpina spielt die Schlange eine eigenthümliche Rolle, und als der Macedonier Alexander den Jupiter Ammon besucht hatte, gloriari non erubuit, Olympiadem matrem a dracone sub specie Jovis Ammonis compressam, ex illo se genitum fuisse.

Aus Afrika ist die Schlangenverehrung durch die Neger nach *Amerika* hinübergebracht worden, das ist der Vaudou (Wodu), über welchen wir im Globus schon einmal gesprochen haben. Wo die Neger in großen Massen beisammen leben und sich der Aufsicht der Weißen entziehen können, tritt mehr oder weniger stark ein Drang zum urwüchsigen Fetischismus hervor. Selbst in großen Städten ist das der Fall, obwohl seit langer Zeit, z. B. in Nordamerika, die Sklaveneinfuhr aus Afrika nicht mehr stattfindet.

So erzählt das Blatt „Orleanais“, das in *Neuorleans* erscheint, unterm 6. Juli 1850 folgende Einzelnheiten aus dieser Stadt: „Die Schlange, welche von den hiesigen *Vaudou-Verehrern* angebetet wird, gibt ihren Willen durch den Oberpriester und die Oberpriesterin kund. Beide sagen, daß sie ihre heiligen Eingebungen und Offenbarungen durch die Schlange erhalten; sie bezeichnen sich als König und Königin, geben den Willen der Schlange kund, schreiben den Mitgliedern des Bundes Pflichten vor, man muß ihnen gehorchen wie dem Gotte selbst. Die Versammlungen sind stets geheim, finden bei Nacht an einem abgelegenen Orte statt, und kein Uneingeweihter findet Zulaß. Jedes Mitglied legt dort Sandalen an, wickelt ein rothes Tuch um den Leib, und der Oberpriester windet ein solches, gleichsam als Diadem, um den Kopf; außerdem trägt er als Zeichen seiner Würde ein blaues Band. König und Königin stellen sich neben einem Altar auf, wo der Kasten mit der heiligen Schlange steht. Dann beginnt die Verehrung. Sie schwören dem Gott Treue und Gehorsam, indem sie den Eid erneuern; König und Königin, in ihrer Eigenschaft als „Vater und Mutter“ (Papa und Mama Vaudou) halten Anreden an ihre „Kinder“, preisen das Glück, welches die Schlange

Allen gewähre, die ihr treu und anhänglich sind; nur ihr allein dürfe man trauen und glauben, nur sie um Rath fragen. Dann nahen sich ihr nach einander die Leute; die Eine will einen ungetreuen Liebhaber wieder an sich ketten, ein Anderer verlangt Gesundheit oder langes Leben und dergleichen mehr. Die Aufregung in den Gemüthern steigert sich mehr und mehr. Die Königin steigt nun auf den heiligen Kasten und wird von dem Geiste des Gottes durchdrungen, welchen sie unter ihren Füßen hat; sie fängt zu zittern an, bekommt Zuckungen und gibt in solchem Zustand Orakel (Pythia — von Python, Schlange!). Sie erläßt Befehle, sagt, was jeder Einzelne thun oder lassen solle, lobt oder tadelt, beantwortet alle Fragen. Nach vollendetem Orakel stellt man die Schlange auf den Altar, und jeder legt seine Opferspenden in einen verdeckten Hut. Dann folgt wieder ein Eid; Alle schwören, lieber den Tod zu erleiden, als etwas von den Geheimnissen des Vaudou verlauten zu lassen. Endlich beginnt der Tanz; der König stellt die Neuaufzunehmenden in einen Kreis und gibt jedem derselben ein kleines Päckchen, welches allerlei Kräuter enthält. Dann erhält jeder einen leichten Schlag vermittelst eines hölzernen Stabes auf den Kopf, und der Papa-Vaudou stimmt den heiligen Gesang an. Er beginnt mit dem Ausruf: „Eh, eh, bomba, hen, hen!" und der Chor singt mit.

Die Aufregung wird immer größer; Alle zittern und tanzen, und das nennt man Monter Vaudou. Der Einzuweihende muß so lange springen und hüpfen, bis er in Zuckungen verfällt, die aufhören, sobald der König ihn zum zweiten Male berührt. Er führt ihn zum Altar, wo der Eid geleistet werden muß, und nun tritt der König auf den Kasten. Er zuckt, theilt sein Gefühl der Königin mit, und diese überträgt dasselbe auf alle Anwesenden. Diese gebärden sich nun wie rasend und drehen sich um sich selber mit so heftiger Bewegung, daß man meinen sollte, die Glieder müßten sich ausrenken. Zwischen durch trinken sie Rum und rasen, bis sie niederfallen; Manche wüthen lange Zeit wild umher, Keiner bleibt von Nervenzuckungen verschont. Das ganze wilde Treiben beider Geschlechter artet allemal in eine fürchterliche Orgie aus."

Auf Jamaica wird die Schlangenverehrung durch die Obiah- und die Maiall-Männer gepflegt, und die Missionäre klagen sehr, daß diese Schlangenpriester immer mehr Anhang finden. Haïti aber ist geradezu klassischer Boden für den Vaudou; die Sache selbst ist allezeit bekannt gewesen und wurde zur Zeit der Herrschaft des Kaisers Faustin Soulouque kaum geheim gehalten. Gustav d'Alaur hat vor etwa 12 Jahren in der Revue des Deux Mondes ausführliche und vollkommen wahrheitsgetreue Schilderungen gegeben.*) Der jetzige Präsident von Haiti, General Geffrard, wußte ohne Zweifel, daß der Schlangenkultus unter einem Theile der Schwarzen auf Haïti im Schwange geht; es erscheint deßhalb auffallend, daß er die Sache in Abrede stellte, als der neue Erzbischof, Cosquer, derselben erwähnte. Der Präsident bezeichnete sie, im Februar 1864, als ein „europäisches Vorurtheil"; es traf sich aber, daß schon nach ein paar Wochen ein eclatanter Beweis für das Existiren des Vaudou ans Tageslicht kam. Wir haben den Gegenstand schon einmal kurz erwähnt (Globus VI, S. 182); der Moniteur Haïtien vom 12. März 1864 bringt jedoch nähere Nachrichten, die schauderhaft, aber kennzeichnend sind.

Präsident Geffrard sah sich veranlaßt, ein Rundschreiben an die höchsten Beamten der verschiedenen Bezirke zu richten. Er sagt unter Anderm: „In Bizoton, Arrondissement Port au Prince, ist ein schauderhaftes Verbrechen begangen worden. Acht Kannibalen, vier Männer und vier Frauen, haben ein Kind abgeschlachtet, den Leichnam in Stücke zerschnitten, ihn aufgefressen und dabei die Gebräuche der Vaudou-Sekte beobachtet. Sie sind verhört und in Gegenwart einer zahllosen Menschenmenge, welche ihren Abscheu zu erkennen gab, hingerichtet worden. Solche Verbrechen müssen nicht bloß bestraft werden, es ist eine Pflicht für die Behörde, sie zu verhindern; denn es wäre eine Schande für unser Land, wenn es nicht vereinzelt bliebe." — Dann wird darauf hingewiesen, daß das Gesetz unerlaubte Versammlungen und nächtlichen Unfug bestrafe und „die meisten von denen, welche sich den Gebräuchen (aux pratiques, aux sortilèges, aux reunions et aux danses de la secte du Vaudou — der Präsident weiß also, daß es viele dergleichen gibt!) hingeben, fallen unter die Vorschriften des Strafgesetzes". Wer also öffentlich oder heimlich Vaudoubräuche treibt, soll verhaftet und vor Gericht gestellt werden; die Behörden sollen alle dabei üblichen Instrumente 2c. wegnehmen und strenge Aufsicht führen.

Dieser Befehl des Präsidenten zeigt, daß der Vaudou nicht etwa vereinzelte Anhänger zählt; ohnehin wissen wir, daß er noch vor 10 Jahren unter Soulouque von dessen Regierung gehegt und gepflegt wurde. Ein zu Port au Prince von Mulatten redigirtes Blatt, die „Opinion nationale", welches sich die Aufklärung der Neger zum Ziele gesetzt hat, von denen aber leider nur wenige lesen können, schildert in ihrer Nummer vom 26. März 1864 den ganzen Hergang, der im Dezember 1863 zu Bizoton dicht bei der Hauptstadt der Republik Haïti stattfand.

Ein Mann Namens Congo Pellé erhielt vom Gotte Vaudou Befehl, ihm ein Menschenopfer darzubringen; wenn er das gethan, werde Glück und Wohlstand in seine Hütte kommen. Er besprach die Sache mit seiner Schwester Jeanne Pellé und beide beschlossen, ihre eigene Nichte, die siebenjährige Claircine, Tochter der Clara Pellé, der Schlange zu opfern. Sie brachten das Kind am 27. Dezember zu einem gewissen Julien Nicolas, der mit Hülfe anderer Eingeweihten, nämlich des Floreal und Guerrier, und der Frau Beyard, ihm Arme und Beine zusammenband. So wurde Claircine in Floreals Haus gebracht und hier an einen mysteriösen Ort geschafft, welchen die Vaudouleute als Humfort bezeichnen. Dort blieb sie vier Tage; am 30. Dezember brachte man sie um 10 Uhr Abends wieder zu Congo Pellé, wo sie geopfert werden sollte.

Die Opferstunde hatte geschlagen, die „heilige Handlung" sollte vorgenommen werden. Jeanne packte ihre Nichte an der Kehle und würgte an derselben, Floreal drückte die Weichen zusammen und Guerrier hielt die Füße. So wurde das Mädchen getödtet. Als die Leiche am Boden lag, schnitt ihr Floreal den Kopf herunter und zog die Haut vom Leibe. Dann stürzten Jeanne Pellé, Floreal, dessen Frau Nereine, Congo, Julien Nicolas und die Frauen Roseide und Bigard darüber her, fraßen das noch zuckende Fleisch und soffen das warme Blut.

Nach diesem Kannibalenschmause brachten sie Clair-

*) Ich kenne einen deutschen Kaufmann, der Jahre lang in Port au Prince gelebt hat. Ein freidenkender Mulatte machte ihm einst den Vorschlag, einer Vaudou-Verehrung beizuwohnen, bei welcher Soulouque als Papa Vaudou figuriren werde. Beide bemalten sich schwarz, der Deutsche stülpte eine wollhaarige Perücke auf und wagte das gefährliche Unternehmen, weil er schwarze Augen und ein etwas breites Gesicht hat. Er gab mir eine eingehende Erzählung von dem, was er selber gesehen, und bestätigte, daß d'Alaur die reine Wahrheit gesagt und nicht etwa übertrieben habe. A.

einens Kopf in Floreals Hütte, kochten ihn mit Ignamen und verzehrten alles Kopffleisch. Den abgekratzten Schädel stellten sie auf einen Altar, Jeanne läutete mit einer Glocke. Die Uebrigen begannen einen heiligen Tanz, drehten sich um den Altar und sangen die Vaudouhymne:

Eh, eh, bomba, hen, hen!
Congo bafio té!
Conga manue da li!
Conga de ki la!
Conga li!

Nach der Ceremonie verscharrten sie Claireinens abgeschundene Haut und die Eingeweide bei Floreals Hause. Was vom Blut noch übrig, d. h. nicht getrunken worden war, that man in Gefäße, die sorgfältig aufbewahrt wurden; die Knochen wurden zu Pulver zerstoßen. Nun war die „heilige Handlung" abgethan und die Schlangenverehrer trennten sich, nachdem sie für den heiligen Dreikönigstag, 6. Januar, ein neues Opfer verabredet hatten, das schon bei Floreal in verborgener Haft gehalten wurde.

Dasselbe war abermals ein junges Mädchen, Namens Losama, und von Nerêine auf der Landstraße nach Léogane aufgegriffen worden. Zum Glück erhielt die Polizei Kunde, die Menschenfresser wurden vor Gericht gestellt und am 7. Februar hingerichtet. —

Die Vaudou-Sekte hat sich auf Haïti allezeit fortgepflanzt, obgleich die Regierungen strenge Verbote gegen sie erlassen haben. Toussaint Louverture dekretirte am 4. Jan. 1800 alten Anhängern derselben Bastonnade und Gefängniß; Dessalines ließ 1801 nicht weniger als 50 Vaudouleute auf Bayonnette spießen und verfolgte sie auch späterhin sehr eifrig. Unter den Mulatten Petion und Boyer verlor der „schimpfliche Aberglaube" an Credit, aber mit Soulouque kam der Instinkt afrikanischer Barbarei wieder hoch empor. Der Kaiser war, wie schon bemerkt, selber Papa Vaudou. Die heilige Schlange hatte ihm 1841 prophezeit, daß er einmal Kaiser werden würde; die Weissagung erfüllte sich und der Imperator war dankbar. Er beschützte die Sekte, verließ oftmals bei Nacht seinen Palast und nahm Antheil an den Mysterien. Die Papa-Lois waren seine Rathgeber und halfen ihm bei seinen immer im höchsten Grad abgeschmackten Beschwörungen, durch welche er den Zauber abwenden wollte, welcher etwa durch seine Feinde auf ihn geworfen werden könnte! —

Auch mancher harmlosere Aberglaube knüpft sich an die Schlange. Der geflügelte Drache, zu welchem die aus einem dotterlosen Ei des Hahnes geborene Schlange sich entwickelt, stirbt erblindet, wenn ihr der Karfunkel vom Kopfe geraubt wird. Das ist Volksglaube in der Normandie. — Die große Schlange auf der westindischen Insel Dominica enthüllt ihren Karfunkel nur, wenn sie an der Quelle trinkt. — Tschudi erzählt in seinem Werk über Peru: Wenn das Carbunculo, ein mythisches Thier, von den Wilden in der Montaña von Vitoc verfolgt wird, öffnet es eine Klappe seiner Stirn, und dann verursacht es eine so blendende Helle, daß der Jäger es nicht mehr sehen kann. — Bei Schweinfurt am Main wollen Winzer eine Schlange gefunden haben, welche Perlen weinte. — Marco Polo weiß von einer Schlange in Masulipatam, Indien, welche einen Karfunkel bewacht. — Arabische Sagen wissen, daß die Schlange einst der König aller Thiere gewesen; sie hatte einen Kopf wie Rubin, Augen wie Smaragd, war 1000 Jahre vor den Menschen entstanden und Eva's Gespielin. Als sie aber, durch den Pfau verführt, Iblis heimlich ins Paradies schaffen wollte, flog dieser in ihren Mund hinein, setzte sich zwischen den Zähnen fest und vergiftete diese für alle Ewigkeit. A.

Das deutsche Element in Ungarn.

In einer Zeit, wo das deutsche Volksthum in Ungarn täglich mehr an seiner Ursprünglichkeit einbüßt, ja an manchen Orten völlig abstirbt, ist es gewiß ersprießlich, Alles zusammenzustellen, was zur Kenntniß desselben dienen kann. Denn nur wenige Jahrzehnte werden vergehen, und die Kunde von dem Gebaben und Gebahren der eigenen Vorfahren wird dem Gedächtnisse der Kinder und Enkel vieler unsrer Stammbrüder jenseits der Leitha entschwinden. Ein treffliches Werk, welches uns Ungarn in so lebendiger und anschaulicher Weise schildert, wie noch keines zuvor, gibt uns auch über die Deutschen in den Ländern der Krone des heiligen Stephan sehr eingehende und anziehende Nachrichten. Wir meinen: Land und Leute in Ungarn von Dr. Erasmus Schwab, Leipzig, O. Wigand 1865. Es ist entschieden der beste Beitrag zur Kunde Ungarns, der seit langem erschienen. Die eigenthümliche Natur des Landes, die Theiß, die Pußten, die Tatra, die sonderbaren Höhlen von Aggtelek gehen in lebenswahren Bildern an uns vorüber. Prächtig beschreibt der Verfasser die ungarischen Edel- und Pfarrhöfe mit ihren Insassen, die Betyaren, Hirten und Räuber der Pußta, die Juden und ihren großen Einfluß, endlich das deutsche Kulturelement und seinen Untergang. Hierbei wollen wir heute stehen bleiben. Es ist zugleich ein trauriges und ein freudiges Bild, das wir vor dem Leser aufrollen. Traurig, weil es uns die Entnationalisirung vieler unsrer Stammesbrüder zeigt; freudig, weil deren hoher Kultureinfluß auf die umwohnenden Völker nachgewiesen wird.

In Ungarn wohnen etwa 800,000 Deutsche, meist zerstreut und vereinzelt, nur in den größeren Städten und der Zips, sowie an der Westgrenze des Landes in compakteren Massen. Im östlichen Oberungarn, dem ehemaligen kaschauer Verwaltungsbezirke, leben unter einer Bevölkerung von 1,388,000 Seelen 83,000 Deutsche. Von den wenigen, nur 37, Städten dieses Gebietes enthält die Zips 25, und auch die meisten anderen Städte sind deutschen Ursprungs, da die Magyaren ursprünglich höchstens in Märkten, die Slovaken, Ruthenen und Romanen fast nur in Dörfern wohnten.

Etwa 57,000 unserer deutschen Stammgenossen wohnen in der Zips. Dort stirbt das Deutschthum bereits seit dem 15. Jahrhundert ab; besonders wurde es in den zerstreuten Ortschaften durch Slovaken verdrängt. Die Magyaren

behaupten, in Ungarn hasse man die Deutschen nicht, und weisen lebhaft auf die Zips hin. Nun und wie machen es die zipser Deutschen? Die Katholiken, an Zahl unbedeutend, sind meist sehr arm und können sich nicht rühren; die Protestanten, wenn Bauern, sind entzückt, wenn ein ungarischer Edelmann ihnen schön thut; in den Städten tragen sie sich heute meist ungarisch, können zwar häufig nicht Magyarisch, verleugnen aber doch mitunter die Muttersprache und nannten im Jahre 1860 die abgetretenen Beamten „deutsche Hunde". Dafür rühmen sich aber die Magyaren, das Magyarenthum, welches im Norden bekanntlich nirgends die Landesgrenze berührt, reiche heute bis an die Tatra.

Zahlreiche Deutsche lebten einst in den Comitaten Abauj-Torna. Die Deutschen dort sind jetzt fast ganz magyarisirt, oder theilweise slavisirt. In „Deutschendorf" verstand vor wenigen Jahren von den unter Joseph II. Eingewanderten nur noch ein Weib Deutsch! Nur die gewerbfleißigen, wohlhabenden, katholischen Metzenseifner, an 3000, sind deutsch geblieben. Die Comitatshauptstadt Kaschau bot einen guten Anknüpfungspunkt für das deutsche Element, da sie die Zips im Rücken hatte. Die Bewohner sprechen Deutsch, Magyarisch und Slavisch, zwar nicht correct, aber geläufig, und Kaschau besitzt nebst Preßburg und Ofen-Pest allein ein namhaftes Bürgerthum in Ungarn, obwohl dies keinen Vergleich mit Deutschlands Städtewesen zuläßt. Kaschau hat keinen ausgesprochenen nationalen Charakter; obwohl es seit Jahrhunderten auch magyarische Bewohner hat, überwog zeitweise das Slavische, und es sprachen noch vor 30 Jahren wenige Leute Magyarisch. In den letzten 10 Jahren nahm Kaschau unter dem Einflusse des Deutschthums einen mächtigen materiellen und geistigen Aufschwung.

Mehrere Grabstätten deutschen Lebens enthält das slovakische Comitat Sarosch, aber auch die nicht slavisirten Reste, 2900, sind zerstreut und ohne alles Nationalgefühl. Eperies hat jetzt 1200, das polnisch-slovakische Bartfeld 180, das einst blühende Zeben 90 deutsche Bewohner; um Eperies, zumeist in Sovar (Salzburg) leben 500 Deutschböhmen, „Schwaben", wohlhabende Bauern, ohne nationalen Halt. Aehnlich verhält es sich mit dem einst gleichfalls von vielen Deutschen colonisirten Gömös; hier haben sich diese, da die ethnographischen Verhältnisse denen von Abauj ähnlich sind, in dem nördlichen Theile slavisirt, in dem südlichen magyarisirt. Von den 4200 Deutschen des Comitats kommen die meisten auf die alte Bergstadt Dobschau und das noch vor 15 Jahren gemüthliche deutsche Städtchen Rosenau.

Die Deutschen in dem östlichen Theile des besprochenen Gebietes sind durch geographische Vertheilung und sociale Stellung in ungünstigen Verhältnissen und für das Deutschthum ohne Bedeutung, die in dem westlichen Theile ohne nationales Bewußtsein; die Wenigsten haben eine Kenntniß von unseren großen Dichtern, sind durch Slaven und Magyaren in ihrer Volksthümlichkeit zersetzt und werfen sich in neuerer Zeit unbedingt dem Magyarenthum in die Arme. Nicht erst seit heute gehören manche vollklingende magyarische Namen, in Ungarn gefeiert, deutschen Renegaten an, die den deutschen Namen ablegten.

Auch der stürmische, von den schroffsten nationalen Gegensätzen leidenschaftlich erregte Landtag von 1861 konnte nicht umhin, durch den Mund einiger reichbegabten Männer auszusprechen, daß Ungarn die Anregung und Förderung materiellen und geistigen Lebens jeglicher Art der Einwirkung Deutschlands und der Deutschen verdanke. Elsner, ein vorzüglicher Kenner Ungarns, hat diese mannichfachen Anklänge an deutsches Wesen in der sogenannten kleinen ungarischen Ebene, dem alten Pannonien zwischen der Donau und Drau, nachgewiesen und spricht sich darüber wiederholt aus. Im Allgemeinen wird sich eine nachhaltige Einwirkung des Deutschen zunächst im Banat, dann unter den im ungarischen Alpenlande wohnenden Magyaren und den protestantischen Slovaken nachweisen lassen. Schwab zeigt an dem speciellen Beispiel der Gewerbe und Industrie des kaschauer Verwaltungsgebietes, das ein Fünftel Ungarns ausmacht, wie segensreich die Deutschen für Ungarn waren und sind.

Weitaus am besten mit Gewerbsleuten versehen ist die heute nur noch zu einem Dritttheile von Deutschen bewohnte Zips, das an Städten reichste Comitat. Jedes Städtchen, aber auch jeder der heute noch ganz oder überwiegend deutschen Orte besitzt die nöthigen Handwerker, im auffallenden Gegensatze zu den slovakischen oder slovakisirten Ortschaften. Die gesammte gewerbliche und industrielle Thätigkeit ist in den Händen des deutschen Bürgers, die Mannichfaltigkeit, Solidität und theilweise Nettigkeit der gewerblichen Erzeugnisse übertreffen weit die ähnlichen Leistungen der ungarischen Comitate. Der Zips zunächst stehen in gewerblicher und industrieller Beziehung jene wenigen Comitate, welche die zahlreichsten, wenngleich bereits großentheils magyarisirten oder slavisirten deutschen Colonien enthalten, somit vor allen das Comitat Gömör. Die schwunghafte Industrie desselben reicht, weil zum Theil auf Bergbau beruhend, vielfach dem Kleingewerbe die Hand; wie dort gehören auch hier einzelne Erzeugnisse zu den besten des Landes; in beiden Comitaten erwuchs die rege materielle Kultur auf Grundlage des Protestantismus.

Auch in Sarosch zeichnen sich nur die ehemaligen Deutschstädte Eperies, Bartfeld, Zeben verhältnißmäßig durch Gewerbfleiß aus, selbst die kleineren ursprünglich deutschen Orte, wie Siebenlinden, decken den eigenen Bedarf; in den slavischen Ortschaften dagegen hat der Jude Alles an sich gerissen und erscheint in diesem slovakischen Comitate zumeist als „Händler" in allen möglichen Gestalten.

In Abauj ragen das ehemals ganz deutsche Kaschau, die Deutschstädtchen Ober- und Untermetzenseifen, das ehedem nur theilweise deutsche, heute ganz magyarische Jaszo hervor. Das dicht bevölkerte Comitat wiederholt gleichsam die gewerblichen und industriellen Verhältnisse Ungarns im Kleinen. Inmitten liegt eine ehemalige Deutschstadt, im 13. Jahrhundert angelegt, bis zum 16. ihren nationalen Charakter bewahrend, später die Schicksale der meisten Deutschstädte Ungarns und einiger Städte Siebenbürgens theilend, immer aber durch ihre Lage höchst wichtig. Als ehemalige „Hauptstadt Oberungarns" und im abgelaufenen Decennium als Hauptstadt eines Verwaltungsgebietes besitzt sie mit Ofen-Pest und Presburg das einzige nennenswerthe Bürgerthum in Ungarn. Eine ziemlich vielseitige gewerbliche Thätigkeit, der starke Verkehr mit Pest und Wien u. s. w. machen Kaschau in Bezug auf materielle Kultur zur ersten Stadt des ehemaligen Verwaltungsgebietes. Wie groß aber ist der Abstand der umliegenden magyarischen, slovakischen und gemischten Orte, selbst mit Rücksicht auf das Kleingewerbe! 10,000 Juden finden darum ihren Unterhalt im Comitate! Wie anders steht es da in der Zips und in Gömör!

Je weiter wir von hier an gegen Osten vorschreiten, desto geringer wird die Anzahl der deutschen Colonien im Allgemeinen, desto seltener wanderten deutsche Ansiedler als Bürger und Städtegründer ein, desto mehr nimmt die Anzahl der Städte ab, in denen übrigens das eigentlich städtische Leben, ja das bürgerliche Element gänzlich fehlt;

hier beginnt das Dorado des Juden, der aber durch die Art seiner Thätigkeit den Mangel des befruchtenden deutschen Einflusses nicht zu ersetzen im Stande ist. Wie ein Naturgesetz gilt für Oberungarn der Satz: Je geringer die Anzahl der eingewanderten Deutschen, desto größer die der Juden, desto unbedeutender und schlechter aber sind Gewerbe und Industrie, desto ausgebildeter ist das „Handelswesen".

Will man die Erscheinung eine zufällige nennen, daß nur dort, wohin der Deutsche seinen Fuß als Städtegründer setzte, heute die Gewerbe, wo nicht in einem entschieden guten, so doch in einem leidlichen Zustande sich befinden, während sie anderwärts erst im Zustande der Kindheit vegetiren?

Berücksichtigt man die Nationalität der Gewerbtreibenden, so ergibt sich, daß der Deutsche alle Arten von Gewerben betreibt, auch die der Kunst verwandten, der Magyar überwiegend sich dem Geschäfte der Gerberei und den Arbeiten in Leder zuwendet. Der Slovak betreibt nur Kleingewerbe und zwar in ehemaligen deutschen Ansiedlungen, der Ruthene und Romane beschränkt sich auf die unentbehrlichsten Gewerbe, oder überläßt diese dem anstelligen Juden. Der Jude dringt überall ein, wo ihm der Deutsche nicht schon zuvorgekommen ist, wird diesem aber durch seine Genügsamkeit und Sparsamkeit, dann weil er mit größerem Kapital arbeitet, ein gefährlicher Nebenbuhler. Uhrmacher sind fast nur in den von Deutschen bewohnten Ortschaften. Die Fußbekleidungskünstler unterscheiden sich in „deutsche Schuhmacher", welche für die Deutschen und die Stadtbevölkerung arbeiten, und in „ungarische Tschischmenmacher", welche Stiefel verfertigen für die Magyaren und die übrigen Nationalitäten, insofern sie nicht barfuß laufen oder selbstgefertigte Bundschuhe tragen, dann für die Bauernweiber aller Zungen, welche alle in Stiefeln umherwandeln. In gleicher Weise unterscheidet man „deutsche" und „ungarische" Kleidermacher, überdies noch „Grobschneider", die für den Bauern arbeiten. Bierbrauereien sind fast durchweg Kennzeichen des ursprünglich deutschen Charakters der betreffenden Ortschaft.

Hier ist nur an den Gewerben eines Theils von Ungarn die große Ueberlegenheit des Deutschthums nachgewiesen worden. Wie bedeutender war sein Einfluß nicht in vielen anderen Beziehungen, und doch trat der Untergang desselben ein! Das Kapitel, wie die deutschen Ansiedlungen in Ungarn slovakisirt und magyarisirt wurden, ist eines der interessantesten in Schwabs Buche, wenn auch für den Patrioten sehr betrübend. Materielle Noth und ihre moralischen Folgen trugen viel mit dazu bei. Die Religionsstreitigkeiten nicht minder; durch sie zerriß aller Zusammenhang zwischen dem ungarländischen Deutschen, der Gegensatz von Protestantisch und Katholisch war ein unheilbarer, sogar innerhalb derselben Gemeinde. Immer tiefer griff unter solchen Verhältnissen die Zersetzung des Deutschthums durch Slovaken um sich und ging namentlich mit der Schwächung des Protestantismus, dem Verluste der bürgerlichen Freiheit und der sich daraus ergebenden Verarmung Hand in Hand. Der geistige Zusammenhang mit dem Mutterlande war bis auf das Nothdürftigste herabgeschmolzen, der ungarländische Deutsche haltlos geworden.

Daß so viele vereinzelte Deutsche in den größeren Städten, so viele fähige, so viele selbstsüchtige Köpfe, daß so mancher deutsche Glücksritter, so manches zweideutige Subjekt in dem kräftigen, mit ausgesprochenen Magyarisirungsgelüsten an ihn herantretenden Magyarenthum aufgingen und noch aufgehen, ist eine für uns Deutsche betrübende, aber nicht schmähliche Thatsache. Bei dem geringen nationalen Halt der Deutschen konnte das Aufgehen der Vereinzelten in dem herrschenden Volke nicht auffallen. Ein ganz anderes Gefühl bemächtigt sich jedoch unserer bei dem Gedanken an die Slovakisirung so vieler Deutschen in Ungarn. Mit Magyaren traten Deutsche von jeher in ehrende Verbindung; der Slovak aber in den östlicheren, also in den von Deutschen mitbewohnten Comitaten steht geistig und sittlich so tief unter dem Deutschen, und die slavisirten Deutschen befinden sich in einem so versunkenen Zustande, daß uns diese Slovakisirung mit tiefer Beschämung und bitterm Herzeleid erfüllen muß.

Der Slovake lernt in seiner Zähigkeit und geringen geistigen Gewandtheit keine fremde Mundart, sondern spricht zu Jedermann in seiner Sprache, so daß der Nachbar gezwungen ist, Slovakisch zu lernen. Der Deutsche dagegen ist immer bemüht, auch die Sprache des Fremden sich anzueignen; er lernt damit auch sehr leicht die Sitten und Unsitten desselben; dazu kommt, daß das deutsche Element in Ungarn sich unablässig zersplittert.

In den ehemaligen Deutschstädten außerhalb der Zips schmolz die eigentlich deutsche Gemeinde von Jahr zu Jahr an Volkszahl, Wohlstand und Bedeutung; sie fristete ihr nationales Dasein nur durch Kirche und Schule. Aber welches elende Ungarisch- oder Slovakisch-Deutsch wurde in der Schule gelehrt! Ein gleiches Deutsch wurde auf der Kanzel als Wort Gottes gepredigt. Die Kluft zwischen Deutschen und Slaven wurde täglich mehr ausgefüllt, Wechselheiraten verwischten den Unterschied namentlich in den unteren Ständen immer mehr, und endlich entstand ein leidiges Utraquistenthum, das aus seinem Zwitterthum gar schnell den völligen Schritt zur Slavisirung macht. In den Dörfern erfolgte die Slavisirung noch rascher.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß der ungarländische Deutsche kein Nationalbewußtsein hat, ja daß er heute zum großen Theil entnationalisirt ist. Aber dies mußte so kommen. Vom ersten Augenblicke an, wo die Hospites ins Ungarland gerufen wurden, ward der vornehme Deutsche, als Hof- und Staatsdiener, von der nationalen Eifersucht bitter angefeindet. Die übrigen Deutschen führten als Bürger und Bauern ihr engbegrenztes Stillleben. Vom Anfange aber war das Loos des Deutschen in Ungarn das: räumlich getrennt zu sein, nie eine politisch-nationale Gemeinschaft eingehen zu können. Nur die „zipser Sachsen" hatten eine Zeitlang einen Nationsgrafen und bewahrten treu ihr deutsches Geistesleben bis ins vorige Jahrhundert, wo sie durch eine Jahrhunderte lange Reihe von Mißgeschicken gebrochen waren. Die jüngeren Ansiedler aber, unter Maria Theresia's und Josephs Regierung, überwiegend arme Leute, ohne Bildung, gingen großentheils nach Südungarn und gaben dort einen vortrefflichen „Kulturdünger" ab.

Auf den Deutschen, der sein Mutterland verlassen, mußte das fremde Land, welches nun einmal sein Vaterland werden sollte und mußte, allgemach seine Wirkung äußern, wie auf eine aus dem Mutterboden gerissene und unter ganz andere Einflüsse versetzte Pflanze. Der Deutsche kann im besten Falle reich in Ungarn werden, das ist auch Alles; und so war es bereits vor Jahrhunderten. Zum Bewußtsein der Bedeutung des deutschen Elementes in Ungarn kam aber der ungarländische Deutsche nie, ja bei seiner sporadischen Verbreitung im Lande und dem Eigenleben jedes einzelnen Comitates lernte er seine Stammgenossen in der neuen Heimat nicht einmal kennen. Was weiß der Hienze an der deutschen Grenze von den Kricke-

haiern des ungarischen Erzgebirges? der „zipser Sachse" von den „banater Schwaben"? Wie konnte also bei dem Mangel jeglichen Bildungsmittels und bei dem Abgange einer deutschen politischen Presse in Ungarn und jeglichen andern Zusammenhanges das Gefühl der Zusammengehörigkeit unter den ungarländischen Deutschen aufkommen?

Diese Betrachtungen sind allerdings geeignet, jeden Deutschen tief zu betrüben; doch dürfen wir ungescheut aussprechen: bei gleichen Schicksalen wäre ein anderer Stamm im fremden Lande zu Grunde gegangen und hätte sich nicht so viele gute und sittliche Eigenschaften aus dem Erbe seines Volkes gerettet.

Aus allen Erdtheilen.

Barry's Wanderung durch Südafrika von Westen nach Osten. Diese Reise ist die erste, welche von der Walfischbay an der Südwestküste gerade durch den Continent bis nach Port Natal an der Ostseite gemacht worden ist. Barry verließ im Frühjahr 1861 die Walfischbay und war etwas länger als ein Jahr unterwegs. Er nahm zuerst eine Richtung nach Norden hin, um nicht mit den seit einiger Zeit sehr kriegerisch auftretenden Namaquahottentotten und den Damaras in feindliche Berührung zu kommen. Er ging durch das Ovampoland, auf dem Wege, welchen früher Andersson eingeschlagen hatte, und dann durch die Wüste bis zu dem durch Livingstone so bekannt gewordenen und späterhin mehrfach besuchten **Ngamisee.** Dieser trocknet sehr rasch mehr und mehr aus und hatte bei weitem nicht mehr so viel Wasser und nicht den Umfang, wie Barry vor vier Jahren gefunden hatte. Auf der Reise dorthin, in der Kalahariwüste, traf er gute Weiden, litt aber entsetzlich an Wassermangel und verlor dadurch 40 Ochsen. Am Ostende des Sees traf er mit dem bekannten Elephantenjäger Baldwin zusammen, und Beide zogen dann gemeinschaftlich nach Süden, dem Flusse **Zouga** entlang, bis zu Sebituanes Dorf oder Stadt. Von dort machten sie einen 70 Meilen weiten Weg abermals durch die Wüste und fanden einmal während voller neun Tage nur zwei Wasserstellen. Von den Bamanguatobergen ab zogen sie dann nach Osten bis zu Port d'Urban in der Natalcolonie. Die Elephantenjäger hatten ein gutes Jahr gehabt. Der mit Livingstone befreundete Häuptling der Makololo, Sebituane, war in Folge seiner Unmäßigkeit im Trinken mit Tod abgegangen. Die Hoffnungen, welche der Missionär auf eine Civilisirung dieses Mannes und seines Volkes setzte, haben sich als eitel erwiesen.

Ein weißer Othello auf Haïti. Die Neger in Afrika stellen sich bekanntlich den **Teufel** als einen Mann mit weißer Haut vor, und in manchen Theilen Südamerika's müssen die zum Gebrauche der Schwarzen bestimmten Christusfiguren und Muttergottesbilder ein schwarzes Gesicht haben. So ist auch, beiläufig bemerkt, die Schutzpatronin von Mexico, nämlich Unsere liebe Frau von Guadalupe, eine braune Indianerin, weil der Azteke es einmal so haben will. Aber nicht bloß Heiligenbilder, sondern auch Bühnenhelden werden von den Negern anders angestrichen, als sie von Haus aus sind. Im vergangenen Winter wurde zu Port au Prince auf Haïti Shakespeare's „Othello" in französischer Uebersetzung gegeben. Alle Darsteller, auch Desdemona, waren rabenschwarz oder braungelb, nur allein Othello, der Wütherich, war **weiß** angemalt; er allein stellte einen **Europäer** vor; keine Spur vom Mohren. Die flachsblonde Perrücke soll sich „entzückend" von dem weißgeschminkten Negergesicht abgehoben haben. — In den Negerrepubliken Haïti und Liberia sind bekanntlich **die Weißen nicht emancipirt** und haben **kein Bürgerrecht.** Dieses Vorrecht gebührt nur den Schwarzen und den Gelben.

Die Juden in Marokko und ihre Verhältnisse nehmen fortwährend die Aufmerksamkeit in Anspruch. Ueber ihre Lage haben wir bereits (Globus VI, S. 20) berichtet. Jetzt veröffentlicht die „Société de l'alliance israélite universelle" Folgendes: Am 2. April wurden in der Frühe die 12 Vorsteher der jüdischen Gemeinde in Tetuan **eingekerkert** und auf Befehl des Paschas in Ketten gelegt. Als einige Consuln dagegen auftraten, antwortete der Pascha, diese Maßregel sei **auf Befehl des Kaisers** ausgeführt worden, weil mehrere Juden an den Thoren des jüdischen Quartiers den Hütern Bezahlung verweigert hätten. Nur die Schutzbefohlenen der Consuln wurden freigelassen, während die anderen Gefangenen nach Mekinäs zum Kaiser geschickt wurden, „wo ihrer sicherer Tod wartet". Den vereinten Anstrengungen der Consuln gelang es, diese harte Strafe aufzuschieben, bis sie an ihre Vorgesetzten in Tanger berichtet hätten, welche dann sehr energisch gegen den marokkanischen Minister des Auswärtigen auftraten und an den Ferman erinnerten, den der Kaiser vor zwei Jahren an Sir Moses Montefiore erlassen hatte und in welchem er den Juden Sicherheit und Schutz durch die Gesetze versprach. Dies wirkte, und die geplagten Juden wurden wenigstens vorläufig befreit. Man sieht aber, wie es um die Einhaltung der Gesetze in Marokko steht und wie peinlich die Stellung der Juden dort trotz jenes Fermans bleibt, in dessen geringe nachhaltige Wirkung wie unsrerseits gleich Anfangs gegründete Zweifel setzten.

Die asiatischen Kulis. In Folge der unbesiegbaren Arbeitsscheu und Trägheit der freien Neger in allen tropischen Colonien hat man bekanntlich mit schwerem Geld Arbeiter, sogenannte Kulis, aus Asien geholt, die gern für den Arbeitslohn schaffen, welchen die Neger verschmähen. Diese Kulieinwanderung geht ununterbrochen fort. Eben jetzt lesen wir, daß viele Kulis, nachdem sie ihre contractliche Zeit ausgehalten, wohlbehalten und wohlhabend in ihre ostindische Heimat zurückkehren. Im Jahre 1864 verließen, amtlichen Berichten zufolge, 467 solcher Kulis **Britisch-Guyana;** sie nahmen an baarem Gelde 13,939 Pfd. Sterl. mit sich heim. Aus dieser Colonie sind binnen 22 Jahren 5879 Kulis nach Indien zurückgeschifft worden; sie nahmen 88,000 Pf. Sterl. mit sich. In jenen 22 Jahren sind in Westindien 173,666 Asiaten und „befreiete Afrikaner" angekommen; auf der Insel **Mauritius** im Indischen Ocean, wo die Neger eben so wenig arbeiten als anderwärts, 313,536 indische Kulis. Von diesen letzteren gingen 78,878 wieder in ihre malabarische Heimat zurück.

Strafe der Kreuzigung in China. Ueber dieselbe berichtet J. Jones in den „Transactions of the Ethnological Society" (Bd. III. 1865) folgendermaßen: „Die Exekution fand am 28. Oct. 1863 in Amoy statt. Der Verbrecher war ein wohlbekannter Dieb, welcher junge Mädchen stahl und als Prostituirte verkaufte. Trotz aller Züchtigung bekannte er nicht, eben so wenig sein Weib, welches zuletzt durch Schläge gezwungen gestand, daß ihr Mann schuldig sei und daß er 200 Dollars am Seeufer vergraben habe. Das Geld ward aufgefunden und der Gefangene zur Enthauptung verurtheilt. Dies ist bei den Chinesen eine der härtesten Strafen, weil sie glauben, daß Jemand, der auf Erden ein Glied seines Körpers verliert, auch jenseits ohne dasselbe wieder auferstehen wird. Da nun der Verbrecher im künftigen Leben nicht ohne Kopf umherwandeln wollte, so bat er, daß man ihn kreuzige. Die Gnade ward gewährt und ein Kreuz von lateinischer Form herbeigebracht, auf welches der Unglückliche festgebunden und durch Hände und Füße angenagelt wurde. Seine Schenkel wurden durch eine eiserne Kette an das Kreuz befestigt, und um die Brust ward ein Bindfaden mit einem Stück Papier gezogen, worauf sein Name und Verbrechen stand. Ein anderes Blatt am linken Arme des Gekreuzigten war mit dem Namen und den Titeln des Richters beschrieben. Nachdem der Gefangene in Gegenwart von Magistratspersonen angenagelt worden war, trugen vier Kulis das Kreuz auf einen öffentlichen Platz, dort wurde es aufgerichtet, blieb den Tag über

stehen und ward in der Nacht in das Gefängniß zurückgebracht, damit die Freunde des Gekreuzigten ihn nicht über Nacht entfernen möchten. Mit Tagesanbruch begann die Ausstellung von Neuem. Die Kreuzigung fand an einem Mittwoch Mittage statt, und als Jones Abends um fünf Uhr mit dem Verbrecher sprach, klagte er über Brustschmerzen und Durst. Am Donnerstage schlief er einige Stunden, als das Kreuz in das Gefängniß zurückgeholt worden war. Niemand durfte ihm zu Essen oder zu Trinken geben, obgleich vor dem Kreuze eine förmliche Messe abgehalten wurde und das Volk von Nah und Fern herbeikam und die Fleischverkäufer gute Geschäfte machten. Am Sonnabend war der Delinquent noch am Leben, und als sich ein Fremder beim Taotai für ihn verwandte, man möge seinen Leiden ein Ende machen, ließ dieser dem Unglücklichen Essig zu trinken geben, weil er glaubte, daß er hiervon stürbe. Der Tod erfolgte jedoch nicht, und als Abends das Kreuz in das Gefängniß zurückgebracht wurde, zerbrachen zwei Soldaten mit starken Bambusstäben dem Verbrecher die Beine und strangulirten ihn dann. Die Chinesen behaupten, daß die Strafe der Kreuzigung bei ihnen neu sei, und wenn man die ganzen Vorgänge mit den Erzählungen des Neuen Testamentes vergleicht, so kommt man zu dem Schlusse, daß durch die Jesuiten die Idee der Kreuzigung in China eingeführt wurde.

Ein neues Gesetz über Landverkauf im australischen Victoria. Es ist ein großer Uebelstand gewesen, daß in Australien die Regierung ihre Ländereien so hoch im Preise hielt, indem das Minimum für den Acre ein Pfund Sterling betrug. In Canada dagegen und den nordamerikanischen Vereinsstaaten kostet der Acre höchstens anderthalb Dollars. In Australien waren die Squatters, die Viehzüchter, welche ihre Heerden über weite Strecken treiben, dem Ackerbauer gegenüber stark bevorzugt; die Regierung verpachtete ihnen Landcomplexe, während die Ackerbauer den Grund und Boden kaufen mußten. Durch das neue Gesetz vom 22. März 1865 können nun die letzteren gleichfalls Land bekommen, ohne daß sie dasselbe zu kaufen und sofort zu bezahlen nöthig haben. In den Monaten April bis Juni werden vier Millionen Acres Agrikulturland ausgeboten; die Regierung läßt großartige Vermessungen vornehmen, damit sofort jede Nachfrage befriedigt werden könne, und bietet Complexe von 40 bis zu 640 Acres aus. Dafür zahlt der Erwerber jährlich zwei Schilling (20 Silbergroschen) für den Acre, und zwar halbjährlich im Voraus; er muß sich verpflichten, dieses von ihm erworbene Land nicht an einen Andern zu übertragen oder in Afterpacht zu geben, bis er darauf Verbesserungen und Anlagen im Werthe von ein Pfund Sterling auf den Acre vorgenommen hat; der Werth der Einzäunung wird dabei mitgerechnet. Wenn er das Land drei Jahre lang unter Anbau gehabt und seine Verbesserungen vorgenommen hat, kann er Eigenthümer desselben werden, falls er den Acre mit ein Pfund Sterling bezahlt. Er kann aber auch, falls er jene Verbesserungen vorgenommen hat, vor Ablauf von drei Jahren verlangen, daß die Ländereien im Aufstrich ausgeboten und dem Meistbietenden zugeschlagen werden. Findet sich kein Angebot, so kann er noch sieben Jahre das Land in Zwei-Schillingspacht behalten; nach Ablauf derselben muß er es aber kaufen. — Dieses Landkaufgesetz ist, gegen die bisher geltenden Bestimmungen gehalten, immerhin ein Fortschritt, aber der Kaufpreis von ein Pfund Sterling doch für eine solche Colonie viel zu theuer.

Eine Telegraphenlinie von San Francisco nach Britisch-Columbia ist im April 1865 eröffnet worden. Wieder eine Drahtstrecke mehr für den großen „Welttelegraphen".

Die Parsis in Indien. Unter diesem sehr ehrenwerthen Theile der Bewohner Nordwestindiens steht unser Landsmann, Prof. M. Haug in großem und wohlverdientem Ansehen. Er ist Professor in Punah und gilt bei den Parsis für den gründlichsten Kenner ihrer heiligen Bücher und überhaupt ihrer Religion. Durch Haug feiert die deutsche Wissenschaft wieder einmal einen glänzenden Triumph. Wir finden in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft (Leipzig 1865, S. 304) einen Brief Haugs an Prof. Brockhaus, vom 27. Okt. v. J., in welchem es heißt:

„Als ich kürzlich in Bombay war, wurde ich von den Parsen aufgefordert, einen Vortrag über ihre Religion zu halten. Ich wählte die schöne Rede Zoroasters, Yasna 45. Gegen 300 Parsen kamen; jeder zahlte für den Einlaß fünf Rupien (zu 20 Silbergroschen). Ich übermachte die Summe von 900 Thalern der Zertoschti Medresa, um den besten Zend- und Pehlewischülern Preise davon zu geben. Man will ein Haugstipendium gründen; dies ist der Anfang; weitere Vorträge werden folgen. Die Parsen schenken mir das größte Vertrauen. Es ist wirklich merkwürdig, aber buchstäblich wahr, daß ich, wenn auch nicht dem Namen nach, doch faktisch die Stelle eines geistigen Oberhaupts der indischen Parsengemeinde einnehme. Als ich meinen Vortrag beendigt hatte, erhob sich der dortige Oberpriester und dankte mir dafür."

Professor Haug berichtet ferner, daß er aufgefordert worden war, an den beiden parsischen Priesterschulen (Zertoschti Medresas) in Punah ein Examen vorzunehmen. In der einen, von dem edlen und guten Sir Dschamsitschi Dschidschibhoy gegründeten Schule befinden sich 11 Zöglinge; in ihr wird Zend, Pehlewi, Sanskrit, Persisch und Englisch gelehrt. Haug examinirte gemeinschaftlich mit zwei Parsis in allen fünf Sprachen, und das Ergebniß war sehr günstig. Die jungen Priester lernen die Zendgrammatik (des Altpersischen) nach dem europäischen System, und die talentvollen Leute nehmen keine Erklärung an, die sich nicht auf wissenschaftlichem Wege begründen läßt. Das ist in der That ein Fortschritt.

Zustände von Calcutta. Man erörtert bereits seit einiger Zeit lebhaft in England die Frage, die Hauptstadt Ostindiens von dem ungesunden, schmutzigen Calcutta nach Bombay zu verlegen, das schon durch seine Dampfer- und Telegraphenverbindung, seine Lage an der Westküste und größere Nähe besser hierzu geeignet sei. Wie entsetzlich die Gesundheits- oder vielmehr alle Verhältnisse Calcutta's sind, geht aus folgendem Artikel der „Saturday Review" hervor:

„Wer den Haufen von Prachthäusern und Lehmhütten, welcher die „Stadt der Paläste" heißt, nicht selbst gesehen und gerochen hat, dem mag diese Sprache übertrieben scheinen; aber wer sie kennt, wird das Uebel eher noch unterschätzt finden. Der echte orientalische Geruch — jener säuerliche, stechende, festklebende Mißduft, der den Reisenden zuerst in Cairo anfällt und immer zunimmt, je tiefer man in den Orient eindringt — findet sich in seiner wahren Vollkommenheit nur in Calcutta. Parfumeurs kündigen eine „orientalische Essenz" an; wären sie je im Morgenland gewesen, so würden sie eine andere Etikette für ihre Waare wählen. Der Abgang einer zahllosen Bevölkerung brütet unter einer sengenden Sonne in offenen Cloakengräben, die zu beiden Seiten der Straßen laufen. Diese Kanäle haben keinen Ausfluß und stauen ihren Inhalt nicht selten auf die Straße hinaus, so daß sie die Luft mit giftigen Gasen füllen. Wie es sich mit der Sterblichkeit in dieser berühmten Stadt verhält, läßt sich unmöglich sagen, denn Geburten und Todesfälle werden nicht registrirt. Aber jeder Bewohner weiß, daß Dysenterien dort heimisch sind, daß furchtbare Fieber von Zeit zu Zeit tausende von Eingebornen wegraffen, daß eine Pest, zehnmal ärger als die jetzt sogenannte russische, seit zwei Jahren in einem großen Theile Niederbengalens grassirt, ohne die mindeste Aufmerksamkeit in England zu erregen; daß die Cholera endemisch und in der heißen Jahreszeit oft epidemisch ist, und daß die Europäer beständig Luftveränderung im Gebirge suchen müssen, wenn sie nicht mit halbruinirter Gesundheit nach Europa heimkehren wollen. Delhi, Lacknau, Amritsir (die „Stadt der Unsterblichen" im Pendschab) und Lahor sind sehr schmutzig, Lahor namentlich in der Art, daß der Dunst und Gestank den Fremden fast blind macht und erstickt; aber ohne allen Vergleich ekelhafter sind doch noch die Quartiere der Eingebornen in Calcutta, und selbst die besten der englischen Straßen sind nicht frei von der Ansteckung. Daß in einer solchen Hauptstadt nur eiserne Naturen ausdauern und auf ein hohes Alter hoffen können, ist klar.

Was man auch von dem „imposanten Anblick" Calcutta's sagen mag, es gibt nur zwei wirklich schöne Ansichten der Stadt. Die eine ist die großartige Wendung um den Maidan, mit Einschluß von Tschauringhi (Chowringhee), besonders bei nächtlicher Lampenbeleuchtung; die andere ist der Prospekt auf die im Strom liegenden Schiffe. Wenn man sich erinnert, daß der Handel Calcutta's einen Werth von 27 Mill. Pfd. St. jährlich repräsentiert, und daß die Waaren zumeist in Schiffen von 650 bis 2500 Tonnen verfahren werden, so kann man sich eine schwache Vorstellung von der majestätischen Linie von Kauffahrern machen, die dem rechten Ufer des Hughly entlang liegen. Fort William nimmt sich vom Strom her nicht sonderlich aus, und das einzige hervorragende öffentliche Gebäude in Calcutta ist Government House, dessen innere architektonische Anordnung aber nichts weniger als Lob verdient.

Calcutta mit seinen ungefähr 750,000 Einwohnern, worunter gegen 4000 Engländer, wird acht Monate lang der örtlichen

bengalischen Regierung überlassen. Der Mißgriff, eine solche Stadt zur Capitale zu wählen, ist aber und abermals nachgewiesen worden. Sie liegt 150 englische (33 deutsche) Meilen vom Meer; der Südwind, der Lebensathem für Calcutta, weht unterwegs über Salzmarschen, und alle 10 Jahre ist die Stadt den Verheerungen eines Wirbelsturms ausgesetzt. Der Fluß aber ist so ausnehmend gefährlich, daß Schiffe bei der Auf- und Niederfahrt vorsichtiger sein müssen als im Rothen Meere. Künftige Vicekönige werden Calcutta voraussichtlich noch scheuer vermeiden. Die besten Häuser der Stadt fallen mehr und mehr in die Hände reicher Kaufleute, und prachtvolle Häuser sind es, mit Anstalten für persönlichen Comfort, wovon man in Europa sich nichts träumen läßt. Aber der *arge Feind* aller Behaglichkeit, auch bei krösusartigem Reichthum, ist *das Klima*, und wer den äußersten Lebensüberdruß kennen lernen will, braucht nur ein oder zwei Jahre als einsamer Junggeselle in Calcutta zu leben.

Frauen werden in der Regel vom indischen Klima, und dem calcuttaer insbesondere, weniger nachtheilig berührt als Männer, aber die äußerlichen Verwüstungen sind sichtbarer. Niemand kann den fashionablen Strand auf und ab gefahren sein, ohne daß ihm die bleichen dünnen Gesichter der Frauen und Kinder auffielen. Freilich gibt es nur wenig europäische Kinder in Indien, gerade wie es da wenig alte englische Damen und Herren gibt; und die Kinder, welche auf ihre Heimsendung nach England warten, sind mehr indisch als englisch, kaum eines Worts ihrer Muttersprache kundig, scheu, linkisch und widerspänstig, ohne die englische Lebhaftigkeit, entnervt und launisch. Ein englischer Knabe von fünf oder sechs Jahren in Niederbengalen ist kein angenehmes Geschöpf; er flucht auf Hindostanisch und hat dem eingebornen Gesinde üble Gewohnheiten aller Art abgelernt. In den oberen Provinzen, und zumal im Gebirge, bleiben die Kinder noch leidlich; aber in Calcutta verschrumpfen sie zu mageren weißen Copien ihrer Wärterinnen oder Ayahs *und verkümmern ungesehen, wenn sie nicht beizeiten nach Europa geschickt werden*. So hängt die dunkle Wolke der Trennung über fast jeder Familie, und das Kind wächst in weiter Ferne auf, ohne das Angesicht seines Vaters zu kennen. Eben dies verleidet das Leben in Indien mehr als in irgend einer der Colonien; *man kann Indien nicht colonisiren*, sondern wohnt da eben nur allenfalls für die Dauer *eines* Menschenlebens.

Indessen, bei allen seinen Nachtheilen ist Calcutta, in Folge der glänzenden englischen Gastfreundschaft, eine sehr sociale Stadt; aber bei 98° F. (30° R.) Wärme kann keine lebhafte Unterhaltung aufkommen, und acht oder neun Monate lang ist da das Vergnügen ein schweres Stück Arbeit. Die Leute müssen innerhalb der Häuser leben und können nur eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang in der auch dann drückend schwülen Luft sich im Freien bewegen. Das vornehmste periodische Schauspiel außerhalb des Hauses ist die Ankunft eines englischen Dampfboots in der sogenannten kühlen Jahreszeit, mit einer Fracht britischer Mädchen für den Heirathsmarkt. An solchen Tagen begeben sich Junggesellen, die ihre indische Einsamkeit satt haben, nach dem Werft von Garden-Reach, um sich die neuen Gesichter anzusehen — manchmal sehr hübsche Gesichter, aber noch häufiger solche, welche die Spuren tragen, daß es mit dem Orient erst probirt wird, wenn die Geschäfte im Westen schlecht gegangen. Jede „Batterie" solcher Schönen steht unter der Aufsicht einer erfahrenen Matrone, welche für ihre Moralien so weit die Garantie übernimmt. Bei der Landung spielen die Kandidatinnen bezüglich ihrer Mission die naiv unwissenden, lassen sich's aber gefallen, wenn sehr bald nach ihrer Ankunft — denn das Heirathen geht in Indien wunderbar rasch — eine annehmbare Werbung erfolgt. Indessen die zwei letzten Jahre soll dieses Marktgeschäft sich sehr flau angelassen haben. Und dabei ist Indien, wie gesagt, ein ungünstiges Klima für europäische Damenreize, Mosquitos und bengalische Dienerschaft sind nicht zuträglich für das Temperament, und da es keine Oper und wenig Interessantes zu besprechen gibt, so wär' es zu verwundern, wenn das weibliche Naturell nicht zuweilen ein wenig versauerte und verdumpfte."

Wir theilen das Obige besonders auch deshalb mit, weil eine sehr wichtige anthropologisch-ethnologische Thatsache hervorgehoben wird, die nämlich, daß der Mensch weit davon entfernt ist, ein unbedingter Kosmopolit zu sein oder jemals werden zu können. Ostindien wird nie eine Colonie der Europäer, sondern lediglich ein erobertes Land und ein zeitweiliges Absteigequartier sein. — Was die Verlegung des Sitzes der Regierung betrifft, so verweisen wir auf den Artikel: „*Bombay, die wahre Hauptstadt Ostindiens*", Globus V, S. 256.

Bilder aus Java in Aufnahme nach der Natur. 23 Photographien. Preis 3 Thlr. Dresden, Fr. v. Bötticher's Verlag. Die Länder- und Völkerkunde verdankt der mächtig überall eingreifenden Photographie bereits sehr viel, und Gegenstände, welche durch Beschreibungen oder einfache Zeichnungen uns nur mangelhaft vor Augen geführt werden konnten, erscheinen nun greifbar und deutlich vor dem Beschauer, wenn sie uns als Photographien oder Stereoskopen dargeboten werden. Man hat bisher meist nur europäische Landschaften und Menschen uns in Sammlungen photographisch vorgeführt, aber jetzt beginnt man auch weit entfernte Gegenden in das Bereich dieser Darstellung zu ziehen. Mit Aegypten machte man den Anfang, und die Ansichten, welche wir von den Pyramiden, der Insel Philä, von den verschiedenen ethnographischen Typen des alten Pharaonenlandes haben, lassen nichts zu wünschen übrig. Das vorliegende elegante Album in Visitenkartenformat führt uns nun Land und Leute in *Java* in sehr anschaulicher Weise vor und ist recht gut dazu geeignet, uns über manches Eigenthümliche dieser asiatischen Insel eine Anschauung zu geben. Besonders gut gelungen und charakteristisch sind die Darstellungen der verschiedenen auf Java lebenden Menschenrassen in ihren eigenthümlichen Beschäftigungen, und die Aufnahme läßt hier wenig zu wünschen übrig. Es sind malaische Frauen und Kinder, Dienstboten, Näherinnen und Musterzeichnerinnen, Musikanten, Gänseverkäufer und fliegende Köche. Landschaftsbilder sind unter der grellen tropischen Sonne bekanntlich auf photographische Weise nur sehr schwierig gut aufzunehmen; es leiden deshalb auch die hier mitgetheilten unter diesem Uebelstande. Licht und Schatten stehen wenig vermittelt in zu scharfem Gegensatze, doch geben die Bilder: Villa in Java, Hôtel de Marine in Batavia, Palast des Generalgouverneurs in Buitenzorg, Straße in Buitenzorg und Privathaus in Batavia immerhin einen guten Einblick in den landschaftlichen und Vegetationscharakter der Insel.

Aus der Republik Paraguay. Die Volksmenge betrug nach der Zählung von 1857 schon 1,337,439 Seelen; die Armee, vor dem Ausbruche des Krieges, 12,000 Mann, alle sehr gut ausgerüstet und von europäischen Offizieren tüchtig gedrillt; die Zahl der Reservemannschaft stellte sich auf 46,000 Mann. Die Zeughäuser waren mit allem Nothwendigen versehen, und die Reiterei hatte sehr gute Pferde. Die Aerzte waren zumeist Europäer. Die Flotte bestand aus 11 Dampfern, von denen sieben auf den Werften des Inlandes gebaut waren; einige dieser Schiffe haben 280 Fuß Länge. In Ibicuy ist eine große Eisengießerei.

Eine anthropologische Merkwürdigkeit. Das „Commercio do Parana" schreibt: „In der Nähe von Rio verde, im Innern unsrer Provinz, hat eine Frau *Drillinge* geboren, zwei Knaben und ein Mädchen. Das eine Kind ist ein *Neger*, das andere ein *Mulatte*, das dritte *weiß*." — Nach den eigenthümlichen Erscheinungen, welche der Atavismus, der Rückschlag im Blute, so häufig darbietet, ist eine solche Erscheinung keineswegs unmöglich. „Blut ist ein ganz besonderer Saft." In Mexico, Central- und Südamerika, wo die Mischung verschiedener Hautfarben und Rassen, d. h. die *anthropologische oder ethnologische Anarchie*, schon einen so hohen Grad erreicht hat, kommt es gar nicht selten vor, daß eine Frau Zwillinge gebiert, von welchen das eine Kind mehr den Typus des Negers, das andere den eines Indianers trägt. Auch in späteren Generationen schlägt oft das Blut noch zurück zu einem Typus, welcher in den Aeltern des Kindes nicht mehr so scharf ausgeprägt erschien. Es ist eine sehr erfreuliche Erscheinung, daß die Anthropologen unserer Tage dieser auch für die Kulturentwicklung so wichtigen Erscheinung ihre Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Provinz *Matto grosso* zählt jetzt noch etwa 60,000 *wilde Indianer*.

Die französischen Messageries imperiales. Wir gaben vor einiger Zeit Mittheilungen über die Peninsular and Oriental Company, welche seit ein paar Jahren an den „Maritimes des Messageries imperiales" eine Concurrentin erhalten hat. Die Unternehmung ist kolossal und für das Publikum eine wahre Wohlthat, indem sie das englische Monopol gebrochen hat. Im Dezember 1863 hatten die Messageries 52 Dampfer von 87,101 Tonnen Tragfähigkeit und 15,870 Pferdekraft; am Ende des Jahres 1864 aber 58 Dampfer von 102,445 Tonnen und 17,530 Pferdekraft. Im Bau waren noch vier von 8647 Tonnen und 1080 Pferdekraft. Nach den asiatischen Gewässern hat die

Compagnie 1864 vier neue Dampfer gesandt; sie hat nun jenseits Suez deren 11 und wird 1865 diese noch um zwei vermehren. Sie verlor zwei Dampfer im Jahre 1864, die Hydaspes im indischen Archipelagus und die Bearn, welche auf der Rückreise aus Brasilien im Hafen von Bahia auflief und sank. Fahrgäste und Postfelleisen wurden gerettet. Das Unglück entstand „in Folge einer meteorologischen Perturbation und einer Unregelmäßigkeit submariner Strömungen; auch hatte der Kompaß auf diesem eisernen Schiffe Mißweisungen". — Die sämmtlichen Schiffe der Messageries haben 1864 zurückgelegt 465,582 Marinelieues; davon kommen auf das Mittelländische und Schwarze Meer 337,130; auf das Atlantische 53,100, und auf die asiatischen Gewässer 75,352; die durchschnittliche Schnelligkeit der 58 Dampfer betrug 9½ Knoten in der Stunde.

Die Seidenindustrie in Frankreich. Seit Jahren hat die Krankheit, von welcher auch im südlichen Frankreich die Seidenraupe ergriffen wurde, großen Schaden angerichtet; ein Gleiches geschah in Spanien und Italien. Nun beziehen die Seidenfabriken im Languedoc, in den Cevennen, der Dauphiné und Lyon außer der chinesischen Rohseide dergleichen auch aus der Levante. Die Seuche hat den Ertrag in den genannten Ländern mindestens um ein Drittel vermindert. Aus amtlichen Nachweisen geht hervor, daß der jährliche Durchschnittsertrag der Cocons in Frankreich für den Zeitraum von 1846 bis 1852 sich auf 24½ Mill. Kilogramme belief und 1853 auf 26 Mill. stieg, 1855 nur 20 Mill.; jetzt stellt er sich für die letztverflossenen Jahre auf 10 bis 14 Mill. Das Departement der Drome lieferte früher für 16 bis 18 Mill. Cocons, jetzt nur für 2 bis 3 Mill.

Die Einfuhr von „Seidenwurmsamen" stieg 1860 auf 67,038 Kilogramm im Werth von 13,407,000 Frcs.; sie fiel dann Jahr für Jahr und betrug 1864 nur 24,515 Kilogramme, im Werthe von 4,418,100 Frcs. Die Regierung ließ 1000 Kisten solchen Samens aus Japan kommen, aber viele Seidenzüchter verkauften den Antheil, welcher ihnen zugebilligt worden war, mit einigen Francs Profit nach Italien! Wir wollen hier bemerken, daß in Algerien die Seidenwürmer bisher von der Seuche völlig verschont geblieben sind.

Das Feuersteinlager von Pressigny le Grand im Departement Indre et Loire hat unter den französischen Archäologen zu einem Streit Veranlassung gegeben. Man fand dort im verflossenen Jahre eine ziemlich bedeutende Strecke Landes mit einer ungeheuern Menge von Feuersteinbruchstücken bedeckt, die alle entschiedene Spuren von Bearbeitung zeigten. Viele Archäologen, welche den Ort besuchten, gelangten zu dem Schlusse, daß hier vorhistorische oder wenigstens vorkeltische Menschen ihre Waffen und Geräthschaften zugehauen hätten. Wie „Galignanis Messenger" berichtet, trat hiergegen ein Herr Roberts auf, welcher behauptete, daß nur die Ueberreste von einer Flintfabrikation zu Feuersteingewehren vorlägen. Dieser Ansicht schloß sich Descaine, Präsident der Akademie der Wissenschaften, an. Penguilly Lharidon, der Director des pariser Artilleriemuseums, hat nun die Sache wieder aufgenommen und weist im Moniteur nach, daß nach allen technischen und historischen Anzeichen von einer Fabrikation der Feuersteine zu Gewehrschlössern hier keine Rede sein kann. Um Funken an den Schlössern zu erzeugen, benutzte man zuerst Schwefelkies; erst 1630 führten die Spanier den Feuerstein ein. Die regelmäßige Fabrikation von Feuersteinen (flint) zu Gewehrschlössern begann aber erst 1719, bis dahin hatte jeder Soldat seine eigenen Steine mit sich geführt. Die Feuersteine von Pressigny waren hierzu aber durchaus nicht geeignet; auch kennt man in Frankreich genau die Plätze, wo einst zu militärischen Zwecken Feuersteine bearbeitet wurden. Die Ansichten von Roberts und Descaine sind hiermit widerlegt, aber die Frage: woher stammen diese Splitter und Bruchstücke, wozu dienten sie? wartet immer noch auf Erledigung.

Der Ladogasee, obgleich für Rußland von großer Bedeutung und in einer der am leichtesten zugänglichen Gegenden dieses großen Reiches gelegen, ist doch bis in die neueste Zeit nur wenig erforscht gewesen. Schon Peter der Große wollte auf ihm eine Flotte bauen, aber sein Plan kam nicht zur Ausführung. Im Jahre 1858 gab der Großfürst Constantin den Befehl, eine genaue hydrographische Aufnahme des Sees zu veranstalten und eine Karte desselben zu zeichnen. Diese Arbeiten nahen sich nun ihrem Ende. Ueber die Resultate derselben erstattete Herr Andrejew in der russischen geographischen Gesellschaft am 3. März 1865 Bericht. Besonders hob er den Fischreichthum des Ladogasees hervor, welcher für einen großen Theil der Bevölkerung an der Südküste eine reichliche Einnahmequelle ist. Das Klima ist rauh; das Eis liegt bis in den Frühsommer; die Temperatur des Wassers ist während der Wintermonate 2 bis 3° R.; während des Sommers übersteigt sie nie 6° R. Das Eis wird anderthalb bis zwei Arschinen stark. Die Schifffahrt wird mit sehr schlechten und unpraktisch gebauten Fahrzeugen betrieben. In Schlüsselburg laufen jährlich etwa 600 Schiffe von allen Seiten des Sees ein und bringen Holz, Balken, Granit, Marmor, Graphit, Eisen, Kupfer und gesalzene Fische dorthin. An der Ostküste des Sees wohnen die Karelen, welche sich von Viehzucht nähren. Diese befindet sich aber, namentlich in den Distrikten Olonetz und Petrosawodsk, in einem sehr schlechten Zustande. Fortdauernd herrschen Viehseuchen, welche durch das schlammige ungesunde Trinkwasser verursacht werden. Das unwissende Volk sucht seine Zuflucht dagegen in allerlei abergläubigen Mitteln, welche an die alte Heidenzeit erinnern.

Die deutschen Colonien bei Tiflis in Georgien haben wir nach von Harthausen und Brugsch (Globus V, S. 32) geschildert. Jetzt liegt nun in dem Werke „A Journey from London to Persepolis. London 1865", das Urtheil des Engländers John Ussher vor. Tiflis, sagt er, hat eine ungemein vielsprachige Bevölkerung. Da gibt es eingeborne Georgier, Armenier, Perser, Tataren, Russen und Deutsche. Diese letzteren haben in der Nähe der Stadt eine blühende Colonie. Sie wanderten im Jahre 1818 wegen vermeintlicher Religionsbedrückung von Würtemberg aus, und die tolerante russische Regierung wies ihnen in der Gegend von Odessa Wohnsitze an. Später wurden sie auf ihren eigenen Wunsch in die Gegend von Tiflis gebracht. Die Colonie gedeiht prächtig, und viele Ansiedler sind reich geworden. Sie waren es, welche verbesserte Pflüge, Wägen und allerlei Ackergeräthschaften einführten, denn vor ihrer Ankunft lag Alles, was Ackerbau hieß, ganz danieder. Der Boden ist sehr gut, die darauf gezogenen Früchte sind ausgezeichnet, und so haben die Deutschen auf dem Markte in Tiflis das Monopol im Gemüse- und Fruchthandel erlangt. Sie tragen noch ihre alte Tracht, blaue Kittel und flache Mützen. Die lange Tabakspfeife mit dem buntbemalten Pfeifenkopfe kennzeichnet sie schon von Ferne. Obgleich ihre fremde Religion und Abstammung sie naturgemäß von den umgebenden Völkern abschließen, haben sie doch durch ihre einfachen Sitten und ihre Biederkeit die allgemeine Liebe der Nachbarn errungen.

Baumwollenzufuhr nach Großbritannien. Dieses Land bezieht bekanntlich den größten Theil der Baumwolle direkt, und die Baumwollenmärkte des Continents sind leider immer noch verhältnißmäßig unbedeutend. Großbritannien bezog:

1864 . . .	893,304,720	Pfund.
1863 . . .	669,583,264	„
1862 . . .	523,973,296	„
1861 . . .	1,256,984,736	„
1860 . . .	1,390,938,752	„
1859 . . .	1,225,989,072	„
1858 . . .	1,034,342,176	„
1857 . . .	969,318,896	„
1856 . . .	1,023,886,304	„
1855 . . .	891,751,952	„

Die höchste Ziffer fällt auf das Jahr 1860, während 1862 beinahe 867 Millionen Pfund weniger zugeführt wurde; seitdem ist die Einfuhr wieder um mehr als 369 Million Pfund gestiegen. Die Ausfuhr von roher Baumwolle aus Großbritannien stellte sich 1864 auf 244,702,304 Pfund, während sie 1855 erst 124,368,160 Pfund betrug.

Erziehung in England und Schottland. Im Jahre 1861 konnten unter 100 verheiratheten Männern in England 75,4 und in Schottland 89,4 ihren Namen schreiben; die übrigen mußten sich damit begnügen, in die Ehestandsregister Kreuze einzutragen. Bei den Frauen jedoch nur 65,3 in England und 78,6 in Schottland. Es geht daraus hervor, daß in Schottland die Erziehung besser als in England ist.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus Wilhelm Lejeans Reisen in Nubien und Abyssinien.

I.

Von Suakin am Rothen Meere nach Kassala in Takka. — Charakter der Gegend. — Das Dorf Filik und die Hadendoa. — Der Adjari oder Beschützer der Fremden. — Die Stadt Kassala. — Geschichtlicher Rückblick auf das Königreich Sennar. — Ausflüge nach dem Berge Kassala el Lus und dem Abu Gamel. — Der Fluß Gasch. — Das Fürstenthum Gabwiab und der Melek Nimr von Schendy. — Das nubische Mazagba, ein ungeheures Jagdgebiet. — Chartum, der Statthalter Musa Pascha, ägyptische Gräuelwirthschaft, Sklavenhandel und Sklavenjagden. — Nachrichten über Teggele. — Allerlei Negerberichte; ein Bericht über Eduard Vogel.



Ein natürlicher Dolmen bei Lalamba in Obernubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Wir haben oftmals Gelegenheit gehabt, der Reisen Lejeans auf dem obern Nil und am Bahr el Gasal zu erwähnen. Jetzt liegt uns der Bericht über seine Wanderung vor, welche er im Jahre 1864 von Suakin am Rothen Meere nach Kassala in der obernubischen Landschaft Takka, und von dort aus durch Nordabyssinien bis zum Hafen Massawa unternommen hat. Diese ganze Region ist während der letztverflossenen zehn Jahre mehrfach von Europäern bereist worden, und wir haben über dieselbe werthvolle Nachrichten durch Hamilton, von Heuglin, Munzinger und Andere erhalten. Aber auch Lejeans Mittheilungen sind werthvoll und werfen manchen Lichtstrahl auf diese Uebergangsländer, in welchen die Herrscher Aegyptens und Abyssiniens mit einander in feindliche Berührung gerathen. Der Reisende schildert (Le Tour du Monde, Nr. 268 ff.) die Zustände in jenen barbarischen Gegenden ganz vortreff-

lich, und wir wollen ihm in seiner Darstellung folgen, doch so, daß wir nicht in alle Einzelnheiten eingehen, sondern das vorzugsweise Charakteristische hervorheben.

Lejean war schon einmal im Jahr 1860 von Suakin nach Kassala gegangen; die zweite Wanderung trat er im Februar 1864 an, um als französischer Consul zu Massawa aus eigener Anschauung über die ganz eigenthümlichen Zustände der obernubischen und nordabyssinischen Gegenden Bericht zu erstatten. Er zog von der Küste her in südwestlicher Richtung durch das Gebiet der nomadischen Hadendoa über das rauhe Langebgebirge und durch das anmuthige Omlehthal. Dort bildet der Punkt, an welchem man aus dem Langebgebirge in die vom Gasch durchzogene Fläche eintritt, das sogenannte Tegoy, und hier liegen zwei Brunnen mit seltsamen Benennungen. Der eine heißt: „Sohn des Weißen, trinke!" der andere ganz einfach: „Sohn des Schwarzen." Der afrikanische Führer äußerte gegen den Europäer: „Du siehst, der arme Sohn des Schwarzen wird nicht eingeladen zu trinken, wie der Weiße; der Schwarze kommt überall zu kurz."

Bei Fakeda beginnt eine neue botanische Region. Bis dorthin sah der Reisende überall Mimosen; jetzt traten Bäume auf, welche der Ebene (Ebala) angehören, z. B. der Tarfa, der im Sand und in Torrents wächst,*) der Sidr (Lotus Nabaca) mit seiner kleinen körnigen Frucht, welche an den Geschmack unserer Aepfel erinnert und von den Arabern gern gegessen wird. Die braunen Schoten und gelben Blumen der Sene (Senna meka) sieht man überall, wo der Boden nicht allzu trocken ist, und die Asklepias (Oscher) schlingt ihre weißen Zweige bis zum Gipfel der Bäume. Weiterhin war die Ebene mit einem ganz feinen, etwa vier Zoll hohen Grase bedeckt; aber Alles ist trocken; einzelne Quellen liegen weit umher zerstreut und sind nur den Hirten bekannt. Der Weg führt über und durch mehrere Chors, welche alle in den Gasch münden.

Unterwegs fand Lejean ein Kameel, das von einer Karawane, welche dem Reisenden bei Tegoy begegnete, zurück gelassen worden war. Das arme Thier hatte schon drei Tage am Boden gelegen, lebte noch und fraß an dem spärlichen Grase herum. Aufstehen konnte es nicht. Die Nomaden sind gegen Pferde und Hornvieh gütig und aufmerksam, aber gegen das Kameel benehmen sie sich unbarmherzig, vielleicht weil dieses überaus nützliche Thier etwas Antipathisches für sie hat. Es ist gelehrig und dabei doch ungeschlacht und wild; es gehorcht seinem Herrn und kniet nieder, wenn dieser aus tiefer Kehle ein Rhhh verlauten läßt; aber es schließt sich nicht an die Person des Menschen an, selbst in seiner Gelehrigkeit liegt etwas Stupides, und in seinem Zorn oder in seiner Wuth erregt es geradezu Schrecken. Dann erglänzen die sonst so sanftmüthigen schwarzen Augen von wildem Feuer, es zeigt seine Zähne und sein Biß ist entsetzlich. Während der Brunst kann man mit ihm gar nichts anfangen; dann rennt es manchmal mit seinem Reiter in das dichtste Dornengestrüpp, oder es läuft ohne Ziel in die Wüste hinein, und dann thut der Reisende am besten, wenn er es todt sticht.

Der Weg führt über den Chor Mintaneb nach drei Hüttengruppen, aus welchen Fillik, das Hauptdorf der Hadendoa, besteht. Dasselbe liegt in einer abschreckend dürren Ebene, während kaum eine halbe Stunde davon der große, von fruchtbaren Ufern eingesäumte und beschattete Torrent Herbub sich hinzieht. Es ist auffallend, daß die Nomaden ihre Lagerstätten oder Wohnplätze fast allemal so weit vom Wasser und Schatten entfernt haben; aber sie fürchten, ihrer Heerden wegen, die Löwen und Hyänen, welche sich zwischen den Bäumen aufhalten und in den Chors zur Tränke gehen. Fillik besteht aus etwa 30 Tukuls und etwa anderthalbhundert Zelten, die aber im Winter an anderen Stellen aufgeschlagen werden. Der Scheich Musa, Erbherr der Hadendoa, den man als eigentlichen Gebieter des Landes zwischen Kassala und Tochar betrachten kann, war abwesend; aber einer seiner Verwandten besuchte den Reisenden und fragte, ob es etwa der Karawane an irgend etwas Nöthigem fehle. Er war sehr schweigsam, denn das gilt bei den Aristokraten der Wüste für guten Ton. Auch sind die Weißen nicht gern gesehen, weil man sie mit den Türken verwechselt. In Nubien ist das Wort und der Begriff Türke gleichbedeutend mit Tyrann, Schurke, Räuber. Vor länger als einem halben Jahrhundert, als Burckhardt das Takka besuchte, war Fillik gleichsam die Hauptstadt jener Gegend und ein Marktplatz von einiger Bedeutung. Aber die Türken haben auch hier gewüthet und verwüstet.

Uebrigens ist für die Reisenden jetzt unter der ägyptischen Regierung mehr Sicherheit vorhanden als früher in den Tagen des schwachen Königreichs Sennar. Damals befehdeten sich die Nomadenstämme nach Belieben und plünderten die Karawanen nach Herzenslust. Doch gab es eine Einrichtung, die auch heute noch nicht abgekommen ist und die sehr wohlthätig wirkt.

Ein Abbari nämlich ist ein Gewährsmann, welchen der Fremde sich unter den Männern des Stammes auswählt, durch dessen Gebiet er wandern will. Der Abbari verschafft ihm Obdach, Wasser, Feuerung zum Kochen, er vertheidigt ihn, als ob er sein eigener Bruder wäre, schützt Person und Habe. Dafür bekommt er eine verabredete Summe, oder wenn der Fremde, wie gewöhnlich, Kaufmann ist, einen Procentantheil von den Geschäften; ist jener Elephantenjäger, hat er ein Bestimmtes vom Ertrage der Beute abzugeben; dafür sorgt er aber, daß ein angeschossenes Thier nicht in andere Hände gelange.*)

*) Wir haben vor einiger Zeit, Globus VII, S. 90, nach Werner Munzinger, das eigenartige Wesen der afrikanischen Ströme jener Regionen geschildert. Wo der Boden das Wasser nicht an der Oberfläche halten kann, wo das durchsickernde Wasser erst spät auf einer festen Schicht Widerstand findet, da zeigt sich der Strom als Torrent, d. h. es erscheint ein Sandbett, welches nur zur Regenzeit überfluthet wird und das ganze übrige Jahr scheinbar trocken daliegt, weil der Wasserstrom unterirdisch sich fortzieht. Wir behalten die Bezeichnung Torrent bei, weil sie kurz und verständlich ist. Eben so behalten wir afrikanische Benennungen bei, z. B. Gharif für die Periode des Sommerregens; — Chor, ein Torrent, der fast das ganze Jahr hindurch trockenes Bett hat; — Tarfa für Tamariske, — Faki, Plural Fogara, mohammedanischer Priester; Takruri, Plural Takarir, mohammedanischer Neger aus dem centralen Sudan; — Angareb, arabisch, Alga, abyssinisch, eine Art Bett und Kanapee, dessen Gestell mit ledernen Riemen oder Hippopotamushaut überzogen ist; — Tukul, runde Hütte mit kegelförmigem Dach bei den Bauern im Sennar.

*) Wir finden diese Einrichtung auch bei den Somal an der Südküste des Golfes von Aden. Dort erhielt Richard Burton, als er seine Reise von Zeyla nach Härrär antrat, einen Beschützer. „Ein Abban ist unbedingt nöthig; er bedeutet im Somalilande dasselbe, was bei den Gallas der Mogasa ist, im Hedschâs der Abi, auf der Sinaihalbinsel der Ghafir, im östlichen Arabien der Rabia. Er ist Unterhändler, Agent, Dolmetscher, leitet den Zug, erhält vom Kauf einen Antheil und bekommt freie Kost. Dagegen muß er alle Zwistigkeiten schlichten und im Nothfall den Schützling auch gegen seine eigenen Landsleute mit den Waffen vertheidigen. Wird er erschlagen, dann ist es Pflicht seiner Sippe, sich des Schützlings anzunehmen und ihm zu dem etwa verlornen Gute zu verhelfen. Den Landesgesetzen zufolge ist der Abban Herr und Gebieter über Leben und Eigenthum dessen, welcher sich ihm anvertraut." Man sieht, wie in sehr verschiedenen Gegenden

Lejean kam unangefochten nach **Kassala**. Er hebt zunächst hervor, daß manche Europäer sich in sehr ungeeigneter Weise gegen die Eingebornen benehmen. Ein Betragen „alla franca“ bedeutet so viel als roh, unhöflich und ungeschlacht. In Chartum drängte sich ein schwarzer Soldat in die Zimmer eines französischen Renegaten und trieb in Gegenwart der Frauen allerlei Unfug. Als man ihn darüber zurecht wies, entgegnete er dreist, daß er sich betrage „wie die Franken“. Zu Adua im nördlichen Abyssinien hielt sich ein Franzose auf, der früher das Bäckerhandwerk getrieben hatte und nun dem Negus Theodor Kanonen gießen wollte. Er begegnete auf der Straße einem Mädchen aus angesehener Familie und machte unzüchtige Gebärden. Das Mädchen klagte solche Unbilde ihren beiden Brüdern, diese ergriffen ihre Flinten und stürmten fort, um den Unverschämten niederzuschießen. Zum Glück für diesen legte sich ein alter Geistlicher ins Mittel und sprach: „Allerdings verlangt eine solche Beleidigung Blut; ihr hättet Recht, wenn ein **anständiger Mann** (ein sou tallal) der Frevler wäre. **Aber hier ist es ein fränkischer Landstreicher, und was könnt ihr anders von solchem Gesindel erwarten?**“

Kassala sollte ursprünglich nur eine Militärstation sein, von welcher aus die ägyptische Regierung einige mächtige Stämme überwachen wollte, die früher dem Namen nach Vasallen des Königreichs Sennar gewesen sind, z. B. die Hadendoa, die Hallenga, Amerar, Beni Amer, Barea und Mahria. Diese sind jetzt von der Mudirie (Statthalterschaft) Takka abhängig. Die ansässige Bevölkerung ist nicht zahlreich und wohnt zumeist am Gasch und Atbara, in der Nähe von Kassala und Gos Redscheb.

Die Herrschaft des Königs von Sennar über jene Nomadenstämme ging 1820 zu Ende und war im Grunde nichts weiter als eine Art von nomineller Oberlehnsherrlichkeit. Die **Deglels**, d. h. eingeborne Fürsten oder Häuptlinge erhielten zum Zeichen der Belehnung eine eigenthümlich gestaltete Kopfbedeckung. Die Aegypter, welche dem Königreich Sennar ein Ende machten, waren klug genug, sich nicht mit den Stämmen einzulassen, sondern warteten ihre Zeit ab, die denn auch bald kam. Die Hallenga geriethen mit den Hadendoa in Fehde und riefen die Aegypter, oder was hier als gleichbedeutend genommen wird, Türken, aus Gos Redscheb herbei. Dann erschien Ahmed Pascha, Generalstatthalter des Sudan, in eigener Person, um Takka, die Wüste Barka und Langeb zu unterwerfen. Aber die Türken wurden von dem kleinen Stamme der Sabterat aufs Haupt geschlagen und geriethen in Verwirrung. Da rief ein Offizier: „**Kinder, Kairo ist sehr weit!**“ Er wollte damit sagen, daß sie Alle in diesem Lande verloren seien, wenn sie nicht Stand hielten. Nun wurden die Sabterat geschlagen und unterwarfen sich. Die übrigen folgten, aber 1838 erhoben sich alle Stämme in Takka gegen die Aegypter, sie konnten jedoch mit ihrer Lanze und dem schweren Säbel (Tschellabia) gegen die Feuerwaffen der Aegypter nichts ausrichten. Diese aber verfuhren gegen die Ueberwundenen mit einer so scheußlichen Barbarei, daß wir die Einzelnheiten, namentlich die Art der Verstümmelungen, welche an den Gefangenen verübt wurden, nicht erzählen können. Es soll nur erwähnt werden, daß einige gefangene Hadendoa-Häuptlinge, die auf dem Wege nach Chartum ermatteten und nicht weiter gehen konnten, von einem türkischen Offizier buchstäblich **entzwei** gehauen wurden, und zwar so, daß ein Säbelstreich den Leib auseinander trennte. Von diesen Großthaten ist damals unter den Türken im Sudan viel Rühmens gemacht worden. Thäter war derselbe **Soliman Kaschef**, der an den beiden ersten Erforschungsreisen auf dem Weißen Nil 1840 und 1841 Theil nahm und seitdem oft genannt wurde, denn dieser Biedermann war es, welcher unter den damals harmlosen Negern entsetzliche Schlächtereien verübte. Diejenigen Hadendoahäuptlinge, welche Chartum erreichten, wurden dort auf dem Marktplatz förmlich in Stücke gehauen. Mehemed Alis vielgerühmte „Civilisationsbestrebungen“ waren von etwas eigenthümlicher Art.

Lejean trat in Verbindung mit dem jetzigen „Fürsten der Wüste“, Mohammed, Scheich der Hadendoa, der über alles Land zwischen dem Atbara und dem Rothen Meere gebietet. Aber seit der ägyptischen Eroberung ist die hohe Würde zu einer schweren Bürde geworden. Der Scheich ist verantwortlich für die Zahlung des Tributes, und indem er diesen eintreiben muß, wird er bei seinen Landsleuten verhaßt. Er war finster, schweigsam aber höflich; ein Theil des Tributs war im Rückstand, die Türken verlockten ihn durch eine List nach Kassala, wo sie ihn in Ketten legten. Ein paar Tage nachher, am 6. März, übten die Hadendoa Vergeltung; sie überfielen mehrere in Kassala ansässige Leute, die von Suakin kamen, verwundeten viele, tödteten einige, raubten aber weder Kameele noch Waaren. Sie wollten zeigen, daß sie nur **politische** Rache übten. Fast gleichzeitig wurden Takarir, welche Holz gesammelt hatten, von Barea angegriffen und hatten ein Gefecht zu bestehen. Es geht eben wirr und wild her im ägyptischen Sudan.

Der Reisende unternahm von Kassala aus mehrere Ausflüge in die Umgegend, namentlich nach dem **Berge Kassala el Lus**, von welchem wir eine Abbildung geben. Die Granitmassen liegen in einer eigenthümlichen Unordnung umher; sechs Gipfel steigen als Kuppeln empor; sie sind glatt und unersteigbar; das wird auch durch die Bezeichnung ausgedrückt, welche diese Berge in der Bidschasprache führen, lus, **unzugänglich**, nicht zu ersteigen. Die Araber haben dafür ganz unrichtig **Aprikosenberg** gesagt; bei ihnen heißt lus = Aprikose. In dem Felsengewirr liegen manche interessante Naturspiele, die man in keltischen Ländern als Druidensteine bezeichnen würde; solch ein **natürlicher Dolmen**, welchen unser Bild veranschaulicht, steht etwa zwei Stunden von Kassala, und alle nach Gadaref bestimmten Karawanen gehen an ihm vorüber. Von den Abhängen des Kassala el Lus, von etwa 1000 Fuß Höhe, gewann Lejean einen weiten Blick über das Land, nach Norden hin wohl 20 Stunden weit, bis über Fillik hinaus.

Die weite Fläche ist aufgeschwemmtes, fruchtbares Land, aber unter dem ägyptischen Drucke hat man nicht einmal den vierzigsten Theil in Anbau genommen. In den Umgebungen der Stadt pflanzt man etwas Baumwolle, weiterhin da und dort Durrha, das ist Alles. Die Aufschwemmung rührt vom Flusse **Gasch** her; er hat die Oase gebildet und bewässert sie. Wir haben neulich im Globus (VII, S. 90) Alles zusammengestellt, was Munzinger über diesen Fluß ermittelt hat. Er hat, als **Mareb**, seine Quelle im abyssinischen Hamasên, ist in seinem obern Laufe Waldstrom, heißt auf seinem Mittellaufe von Arakebu bis etwas unterhalb Elit **Soma** und ist als solcher nicht mehr Waldstrom, aber auch noch nicht Torrent, sondern ein Mittelding zwischen Fluß und Torrent; aber diesen Charakter verliert er in seinem Unterlauf, in der

das gleiche Bedürfniß auch gleiche Einrichtungen ins Leben ruft. — **Burtons** Reisen nach Medina und Mekka und in das Somaliland nach Härrär. Bearbeitet von Karl **Andree**. Leipzig 1861. S. 2[illegible].

Landschaft Takka, wo er als Gasch in die freie Ebene hinaustritt und nach und nach Torrent wird. Bis etwas unterhalb Kassala reicht in gewöhnlichen Jahren sein Winterstrom, dann hört er auf; nur in Jahren, in welchen sehr viel Regen fällt, wird es ihm möglich, bis zum Atbara zu dringen und in diesen zu münden; das ist aber seit 20 Jahren nicht mehr der Fall gewesen.

Lejean seinerseits bemerkt: In der Regenzeit rollt der Fluß eine ungeheure Menge gelben, schlammigen Wassers gegen Kassala hin und lagert viel Schlamm in den Ebenen ab; wenn man vom Berge el Lus die Gegend übersieht, begreift man sofort, daß er die Oase gebildet hat. Dem Fluß entlang stehen Palmen und Tarfa; man sieht Baumwollen- und Getreidefelder, Lagerplätze der Nomaden, und die Oase hebt sich scharf von der Wüste ab, in welcher in leichter Erddecke Mimosen wachsen und, wo der Kies beginnt, aller Pflanzenwuchs aufhört. Der Beduine spricht nicht von Takka oder Kassala, sondern nur vom Gasch; mit dieser Benennung bezeichnet er Provinz und Stadt. Der Fluß geht dicht an der letztern vorüber; er ist dort 1510 Meter, also mehr als fünfthalbtausend Fuß breit und ein stattliches Wasser, namentlich gegen Ende des Juli. Dann treibt er auch eine Menge von Dumpalmen an, die er in seinem wilden Lauf entwurzelt hat.



Ein Takruri-Soldat in Nubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

„Man hat früher oft gesagt, daß der Gasch etwa fünf Stunden weit nördlich von Kassala bei den Abdämmungen oder Stromwehren von Tahab ein Ende nehme. In trockenen Jahren geht er allerdings nicht weiter als bis zu diesem Dorfe, wo der Oberscheich der Hallenga wohnt; in nässeren Jahren aber läuft er weiter nach Norden hin in einem Bette, das genau vorgezeichnet ist, und bewässert dann einige Strecken, welche von den Nomaden bestellt werden. Dann geht er unweit vom Berge Inés nach Osten und verendet in einem andern fruchtbaren Landstrich, welchen die Hadendoa als Om adan, Mutter der Gebeine, bezeichnen, weil dort einmal eine blutige Schlacht geliefert worden ist. Ausnahmsweise, in sehr nassen Jahren, erreicht er unter 17° 8′ n. Br. den Atbara bei Om Handel. Dieser Punkt ist 1858 von Herrn von Courval und vier Jahre später auch von Herrn Munzinger ermittelt worden. In der Bidschasprache wird er als Gasch da, Mündung des Gasch, bezeichnet. Dort wächst die Tamariske, welche sonst am Atbara nicht vorkommt, aber so weit der Gasch durch das Takka fließt, sehr häufig auftritt."

Recht lohnend war ein Ausflug am Gasch aufwärts nach dem Berg Abu Gamel, d. h. Vater des Kameels, der etwa sechs deutsche Meilen südlich von Kassala liegt. Oberhalb der Insel Gozzo fand Lejean viele Zeltlager der Nomaden, welche in der trockenen Jahreszeit im Flußbette des Gasch aufgeschlagen und zum Schutz gegen die wilden Thiere mit Dornenhecken umgeben werden. Man trifft dort auf Wasser, nachdem man zwei bis acht Fuß tief gegraben hat, aber nicht an jeder Stelle; am sichersten allemal dort, wo das Bett eines kleinern Torrent in einen größern mündet. Sehr häufig ist in jenen Gegenden die Asclepias gigantea (Oscher) mit blaßgrünen Blättern und weiß und violetten Blumen, deren faserigen Stamm die Araber bei der Bereitung ihres Schießpulvers benutzen; die Blätter enthalten einen milchigen, sehr giftigen Saft.

Der Abu Gamel ist eigentlich gar kein Berg, sondern besteht aus vier gewaltigen Granitmassen, welche aus einer durchaus flachen Ebene emporsteigen. Ringsum liegt ein Chaos von wild durch und übereinander geworfenen Felsen. Von einer Höhe, die Lejean unter Mühen und nicht ohne Gefahr erklommen hatte, reichte der Blick im Südwesten über eine bewaldete Fläche bis an den Atbarafluß, bis nach Koreteb, das an der Straße nach Gondar liegt; nach Südosten hin sah er deutlich den Thalweg, welchen sich der Gasch durch die niedrigen Gebirge im Lande der Basen gebahnt hat.

Von Kassala führt ein Weg, welcher eigentlich für Waarenzüge verboten ist, in sechs Tagen nach Kabhtia oder Gafta (auf Munzingers Karte Gabtyiah iza) und von dort in sieben anderen Tagen nach dem abyssinischen Gondar. Gabtyiah ist die Hauptstadt des Ued Rimr (Sohn des Leoparden). Dieser eigenthümliche Mann ist Sohn des berühmten Melek Rimr (König Leopard), der Fürst von Schendy am Nil war und 1822 den ägyptischen Feldherrn Ismail Pascha lebendig verbrannte.*) Melek Rimr

*) Wir haben diese Episode früher ausführlich nach Petherick's Bericht erzählt, Globus I, 344. Die Aegypter begannen damals die Eroberung des Sudan und fanden in Obernubien heftigen Widerstand, namentlich bei den Schangieh, deren König Rimr von seiner Hauptstadt Schendy gegen Ismail Pascha, des

ist in seiner alten nubischen Heimat noch heute berühmt, und das Volk erzählt sich viel von ihm. Er sei z. B. nach Verlauf von Jahren einmal Nachts in seinem frühern Haremsgebäude erschienen, habe dort einen Stein aus dem Boden genommen, einen mit Gold gefüllten Sack herausgehoben und sich schweigend entfernt. In seinen alten Tagen erblindete er, führte aber auch dann noch seine Razziakriege gegen die Aegypter fort. Der englische Reisende **Mansfield Parkyns** hat ihn besucht und ist sehr gut aufgenommen worden. Nimr hatte dem früher vielgenannten Ubieh, Herrscher im abyssinischen Tigre, Huldigung geleistet und Gabtviah als Lehn erhalten; er stellte demselben auch Krieger. Einst begab es sich, daß einer von Nimrs Arabern bei Ubieh Klage gegen einen Abyssinier führte, welcher ihm einen seiner Verwandten ermordet hatte. Der Verbrecher wurde ihm übergeben, mit dem Bedeuten, daß der Araber nach Gutdünken mit ihm verfahren könne. Da zog jener sein zweihändiges Schwert (Seif) und hieb mit einem Streiche den Abyssinier durch und durch.

Ued Nimr ist seines Vaters würdiger Sohn und wird von allen Leuten hochgepriesen, jene natürlich abgerechnet, welche er ausgeplündert hat. Die ägyptische Regierung verlangte vom Negus Theodor, daß Ued Nimr bestraft werde, aber der Negus antwortete auf diese Zumuthung damit, daß er seinen Vasallen zum **Herzog** (Dedschas) **von Wolkait** ernannte. Der neue Herzog ging dann 1860 in seinen Anmaßungen so weit, daß er in Gadaref und überall im Lande bis in die Nähe von Chartum Abgaben erhob. Das war den Türken zu viel; sie rückten aus, schlugen den Sohn des Leoparden, verbrannten Mai Gogoa und warfen ihn auf Gabtviah zurück. Seit einigen Jahren ist es still von ihm.



Ein wandernder Fali in Nubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Die Gegend, durch welche jene obenerwähnte Straße von Takka nach Gabtviah führt, wird das **nubische Mazaga** genannt. Es ist ein zum Theil mit Urwäldern bestandenes Tiefland, sehr ungesund, zumeist Einöde, und wird von Bareabanden und Dschaalin-Arabern (Leuten des Ued Nimr) durchzogen. Der Jäger findet dort Löwen, Leoparden, Elephanten, Rhinoceronten, Büffel und Antilopen in Hülle und Fülle. Zwei deutsche Nimrode, **Schmidt** und **Florian**, sind jahrelang in demselben umhergezogen. Der letztere ist Waffenschmied Ued Nimrs. Im Jahre 1861 wurde das Mazaga von **Samuel Baker** besucht, der von Ceylon kam und das Kraftstück ausführte, ein Jahr lang in diesem ungesunden Lande zu verweilen und doch mit heiler Haut davon zu kommen. Er hatte seine junge, hübsche, aus Ungarn gebürtige Frau bei sich. **Munzinger** war 1862 in Mazaga; im März 1863 wollte Doctor Ori von Chartum aus dorthin gehen, um naturwissenschaftliche Gegenstände für das turiner Museum zu sammeln.

Lejean erhielt während seines Aufenthalts in Kassala eine Anzahl von brieflichen Berichten aus **Chartum**, dieser Hauptstadt des ägyptischen Sudan. Man weiß seit Jahren, daß jenes Chartum eine wahre Hölle für rechtliche Leute, aber ein Paradies für Schurken und Gauner ist, und wir haben von Zeit zu Zeit im Globus allerlei zur nähern Kennzeichnung des dortigen Lebens und Treibens mitgetheilt. Unser Reisender bringt nun verschiedene Enthüllungen aus der neuesten Zeit.

„Der gegenwärtige Statthalter über den Sudan heißt **Musa Pascha**, ist ein Türke und ein abscheulicher Wütherich. Durch ihn ist der Sudan in das äußerste Elend gestürzt worden, seine Erpressungen sind schamlos, das Elend ist nicht zu beschreiben. Unter dem Vorwande, dem **Sklavenhandel**

Vicekönigs Mehemed Ali Sohn, anrückte; aber er wurde geschlagen und mußte sich unterwerfen. Nach Verlauf einiger Zeit kam Ismail von einer Heerfahrt im Sennar nach Schendy zurück und verlangte dort von Nimr schwere Abgaben; auf Gegenvorstellungen hörte er nicht. Die Aeltesten hielten Rath und beschlossen, den habsüchtigen Türken zu verderben. Man berauschte die ägyptischen Soldaten, die zerstreut umher im Quartiere lagen, und that ein Gleiches mit der Wache des Pascha. Um Mitternacht wurde ein verabredetes Zeichen gegeben; die Leute von Schendy kamen still aus ihren Hütten; jeder trug ein Bündel Reisig und legte dasselbe bei der Hütte des Pascha nieder. Dann wurde der dürre Zaun in Flammen gesteckt, in welchem Ismail Pascha verbrannte. Nimr wanderte dann mit den meisten seines Stammes aus und zog bis an die Grenze Abyssiniens, nach Mai Gogoa (das rauschende Wasser), wo er sich ein kleines Fürstenthum gründete.

ein Ende zu machen, ist er den Weißen Nil hinaufgefahren, *um diesen Handel für sich zu monopolisiren.* Er hat nämlich jede Nilbarke, welche von Chartum stromauf geht, mit einer exorbitanten Steuer belastet, denn sie muß für jeden an Bord befindlichen Diener oder Matrosen 100 Piaster zahlen. Er hat aber anderen Barken diese Abgabe nachgelassen, damit sie Sklaven bringen können, natürlich für ihn, und solcher Barken sind im Lauf eines Jahres mehr als 100 abgefahren."

„*Es erscheint ganz unmöglich, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen, weil der Statthalter Musa Pascha selber der Hauptsklavenhändler ist.* Zum Hauptgehülfen hat er den Scheich Abu Sin, Häuptling der Schukrieh, welchen er zum Bey ernannte. Im Jahr 1863 hat er mehr als 800 Sklaven allein an der Grenze von Abyssinien in der Gegend von Gallabat geraubt, die übrigen ungerechnet. Ganz kürzlich schickte Musa Pascha ein Dutzend ihm gehörender Eunuchen nach Aegypten; sie sind hier in Chartum auf seinen Befehl und auf seine Kosten verschnitten worden. Vorgestern wurden vor meinem Magazin mehr als 60 Sklaven vorüber getrieben; sie waren je zu zweien mit Stricken um den Hals aneinander gebunden. Der Verkauf findet zum Vortheil der Regierung statt; die Kasernen sind mit Sklaven vollgepfropft, und den Beamten, welche rückständige Besoldung zu fordern haben, bezahlt man dieselbe mit — Negern!"

„Mohammed Cher hat im Lande der Schelucks eine förmliche *Negerjagd* veranstaltet und ist dafür belohnt worden; man hat ihn zum ägyptischen *Mamur*, d. h. Präfekten, ernannt. Hatte er doch dem Statthalter Musa Pascha eine erkleckliche Anzahl geraubter Menschen, Ochsen und Kühe geschenkt! Ein französischer Renegat war Vermittler bei diesem saubern Geschäfte. Das Alles geschieht unter den Auspicien der Regierung, und Sie können sich schon denken, wie es erst die Privatleute am Bahr el Gasal, am Sebat und Niambara treiben."

„*Im Laufe des Jahres 1863 sind von hier (Chartum) mehr als 200 Barken abgesegelt, und Sie können sich darauf verlassen, daß kaum 20 derselben ehrlichen Handel treiben.* Wie sollten auch die Leute im Sudan auf das Geschäft verzichten, da sie doch sehen, daß der Statthalter selbst Sklaven raubt, kauft, verkauft und in eigener Person das böse Beispiel gibt? Wir haben hier noch keine zuverlässige Nachricht, in welcher Ausdehnung eben jetzt (Frühling 1864) der Sklavenhandel getrieben wird. Ich höre, daß man die geraubten Neger nicht vom rechten Ufer auf das linke bringt und in Barken ladet, sondern sie von Soldaten nach Messalomieh und Gauleh schaffen läßt; dort werden sie verkauft und gehen dann nach Suakin und weiter nach Kairo. Der Sklavenraub wird andauern, so lange die ägyptische Regierung sich nicht auf andere Weise als bisher ihre Soldaten verschafft."

Diese Angaben erhalten von mehreren anderen Seiten her Bestätigung. Der Vicekönig von Aegypten wollte die Verlegenheiten des Negus Theodoros benutzen, um einen Streich gegen Abyssinien zu führen. Dem Tanfimat zufolge darf sein Heer den Effectivbestand von 15000 Mann nicht überschreiten, aber an diese Bestimmung kehrt er sich nicht. Im Jahr 1863 unternahm Musa Pascha einen Zug gegen Gallabat mit etwa 8000 Mann; dieses buntscheckige Gesindel genügte ihm aber nicht, und er wollte mehr Menschen haben. *Er veranstaltete also ein Jagen und Treiben auf Neger im großartigsten Maßstabe und über weite Landstrecken:* im Fasogl, im Tagali, bei den Denka, an den Grenzen Abyssiniens und am Weißen Nil. Die dortigen Neger sind wild wie rohes Vieh, wenn man ihnen jedoch ein Gewehr in die Hand gibt, dann schlagen sie sich mit der zähen Verbissenheit der Bulldoggen. Dabei ist es ihnen vollkommen einerlei, wofür sie in den Krieg getrieben werden. Aus ihnen will die ägyptische Regierung eine Musterinfanterie bilden, und Musa Pascha befahl allen Häuptlingen im Sennar, eine bestimmte Anzahl dieses schwarzen Menschenviehs einzuliefern. Außerdem wurden überall Menschen gepreßt, der Pascha raubte sie selbst aus Privathäusern und nahm sogar den Europäern schwarze Diener weg; bisher waren solche vom Soldatendienst befreit gewesen. Es gelang dem Pascha, ungefähr 20,000 Mann zusammen zu bringen, sie flößten aber trotz ihrer großen Anzahl den Abyssiniern keine Furcht ein. Ihr Unterhalt war kostspielig, und um denselben zu bestreiten, erhöhte der Pascha die Abgaben auf das Vier- und Fünffache. Die Scheichs, welche nicht bezahlen konnten, wurden in Ketten geschlagen. In Gallabat wurden, im Hinblick auf den beabsichtigten Kriegszug gegen Abyssinien, ungeheuere Massen von Getreide aufgespeichert, welches man weit und breit zusammengeraubt hatte. Dadurch entstand eine Hungersnoth, selbst in Chartum, das keine regelmäßigen Zufuhren erhielt, *und die im Westen wohnenden arabischen Stämme geriethen dermaßen in Verzweiflung, daß sie nach Dar Fur auswanderten.*

Südlich von Kordofan liegt die mit hohen Felsgruppen übersäete Plateaulandschaft *Teggele* oder *Takali.* Dort hat lange Zeit ein alter wilder Tyrann gewüthet, der Mek *Naser.* Es machte ihm großes Vergnügen, seinen Panthern lebendige Menschen zum Fraß vorzuwerfen; er sagte gern: „Bei dem Naser dürfen die Panther keinen Hunger leiden." Als er von einem jüngern Nebenbuhler entthront worden war, erklärte er sich für einen ägyptischen Unterthan. Der Pascha nahm sich seiner an, wurde aber von dem neuen Gebieter zurückgeschlagen. Seitdem betrieb er den Negerfang mit noch größerm Eifer; alle Regierungsbarken waren mit Sklaven förmlich vollgepfropft; sie wurden in den *Schunas*, Regierungsmagazinen, untergebracht. Daran ließ es aber Musa Pascha nicht genug sein; er nahm allen Privatsklavenhändlern ihre Waare ab und erklärte salbungsvoll, die Regierung verlange, daß dem Sklavenjagen ein Ende gemacht werde. Die armen Schwarzen wurden schlecht behandelt, schlecht gefüttert und starben in Menge.

„Inzwischen köderte die ägyptische Regierung das sentimentale europäische Publikum durch bezahlte Zeitungsartikel mit ausgesuchten Lügen; sie ließ oftmals wiederholen, daß die Sklavenjagd und der Sklavenhandel, welche so lange ein Schimpf und eine Schande für den Sudan gewesen, vollkommen aufgehört habe. Und doch ist er nie zuvor in solcher Ausdehnung betrieben worden."

Man sieht, die pariser Blätter ließen sich in ähnlicher Weise mißbrauchen, wie eben jetzt so viele deutsche Blätter in Bezug auf die Lage der nordamerikanischen Angelegenheiten mißbraucht werden; die Correspondenten sagen Unwahrheiten, verschweigen, was nicht in ihr System paßt, oder treiben Schönfärberei. Das lesende Publikum wird betrogen.

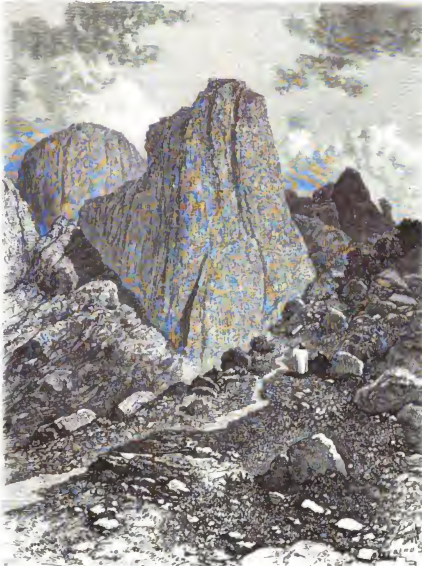
In Kassala traf Lejean einen alten Denka-Neger, dessen Heimat in der Nähe des Berges Ulu, etwa in der Breite von Fasogl, zwischen dem Weißen und Blauen Nil liegt. Von ihm erfuhr er Mancherlei über die Landessitten und natürlich auch allerlei wundersame Fabeln.

„Bei den *Brun* oder *Burun* südwestlich von Fasogl

wird ein bejahrter Mann von seinen nächsten Verwandten lebendig eingescharrt und zwar im Innern der Mura, d. h. des Ochsenparks; die Stelle, wo man ihn begraben, wird dann unkenntlich gemacht. Es herrscht der Glaube, daß er bald als neugebornes Kind wieder auflebe."

„Die Nuers sind kriegerische Leute, sehr bösartig, und wir fürchten uns sehr vor ihnen. Sie haben eine Klasse von Männern, welche sie Mök nennen; diese sind gewaltige Zauberer und fressen Menschen; sie haben die Augen nicht im Gesicht, sondern unter den Achselhöhlen."

An diese Mök glaubte der alte Denka-Neger steif und fest. Hat doch jede Rasse ihre eigenthümliche Art und Weise, das Wunder und das Wunderbare aufzufassen; man sieht das bei allen Völkern, auch bei den „Hochcivilisirten" in Europa. Hier hat der Teufel Schwanz, Pferdefuß und obendrein Hörner, er ist also ein zoologisches Monstrum, gar nicht viel besser als die Hundsmenschen und die geschwänzten Menschen der Neger, als die Aswa mischa, d. h. Pferdsgesichter, der alten Arier, die einäugigen Arimaspen der Griechen und die Mährwunder des Mittelalters.



Der Berg Kassala el Lus in Obernubien. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Mindestens ein Drittel der Einwohner von Kassala besteht aus Schwarzen, aus Takarir, mohammedanischen Negern, die fast alle aus Dar Fur und aus Wadan (Dar Seley) stammen. Sie sind in ihrer Art thätig, intelligent und fanatisch. Man kann nicht geradezu behaupten, daß sie von Haus aus schlecht seien, es liegt aber in der Seele des Negers eine Masse von Leidenschaft, die man leicht in böse Bahnen lenken kann, und das hat der Islam gethan. Lejean meint, wir wissen nicht ob mit Recht oder Unrecht, daß für einen Reisenden, der nach Dar Fur oder einem der Staaten jener Gegend eindringen wolle, das Hinderniß weniger von der Regierung kommen werde, als von dem Fanatismus und der Brutalität des gemeinen Volkes, und

namentlich von den Fogara. Diese umherziehenden Mönche sind träge Gesellen und thun sich in übermüthigem Dünkel viel auf ihre bettelhafte Armuth zu Gute. Der Neger ist sehr stolz darauf, Muselmann zu sein; er verachtet den Nazarener.

In Kassala wohnt ein Takruri, der aus der Gegend des Tschad-Sees stammt; er ist ein Fellatah (Fula) und dabei Kadi, und Lejean erhielt von ihm allerlei Mittheilungen über Wadav. Er fragte, ob man im Lande der Franken den dorthin kommenden Muselmännern nicht etwa den Kopf abschlage, und war sehr erstaunt, zu hören, daß der französische Sultan für die in seiner Hauptstadt lebenden Muselmänner eine Moschee haben bauen lassen. Eben so, als er vernahm, daß dieser Sultan keinem andern Tribut zahle, nicht einmal dem Padischah in Stambul.

Dieser Kadi Ahmed erbot sich, den Reisenden auf einer Wanderung durch Dar Fur, Wadav und bis nach Bornu zu begleiten und verlangte dafür nur 100 Kronenthaler. Es versteht sich, daß der Gedanke, ein Mann könne aus wissenschaftlichen Zwecken, ohne alle Rücksicht auf Handelsgewinn eine weite beschwerliche Reise unternehmen, — ihm vollkommen unbegreiflich war. Derselbe Mann brachte einen Schwarzen zu Lejean, der mit Eduard Vogel in einer und derselben Karawane gereist sein wollte. Sein Bericht lautete:

„Der Fremde ist nicht vom Sultan ermordet worden, sondern vom Wesir Gherma und den Karawanenleuten. Diese letzteren waren eifersüchtig auf ihn und schwärzten ihn beim Wesir an. Dieser ließ den Fremden tödten. Der Sultan, der damals sehr krank war, wußte nichts davon; als er die That erfuhr, war er sehr ärgerlich und confiscirte dem Wesir alles Eigenthum.“

Ich glaube, sagt Lejean, an den ersten Theil dieser Erzählung. Die afrikanischen Kaufleute sind eifersüchtig auf europäische Reisende, und das erklärt sich von selbst. Sie halten Jeden, der in fremde Länder zieht, für einen Kaufmann und befürchten, daß er ihnen ihr Monopol beeinträchtigen könne. Ich selber habe darüber Erfahrungen gemacht, z. B. in Siut, wo alle meine Fragen über die Karawanenstraße nach Dar Fur mit — Schweigen beantwortet wurden.

Granada.

I.

Umgebung Granada's. — Die Vega. — Erster Eindruck. — Logirhäuser. — Bauart. — Volksleben. Bettler. Musikanten. — Die Frauen. — Kleidung. — Aristokratie und Volk. — Blüthe und Verfall Granada's.

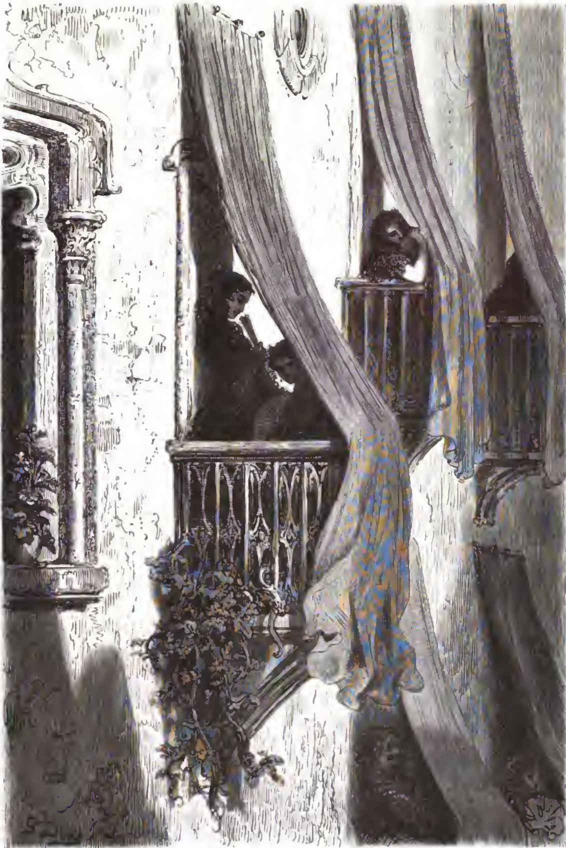
Wer sich von Cordova her der weltberühmten Stadt der letzten maurischen Könige nähert, muß eine wilde, steile Gebirgslandschaft durchziehen, die ihn kaum ahnen läßt, welch' zauberische Gegend hinter derselben verborgen liegt. Jede Kultur, selbst die graugrünen Oelbäume verschwinden, bis zuletzt die mächtigen Bergmassen felsig und kahl in wechselnden Formen übereinander ragen und nur hin und wieder tief unten in einer Thalschlucht eine ärmliche Hütte sichtbar wird, neben welcher der Weg, einem Fußpfade gleich, sich hinwindet und ein kleiner grüner Streifen bebauten Landes von einem winzigen Wässerchen Frische und Fruchtbarkeit empfängt. Eine wild-großartige Landschaft, deren überwältigender Eindruck noch gesteigert wird durch die vollständigste Oede. Kein Baum, keine Pflanze auf Meilen weit; nur todtes Gestein rings umher ohne Vegetation und ohne irgend ein lebendes Wesen! Dann taucht plötzlich, weithin gedehnt, die Sierra Nevada, an deren Fuß Granada liegt, vor dem Reisenden empor.

Hinter Loja gelangt man in die Vega, jene mit einem Kranze hoher Gebirge eingeschlossene Hochebene von Granada, durch welche sich der Jenil hindurchschlängelt, der seine Wasser dem Guadalquivir zuführt. Die Gegend wird offen und anmuthig, fruchtbar und sorgfältig bebaut. Weiß leuchtend, an den Fuß der Vorberge der Sierra geschmiegt und überragt von den beiden Schlössern seiner alten Könige, der Alhambra und dem Generalife, wird Granada sichtbar.

Die Vega von Granada umfaßt etwa 40 Ortschaften und hat von dem Fuße der Sierra Nevada bis zu der von Loja einen Durchmesser von acht Leguas. Sie gleicht einem prachtvollen Fußteppich mit einem glänzenden Thronhimmel, der Sierra Nevada. Der Boden ist fruchtbar und belohnt reichlich die Mühe der Bearbeitung. Die Einwohner sind fleißige Leute; Trägheit, Faulheit und Müßiggang, die man so häufig in fruchtbaren und warmen Ländern findet, blieben ihnen fremd. Den Mauren, Meistern in der Landwirthschaft, welchen man durch ihre vortreffliche Benutzung der Bodenverhältnisse und durch die Einführung der Bewässerungskunst die Fruchtbarkeit der Umgebung Granada's verdankt, wissen sie die Anlegung von Kanälen nachzuahmen und so die an und für sich geringe Ergiebigkeit des Bodens zu vermehren. Im Allgemeinen ist jedoch nach dem Falle der maurischen Herrschaft die Landwirthschaft zurückgegangen; namentlich sind die Maulbeerpflanzungen und damit die Seidenzucht in Verfall gerathen. Der Fluß Jenil, welcher in der Sierra Nevada entspringt, durchströmt die grüne Vega wie ein silbernes Band.

Granada selbst, die Stadt an und für sich, entspricht im ersten Eindrucke nicht dem Bilde, welches sich die Phantasie von der romantischen, durch hundert Dichter preisend besungenen Königsstadt der Araber entworfen hatte. Ihre Straßen sind orientalisch eng und krumm, die Häuser im Allgemeinen nicht ansehnlich, nach außen hin wenig verziert und nach alter Weise gegen die Außenwelt abgeschlossen.

Der Natur der Dinge gemäß ist Granada als christliche Stadt sehr zurückgekommen, wenn es auch nicht so elend erscheint, wie das benachbarte Cordova. In seiner glänzenden Zeit, da es Hauptstadt des einzigen, noch übrig gebliebenen mohammedanischen Reiches der iberischen Halbinsel war, hatte es nicht weniger als 70,000 (?) Häuser



Die Balcone in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

mit mehr als einer Viertel Million Einwohner. 50,000 Krieger konnte es stellen; jeder waffenfähige Mann war Krieger. Jetzt aber beträgt die Einwohnerzahl nur noch 60 bis 70,000.

Granada ist nur schön durch seine Umgebung. Bei schlechtem Wetter gewährt diese Stadt, welche man als „la heroica“ bezeichnet, wenig Genuß, — es müßte denn das fast unausgesetzte grelle Läuten sämmtlicher Stadtglocken, das fürchterliche Brüllen der Obst- und Wasserverkäufer auf den Straßen, oder das unheimliche Pfeifen der Nachtwächter einigen Ersatz dafür bieten sollen. Zumal am Sonntag werden die Glocken in eine so entsetzliche Bewegung gebracht, daß man glauben könnte, die ganze Stadt gehe in Flammen auf. Noch im Monat Mai tragen die Granadiner dicke Mäntel, die nach spanischer Weise um die Schultern geschlagen werden und bei dem eigenthümlichen Geschick, mit dem sie dies thun, auch sehr hübsch kleiden. Man glaubt sich in ein früheres Jahrhundert zurückversetzt, wenn man die ernsten, schönen Spanier, mit dem Sombrero und der Capa bekleidet, würdevoll einherschreiten sieht; ja selbst der Bettler weiß seinen durchlöcherten, zerrissenen Mantel oder sein Umschlagtuch malerisch um die Schultern zu werfen. Bei Regenwetter ist der Fremde in Granada, wo er weder Concerte, Bälle, öffentliche Vergnügungsorte, noch gute Kaffeehäuser findet, auf das Theater angewiesen.

Doch bevor er Zeit findet, sich um die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu bekümmern, muß er für ein genügendes Unterkommen sorgen. Es gibt allerdings in Granada Gasthöfe, welche so ziemlich wie die im übrigen Europa eingerichtet sind, aber sie sind entsetzlich theuer und ohne Bequemlichkeiten. Man kann jedoch Unterkommen finden in Privathäusern, die nach Art der englischen Boardinghouses Fremde in Kost und Wohnung nehmen. Wem es darum zu thun ist, tiefer in das spanische Leben, in Sitten und Gebräuche einzudringen, steige in einer solchen Casa de pupilos oder Casa de huespedes ab. Man erkennt ein derartiges Kosthaus sogleich an einem Stückchen weißen Papiers von Handgröße, welches mitten auf eine Fensterscheibe, oder auf den Balkon festgeklebt ist. Gewöhnlich erwirbt sich eine Wittwe ihren Unterhalt durch die Beherbergung von Fremden. Die Möblirung ist meistens sehr einfach, wie denn überhaupt die Spanier in Bezug auf Gegenstände des Luxus und der Bequemlichkeit sehr weit hinter dem übrigen Europa zurück sind. Stühle und Tische sind von gemaltem Holze; das Sopha ist mit Stroh überzogen; als Wandschmuck dienen einige Heiligenbilder und ein heiliger Johannes aus Wachs, der durch ein Glasgehäuse gegen die Zudringlichkeit der Fliegen geschützt ist. Die Wände sind ohne Tapeten und einfach mit Kalk geweißt.

Den wesentlichen Theil eines granadinischen Hauses bildet der Patio im Erdgeschoß, ein viereckiger Hof, der sich genau mit dem korinthischen Atrium der Alten vergleichen läßt. Um den Patio herum zieht sich eine von Säulen getragene Gallerie, das Cavaedium der Alten. Oft sprudelt in der Mitte des Hofes ein Springbrunnen, oder es befindet sich wenigstens ein Wasserbecken da, in welches das Regenwasser abläuft. So sind die meisten Häuser Granada's eingerichtet, und um die Aehnlichkeit mit denen von Pompeji zu vollenden, fehlt auch ein Mosaikpflaster aus schwarzen und weißen Steinen nicht, welches verschiedenartige Muster und Arabeskenzeichnungen zeigt. Maurische Zuthaten erblickt man noch an sehr vielen granadinischen Häusern, wenn auch ganz und völlig erhaltene aus der Zeit vor der Eroberung sehr selten sind. Aber man benutzte das Material der alten Gebäude und stellte damit die neuen her. So sind vielfach maurische Säulenkapitäle, Fenster und Thüreinfassungen eingebaut worden.

Wer noch eine altmaurische Stadt mit schlanken Minarets und Moscheen zu finden wähnt, wird sich enttäuscht fühlen. Wenn aber auch Granada nicht an die Städte des Orientes erinnert, so ist es doch weit davon entfernt, den einförmigen Anblick einer modern europäischen Stadt darzubieten. Die Häuser haben durch ihren rosarothen, hellgrünen oder buttergelben Anstrich etwas sehr Freundliches. Dazu kommen die vielen Balkone, die Fenster, von denen lange Vorhänge zum Schutze gegen die Sonne auf die Straße herabflattern, und hinter denen blühende Gewächse stehen oder die koketten schwarzen Augen einer Granadinerin herverblicken. Das Alles erinnert wieder an den Orient, und unwillkürlich denkt man an die Verse Mirza Schaffys:

Viel lustige Balkone
Und Gallerien winden sich
Um deiner Häuser Reihn;
Auf den Balkonen finden sich
Allabendlich beim Mondenschein
Viel schmucke, schlanke Mädchen ein.
Sie lehnen über die Ränder,
Im Antlitz Huld und Süße —
Es flattern die bunten Gewänder,
Es zucken die kleinen Füße —
Der dunklen Augen Feuer
Blitzt durch die hellen Schleier ....

Stunden, Tage lang kann man die Straßen Granada's durchziehen und man wird immer wieder interessante Einzelheiten in der Architectur oder Scenen aus dem Volksleben beobachten können. Da begegnen uns Bauern aus der Vega, welche auf ihren Eseln große Körbe mit Gemüsen und Früchten herbeibringen, oder eine braune Zigeunerin mit frechem Blicke, die für einige Cuartos einem gläubigen Soldaten aus der Hand wahrsagt. Um das Paar hat sich ein Zuschauerkreis versammelt.

„Als wir eines Abends“, so erzählt Davillier, „in der Calle (Straße) de Abenamar spazieren gingen, vernahmen wir einen seltsamen Gesang zur Begleitung der Guitarre und des Pandero. Wir bemerkten zwei mißgestaltete Zwerge in andalusischer Tracht, welche uns an die Zwerge oder Enanos erinnerten, welche Velasquez zuweilen scherzhafter Weise malte, oder die in den phantastischen Erzählungen Hoffmanns vorkommen. Der eine griff krampfhaft in die Saiten seiner Guitarre, während der andere unter allerhand Windungen des Körpers den Pandero schlug. Drei elegante Señoras blieben einen Augenblick stehen, um den Zwergen zuzuhören. Ihre wunderbare Schönheit und ihre reiche Kleidung contrastirte seltsam mit den häßlichen und zerlumpten Zwergen, die nach beendigtem Concerte eine reichliche Sammlung von Cuartos hielten. Ein anderes Mal begegneten wir in einer Vorstadt Granada's einer Familie wandernder Musikanten, welche ihre Habe auf dem Rücken und ihre Guitarren an einem Bande mit sich führten. Eine junge barfüßige Frau von hübscher Gestalt und melancholischem Gesichtsausdrucke hielt ihr Kind auf dem Arme. Sie hatten den weiten Weg von Guadix bis Granada zurückgelegt. Auch die Bettler darf man nicht vergessen, wenn man von dem Straßenleben der Stadt redet. Sie treiben sich in großen Schaaren umher und stürzen sich auf die Fremden los, sobald sie dieselben nur wittern. Ihre große Anzahl beweist genugsam die Armuth und den Verfall der alten maurischen Königsstadt, welche einst so reich, so gewerbthätig und so hoch von den Dichtern gepriesen war.“

Volksleben kann man besonders auch in den reizenden Alamedas studiren. Dort findet man kühlenden Schatten, Springbrunnen, Rosen und Mädchen. Rosen sieht man in Granada überall, in den Gärten der Stadt und in den Haaren der Frauen, welche diese Blumen nicht weniger als den Tanz lieben. Wer von der Alameda über die Zenilbrücke nach der Kapelle des heiligen Antonius geht, von wo man eine reizende Aussicht genießt, oder wer durch die Gärten der Stadt nach dem Alhambraberge hinaufsteigt, wird überall Musik, Gesang und Tanz finden. Die Mandolina, das Tamburin und die Zembomba sind Lieblingsinstrumente des Volkes, und der Bolero, Fandango und die Cachucha die beliebtesten Tänze. Man sieht oft in der Mitte einer engen, schlecht gepflasterten, unebenen Straße den Fandango von einem Paare lustig tanzen, während ringsumher sich ein großer Zuschauerkreis bildet. Der Tanz selber ist so einfach, wie die Musik; aber das Mienenspiel, die anmuthigsten Stellungen und Bewegungen, und zuletzt die Umarmung, mit welcher das tanzende Mädchen alle gegenwärtigen Männer erfreut, — das Alles zusammengenommen gibt ein durchaus liebliches Bild.

Die Tänze von maurischem Ursprunge sind, mit ihrem Gepräge von feiner Anmuth und heißer Leidenschaft, handelnde Poesien, welche die Phantasie aufregen, den Blick bezaubern und die Sinne verwirren. In dem Tanze spiegelt sich der Charakter des Volkes. Ueberall bemerkt man eine lebendige, feurige, sinnliche Verstellungsweise, die Poesie der Wollust. In den Pantomimen und in den wenigen Berührungen der Tanzenden wechselt Sanftmuth mit Grausamkeit, Schlaffheit mit Reizbarkeit. Die Südspanierinnen überhaupt besitzen nicht die reine Weiblichkeit und die kindliche Schüchternheit, wie z. B. die deutschen Mädchen. Eine auf dem Balkon sitzende Granadinerin läßt sich meist starr von dem vorübergehenden Mann ansehen, ohne nur eine Miene zu verändern. Im Kokettiren sind sie Meisterinnen. Zur Erhöhung der Reize des weiblichen Geschlechtes trägt in Andalusien die Tracht viel bei; die Mantilla z. B. verleiht einen höchst verführerischen Nimbus. Man bemerkt nur selten die französische Tracht. Eine Señora mit pariser Hut und Schal, anstatt der einheimischen Mantilla, erscheint armselig, büßt die Hälfte ihrer Reize ein und spielt eine um so unglücklichere Figur, als meist nur in Paris bereits zurückgesetzte Waare die Pyrenäen überschreitet. In Allem, was Luxus, Mode und Comfort heißt, ist Spanien noch wirklich mindestens um ein ganzes Jahrhundert hinter dem übrigen Europa zurück. Daraus erklärt sich einerseits die Erhaltung der schönen Nationaltracht in der ganzen untern Volksklasse, und andererseits die Abenteuerlichkeit und Altväterlichkeit aller Gegenstände, die zur Bequemlichkeit des täglichen Lebens dienen. Man kann z. B. nichts Verrotteteres, Altmodigeres sehen, als die Galaequipagen der Großen von Granada. Die meisten sind mit fabelhaft aufgeputzten Mauleseln bespannt, deren Schwänze in rothe Bänder eingehüllt sind und drohend in die Luft starren. Die Dienerschaft ist bekanntlich in Spanien wie in Polen sehr zahlreich, sie scheint, in ihre bunten Lumpen gehüllt, sich an einer ausrangirten Theatergarderobe vergriffen zu haben. Die Kutschen selbst gleichen Noahkasten, maurischen Thürmen, Nußschalen, Muscheln, kurz allem Andern mehr, als modernen Chaisen. Die ganze Aristokratie, welche in diesen Kutschen fährt, sieht verlebt und gelangweilt aus und wird vom gewöhnlichen Volke in Bezug auf Körperschönheit bedeutend übertroffen. Solch ein Bauer auf seinem feurigen Falben oder Schecken — zwei Farben, die unter den andalusischen Pferden sehr häufig vorkommen — mit schwarzer Sammetmütze und reichgestickter Jacke, den rothen oder braunen, mit bunten Arabesken durchwirkten Mantel kühn über die Schulter geworfen, eine rothe Satteldecke unter sich, und den Fuß im goldglänzenden türkischen Steigbügel, solch ein Bauer flößt uns unwillkürlich ganz andern Respekt ein, als ein fahler, abgelebter, in seiner schmutzigen Kutschenecke gähnender Grande, der sich in einen schlecht gemachten pariser Frack gesteckt hat.

Kaum eine andere Stadt ist wohl so sehr von den Dichtern gepriesen worden, als Granada: „A quien Dios le quiso bien, en Granada le dio de comer. Wen Gott lieb hat, dem erlaubt er, in Granada zu wohnen.“ „Gesunder als die Luft Granada's“, das ist ein noch heute in Afrika gebrauchtes Sprichwort. Bei den arabischen Schriftstellern erscheint die Stadt als *das Damaskus von Andalusien*, sie vergleichen es also mit der berühmtesten Stadt des Orientes. Spanische Dichter waren mit ihren Lobsprüchen nicht minder freigebig; *die berühmte, erhabene, große, heldenmüthige Stadt* heißt sie bei diesen, und in der That bietet die Geschichte der Stadt und des Königreichs Granada Vieles dar, was diese Lobsprüche rechtfertigt.

„Garnata, welches die Juden inne hatten“, mit diesen Worten wird von den arabischen Schriftstellern zuerst Granada bezeichnet, als Abd-el-asis die Stadt ohne Widerstand besetzte. Ebenso wie im gegenüber liegenden Mauretanien waren auch auf der pyrenäischen Halbinsel die Juden um jene Zeit sehr zahlreich; schon nach der ersten Zerstörung von Jerusalem sollen viele nach Spanien geflüchtet sein und Toledo gegründet haben; auch Titus führte nach der gänzlichen Vernichtung des jüdischen Reiches große Schaaren zur Ansiedelung nach der pyrenäischen Halbinsel.

In den ersten drei Jahrhunderten der arabischen Herrschaft blieb Granada ohne besondere Bedeutung; es war Provinzialhauptstadt, deren kaum Erwähnung geschieht. Zur Zeit, als das Ommajaden-Reich unterging, machte sich auch der Statthalter von Granada mehr und mehr unabhängig, und als nach der Thronentsagung Hichems, des letzten Königs aus dem Hause Ommaja, das abendländische Kalifat in viele kleine Staaten zerfiel, stand *Habus Ben Madsan* als selbstständiger Emir von Granada da. Als solcher behauptete er sich auch in den Kriegen, welche bald unter den neu entstandenen Fürstenthümern ausbrachen, da jedes derselben seine Macht zu erweitern und die schwächeren Nachbaren zu erdrücken bemüht war.

Erst 60 Jahre später, 1090, verlor der zweite Nachfolger von Habus Reich und Freiheit zugleich, als Joseph der Almoravide der Herrschaft des Emirs von Granada durch verrätherischen Ueberfall ein Ende machte. In Ketten wurde der Fürst Abdallah nach Afrika abgeführt.

140 Jahre lang blieb nun Granada der Gewalt der Marokkaner unterthan. Vergebens erhob es sich mehr als einmal gegen die Barbaren, wie die Afrikaner verächtlich von den Bewohnern der Halbinsel genannt wurden. Nach hartnäckigen und blutigen Kämpfen wurde es immer wieder zur Unterwerfung gezwungen, bis endlich im Jahre 1231 der in Murcia zum König ausgerufene Abdallah Aben Hud mit Hilfe der Einwohner es eroberte.

Granada war damit wieder die Hauptstadt eines selbstständigen Reiches geworden. Abdallah wurde aber schon sieben Jahre nachher in Meria ermordet, worauf die Familie Nazar oder Nazer auf den Thron gelangte. Diese Dynastie behauptete sich bis zur Eroberung des Königreichs durch die Christen.



Eine Bettlerfamilie in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Musicirende Zwerge in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Schon zu jener Zeit schien die Herrschaft der Araber in Spanien dem Untergange nahe. Während der Wirren, welche die Auflösung des Reiches der Almohaden (dasselbe umfaßte das mohammedanische Spanien und das nordwestliche Afrika), vorhergingen, hatten die beiden christlichen Staaten Castilien und Aragon ihre Grenzen und ihre Macht stark erweitert. Ferdinand von Castilien drang schon über die Sierra Morena nach Andalusien vor und eroberte im Jahre 1236 selbst Cordova, die alte und hochberühmte Hauptstadt der Araber; zwei Jahre später fiel auch Valencia in die Gewalt des Königs von Aragon, unterwarf sich auch ganz Murcia ohne Widerstand der Krone Castilien. König Muhamed erkannte, daß er der Uebermacht der Christen nicht widerstehen könne, und entschloß sich 1245, im Vertrauen auf den Edelsinn seines Feindes, ohne Weiteres in König Ferdinands Lager zu gehen und sich ihm als Vasall zu unterwerfen. Er verpflichtete sich zur Zahlung eines jährlichen Tributes und zur Heeresfolge gegen jeden Feind, sodann auch, gleich den anderen Großen des Königreichs, zum Besuch der castilischen Cortes, wenn er dazu vom Könige berufen würde; dagegen verblieb ihm die Herrschaft über sein ganzes bisheriges Gebiet, und nur Jaen wurde als Unterpfand von Truppen Ferdinands besetzt. Mit Hilfe Muhameds ward das Reich der Almohaden mit der Hauptstadt Sevilla der Krone Castilien einverleibt, so daß im Jahre 1257 die ganze Halbinsel bereits thatsächlich den Christen unterthan war.

Daß aber trotzdem das schon zinspflichtige, lang und schmal längs der Seeküste sehr ungünstig gelegene Königreich Granada noch über zwei Jahrhunderte lang, wenn auch mehr und mehr gedrängt, im Besitz der Mohammedaner verblieb, und daß es sogar bald die Oberherrlichkeit Castiliens wieder abschüttelte, das verdankte es der innern Zwietracht, welche fortan auch dieses letztere Reich zerriß.

Unter König Muhamed war Granada zu hoher Blüthe gelangt. Die Bewohnerzahl wurde durch Einwanderung von vielen Hunderttausenden aus den von Christen eroberten Provinzen vermehrt, während die Bemühungen des Königs, Ackerbau, Bergbau und Gewerbfleiß zu heben, in der letzten Zeit seiner Regierung wesentlich durch den Frieden unterstützt wurden. Muhamed war es auch, welcher die Alhambra weiter baute. Sein Wappen ist vielfach in den Verzierungen derselben angebracht; in einem Schilde von Silber ein blaues Band mit den goldenen Worten: Le galib ilé Alá, kein Sieger als Gott. Seine Nachfolger haben dieses Wappen, wenn auch in vielfach veränderten Farben, immer beibehalten. Jener Wappenspruch rührt aber daher, daß der König, als ihn seine Unterthanen als Sieger begrüßten, mit den bezeichneten Worten darauf antwortete.

Wir können auf die Geschichte der nächsten zwei Jahrhunderte hier nicht näher eingehen, müssen uns vielmehr begnügen, nur noch die Katastrophe kurz zu erzählen, mit welcher die Herrschaft der Araber in Spanien ihren Abschluß fand. Zur Bezeichnung aber der staatlichen Zustände in Granada während jener langen Periode genügt die Bemerkung, daß von den neunzehn Königen, welche nach Muhamed den Thron inne hatten, nur sieben als solche gestorben sind. Nicht weniger als fünf sind ermordet, einer ist enthauptet worden, einer hat der Krone entsagt, drei wurden durch Revolutionen entsetzt, ein vierter wurde gleichfalls verjagt, hat jedoch drei Jahre später den Thron wieder bestiegen, ein fünfter aber wurde im Laufe von 24 Jahren zwei Mal vertrieben und wieder eingesetzt und schließlich zum dritten Male entthront und eingekerkert. Von den beiden letzten gleichzeitig regierenden Königen endlich hat jeder den Theil des Königreichs, in welchem er anerkannt war, den Ungläubigen übergeben müssen, worauf beide nach Afrika übergesiedelt sind.

Durch die Vermählung Isabellens und Ferdinands waren im Jahre 1474 Castilien und Aragon zu einem Königreiche verbunden worden, das nun um so mächtiger gegen Granada auftreten konnte. Dort wühlete wieder einmal Bürgerkrieg, indem Boabdil (Abu Abdallah) gegen seinen eigenen Vater Abul Hacen in Waffen stand. Der letztere dankte zu Gunsten seines Bruders Abdallah ab, welcher dann neben Boabdil regierte. Die Christen machten inzwischen große Fortschritte; während sie den rebellischen Boabdil als König anerkannten, belagerten und eroberten sie zugleich unbedenklich einen festen Platz seines Königreichs nach dem andern. Beide maurische Könige wandten sich endlich gegen Ferdinand und Isabella, aber beide wurden geschlagen, und Boabdil entschädigte sich für Verluste, welche er erlitten, dadurch, daß er seines Oheims Abwesenheit benutzte und die Alhambra, dessen bisherige Residenz, einnahm. So wurde er König in Granada, während sein Oheim Guadiz als Residenz wählte.

Granada, nur wenige Meilen von den christlichen Besitzungen entfernt, mußte natürlich das nächste Ziel der feindlichen Angriffe werden. Ferdinand und Isabella aber, die „katholischen Könige", wie sie genannt wurden, schlossen zunächst mit Boabdil ein Bündniß gegen seinen tapfern Oheim Abdallah. Der Krieg, kaum beendet, brach wieder aus, und als Abdallah nach tapferm Widerstande sich unterwarf, war nur noch Granada in der Gewalt der Araber. Gegen Boabdil richtete sich der ganze Zorn der Gläubigen, denn seit seiner Rebellion war der Staat nicht aus dem Unglücke herausgekommen.

Alsbald erließ Ferdinand an Boabdil eine Aufforderung, Granada ihm zu übergeben, und als dieser sich weigerte, rückten die Majestäten im Frühjahre 1491 mit 50,000 Mann vor die Stadt. Eine eigentliche Belagerung hat nicht stattgefunden. Das christliche Heer nahm zwei Stunden von der Stadt in der Vega Stellung und suchte von dort aus die Zufuhr der Lebensmittel abzuschneiden. Unter zahllosen Gefechten verging der Sommer, ohne daß ein Ziel erreicht worden wäre. Und doch wurde die Lage Granada's mit jedem Tage bedenklicher, die Christen rückten näher, schlugen die Angriffe des tapfern Generals Musa zurück, verheerten das Land und verbrannten die Ernten, so daß großer Mangel in der Stadt eintrat. Am 25. November 1491 wurde der Vertrag abgeschlossen, nach welchem Granada an Ferdinand übergeben werden sollte.

Der tapfere General Musa aber unterwarf sich den Ungläubigen nicht. Als die von den Siegern gewährten Bedingungen im Rathe verlesen und unter Thränen des Schmerzes angehört wurden, rief er aus: „Ueberlasset das unnütze Weinen den Kindern und den zarten Weibern, seien wir Männer und haben wir den Muth, nicht Thränen, sondern unser Blut zu vergießen. Gott wolle nicht, daß man sage: Die edlen Granadiner wagten nicht zu sterben für ihr Vaterland!

Doch Alle schwiegen. Musa aber, die allgemeine Entmuthigung erkennend, verließ unwillig den Saal und die Stadt. Er ward nicht wieder gesehen.

Boabdil, der letzte König der spanischen Araber, ritt dem heranziehenden Heere der Christen entgegen. Er küßte Ferdinand den rechten Arm mit den Worten: „Dein sind wir, mächtiger und erhabener König; wir übergeben Dir diese Stadt und dieses Reich, da Gott es so will, und wir vertrauen, daß Du Deinen Triumph mit Milde und Großmuth benutzen wirst." Er wandte sich dann den Ge-

birgen zu, um seiner vorausgesandten Familie zu folgen, während die Christen auf der Alhambra das Kreuz aufpflanzten.



Umherziehende Musikanten in Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

So endete die Herrschaft der Araber in Spanien, 780 Jahre nach der Landung Tariks in der Bucht von Gibraltar. Hart war das Loos, welches der Besiegten wartete und wenig der Großmuth und Duldsamkeit entsprechend, welche sie einst den unterworfenen Christen erwiesen. Ihre Religion durften sie nicht ausüben, die Inquisition verhängte furchtbare Qualen über sie, und nach 100jähriger Verfolgung trieb im Jahre 1610 Philipp III. noch eine Million Moslems nach Afrika hinüber.

Zur Charakteristik des niederdeutschen Volkes.

Von Dr. Ernst Boll in Neu-Brandenburg.

III.

Wenden wir uns nun zu den Vögeln, so treten unter den domesticirten nur Huhn und Gans mehr in den Vordergrund.

Das Huhn ist fleißig, wenigstens im Eierlegen, und „wenn vele Höner in en Nest leggen, helpt sik dat bald". Es fehlt ihm zwar nicht an Klugheit, aber: „kloke Höner leggen ok in den Nettel"; auch prahlt es wohl bisweilen vorschnell mit Erfolgen, die hernach nicht eintreten: „wenn de Höner to tidig (zeitig) kakeln, leggen se up den Dag Windeier", und nun gar „kreiende Höner und fleutende Direns (Dirnen) dägen beid' glik völ", — nämlich gar nichts! Auch für etwas zimperlich gilt dieser Vogel, worin folgender Volksreim seine Erklärung findet:

„Se is krank as 'n Höu,
Mag gern ëten, man (nur) nits dôn."

Den Satz „exempla sunt in promptu sed odiosa", könnte man im Plattdeutschen etwa durch die Sentenz wiedergeben: „he wiset up dat Nick, man nich up de Höner", und der bekannten hochdeutschen Bezeichnung „er hat Mosen und die Propheten" (d. h. ist sehr reich) entspricht das Plattdeutsche: „he hett Höner." — „Löp mank de Höner" heißt: geh deine Wege, und die spottende Frage: „kannst ek all (schon) Eier käken (kochen)?" bedeutet: willst du auch schon die Hausfrau spielen?

Der Hahn tritt, wie im Hochdeutschen, in der bekannten alliterirenden Redensart auf: „dar kreiet wedder Hund*) noch Hän darna" und in der gleichfalls im Hochdeutschen sich wiederfindenden: Jemand „den roden Hän up dat Hûs setten", d. h. ihm das Haus in Brand stecken. — Räumliche Entfernungen mißt das Volk mitunter nach dem Hahnenschrei, d. h. nach der Distanz, in welcher man während der Stille des frühen Morgens den krähenden Hahn hören kann; auch die geringe, aber doch bemerkliche Zunahme der Tageslänge in den ersten Wochen nach der winterlichen Sonnenwende soll nach der Volksnaturlehre täglich etwa einen Hahnenschrei betragen, d. h. der Tag soll um den kleinen Zeitraum wachsen, welcher der Zeitdauer eines Hahnenschreies entspricht.

Die Gans gilt für einfältig, plauderhaft und schwachköpfig, daher werden einfältige Frauenzimmer nicht selten „olde Gös" titulirt, — Sittel-Gös (Sitzgans) aber, wenn sie die Untugend haben, sich bei Besuchen allzusehr festzusetzen, weil sie des Plauderns kein Ende finden können. Wem der Wein leicht zu Kopfe steigt, dem wird ein „Gösekopp" zugeschrieben, wer mit einfältiger Verlegenheit auf etwas blickt, der schlägt die Augen auf „as de Gös, wenn dat wedert (blitzt und donnert)", und wer einen hinkenden Gang hat, „slêt hinden ut as 'n lames Gössel". — In dem Rufe eines ganz besondern Eigensinnes stehen die rügianischen Gänse: „de hebben eren egenen Kopp as de rügianischen Gööse", d. h. sie lassen sich von ihrer einmal gefaßten Meinung nicht abbringen; Thomas Kantzow erklärt uns in seiner Pomerania dies Sprüchwort dahin, daß die Rügianer ihre Produkte früher nur an die Stadt Stralsund hätten verkaufen dürfen, und daher habe man scherzweise gesagt: „wenn die rügianischen Gänse (deren Zucht auf der Insel in ganz besonderer Blüthe stand), aus der Thür gehen, so recken sie den Hals schon nach Stralsund hin, um dort zu Markt zu kommen." — Die Gans gilt, so gut sie selbst schmeckt, doch ihrer Seits für keine Feinschmeckerin, — ja sogar das Unsauberste ist eine Delikatesse für sie, beschuldigt sie ein auch auf menschliche Verhältnisse angewendetes Sprichwort, welches wir aber aus ästhetischen Rücksichten lieber unterdrücken wollen. Die letzte mir bekannte anserinische Redensart ist: „de Göse gân allerwege barfôt", d. h. es ist überall so Sitte.

Erpel und Kuhne werden nur selten erwähnt, ersterer als Repräsentant eines Menschen, der, ohne die Folgen zu überlegen, in den Tag hinein handelt, und von der Kuhne entlehnt man für ein mit Sommersprossen bedecktes Gesicht die Bezeichnung: „so bunt, as 'n Kunenei."

Unter den übrigen Vögeln erregt der Storch (Adebâr) das meiste Interesse. Bei seiner Ankunft singen die Kinder ihm entgegen:

„Adebâr, du Rober (Ruderer?),
Bring mi 'n lütten Broder;
Adebâr, du Nester (Nestbocker?),
Bring mi 'ne lütte Swester!"

In welcher Weise man ihn zuerst im Frühlinge erblickt, ist von prophetischer Vorbedeutung: sieht man zuerst einen fliegenden Storch, so wird man das ganze Jahr hindurch fleißig sein, wogegen das Erblicken des auf dem Neste sitzenden Faulheit in Aussicht stellt. Er ist nicht blos ein Kinder, sondern überhaupt Segen bringender Vogel, weshalb Landleute es gern sehen, wenn er auf ihren Häusern und Scheunen nistet, wodurch diese Gebäude namentlich auch für gesichert gegen das Einschlagen des Blitzes gelten; man erleichtert ihm daher seine Ansiedlung oft dadurch, daß man ihm als Fundament für seinen Nestbau ein Wagenrad auf die Dachfirste legt. — Besondere auf ihn bezügliche Redensarten und Sprichwörter sind: „de Adebâr hett wat bröcht", d. h. es ist ein Kind geboren; „de Adebâr schall kamen", d. h. das eben erwähnte Ereigniß steht in Aussicht; „de Adebâr hett se in dat Bên bêten (gebissen)", d. h. sie liegt in den Wochen. Ferner: „wo Adebârs sünd, dar sünd ok Poggen (Frösche)", d. h. Gott sorgt für alle; „dar sünd mêr Adebârs as Poggen", bezeichnet aber den Zustand der Dinge, wo der Vorrath nicht für alle ausreicht, und ähnlich: „je dicker (zahlreicher) de Adebârs, je dünner (seltener) de Poggen", je mehr Konsumenten, desto knapper die Speise.

Auch der Kukuk ist ein orakelgebender Vogel, und wenn man an den ersten, dessen Stimme man im Frühlinge vernimmt, die Frage richtet:

„Kukuk an den Häwen (engl. heaven),
Wo lang' schall ik lewen?"

*) In anderen Gegenden Hön, d. h. Huhn, was richtiger ist. A.

so erfährt man aus der Anzahl seiner Rufe die Zahl der noch in Aussicht stehenden Lebensjahre. Wer bei dem ersten Kukuksrufe ohne Geld ist, hat auch das ganze Jahr Mangel daran. Da er seine Eier nicht selbst ausbrütet, sondern sie anderen kleinen Vögeln ins Nest legt, so wendet man auf entsprechende menschliche Thaten auch die Redensart an, daß Einer dem Andern ein Kukuksei ins Nest gelegt habe. Eine beliebte Redensart ist: „de Kukuk röppt (ruft) sinen egenen Namen", d. h. die Schimpfreden, die Jemand ausstößt, fallen auf diesen selbst zurück. Da der Kukuksruf zu der Zeit zu verstummen pflegt, wenn das Siebengestirn an unserm nächtlichen Himmel zu erglänzen beginnt, so sagt man von Leuten, die sich gleichsam aus angeborner Abneigung möglichst aus dem Wege gehen: „se stån sik (stehen sich) as Kukuk und Söwensteern." Ein euphemistischer Ausdruck für die Erwartung, daß Jemand den Anbruch des nächsten Frühlings nicht mehr erleben werde, liegt in der Redensart: „he ward den Kukuk nich wedder hören." Ein Ausruf der Verwunderung ist: „dat were de Kukuk!"

Die Eule fliegt nur in der Dämmerung geschäftig umher, und daher sagt man von Jemand, der mit seiner Thätigkeit erst spät beginnt und dies Versäumniß dann durch Hastigkeit wieder einbringen will: „he is up de Uulenflucht." Bei Tage ist sie sehr schwachsichtig, daher der Ausdruck „blinde Uul" zur Bezeichnung überäugiger Menschen. So lange es Tag ist, verweilt sie in ihrem Schlupfwinkel, läßt sie sich aber dennoch einmal ausnahmsweise im Freien blicken, wird sie von anderen sie hassenden Vögeln, namentlich den Krähen, mit lautem Geschrei verfolgt; ähnlich ergeht es mitunter Menschen, wenn sie in Gesellschaften kommen, in welche sie nicht hineingehören oder hineinpassen: sie sind dann dort „as de Uul mank de Kreien". Der allgemeine Haß, mit welchem sie von anderen Vögeln betrachtet wird, hat aber zugleich für den Menschen etwas Mitleid Erregendes, daher die Mahnung: „spott nich mit (über) de Uul, dat is ok 'n Vagel", — und zwar ein Vogel, der selbst hin und wieder (denn der Geschmack ist ja so grundverschieden!) sogar seinen Liebhaber findet, denn „den eenen sine Uul is den andern sine Nachtigall", d. h. auf menschliche Verhältnisse übertragen: ein Frauenzimmer, welches dem Einen häßlich erscheint, besitzt in dem Auge eines Andern mitunter große Reize. — Die Eule ist aber auch ein Unglück bringender Vogel, und daher bedeutet „mit Uulensåt beseiet", so viel als: zur unglücklichen Stunde geboren sein, in allen seinen Unternehmungen Unglück haben. Auch die Gestalt dieses Vogels hat zu Vergleichungen Anlaß gegeben, und von einem Frauenzimmer, bei dem Haare und Kopfputz nicht in Ordnung sind, heißt es: „se süht ut, as 'ne Uul", indem ja bekanntlich manche Eulenarten sich durch sehr aufstrebende Kopffedern auszeichnen. Woher aber der Ausdruck der getäuschten Erwartung: „dar hett 'ne Uul seten"?

Daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt, ist leider eine zu allgemein gültige Sentenz, als daß wir sie nicht auch im Plattdeutschen antreffen sollten. Wem der Fortschritt ein Dorn im Auge ist, weil er dabei nicht mehr nach gewohnter Weise im Trüben fischen kann, der klagt wie jene Krähe: „dat werd alle Dage slechter, sede de Krey, — dar bröken se den Galgen aw", und einen sehr komischen Ausdruck findet das behagliche Gefühl, in den Zwist anderer nicht verwickelt zu sein, in dem Ausspruche: „dat is göd, wer darmit nicks to dön hatt! sede de Jung, dar beeten sik twee Kreyen." Das ungeschickte Hüpfen der Krähe im Schnee hat die Bezeichnung veranlaßt: „he hüppt as de Krey in 'n Schnee (oder besser: Snî)."

Auf andere Vögel wird wenig Bezug genommen. Die Elster (de Hester) wird wegen ihrer Geschwätzigkeit, wegen ihres bunten Gefieders und ihrer sonderbaren Flugbewegung proverbialisch benutzt in den Redensarten: „he hett Hestereier eten", d. h. er kann nicht schweigen, — „bunt as 'n Hester", und „Kopphester scheten", d. h. sich überkugeln. — Die Schnellfüßigkeit des Kibitzes hat zu der Bezeichnung Anlaß gegeben: „he löppt as 'n Kiwitt" und der unmelodische Gesang, den die Rohrammer so freigebig ertönen läßt, zu dem Ausdruck: „he schriggt (schreit) as 'n Rorsparling." — Derjenige, dem es hart ankommt, bei seinen geringen Mitteln großen Anforderungen zu genügen, klagt wie der Sperling (Lüning): „dat giwwt 'n gröt Lock, sede de Lüning, — dar schull (sollte) he 'n Göseei leggen", und wer großes Aufheben von seinen geringfügigen Mitteln und seinem unerheblichen Beistande macht, auf den paßt das drastische Bild von der Meise: „all Bott helpt! (alle Zubuße hilft) sede de Meesk und . . . in de See." Den faulen Landwirth verspottet man mit dem Dictum: „by em meßtet de Lewark (mistet die Lerche) und plögt de Ritworm (Gryllus gryllotalpa)."

Die Reptilien müssen gleichfalls zu allerlei Bildern herhalten. Die Adder (Kreuzotter) ist ein Sinnbild der Bosheit, daher: „se blößt (bläset) as 'ne Adder" heißt: sie schäumt vor Wuth. Wer aus Faulheit ohne alle Ueberlegung handelt und sich dadurch in große Gefahr bringt, der macht es wie jener Bauer: geet doch nicks öwer de Bequemlichkeit, sede de Bûr, dar bünn' (band) he sik 'n Hardworm (die bei dem Volke, freilich sehr mit Unrecht, für so sehr giftig geltende Blindschleiche), as Strumpband üm." Der Kröte wird eigensinnige Widerspenstigkeit zugeschrieben, und daher wird ihr Name auf widerspenstige Kinder und kleine, leicht reizbare Leute übertragen; ihr aufgeblasener Körper und langsamer Gang machen sie zugleich auch zu einer passenden Repräsentantin der Vornehmthuerei, und in dieser Beziehung tritt sie in dem ergötzlichen Vergleiche auf: „he geet as de Pogg in 'n Mondschin (Mondschein)." Poggen in der Bedeutung von „Fröschen" aber sind langbeinige Gesellen, die weite Sprünge machen können; viele derselben auf einer bestimmten Stelle zusammen zu halten, ist daher eine schwere Aufgabe, — daher die komische Klage des Teufels: „dat is mi son 'n Tüg! (solches Zeug) sede de Düwel, as he Poggen up de Schuwkarr' löde (auf den Schiebkarren lud), — wenn ick een herup bört (engl. to bear) hew, springt de ander wedder herun." — An dem Frosch wird es auch illustrirt, wie selbst dem Gelassensten endlich die Geduld reißt, denn man kann „ok de Pogge so lange pedden (treten), dat se quikt". — „So kold as 'ne Pogg" ist: durch und durch kalt.

Hinsichtlich der Fische heben wir zuerst einige auf die ganze Klasse im Allgemeinen Bezug nehmende Aussprüche hervor. Darunter ist einer, der für den tiefgehenden Gemüthsunterschied des hoch- und niederdeutschen Volksstammes sehr bezeichnend ist, denn denselben Gedanken, welchen ersterer durch das zarte Bild „keine Rose ohne Dornen" veranschaulicht, gibt letzterer weit derber durch „keen Fisch ane Gråden" (ohne Gräten) wieder. Eine Warnung, nicht zu zeitig über einen Erfolg zu triumphiren, bevor derselbe völlig gesichert ist, liegt in der Mahnung, nicht früher „holet Fische" zu rufen, bevor man sie im Sacke hat; wer sich damit tröstet, daß ein erfolgloses Unternehmen nicht noch übler abgelaufen sei, auf den findet der Ausspruch Anwendung: „dat is noch göd awgån (abgegangen), sede Viedel, qwam (kam) von dat Fischen und hadde nicks kregen (bekommen, gefangen)." Von einem fleißigen, sich auf mannigfache Weise durch die Welt schla-

genden Menschen heißt es: „ficht he nich watt, so schütt he watt (schießt er etwas).“

Besondere Fischarten werden proverbialisch nur selten erwähnt, am häufigsten noch der **Aal**, welcher z. B. wie im Hochdeutschen ein Sinnbild der Glätte ist und gelegentlich auch noch in folgenden Sentenzen auftritt: „wat de Hekt (Hecht) doch dünn is, sede de Fischer, — dar hadde he 'n Aal in der Hand“, d. h. er hatte sich recht gröblich geirrt; „dat möt 'n wendet warden, sede de Fruw to den Aal, dar treckt se em de Hûd (Haut) aw“, — ein Gegenstück zu dem obigen Verfahren des Bäckers mit der Katze. — Daß man auch mit Geringem vorlieb nehmen muß, wo nichts Besseres zu haben ist, erläutert das Beispiel: „wo nicks annerš is, is Rodöge (Rothauge) ok 'n göden Fisch.“

Steigen wir auf der Stufenleiter des Thierreiches noch weiter **abwärts**, so werden die in der Sprache sich abspiegelnden Beziehungen zum Menschen immer seltener. Doch stehen die wenigen, auf Thiere niederer Ordnungen bezüglichen Sentenzen an Derbheit und Komik ihren Vorgängerinnen keineswegs nach. Außer der Schnecke sind es nur der Krebs, die Biene, der Blutegel, der Mistkäfer und einige Parasiten des Menschen, welche Beachtung gefunden haben. — Recht wohl genährte Kinder sind „jett as 'ne **Snick**“ (worunter hier die wohlbeleibte schwarze Nacktschnecke verstanden ist), und aus dem Schneckenleben wird folgende Sentenz entlehnt, die das respice finem einschärft: „käm ick hüt' nich, käm ick morgen, sede de Snick, dar frêt se de Rawe (da fraß sie der Rabe).“ Große Verwunderung über einen durchaus unerwarteten Erfolg stellt uns das ergötzliche Bild vor Augen: „**dat is 'ne anner Art van Krewt!** sede de Düwel, as he sine Grotmoder in 'ne Rüse (Reuse) fung.“ — Wer im Trinken gar keine Pause macht, bis er das ganze Glas geleert hat, der „süppt as 'ne **Jil**“ (Blutegel). — Den Ingrimm darüber, aus einer widerrechtlich angemaßten Position gewaltsam vertrieben zu werden, illustrirt der **Bandwurm**: „slechte Wirthschaft dar binnen! sede de Bandworm, as he awdrewen worden.“ Welche Noth sehr muntere junge Mädchen dem machen, der sie beaufsichtigen soll, zeigt der Vergleich: „wilde Deerns sünd swärer to höden, as 'n Sack vull **Floi**.“ Die **Läuse** treten in folgenden Aussprüchen auf: „je hungriger de Lûs, je düller se bitt“; „dat herrw ick up 'n Greep (Griff), as de Pracher (Bettler) 'ne Lûs“, d. h. das verstehe ich so gut, daß es mir gar nicht fehlen kann; „he sitt as 'ne Lûs in 'n Schorf“, d. h. ganz gesichert; „wat beeter is as 'ne Lûs, stek in de Tasch und drag't na Hûs“, d. h. verachte auch den kleinen Gewinn nicht; „leben und leben laten! sede de Pracher und smeet sin Wamms vull Lûse achter den Tûn (Zaun).“ Spott über Jemand, der selbst bei Ausführung der leichtesten Dinge fremde Hülfe beansprucht. — Wer erst am Abende zu arbeiten beginnt, von dem sagt man: „he kriggt dat des Abends as de **Busskäwer**“, welcher nämlich erst gegen Sonnenuntergang zu fliegen beginnt und daher unseren ländlichen Arbeitern als Verkündiger der Feierabendszeit gilt, wie er denn auch in England wahrscheinlich aus demselben Grunde clock (die Glocke) genannt wird. — Die **Biene** tritt, wie im Hochdeutschen, als Repräsentantin des Fleißes auf (flietig as 'ne Imm), und dem bekannten Vergleiche „Perlen vor die Säue werfen“ entspricht ungefähr die Frage des Niederdeutschen: „wat schall Hennig in de Theerbütt?“ obgleich der Begriff „Honig“ hier enger umgrenzt ist, als dort der Begriff der Perle; denn während letztere ganz allgemein etwas Werthvolles bezeichnen soll, repräsentirt der Honig nur eine vorzüglich gute Speise, und der Sinn unserer Frage ist daher der: was soll Jemand mit einer guten Speise, deren Werth er doch nicht zu schätzen weiß? — Kein Pendant in der hochdeutschen Sprache aber haben folgende beiden kleinen Genrebildchen, die in der That ihres Gleichen suchen, und mit denen wir die Rundschau in unserem niederdeutschen sprachlichen Bildersaale beschließen wollen: „he is klöker as 'ne Imm, — he will ut 'n Peerdeappel **Honnig** sugen, — und: „wo man **singt**, da laß dich ruhig nieder! sede de Düwel, und sett 't sik mit dat Achterkasteel (s. oben die Anmerkung), in 'n **Immenswarm**!“

Wir haben zwar keine wirkliche mit Farben und Pinsel arbeitende plattdeutsche **Malerschule**, wer aber die Reihe der nur mit so wenigen Worten, aber in den kräftigsten Strichen entworfenen, an komischen Situationen unerschöpflichen Skizzen überblickt, welche wir ihm hier eben vorgeführt haben, und welche doch nur einen **kleinen** Theil des Reichthums unserer sprachlichen Bildergalerie ausmachen, der wird es zugestehen müssen, daß dem niederdeutschen Volke, wenigstens in Bezug auf das **humoristische Genre**, ein Malertalent **ersten** Ranges innewohnt.

Weniger glücklich, wie in dieser symbolisirend malerischen Auffassung des Thierreichs war man in der Beachtung desselben nach einer andern Richtung hin, — nämlich in dem Bestreben, das Thun und Treiben der Thiere zur Grundlage von Witterungs- und Wirthschaftsregeln zu machen. Man gerieth dabei auf die größten Irrwege und kam dabei auf so abgeschmackte Einfälle, daß man z. B. sogar die Milben des Mistkäfers bei der Ackerbestellung um Rath fragen wollte! Der Fehler lag hier in dem Mangel einer richtigen Induktion: man knüpfte ganz willkürlich beliebige Ursachen und Wirkungen zusammen, die in der That in gar keiner Wechselbeziehung zu einander standen. Daraus aber können wir für unser **Volk** keinen Vorwurf entnehmen, — machten es doch selbst die hochgepriesenen **Naturphilosophen** der Griechen und Römer um kein Haar breit besser!

Neben dem Thierreich fand natürlich auch das **Pflanzenreich** bei dem Volke Beachtung, obgleich lange nicht in so ausgedehnter Weise wie jenes. Hauptsächlich nur die mit Recht oder Unrecht als nützliche oder schädliche Pflanzen betrachteten Gewächse, und neben diesen noch einige wenige andere, die sich durch besonders hervorstechende Eigenthümlichkeiten der Berücksichtigung gleichsam aufdrängten, erhielten specielle, und zwar in der Regel bezeichnende Namen, bei welchen nicht selten **Thiere**, die man zu solchen Pflanzen in Beziehung stehend dachte, die Taufpathen abgeben mußten, wie dies z. B. mit dem Adebâr, Bull, Hâs, Hind, Hund, Katt, Kô, Krôn (Kranich), Kukuk, Mûs, Swin und Voß bei einer ganzen Anzahl von Pflanzen der Fall war; oder sie wurden auch als ein ignobile vulgus und grex sine nomine ganz und gar nicht beachtet.

Von einer **poetisch-symbolischen** Auffassung des Pflanzenreiches aber, die bei anderen Völkern eine so hervorragende Rolle spielt, finden wir auf dem niederdeutschen Sprachgebiete kaum einige schwache Spuren. Schon die sprichwörtlichen Redensarten, in welchen Pflanzen zu dem Menschen und dessen Thun und Treiben in Beziehung gesetzt werden, sind so selten, daß ich nur die beiden folgenden anzuführen weiß: „Fruwensrâd und Bookweitensâd raden (gerathen) selden, awerst **wenn** se raden, so raden se ok recht dägern (tüchtig)“; und: „rode Hâr und Ellernholt de wassen up kênen göden Bodden.“ Was nun aber die poetische Seite des Pflanzenreichs betrifft, da versteigt sich die niederdeutsche Sprache, wo ihr nicht (wie dies in neuerer Zeit mehrfach geschehen ist), gewaltsam ein ganz fremd-

artiges Element untergeschoben worden, sondern wo sie der ungetrübte Spiegel der echt niederdeutschen Gefühls- und Gedankenwelt geblieben ist, kaum über einen „bömstarken, hagebökenen Keerl, 'n Keerl, de Böm utriten kann", hinaus. Sie weiß nichts von der starken Eiche, der schlanken Tanne, dem schwankenden Rohre; die Cypresse ist ihr so wenig ein Sinnbild der Trauer, wie die Rose der Schönheit und das Veilchen der Bescheidenheit. Die dichterische Phrase, „schlank wie eine Ceder", würde sie wahrscheinlich (da schlanke Körpergestalt bei dem Volke gar nicht beliebt ist), durch eine etwas anzügliche Hindeutung auf eine Bohnen- oder Hopfenstange wiedergeben, und für die Bezeichnung „bleich wie eine Lilie" etwa einen Vergleich mit „Waddick und Weedage" substituiren.

Eine Blumensprache würde dem Boden, welchen die niederdeutschen Volksstämme bewohnen, niemals entsprossen sein; das Volk spricht hier nicht „durch die Blume", sondern winkt lieber „mit dem Zaunpfahl". Ist doch selbst unter den Vögeln derjenige, welcher wohl die meisten Dichterfedern des Orients und Occidents in Bewegung gesetzt hat, hier fast gänzlich unbeachtet geblieben; während man für so manche jedenfalls unbedeutendere Vögel, die aber durch die Komik ihrer Stimme dem Herzen des Volkes näher standen, bezeichnende Namen (wie z. B. Vagel Bülow, Flick de Bücks, Tülüt u. s. w.) gefunden hat, ist die Nachtigall nicht allein ungetauft geblieben, sondern selbst ihren melodischen Gesang bezeichnet man kurzweg nur als „Geschrei", und die ganze plattdeutsche Nachtigallenpoesie beschränkt sich auf den gelegentlichen verwunderten Ausruf: „wat dat lütt Ding doch schrijen kann!" Und doch ist dieser Vogel nicht etwa erst mit den Chausseen oder Eisenbahnen in das Land gekommen, sondern hat hier sicherlich schon zu den Zeiten des alten Pribislav sein herrliches Lied gerade ebenso gesungen, wie er es jetzt bei uns durch die milden Frühlingsnächte erklingen läßt. Zeit genug also hätte unser Volk gehabt, diesen Gesang sich zum Herzen dringen zu lassen, wenn es in letzterem eben nicht an der verwandten Saite gefehlt, welche jenen Tonwellen durch ihre Schwingungen hätte Antwort geben können. Diese fehlende Saite in dem geistigen Organismus des niederdeutschen Volks ist die lyrische Begabung, und daraus erklärt es sich auch, warum es unseren lyrischen Produkten ebenso zu ergehen pflegt, wie unseren Weintrauben: — beide werden selten genießbar.

Es ist dies ein Mangel, den wir nun einmal nicht hinwegleugnen können. Daß aber der Niederdeutsche in anderer Beziehung weniger zu kurz gekommen ist, zeigen nicht allein jene dem Volke selbst entsprungenen Funken des Humors, von denen wir oben einige Proben gegeben haben, sondern in noch reicherem Maße die im Brillantfeuer desselben strahlenden Schöpfungen eines Lauremberg, Liscov, L. Reinhard und Fr. Reuter, — vor Allem aber der Reineke Voß, welcher jedenfalls hier, mögen seine ersten Keime vielleicht auch einem andern Boden entsprossen sein, — sein üppiges Wachsthum und seine hohe Vollendung erhalten hat.

Die Bevölkerung in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße.*)

I.

Anzahl der Bevölkerung. — Die Ureingebornen; ihre Sitten, Gebräuche und Stammessagen. — Die Malayen an der Malaccastraße; ihre Ausbreitung. — Das Amoklaufen.

Die Bevölkerung Singapores beträgt in runder Summe etwa 90,000 Seelen. Nach dem letzten Census, der unter den obwaltenden Verhältnissen nur sehr mangelhaft ausgeführt werden konnte, fand man 84,000 Einwohner. Die Bewohnerzahl aller britischen Besitzungen an der Malaccastraße, also Singapore, Pinang, die Provinz Wellesley und Malacca, beträgt 290,000 Seelen, wie aus folgender annähernd genauen Uebersicht ersehen werden kann.

Rassen	Singapore	Pinang und Wellesley.	Malacca.
Ureingeborne	—	—	900
Malayen	13,500	72,000	55,000
Chinesen	58,000	39,000	12,000
Ostindier	12,700	14,000	1,200
Andere Asiaten	6,500	1,700	2,500
Summe	90,700	126,700	71,600

In diesen Besitzungen leben nur 800 unvermischte Europäer, von denen zwei Drittel ihren Wohnsitz in Singapore haben.

Die interessantesten unter allen Rassen, welche die genannten britischen Besitzungen bewohnen, sind die Ureingebornen. Sie haben verschiedene Gegenden der hinterindischen Halbinsel inne. Die im Norden der Provinz Ligor heißen Karians; die in den Distrikten von Kedah, Perak und Salengore Semangs; die zwischen Salengore und dem Berge Ophir Mautras; diejenigen, welche die Strecken zwischen diesem Berge und der Küste in der Provinz Malacca einnehmen, Jacuns, und endlich die im Territorium Johore, gleich hinter Singapore, Bumas. Außer diesen gibt es noch einige kleinere Stämme.

Die Ureingebornen Singapores sind seit langer Zeit schon von dieser Insel verschwunden, obgleich ihr Blut jedenfalls noch in jenem der hier wohnenden Malayen fließt. Als diese im Anfange des 13. Jahrhunderts sich in Singapore niederließen, kehrten die Eingebornen zum Fest-

*) Nach John Cameron: Our tropical possessions in Malayan India: being a descriptive account of Singapore, Penang, Province Wellesley and Malacca; their peoples, products, commerce and government, with illustrations. London 1865. Ein fleißig gearbeitetes Werk, aus dem wir noch manche Notizen mittheilen werden.

lande, in das Territorium Johore, zurück und vereinigten sich hier wieder mit ihren wilden Stammgenossen. Diese, welche einst unbeschränkt im südlichen Theile der Halbinsel Malacca herrschten, sind nun von der Küste ganz verdrängt und wandern jetzt nur noch auf den Hügeln und in den Thälern unzugänglicher Gegenden umher. Je verlassener und einsamer ein Platz ist, desto lieber wählen sie ihn zu ihrem Aufenthalte. Da sie über einen verhältnißmäßig großen Raum zerstreut leben, so ist es schwer, eine annähernde Zahl derselben anzugeben, doch schätzt man sie auf 7000 bis 8000 Seelen. Sie sterben aus, aber ihr Verschwinden ist nur ein allmäliges, denn die Sumpfwildnisse und Dschengeln bilden für sie eine Schutzmauer, für die fortschreitende Kultur, ihre Feindin, jedoch eine schwer zu überschreitende Grenze.

Ueber ihre Herkunft bewahren sie Stammessagen. So erzählt eine dieser Völkerschaften von sich, daß sie von zwei weißen Gebirgsaffen abstamme, die ihre Jungen in die Ebenen schickten, wo sie sich allmälig zu Menschen vervollkommneten; alle, welche diese Umbildung nicht erfuhren, kehrten nach den Bergen zurück, wo sie heute noch als Affen leben. Eine andere Ansicht, die weniger mit der Darwinschen Theorie zu vereinigen ist, erzählt, daß Gott den starken und schönen Batin in den Himmel rief. Dort gab er ihm eine Gefährtin und wieß beiden ihre Wohnstätte auf der Erde an; am Flusse Johore schlugen sie ihre Hütte auf, vermehrten sich und wurden die Urältern aller Eingebornen, deren Häuptlinge bis auf den heutigen Tag den Namen Batin führen.

Bei den Binnas finden wir noch eine andere Entstehungssage. Sie behaupten, daß der Boden, auf welchem sie wohnen, nicht fest, sondern nur die Haut der Erde sei. Diese Haut brach Gott vor alter Zeit auf und Wasser stürzten hervor, welche die Welt zerstörten. Dann entstanden Berge und später die Niederungen, welche sich an die Berge anhingen. Auf dem Wasser schwamm aber eine Prahu (Schiff), in welchem ein Mann und ein Weib saßen, welche Gott erschaffen hatte. Der Nachen blieb an einem Orte still liegen, aber Mann und Frau konnten nichts erblicken, denn Alles war dunkel, es gab nicht Morgen noch Abend, und die Sonne hatte noch nicht zu scheinen begonnen. Als es aber Licht wurde, da sahen sie Bäume und sie sprachen: Warum sollen wir keine Kinder haben? Die Frau ward schwanger, aber nicht in ihrem Leibe, sondern in ihren Schenkeln. Aus dem rechten Schenkel gebar sie einen Knaben, aus dem Linken ein Mädchen, und von diesen beiden stammen alle Menschen ab, die Gott zählte und auf die er mit Wohlgefallen herabschaute.

Durch das Vordringen der Malaven waren die Eingebornen von der Insel Singapore und von der Seeküste der Halbinsel vertrieben, und so führen sie nun in den Urwäldern ein nomadisches Leben. Ihre Sitten sind einfach geblieben, nur wenige haben den Gebrauch des Tabaks und Opiums angenommen, so daß sie wenig unter dem Einflusse unsrer Kultur stehen. Das Pflanzenreich bietet ihnen einen Ueberfluß von nahrhaften Früchten. Nur müssen die Fruchtbäume angepflanzt werden, denn der Durian (Durio zibethicus), der Jack und der Mango (Mangifera indica) tragen nicht vor 10 oder 20 Jahren. Das Eigenthumsrecht auf diese Bäume bleibt den Kindern derjenigen, die sie gepflanzt haben, und wird allseits anerkannt. Zur Zeit der Fruchtreife werden große Festlichkeiten abgehalten, und die verschiedenen Abtheilungen des Stammes versammeln sich bei den Baumpflanzungen. Da stehen noch die Hütten vom verflossenen Jahre aufgeschlagen, oder neue werden an die Stelle derer, welche das Wetter zerstörte, erbaut. So lange noch eine Frucht auf den Bäumen sitzt, dauert auch der Aufenthalt, der manchmal bis zu sechs Wochen anhält.

Während dieser Festlichkeiten werden auch gewöhnlich die Ehen abgeschlossen. Die Ceremonien dabei sind einfach, und die neue Bekannte vom Morgen ist gewöhnlich schon am Abend junge Frau. Die Bewerbungen erinnern an die alte Geschichte von Hippomenes und Atalanta. Wenn der Stamm an dem Ufer eines Flusses oder Sees lagert, setzt sich das Mädchen in einen Nachen und rudert eine Strecke weit vom Ufer ab; dann rudert ihr der Freier zur Verfolgung nach. Kann er sie erreichen, wird sie sein Weib, ist dies nicht der Fall, nicht. Da, wo kein Strom vorhanden ist, tritt an die Stelle der Ruderpartie ein Wettlauf.

Wenn die Fruchtbäume leer geworden sind, zieht der Stamm nach einem andern Walde, oder zertheilt sich und die einzelnen Haufen nehmen ihren Aufenthalt in den Dickichten, wo wilde Schweine, Hirsche, Vögel, eßbare Wurzeln und Beeren ihre Nahrung ausmachen. Fische liefern ihnen die Ströme. Das Wild wird nicht gejagt, sondern in Schlingen gefangen. Allerdings besitzen sie Speere, die sie mit großer Geschicklichkeit werfen, aber sie verlassen sich mehr auf die Fallen. Elephant und Rhinoceros, die größeren Bewohner der Wälder, sind jetzt verschwunden, und so ist denn der Hirsch das Thier, welches hauptsächlich in den einfachen Fallen eingefangen wird. Quer durch die Thäler, welche die Hirsche zu durchziehen pflegen, werden leichte Schranken aus Bambus und Holz aufgebaut, in welchen viele Oeffnungen angebracht sind. Vor jeder Oeffnung ist eine junge Fichte in Sprenkelart umgebogen, die, wenn das Thier darauf tritt, in die Höhe schnellt, um demselben einen Speer in den Leib zu treiben.

Ein anderes tödtliches Instrument dieser Wälder ist das Sampitan oder Blasrohr, mit dem meistens Vögel und Eichhörnchen erlegt werden. Es wird aus zwei Stücken ausgehöhlten Bambusrohres verfertigt, jedes sechs Fuß lang und eins in dem andern steckend. Das äußere schön verzierte Rohr gilt gleichsam als Behältniß für das innere, sorgfältig ausgebohrte. An dem innern Rohre sitzt das Mundstück, in welches der sechs Zoll lange vergiftete Pfeil hineingesteckt und dann mit einem kräftigen Athemstoße hinausgetrieben wird. Er fliegt mit ungemeiner Schnelligkeit 50 bis 60 Ellen weit.

Das Fischen geschieht nicht mit Angelhaken, sondern mit Netzen, die an den vier Enden zweier kreuzweise mit einander verbundener Ruthen hängen. Der Fischer taucht sie in das Wasser und wartet, bis ein Fisch darüber wegfließt, um ihn schnell heraufzuziehen.

Die Wohnungen der Eingebornen sind verschiedenartig gebaut, aber alle stehen hoch über dem Boden. Die meisten ruhen auf Pfählen von sieben oder acht Fuß Höhe und sind mit Blättern oder Rinde bedeckt, sowie denn die ganze Einrichtung höchst einfach und kunstlos erscheint; ja die Jacuns, welche unter diesen Wilden am tiefsten stehen, schlagen ihre Hütten in den Bäumen 25 bis 30 Fuß über dem Boden auf. Man gelangt auf Leitern in diese Nester, und die Kinder, ja die Hunde selbst lernen leicht das Hinaufklettern. Für einen Reisenden ist es sehr schwer, an äußeren Kennzeichen eine solche Wohnung in den Bäumen zu entdecken, wenn aber ein windiger Tag ist, hört er eigenthümliche musikalische Töne, die je mit der Heftigkeit des Windes lauter oder schwächer werden. Diese Töne rühren von gespaltenen Bambusrohren her, welche in den Spitzen der höchsten Bäume wie die Saiten einer Harfe aufgehängt sind. Außer diesen Aeolsharfen verfer-

tigen die Jacuns noch kleine Pfeifen aus Bambusrohr, in welche der Wind hineinbläst und deren Töne man halbe Stunden weit hört.

Nach der ganzen äußern Erscheinung muß man die Ureingebornen als eine sehr niedrige Menschenrasse betrachten. Sie sind sehr klein, selten über fünf Fuß hoch; Körper und Beine sind wohl geformt, obgleich der Leib den Beinen gegenüber zu schwer erscheint. Der Kopf ist klein, die Stirne leicht zurückgedrängt, der Mund sehr groß, die Lippen sind dick und hängend; die Nase steht tief unten im Gesichte und zeigt keine Spur einer Brücke. Die Augen sind klein, nicht eingesunken, mit offenem Blicke. Das Haar ist gewöhnlich wollig.

Ihr Charakter ist einfach und liebenswürdig; dabei sind sie für die kleinste Wohlthat dankbar, doch vermeiden sie aus Furchtsamkeit gern die Berührung mit Europäern. Sie sind indifferent bis zur größten Faulheit und strengen sich nur an, wenn der Hunger sie treibt. Untereinander leben sie friedfertig, und erhebt sich ein Streit, so geht der beleidigte Theil gewöhnlich auf einen andern Jagdgrund; dabei kommen ihnen ihre Wandernatur und die geringe Anhänglichkeit an bestimmte Orte sehr zu statten. Ihr ganzes Wesen gleicht dem der Kinder: leicht empfänglich für Güte und Unrecht haben sie noch nicht einmal das Lügen gelernt.

Daß sie an einen Gott glauben, geht schon aus ihren Stammessagen hervor; ebenso ist ihnen die Unsterblichkeit ein geläufiger Begriff. Einzelne Stämme kennen einen Himmel, in dem Belohnung ihrer wartet, und eine Hölle als Bestrafungsort. Jeder Mensch ist von einem guten und einem bösen Engel begleitet; diese führen ihn zum Glück oder Unglück. Doch ist die Furcht vor dem bösen Engel vorwiegend. Die Todten werden in sitzender oder stehender Stellung beerdigt, und Nahrungsmittel, wie Waffen, welche mit ihnen eingescharrt werden, beweisen ihren Glauben an Auferstehung. Beim Mantrastamm ist auch eine Sage vom Weltende verbreitet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Malayen, als sie die Halbinsel zuerst eroberten, sich mit diesem Volke vermischten, da es ihnen wahrscheinlich Anfangs an Frauen fehlte. Das läßt sich noch in manchen Gesichtszügen erkennen, aber beide Völker sind sehr wenig zur Amalgamation geschaffen. Die Eingebornen zogen sich gleich weiter ins Innere zurück und sind bis vor Kurzem aus diesem kaum hervorgekommen. Als aber die Gatta pertscha ein vielgesuchter Handelsartikel wurde, drangen die Malayen in die Wälder ein und veranlaßten die Eingebornen, das werthvolle Produkt zu sammeln, indem sie ihnen Kleidungsstoffe, Opium und Tabak dafür brachten. Dieses zweite Zusammentreffen ist für die Wilden viel unheilbringender als das erste geworden, denn sie lernten Bedürfnisse kennen, und um diese zu befriedigen, wurden sie Schuldner der Malayen. Aus diesem Zustande kommen sie denn eigentlich nie heraus und so sind sie eigentlich zu Sklaven herabgesunken. Dies Verhältniß hat aber nur bei den Grenzstämmen Platz gegriffen, während die größere Menge durch ihre natürliche Furchtsamkeit in den Wäldern zurückgehalten wird. Die Malayen, welche mit den Eingebornen in Handelsbeziehungen getreten sind, erscheinen als schlechte Repräsentanten ihrer Rasse, denn durch die Berührung mit Europäern, durch Schachern und Feilschen sind diese selbst sehr verdorben worden.

Die Malayen müssen als das vorherrschende Volk in Singapore und der malayischen Halbinsel betrachtet werden. Ihre ursprünglichen Wohnsitze sind aber nicht in Singapore oder auf der Halbinsel zu suchen, denn wir wissen, daß sie von Sumatra aus dorthin kamen, obgleich sie selbst erst Einwanderer auf dieser Insel waren. Der ganze Archipel bis östlich nach Neuguinea hin ist von ihnen bevölkert worden, und doch sind die Nachforschungen nach ihren eigentlichen Ursitzen bis jetzt fruchtlos geblieben. Aller Wahrscheinlichkeit nach sind die Javanesen, die Dayaks von Borneo und die Bugis von Celebes bodenständige Urbewohner ihrer Inseln. Die Seebegabung dieser Völker, das glatte stürmelose Meer, welches ihre Eilande umflutet, und die regelmäßig einsetzenden Monsune waren ein großer Vorschub für eine schnelle Colonisation. Nach Crawfurd entstand jedes dieser Völker auf dem Boden, welchen es bewohnt. Lange Trennung jedoch, der Einfluß des Mohammedanismus und dann der Europäer haben allmälige Umwandlungen und Verschiedenheiten in diesen Völkern erzeugt, und so können die Malayen in Singapore und in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße nicht als Vertreter ihres ganzen Stammes gelten.

Ihre Gesammtzahl in diesen Colonien beträgt, wie aus der früher mitgetheilten Tabelle hervorgeht, 140,000 Köpfe. Die unabhängigen Staaten der Halbinsel sind auch ganz von ihnen bevölkert, und von diesen aus, sowie von Sumatra, erhalten die britischen Besitzungen noch immer Zuschuß an Malayen.

Verschieden von den nomadischen eingebornen Stämmen, sind die Malayen immer seßhafte, der Ordnung unterthane Leute gewesen. An der Spitze ihrer eigenen Staaten steht ein Sultan; unter diesem herrschen Datuhs oder Gouverneure, welche wieder über die Pangulus oder Magistrate gesetzt sind. Da sie sich gern den britischen Gesetzen fügen, so gelten sie allgemein als die loyalsten Unterthanen der englischen Krone.

Im 13. Jahrhundert nahmen die Malayen der Malaccastraße den Islam an; aber diese Religion hat bei ihnen keine sehr tiefen Wurzeln geschlagen. Allerdings wallfahrten einige, die, was selten geschieht, es zu einigem Vermögen brachten, nach Mekka, aber nicht eigentlich aus großer Frömmigkeit; es ist vielmehr eine Art Buße für allerlei kleine Sünden, denn schlimme Thaten begehen sie eigentlich nicht. Die Seeräuberei, welche früher sehr ausgedehnt war und auch noch immer im Schwange ist, gilt bei ihnen eigentlich nicht als Unrecht. Selten erscheint ein Malaye vor dem Gerichtshof, und ist dies der Fall, so ward das Verbrechen, dessen er angeklagt ist, gewöhnlich nur in einem Ausbruche von Leidenschaft verübt.

Die Leidenschaftlichkeit der Malayen sowie der Bugis kommt bei dem Amoklaufen am schrecklichsten zum Vorscheine. Durch einen plötzlichen Entschluß getrieben, bewaffnet sich ein Malaye oder Bugis mit zwei langen Kris oder Dolchen, nimmt einen in jede Hand und stürzt damit in die belebtesten Straßen, um alle Menschen, die ihm entgegen kommen, niederzustoßen. Es ist der Fall vorgekommen, daß in Singapore von einem einzigen Amokläufer 15 Menschen getödtet oder schwer verwundet wurden, bevor der Mörder erschlagen werden konnte. Sobald ein Amokläufer auf der Straße erscheint, hört man einen warnenden Schrei ausstoßen, und alle unbewaffneten Menschen flüchten schnell in die Häuser. Wer aber Waffen trägt, hat das Recht, den Amokläufer wie ein wildes Thier niederzuschlagen; Alles haut und schießt auf ihn ein, besonders da ein Amokläufer sich nie gefangen gibt.

Es ist unmöglich, die Beweggründe aufzufinden, welche zu dieser schrecklichen Sitte führen. Viele haben sie einem übermäßigen Genusse von Opium zugeschrieben. Aber die Malayen sind gerade diesem Laster am wenigsten unterworfen, und man hat Amokläufer in Singapore gekannt, welche

nie in ihrem Leben Opium gekostet hatten. Cameron glaubt, daß nur diejenigen Amok laufen, welche des Lebens überdrüssig sind und durch andere Hand fallen wollen, da ihnen ihre Religion den Selbstmord verbietet. Dies stimmt aber nicht mit der Thatsache, daß sich viele Amokläufer alle Mühe geben, um ihr Leben zu bewahren. Vor nicht sehr langer Zeit ward im Campong Java Amok gelaufen von einem Bugis, der allgemein als ein fleißiger und friedfertiger Mensch bekannt war. Er war auch ein frommer Mohammedaner und hatte noch kurz, bevor die Raserei bei ihm ausbrach, im Koran gelesen. Durch einen Schlag auf das Hinterhaupt ward er betäubt, gefangen genommen und zum Tode durch den Strang verurtheilt. Den Tod erlitt er mit dem größten Gleichmuthe, und als man ihn nach den Beweggründen seiner That fragte, antwortete er nur, daß er gefühlt habe, seine Zeit sei gekommen und daß er den Tod habe suchen müssen.

Das Amoklaufen war in Pinang einmal so arg geworden, daß der dortige Recorder, Sir William Norris, anordnete, der Körper jedes Amokläufers müsse in kleine Stücken gehackt werden, von denen ein Theil in das Meer geworfen, ein anderer auf den öffentlichen Plätzen ausgestellt werden solle. Viele Engländer erklärten sich gegen diese anscheinend barbarische Verordnung, allein sie war von Wirkung, denn es wurde weit weniger Amok gelaufen, weil die Mohammedaner einen Abscheu gegen die Zerstückelung ihrer Leichname haben, und Norris kannte diese Anschauung.

Französische Besitzungen am Rothen Meer und am Busen von Aden.

In Paris scheint man auf dieselben große Bedeutung zu legen und sieht in ihnen eine Art von Compensation gegenüber den Engländern, welche sich schon längst in jenen Gegenden festgesetzt haben, ehe noch an einen Suezkanal gedacht wurde. Als sie den Ueberlandweg und die Dampfschifffahrt nach Indien durch das Rothe Meer eingerichtet hatten, wollten sie Zwischenstationen haben und besetzten dann einen wichtigen Punkt nach dem andern: Aden, Perim, Kamaran, den Dahlak-Archipel, Abd el Kuri und die Muschasch-Inseln.

Die Franzosen ihrerseits thaten ein Gleiches; sie haben im Indischen Ocean, in Indien selbst und in Cochinchina Besitzungen und wollen die Pforte nach Indien, nämlich die Bab el Mandeb, die Eingangs- oder Ausgangspforte des Rothen Meeres, „neutralisiren“.

Schon früher meldeten wir im Globus, daß sie von einem Danakilhäuptling den Hafen *Obok* und einen Strich Uferlandes gekauft hatten und daß sie meinten, dieser Platz werde sich „zu einem der wichtigsten Häfen von ganz Afrika erheben“. Das ist aber eine ganz phantastische Auffassung. Wir lesen jetzt (in der Revue du monde colonial 1865, 14, S. 57), wie es sich mit dieser Erwerbung verhält. Man zahlte dem Häuptling für den Hafen und jene Gestaderegion 10,000 Mariatheresiathaler oder 52,000 Francs. Das ist, wie behauptet wird, von den Danakilhäuptlingen gut geheißen worden, und diese haben sich verpflichtet, die Verbindungen der Franzosen mit dem Binnenlande zu vermitteln. Die Revue meint, daß dieselben „über alle Maßen vortheilhaft für unsern Handel werden könnten“. Das ist sehr sanguinisch; sie hätte aus Burtons Reise im Lande der Somali nach Härrär und auch aus anderen Berichten ersehen können, daß dieser Handel auf der nun den Franzosen gehörenden Küstenstrecke vom Ras Ali bis zum Ras Dumeirah auch unter günstigen Verhältnissen von keiner großen Bedeutung werden kann. Es ist allerdings richtig, daß aus der abyssinischen Landschaft Schoa alljährlich eine große Karawane mit Elfenbein, Goldstaub und Kaffee an die Küsten kommt, doch ist bei den allezeit unruhigen Zuständen nicht mit Sicherheit auf ihr Eintreffen zu rechnen. Im September 1864 kam sie allerdings nach Obok und wartete drei Wochen lang auf ein französisches Schiff, aber ein solches kam *nicht*! Sie ging dann nach dem benachbarten Hafen Zeïlah. Nun wollen die Franzosen eine Compagnie bilden und meinen: „Alles verspricht eine schöne Zukunft, denn die Lage ist herrlich, und wir haben das Recht, in den Wäldern Holz zu hauen und unser Vieh auf die Weide zu treiben.“ (Dabei fällt uns eine andere Redensart ein, die wir einst in einem französischen Blatte lasen: „Wir haben jetzt allen Grund, unsere *Hoffnungen* auf eine schöne *Zukunft verwirklicht* zu sehen!“) Die Flüsse Anase und Hawasch gehören theilweise uns an, haben aber nur geringen Werth, denn in der Regenzeit sind sie wilde Gewässer und in der übrigen Zeit des Jahres liegen sie trocken. Der Assal-See gehört zwar nicht uns, er wird aber zukünftigen Colonisten eine sichere Hilfsquelle gewähren, denn wir haben vertragsmäßig das Recht, auf ihm zu schiffen und Salz aus ihm zu holen.“

Die genannte Revue ist also in dem Wahne befangen, daß an jener Danakilküste, dem glühheißen Uferlande, eine „Colonie“ gedeihen könne. Es sind also wieder die alten Phantastereien, welche sich keine Lehren aus den so einfachen und klaren Gesetzen der physikalischen Geographie ziehen. Um so leichter ist das hohle Deklamiren:

„Begreift Ihr nun die Wichtigkeit dieses afrikanischen Winkels, der von zwei Meeren bespült wird, der sich an die letzten Ausläufer der östlichen Gebirgskette lehnt, welche von dem abyssinischen Tafellande herzieht und eine bewundernswürdige Lage an der Karawanenstraße hat? Versteht Ihr den Nutzen, welcher sich aus dieser Besitzung ziehen läßt, die sich Aden und Perim gegenüber ausbreitet, im Angesicht der britischen Flagge, ähnlich wie die Küsten von Flandern und Artois vor den Küsten Großbritanniens oder die Gestade Andalusiens gegenüber denen von Marokko? Wißt Ihr, was geschehen muß? In Obok oder in der Nachbarschaft (!!) ganz nahe der Bab el Mandeb muß ein großes Handelsemporium sich erheben als knüpfendes Band zwischen Asien und Afrika. *Fast alle Reichthümer aus der Welt der Schwarzen werden in diesem Konstantinopel der Zukunft zusammenströmen; dasselbe bildet einen Knoten zwischen dem Sudan und Arabien, wie das alte Byzanz einen solchen*

zwischen der europäischen Türkei und Kleinasien."

Es ist rein unmöglich, in wenigen Worten mehr Unsinn zu Markte zu bringen, als hier geschehen. Man braucht nur den Blick auf eine beliebige Karte von Nordostafrika zu werfen und die Beschaffenheit der Region zwischen Abyssinien und dem Meere in Erwägung zu ziehen, um das zu begreifen. Auf die barbarischen Völker der Somali und der Danakil ist kein Verlaß, die Wege sind unsicher, die Karawanen verhältnißmäßig unbedeutend. Im besten Falle würde Obok, dieses „Konstantinopel der Zukunft", welches kaum ein Dutzend armseliger Hütten zählt, für das, was an Handelsverkehr mit dem Innern vorhanden ist, den Mitbewerb von Berbera, Zeila und Tadschurra zu bestehen haben, und die Einfahrt zu der Meeresbucht, an welcher es liegt, wird vermittelst der Muschasch-Inseln von den Engländern beherrscht.

Außerdem wissen wir, daß ein Theil der Danakilhäuptlinge jenen mit den Franzosen abgeschlossenen Kaufvertrag für ungültig erklärt hat und den Besitztitel gar nicht anerkennt. Der Sultan von Tadschurra, einer der mächtigsten Danakilhäuptlinge, will nicht zugeben, daß die Europäer Steinsalz aus dem See von Assal holen. Dasselbe wird in Gestalt von Wetzsteinen ausgehauen und läuft in Abyssinien als Münze um; in Schoa gelten 20 solcher Salzstücke einen Kronenthaler. Was oben die „Revue" von den Rechten sagte, auf dieser Salzlache, dem „See", zu schiffen, läuft auf reinen Blödsinn hinaus; an dem ganzen „See" ist auch nicht ein Boot, und wollen die Franzosen etwa Salz fischen?

Das ganze ostafrikanische Küstenland von der Grenze des Gebietes der Somalistämme, welches wir aus Burtons Reise nach Härrär genau kennen, also vom Hawaschflusse und der Bay von Tadschurra nach Norden hin bis zur Südgrenze der Bischaris, d. h. bis zum Kap Mikdam, etwas südlich von Suakin (12 bis 17° n. Br.) wird von den Abyssiniern als Samhar bezeichnet, und in diesem Küstenstriche, eben so weiter nach Osten hin bis zum Kap Guardafui, mündet kein einziger rechtschaffener Fluß; keiner hat sich einen Lauf bis ins Meer gebahnt, keiner ist schiffbar. Das ganze Land ist ein „Glühofen" und liefert keine Handelserzeugnisse von irgend welchem Belang; auf die sandigen Strandwüsten folgen Sumpf- und Sandwüsten. Das Samhar ist im Besitz nomadischer Danakil, (Einzahl Dankali) oder Adel, die sich selber Affar nennen. Sie sind oftmals geschildert worden, sehr gut z. B. von unserm Missionär Isenberg, in dessen Einleitung zu dem von ihm verfaßten Vocabularium der Dankali-Sprache, London 1840.

Abyssinien ist in zerrütteten Verhältnissen seit Jahrhunderten, und auch jetzt ist keine Aussicht, daß die Unruhen bald zu Ende gehen werden. Der Handel nach und vom Rothen Meere wird über Massawa vermittelt, welches dem türkischen Sultan gehört; ein anderer Waarenzug geht ins Takka nach dem Nil hin; für die Provinzen Schoa und theilweise Amhara liegen die Endpunkte der Karawanenzüge, wie gesagt, in Zeila und Tadschurra; was weiter aus dem Süden kommt, wird auf die merkwürdige Messe von Berbera gebracht. Der ganze Handel von und nach Abyssinien beträgt schwerlich eine Million Thaler im Jahre. Was wird davon auf das Obok-Konstantinopel der Zukunft entfallen?

Die Revue fährt fort: — „Wir haben aber auch noch andere Besitzungen! Da sind die Inseln Dessel und Uda bei Massawa; da ist der Hafen Ed (Aid) an der Danakilküste und Sula, das alte Adulis, jene berühmte griechische Kolonie, welche 1860 durch Kapitän Russel erworben wurde. Desset, das Orine der Alten, ist freilich nur eine Stunde Wegs lang und eine Viertelstunde breit; das Klima ist ziemlich gesund, zwar sehr heiß, aber die Fremden gewöhnen sich leicht daran. (Andere Berichte haben entschieden das Gegentheil behauptet und werden in Anbetracht der Oertlichkeit wohl Recht haben.) Das ganze Eiland ist mit schönen Wiesen bedeckt. Diese, von Frankreich noch nicht in Besitz genommene Insel ist von dem berühmten (!) Negussi, Häuptling von Tigre, der einmal Nebenbuhler des Theodoros war, uns abgetreten worden." (Theodor hat entschieden dagegen protestirt, weil Negussi kein Recht gehabt habe, Land abzutreten, das nicht sein Eigenthum gewesen.)

„Ed liegt auf dem festen Lande unweit vom Vulkan Haycock und gehört den Franzosen seit etwa 20 Jahren. Wir verdanken diese Besitzung dem Kapitän Broquant, welcher sie vor etwa 20 Jahren den Danakil abkaufte. Zula ersteht vielleicht aus seiner Asche und wird eine Handelsstadt am Rothen Meere. Dorthin wird wahrscheinlich in den nächsten Monaten eine Expedition abgehen, die aber keinen politischen Charakter hat. Sie will die abyssinischen Karawanen nach Adulis ziehen und von Massawa ablenken, wo sie unter den Plackereien der Türken zu leiden haben." —

Um zu begreifen, wie luftig alle diese Angaben und Pläne sind, muß man sich vergegenwärtigen, daß an allen diesen Punkten noch nicht eine französische Seele lebt und kein Handelshaus begründet worden ist, obwohl manche der oben genannten Punkte schon seit längerer Zeit „Besitzungen" sind.

Die Revue schließt ihre Phantasien mit einem Feuerwerk von Phrasen: „Heute kann man wohl mit Zuversicht behaupten, daß die Durchstechung der Landenge von Suez stattfinden werde. Schon ist der Süßwasserkanal (— der leider salzig geworden ist —) vollendet, und eine Barke von Mittelgröße kann aus dem Mittelmeer ins Rothe Meer fahren (— aber das ist doch nicht der große interoceanische Welthandelskanal! —). Frankreich hat nicht gewollt, daß einem solchen Unternehmen Hindernisse in den Weg gelegt werden; es hat deshalb seine Flagge auf mehreren Punkten der afrikanischen Gestade aufgepflanzt, nicht aus Ehrgeiz, sondern weil diese Flagge allen Völkern verkündet: „Das Rothe Meer ist frei!"

Die Prosa des gesunden Menschenverstandes wendet dagegen ein: Alle werthvollen Punkte in jenen Gegenden befinden sich im Besitze der Engländer, und Aden ist, nebst Perim, der Schlüssel. Alle jene französischen „Besitzungen" sind, in praktischer Beziehung, vollkommen werthlos. A.

Dorf und Stadt.

Eine ethnologisch-geschichtliche Betrachtung von Professor **A. Boltz** in Frankfurt a. M.

II.

Nach dieser sachlichen Entwicklung dürfen wir uns nunmehr an die Sprachwissenschaft wenden, um sie um die Deutung des Wortes zu befragen. Da sehen wir denn Folgendes:

Das isl. thorp, goth. thaurp, dem noch heute ein dän. torp, in der Bedeutung hamlet, hameau, Dörfchen, und ein schwed. torp, Kathen, der westphälische Kotten, entsprechen, bedeutet **Torf**, aber nicht den Torf als modernen Rivalen des Holzes und der Kohle, sondern den Torfmoorgrund, den Rasen-, Flur- und Haidegrund, also den Fleck, auf welchem unter Umständen ein Flecken sich erhob, nach ihm genannt, wie die stolze, römische urbs ihren Namen dem Kreise, orbis, verdankte, der mit dem Pfluge im offenen Lande zur Bezeichnung ihrer Ausdehnung gezogen wurde, — also außerhalb jener mit Wällen, Schlagbäumen, Fallgattern, Zugbrücken, Thoren, Pfahlgräben, Zwingern, Mauern und Zinnen versehenen Pfalzen, Kastelle und Burgen liegend, und nichts bezeichnend als die vereinzelt im Freien liegende Wohnung, wo nichts stand als die Hütte, dies Zelt der Nordländer, — Flecken, wie sie z. B. die Bataver im Anfange unserer Zeitrechnung unter dem Namen thorpen, wovon auch Antwerpen kommt, zwischen den südlichen Rheinarmen gründeten. Die Engländer haben noch unzählige Dorfnamen, die mit thorp zusammengesetzt sind; so Althorp, Apthorp (Northampton) — Upthorp (Huntingdonshire) — Lowthorp, Middlethorp (Yorkshire) — Ajsthorp, Wilsthorp, Thursthorp (Lincolnshire) 2c. 2c.

Bei den Angelsachsen hieß turf nicht nur — wie es auch Sir Walter Scott noch fast immer gebraucht — Rasengrund, sondern auch noch die bewohnte Stätte, der Landsitz, das Landgut. Im Sanskrit, wo das Wort tharbha neben dùrbha und dûrvâ den Torf, den Rasengrund recht eigentlich als Grasland bezeichnet, hat es sogar einem ungeheuern Landstriche den Namen gegeben, nämlich dem Reiche Vidarbha, dem Graslosen, dem heutigen Berar oder Barar, Hauptstadt Nagpur, demselben, welches als Heimatsstätte der cittapramâtini bâlâ, des „seelenerschütternden Mädchens" Damayanti, durch die wunderschöne poetische Umdichtung Rückerts uns Allen so besonders lieb geworden ist.

Fassen wir dem gegenüber die Benennung Stadt ins Auge, so sehen wir — wie auf historischem, so auch auf etymologischem Wege aus der befestigten, wohl umwallten und verschanzten, gesicherten Stätte — wie aus der Acropolis in Griechenland, im Römerstaat aus dem Capitolium — in Deutschland die Stadt herausgewachsen ist aus den Burgen, Citadellen und Klöstern, mit sammt ihren Mauern, Gräben und Thoren, namentlich unter Heinrich I., um erst in der Neuzeit aus ihren Bollwerken Boulevards, aus ihren Esplanaden Promenaden, aus ihren Pfahlwerken lebendige Baumwerke zu machen. Wie viele tragen nicht noch, gleich der alten Hammenburg, Havenburg, Hamburg, die Endung burg als Schleppe aus dem 10. Jahrhundert!

Da man im frühen Mittelalter in Deutschland nur am Rhein und an der Donau Städte aus den Zeiten der Römer kannte (und auch diese waren unter den fortwährenden Verheerungen zum Theil in Trümmer gesunken), so müssen wir wiederum hingehen zu den Isländern und sehen, wie es dort damit stand.

Im Altnordischen bedeutet die Wurzel gard Vertheidigung, Wall, und stimmt zu einer altindischen Wurzel vr, umgeben, beschirmen; erweitert in krt, einhegen, wovon dann grha, Haus, als Eingehegtes, kommt. Eine Ableitung vom nord. gard ist girda, gürten, wovon noch unser Gurt, Gürtel; ferner gaard, das Umgürtete, Eingehegte, Umfriedete, das Gehöft, aus welchem das engl. yard kommt, ursprünglich auch Gehöft. Ich erinnere nur an den von den Hanseaten in London gegründeten Stahlhof, den steel-yard.

Die Normannenfürsten Rurik, Sineus und Truvor, welche bekanntlich im Jahre 862 die ersten russischen Könige wurden (nach ihnen, die aus dem Stamme der Ros waren, führt ja das große Slavenreich noch heute seinen deutschen Namen, gerade so wie ihn das stolze Frankreich trägt), brachten — wie später die französischen Normannen nach England — nebst unzähligen anderen nordischen Wörtern auch dieses mit sich in ihr neues Reich und nannten ihre neubegründete Stadt, ihr Carthago, Holmgard, d. i. Inselgehöft, Inselstadt, und ihr Reich Gardarika, d. i. wörtlich ihr Burgreich, etwa so wie die päpstlichen Staaten les états du saint siège genannt worden sind.

Erst viel später wurde Holmgard zu Novgorod und auch dies ist germanisch für Neustadt; goroditj heißt noch heute im Russischen einhegen, schützen 2c. Dieses gard oder grad finden wir noch an vielen slavischen oder vormals slavischen Städten Naugard = Novgorod, Neustadt; Stargard, Altstadt; Belgard, Belgrad, Weissenburg u. a.

Derselben Wurzel entsproßten auf anderem Boden das griech. χόρτος, lat. hortus, goth. garts für Garten, engl. garden, franz. jardin, als das für den unmittelbarsten Nothbedarf Eingehegte, Geschützte; ebenso gürten und mittelst der bekannten Wandlung des g in w: warten für hegen, pflegen, Wärter und später beim Nationalwechsel, durch abermaligen Consonantenwechsel garder, gardien et la garde même, die wir dann aus Frankreich als Leibwache garde du corps richtig wieder importirt haben, aber diesmal mit hartem g!

Auch Wörter haben ihre Geschicke und ihre Geschichte.

In allen diesen Wörtern liegt die unverbrüchliche Bestimmung des Schutzes durch Gehege, Wälle und andere Mittel; die Ortsbestimmungen weisen auf feste, sichere Stätten hin.

Dieselbe Auffassung der primitiven Stadt zeigt uns noch ein zweites germanisches Wort, nämlich das altnordische tún, ursprünglich Heimmark, abgegrenzte, eingepfählte Wohnung; daneben dun, im Armenischen schon Haus, von einem sanskr. tung, beschützen, Schutz gewähren, wovon auch das ahd. zûn, eingehegter Ort, engl.

town, auch verkürzt in unzähligen Städte- und Eigennamen in ton und don; unser hochd. Zaun, holl. tuin; im Schottischen ist toun nicht blos das engl. town, sondern auch noch hamlet und farmhouse und steht also der ältern, beschränktern Bedeutung gegenwärtig noch am nächsten.

Auf welcher breiten Basis ruht nicht das englische Sprichwort: „My house is my castle!“

Auch bei den Slaven waren die ersten Städte nur Einzäunungen, Umfriedigungen. Die Häuser waren aus grobzugehauenen Baumstämmen gezimmerte, in den Fugen mit Moos verstopfte Blockhäuser, daher in den alten Chroniken nie: eine Stadt bauen, sondern zimmern vorkommt. Wie lange ist es denn übrigens her, daß Ukase den Neubau von Holzhäusern in St. Petersburg untersagten? In den Vorstädten stehen ihrer noch genug, selbst zu Regierungszwecken. Wären die damaligen Städte nicht so leicht gebaut gewesen, — man sehe sich übrigens nur die bemoosten Häupter in Frankfurt und anderen alten Städten an — so hätten die Dänen mit ihren einfachen und schlechten Waffen in Deutschland und England ihrer nicht stets so viele und nicht so schnell zerstören können.

Den romanischen Völkern, als demselben Urstock angehörig, müssen nothwendig ähnliche Grundanschauungen vorgelegen haben, denn das Wort pagus, aus welchem sich später das franz. pays, ital. paese, span. pais mit der Bedeutung Heimat, Vaterland, Land entwickelte, und das anfänglich nur eine Anzahl Wohnungen, ein Dorf, später aber eine Anzahl von Dörfern und Städten, einen Gau, Distrikt, Canton nebst Einwohnern, enfin tout un pays, bezeichnete, kommt doch aller Wahrscheinlichkeit nach von pango, ich schlage etwas ein, hier: den Pfahl zum Zelt. Bei der schnellen Entwicklung des altcampanischen Dorfes zum Gau war dieses Wort, das ist einleuchtend, viel zu weitreichend, als daß es den neuromanischen von germanischen Anschauungen befruchteten Völkern als Ableitungsstamm für Dorf hätte dienen können.

Sie griffen daher zu villa (vella), lat. Herrenhaus, Landgut, Meierei, Vorwerk, das in seiner allmäligen Erweiterung zum nordischen gaard, d. i. zum befestigten Herren- und Edelsitz, wie in Deutschland die Burg, den Franzosen das Material für den Begriff der modernen Stadt, la ville, hergab, während das Augmentativ village schon längst die große Meierei, das moderne Dorf bezeichnete, das die Italiener zwar auch als villaggio, jedoch nur bedingungsweise annahmen, indem sie — jenen Wüstenbewohnern gleich — in Folge der ununterbrochenen Einbrüche von Freund und Feind in ihr Land, schon früh befestigte Dörfer hatten, castella, vom lat. castellum für castrum, befestigtes Lager, welches Wort noch heute vorzugsweise für Dorf gebraucht wird.

Die Spanier haben sich so häufigen Invasionen nicht ausgesetzt gesehen, daher sie Dorf schlechtweg durch lugar, Ort, Flecken, pueblo, ein Volk, eine selbstständig für sich lebende gens, oder auch durch das arabische Wort aldea wiedergeben, durch letzteres mehr in Andalusien und mehr in der Bedeutung des lat. praedium, Gut, Gutsgemeinde.

Da das römische Adjektiv villanus, bäurisch, im Französischen kraft der in Frankreich waltenden Kulturverhältnisse sehr bald zu der ausschließlichen Bedeutung von garstig, gemein, schändlich, niederträchtig, und als Substantiv Grobian, gemeiner Mensch gelangte, was im Italienischen bekanntlich nicht der Fall ist, denn hier heißt villano so viel wie contadino, cioè: lavorator di terra — so konnte diese Sprache auch für städlisch, im Sinne des engl. townish, kein Wort mehr hervorbringen und mußte sich mit der Umschreibung . . . de ville behelfen.

Auch das Wort pagus, Dorf, hat ein Adjektivum abgeworfen: paganus, zum Dorf gehörig, ländlich; bildlich ungelehrt; als Substantiv der Landmann. Von diesem kommt ein zweites paganicus, ländlich und heidnisch; paganitas, das Heidenthum.

Wie ist das möglich?

Zur vollständigen Beantwortung dieser Frage werden wir uns schon noch einmal dem germanischen Gebiet zuwenden müssen, heimelt uns doch in dem Gleichklange der Wörter der Heide, die Haide, der Aufschluß dieses Räthsels gleichsam von selbst entgegen.

Haide, goth. haithi, altnord. heidi, engl. heath, dän. hede, schwed. hed, ist die Haide, das Haideland, die Moor- und Sandhaide, die mit ihren träumenden Fichten, ihren eingesprengten Birken, Schwarzerlen und Kriechweiden, mit hier und da unbehaglich vereinsamten Eichen, Buchen und Eschen und den üppig wuchernden Haidekräutern sich vor den Waldlichtungen dahin streckte und gleich dem thorp, turf den ersten Ansiedlern den Raum bot zur Wohn- und Weidestätte, entspricht einem sanskr. kschiti, Erde, Grund, dessen nächste Ableitung kschetra bereits die bestimmte, abgegrenzte Mark bezeichnet.

Der Haide wurde bald genug die Benennung des darauf wohnenden Landmannes, da die Sprache noch die Kraft hatte, dasselbe Wort nach zwei geschlechtlichen Seiten hin zu verwenden. Nachdem aber Constantin der Große die christliche Religion zur Religion seiner Residenz, d. i. also seines Staates erhoben hatte, und Stadtreligion und Stadtbildung nunmehr im schroffsten Gegensatze zu dem Zustande auf dem platten Lande stand, wurde jeder Nichtchrist, gleichviel wo er wohnte, von den griechischen Kirchenvätern schlechtweg ἐθνικός, paganus, gentilis, d. i. Haidebewohner genannt. Das griechische Wort ἐθνικός weicht freilich insofern vom lateinischen paganus (aus welchem franz. payen, ital. span. pagano wurde) ab, als es von ἔθνος, das Volk, gens kommt, so daß der Ausdruck τὰ ἔθνη, gentes, franz. les gentils, so recht eigentlich die außerhalb der Städte, auf der Haide lebende, große Masse des noch nicht rechtgläubigen Volkes, im Gegensatz zu den bereits orthodoxen Städtern bezeichnet.

Diese Bezeichnung scheint im christlichen Alterthume die allgemein übliche geworden zu sein. Auch Ulfilas hat in seiner gothischen Version des neuen Testamentes sich ihrer bedient, bei Uebertragung der berühmten Stelle Galater II, 14:

Latein.: Si tu, cum Judaeus sis, gentiliter vivis . . .
Deutsch: wenn Du, ein Jude seiend, nach Art der Heiden lebest . . .
Gothisch: jabai thu, judaius visands, thiudisko libais . . .
Französ.: si tu, qui es Juif, vis comme les gentils . . .

in welcher Stelle das Wort thiudisko, d. i. teutsch, zum ersten Male historisch vorkommt und zwar in der Bedeutung heidnisch, d. i. volksthümlich, wie es denn wirklich von thiud, das Volk, gens, d. i. die Gesammtmasse des auf der Haide, auf dem Torfmoorgrund zerstreut wohnenden Volkes, abstammt.

Das germanische thiud und die römische gens berühren sich in dieser etwas vornehmen Auffassung der städtischen Christen so nahe, daß wir, um zur heidnischen Auffassung der letzteren zurückzugehen, etwas weiter zurückgreifen und einen, wenn auch nur flüchtigen Blick in die römischen Städte werfen müssen.

Die erste römische Stadt, und den Römern für alle Zeiten die Stadt, war die — aus dem mit der Pflugschaar aufgerissenen Kreise, orbis, hervorgegangene urbs, diese erste feste Stätte, die bestimmt war, den nationalen Herd der Römer zu umschließen, aus dessen Kultus allein

schon die ganze, ungeheure Machtstellung Roms sich wie von selbst erklärt.

Der Kultus des häuslichen Herdes war, wie dies Herr Fustel de Coulanges in seinem unlängst erschienenen schönen Werke: La cité antique, étude sur le culte, le droit, les institutions de la Grèce et de Rome, Paris, Durand, 1864, so geistreich nachgewiesen hat, ebenso die erste Religion der Griechen und Römer, wie er die erste Religion der Hindu war und in der Sinto- oder Kami-Religion der Japanesen es noch heute ist.

Jenes Feuer, welches jede Familie mit frommer Sorgfalt unterhielt, war etwas Göttliches, oder vielmehr Gott selbst. Es war der Agni und Indra der Inder, ein Δαίμων, ein Lar familiaris, mit anderen Worten: die Seele eines Vorfahren, die in der Flamme des Herdes lebte, und die man durch Opfer und Libationen ehrte.

Dieser Kultus war es, der zuerst den Begriff der Familie constituirte; aus ihm hervorgehend stellt sich bald das Recht als eine Schöpfung der Religion dar. Jede Familie hat ihren Herd und ihren Gott, und in der ursprünglichen Gesetzgebung ist der Verehrung dieses häuslichen Beschützers Alles untergeordnet. Das Grundprinzip der ursprünglichen Familie ist also weder die Geburt, noch die Liebe, sondern der Kultus. Wie befremdend auch Anfangs diese Idee erscheinen mag, doch wird sie allein uns den Schlüssel zu dem gesammten römischen Rechte liefern. Durch sie allein erklärt sich die sociale Stellung der Frauen, die in Rom sich immer unter Vormundschaft befinden, weil sie nie einen Herd besitzen; ihr Herd ist der ihres Vaters, ihres Gatten oder der ihres Sohnes. Auf diese Weise erklärt sich ferner die fast unbeschränkte väterliche Gewalt bei allen alten indogermanischen Völkern. Das Wort Vater, aus der sanskr. Wurzel pâ, erhalten, beschützen, erscheint im Altindischen mit Schwächung des Vokals als pitar, als der Erhaltende, Beschirmende, aber mit vollem Vokale patir geradezu als Fürst, Herr par excellence, wie in devapatir, der Götterfürst, mahipatir, der Erde Herr, der Großfürst, akschauhinipatir, Heeresfürst, Kriegsherr, rispatis, der Allherr oder samraj, der slav. samoder shateli, der Selbstherrscher aller ihm untergebenen Völker. Aus dem normannischen husvatir, Hausvater, wurde nach slavischen Lautgesetzen gossudari, die ächteste, geweihteste, slavische Benennung für Kaiser. Und Landesvater und Landesherr sind noch heute schwer zu trennende Begriffe.

Diese Allgewalt ist dem Vater eigen, weil er, wie bei den alten Indern, der Priester des Herdes ist. Der Sohn ist abhängig, weil er den häuslichen Kultus nicht anders wohin vertragen kann. Der Herd ist untheilbar. Die Erbfolge steht nur denen zu, die das heilige Feuer unterhalten, deßhalb ist es auch gerecht, daß der, der väterlichen Gewalt entwachsene Sohn und die verheiratete Tochter davon ausgeschlossen seien, denn beide haben einen andern Herd. Es ist dagegen ebenfalls gerecht und gesetzmäßig, daß der Adoptivsohn, welcher zu den häuslichen Opfern zugelassen wird, an dem Erbe Theil habe, wie jedes andere Kind.

„Fühlt man sich nur einmal von dieser historisch so wahren Idee durchdrungen, so sagt der Recensent des bezeichneten Buches (in Nr. 314 der Allg. Augsburger Zeitung), so wird sich Einem das ganze römische Alterthum in einem neuen Lichte darstellen. Was ist das agnatio, die Blutverwandtschaft? Was die gens, das Geschlecht, der Volksstamm? Nichts Anderes als ein Verein Vergeschlechteter, die denselben Herd haben. Die Einheit des Kultus ist es, die dem Familienrecht, der Verwandtschaft, der Erbfolge zu Grunde liegt. Nur aus diesem Kultus heraus hat der Begriff des Bürgerthums sich entwickeln können, denn ein Bürger ist, wer die Religion, oder besser gesagt, den Herd der Stadt hat. In Rom ist dieser Herd der Tempel der Vesta. Vesta aber, wie schon Ovid sagt, ist nichts Anderes, als das heilige Feuer: „Nec tu aliud Vestam quam vivam intellige flammam." Die Verehrung aber dieser Flamme des häuslichen und städtischen Herdes brachte die Sage schon mit Romulus nach den campanischen Gefilden, gleichsam als angeborene Naturreligion, da sie seine Mutter Rhea Sylvia mit der Würde einer früheren Vestalin umkleidet. „Diese Religion erklärt nun auch, warum sich die Griechen und Römer den Staat nie anders, als unter der Form einer Stadt vorzustellen vermochten. Die Nation kann sich nie über den von einem häuslichen Gott beschützten Herd hinaus erstrecken; darum wurden auch von den Alten dem Fremden keine Rechte zuerkannt, denn er hat weder dieselben Götter noch denselben Herd; es ist zwischen ihm und dem Bürger kein Band möglich, ganz wie dies im Mittelalter zwischen Christen und Juden der Fall war. Erst späterhin hat die Religion des häuslichen Herdes sich abgeschwächt; ein allgemeiner, humaner Kultus ist an seine Stelle getreten, der den Fremden die Mauern der Stadt geöffnet hat. Denn wie auf die Familie die Stadt, so war auf die Stadt die Welt gefolgt, und dieser Weltkultus des Allen einigen Gottes war an die Stelle des lokalen, nationalen Gottes getreten und hatte nach des Apostels Ausspruch niedergerissen die Mauern der Trennung und Zwietracht, so da aufgerichtet waren zwischen den vornehmen Bewohnern der Städte und den einfachen Bebauern der Haide."

Das Wort urbs konnte daher auch, bei seiner ureigenen tiefen Bedeutung, den nachfolgenden neuromanischen Völkern kein Substantiv mehr für Stadt liefern, um so mehr als sein Adjektiv urbanus bereits für städtisch und Städter belegt war. Der Kultus des Herdes war eben zu Grunde gegangen; urbanitas aber, das Stadtleben, die städtische Weise, ganz an das Sein in der Stadt hingegeben, und in zu grellem Gegensatz zu rusticitas, dem ländlichen Brauch. Das griech. πόλις, aus sanskr. puri, als die angefüllte, bevölkerte*), stand ihnen zu fern, war ihnen zu fremd. Dieses Wortes harrte ein ganz anderer Wirkungskreis; die Politik! Einer Stadt zweiten oder dritten Ranges aber, wie etwa oppidum, ja selbst der freien Reichsstadt municipium, der höchsten nächst der urbs, mit römischem Bürgerrechte, eigenen Gesetzen und eigener Obrigkeit, eine Benennung hierfür zu entlehnen, war unmöglich, weil diese Ausdrücke dem Kern der Sache, nämlich der den indogermanischen Völkern aller Stämme urangeerbten Sehnsucht zur separirten Gemeinschaft, zum Gemeindewesen, zu wenig entsprachen.

Hatte die urbs bisher den Glanz des römischen Namens nach außen hin als Staat repräsentirt, so war die civitas, die Bürgerschaft, das Bürgerthum, das Abbild des Staates nach Innen gewesen und dazu berufen, fortzuleben auf unbegrenzte Zeiten in den Wörtern cité, city, città, ciudad. Wahrlich ein schöneres Monument ihrer Größe und Bedeutung, als je ein Alexander durch Gründung von noch so viel Alexandria's sich zu setzen vermochte!

Und sollten denn die romanischen Sprachen allein berufen gewesen sein, ein Wort von so tiefer Innerlichkeit zu besitzen, wo wir, die gefühlsreichen, gemüthstiefen Germanen ein so kaltes, objektives, wie die Stadt im Gebrauche haben? Mit nichten! Wie in Rom die Söhne einer Vestalin als Begründer des nationalen Herdes auf-

*) S. Bopp. Vergl. Grammatik, III, 375.

treten, so verkündet die nordische Sage, daß von Asien her aus den Ostgegenden Odin mit 12 göttlichen Priestern eingewandert sei und das Land in Besitz genommen habe. Odin oder Wodan aber ist nur der Vertreter des Stammes, der gens, und da diese gens, unser thiud, nur in frei gelegenen Orten wohnte, so weihten sie ihrer Gottheit, die unter einer menschlichen Gestalt abzubilden oder sie zwischen Mauern einzuschließen, sie der Größe der Himmlischen nicht gemäß erachteten, die Wälder und Haine, und benennen diese Stätten mit geweihten Namen. „So lange die Menschen", sagt Jacob Grimm, „in der offnen Natur und in den Wäldern leben, wurde auch der Götter Aufenthalt und jeder Verkehr mit ihnen an keine anderen Stätten gelegt."*) — Daß diese Gottheit, wie bei den Römern, das Lichtprinzip gewesen sein müsse, darauf deutete schon der vorhin erwähnte Gebrauch des Feuers bei der Landesbesitznahme, das erläutert aber auch die Sprache zur Evidenz. Denn ebenso wie Jupiter, d. i. altind. devapatir, Götterfürst, oder ganz wörtlich „der himmlische Vater" ist, d. i. der hehre Gott des ewigen Lichtes — und es ist ja hinreichend bekannt, wie diese Benennung allmälig in Zeus, deus, dieu, ital. dio, iddio, span. deos überging und sich sogar im altdent. zio und tyr als den leuchtenden Gott des Schwertes bezeichnend wieder findet — ebenso bedeutet das Wort Gott (hind. khodá, perf. chodâ, goda) den Leuchtenden, Glänzenden, und die ihm geweihten Stätten waren die Herde, von denen unser nationales Leben ausging, um sich zu so wunderreicher Blüthenpracht zu entfalten. Unsere urbs, unsere civitas entwickelte sich — wenn auch himmelweit verschieden von der römischen — doch hierin ziemlich analog aus dem Kultus, nur unter anderen Formen. Unsere Stadt ist aber noch der nationale Herd des heiligen Feuers, des innern Feuers der Menschen- und Bruderliebe, das bei keiner Nation je heller flammte denn bei den Germanen.

*) Geschichte der deutschen Sprache, S. 81.

Und wie das einsame Gehöft und das traute stille Dorf am Waldeshange in der Zeiten Laufe so oft zur Stadt ward und Stadt und Dorf so oft in einander fließen, daß sie gar nicht mehr von einander zu trennen, und wir mit theilnehmender Freude dieses Wachsthums und Gedeihens Zeugen sind, eben so wollen wir uns auch des Gegensatzes freuen, so oft er uns sich darbietet.

Es wird uns stets anheimeln, das traute Dorf mit seinen krausen Giebeln und seinen zwitschernden Schwalben, mit seinen wogenden Saatfeldern rundum und den schlichten Bewohnern. Es ist und bleibt der Herd alles germanischen Lebens, und nimmer werden wir frei von dem Zuge, von der Sehnsucht nach ihm.

Wie tief schildert dies einer unserer gefeiertsten Dichter, wenn er, aus der Mitte der Stadt, aber auch aus dem tiefsten Verständniß, aus dem innersten Born seiner Lieder heraus sang:

O du Heimatflur, o du Heimatflur!
Laß zu Deinem heil'gen Raum
Mich noch einmal nur, mich noch einmal nur,
Entfliehn im Traum!

Der fossile Mensch aus dem Neanderthal und sein Verhältniß zum Alter des Menschengeschlechts.

Unter diesem Titel hat Prof. Dr. C. Fuhlrott in Elberfeld zwei höchst interessante Vorlesungen drucken lassen (Duisburg, Verlag von Falk und Volmer). Bekanntlich gab dieser versteinerte Mensch Anlaß zu einer sehr lebhaften Erörterung unter den Anthropologen, und auch Theologen haben sich in den Streit gemischt, obwohl der Gegenstand himmelweit ab von dem Gebiete liegt, auf welchem sie sich zu bewegen haben. Jetzt erfahren wir das Authentische über die Auffindung dieses vorhistorischen Schädels, der von Herrn Fuhlrott man kann wohl sagen aufgefunden, auf jeden Fall aber durch ihn der wissenschaftlichen Welt näher bekannt geworden ist.

Es ist eine wunderliche Geschichte mit diesen versteinerten Menschenüberresten. Der große Cuvier hatte mit der größten Bestimmtheit behauptet, es gebe platterdings keine fossilen Menschen, und jetzt haben wir unwiderlegbare und unwidersprechliche thatsächliche Beweise, daß die Erde schon während der Diluvialzeit von Menschen bewohnt worden ist, gleichzeitig mit den Höhlenbären, Höhlenhyänen, Mammuthen und anderen Thieren, die man gewöhnlich als vorweltliche bezeichnet. Nicht minder wurde behauptet, es gebe keine fossilen Affen, und nun ist etwa ein Dutzend solcher Affenspecies aufgefunden worden.

Doch wir wollen zunächst den Fundbericht über den Neanderthalschädel so kurz und klar als möglich geben. Etwa eine Meile weit östlich von Düsseldorf treten die westlichen Ausläufer eines schmalen Kalksteingebieges auf, das sich von Elberfeld den Düsselbach und später der Wupper und Lenne entlang bis in die Mitte Westphalens fortzieht und sich durch Zerklüftung und eine Menge von Grotten- und Höhlenbildungen auszeichnet. In manchen derselben hat man fossile Reste vorweltlicher Thiere gefunden. Man vermuthete dergleichen auch in der westlichen Fortsetzung dieses Gebirges, und Professor Fuhlrott constatirte seit dem Jahre 1858 an drei verschiedenen Fundorten, in den Steinbrüchen von Dornap und bei Wulfrath 1½ bis 2 Stunden westlich von Elberfeld das Vorkommen fossiler Elephanten-, Hunde- und Schweineknochen; dieselben waren in dem nämlichen Diluvialschutt eingelagert, womit auch die Klüfte und Höhlenräume des weiter westlich gelegenen Düssel- und Neanderthals, so lange diese in ihrem natürlichen Zustande verblieben, gefüllt waren.

Die letzte und an Länge beträchtlichste Schlucht, welche der Düsselbach vor seinem Eintritt in die Rheinebene durchfließt, bildet mit Einschluß einer vorliegenden Thalweitung das sogenannte Neanderthal. Die Schlucht ist jetzt durch Steinbruchbetrieb wesentlich verändert; vorher war sie von theils prallígen, bis zu 200 Fuß ansteigenden, theils zackig unterbrochenen Felswänden eingeschlossen; in diesen gewahrte man, auf beiden Seiten des Baches, in ungleicher Höhe über der Thalsohle die Mündungen der Grotten, und man konnte von denselben aus, wenn sie überhaupt zugänglich waren, in die Grottenräume eindringen. Diese fand man trocken, den lehmigen Boden derselben geebnet und ihre Decke und Wandungen mit einer dünnen Schicht Kalksinter bekleidet, aus welcher hie und da auch wohl eine Stalaktitenbildung hervortrat. Die beiden feldhofer Grotten lagen auf der Südseite ziemlich in der Mitte der Schlucht in dem fast senkrecht aufstrebenden Abhang einer halbkreisförmigen Einbuchtung, 60 Fuß über der Thal-

sohle, 100 Fuß unter dem obern Rande des Abhangs, 100 bis 110 Fuß vom Düsselbach entfernt; sie mündeten mit portalähnlichem Ausgange nach Westen; die kleinere nach Norden auf eine vorliegende schmale Terrasse, auf welche und zu den Grotten man über den südlichen Rand der Schluchten gelangen konnte. In die größere konnte man eintreten, in die kleinere nicht. Der Boden beider Grotten war bis zu gleicher Höhe, und zwar bis zum Niveau der vorliegenden Terrasse mit einem Lehmlager bedeckt, dessen mineralogische Zusammensetzung, verglichen mit der 10 bis 12 Fuß mächtigen Lehmablagerung, welche in den Umgebungen des Neanderthales das gesammte Kalkgebirge überdeckt und die schon erwähnten Klüfte in den Steinbrüchen am Dornap und bei Wulfrath ausfüllt, keinen Unterschied zeigte. Diese Thatsache bezeugt das *diluviale Alter* für den Schutt und dessen Einlagerungen in der Neanderthalhöhle.

Die kleinere feldhofer Grotte ist nun der eigentliche Fundort der so viel besprochenen fossilen menschlichen Ueberbleibsel. Beim Steinbruchbetrieb fand sich, schon im Sommer 1856, als man die bis dahin großen Theils unsichtbare Mündung bloßgelegt hatte, daß der bei weitem größere Theil des nach Innen keilförmig verjüngten, etwa 15 Fuß langen Grottenraums von einem über sechs Fuß mächtigen, compacten Lehmlager gefüllt war. Beim Hinwegräumen des Schuttes fanden die Arbeiter zwei Fuß unter der Oberfläche die größeren Bestandtheile eines menschlichen Gerippes, — Oberschenkel und Oberarmbeine. Sie zogen dieselben hervor und übergaben sie einem der an Ort und Stelle befindlichen Steinbruchsbesitzer, der sie für Knochen vom Höhlenbären hielt. Er befahl den Arbeitern, allen Lehmschutt, auch den bereits aus der Grotte hinausgeworfenen, sorgfältig zu durchsuchen und alle Knochen sorgfältig bei Seite zu legen. Unter diese gehörte auch das Schädelfragment, welches sich seit jener Zeit im Besitze Fuhlrotts befindet.

Die Annahme, daß in dem Lehmlager der Grotte ein *vollständiges* menschliches Geschlecht vorhanden gewesen sei, ist nicht begründet. Das thatsächliche Ergebniß ist vielmehr Folgendes: „Bei der Ausräumung der Grotte wurde eine Anzahl *menschlicher Gebeine* aufgefunden und gesammelt, die *in allen wesentlichen Beziehungen mit den fossilen Resten vorweltlicher Thiere übereinstimmen*, welche man bisher unter ganz analogen Bedingungen aus anderen Grottenräumen und Klüften desselben Kalksteingebirges zu Tage gefördert hat.“

Aber zu jener Zeit wagte man nur erst schüchtern, das Dasein *fossiler* Menschenüberreste zu behaupten, „die Gemüther vieler *Fachmänner* waren noch sehr befangen“, — doch das versteht sich ja eigentlich von selbst und ist immer so gewesen. Wie viele Aerzte haben denn 100 Jahre nach Entdeckung des Blutumlaufes an denselben geglaubt? Hunderte von Bänden sind geschrieben worden, um des Allerbreitesten darzuthun, daß ein solcher gar nicht vorhanden und daß er überhaupt geradezu unmöglich sei. So haben denn auch die *Fachmänner* alle Beweise für das Dasein des Menschen schon in der Diluvialzeit „in das trügerische Reich der Selbsttäuschung und der Zufälligkeiten verwiesen“.

Das wichtigste Bruchstück ist der neanderthaler *Schädel*. Von demselben liegt erhalten vor: die Hirnschale bis zur Höhe der obern Augenhöhlenrand des Stirnbeins, und der sehr stark aus gebildeten, und fast zu einem horizontalen Wulst, vereinigten oberen halbkreisförmigen Linien der Hinterhauptsschuppe. Diese Hirnschale ist von ungewöhnlicher Größe und lang-elliptischer Form. Die am meisten auffallende Eigenthümlichkeit derselben besteht in der außerordentlichen Entwicklung der Stirnhöhlen, wodurch die Augenbrauenbogen, die in der Mitte ganz mit einander verschmolzen sind, so vorspringend werden, daß hinter ihnen das Stirnbein eine beträchtliche Einsenkung zeigt. Die Stirn ist schmal und flach, der Schädel ganz symmetrisch gebildet. „Die auffallende Stirnbildung muß dem Gesicht einen ungemein wilden und thierischen, in der That an das Gesicht der großen Affen erinnernden Ausdruck gegeben haben.“

Die Gebeine und der Schädel aus dem Neanderthale lassen auf ein rohes und wildes Volk schließen, „und dürfen, auf welche Weise sie auch in ihre Fundgrotte gekommen sein mögen, für das älteste Denkmal der früheren Bewohner Europa's gehalten werden“.

Die Sache selbst ist klar und einfach, der neanderthaler Mensch gehört der Diluvialzeit an. Natürlich waren die „Gelehrten“ mit der Einfachheit und mit dem, was Augenschein und gesunder Menschenverstand lehren, nicht zufrieden. Da ist z. B. ein Geheimerath und Professor in Bonn, Namens Mayer, der die geistvolle Behauptung aufstellte, der alte Neanderthaler sei — „ein mongolischer Kosack von Tschernitscheffs Armeecorps aus dem Jahre 1814“.

Ein *Kosack* und nun gar ein *mongolischer*! Herr Mayer hat damit eine unsterbliche Entdeckung gemacht.*) Der verstorbene Rudolf *Wagner* in Göttingen war bescheidener als Herr Mayer, aber nicht glücklicher; ihm war der alte Neanderthaler vermuthlich ein alter *Holländer*, — denn: Holland liegt nicht gerade sehr weit von Düsseldorf, also —! Und es gibt in Holland eine Gegend, wo noch heute Individuen mit auffallenden Gesichtszügen nicht selten sein *sollen*!! *Carter Blake* erklärte die auffallende Schädelbildung aus Rhachitis und Idiotie; somit wird der *Mongolenkosack* und *Holländer* zu einem Idioten.

Nun kommt aber ein Mann ersten Ranges und zwar kein geringerer als *Broca* in Paris und gibt dem Herrn Blake eine verdiente Lection, indem er sehr richtig bemerkt: „Idiotismus, der fähig ist, einen Schädel dieser Art hervorzubringen, ist nothwendigerweise *mikrokephalisch*; nun ist aber der neanderthaler Schädel *nicht* mikrokephal und folglich kann er *nicht* einem Idioten angehört haben.

Zum Mongolenkosacken, Holländer und Idioten kommt noch der *Kelte*; einen solchen will nämlich Dr. *Pruner* in demselben entdeckt haben; *Wallace* sieht in ihm einfach einen „*Wilden*“; *Turner* ein „*isolirtes Specimen*“; *King* meint: er weise nicht bloß in seinen allgemeinen, sondern auch in seinen besonderen Eigenschaften *die größte Aehnlichkeit mit den Affen* auf und begründe demgemäß, wenn nicht eine generelle, so doch eine specifische Verschiedenheit, und man müsse ihn einer *besondern Species* zuweisen, die füglich als Homo Neanderthalensis bezeichnet werde. *Schaffhausen* fand in der eigenthümlichen Form des Schädels ein Argument „für das wahrscheinlich sehr hohe Alter“ desselben; dieser Ansicht ist der Anatom *Davis* nicht; auch spreche sich in der eigenthümlichen Form *kein* Rassencharakter aus. *Gipp* findet „*hypertrophische Deformation*“. — Andere haben vielerlei Betrachtungen angestellt über die Synostosis, also die frühzeitige Verknöcherung einer oder mehrerer Nähte zwischen den Schädelknochen. In einem Negerschädel aus Annabom sei die Naht völlig geschlossen; er gleiche lediglich einem Knochenkasten und man könne ihn mit dem nean-

*) Selbst Narrheiten finden Lobredner. Ein sonst vortrefflicher Anthropolog, Carter *Blake* (Anthropological Review, Febr. 1865, S. 15, findet Herrn Mayers Aufsatz „Ueber die fossilen Ueberreste ꝛc.“ excellent. A.

derthaler vergleichen. Die Einen sagen, der letztere erinnere an den Gorillaschädel; die Anderen: bei Leibe, das thut er gar nicht. Sehr verständig bemerkte Dr. Hunt, der vortreffliche Präsident der londoner anthropologischen Gesellschaft: „Die Vermuthungen, welche man bislang über diesen Schädel angestellt hat, sind im höchsten Grad unglücklich." (Anthropol. Review, 1865, S. 17.) Ein Herr Higgins hob richtig hervor: „Hier sagt man, der Neanderthaler sei ein Kelte, dort, er gleiche einem Negerschädel; aber Kelten und Neger haben bekanntlich nicht eine und dieselbe Negerform."

Huxley findet „affenähnliche Charaktere"; da aber der Rauminhalt des Schädels auf etwa 75 Kubikzoll geschätzt werden kann, was der mittlern Capacität des polynesischen und des Hottentotenschädels entspricht, so liegt ihm die Vermuthung nahe, daß die affenähnlichen Beziehungen nicht tief in den Organismus eingedrungen sind; der Neanderthaler sei nicht als ein zwischen Affen und Mensch in der Mitte stehendes Wesen anzusehen. Der Neanderthaler bilde nur den äußersten Ausdruck einer allmälig von ihm aus zum höchsten und bestentwickelten menschlichen Schädel führenden Reihe; die bis jetzt entdeckten fossilen Menschenüberreste führen uns der Affenschädelform, durch deren Modifikation der Mensch vermuthlich das, was er ist, geworden sei, nicht merklich näher. Die Zeit müsse lehren, ob die Entdeckung des „Urmenschen" in vielleicht noch älteren Schichten, als das Diluvium ist, den Paläontologen der Zukunft vorbehalten sei.

Man sieht: die Fachmänner haben es an Bemühungen, Erläuterungen und, was schlimm genug ist, auch an Vermuthungen nicht fehlen lassen. Sie sind unter sich nicht einig, widersprechen einander, und nur so viel ist sicher, daß sie unter sich gar nicht im Reinen sind. Dem Nichtfachmann will es bedünken, als ob sie zumeist sehr weit ausholen und die Kirche ums Dorf tragen. Aus Allem, was vorliegt, leitet Professor Fuhlrott mit Sicherheit Folgendes ab:

Die Gebeine rühren unzweifelhaft von einem fossilen Menschen her; sie haben eine auffallend abnorme Bildung, berechtigen aber in keiner Weise zu der Annahme eines generisch oder specifisch vom Mensch verschiedenen Wesens, und eben so wenig zu jener einer erloschenen Uebergangsform des Affen in den Menschen.

Professor Fuhlrott hat sich die Mühe gegeben, die hergebrachten, durchaus unwissenschaftlichen Ansichten und Vorurtheile in Bezug auf das Alter des Menschengeschlechts in sehr discreter und schonender Weise in ihrer ganzen Blöße hinzustellen. Was bei einem wupperthaler Publikum, von welchem ein nicht geringer Theil sehr eigenthümliche Ansichten über den Inhalt der alten hebräischen Urkunden hegt, etwa anstoßen konnte, das behandelt er fein und geht nicht auf „nähere Untersuchung" ein, z. B. über die ganz unzuverlässigen Annahmen der jüdischen Zeitrechnung. Aber in der Hauptsache selber macht er keine Concessionen, sondern geht gerade durch. „Die Wissenschaft als solche, sagt er ganz richtig, wandelt unbekümmert um etwaigen Conflikt mit irgend welchen herkömmlichen Auffassungen selbstständig ihre Wege und sucht überall nur die Wahrheit." Sie nimmt für die Entwicklung der Erde, d. h. für den Bildungsgang ihrer Oberfläche, nicht tausende, sondern Millionen von Jahren in Anspruch; auch berechnet sie die Zeit, welche seit Erscheinen des Menschen auf der Erde verflossen ist, auf mindestens 100,000 Jahre. „In dem großartigen Schöpfungsdrama, das sich nun vor uns entrollt, und das sich nach Maßgabe geologischer Thatsachen vollzogen haben muß, kann die Dauer der jüdischen Zeitrechnung nur die Dauer eines winzigen Momentes behalten."

Die Urgeschichte unserer Gattung hat sich nur sehr langsam abgewickelt. Die primitiven Zustände derselben mochten wohl nicht wesentlich von den Zuständen jener rohen Volksstämme verschieden sein, die z. B. in Australien noch heute in den Fesseln des physischen Bedürfnisses schmachten.

Die Paläontologie hat ermittelt, daß die verschiedenen Thier- und Pflanzenspecies, welche je zwei verschiedenen geologischen Epochen angehören, die also nach einander an der Oberfläche lebten und in langen Zwischenräumen einander folgten, — daß diese nicht so durchgreifend von einander abweichen, um die Annahme eines mehrfachen völligen Untergangs aller gleichzeitig auf der Erde vorhandenen lebendigen Geschöpfe und eben so vieler neuen Schöpfungen zu rechtfertigen. Die neueren Geologen theilen die geschichteten Gebirgsarten, die alle im Wasser entstanden sind, in vier Epochen: primäre, secundäre, tertiäre und quartäre. Die letztere ist die jüngste und aus zwei Formationen zusammengesetzt, welche als oberste Schichte fast überall die älteren Gebirge bedecken. Sie sind unter dem Namen Diluvium und Alluvium bekannt, werden aber, in Beziehung auf die Geschichte des Menschen, besser als Urzeit und Neuzeit bezeichnet.

Das Diluvium hat zwar keine Schalthiere (Muscheln und Schnecken) aufzuweisen, welche nicht auch jetzt noch lebend auf der Erde gefunden würden, dagegen aber einen großen Reichthum an Resten von längst ausgestorbenen Säugethierarten, z. B. Mammuth, Nashörnern, Mastodonten, Bären, Löwen und Hyänen, und diese Reste werden nicht selten zusammen mit rohen menschlichen Kunsterzeugnissen und selbst menschlichen Gebeinen aufgefunden. Die jüngste Formation, das Alluvium, enthält ausschließlich Reste von jetzt noch lebenden Organismen aus allen Lebenskreisen und ist in den Thälern und an den Mündungen der Flüsse noch fortwährend in der Bildung begriffen.

Von völliger Abgeschlossenheit einer Epoche gegen die andere, d. h. vom wiederholten Untergang alles organischen Lebens und mehrfachen neuen Schöpfungen kann nicht mehr die Rede sein. Es zieht sich vielmehr durch die belebten Formen von ihrem frühesten Ursprunge bis auf unsere Tage ein inneres Band, welches die organischen Bildungen je eines Zeitabschnittes als unmittelbare und zum Theil weiter entwickelte Abkömmlinge von gleichartigen Vorfahren des vorhergehenden Zeitabschnittes erkennen läßt und somit durch natürliche Abstammung und allmälige Umbildung die Thiere und Pflanzen früherer Zeiten mit den jetzt lebenden zu einer großen, geschlossenen Einheit verbindet. Man hat weiter angenommen, daß auch der Mensch auf dem Wege der natürlichen Abstammung und allmäligen Umbildung aus dem Schooße der Natur hervorgegangen sei; ja Manche haben die Möglichkeit der Abstammung des Menschen vom Affen eingeräumt oder die letztere geradezu behauptet. Andere finden darin eine „Ausschreitung"; wir unsererseits begreifen aber nicht, wie, nach Fuhlrotts Meinung, eine solche Annahme „das Bewußtsein der menschlichen Würde verletzend berühren" könne. Wie der Mensch auf oder in die Welt gekommen ist, das wissen wir eben nicht; er ist aber ein Mensch, und das, was ihn zu einem solchen macht und stempelt, genügt vollauf, ihn von allen Affen himmelweit zu unterscheiden, selbst wenn diese, anatomisch genommen, seine nächsten Vettern wären. Die Natur hat stufenweise gearbeitet und geschaffen; und wir fänden es an und für sich weder verletzend noch unwürdig, wenn wir

Menschen auch von den Affen „abstammten“. Was wäre denn weiter daran gelegen?

Professor Fuhlrott erwähnt Darwins Hypothese über die Entstehung der Species im Thier- und Pflanzenreiche durch natürliche Züchtung, durch welche die Theorie von der allmäligen Umbildung eine neue Stütze erhalten habe. Er räumt ein, daß durch die Entdeckung des Gorilla und des Homo neanderthalensis die weite Kluft zwischen Thier- und Menschenwelt sich enger zusammengezogen und die Annahme der Möglichkeit eines natürlichen Zusammenhangs zwischen beiden wesentlich erleichtert habe. Aber weiter zu gehen sei man, wenigstens bis jetzt, noch nicht berechtigt. Ganz richtig betont er, daß Darwins Theorie nur eine Hypothese ist, die sich noch im Stadium der völligen Neuheit befindet. Ihr zufolge müßte man schon wegen der ungemeinen Langsamkeit, welche Darwin für die „Umbildung auf dem Wege der natürlichen Abstammung“ in Anspruch nimmt, den Anfängen der Menschen ein Alter vindiciren, das sich jeder Berechnung entzieht. Positives liegt hier nicht vor.

Wir kennen aber nun positiv den Menschen als Zeitgenossen des Diluviums. Schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand Pfarrer Esper in der gailenreuther Höhle im Fichtelgebirge fossile Menschenknochen, auf deren Wichtigkeit 1796 Rosenmüller in Leipzig aufmerksam machte. Auf der westindischen Insel Guadeloupe fand man 1814 Menschenknochen, die in dichten Kalkstein eingeschlossen waren; doch hat sich bei ihnen ein fossiles Alter nicht nachweisen lassen. Herr von Schlotheim hatte 1820 bis 1824 in der Nähe von Gera ganze Reihen von Menschenknochen, zum Theil in einer Tiefe von 30 Fuß und selbst unter fossile Thierknochen gemischt, beobachtet; aber Cuviers Wahnvorstellung, es gebe keine fossilen Menschenknochen, hielt die Geister befangen; die Fachgelehrten wollten immer noch nicht sehen, was sie so deutlich vor Augen hatten. Tournal und de Christel fanden in der Höhle von Bize bei Narbonne und in Gendels bei Nimes, 1828 und 1829, menschliche Gebeine zusammen mit fossilen Thierknochen. Professor Schmerling untersuchte alle Höhlen in der Gegend von Lüttich und fand unter fossilen Thierresten mehrere Menschenschädel; er lieferte 1833 die Nachweise. Aber die Fachgelehrten wollten immer noch nicht sehen; auch nicht, als Boucher de Perthes 1847 im Sand- und Kiesgerölle des Thales der Somme bei Abbeville und Amiens in der Pikardie, im Verein mit fossilen Elephanten- und Nashorngebeinen, sehr viele aus Feuerstein verfertigte Aerte und Keile aufgefunden hatte. Er wurde von den Fachgelehrten wie ein Phantast behandelt; die von Menschenhänden gearbeiteten Werkzeuge sollten und mußten Naturspiele sein, denn es gab ja keine Menschen in der Diluvialzeit! Heute freilich sind auch die heftigsten Gegner gründlich bekehrt. Der lüttticher Professor Spring fand 1855 in einer Kalksteinhöhle zwischen Namur und Dinant an der Maas Steinwaffen und bunt durcheinander gelagerte Thier- und Menschenknochen, die allesammt von einer und derselben Schuttmasse bedeckt und zum Theil in Kalksinter eingebacken waren. Unter den menschlichen Resten befanden sich mehrere Schädelfragmente von so auffallender Bildung, daß sie den rohesten und am wenigsten entwickelten Negertypus zu vertreten schienen. Im August 1856 erscheint dann der neanderthaler Mensch; aber immer noch „zuckten die Naturforscher allseitig die Achseln“. Aber immer mehr schlagende Thatsachen drängten sich in den Vordergrund.

Andreas Wagner fand in Griechenland, in Pikermi bei Athen, den ersten fossilen Affen; gleich nachher kamen dergleichen auch in Asien und Amerika und auch anderweitig in Europa zum Vorschein. Im Winter 1854 wurden bei Meylen am Züricher See die ersten Pfahlbauten entdeckt, für deren älteste wir mindestens ein Alter von 10,000 Jahren annehmen können. Dann erregten die Kjökken-Möddinger, die Küchenabfälle, in Dänemark allgemeine Aufmerksamkeit. Ueber die einen wie über die anderen ist im Globus vielfach und eingehend die Rede gewesen.

Nicht minder wichtig ist der Mensch aus dem Mississippidelta. Man bohrte bei Neuorleans bis zu 600 Fuß, erreichte aber damit nicht den geologisch ältern Grund, auf welchem dort die Schwemmgebilde liegen. Dort hat sich der Boden periodisch gesenkt und gehoben; bei Ausgrabungen zu Bauzwecken fand man mehrere Waldbestände der amerikanischen Cypresse (Taxodium distichum), die in verschiedener Tiefe aufeinander folgten. Holzhacker bahnten sich den Weg durch vier übereinander liegende Bestände; das Holz des untersten war so alt, daß es sich wie Käse zerschneiden ließ. In 16 Fuß Tiefe fand man angebranntes Holz und das Skelett eines Menschen. Der Schädel lag unter der Wurzel eines zum vierten Bestande gehörigen Cypressenbaums, und er gehört unstreitig der eingebornen, jetzt lebenden, amerikanischen Rasse an. Seitdem das Mississippidelta sich zum letzten Mal über den Meeresspiegel erhoben, sind 14,400 Jahre verflossen. Hat nun jede der 10 Hebungsperioden, während welcher die nun unterirdischen Cypressenwälder an der Oberfläche lebten, eben so lange gedauert, so erhalten wir für die Zeit, welche zur allmäligen Entstehung der nun unterirdischen Waldbestände erforderlich war, eine Dauer von 144,000 Jahren, und für das Gesammtalter der Deltabildung des Mississippi 158,000. Unter den Cypressen befinden sich Stämme, die nach dem Verhältniß ihrer Jahresringe eine Lebensdauer von mindestens 5700 Jahren gehabt haben. Das Alter jenes amerikanischen Skelettes beträgt sicherlich 57,600 Jahre.

Am Nil ließ die londoner geologische Gesellschaft 1851 bis 1854 bei Memphis und bei Heliopolis Bohrlöcher bis 60, respective 72 Fuß tief treiben. Man förderte Landschnecken, Knochen und Stücke von Töpferwaaren und Backsteinen zu Tage. Das Nildelta ist ein Erzeugniß der periodischen Anschwellungen des Nils; bei Memphis beträgt die Zunahme des Bodens durch allmälige Ansammlung des Nilschlammes in einem Jahrhundert höchstens fünf Zoll und im untern Delta kaum die Hälfte. Es ergibt sich für die allmälige Erhöhung des Bodens um 60, respective 72 Fuß eine Dauer von 14,400 und 17,300 Jahren. Vor so langer Zeit ist Unterägypten schon von Menschen bewohnt gewesen, welche Töpfergeschirr und Backsteine verfertigten.

Die Formation der Neuzeit umfaßt mindestens 100,000 Jahre. Da nun aber menschliche Reste in der ältern Formation des Diluviums aufgefunden worden sind, und diese Formation jedenfalls einen eben so langen Zeitraum umfaßt, so reicht das Dasein des Menschen in eine Vorzeit hinauf, die möglicherweise zwei- bis dreimalhunderttausend Jahre hinter unserer Gegenwart zurückliegt.

Das steht nun fest und kann nicht mehr bezweifelt werden. Wir wollen zum Schluß erwähnen, daß der Verfasser seinen Gegenstand sehr klar und in geschmackvoller Darstellung behandelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Samuel Bakers Reise in die Quellenregion des Nils ist von nicht geringem Erfolge gewesen; der unermüdliche Wanderer befand sich bekanntlich 1863 gerade in Gondokoro am Weißen Nil, als Speke und Grant von Süden her dort anlangten. Sie gaben ihm Kunde von ihren Entdeckungen, und er machte sich dann auf den Weg, um die Gegend im Westen von Speke's Nil und dem Nyanza zu erforschen; so gedachte er eine Lücke auszufüllen und das ist ihm gelungen. Die Schilderung seiner Reise wird ohne Zweifel ungemein interessant sein, jetzt (Juli 1865) ist nur ein kurzer vorläufiger Bericht erschienen, der einen allgemeinen Ueberblick gibt.

„Nach einer Reise von 18 Tagen", so schreibt Baker, „kam ich an den ersehnten See (den Luta Nzige oder L. Nsitschi Speke's) etwa 100 Miles westlich von Mruli, bei Vacoria, in 1° 14' nördlicher Breite." Leider hat Baker eine ähnliche Geschmacklosigkeit begangen wie Speke. Dieser taufte den von ihm entdeckten Nyanza: Victoria; jener schlägt für den Luta Nzige den Namen Albert vor; englische Reisende gehen manchmal zu Werke wie die Gastwirthe, welche den Continent mit „Victoria-Hotels" heimgesucht haben. Wir unsrerseits werden ein für allemal den afrikanischen Namen beibehalten und die Gasthofsnomenclatur verwerfen.

Baker bezeichnet den Luta Nzige als „die zweite große Quelle des Nils; denn die Seen Victoria und Albert sind unzweifelhaft die Aeltern, die Erzeuger des Stroms".

Mruli (M'rooli), Hauptstadt des Landes Unyoro, liegt da, wo die Flüsse Nil und Kafu (Kafoor) sich vereinigen, 3202 Fuß über dem Meeresspiegel. Baker verfolgte den „Kafoor" bis zu 1° 12' n. Br., um einen von Norden nach Süden ziehenden unwegsamen Morast zu umgehen; als ihm dieses gelungen war, nahm er in gerader westlicher Richtung seinen Weg bis zum See durch ein bewaldetes Land mit manchen grünen offenen Stellen; dasselbe ist dünn bevölkert und ohne Wild. Er ging über Höhen, nördlich von einem sumpfigen Thale, das sich nach Westen hinzieht; sein höchster Punkt war hier 3686 Fuß; das Gestein Gneiß, Granit, und sodann viel Eisenerz, das mit abgerundeten Quarzkieseln zu einem Conglomerat zusammengeschmolzen war.

Der Luta Nzige bildet ein sehr geräumiges Becken in einer steilabfallenden Einsenkung. Die Steilklippen, an welchem Baker auf einem sehr beschwerlichen Pfade hinabstieg, reichen bis 1470 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel. Dieser letztere hat 2070 Fuß Meereshöhe und liegt 1132 Fuß niedriger als der Nil bei Mruli; der Ablauf der Gewässer findet demnach in der Richtung von Osten nach Westen statt. Von der Höhe am See ist nach Süden und Südwesten hin kein Land sichtbar; im Nordwesten und Westen aber erhebt sich eine große Gebirgskette bis zu 7000 Fuß Höhe über dem Wasserspiegel des Sees; sie bildet das westliche Ufer desselben und zieht südwestlich parallel mit dem Laufe des Sees. König Kamrasi und die Landeseingebornen versicherten, man wisse, daß der See sich bis in Rumanika's Land nach Westen dehne; wie weit er jedoch nach dieser Richtung hin sich erstrecke, wußte man nicht. Im 1° 14' n. Br., wo Baker denselben erreichte, war er etwa 60 Miles, also etwa 15 deutsche Meilen breit, aber nach Süden hin nimmt er an Breite zu. Das Wasser ist tief, süß und durchsichtig; die Ufer sind im Allgemeinen sandig und ohne Rohr, Schilf und Binsen.

Baker befuhr von Vakovia aus den See 13 Tag lang in einem Kahne, der aus einem Baumstamme verfertigt war, und kam bis Magungo, wo sich, 2° 16' n. Br., See und Nil vereinigen. Die Fahrt dauerte so lange, weil man sich nahe der Küste halten mußte und das Wasser bei Westwind unruhig war.

Bei der Vereinigung mit dem Nile verengt sich der See bis zu einer Breite von etwa 20 Miles, und dort war das Ufer so sehr mit Rohr bewachsen, daß der Kahn nicht landen konnte. Am östlichen Ufer waren hier keine Berge mehr, sondern Hügel von etwa 500 Fuß Höhe, die aber nicht, wie das Gebirge weiter nach Süden hin, vom See aus jäh und schroff anstiegen, sondern 5 bis 6 Miles entfernt lagen; zwischen den Hügeln und dem See war der Boden wellenförmig. Der Nil bildet beim Einfluß einen breiten Kanal mit ruhigem, tiefem Wasser und ist an beiden Ufern weithin mit Rohr bewachsen. Von diesem Punkt aus dehnt sich der Luta Nzige auf etwa 40 Miles nach Nordwesten aus, macht dann eine Biegung nach Westen hin und wird allmälig schmäler; wie weit er reicht, ist noch unbekannt.

Etwa 20 Miles nördlich von der Stelle, wo der Nil sich mit dem See bei Magungo vereinigt, fließt der Strom aus dem großen Becken ab und setzt seinen Lauf bis Gondokoro fort.

„Ich fuhr von der Vereinigungsstelle nilaufwärts in einem Kahne; die Eingebornen wollten aber nicht weiter nach Norden mitgehen, weil die an den Seeufern wohnenden Stämme ihre Feinde waren. Etwa 10 Miles von der Vereinigungsstelle verengt sich das Nilbett bis 250 Yards Breite; die Strömung ist äußerst schwach, das Wasser tief, am Ufer steht, wie gewöhnlich, hohes Rohr, das Land ist auf beiden Seiten wellenförmig und bewaldet. Der Lauf von der Vereinigung stromaufwärts geht nach Osten, und etwa 20 Miles von Magungo nahm meine Fahrt plötzlich ein Ende; denn ein gewaltiger Wasserfall von etwa 120 Fuß senkrechter Höhe verhinderte das Weiterkommen. Oberhalb des Falles ist der Strom plötzlich zwischen felsigen Hügeln eingeschlossen und fließt, nun von 200 bis auf etwa 50 Yards eingezwängt, mit rasender Schnelligkeit; dann fällt er in einem einzigen Sprunge in die Tiefe."

Von dem Wasserfall ab ging Baker überland, parallel mit dem Flusse, durch Chopi und erreichte Karuma. Er litt seit ein paar Monaten am Fieber, weil sein Vorrath von Quinin zu Ende gegangen war.

Der See „Albert Nyanza" (nämlich der Luta Nzige), sagt er, bildet ein immenses Becken tief unter dem Niveau der umliegenden Gegend und nimmt die Abzugsgewässer von ausgedehnten Gebirgsketten im Westen auf, sodann von Osten her jene der Landschaften Utumbi, Uganda und Unyoro. Sodann empfängt er auch den Nil und bildet die zweite Quelle des gewaltigen Stromes. Die Fahrt auf dem See ist prächtig; die Berge ragen oftmals steil aus dem Wasser empor, und an den Seiten gewahrt man viele Katarakten. Das Gestein am östlichen Ufer ist Granit, der häufig mit großen Quarzmassen gemischt auftritt.

An den östlichen Ufern wird viel Salz aus dem Boden gewonnen; dasselbe bildet einen Handelsartikel für die Bewohner der armseligen Dörfer, welche in weiten Zwischenräumen am Gestade der Landschaft Unyoro liegen. Die Leute dort sind ungemein ungastlich und wollten manchmal keine Lebensmittel verkaufen. Mallegga, am westlichen Ufer des Sees, ein großes und (verhältnißmäßig, wie sich von selbst versteht) mächtiges Land, wird vom König Kajoro beherrscht; er hat Kähne, die so groß sind, daß man mit denselben über den See fahren kann. Die Leute von Malegga treiben viel Handel mit Kamrasi; namentlich verkaufen sie Elfenbein, Thierfelle, welche sie ganz prächtig zu bearbeiten verstehen, und Mäntel; dafür tauschen sie Salz, Ringe aus Messingdraht, Kaurimuscheln und Glasperlen ein. Diese Waaren kommen, Salz allein ausgenommen, aus Sansibar über Karague. Eine Verbindung mit der afrikanischen Westküste findet nicht statt.

„Die Länge des Luta Nzige von Süden nach Norden beträgt etwa 260 geographische Miles, — dabei ist aber die unbekannte Ausdehnung nach Westen hin zwischen 1 und 2° südl. Br. eben so wenig in Anschlag gebracht, wie der gleichfalls unbekannte Seeraum im Norden unter etwa 3° n. Br."

So viel wissen wir bis jetzt über Bakers Entdeckungen. Ganz richtig wird im Athenäum (Nr. 1968) hervorgehoben, daß es sich dabei keineswegs um die Entdeckung einer neuen Quelle handle, sondern um die theilweise Erforschung eines großen Seebeckens, welches zum Nillaufe gehört. Dieser See liegt weit unterhalb des Nyanza, und Speke hat ihn schon auf seiner Karte unter dem einheimischen Namen Luta Nzige eingezeichnet, nicht als einen unabhängigen „Feeder" des Stromes, sondern als mit dem Nil in Verbindung stehend. Er hat eine tiefere Lage; der Höhenunterschied erklärt sich durch die Karuma-Katarakten, welche an Großartigkeit vielleicht jenen des Niagara gleichkommen. Baker möchte auch diesen Namen Karuma ändern und dafür den Namen eines Privatmannes einbürgern; er wird aber damit nicht durchdringen. Der Luta Nzige steht zum Nyanza etwa in ähnlichem Verhältniß, wie der Thuner See zum Brienzer, oder der Ontario zum Eriesee.

Pelly's Reise vom Persischen Meerbusen nach Riad, der Hauptstadt der Wahhabis. Wir schilderten vor einiger Zeit, (Globus VII. S. 22) die Fahrten des Oberstlieutenants Pelly im Persischen Meerbusen, welcher eine erhöhete Bedeutung gewonnen hat, seitdem der europäisch-indische Telegraph durch jene Gegenden zieht. Wir erfahren jetzt, daß Pelly politischer Agent Großbritanniens zu Bender Abuschähr am Persischen Golf ist und als solcher eine Reise nach Centralarabien unternommen hat. Demnach ist dieses letztere in kurzen Zwischenräumen von zwei Engländern besucht worden. Gifford Palgrave (Globus VI. S. 23) ging von Gaza an der syrischen Küste über Maan, Dschauf, Djebel Schammer, das untere Kasim und Sedeyr nach Aared; in dieser letzteren Landschaft liegt die Hauptstadt Riad. Er zog von dort durch die Wüste nach der Küstenlandschaft Hasa und erreichte bei Ghatif den Persischen Golf. Sein Reisewerk ist in der jüngsten Zeit erschienen, und wir werden aus dem höchst interessanten Buche demnächst Auszüge mittheilen.

Pelly drang in entgegengesetzter Richtung nach Centralarabien vor, angeblich um die Lage mehrerer Städte in Centralarabien zu bestimmen, ohne Zweifel aber auch, um politische Beobachtungen anzustellen. In der londoner geographischen Gesellschaft vom 12. Juni wurde ein Bericht über seine Reise verlesen. Mit zwei Begleitern, Dr. Colvill und Lieutenant Dawes, ging er in der Mitte des Februar 1865 von Kowëyt aus, einem Hafen in der nordwestlichen Ecke des Persischen Golfs, nach dem Innern, schlug die Richtung nach Südsüdwest ein, durch die Wüste, welche gleich in der Nähe von Koweyt beginnt und sich zwischen dem gut bevölkerten und wohlangebauten Küstenstriche und dem gleichfalls wohlangebauten Hochlande im Innern, dem Nedsched, hinzieht. Pelly verheimlichte niegends, daß er Engländer und Christ sei, trug aber die landesübliche Kleidung, vermied unnöthige Berührungen, ritt auf Kameelen, setzte sich früh schon vor Sonnenaufgang in Bewegung und reiste bis gegen Einbruch der Dunkelheit. Seine astronomischen Beobachtungen stellte er nur bei Nacht an, wenn seine arabischen Diener schliefen; sein Zelt schlug er allemal so auf, daß die Eingangsthür eine Beobachtung des Polarsternes erlaubte.

Gleich hinter Koweyt hören alle Spuren eines Weges auf; der Reisende zog über unabsehbare Ebenen mit leicht gewelltem Boden; sie waren damals, im Frühjahre, einigermaßen mit Gras und Blumen bewachsen; Schlangen, Eidechsen und Insekten sah man in großer Menge, aber menschliche Wohnungen erst, als man in das eigentliche Nedsched gelangte; ferner sah man nur einen einzigen Baum und eine einzige Gruppe von Brunnen. Nach und nach überschritt Pelly nicht weniger als sieben sandige Ketten, die zuweilen in vereinzelte Hügel sich auflösten; diese Ketten laufen parallel mit einander und mit den Küsten des Persischen Golfs. Der Reisende kam abermals über diese Sandketten, als er auf einem andern Wege, in der Richtung nach Osten, zurückwanderte. Dieselben erstrecken sich über mehrere Breitengrade und sind durch schmale Thäler von einander getrennt. Aber von ihnen abgesehen, steigt das Land von der See her nach Nordwesten hin allmälig an. Nach einer zehntägigen Wanderung durch diese Sandketten und Thäler kam Pelly auf den letzten Hügel, und nun lag eine weite Ebene, die Ormah, vor ihm; sie ist theilweise mit Gesträuch bestanden, hat Brunnen und laufende Gewässer; diese letzteren verlieren sich aber in den sandigen Boden nach Osten und Westen. Der Distrikt Ormah wird im Westen durch eine merkwürdige Höhenkette begrenzt, über welche vermittelst einer sehr malerischen Schlucht der Weg zu einer Hochebene, dem Schaab, führt; diese ist nur wenige Miles breit und ihrerseits von den Aridh-Hügeln begrenzt, welche die östliche Begrenzung des eigentlichen Nedsched bilden. Westlich von der Aridh-Kette liegt dann das Toweykgebirge, (— so schreiben Palgrave und Kiepert; Pelly schreibt Towaij —); beide sind durch die gutbevölkerte Mehmil-Ebene von einander getrennt. Die angebaute und gleichfalls gut bevölkerte Landschaft Sedeyr liegt unmittelbar unter dem Toweykgebirge. Hier zog Pelly in die Stadt Sidus ein, die zwischen Dattelhainen liegt; die drei Engländer wurden gut aufgenommen; man drang in sie, sich zum Islam zu bekehren. Sie gingen dann nach Riad, wo sie, 15 Tage nach ihrer Abreise von Koweyt, am 5. März anlangten. Pelly hatte dreimal Audienz beim Beherrscher der Wahhabis. Fünf Sonnenbeobachtungen ergaben für die Länge von Riad 46° 41′ 48″ O.; Breite 24° 38′ 34″ N. Die Rückreise nahm Pelly durch die Landschaft Hasa nach Okair, das wir auf Kieperts Karte nicht verzeichnet finden.

Brasilianische Verwaltung. Die Regierungsverhältnisse in dem großen südamerikanischen Kaiserreiche sind nach unseren Begriffen keineswegs geordnet. Jedenfalls werden unsere an viele Schreibereien gewöhnten Bureaukraten über folgende Notiz staunen: Die „Imprensa de Cuiaba", eine in der Provinz Matto Grosso erscheinende Zeitung, meldet in ihrer Nummer vom 24. Februar 1865, daß in Matto Grosso seit sieben Monaten keinerlei öffentliche Kundmachung von der kaiserlichen Regierung in Rio de Janeiro eingetroffen sei. Die letzte Depesche, welche dorthin gelangte, war vom 22. Juli 1864. Man sieht hieraus, wie lose der Zusammenhang in dem menschenarmen brasilianischen Kaiserreiche ist, und wie weit die Entfernungen sind in einem Lande, das zehnmal größer ist als Deutschland.

Die Einbürgerung der Elodea canadensis in der Mark Brandenburg. Es kommt in der Natur nicht allzu selten vor, daß irgend eine Pflanzenart, die ursprünglich Bewohnerin eines fernen Landes ist, sich wildwachsend schnell in einer Gegend ausbreitet, in welcher sie früher nie vorhanden war. Eine solche Thatsache hat sich in den letztverflossenen Jahren in der Mark Brandenburg vor den Thoren Berlins zugetragen. Der Havelstrom und die damit zusammenhängenden Seen und Kanäle, sowie einige Punkte des Spreegebietes sind die Heimath einer canadischen Pflanze, der Elodea canadensis, *Rich.* (Anacharis Alsinastrum, *Bab.*) geworden. Dieses zarte, perennirende Wassergewächs aus der Familie der Hydrocharideen, das sich vor ähnlichen Arten durch zu dreien stehende Blätter auszeichnet, kommt von Canada an bis zum Mississippi vor. Vor länger als 20 Jahren tauchte es zuerst in England auf und verstopfte die Schiffskanäle dermaßen, daß Vorsichtsmaßregeln dagegen ergriffen werden mußten. Später hat es sich auch in den holländischen und belgischen Gewässern störend eingenistet.

Ueber seine schnelle Verbreitung in der Havelgegend berichtet nun Dr. C. Bolle in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde". N. F. XVIII. S. 188. Seit 1859 ist sie aus dem botanischen Garten in Berlin an zwei Stellen des Havelgebietes verpflanzt worden. Nun findet man sie bereits meilenweit von ihren ersten Standorten. Sie hat in einer Weise zugenommen, die ans Fabelhafte grenzt und einen interessanten Beleg zur Wanderung der Pflanzen bietet.

An Vermehrung durch Samen kann nicht gedacht werden, denn derselbe erzeugt sich bei uns gar nicht, weil die dioecistische Elodea in Europa nur im weiblichen Geschlechte vorhanden ist. Aber dieser Mangel wird durch eine grenzenlose Lebenskraft, verbunden mit überreichlicher Sprossenbildung, hinlänglich ausgeglichen. Die spröden Stengel sind zerbrechlich wie Glas und besitzen die Fähigkeit, auch in ihren kleinsten Bruchstücken wieder Wurzel zu schlagen und sich zu selbstständigen Einzelwesen zu entwickeln. Dabei ist ihr Wachsthum ein ungemein schnelles und die Pflanze selbst eine der geselligsten, die es gibt. So bildet sie denn, wo sie einmal Fuß gefaßt hat, schnell kleine, dunkelgrüne Dickichte. Man darf aus diesem Gedeihen den Schluß ziehen, daß die Elodea in den Gewässern der Mark ein ihren Anforderungen und Bedürfnissen entsprechendes Medium gefunden habe. Mögen es vereinzelte, abgebrochene Laubfragmente sein, die an der Oberfläche flottiren, oder durch irgend welche äußere Gewalt losgerissene Polster von Elodeastengeln, die sich in der Tiefe zusammengeballt fortwälzen, der neue Gast ist bald allerorten. Der Fisch, welcher im Schlamm nach Nahrung wühlt, die weißen Schwäne, die den Strom beleben, die wilden Enten, das Wasserhuhn müssen seinen Wanderungen dienen. Mit der feinen Zähnelung ihres Blattrandes klammert sich die Elodea an Alles, was ihr begegnet; Kähne und Floßhölzer, Ruder und Fischernetze werden zu Transportmitteln. So gelangt sie auch in abgesonderte Nachbarseen. Namentlich ist der Rand des Schwilowsees in unglaublicher Menge mit ihr überzogen; sie ist bis zum Plauenschen See und sogar bis Havelberg vorgedrungen. Ebenso ist sie im Quenzsee, der Spree und im Tegelersee aufgefunden worden. Wie die Pflanze nach England gelangt ist, weiß man nicht; dort heißt sie Wasserthymian (Water-thyme); Dr. Bolle schlägt für sie den Namen Schwilowkraut vor.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen

Aus Wilhelm Lejeans Reisen in Nubien und Abyssinien.

II.

Von Kassala nach Massawa. — Charakter der Region. — Barca, Haltenga, Habab, Kelans und andere Nomadenstämme. — Die Aristokratie der Schumaglie und die Tigre. — Die nordabyssinischen Flüsse. — Sennaheit, das Thalbecken des Ainsaba. — Land und Volk der Bogos. — Der Missionär Stella. — Handel mit geraubten Kindern. — Der Sambar. — Königsgräber. — Die warmen Quellen von Ailat. — Das wasserreiche Menkulle. — Die Tschibberti. — Die Insel Massawa und ihre Cisternen. — Banianen aus Indien. — Sklavenhandel und türkische Wirthschaft.

Wir wollen den Reisenden auf seiner Wanderung von Kassala nach Massawa begleiten. Er schlug zunächst den gewöhnlichen Karawanenweg ein, der gerade nach Osten hinführt, und war außer einem Dutzend Kaufleuten aus dem Bogoslande, die sich ihm angeschlossen, auch von dem katholischen Missionär Stella begleitet. Dieser verdiente Mann war ihm ein höchst willkommener Gefährte.

„Löwe, was willst du hier? Schämst du dich nicht, uns Reisenden Vieh rauben zu wollen, da doch ringsum Kühe genug sind? Willst du Maulesel oder gar Esel fressen? Schäme dich, du hast kein Urtheil! Willst du es machen wie die Hyänen? Und du willst ein edles Thier sein? Nimm lieber die Beute, auf welche Allah dich angewiesen hat und laß friedliche Reisende in Ruhe."



Häuptlinge der Kelan auf dem Festlande gegenüber Massawa. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Die Straße, wenn von einer solchen die Rede sein kann, führt zunächst nach Sabterat, einer Gruppe von drei Dörfern, deren Bewohner von Osten her, von Ainsaba, dorthin gekommen sind; Lejean meint, sie seien die Soboridae des Ptolemäus. In dieser Gegend streifen viele Löwen umher, welche sich ihre Beute holen, wenn die Heerden zu den Tränkestellen gehen; auch richten die Hyänen unter dem Vieh großen Schaden an. Idris, der Kameeltreiber des Reisenden, redete einen Löwen, der in der Nacht um das Lager herumschlich, folgendermaßen an:

Oestlich von Sabterat geht der Weg durch eine bewaldete, aber steinige Ebene; zur Linken liegen die Fetabaiberge, zur Rechten die letzten steilen Ausläufer der hohen ausgezackten Kette, welche sich bis in das Land der Basen verlängern; dann kommt man nach Algheden, wo schon abyssinische Tigre-Leute wohnen; man erkennt sie sofort an ihren regelmäßigen Gesichtszügen und der dunkelrothen Hautfarbe. Sie sind stolze, intelligente Menschen, aber streitsüchtig und räuberisch. Von Algheden führt der Weg abwärts über eine Hochfläche zu einer grasbewachsenen

Ebene und weiter nach den Brunnen von Dacra (auf Munzingers Karte Taura); dann gelangt man über eine Reihe von Hügeln in die Bischa-Ebene, die mit vereinzelten Bergen gleichsam übersäet und von Chors durchrissen ist; diese letzteren laufen zumeist nach dem Barka hin. Die Gegend gehört zum größten Theile den Barea, welche während des Charif ihre Heerden auf die hier ziemlich mageren Weiden treiben. Im Dorfe Bischa, das aus etwa 300 Tukuls besteht, wohnen Beni Amer und auch Barea; diese letzteren erst seit kurzer Zeit. Oberherr ist der Deglel, Stammfürst, der Beni Amer; der Platz hat als Haltepunkt für die Massawakarawanen einige Wichtigkeit; auch wohnen hier einige Kaufleute.

Die Barea sind ein unverbesserliches Raubgesindel. Alle zwischen den ägyptischen und abyssinischen Besitzungen in diesen Grenzmarken wohnenden Stämme befinden sich in einer schlimmen Lage. Der Negus verlangt Tribut und gewährt ihnen doch keinen Schutz gegen die Präfekten (Mudirs) von Kassala, welche ihrerseits im Namen des Vicekönigs Abgaben verlangen; sie werden also von zwei Seiten her gepreßt.

Lejean bemerkt, daß die meisten Stämme in diesen Theilen Obernubiens vom abyssinischen Hochland herabgekommen seien; so die Hallenga aus Hamasên. Sie tragen noch den eigenthümlichen Haarputz der Abyssinier. Die Habab sind aus Kolle gusay (Tigre) hergewandert. Die Kelaus zählen nur noch wenige Köpfe; sie stammen wahrscheinlich aus Serauch, gleich den Belaus, ihren nächsten Stammverwandten, die sich bald zersplitterten, doch lebt die freilich auch nur geringe Mehrzahl in der Gegend, wo der Chor el Ardeb sich mit dem Barka vereinigt. Eine Abtheilung des Stammes suchte bessere Weiden im Sambar, der Uferstrecke am Rothen Meere, und ging vom Christenthum zum Islam über, erkannte die Hoheit des türkischen Sultans an, und dieser gründele zu ihrem Nutzen das Naïbat von Arkiko. Noch andere Stämme sind die Hafara in Terefat, die 1859 fast alle zu Grunde gegangen sind. Die Ad Scheich sind ein Stamm von Fogaras; die Beit Bidel stammen aus Hamasên; sie sind um das J. 1800 eingewandert und erst vor etwa einem Menschenalter Mohammedaner geworden. Die Uas wohnen von Mansura bis Demba und Mai Dassem. Bei den Gallenga herrscht kein Rangunterschied. Das ist eigentlich ein abyssinischer Grundsatz. Man kennt nur den Unterschied, welcher im Nichtbesitz oder im Besitz eines Lehns (Gult) begründet ist. Bei den Nubiern dagegen gilt die Ansicht, daß der Adel vom Blute, nicht aber vom Lehn bedingt werde. Bei allen Stämmen, welche die Hassiasprache reden, also den Beni Amer, den Habab, Bogos rc., wird die Aristokratie gebildet von den Schumaglie, den Aeltesten, und jede einzelne Familie hat eine Anzahl von Vasallen oder Unterthanen, den sogenannten Tigre. Das Verhältniß erinnert an das Patriciat und die Clientel bei den Römern. Lejean meint, der Name Tigre komme wohl daher, daß die nach Nubien geflüchteten, abyssinischen Auswanderer, welche sich für Schützlinge der nubischen Stämme erklärten, fast alle aus der Provinz Tigre gekommen sind. In einigen Fällen haben aber diese Schützlinge sich zu Gebietern ihrer Beschützer aufgeworfen und sind ihrerseits Schumaglie geworden. Uebrigens wird der Tigre nicht bedrückt; er ist wie ein Pachter und kann sich einen neuen Beschützer wählen, wenn der alte ihm nicht gefällt.

Wir haben das hier mitgetheilt, um zu zeigen, wie auch in jenen Grenzmarken Alles zersplittert und zerklüftet ist und wie eigenartig die Zustände sind.

Vom Dorfe Bisch ab zog Lejean über die Ebene Kassa und gelangte zu den ganz dürren Dunkuas-Hügeln. Von diesen herab hatte er eine prächtige Aussicht. Unten schlängelte sich wie ein weißes Band, von grünem Saum eingefaßt, der Barka, Nubiens schönster Fluß, denn der Atbara ist vorzugsweise abyssinisch. Der Barka war trocken, und das ist er beinahe das ganze Jahr hindurch; eine Ausnahme bildet nur die kurze Zeit, in welcher ungeheure Wassermengen von dem Barea- und dem Arlaplateau sich bis in dieses breite Bett eine Bahn brechen, aber nach wenigen Tagen sind sie aufgesogen. Der Barka ist, von den Dunkuas-Hügeln gesehen, wohl 900 Fuß und darüber breit; er zieht sich durch eine doppelte Reihe von Dum-Palmen, schönen, hoch emporwachsenden Bäumen, die dort ein Erdreich finden, das ihnen zusagt. Sieben oder acht Tagereisen weiter abwärts, bei Falkaït, vereinigt sich mit ihm der Ainsaba (bei Munzinger Anseba), der aus dem Lande der Bogos herabkommt. Beide zusammen geben zum Langheb, der zwar kürzer ist als sie, aber viel mehr Wasser hat und bis auf 16 Wegstunden von Suakin, also bis in die Nähe des Rothen Meeres vordringend, das ebene Thalbecken von Tochar befruchtet. Dort ist er noch so bedeutend, daß der alte Geograph Artemidorus ihn für die Mündung des Atbara hielt. Späterhin hat man mancherlei Hypothesen aufgestellt; Vayssière und Malzac behaupteten, der Gasch gehe in eine Art von Morast, und von diesem aus fließe er, unter einem andern Namen, ins Rothe Meer. Lejean sagt dagegen seinerseits: „Zwischen dem Stromgebiete des Gasch und jenem des Barka Langheb liegt eine sehr ausgedehnte Ebene, die gar keinen Hügel aufweist; sie fällt nach beiden Seiten hin auf eine für das Auge nicht bemerkbare Weise ab, hat aber doch eine solche Erhebung, daß selbst während der stärksten Regen eine Verbindung zwischen beiden Stromsystemen nicht stattfindet. Durch die verschiedenen Chors, von welchen jene Ebene durchrissen ist, wird die Wasserscheide deutlich genug angezeigt; die einen fließen zum Gasch, die anderen in den Barka Langheb."

Die Dum-Palme bildet prächtige Wälder. Der Baum selber ist allerdings weniger schlank, wenn man so sagen kann, viel weniger aristokratisch als der Dattelbaum (Deleb), auch sind seine Früchte nicht eßbar, selbst der Beduine macht sich nichts aus ihnen und kauet nur daran herum, wenn er gerade nichts Besseres hat.

Lejean war nun recht inmitten des Landes der Barea. Man hält diese für eingeborne Neger, welche durch Leute der höhern Rasse, die das abyssinische Reich gegründet, bis in diese Gebirgsgegenden zurückgedrängt worden sind. Unser Reisender hält sie aber nicht für reine Neger, sondern meint, daß sie, allerdings von Hause aus Neger, durch Beimischung äthiopischen Blutes eine starke Umwandlung erfahren hätten. Munzinger leugnet, daß sie ursprünglich Neger gewesen seien, Lejean dagegen bleibt bei seiner Behauptung. Jenem zufolge nennen sie selber sich Nereh, diesem zufolge Egber oder Egbir; die Bezeichnung Barea ist abyssinisch und bedeutet zugleich Neger und Sklav, so wie im Arabischen Abid. Die Gesetze der Abyssinier kennen zwar die Sklaverei nicht, doch machen diese sich kein Gewissen daraus, ihre wilden Nachbaren zu Sklaven zu machen, und die Wilden ihrerseits plündern, wann und wo es irgend angeht, die christlichen Gaue. Der abyssinische Soldat ist an und für sich nicht ohne Muth, aber Mann gegen Mann steht er dem Barea nicht gern; dieser hingegen fürchtet sich sehr vor den Feuerwaffen. Er geht fast ganz unbekleidet dem Feind entgegen, trägt einen kleinen runden Schild und hat zur Waffe ein mächliges

gerades Schwert (den Seif des Sudan), das er mit zwei Händen bewegt. Seit etwa einem Menschenalter erkennen die Barea Abyssiniens Oberherrlichkeit an.

Lejean denkt bei dem Namen Barea (der ja aber doch abyssinisch ist) an die Bari-Neger, welche oben am Weißen Nil wohnen, und meint, daß gewisse Bräuche, die man bei beiden findet, auf einen gemeinsamen Ursprung hindeuten. Diese Ansicht ist, unserer Meinung zufolge, ganz irrig. Der Regenmacher z. B. spielt weit und breit in Afrika eine große Rolle bei vielen verschiedenen Völkern, die nachweislich keine Stammverwandtschaft mit einander haben. Ein Zauberer, welcher vorgibt, die Naturgewalten in den Dienst der Menschen zwingen zu können, wird unter rohen Völkern stets eine hervorragende Stellung behaupten; eine solche macht sich überall ganz von selbst. Bei den Barea ist die vermeintliche Zaubermacht und das Regenmachen in gewissen Familien erblich. Man gibt dem Zauberer Geschenke, wenn der Regen wirklich eintritt; es ist aber vorgekommen, daß einigen, welche nicht richtig prophezeiten, der Hals abgeschnitten wurde. Uebrigens stehen die Barea nicht ganz so niedrig, wie andere Neger, denn man findet bei ihnen eine Vorstellung von der Gottheit, die wohl von Außen her und durch Vermischung mit der Gottheit ihnen zugebracht worden ist, und sodann haben sie keine Sklaverei. Sie verkaufen ihre Kriegsgefangenen nicht, sondern lassen sie auf dem Feld arbeiten und geben ihnen Frauen. Auch dadurch erklärt sich, daß so viel gemischtes Blut unter ihnen ist.

Von den Dunkuat-Hügeln zog der Reisende nach Sulib am Barka und diesem entlang nach Tschagie, wo er die letzten Palmen sah, denn er stieg nun höher landein. Jetzt trat die Tamariske häufig auf, namentlich bei Karovel (auf Munzingers Karte Kar Obel), wo sie dichte Wälder bildet. In diesen legen sich die Barea in Hinterhalte, und 1863 wäre es ihnen beinahe gelungen, sich dort des englischen Consuls Cameron zu bemächtigen. Der Weg führt weiter im Angesichte des Berges Takail hin, zu den Brunnen von Adardeb, wo alle Karawanen Rast halten. Fünf Stunden nach Südosten hin liegt ein schöner Tafelberg mit regelmäßigen Seitenabfällen, der Zadamba, einer der beiden heiligen Berge des Sennaheit (so nennen die Eingebornen das Thalbecken des Ainsaba), welche Lejean nicht besuchen konnte. Zadamba im engern Sinne bildet eine kleine Fläche, die nur ein paar Morgen groß ist, an der Südostseite des Berges, mit welchem sie durch einen sehr schmalen Gang in Verbindung steht. Dort baute vor etwa vier Jahrhunderten ein abyssinischer Negus ein Kloster und schenkte zum Unterhalte desselben den Mönchen ein Dorf in der Landschaft Tigre. Der Zadamba ist auf drei Seiten von der Provinz Barka umgeben und deren Bewohner sind Mohammedaner geworden. Die paar Mönche, welche das Kloster inne haben, mußten vor Ueberfall und Raub auf der Hut sein und machten deßhalb den schmalen Verbindungsweg noch unzugänglicher. Dann und wann zieht ein Mönch ins Land hinaus, um Nothbedarf einzuholen. In der Klosterbibliothek sollen sich einige werthvolle Handschriften befinden.

Weiterhin, immer am Barka aufwärts, führte die Straße an dem isolirten Gebirgsstocke des Daretaï hin, und hier beginnt eigentlich schon das Land der Bogos in weiterm Sinne; aber auch um diese Grenzgauen ist Streit und Krieg zwischen mehreren Stämmen, und bald übt der eine, dann auch ein anderer die Gewalt. Bei Streit unter den Christen entscheidet gewöhnlich der mächtige Häuptling Haïlo, Feudalfürst des Hamasén, der eine Oberherrlichkeit über diese Marken in Anspruch nimmt. Seine Residenz ist Tzazega, und er nimmt sich der Christen gegen die Mohammedaner an.

Am Aschelenkeberge vorüber zog der Reisende nun in jenes Gebirgsland, welches, wie schon bemerkt, von den Eingebornen als das Sennaheit, d. h. das schöne Land, bezeichnet wird. Es bildet eine Vorstufe des eigentlichen Abyssiniens und liegt etwa 700 Meter über dem Barka, 800 Meter tiefer als das Hamasén. Gegen Nubien gehalten ist diese vielfach düstere Gebirgsregion in der That eine schöne Gegend. Lejean wanderte zwei Stunden lang aufwärts in dem nur ein paar tausend Schritte breiten Thale Bengu, in welchem riesige Affenbrotbäume (Baobabs, in der Landessprache Dima) standen; sie waren in dieser Jahreszeit ohne Laub. Das Thal verlängert sich weit nach Süden hin, und dort liegen die Quellen des Barka, auch hat es einige gute Quellen. Die Hitze war hier, mehr als 3000 Fuß über der Meeresfläche und 1500 Fuß oberhalb Kassala, noch sehr drückend. Von diesem Thal aus stieg Lejean an jedem Tag durchschnittlich 300 Fuß höher und vom Goagabrunnen ab hinan zum Plateau der Bogos, zum Fuße des Berges Fellestock und auf die kleine Ebene von Dschansa und am Zebbanberge vorüber, wo er kühle Luft athmete. Bald nachher hatte er einen Blick auf Keren, das Hauptdorf der Bogos, wo Pater Stella mit Jubel begrüßt wurde.

Ueber die Bogos oder Mogos, ihren Hauptort Keren und über Mensa ist Vieles geschrieben worden, seitdem durch Munzinger die Aufmerksamkeit auf jene Gegenden hingelenkt worden ist. Wir haben im Globus manche Mittheilungen über dieselben gegeben und heben deßhalb aus Lejeans Bericht nur Einzelnes hervor.

Die Bogos wohnen erst seit etwa vier Jahrhunderten im Sennaheit; sie kamen aus Lasta, einem Bergland im centralen Abyssinien, und gehören zu dem kriegerischen Stammvolke der Agaus, welche für die eigentlichen Urbewohner von Habesch gelten. Die Bogos nennen sich selbst Biden, reden eine Mundart der Agausprache und zählen etwa 17,000 Seelen, welche in 17 Dorfschaften leben; diese liegen an beiden Seiten des Ainsaba. Ihr Stammvater war Guevra Terke; seine beiden Sohne hießen Seguina und Korsoker, und nach diesen haben sich die Biden in zwei Sippen getheilt: die Ad Seguina im Nordosten und die Ad Korsokor im Süden und Westen. Sie sind zugleich Hirten und Ackerbauer, ihr Land ist trocken und hat Mangel an Wasser. Deßwegen gehen die Leute hinab in die Ebenen von Bögu, Haggatz und Inschinak, um dort Durrha zu säen, auch tauschen sie in Barka oder in Abyssinien Getreide gegen Kühe ein. Im Sennaheit bildet den Werthmesser der Mokta, d. h. eine Heerde von 50 Kühen. Zwei Moktas bilden schon ein ganz hübsches Vermögen, und wer vier derselben besitzt, gilt für einen reichen Mann.

Die Frauen nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein. Lejean kannte eine Familie in Keren, die verwaist war. Der Vater hatte Schulden hinterlassen, die Gläubiger legten Beschlag auf seine beiden Töchter und verkauften sie als Sklavinnen. Die ältere war sehr hübsch und wurde mit 24 Kronthalern von einem Manne bezahlt, der sie dann heiratete.

Im Sennaheit spielt der Blutpreis eine Rolle, weil das Volk keinen Begriff vom Staate hat, welcher den Bürgern ihre Rechte gewährleistet; er repräsentirt die Solidarität der Familie und des Stammes in Bezug auf peinliche

Rechtspflege; bei den Arabern heißt er Dia, bei den Begos Dem, und die letzteren haben volles und halbes Blut. Das erste wird verlangt, wenn ein vorsätzlicher Mord begangen worden ist; Verführung wird dem Morde gleichgestellt, manchmal ist das auch bei einem Bruche des Eheversprechens der Fall. Halbes Blut wird gefordert für jede Wunde, aus welcher Blut geflossen oder durch die eine schwere Verletzung herbeigeführt worden ist, oder für eine Tödtung, an welcher der Thäter unschuldig ist. Ein Mann, der seine Frau ums Leben bringt, hat dafür Niemanden Rechenschaft abzulegen, er muß aber seinem Schwiegervater den halben Blutpreis zahlen. Das Blut eines Schumaglie wird auf 132 Kühe, ein Maulthier und eine Matte geschätzt, und das eines Tigre auf 93 Kühe; davon bekommt der Patron des Tigre ein Drittel.

Die Begos bezeichneten sich aus Herkommen als Christen, hatten aber vor 1854 weder Geistliche noch Kirchen. Damals kam durch einen glücklichen Zufall ein junger piemontesischer Priester zu ihnen, Pater Giovanni Stella, der einen sehr wohlthätigen Einfluß auf sie ausgeübt hat. Er schlichtete die Uneinigkeiten und Fehden unter den einzelnen Stämmen und Dörfern, verhinderte manche Raubzüge, milderte die wilden Sitten und schärfte moralischen Wandel ein. Ein paar Jahre lang war er wie ein Prediger in der Wüste, als er aber in die Lage kam, den Begos wichtige Dienste zu leisten, gewannen sie Vertrauen zu dem Manne und er wurde gleichsam moralischer Dictator nicht blos bei den Begos, sondern auch bei einigen der benachbarten Stämme.



Wasserträgerin aus Monkulla. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Das Sennaheit liegt zwischen den abyssinischen und den ägyptischen Besitzungen und wird namentlich von den türkischen Gouverneuren der Provinz Takka nicht selten schwer heimgesucht. Im Jahr 1850 z. B. überfiel Elias Bey die Begos, welche sich in aller Eile auf das andere Ufer des Ainsaba flüchteten, rückte bis in die Nähe von Keren vor und ermordete eine Anzahl alter Frauen. Schlimmer war ein anderer Ueberfall. Im Jahr 1854 sammelte ein grimmiger Türke von Kassala, Chosrew Bey, alle Banditen von Barka und von Gasch um sich, ließ mit denselben eine Anzahl regelmäßiger Truppen ins Feld rücken, drang durch die beiden Pässe Icometri und Goaga auf die Hochebene bis zum Begosdorfe Megareh, steckte dasselbe in Brand, erschlug etwa 50 Männer, schleppte 380 Gefangene fort, zumeist Frauen und Kinder, und raubte eine Menge von Kühen. Das Alles brachte er nach Kassala, wo bald nachher der Missionär Stella erschien, um Menschen und Vieh zurückzufordern. Chosrew Bey benahm sich brutal und erklärte alle Christen des Sennaheit für Asin, d. h. Rebellen, die er zu Paaren treiben wolle. Stella wandte sich an den englischen Consul Plowden, der zwar auch in Kassala nichts ausrichtete, aber sofort nach Alexandria ging und die Sache gemeinschaftlich mit dem französischen Consul Sabatier so nachdrücklich betrieb, daß Chosrew abgesetzt wurde und 370 Gefangene sofort die Freiheit erhielten. Etwa ein Dutzend waren freilich schon nach Dschidda gebracht worden, dem Hauptsklavenmarkt am Rothen Meere, und einige andere wurden in den Harems von Kassala zurückbehalten. Für das geraubte Vieh mußte die ägyptische Regierung einen Schadenersatz von 17,000 Francs leisten.

Lejean unternahm von Keren aus mehrere Ausflüge, namentlich auf den Berg Lalamba; dort fand er einen von der Natur gebildeten Dolmen, der aus drei gewaltigen Steinen besteht.

Am Schlusse seines Berichtes über die Begos bemerkt er, daß die meisten mohammedanischen Kaufleute in diesen Grenzlanden auch mit geraubten Kindern Handel treiben. Die Sache ist nicht etwa neu, denn bereits 1844 schrieb der französische Consularagent zu Massawa an seine Regierung: „Der Raub christlicher Kinder gilt hier in den Augen der Muselmänner für eine verdienstliche Handlung und wird sowohl vom türkischen Gouverneur der Insel Massawa, wie von dem Häuptling auf dem gegenüberliegenden Festlande begünstigt. Ein einziger Kaufmann in Arkiko, Mehemed Hassan, hat im Jahr 1842 nicht weniger als 53 Kinder verkauft. Ich habe reclamirt, konnte jedoch nichts ausrichten."

In Keren verweilte Lejean fünf Tage; dann trat er seine Reise nach Massawa an. Er zog über den steilen Paß von Massalit hinab zum Torrent Lebka, dessen Bett den Karawanenpfad bildete, und zwar bis nach Aïn hin. Dasselbe macht die Grenzscheide zwischen den Mensa und den Habab. Diese zerfallen in drei Abtheilungen, welche zusammengenommen die drei Mefles, d. h. Eber, bilden. Sie sind Nomaden und sehr leicht vom Christenthum zum Islam bekehrt werden. Der Kantiba, d. h. Oberhäuptling, zahlte einmal an die Aegypter einen Tribut von 50 Kühen und muß jetzt den Naïbs, welche auf dem Festlande, Massawa gegenüber, herrschen, einen allerdings unbedeutenden Jahrestribut zahlen.



Ein Derwisch und eine Frau aus dem Volke. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Der flache, fast kahle Küstensaum, welchen Lejean von Aïn bis Massawa in diagonaler Richtung durchwanderte, wird bekanntlich als Samhar bezeichnet. Er bildet eine schmale Wüste zwischen dem Meer und dem abyssinischen fruchtbaren Gelände und war bereits in den Tagen der Ptolemäer sehr gut bekannt. Schon der alte Geograph Artemidorus hat die Nomaden so geschildert, wie sie heute noch sind. Er beschreibt die Elephantenjagden, meldet, daß sie Elephanten- und Straußenfleisch essen und bei der Jagd auf Strauße die Haut eines solchen Vogels überhängen, um das Thier besser beschleichen zu können. Sodann meldet er, daß diese Nomaden zu Grenznachbaren kleiner gestaltete schwarze Menschen hätten, die Heuschrecken äßen. Auch in unseren Tagen kommen nicht selten gewaltige Schwärme dieser Insekten aus dem Hamasên herab und werden dann namentlich von den Leuten aus Ailat in großer Menge gefangen.

Nachdem Lejean die Torrents Amba und Schinket Kaïa überschritten, kam er an eine Insel, die sehr dicht bewaldet war; sie liegt in einem dritten Torrent und heißt Tesset. Dort fand er eine eigenthümliche Nekropole, nämlich Gruppen von Erdhügeln (Tumuli), die von zwei Bauwerken überragt wurden, die man im Lande als „Königsgräber" bezeichnet, als Kulbat es Salatin. Einer Ueberlieferung der Wanderhirten zufolge stammen

sie von einem längst verschwundenen Volke, den Röm. Diese wurden im Fortgange der Zeit so gottlos, daß Allah ein großes Aergerniß an ihnen nahm und sie unter einem Steinregen begrub. Der letzte König dieses Volkes, welcher in einem der halbverfallenen Gräber ruht, war so frevelhaft, daß er einen Wurfspeer gegen den Himmel schleuderte; da sandte Gott einen riesigen Adler, welcher sich auf den König stürzte und ihm das Hirn ausfraß.

Von Desset aus machte Lejean einen Abstecher nach den warmen Quellen von Ailat. Sie liegen in einem malerischen Thale; die Quelle springt hervor am Fuße des steilen Berges Alnar und bildet einige 20 Schritt abwärts mehrere kleine Becken, welche als Bäder dienen.

Der Weg führte über Saati nach Monkullo, einem großen Flecken, der kaum eine deutsche Meile von Massawa entfernt liegt, und zwar in einer dürren Ebene; aber er hat an einem halben Dutzend Brunnen mit klarem süßem Wasser einen Schatz, den man nur in einer solchen Gegend vollkommen zu würdigen versteht. Massawa selbst hat keine Brunnen, sondern nur Cisternen, die acht bis neun Monate im Jahre trocken sind; deßwegen ist das Wasser von Monkullo ein wichtiger Handelsartikel. Die jungen Mädchen kommen jeden Morgen in aller Frühe mit Schläuchen beladen zur Stadt und verkaufen Wasser.

Monkullo wird von mehreren Hügeln überragt, von deren thoniger Hochfläche man einen Blick auf das Rothe Meer hat. Man sieht zwei lange Streifen, welche sich von dem blauen Gewässer abheben; der längere, zur Hälfte gelb und zur andern Hälfte grün, ist die Insel Tauathut; der andere ist Massawa. Dieser erscheint weiß wegen der Häuser, welche den wohlhabenden Leuten gehören; von ihnen werden die dunkeln Hütten der ärmeren Einwohner verdeckt. Die gelbe Farbe rührt von den Korallenbildungen her, das Grün von den Schora (Avicennia tomentosa), welche den größten Theil des Strandes bedecken.

Man kann Monkullo als eine Art von Vorstadt Massawa's bezeichnen, weil viele Leute, welche in dem letztern vom Morgen bis zum Abend beschäftigt sind, dort wohnen, denn auf der Insel ist das Leben sehr theuer.

In Monkullo haben die Kapuziner eine Mission, und dort traf Lejean den Missionär Massaya, über den wir neulich im Globus (VIII, S. 139 ff.) einige Nachrichten gegeben haben. Damals waren seit länger als zwei Jahren keine Nachrichten von ihm nach Europa gelangt. Er hatte, wie wir erzählten, einige Missionen in Kaffa und den umliegenden kleinen Staaten gegründet, sich dann nach Dschimma und Guderu flüchten müssen und wäre dort wohl unangefochten geblieben, wenn nicht die Dschibberti sich mit ihm zu schaffen gemacht hätten. Mit diesem Namen bezeichnet man die mohammedanischen Kaufleute in Abyssinien. Ihnen liegt Alles daran, daß kein Europäer genaue Kunde von den Gegenden erhalte, in denen sie den Handel mit Elfenbein, Goldstaub und Kaffee erhalten. Sie sahen in dem fränkischen Bischofe lediglich einen Spion des Negus, und gerade damals bedrohte Kaiser Theodor die Gallas mit Krieg. So geschah es, daß Massaya mehrmals ausgeplündert und verhaftet wurde. Am 18. August 1863 erhielt Lejean ein Billet von ihm; Massaya meldete, daß er das von inneren Fehden zerrüttete Abyssinien stets bei Nacht durchreist habe und anderthalb Tagereisen von Debra Tabor, wo damals Lejean verweilte, am Takazze von einem Häuptling verhaftet worden sei, der ihn zum Negus bringen wolle. Späterhin traf er in Monkullo mit ihm zusammen und erzählte, daß man ihn zu Kaiser Theodoros gebracht habe, von dem er übrigens gut empfangen worden war.

Von Monkullo geht der Weg über den Strand von Gherar, und von diesem wird man in einem Kahne binnen etwa drei Minuten nach der Insel Massawa übergesetzt. Lejean fand auf dieser Strecke nur Mimosen, Zwergenphorbien und Schorabäume (Wurzelträger). Diese letzteren machen, aus der Ferne gesehen, einen anmuthigen Eindruck; ihr sanftes Grün thut dem Auge wohl; sie strecken ihre ziemlich dünnen Aeste in das Meer, und die schönen Blätter erinnern an jene des Lorbeers. Das Ganze lockt fast unwiderstehlich an, weil es zu dem nackten gelben Strand einen hübschen Gegensatz bildet. Aber die Atmosphäre ist hier feucht, man kann wohl sagen giftig und die Hitze oft so arg, daß es gewissermaßen als eine Erquickung erscheint, wenn man aus solch einem Aviceniengewirr hinaustritt und von den glühenden Strahlen einer äthiopischen Sonne beschienen wird. Da, wo keine Wurzelträger stehen, sieht man am Strand überall Korallenbildungen, die eine Art von Reif oder Wulst bilden, welchen das Meer unablässig benagt. Er gibt allmälig den Wellen nach und wird an vielen Stellen unterhöhlt. Massawa ist ein wahres Korallenmuseum; freilich kann man dasselbe vom ganzen Rothen Meere sagen. An den Mauern der Häuser, an der Umfriedigung des Leichenackers und an den Wölbungen über den Cisternen kann der Liebhaber eine unendliche Anzahl verschiedener Korallen bewundern, darunter auch Hirnkorallen von der Größe eines Menschenkopfes.

Die Cisternen nehmen etwa ein Drittel der Insel ein. Der Ueberlieferung zufolge sind sie von den Farsis (Persern) gebaut worden, und das kann richtig sein; denn es ist wahrscheinlich, daß einige Zeit, bevor Mohammed seine Lehre verkündigte, der persische König Chosroes diese Gestadegegend des Rothen Meeres beherrschte. Uebrigens bezeichnet man dort Alles, was nicht nachweisbar muselmännisch oder abyssinisch ist, als „Farsi“; so z. B. die Ruinen auf der Insel Akik zwischen Massawa und Suakin; so, wie eben bemerkt, die Cisternen auf Massawa, nicht minder jene auf den Dahlak-Inseln, wo man etwa 200 derselben zählt. Die auf Massawa sind vortrefflich gearbeitet und haben eine Art von gewölbtem Deckel; die kleinen Korallenstücke, aus welchen derselbe besteht, sind durch einen wunderbar festen Kitt aneinander gefügt. Die inneren Wände der Cisterne selbst haben vollkommene Glätte und eine rosenrothe Farbe, und der Rand ist derart eingerichtet, daß jeder Regentropfen hinabläuft. Die türkische Regierung thut gar nichts, um diese so höchst nützlichen und nothwendigen Cisternen in gutem Zustande zu halten; was einfällt, wird nicht ausgebessert. Die Türken bekommen jeden Tag ihr Wasser von Monkullo, — was kehren sie sich daran, ob die armen Leute Wasser haben oder nicht?

Ueber die Bedeutung des Namens Massawa sind mancherlei Vermuthungen aufgestellt worden. Munzinger leitet ihn aus dem Hassia (der Tigre-Sprache) ab, welches von den Eingebornen gesprochen wird; in demselben bedeute Mesaua den Raum, über welchen hin man den Ruf einer Menschenstimme hören könne, und das trifft hier allerdings für die Meeresbreite zwischen Insel und Festland zu. Aber in der Landessprache der Eingebornen, eben dem Hassia (Tigre), heißen Stadt und Insel gar nicht Massawa, sondern Baseh. Diesen Namen führt auch die älteste Kaufmannsfamilie des Ortes. Es mag beiläufig bemerkt werden, daß die Massawanihs Familiennamen haben, was bekanntlich sonst bei den Muselmännern nicht der Fall ist. So heißen einige Adulai, und sie stammen aus Adulis; andere Dankali (Einzahl von Danakil); Farsi, Yemeni 2c.

Die alten Geographen verlegen an diese Küste den Ort Saba emporium, das aber mit der bekannten Königin von

Saba nichts zu schaffen hat. Rüppel und von Heuglin wollen dieses Saba in Massawa wieder finden, etwa eine halbe Stunde von dem heiligen Ort entfernt; aber der erstere hat eine Cisterne für eine christlich-byzantinische Kirche gehalten; er spricht von Kapitälen und Zierrathen, von welchen Lejean keine Spur aufzufinden vermochte. Dasselbe gilt von christlichen Alterthümern, welche Herr von Heuglin gesehen haben will.

Massawa hat etwa ein Dutzend religiöser Gebäude; darunter ist eine von den Moscheen bemerkenswerth, wahrscheinlich dieselbe, in welcher die Portugiesen 1520 Messe lasen, nachdem sie Matzua (so nannten sie die Stadt) den Mohammedanern abgenommen. Früher war sie eine christliche Kirche gewesen.

Unter den Kaufleuten spielen die Banianen eine wichtige Rolle. Diese Inder haben einen großen Theil des Verkehrs auf dem Rothen Meer in ihren Händen und bewohnen in Massawa ein eigenes Quartier. Dort sitzen die wohlbeleibten Männer, nur halb bekleidet, mit geschorenem Kopfe, kleinem Schnauzbart und prächtigen schwarzen Augen in dem gelben, etwas weibischen Gesichte. Wer sie so sieht, glaubt sich in einen Bazar nach Delhi oder Bombay versetzt. Der Baniane trägt auf der Straße einen rothen mit Gold oder gelber Seide verbrämten Turban und eine silberne Kette um den Leib. Diese Inder essen kein Fleisch und mögen solches nicht einmal anrühren. Beklagten sie sich doch ernstlich beim Gouverneur, daß die Hunde der katholischen Mission einmal in der Nähe ihrer, der Banianen, Cisterne Knochen abgenagt hätten! Dadurch könne das Wasser verunreinigt werden. Der türkische Statthalter wird wohl zwischen den Zähnen gemurmelt haben: Ak domus, kara domus, domuslar war, d. h. weißes Schwein, schwarzes Schwein, das gibt nichts als Schweine.

Die Zahl der Europäer ist in Massawa nie beträchtlich gewesen; sie besteht aus ein paar Consularagenten, einigen Kaufleuten und Missionären. Die türkische Regierung benahm sich gegen die Kapuziner, welche sich in Monkullo niederlassen wollten, sehr barsch. Einer von den Mönchen, ein Italiener, ein „Figaro in Sandalen", machte aber dem Gouverneur zu schaffen und forderte ihn sogar zum Zweikampf auf Säbel; dann erklärte er einmal, er werde den Gouverneur aus dem Fenster werfen und an dessen Statt die Regierung führen. Zuletzt warf er die Kutte in die Nesseln und wurde Kaufmann; als aber seine Spekulationen unglücklich ausfielen, ging er nach Florenz, wo er nun eine liberale Zeitung herausgibt.

Die Lazaristen wurden 1855 von Theodoros aus Abyssinien vertrieben und setzten sich seitdem in Massawa fest, wo sie nun eine Druckerei für abyssinische Bücher haben.

Massawa ist nicht ungesunder als alle anderen in den Niederungen am Rothen Meere liegenden Punkte. Das Sprichwort sagt, es sei eine Hölle, wie Pondichery ein heißes Bad und Aden ein Backofen. Heiß sind sie freilich alle drei in hohem Grade.

Unter den Europäern war der kürzlich verstorbene englische Consularagent Raffaele Barroni den Türken besonders verhaßt. Er hatte den Muth, eine unablässige



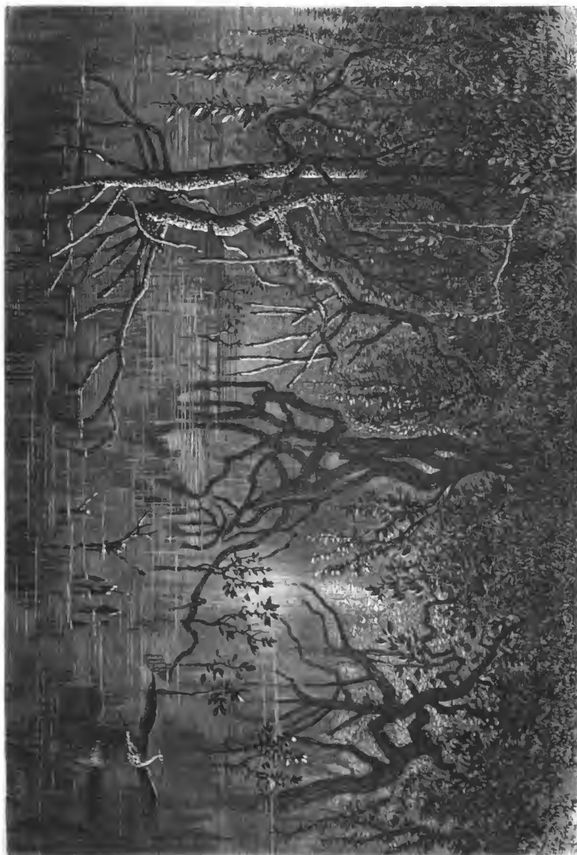
Monkullo bei Massawa. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Fehde gegen die Sklavenhändler zu führen, und sich selber eine förmliche Polizei eingerichtet. Er wußte allemal, wie viel Sklaven eine im Samhar ankommende Karawane mit sich führte, zog ihr an der Spitze seiner wohlbewaffneten Dienerschaft entgegen, nahm, wenn nöthig, mit offener Gewalt ihr alte Sklaven ab und verschaffte denselben die Freiheit. Die Kaufleute haßten ihn, sein Leben war oftmals bedroht, aber er hatte seine Vorkehrungen getroffen und sich eine Art von fester Burg gebaut, von welcher aus er mit seinen Kanonen und Büchsen die Umgegend bestreichen und jeden Angriff abweisen konnte.

Im Nachlasse dieses vortrefflichen Mannes fand Lejean folgende Notiz: „Ich habe Sklaven befreit, nachdem der Consul Plowden von hier abgereist war, im Jahre 1855: 2 Gallas von Tebuladare, 1 aus Mensa, 158 aus Magatul, 1 von Atti Letta; 160, die man nach Dschidda schicken wollte, habe ich zurückgehalten. — Im Jahre 1856: 240; ich hielt eine ganze Karawane auf ottomanischem Gebiet an und schickte sie nach Abyssinien zurück. — Im Jahre 1857 befreit: 2 von Schoa, 2 von Mensa, 4 von mir unbekannter



Dum-Palme. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)



Schora-Wurzelträger (Avicennia tomentosa) am Strande von Gherar an der abyssinischen Küste. (Nach einer Zeichnung von Lejean.)

Herkunft" ꝛc. Eine andere Notiz lautet: „Die Bewohner dieser Stadt und namentlich die Sklavenhändler sind hocherfreut, daß Abd ül Asis den Thron bestiegen hat; sie hoffen unter ihm eine Wiederbelebung des Sklavenhandels im Rothen Meere."

Es ist oftmals den Engländern vorgeworfen worden, daß sie es mit der Unterdrückung des Sklavenhandels in Ostafrika gar nicht ernst meinen. Auch Lejean bringt dafür einen Beleg. Barroni stand unter dem Oberbefehl des englischen Residenten in Aden. Dieser wandte allerdings gegen das, was Barroni that, nichts ein, gab ihm aber zur Erwägung, daß man es mit dem Einschreiten gegen den Sklavenhandel unter türkischer Flagge nicht zu ernsthaft nehmen dürfe, „damit diese befreundete Flagge im Rothen Meere in ihrem Ansehen nicht geschwächt werde". Das betreffende Schriftstück befindet sich in Lejeans Händen. Es ist ein kapitales Dokument und stellt die englische Regierungsphilanthropie in ein hübsches Licht.

Massawa ist immerhin ein wichtiger Punkt am Rothen Meere, und wir wollen deßhalb noch einige Notizen geben. Die Türken bemächtigten sich der Insel im April 1557 und übertrugen nach Verlauf einiger Zeit die Lokalregierung den Häuptlingen (Naibs) von Arkiko. Die Janitscharen nahmen Weiber unter dem Stamme der Belau, und die aus solchen Ehen entsprossenen Mischlinge bildeten die noch jetzt vorhandene Aristokratie der Belau; sie nahm früher in Massawa etwa dieselbe Stellung ein, wie einst die Kuluglis in Algerien. Nach manchen Wechselfällen nahm die Pforte 1846 wieder Besitz von der Insel und suchte dieselbe mit Gouverneuren (Kaimakans) heim, die alle ausgemachte Schurken waren und sich durch einen grimmigen Haß gegen die Europäer auszeichneten.

Frankreich gründete 1841 einen Consularposten in Massawa; als der Consul Degoutin sich in Monkullo ein Haus bauen lassen wollte, erklärte der Kaimakan, er werde Jedem die Bastonnade zuerkennen, der für den Franken arbeite. Degoutin aber blieb beharrlich und baute sich mit eigenen Händen eine Sommerwohnung. Als später sechs oder sieben andere Europäer sich in Monkullo niederließen, befahl der Kaimakan den Bewohnern, ihre Häuser einige tausend Schritte weit zu verlegen.

Im Jahr 1854 war ein gewisser Ibrahim Pascha Kaimakan von Massawa. Dieser Würdenträger war stets durch Haschisch (Hanfrauchen) benebelt und schwelgte in den wildesten Phantasien. Nach Stambul berichtete er, daß er alles Land bis zu den Mondgebirgen erobert habe, während er doch nicht einmal eine Stunde weit hinter Monkullo etwas zu befehlen hatte. Als er von den Belau in Arkiko Abgaben verlangte, erklärten sie: „Wir sind gewohnt, Tribut zu erheben und zahlen nichts." Er wollte die Beduinen besteuern; nun aber brachten diese keine Lebensmittel mehr nach der Insel, und in Massawa stellte sich Hungersnoth ein. Gegen die Europäer erlaubte er sich allerlei Grobheiten; sie führten Klage gegen ihn, und die Pforte cassirte ihn im Jahr 1855. Er nahm seine Absetzung gleichmüthig auf, schloß sich in seinem Harem ein und erhing sich an einer Säbelschnur. Ein anderer Kaimakan, Pertew Effendi, spielte den Dichter und mengte in seine Unterhaltung gern französische Brocken ein. So sagte er einmal zu Lejean, als von den Abyssiniern die Rede war: „Hinak mafisch honneur, Musiu, honneur mafisch, d. h. sie haben keine Ehre, mein Herr, sie haben keine.

Die Naibs von Arkiko hatten von jeher eine eigenthümliche Stellung. In Abyssinien sind sie heute noch mit 17 Dörfern belehnt, und die Türken finden alle Ursache, mit ihnen auf gutem Fuße zu stehen, denn sie haben es in ihrer Gewalt, der Insel das Wasser und die Lebensmittel abzuschneiden.

Wir haben im Globus oftmals auf die Thatsache hingewiesen, daß die Franzosen festen Fuß am Rothen Meer und an der nordöstlichen Küste Afrika's zu gewinnen suchen. Auch Lejean deutet auf die Sache hin. Während seiner Streifzüge in der Umgegend von Massawa bemerkte er nordwestlich von Buri eine lange schmale Insel, welche mit mehr als einem Dutzend vulkanischer Berge einen scharfen Gegensatz zu den flachen Korallenküsten bildete. Sie heißt Dessi oder, auf den englischen Karten, Dissie, gilt für den eigentlichen Schlüssel des Rothen Meeres und könnte ohne große Kosten sehr stark befestigt werden. Auch hat sie gutes Wasser und Weide für etwa 600 Stück Rindvieh; die drei Rheden gewähren guten Schutz und können in vortreffliche Häfen umgeschaffen werden. Im Jahre 1859, als Negussieh Gebieter der abyssinischen Landschaft Tigre war und gegen den Kaiser Theodoros in Waffen stand, gab er die Insel an einen französischen Agenten, de Russel, und bot demselben außerdem Adulis an. Dagegen that die ottomanische Pforte Einsprache, denn sie nimmt das ganze Küstenland bis zur Bab el Mandeb für sich in Anspruch; indessen wurde darauf weiter keine Rücksicht genommen, und der französische Consul schloß in Buri mit den Häuptlingen der Hazorta, welchen Dessi gehörte, einen Vertrag; sie erklärten, daß sie niemals der Pforte, sondern stets der abyssinischen Krone unterthan gewesen seien.

Adulis und Dessi sind aber dann von den Franzosen nicht besonders berücksichtigt worden; auch Edd (oder Aid), das vor etwa 20 Jahren durch eine Compagnie seinem Häuptling abgekauft wurde, ist nicht in Besitz genommen worden. Die über den Verkauf erbitterten Bewohner hieben den Häuptling in Stücke. Gegenwärtig wollen die Franzosen eine Niederlassung am Hafen Obok gründen; die darauf bezüglichen Verhältnisse sind schon früher von uns im Globus geschildert worden.

Granada.

II.

Der Darro und sein Gold. — Die Kathedrale und ihre Denkmäler. — Die Alcaiceria. — Der Platz Bibarambla. — La Cartuja. — Industrie und Handel.

Granada liegt 2200 Fuß über dem Meere zwischen zwei Hügeln, von denen der südliche die bereits früher geschilderte weltberühmte Alhambra trägt. Um ihre Hügel zieht sich die terrassenförmig aufsteigende Stadt halbmondförmig herum und sendet ihre Vorstädte noch weit in die von üppiger Vegetation erfüllten Thäler des Jenil und Darro hinaus, die sich hier vereinigen.

Der Darro ist als goldführend bekannt, und die Etymologen, welche selten in Verlegenheit gerathen, erklären den Namen als qui dat aurum, also der, welcher Gold gibt. Viel einfacher ist aber die Ableitung von dem arabischen Hadaroh, was reißender Strom bedeutet. Er entspringt in der Sierra Nevada und durchströmt zunächst das fruchtbare Thal, welches die alten Mauren Ararir und die Spanier von heute Paradiesthal nennen. Daß der Fluß Gold führt, ist richtig, weniger zutreffend möchte aber die Eigenschaft sein, welche man seinem Wasser zuschreibt, nämlich alle Viehkrankheiten zu heilen. Als Karl V. im Jahre 1526 Granada besuchte, überreichte man ihm eine Krone, die aus dem Golde des Darro gefertigt war, und Vasen, die man aus dem Thone der dortigen Gegend brannte, enthielten geschmolzene kleine Goldkörner. Die Gewinnung des Goldes scheint sich aber nicht zu lohnen, wenigstens versichern Bergleute, daß aus einem Centner Erde an Goldeswerth ein halber Piaster gewonnen werde, was nach Abzug der Ausbeutungskosten einen Real reinen Gewinns ausmacht. Der Boden im Darrothale gehört zur Diluvialformation und besteht meistens aus Feldspath, Quarz, Glimmer und Magneteisenstein. Eine Stunde weit von Granada liegen die Goldwäschereien von Baranco de Doña Juana, wo etwa 30 arme Menschen mit sehr schlechten Werkzeugen und Gefäßen auf ungeschickte Weise etwas Gold gewinnen. Die Ausbeute ist gering, doch mögen die Leute ihren Tagelohn verdienen. Die Goldkörner glänzen hell und rein aus der gewaschenen Erde hervor und scheinen auch von gutem Gehalte zu sein, allein die Art und Weise der Gewinnung läßt viel zu wünschen übrig. Das Flußbett liegt in einer wilden romantischen Gegend.

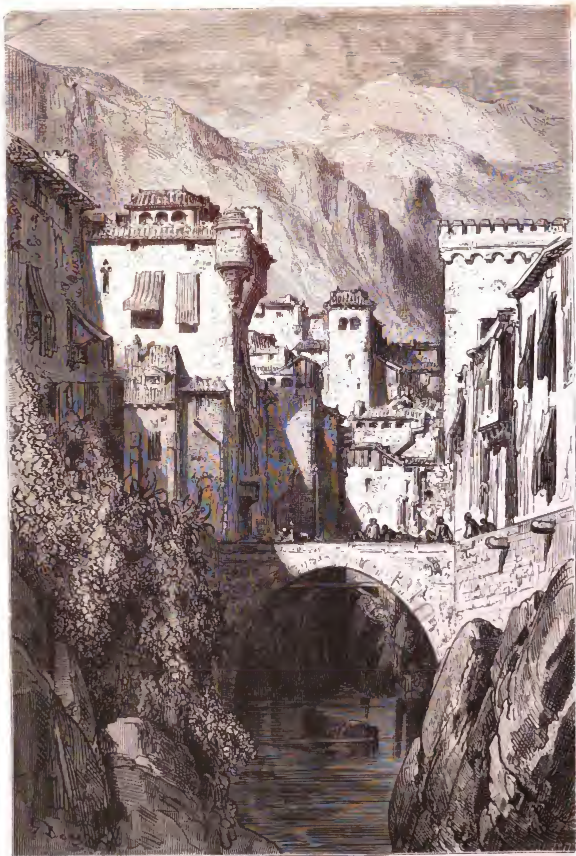
Granada, das Bild einer geschwundenen Größe, ist immer noch reich genug, um den Fremden auf lange Zeit zu fesseln. Die reizende Lage und die herrliche Umgebung bieten mannichfaltige Gelegenheiten zu Ausflügen, und keine Stadt Spaniens dürfte in dieser Beziehung sich mit Granada vergleichen können. Unter den Sehenswürdigkeiten ist vor Allem die Kathedrale zu erwähnen. Der berühmte Architekt Diego de Silve begann ihren Bau am 15. März 1529. Der florentinische Baustyl ist vorherrschend; an der Hauptfaçade ist ein gothisches Portal angebracht. Trotz der Pilaster und Säulen von sogenannter korinthischer Ordnung macht das Gebäude eine edle Wirkung, zumal die hohe Kuppel, welche von zwölf mächtigen Pfeilern getragen wird. Der Gebrauch, daß das Chor nicht hinter, sondern vor dem Altar, im Schiffe der Kirche sich befindet, beschränkt den Raum und beeinträchtigt bei allen spanischen Domen den Eindruck der Größe. Es ist dies eine auffallende Abweichung von dem Herkommen und den Einrichtungen altchristlicher Kirchen.

Als eine vorzügliche Merkwürdigkeit zeigt man in einer dunklen Kapelle das Marienbild, welchem der Aberglaube die Einnahme von Granada zuschreibt. Der Cardinal Mendoza, der die Belagerung leitete, ließ es um die Mauern tragen, bis Boabdil die Capitulation abschloß. Die Priester haben zu allen Zeiten hinter Wundern und Orakelsprüchen ihre Zwecke verborgen gehalten. Wahrscheinlich hätten die Spanier den Befehl, die Stadt von allen Seiten einzuschließen, nicht mit dem Eifer erfüllt, als jenen, das Marienbild um Granada herum zu tragen, was eben erst geschehen konnte, als man die Stadt eingeschlossen hatte; und da war nun wieder die natürliche Folge, daß sie sich ergeben mußte. Die Bewohner Granada's gehören zu den bigottesten Spaniern, und die wunderthätige Puppe erhält alljährlich ein neues Brokatkleid.

Eine männliche und eine weibliche Büste, beide kolossal, jedoch nur aus Stuck und bemalt, wie die meisten Arbeiten der spanischen Bildhauer, stammen von dem Granadiner Alonzo Cano († 1667) her. Er hielt sie für seine Meisterwerke und trennte sich davon nicht. Seine Haushälterin und Erbin schenkte diese Büsten dem Domkapitel. Daß es keine Heiligen waren, sah man wohl; die Bilder konnten daher unmöglich canonisirt werden, und doch wollte man damit die Kathedrale schmücken. Man fand das Auskunftsmittel, sie als Adam und Eva in der Kuppel des Doms aufzustellen! Beide Büsten sind wirklich sehr schön, nur machen die schwarzen Haare des Adam zu dem hellen Fleische eine schneidende Farbenwirkung.

Für den Freund alter Kunst ist die königliche Kapelle, welche Ferdinand IV. und Isabella bauen ließen, das Wichtigste. An diese schließt sich die neue Kathedrale unmittelbar an. Zuerst zieht in dieser Capilla real ein Altar die Aufmerksamkeit auf sich, der die Kreuzigung, Kreuzabnahme und Auferstehung darstellt. Der Raum, in welchem sich dieser Altar befindet, ist von dem andern Theile der Kapelle durch ein prachtvolles, vergoldetes eisernes Gitter abgesondert, welches Meister Bartholomeus 1522 fertigte.

Hinter diesem Gitter sind die königlichen Grüfte und die Denkmäler, welche sich auf die Eroberung von Granada beziehen. An der Rückwand der Kapelle sieht man in bunt bemalten, aus Stuck gefertigten Basreliefs den Einzug Ferdinands IV., Isabella's und des Cardinals Mendoza. Ein anderes großes Basrelief stellt die Geisselung Christi und darunter die Taufe der Mauren dar. Es ist unentschieden, ob es jene Taufe vorstellen soll, welche nach der Einnahme Granada's stattfand, oder die etwas spätere große Maurenwäsche durch den Kardinal Ximenes. Er taufte an einem Tage einige zwanzigtausend Ungläubige. Es ist schwer einzusehen, wie die geistlichen Herren mit einem so großen Stück Arbeit in einem Tage



An den Ufern des Darro. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)



Grabmal Ferdinands und Isabella's in der Kathedrale von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

fertig werden konnten, aber was thut das? Das Basrelief gibt keine Auskunft, wenigstens sind keine Feuerspritzen bemerkbar, und es ist auch zu bezweifeln, daß die Mauren bei so oberflächlicher Taufe gute Christen geworden sind. Im portugiesischen Afrika hat man zur größern Ehre Jehova's die Neger zu Tausenden mit großen Spritzen getauft, aber die Bekehrung ist auch darnach!!

Ueber der Krypta stehen die Denkmale von Ferdinand IV. und Isabella, von Philipp I. und der Königin Johanna. Der Marmor und die feine Ausführung ist an diesen in Genua gearbeiteten Denkmalen zu bewundern und auch die Darstellung der Entschlafenen zu loben, aber der Styl das Häßlichste, was das 16. Jahrhundert hervorbringen konnte. Unten im engen Raume ruht Ferdinand, in dessen Händen zwei Welttheile lagen. Dunkelheit umgibt das Königspaar, unter dessen Regierung Amerika entdeckt wurde.

Schauder erregt neben Ferdinands Grabmal das Philipps I. und der wahnsinnigen Königin Johanna, welche aus der Finsterniß des Lebens in das dunkle Grab hinabsanken. Kaiser Karl V. errichtete diese prächtigen Monumente seinen Vorfahren, und wenn man die schweren Steinmassen sieht, möchte man glauben, daß solche auf die Gräber gewälzt wurden, um gleichsam die Vergangenheit recht fest zu verschließen, da Karl der Welt in seinen ehrgeizigen Träumen eine neue Gestalt zu geben gedachte.

Wenn man die Kathedrale verläßt, kommt man zum Zacatin, der Handelsstraße Granada's, wo besonders viele Silberschmiede wohnen und ein lebhaftes Auf- und Abwogen der Geschäftswelt stattfindet. Der Zacatin läuft in die Plaza nueva aus, auf welcher der oberste Gerichtshof mit seiner schönen Façade und die Alcaiceria stehen. Diese war in der maurischen Zeit einer der reichsten Marktplätze, auf dem man namentlich die Seide aus den Alpujarras verkaufte, welche im ganzen Königreich Granada einen hohen Ruf hatte. Die Eingänge zum Bazar, der aus einer Menge rechtwinkliger Gäßchen bestand, waren durch eiserne Ketten geschlossen. 1843 zerstörte eine große Feuersbrunst dies maurische Alterthum. Es ist seitdem jedoch in der frühern Weise nach Mustern in der Alhambra wieder aufgebaut worden. Die zierlichen Gallerien, die wohlgefüllten Verkaufsmagazine, das schöne Pflaster und der wohlthuende Schatten machen diesen modernen Bazar zu einem angenehmen Spaziergange.

Durch das eine Thor tritt man auf den 600 Fuß langen und 180 Fuß breiten Bibarambla-Platz, der jetzt den Namen Plaza de la Consticucion führt. Der arabische Name bedeutet Sandthor, weil dieser Ort durch die Ueberschwemmungen des Darro oft versandet wurde. Die Form der Bibarambla ist parallelogrammisch. An der Stelle alter maurischer Paläste stehen nun bunt angemalte moderne Häuser, von den Fenstern, die mit golddurchwirkten Sammetteppichen behängt waren, flattern weiße Linnenlappen herab, und die Bibarambla ist nicht mehr der Platz par excellence, wie das Forum der ewigen Stadt. Dort sammelten sich einst die Abencerragen, um die verrätherischen Zegris nieder zu machen; dort hielt man auch Turniere und Kampfspiele. Nach dem Fall des maurischen Königthums verwaiste die Bibarambla; der Platz, von dem die maurischen Dichter so viel sangen, sollte durch eine entsetzliche Barbarei der Christen entweiht werden, denn hier ließ der Cardinal Ximenes tausende von arabischen Handschriften verbrennen. Dieser eifrige „Vertheidiger des Glaubens“ verfolgte die Mauren ihrer Religion willen; trotzdem ihnen eine Klausel in der Friedenskapitulation die freie Ausübung ihres Glaubens gewährleistete, ließ Ximenes alle arabischen Bücher, die er in der Stadt fand, wegnehmen und auf der Bibarambla zu einem großen Haufen aufschichten; ein zum Christenthum „bekehrter“ Maure, ein elender Renegat, zündete mit eigener Hand die kostbaren Schätze an, und der Kardinal-Barbar frohlockte. Die Zahl der zerstörten Bände wird auf 1,250,000 angegeben, aber zweifelsohne haben die Lobredner des Kardinals Ximenes die Zahl übertrieben, um seinen „Ruhm“ zu erhöhen. 3000 Bücher wurden noch gerettet und der Bibliothek in Alcala de Hénares einverleibt; unter den vernichteten befanden sich aber die werthvollsten kalligraphischen und wissenschaftlichen Werke mit köstlich gestickten Einbänden. Denn in diesem Fache waren die alten Mauren Meister.

Jetzt dient die Bibarambla gelegentlich zu Festlichkeiten am Frohnleichnamsfeste und alltäglich als Markt. Da liegen große Haufen Melonen und ungeheure spanische Zwiebeln umher. Die Granatäpfel, dies Lieblingsgericht der Spanier, gleichen großen Blasen voll Zinnober, und die Weinbeeren haben einen solchen Umfang, daß man glaubt, sie stammten von der berühmten Traube Canaans ab. Schwarze Fliegenschwärme und der Geruch verfaulender Fische machen aber zuweilen den Aufenthalt auf der Bibarambla sehr unangenehm.

Von den übrigen Plätzen Granada's ist nicht viel zu sagen; der Leser möge uns daher nach dem außerhalb der Stadt gelegenen, ehemaligen Kloster la Cartuja begleiten. Ursprünglich war der Platz, den jetzt la Cartuja einnimmt, zum Begräbnißplatze des „großen Kapitäns“ Gonzalvo de Córdova bestimmt, dessen sterbliche Ueberreste jetzt in der zum Kloster von San Geronimo gehörigen Kirche ruhen. Im Jahre 1513 wurde hier ein Gebäude errichtet, dasselbe aber später wieder zerstört und dann von einem andern religiösen Orden das gegenwärtige Kloster erbaut, welches im Jahre 1843 auch wieder zum großen Theile zu Grunde gegangen ist; nur die durch den Reichthum ihrer Ausschmückung berühmte Kirche ist übrig geblieben. In dem weitläufig gebauten Kloster war ein großer Schatz von Kostbarkeiten aufgehäuft, der wohl die Raub- und Plünderungssucht angeregt haben mag und der auch jetzt, obgleich viel davon verschwunden, noch immer groß genug ist, um einen Begriff von dem frühern Reichthum und der Pracht des Klosters zu geben. Wenn auch der einfache italienische Baustyl der zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbauten Kirche weniger, als die außerordentliche, überall blitzende und glänzende Marmorpracht überrascht, so muß man doch gestehen, daß die schönen Fresken, die Schnitzarbeiten und insbesondere die zur Sakristei und Kapelle führenden mit den prachtvollsten Mosaiken von Schildkrot, Perlmutter, Elfenbein, Ebenholz, Gold und Silber und kostbaren Steinen geschmückten Flügelthüren einen für das Auge überraschenden Glanz darbieten. Diese Kunstwerke sind von dem Granadiner Vasquez († 1765) verfertigt worden. Das Museum der Karthause war früher sehr reich an Gemälden, wovon der größte Theil gestohlen oder verdorben ist. Der Anblick der leeren Säle, der todten Klostergänge, der einsamen leeren Zellen und des verwilderten Klostergartens hinterläßt bei dem Besuchenden einen wehmüthigen Eindruck.

Einst war Granada's Gewerbfleiß berühmt. Seide-, Leinwand- und Wollenwaaren schätzte man hoch; jetzt ist er sehr herabgekommen; die Mohammedaner waren fleißiger und geschickter als die Christen. Durch die Seidenfabrikation hatten die Araber große Reichthümer erworben, allein seit der Entdeckung von Amerika beginnt auch hier, wie fast in allen anderen Verhältnissen Spaniens, das



Ein Abend in der Campagna von Granada. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Zurückgehen und der Verfall. Eine unglückselige Regierungs- und Handelspolitik, ein scheußlicher Glaubenszwang und mancherlei Unglücksfälle haben zu dieser traurigen Erscheinung viel beigetragen. Es gibt zwar Leinewebereien, Spinnereien, Gerbereien, Papierfabriken u. dgl., allein es wird noch lange Zeit verstreichen, bevor Granada in industrieller Beziehung sich mit anderen Städten gleicher Größe messen kann.

Ebenso liegt der Handel danieder. Trotz der vielen Bodenprodukte und der Nähe des Meeres kann derselbe wegen Mangels an Verbindungen, an Landstraßen und an Brücken keinen Aufschwung gewinnen. Von Malaga, Almeria und Sevilla werden catalonische und fremde Tücher, von den baskischen Provinzen und Malaga Eisen, von Antequera Wollenfabrikate und Colonialwaaren eingeführt. Die geringe Ausfuhr besteht in Wein, Feigen, Orangen, Oel &c. In der Straße Zacatin und auf der Vibarambla werden die meisten Geschäfte in Tüchern, Seidenwaaren, Rauchwaaren und Kurzwaaren gemacht. Die Messen oder Jahrmärkte von Granada sind lange nicht so berühmt, wie die von Mairena, Ronda oder Loja.

Das durch seine Lage so bevorzugte und durch seine Alterthümer so berühmte Granada geht auf diese Weise einem immer größern Verfalle, einer immer mehr um sich greifenden Verarmung entgegen. Die Stadt nimmt an Umfang und Einwohnerzahl immer mehr ab, die Vorstädte verkleinern sich, die Nachbarschaft vermindert sich, und viele Gebäude stürzen ein. Es muß sich zeigen, ob die Eisenbahn helfen wird.

Eine der größten Merkwürdigkeiten Granada's haben wir heute übergangen. Es ist der Albayein, der älteste, jetzt größtentheils von Zigeunern bewohnte, viele Höhlen enthaltende Stadttheil. Wir werden ihn später einmal näher schildern.*)

*) Die zu diesem Aufsatze benutzten Quellen sind dieselben, welche in dem Artikel über die Alhambra (Globus VIII, 66) angeführt wurden.

Die Bevölkerung in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße.

II.

Dörfer, Sitten, Beschäftigung und Körperbeschaffenheit der Malayen. — Die Einwanderung der Chinesen, ihre geheimen Gesellschaften und Laster. — Die Klings und andere Asiaten.

Die Malayen gelten für „liebenswürdig und großmüthig". List und Betrug kommen allerdings bei ihnen nicht häufig vor. An ihrem Hause und ihrer Familie hängen sie mit großer Zuneigung, und man kann sich kaum ein hübscheres Bild von gesellschaftlichem Glücke machen, als es ein malayisches Dorf in den britischen Besitzungen an der Malaccastraße darbietet. Und hier, nicht in den bevölkerten Straßen der Städte, muß man diese Leute studiren, wenn man sie kennen lernen will.

Die Dörfer bestehen aus 20 oder 30 kleinen hübschen Häusern, die aus den Stämmen einer Palmenart erbaut sind und auf Pfählen von fünf bis sechs Fuß Höhe ruhen. Ein Haus sieht dem andern gleich, doch stehen sie ohne bestimmte Ordnung zusammen und sind von einem kleinen Kokospalmenhain überschattet. Diese Fruchtbäume haben ihre bestimmten Besitzer, und das Recht der Einzelnen wird streng beobachtet. Durch Verwandtschaft sind die meisten Bewohner eines Dorfes eng miteinander verbunden; auch theilen sie Leid und Freude zusammen. Eine Hochzeit gilt für alle als Festtag, und bei einem Todesfalle trauert das ganze Dorf. Unter dem Schatten der Bäume liegt auch der gemeinsame Friedhof, dessen Gräber durch kleine Grashügel und hölzerne Pfosten bezeichnet und mit frischen Blumen geschmückt werden.

Die Malayen haben selten mehr als eine Frau, obgleich die Religion ihnen mehrere gestattet. Dazu wirken besonders die Armuth des Volkes und die gleiche Vertheilung der Geschlechter mit. Als ein Malaye gefragt wurde, warum so wenige seiner Landsleute mehr als eine Frau hätten, während doch der Prophet die Vielweiberei erlaube, antwortete er: „Zu Mohammeds Zeiten müssen die Weiber anders gewesen sein; ich habe unter uns keinen Mann gekannt, welcher bei mehr als einem Weibe glücklich gelebt hätte." Was auch der Grund zu der fast allgemein durchgeführten Monogamie sein möge, sie hat einen sehr wohlthätigen Einfluß auf die Malayen gehabt; denn obgleich die Ehe leicht geschieden werden kann, leben doch Mann und Frau treu und beständig zusammen. Die Männer sind ihren Weibern weit mehr zugethan, als dies sonst im Osten der Fall ist, und mit der Liebe geht bei ihnen Achtung Hand in Hand. Als Folge der Leichtigkeit, mit welcher die Ehen geschlossen und getrennt werden, herrscht aber eine große Eifersucht. Der Malaye weiß, daß wenige Dollars, welche sein Weib dem Katib oder Priester gibt, eine vollkommen gültige Scheidung bewirken können, und darum wacht er eifersüchtig über alle Auszeichnungen, die ihr von anderen Männern bewiesen werden können. Vielfach soll das Amoklaufen seinen Grund auch in Eifersucht gehabt haben.

In der Regel sind die Frauen aber treu und beständig, und nach der Hochzeit betrachten sie ihre Tugend als höchste Zier. Vor der Heirat scheint das Verhältniß der Geschlechter zu einander jedoch freier zu sein; da aber die Verlobung noch vor der Zeit der Reife, oder kurz nach dieser stattfindet, so laufen die Mädchen doch nicht viel Gefahr. Sobald eine Malayin Mutter geworden, läßt sie alles Andere bei Seite liegen und widmet sich einzig und allein ihren Kindern. Die Frauen sind sehr fruchtbar, und eine junge Mutter mit einem Kinde an der Brust, zwei kleinen an den Händen und einem Schwarm von vieren oder fünfen hinter sich ist eine keineswegs seltene Erscheinung. Beide Eltern behandeln die Kinder gütig, und so wird ihnen auch der Lohn, von diesen im Alter geehrt zu werden.

Die Malayen sind ganz hübsche Menschen; gerade nicht sehr groß, denn die Männer erreichen selten eine größere Höhe als fünf Fuß drei Zoll; doch sind sie gut proportionirt, rund, mit wohlgeformten Beinen und gutem, offenem Gesichte. Hände und Füße sind klein, die Finger lang und die Nägel hübsch. Die Augen sind dunkelbraun oder schwarz mit einem kühnen, keineswegs frechen Ausdruck. Das Haar ist dunkelschwarz und wird kurz geschoren; es wächst nur auf dem Kopfe, sonst ist der ganze Körper unbehaart. Die Körperfarbe ist kupferbraun und die Haut in der Jugend sanft und glatt. Die Weiber sind meistens hübscher als die Männer; ihre Augen sind sanft und glänzend, die Lippen voll, ohne dick zu sein, und wenn sie den Mund öffnen, erblickt man zwei Reihen Perlenzähne, die leider oft durch das Sirikauen entstellt sind. Die Weiber tragen das Haar lang und kämmen es von der Stirn nach dem Hinterkopf zurück, wo es in einen Knoten aufgeschürzt wird. Der Ausdruck des Gesichtes ist bescheiden und gutmüthig. Sie gefallen durch diese Vorzüge nicht nur ihren Stammesgenossen, sondern auch den Chinesen und Arabern, welche Malayinnen heiraten, und selbst Europäer leben oft mit ihnen zusammen.

Männer sowohl wie Frauen kleiden sich hübsch und geschmackvoll, und wie zerrissen und elend ihre Werktagskleider auch sein mögen, an Festtagen erscheinen sie stets sauber und nett. Die Tracht der Männer besteht aus dem „Baju“, einer meistens weißen Jacke; dem „Sluar“, einer kurzen Hose, und dem „Sarong“, der um die Hüften gewunden wird und bis an die Kniee reicht. Um das Haupt wird der „Saputangan“ getragen. Die Kleidung der Frauen ist noch einfacher. Ein Sarong fällt bei den jungen Mädchen von dem Busen bis auf die Knöchel herab, während er bei den älteren Frauen nur von den Hüften bis zu den Füßen reicht. Ueber die Schultern wird die „Kabia“, ein vorne offenes, loses Gewand, geworfen. Einzelne tragen auch, wie die Männer, ein Tuch um den Kopf; die meisten aber sind barhaupt und schmücken ihr Haar mit Kupfer- und Goldzierrathen.

Die Malayen haben manche gute Eigenschaften, aber fleißig sind sie nicht. Man hat die Dayaks auf Borneo als Gentlemen bezeichnet, weil sie sich nie um die Ansammlung von Gütern kümmern; auch die Malayen haben keinen Erwerbssinn, und wenn sie die Bedürfnisse des Augenblickes befriedigen können, sind sie längst zufrieden.

Diejenigen, welche in den Landdistrikten leben und nicht als Arbeiter in den Pflanzungen beschäftigt sind, bauen Reis, oder ziehen Fruchtbäume; seltener pflanzen sie Tapioka oder Gambier, die einer großen Vorarbeit bedürfen, ehe sie auf den Markt gebracht werden können. Wenn die Jahreszeit und das Klima es erlauben, gehen sie auch auf die Jagd oder den Fischfang aus. Die Beschäftigung der Malayen in den Städten ist viel mannigfaltiger; viele werden Matrosen und bilden die Mannschaften der meisten Handelsschiffe in der Malaccastraße; so lange sie in der warmen Zone segeln, gelten sie für sehr gute Matrosen. Im Vereine mit den Chinesen bringen sie Fische auf den Markt der Städte, doch haben die arbeitsameren und geschickteren Chinesen ihnen hierin den Vorrang abgelaufen. Fast alle Kutscher und Diener der Europäer in Singapore sind Malayen; sie lieben die Pferde ungemein und behandeln sie sehr gut. Einen chinesischen Kutscher gibt es eben so wenig, wie einen malayischen Schneider. Dagegen sind sie gute Gärtner und treiben einen schwunghaften Handel mit Federvieh und Früchten.

Malayische Handelsleute kommen von allen Inseln des Archipels nach Singapore, aber unter ihnen ist kein einziger Kaufmann. Die Parsis, Chinesen, Klings und Bengalesen haben kaufmännische Geschäfte errichtet, welche mit denen der Europäer wetteifern, aber der Malaye erhebt sich nie über den Höker hinaus, und das hängt sicher mit dem geringen Erwerbstrieb und der Gleichgültigkeit gegen Reichthum zusammen.

Das Haupt der Malayen in Singapore ist der Tumongong, dessen Großvater gemeinschaftlich mit dem Sultan von Johore den Vertrag unterzeichnete, durch den die Insel den Engländern abgetreten wurde. Auf den Tumongong ist später durch Kauf das Erbrecht der Sultane von Johore übergegangen, und er ist nun der eigentliche einheimische, gleichsam mediatisirte Fürst, mit welchem die britische Regierung zu verhandeln hat.

Die Zahl der Chinesen in den britischen, hier in Rede stehenden Besitzungen beträgt über 120,000. Sie sind die fleißigsten und daher werthvollsten Unterthanen, und ihnen hauptsächlich ist die Entwicklung der inneren Hilfsquellen zu verdanken. Fast aller Gambier und Pfeffer, der in Singapore produzirt wird, stammt aus ihren Pflanzungen, wie der Sago aus ihren Manufakturen. In Pinang und der Provinz Wellesley besitzen oder bebauen sie die Plantagen. In Malacca erzeugen sie allein Zinn, Sago und Tapioca. Ganz unähnlich den Malayen sind sie ehrgeizig, und Viele werden reich; Manche gehen mit der erworbenen Habe nach China zurück; Andere bleiben und nehmen sich Weiber aus den Töchtern des Landes.

Die Anzahl derer, welche als vollständig ansässig gelten können, ist übrigens nur klein und die Zunahme der chinesischen Bevölkerung durch Geburten auch unbedeutend. Sie erhalten ihren Zuwachs durch Einwanderung. Während der Monate Dezember bis April erscheinen Dschonken, die mit chinesischen Kulis überfüllt sind, aus allen Seeprovinzen des himmlischen Reiches. In Singapore landeten allein in den ersten vier Monaten des Jahres 1864 nicht weniger als 8560 Männer und nur 109 Frauen und im ganzen Jahre gegen 14,000, was einen starken Durchschnitt anderen Jahren gegenüber ergibt. Die Zahl der Chinesen würde ins Kolossale anwachsen, wenn nicht die starke Rückströmung vorhanden wäre. Aber von dreien, welche kommen, gehen sicherlich zwei wieder in ihre Heimat.

Es scheint, als ob der Charakter der Chinesen sich überall gleich bleibe, und daß keinerlei äußere Umstände, gleichviel in welchem Land, auf denselben ändernd einwirken können. Sie haben ihre eigene hohe Kulturstufe erreicht, und in der Eigenthümlichkeit derselben liegt es auch wohl, daß sie sich wenig mit anderen Völkern vermischen. Man trifft sie auf den entlegensten Inseln des Archipels, wo sie, oft nur ein Dutzend Männer, den Handel von tausenden monopolisiren und von den Einwohnern in Sitte, Kleidung oder Religion nicht das Geringste annehmen; sie sind dort genau so geblieben, wie in den Hafenstädten ihres eigenen Reiches. Es gibt unter ihnen gute und schlechte Menschen; aber selbst die besten haben etwas Schlechtes an sich.

Charakteristisch für alle Chinesen, welche in die Fremde ziehen, erscheint eine starke Heimatsliebe, die aber nicht etwa mit Patriotismus verwechselt werden darf, denn sie erstreckt sich nur auf die Provinz oder die Geburtsstadt. Die Landsmannschaften halten zusammen, und es ist Herkommen, daß die Männer, welche im Auslande zu Wohlstand gelangen, den Daheimgebliebenen Unterstützung zukommen lassen. Aber in dieser Heimatsliebe wurzelt auch ein Uebelstand, der empfindlich genug ist. China besteht aus vielen großen Provinzen, mit so verschiedenen Nationalitäten, wie dergleichen nur die Staaten Europa's auf-

weisen, und die Bewohner derselben sprechen verschiedene Sprachen. Zwischen diesen haben seit undenklichen Zeiten Eifersucht und Fehden bestanden; das Volk des einen Distriktes wird im Hasse gegen das andere geboren und auferzogen, und die Auswanderer nehmen diesen Haß mit sich. Die, welche nach Singapore, Malacca rc. kommen, stammen aus verschiedenen Provinzen, und zum ersten Male in ihrem Leben sind sie gezwungen, in einer Stadt nebeneinander zu wohnen und wenigstens äußerlich alle Feindseligkeiten aufzugeben.

Anstatt nun die nationalen Vorurtheile abzulegen oder deren Aeußerung bis zur Rückkehr nach China aufzuschieben, schaaren sich die Leute jeder Provinz landsmannschaftlich zusammen und bilden eine Hoey oder geheime Gesellschaft. Der Zweck soll angeblich gegenseitige Unterstützung sein, aber diese Hoeys haben ganz andere Zwecke und greifen auch hindernd in die Justiz der Gerichtshöfe ein. Die Aufnahmeförmlichkeiten sind in den Augen der Chinesen ungemein feierlich; die bindenden Eidschwüre sollen gegen Verrath nach Außen schützen und bezwecken auch unbedingten Gehorsam gegen die Oberen. Die Candidaten werden mit verbundenen Augen in den Versammlungssaal vor die Meister geführt, während die übrigen Mitglieder bewaffnet und in reiche seidene Gewänder gekleidet umherstehen. Nach Erledigung einiger Einleitungsfragen wird der Candidat in die Mitte des Saales geführt, wo man ihm die Binde von den Augen nimmt. Er muß etwa eine halbe Stunde in Schweigen verharren, bevor ihm der Eid abgenommen wird; dann tritt ein Priester zu ihm, öffnet ein großes Buch und redet ihn also an: „Du bist hierher gekommen ohne Zwang, ohne Furcht, nicht getrieben von Gewinnsucht, um ein Bruder zu werden. Willst Du schwören, nichts von dem zu verrathen, was Du heute Nacht hier sehen wirst, allen Anordnungen des Bundes nachzukommen und seine Gesetze zu beobachten?“ Nachdem der Candidat feierlich zugeschworen hat, werden ihm die Gesetze des Bundes vorgelegt, deren hauptsächlichste folgende sind:

„Du sollst nicht über die Angelegenheiten des Bundes sprechen, außer mit einem Bruder. — Du sollst Deinen Bruder nicht betrügen, noch bestehlen, noch sein Weib, seine Tochter oder Schwester verführen. — Wenn Du Unrecht thust, oder die Bundesgesetze brichst, so sollst Du zum Bunde selbst wegen Bestrafung kommen, aber Dich nicht an die Behörden des Landes halten. — Wenn Du einen Mord oder eine Räuberei begehst, sollst Du für immer vom Bunde ausgestoßen sein. — Wenn ein Bruder einen Mord oder Raub begeht, sollst Du ihn nicht anzeigen; Du sollst ihm aber auch nicht zur Flucht behülflich sein, oder die Gerichtsdiener von seiner Verhaftung abhalten. — Wenn ein Bruder unschuldig eingekerkert wird, sollst Du auf jede mögliche Weise ihm zur Flucht verhelfen. —“

Dann werden noch eine Menge Zeichen mitgetheilt, vermittelst deren sich die Mitglieder erkennen. Die ganze Ceremonie hat einen religiösen Anstrich, und die Versammlungshalle ist wie ein Tempel ausgeschmückt. Der in diesen Gesellschaften herrschende Geist ist mit geordneten Zuständen in vielerlei Beziehung unverträglich, und die himmlischen Aufstände vom Jahre 1854 haben durch diese Hoeys manche Nahrung erhalten.

Abgesehen von dem übeln Einflusse dieser Gesellschaften sind die Chinesen sehr werthvolle Unterthanen der britischen Besitzungen. Aber es scheint, als ob diese Einrichtungen unausrottbar in ihrem ganzen Wesen liegen. Wenn man die Chinesen als gute Bürger bezeichnet, so kann das nur mit Hinblick auf das allgemeine Wohl geschehen, denn individuell genommen haben sie doch zu viele Laster. Viele sind Opiumraucher und sehr leidenschaftliche Spieler; fast ein Drittel der chinesischen Bevölkerung huldigt dem Laster des Opiumgenusses, das schließlich auch den stärksten Körper untergräbt und den endlichen Ruin des mit dieser Leidenschaft Behafteten herbeiführt. Cameron meint jedoch, daß ein mäßiges Opiumrauchen dem Körper durchaus nicht mehr schade, als ein mäßiger Genuß weingeistiger Getränke.

Der Hang zu Glücksspielen kann als ein Nationallaster der Chinesen betrachtet werden, denn Alle huldigen denselben mehr oder minder. Auch die Malayen spielen, jedoch ungleich weniger. Das bevorzugte Lieblingsspiel, zu dem nur ein einziger Würfel angewandt wird, heißt Poh und ist deßhalb bemerkenswerth, weil es dem Bankhalter keine Vortheile gewährt; dieser wird von den Spielern mit Prozenten vom Gewinn bezahlt; und so ist weniger Anlaß zum Betruge gegeben. Die englische Regierung hat scharfe Geldstrafen auf alle Spiele gesetzt, aber der Unfug nimmt seinen Fortgang, da die Chinesen die Polizei bestechen und allerhand andere Verkehrungen trafen, um ihrem Hange fröhnen zu können.

Noch ein paar Worte über die sittlichen Zustände der Chinesen. Die niederen und ärmeren Classen füllen die Gerichtssäle in Singapore. Sie liefern alle Arten von Missethätern, namentlich Diebe und Räuber in großer Anzahl. Die höheren Classen dagegen, d. h. jene Leute, welche reich geworden sind, entsagen ihren Lastern oder führen wenigstens nach Außen hin ein ehrbares Leben. Mit Recht sagt man den Chinesen viel Böses nach, wahr ist aber auch, daß fast die ganze Industrie und ein großer Theil des Handels an der Malaccastraße von ihnen abhängen, und daß sie es sind, welche die fleißigen, arbeitsamen Kulis liefern; deßhalb heißt es nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, daß sie das werthvollste Bevölkerungselement an der Malaccastraße seien.

Wir wollen noch die Eingebornen Ostindiens erwähnen, insbesondere die Klings aus Madras und von der Coromandelküste und die Bengalesen aus Calcutta. Die Klings sind am zahlreichsten; sie wandern wie die Chinesen, meistens als Kulis ein. Ihrer Beschäftigung nach sind sie Handelsleute, Höker, Köche, Bootsleute, Handlanger, Droschkenkutscher und Wäscher. Die beiden letzten Beschäftigungen werden fast nur von ihnen betrieben. Sie sind fleißig, also auch nützlich, doch sind sie weder bei den Europäern noch bei den anderen Rassen beliebt, wozu schon ihr unangenehmes Aeußere viel beiträgt, denn sie sind schwarz, oft häßlich und gehen nur sehr spärlich bekleidet.

Außer den Klings und Bengalesen findet man in Singapore noch Barmanen, Siamesen, Javanesen, Bugis von Celébes und Boyens von der Insel Bawian an der Küste Javas, sowie Parsis und Araber. Dazu kommen die Mischlinge und die Leute, in deren Adern auch europäisches Blut neben dem asiatischen fließt, namentlich portugiesisches in Malacca. Schon diese einfache Aufzählung gibt einen Begriff von dem gemischten Völkergewimmel, das in der Malaccastraße stärker ist, als vielleicht an einer andern Region der Erde.

Die geographische Verbreitung der Hühnengräber (Dolmen) in drei Erdtheilen.

Von **Karl Andree.**

Die vorhistorische Bevölkerung Europa's und die Steindenkmäler. — Geographische Verbreitung der Dolmen von Kurland bis Portugal. — Sie sind ein Werk vorarischer Völker. — Steinzeitalter und Broncezeitalter. — Ansichten der nordischen Alterthumsforscher. — Die Leichenfunde in den Dolmen. — Uebergänge aus einem Zeitalter ins andere. — Noch eine ältere Bevölkerungsschicht. — Die Dolmen im nordwestlichen Centralarabien, bei Ayun. Gifford Palgrave's Bemerkungen. — Die Steindenkmäler in Algerien. — Die Tamhu-Hypothese. — Phantasien über Einwanderungen. — Keltische Hypothesen. — Die alteingebornen Völker Nordafrika's.

Die „Alterthümer des Menschengeschlechtes" sind in der Wissenschaft auf die Tagesordnung gebracht worden und stehen in vorderster Reihe. Während der letztverflossenen Jahre ist ein interessanter Fund, eine wichtige Entdeckung der andern gefolgt; wir haben ganz neue Perspectiven und einen gegen früher unendlich ausgedehnten Horizont gewonnen. Viele alte Annahmen, welche lange Zeit für unbestreitbar galten, sind nun, den Thatsachen und dem Augenschein gegenüber, als unhaltbar erkannt; Manches ist durch die neueren Forschungen geradezu auf den Kopf gestellt, die Archäologie, die Anthropologie und die Ethnologie sind radikal anders geworden als sie noch vor zwanzig Jahren gewesen.

Die „druidischen Alterthümer" galten für unbestreitbar keltisch; heute kennen wir Dolmen auch in Nordafrika, Syrien, Arabien und selbst im ostindischen Dekkan! Wir kennen jetzt auch geologische Affen und Menschen; Cuviers bis vor wenigen Jahren als richtig angenommene Behauptung, daß fossile Menschen nicht vorhanden seien, ist nicht blos durch den Menschen in der Höhle des Neanderthales als unrichtig widerlegt worden. Wir haben jüngst in diesen Blättern der Ausgrabungen im Delta des Nils und jener am untern Mississippi erwähnt. Es unterliegt nicht dem mindesten Zweifel, daß die Gegenstände, welche vermittelst derselben zu Tage gefördert wurden, weit, viele Jahrtausende weit, über den Anfang der jüdischen Zeitrechnung hinaufreichen. Ein Gleiches ist der Fall mit den Pfahlbauten, mit den Muschelhügeln und Kjökkenmöddings, und viele Steindenkmäler, welche früher Völkern unserer geschichtlichen Epoche zugeschrieben wurden, werden nun mit vollem Rechte für vorhistorisch gehalten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Anfänge der arischen oder indo-europäischen Civilisation auf asiatischem Boden entstanden sind. Die vergleichende Sprachwissenschaft, die ein Triumph deutschen Forschergeistes ist und Franz Bopps Namen unsterblich machen wird, liefert die Beweise, daß die Ursprünge und Grundelemente des Griechischen, Lateinischen, Keltischen, Deutschen, Slavischen und Litthauischen Asien angehören; die Mythologie, die ursprüngliche Religion der Völker, welche diese Sprachen reden, ist eine verwandte; die Architektur, das Alphabet, die Bearbeitung der Metalle, die Kunst Münzen zu prägen, sie gehören diesen Völkern arischer Abkunft an. Beim Anbeginn unserer historischen Zeiten waren von den Ariern schon große Fortschritte gemacht und sie erscheinen als civilisirt, während die später von ihnen in Besitz genommenen Gegenden Europa's, von Griechenland bis Skandinavien, von barbarischen oder auch wilden Leuten bewohnt waren. Man kann in Europa keine Spur vorasiatischer, eigenartiger, höherer Gesittung nachweisen. Die asiatischen Civilisationskeime sind in unsern Erdtheil nicht etwa lediglich durch Handelsverbindungen oder durch die Gründung vereinzelter Ansiedelungen an den Küsten verpflanzt worden, sondern hauptsächlich durch die Wanderungen der Völker, welche aus Osten kamen. Dieselben waren volk- und zahlreich genug, um auf ihrem Wege Spuren des Durchzuges zurückzulassen, die von Seiten der Sprachforscher, der Mythologen und der Alterthumsforscher nachgewiesen werden; auch die geschriebene Geschichte liefert Anhaltepunkte.

Jene einwandernden Völker waren zumeist arischen Stammes; sie fanden bei ihrer Ankunft in Europa eine mehr oder weniger dicht oder zerstreut wohnende Bevölkerung vor, die von ihnen verschieden war. Ob diese ureingeboren war oder einer vorarischen Einwanderung aus Asien angehört, wissen wir jetzt noch nicht. Nur so viel steht fest: — In den „Urzeiten", in der vorgeschichtlichen Epoche, also bevor die historischen Völker in unserm Erdtheil auftreten, hatte Europa mehrere Gruppen verschiedener Bevölkerungen, welche die Bearbeitung und den Gebrauch der Metalle noch nicht kannten. Man hat jetzt alle Ursache zu der Annahme, daß von diesen vorarischen Menschen die Steindenkmäler errichtet worden sind, welche man als Dolmen, Tafelsteine, Steintische, Hühnenbetten und Hühnengräber bezeichnet, als bedeckte Gänge, Riesenbetten, Cromlech &c. Sie sind Grabmäler und reichen in Europa von Portugal bis nach Kurland. Wir erwähnten jüngst (Globus VIII, S. 224), daß Alexander Bertrand in Paris eine Karte entworfen habe, welche die Verbreitung der Dolmen anschaulich macht. Uns ist dieselbe nicht zu Gesicht gekommen; wir finden aber Bertrands Vortrag in dem Bülletin der pariser anthropologischen Gesellschaft (V, S. 367 ff. 1864) und wollen das Wesentliche daraus mittheilen.

In Nordosteuropa finden wir Dolmen in Kurland; sie werden dort als Heidengräber oder Riesenbetten bezeichnet, kommen aber nicht eben häufig vor. Je weiter nach Westen hin, der Ostsee entlang, um so größer wird ihre Zahl und westlich von der Weichsel treten sie in großer Menge auf; in den Regierungsbezirken Danzig und Stettin, überhaupt in Pommern, von der Odermündung bis hinauf nach Frankfurt, namentlich in der Umgegend von Dressen, kann man sie zu hunderten zählen. Das Elbgebiet hat sie in großer Anzahl, namentlich auch in der Mündungsgegend und aufwärts bis Magdeburg. (Wir werden aus Kefersteins „Ansichten über die keltischen Alterthümer", Halle 1846, einige Mittheilungen über die Verbreitung der Steinmonumente in Deutschland mittheilen.) Viel weiter südlich gehen sie nicht; dagegen sind beide Mecklenburg mit ihnen übersäet, und im Hannöverschen, wo viele seit Menschengedenken zerstört

worden sind, kann man jetzt noch einige Hundert nachweisen. Auch Oldenburg hat Dolmen, namentlich in seiner Wesergegend.

Westlich von der Weser nimmt ihre Zahl ab. In der holländischen Provinz Overyssel hat man 54 nachgewiesen, aber in ganz Belgien nur einen einzigen.

Ganz anders im Norden der untern Elbe. Hier treten die Dolmen in Holstein, Schleswig, an den westlichen und nördlichen Küsten von Seeland, an den Küsten von Jütland, hier namentlich am Lymfiord und im Amte Thisted, in unzähliger Menge auf. An den westlichen Küsten Dänemarks sind sie nicht häufig; im Innern geradezu selten. Diese überelbischen und dänischen Dolmen sind, Worsaae's Untersuchungen zufolge, ganz und gar gleichartig mit denen in Pommern, der Mark und Niedersachsen.

In Skandinavien sind sie nur nachzuweisen in Schonen, Halland, Westgothland und im Bohuslän, also an der westlichen Küste Schwedens bis nach Gothenburg; im östlichen und nördlichen Schweden fehlen sie eben so wohl wie in Norwegen.

Jenseits der Nordsee finden wir sie auf den Orkaden und Hebriden; in größerer Menge auf den Inseln Iona, Arran und Bute an der Westküste von Schottland, und auf der Insel Anglesey und der Halbinsel Caernarvon, wo sie das Land gleichsam bedecken. Sehr häufig sind sie in Wales, namentlich in Pembroke und Caermarthen, und in Cornwallis verhältnißmäßig zahlreicher als in irgend einem andern Theil Europa's. Sie treten auf in England an den Dünen von Dorsetshire, am Ufer des Avon und im nördlichen Berkshire; an den östlichen Küsten Großbritanniens, von Kent ab, fehlen sie; die Monumente in Yorkshire scheinen blos Menhirs (Steinpfeiler) zu sein; auf den Kanalinseln Jersey und Guernesey stehen ganz prächtige Dolmen.

In Frankreich treten sie im Westen in überraschend großer Menge auf, z. B. im Departement Finistère hat man über 500 gezählt, eben so viele im Departement Lot, in Morbihan 250, Dordogne 100, Ardèche 155, Aveyron 125, Cotes du Nord 56 ꝛc.; im Norddepartement aber nur 1 und auch nur 1 im Niederrhein.

In folgenden Departements fehlen die Dolmen durchaus: Ain, Nieder- und Oberalpen, Ardennen, Rhonemündungen, Doubs, Jura, Drome, obere Loire, obere Marne, Meurthe, Mosel, Oberrhein, Rhone, Saone und Loire, obere Saone und Vaucluse. Bertrand hätte besser gethan, seine Aufzählung der Dolmen nach alten Landesprovinzen zu gruppiren, nicht nach Departements.

Es ergibt sich nun, daß die Dolmen vorzugsweise im westlichen und im nordöstlichen Frankreich liegen, hauptsächlich aber in dem erstern. Man findet sie besonders, oft sogar ausschließlich, in den Gestadegegenden oder an den großen Flüssen, gleichsam als ob die Dolmenbauer auf keiner andern Wanderstraße gegangen wären, als an den Seekanten und in den Flußthälern, als ob sie von diesen aus Schwärme zur Rechten und Linken, an den kleineren Gefließen aufwärts, geschickt hätten; nicht aber bis auf die Hochebene und in die Gebirge oberhalb der Quellen.

Dolmen finden wir dann in Europa noch in Portugal bei Evora, la Garda und Penarva. Gegenden, wo diese Hühnenbetten fehlen, sind: Polen, das ganze südliche Deutschland, überall unterhalb einer Linie, die man von Königsberg in Preußen etwa parallel mit der Ostsee bis nach Brüssel zieht; sodann in Spanien, Griechenland, Italien und den Inseln des Mittelländischen Meeres. Daß sie auch im östlichen Großbritannien und im östlichen Schweden, sodann in Norwegen nicht vorkommen, ist bereits gesagt worden.

Die allgemeine geographische Vertheilung der Dolmen in Europa entspricht der speciellen Vertheilung derselben in Frankreich, und dieser Umstand verdient, wohl beachtet zu werden. Bertrand meint, diese Steindenkmäler seien das Werk einer Volksgruppe, welche in früher Zeit nach Norden hin bis in die Randgegenden Europa's gedrängt worden oder gezogen sei; sie sei zurückgewichen vor einer übergreifenden, mächtigen Civilisation, von Insel auf Insel, von einer Küste zur andern, und selbst über das Meer gegangen. Sie sei nicht im Stande gewesen, sich umzubilden, sondern allmälig erloschen oder durch Vermischung in der neuen Bevölkerung aufgegangen.

Jedenfalls sehen wir in den Menschen, von welchen die Dolmen herrühren, eine besondere Gruppe vor uns, die wir auf genau bestimmten Räumen nachweisen können. Sie unterscheidet sich durchaus von den Ariern; denn die Gegenden, welche im Westen vorzugsweise als von arischen Leuten besetzt gelten müssen: Griechenland und Italien, haben keine Hühnengräber. In anderen Gegenden sind die Dolmen in einer Art, man könnte sagen nach einem Gesetze, vertheilt, das in nichts den Gewohnheiten und Sitten der arischen Leute in Alteuropa entspricht.

Außer jener geographischen Vertheilung haben wir aber auch andere Merkmale und Beweise, aus denen sich ergibt, daß die Dolmenbauer nicht zu den arischen Völkern gehörten. Hier entscheiden die Gegenstände, welche bei den vielen Nachgrabungen zu Tage kommen. Die Alterthumsforscher unterscheiden sehr genau das Steinzeitalter vom Broncezeitalter. Die Denkmäler des letztern entsprechen der primitiven arischen Civilisation; jene der Steinzeit rühren von einer ältern Civilisation her, welche durch die Broncelente überflügelt und vernichtet wurde. Diesem Steinzeitalter, welches vor der arischen Civilisation in Nordeuropa war, gehören die Dolmen in den baltischen Gegenden, in Deutschland, Dänemark und dem größten Theil Englands an.

Die nordischen Alterthumsforscher, z. B. Worsaae, Thomsen und von Wickfeld, heben Folgendes hervor: Man findet, sagen sie, wenigstens bei uns, Steinkammern, nämlich Dolmen, in denen die Leichen derart begraben sind, daß sie eine hockende Stellung haben, zumeist so, daß die Knie das Kinn berühren. Neben diesen Gerippen liegen, ohne Ausnahme, Waffen aus Stein und Werkzeuge aus Knochen. Neben diesen Denkmälern aus dem Steinzeitalter, den Dolmen, finden wir andere, Erdhügel, Tumuli, die auch Leichenkammern haben; diese aber sind im Allgemeinen weniger massiv, die verbrannten, in Asche verwandelten Leiber sind in Urnen beigesetzt; man findet hier zwar auch Steinwaffen, aber nur selten, dagegen neben denselben Waffen und Werkzeuge von Erz, estmals von einer sehr vervollkommneten, obwohl immer sehr primitiven Arbeit. Neben den Schmucksachen von Erz kommen manchmal dergleichen von Gold vor. Diese erzenen Waffen und Schmucksachen sind identisch mit denen, welche auch im übrigen Europa in den Tumuli gefunden werden, namentlich in Frankreich, Italien, der Schweiz und in Griechenland. —

So die nordischen Alterthumsforscher. Sie sind sehr entschieden der Ansicht, daß bei ihnen das Vorhandensein einer Rasse, welche ganz genau von der spätern arischen

Bevölkerung zu unterscheiden ist, gleichsam dem Boden selbst aufgeprägt sei; in ihren Gegenden lasse sich eine Vermischung und Verschmelzung der einen mit der andern nicht nachweisen. Die erste wich der zweiten, ohne dieser irgend etwas von ihren Waffen oder Fertigkeiten und Künsten entlehnt zu haben.

In Frankreich dagegen scheint der in Dänemark bestimmt vorhandene Unterschied zwischen Dolmen und Tumulus, zwischen Steinzeit und Broncezeit, nicht vorhanden zu sein, und in einigen Dolmen hat man sogar römische Münzen gefunden. Die beiden Rassen treten hier nicht schroff von einander getrennt auf. Aber die reichen Sammlungen sowohl in der Schweiz wie in Frankreich berechtigen vollkommen zu der Annahme, daß dort, wie in Dänemark, zwei nach einander auftretende, auf einander folgende Civilisationen vorhanden waren, und daß beide denselben Charakter hatten wie die im Norden. In Frankreich aber und in der Schweiz sind diese beiden verschiedenen Civilisationen, wie eben gesagt, nicht so scharf von einander getrennt, sondern sie kommen in den Grabmälern vermischt und gleichsam verschmelzen vor; es muß schon in früher Zeit eine Vermischung beider Rassen statt gefunden haben. So z. B. haben in Frankreich die Leute der Dolmenzeit an mehreren Punkten den Gebrauch der Leichenverbrennung angenommen, und das weist darauf hin, daß sie sich einem neuen Kultus zugewandt. Im Norden ist das nicht der Fall gewesen.

Man findet in Frankreich in den Dolmengräbern neben Waffen aus Bronce auch dergleichen aus Stein, aber andrerseits auch unter manchen der imposantesten Steindenkmäler lediglich steinerne Geräthschaften; so neulich in der Bretagne, im Departement Morbihan, wo 1864 fünf prächtige, bisher unberührt gebliebene Dolmen genau untersucht wurden. Man traf keine verbrannten Leichen und nur Geräth aus Jade, Jaspis, Feuerstein und in einem einzigen Grabe mehr als 100 steinerne Aexte. Alles wohl erwogen, ist man zu dem Schlusse berechtigt, daß die Dolmenbauer in Frankreich desselben Schlages gewesen sind, wie jene in Deutschland, Dänemark und England und daß sie nach Frankreich auf dem Seewege kamen.

Was die geographische Verbreitung anbelangt, so findet von Nordost gen Südwest eine bemerkenswerthe Vertheilung statt. Im Norden tritt das Steinzeitalter unvermischt auf; in Gallien vermischt mit der Broncezeit, in Nordafrika die letztere gemischt mit der Eisenzeit. Bertrand will daraus auf „die verschiedenen Etapen einer und derselben Volksgruppe („Race") schließen, die von Osten nach Westen, von Norden nach Süden floh, auf diesem Zug aber ihren Drängern und Bezwingern einen Theil ihrer Civilisation entlehnte."

Wir werden gleich nachher zeigen, daß andere Forscher in dieser Beziehung ganz andere Meinungen aufstellen, bis auf weiteres läuft ja überhaupt in dieser Frage Alles mehr oder weniger auf Vermuthungen hinaus. Annähernd richtig kann aber wohl sein, was Bertrand als Resultat seiner Forschungen hinstellt und in folgender Weise zusammen faßt: —

„Wir haben eine ganz eigenartige Civilisation vor uns, die staffelweise in den europäischen Küstengegenden fast ohne Unterbrechung von Kurland bis in die Nähe von Lissabon reicht. Das Volk war ein nordisches, dessen erste Erscheinung wir in Kurland nachweisen können. Es besaß die Kunde und die Fertigkeit, auch die härtesten Steine zu glätten und den Feuerstein zu schneiden; es verschwindet, nachdem die arische Rasse aufgetreten ist. Aber jenes nordische Volk hatte doch nur einen verhältnißmäßig geringen Theil der nördlichen und westlichen Gegenden Europa's inne, und war keineswegs das einzige Volk (oder die einzige Völkergruppe), welche von den einwandernden Ariern im Abendlande vorgefunden wurde. Denn wir finden Spuren von noch einer andern Völkergruppe, welche in der Civilisation tiefer stand als die Dolmenbauer; diese war geographisch weiter verbreitet; und wir finden an ihr dieselben charakteristischen Merkmale gleichmäßig in Belgien, im Perigord, in den Pyrenäen, der Schweiz und in Italien. Diese ältere Gruppe verstand den Feuerstein, Renntbier- und Hirschgeweihe und Knochen zu bearbeiten, nicht minder die Elephantenzähne und die Hauer des Ebers, aber nicht harte Steine zu poliren. Es ist noch keine Karte über ihre Verbreitung entworfen worden; in Bezug auf Kunstfertigkeit ist sie von den Dolmenbauern verschieden; sie begrub ihre Leichen; das Verbrennen derseben war nicht üblich." So weit Bertrand.

Wer aber hat die Dolmen, die Hühnengräber, im ostindischen Dekkan errichtet, wer jene im Osten des Jordan oder jene in Arabien? Ueber die letzteren haben wir erst in der allerneuesten Zeit durch Palgrave eine überraschende Kunde erhalten (Narrative of a years journey through Central-and Eastern-Arabia, 1862—1863; by William Gifford Palgrave. London und Cambridge, 1865. 2 Bde.). Auf seiner Wanderung von Hayel (Hail), der Hauptstadt des Djebel Schomer (Schammer), nach Bereydah, in der Landschaft Nieder-Kasim, gelangte er, dort im nordwestlichen Centralarabien, nach Ayun. In der Nähe dieser Stadt fand er — Dolmen! Ich will die Stelle (I, S. 251) übersetzen.

„Wir rasteten eine Weile am Rande des Hochlandes, um uns an der prächtigen Landschaft, welche vor uns lag, zu erfreuen. Unten dehnte sich die weite Ebene aus; wenige Miles von uns lagen die dichten Palmenhaine von Ayun, aus denen Thürme und Citadelle theilweise hervorragten ꝛc. Wir ritten auf einem schmalen Pfad abwärts; plötzlich sahen wir mehrere gewaltige Steine vor uns, ungeheure Massen, welche mit dem einen Ende senkrecht in den Boden gestellt waren; einige derselben dienten als Stütze für ähnliche Massen, die oben quer über sie gelegt waren. Sie sind in einer Curve aufgestellt worden und haben allem Augenscheine zufolge einst den Theil eines großen Kreises gebildet. Viele andere derartige Fragmente lagen unweit von dieser Stelle umher; die Zahl der noch aufrecht stehenden beträgt, wenn ich mich recht erinnere, acht oder neun. Zwei standen etwa 10 bis 12 Fuß von einander entfernt und glichen großen Thorpfeilern; sie trugen noch ihren horizontalen Querbalken, d. h. einen über sie gelegten mächtigen Steinblock. Bei manchen fehlte diese Querüberlage; die anderen aber trugen, aller Zeit und allen zerstörenden Bemühungen der Menschen zum Trotz, dieses Hauptstück. Einer von diesen Quersteinen war so ungemein genau balancirt, daß er mir wie ein Wag- oder Wackelstein (rocking stone) vorkam. Ich ritt auf meinem Kameel unter ihm durch, und bemühte mich, mit meinem Reitstock ihn zu erreichen; das gelang mir aber nicht; denn er lag höher als 15 Fuß über dem Boden. Es scheint, als ob diese Blöcke aus den Kalksteinbergen in der Nähe ausgehauen worden seien; sie sind roh geformt, zeigen weiter keine Spur von Bearbeitung, haben keine Vertiefungen, die etwa zu Opferzwecken eingemeisselt worden wären, und von Figuren oder Zierrath ist gar nichts

zu bemerken. Die Leute im Lande meinen, diese Steine seien vom Riesen Darim errichtet, der auch ein Zauberer gewesen. Meine Begleiter sagten mir, daß in der Nähe der nicht weit von Ayun liegenden Stadt Raß ein ähnlicher Steinkreis, gleichfalls von so ungeheuern Dimensionen, vorhanden sei, und nach Südwesten hin, in der Richtung nach Henakiyeh, an den Grenzen des Hedschas, noch ein dritter."

Palgrave fügt hinzu: „Mir scheint es keinem Zweifel zu unterliegen, daß diese seltsamen Bauwerke zu religiösen Zwecken gedient haben. Wenn die Vermuthungen der Gelehrten richtig sind, denen zufolge die Steinbauten von Stonehenge und Carnac mit einem planetarischen Symbolismus zusammenhängen, dann kann ein Gleiches auch in Arabien der Fall sein, also hier in einem Lande, wo der Dienst der Gestirne allgemein verbreitet war. Zwischen dem Steinwunder in Kasim und jenem in Somersetshire finde ich weiter keinen Unterschied, als daß das eine in Arabien, das andere, vollkommenere, in England liegt."

Wie will hier und im indischen Dekkan die keltische Theorie sich helfen? Auch in Algerien stößt sie auf große Schwierigkeiten.

Ueber die Dolmen in Nordafrika haben wir durch Féraud, Christy und Desor interessante Nachweisungen, die im Wesentlichen auf Folgendes hinauslaufen.

Vor länger als 20 Jahren hatte der um die Alterthumsforschung in Nordafrika sehr verdiente Berbrugger bei Ain Benian, welches die Franzosen Guyotville nennen, 6 Lieues westlich von Algier, eine Menge „keltischer" Denkmäler gefunden; daß dergleichen auch in der Provinz Constantine und in Tschelfa vorkommen, wußte man damals noch nicht. Bei Aumale wurde ein Grabstein gefunden, welcher einem Centurio armoricanus gesetzt worden war, also einem im römischen Heere dienenden Hauptmann aus der Bretagne, wo die „keltischen" Denkmäler ja in so großer Menge vorhanden sind. Man nahm sofort als ausgemacht an, daß die aus Gallien gebürtigen Soldaten auch in Nordafrika ihre Todten nach vaterländischer Weise bestattet hätten. Dabei beruhigte man sich lange Zeit.

Im Dezember 1861 kam Gilbert nach Algier, und untersuchte die „keltischen" Alterthümer. Dieselben waren auf der, im Jahr 1834, vom Kriegsdepot veröffentlichten Karte bezeichnet worden als: petites constructions semblables aux monuments druidiques. In der That sind sie ächte Dolmen, Tafelsteine; ein großer Stein liegt über zwei aufrecht gestellten, und viele sind auch mit einem Kreise von Steinen, also einem Cromlech, umgeben. Als die Franzosen 1830 Algier in Besitz nahmen, waren in der Gegend von Ain Benian mindestens 200 solche Dolmen vorhanden; nun sind die meisten zerstört worden und zwar auf Anordnung der französischen Verwaltungsbehörden (ce qui est triste à dire, sagt der vortreffliche Vivien de St. Martin in seiner Année géographique, 1865, S. 117); man hat nur 13 Stück als Proben (en guise de spécimens) stehen lassen.

Die Dolmen in der Provinz Constantine sind von Christy und Féraud näher untersucht worden. Diese beiden Gelehrten gingen im April 1863 von der Stadt Constantine nach den Quellen des Bucherzug, welche etwa acht deutsche Meilen südöstlich von derselben liegen. Dort fanden sie in einem Umkreise von drei Stunden auf den Hügeln und in der Ebene das ganze die Quellen umgebende Gebiet mit vermeintlich „keltischen" Denkmälern bedeckt, mit Dolmen, Halbdolmen, Cromlech (Steincirkeln), Menhir (Steinsäulen) und Tumuli, — demnach alle Typen, welche Europa aus der „keltischen" Zeit aufweist. Christy hebt hervor, daß man dort die Denkmäler nicht nach hunderten, sondern nach tausenden zählen könne. Er stellte Nachgrabungen an und fand darin ähnliche Geräthschaften, wie sie in den europäischen Dolmen vorkommen; z. B. rohes, d. h. halbgebranntes und auch ungebranntes Töpfergeschirr, ähnlich jenem in den Pfahlbauten; anderes war gut gebrannt; sodann kupferne Zierrathen: Ohrringe, kleine Fingerreife, Schnallen ꝛc.; ferner auch eiserne Geräthschaften und in einem Denkmal sogar eine Broncemedaille der Kaiserin Faustina, also aus dem zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung.

Im Jahr 1864 besuchte Desor jene Gegend, um sich Aufklärung über diese neue, höchst unerwartete Erscheinung zu verschaffen. „Und so erfuhren wir denn, daß in anderen Theilen der Provinz, namentlich in der Gegend von Gelma, die Zahl der Monumente noch viel bedeutender, und auf dem Plateau zwischen Gelma und Constantine, wörtlich meilenweit, damit übersäet sei, so daß man sie daselbst zu tausenden und aber tausenden zählen könne." (A. Allg. Ztg. 24. Mai 1865.)

In Nordafrika ist also ein Gebiet vorhanden, wo die Denkmäler nicht nur eben so gut erhalten sind wie in Europa, sondern wo sie noch viel zahlreicher vorkommen als selbst in der Bretagne. Sofort hat sich die Frage erhoben, wo der „Stammsitz der Dolmenbauer" gewesen sei, wohin seine Abkömmlinge und Sprößlinge sich verbreitet hätten, und wie sie nach Afrika gekommen seien?

An Vermuthungen und Combinationen hat es nicht gefehlt; die Forschung ist aber noch so sehr in den Anfängen, daß wir unsrerseits bis auf Weiteres sehr vorsichtig und skeptisch uns verhalten wollen. Was man bis jetzt beigebracht hat, ist etwa Folgendes:

Man findet in den nordafrikanischen Denkmälern Gegenstände aus der römischen Kaiserzeit, und auch solche von ganz primitiver Art, z. B. Steinbeile. Die drei Zeitalter: des Steins, der Bronce und des Eisens, sind hier neben oder nach einander gemischt vorhanden. Daraus ergibt sich unbestreitbar, daß diese Dolmen sehr hoch in der Zeit hinaufreichen und noch in den Tagen der römischen Kaiser als Grabstätten benutzt wurden. Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung haben die Aegypter mit einem nach Westen wohnenden Volke, den Tamhu, verkehrt, und Brugsch hat aus Denkmälern ermittelt, daß die Aegypter 2800 Jahre vor Christus an diese Tamhu eine Gesandtschaft geschickt hätten. Auf ägyptischen Wandtafeln seien die Tamhu weiß, mit schönem Profil und in Thierfelle gehüllt abgebildet; sie seien, meint man, die Bewohner des Atlas, Berbern, unter denen ja auch heute noch Menschen mit blauen Augen gefunden werden, und diese kommen dort auch in Gegenden vor, in welchen niemals Vandalen gewesen sind. Man will annehmen, daß sie Ueberreste der weißen Tamhu seien, „die einen gewissen Grad von Kultur besessen haben, als deren Zeugen wohl (!) die so verbreiteten Denkmäler gelten dürfen". Also eine Tamhu-Hypothese.

Für diese Annahme fehlen bis jetzt die Beweise. Desor, sonst so vorsichtig, geht aber hier gleich sehr rasch weiter: „Wenn nun die Dolmen, wie manche Archäologen (ohne Grund und vor allen Dingen ohne Nachweise zu liefern) annehmen, von Europa nach Nordafrika verpflanzt worden sind, so müßte dies in einer Epoche geschehen sein, welche weit über die Grenzen hinausreicht, in die man in der Regel das Keltenthum verlegt. Wir möchten daher die Frage aufwerfen, ob es nicht eben so zulässig sei: eine Einwanderung der weißen Rasse in entgegengesetzter Richtung, d. h. von Nordafrika

nach Europa, anzunehmen? Es scheint uns (Herrn Desor) besonders auch der Umstand dafür zu sprechen, daß dort jene Monumente viel zahlreicher und mannichfaltiger auftreten, als in Europa, wo sie verhältnißmäßig nur vereinzelt (?) vorkommen. Und sollte nicht auch der Umstand mit in Rechnung gebracht werden, daß jene Denkmäler sich vornehmlich längs der Küste des westlichen Europa finden? Es wird ja überhaupt angenommen, daß die Keltiberer und die Bewohner der Insel Sardinien aus Afrika stammen."

Aber hier wenden wir unsererseits ein, daß im Gebiete der Keltiberer und auf Sardinien keine Dolmen 2c. vorkommen. Sardinien hat nur die bekannten Thürme, welche man als Nuraghes bezeichnet, und die mit den Dolmenbauern gar nichts zu schaffen haben. Ob die Keltiberer und alten Sardinier aus Nordafrika gekommen sind oder nicht, ist also hier ganz gleichgültig; auf keinen Fall haben sie einen Dolmenbau von dort mitgebracht.

Desor fährt fort: „Die jetzige Sprache der nordafrikanischen Völker scheint nichts mit den sogenannten keltischen Idiomen gemein zu haben. Man vergißt aber, daß dort, wie kaum auf einem andern Boden, die Eroberung Alles (?) bis auf die Sprache vernichtet hat. Indessen gibt es doch einzelne Stämme, dem Saum der Wüste entlang, deren Idiom verhältnißmäßig wenig arabische Elemente aufgenommen hat. Dahin gehören namentlich die Tuarek, deren Sprache man jetzt erst zu studiren beginnt. Es scheint (!) nun, daß dieselbe durchaus nicht semitischen Ursprungs ist und, was um so bedeutungsvoller, sie führt noch zur Stunde den Namen der Tamhu-Sprache; vergl. Freeman: the Tuareg languages. Die Sprachforscher hätten also die Frage zu beantworten: ob zwischen der Tuareksprache und unseren ältesten europäischen Idiomen nicht eine Verwandtschaft bestehe." So weit Desor.

Wir wollen hervorheben, daß die Tuarek gar nicht „dem Saum der Wüste entlang" leben, sodann, daß nicht bloß „einzelne Stämme dem Saume der Wüste entlang" sich ihre uralten Idiome fast unversehrt bewahrt haben. Von arabischen Zuthaten ist verhältnißmäßig wenig in denselben, und vorzugsweise hat man nur Ausdrücke angenommen, welche sich auf den Mohammedanismus und dessen Gebräuche beziehen; am meisten mit Arabisch ist die Sprache der algerinischen Kabaylen versetzt. Aber berberische Idiome, die Mundarten der alten Numidier und Mauretanier reichen noch jetzt von der tripolitanisch-ägyptischen Grenze bis zu den Säulen des Herkules, sie bilden auch die Sprache der Amazirghen und Schellöchen im marokkanischen Lande, sie sind verbreitet über die Oasen der Sahara und bis an den Senegal, ja bis an den Niger. Ueber die ethnische Einerleiheit der Berbern, Kabaylen 2c. handelt in klarer und lichtvoller Weise Major Hanoteau in seinem Essai de grammaire tamascheck, und was die Tuarek anbelangt, so haben wir über sie durch Heinrich Barth und neuerlich durch Duveyrier eingehende Kunde erhalten.

Das Resultat ist Folgendes: Die Tuarek zerfallen in vier große Zweige: die Asghar in der Oase Ghat, die Kelui in der Oasengruppe von Air, die Auëlimmiden am linken Ufer des Quorra (Niger) unterhalb Timbuktu, und die Hoggar. Diese vier bilden die Gruppen des Targhi-Volkes (Plural Tuarek); sie haben die bewohnbaren Gegenden der Sahara inne und sind, obwohl räumlich von einander getrennt, in allem Wesentlichen einerlei in Abkunft, äußerer Erscheinung, Zügen, Sitten, Gebräuchen und Sprache, sie bilden den wichtigsten und gegenwärtig einzig unabhängigen Zweig der großen berberischen Völkerfamilie. Diese letztere ist eine eigenartige ethnische Familie; ihr Ursprung verliert sich in vorgeschichtlichem Dunkel. Sie reicht aber, seit wir von ihr wissen, vom Nil bis zum Ocean; sie erhielt von Aegyptern und Phöniciern, später von Griechen und Römern die verschiedenen Benennungen: Libyer (vom punischen Lehabim); Numider (vom griechischen Nomades, Hirten); Mauren (vom punischen Mahurim, d. h. die Westlichen). Aus der ethnischen Bezeichnung Berber ist die Bezeichnung Barbarei für das nordwestliche Afrika herzuleiten. Die Mehrzahl der berberischen Völker behauptete stets ihre volle Unabhängigkeit auch gegen Römer und Karthager; sie sind allzeit Hirten oder Halbackerbauer geblieben und nahmen wenig von der Civilisation der in Nordafrika als Eroberer auftretenden Völker an. Sie hatten Könige wie Jugurtha, Massinissa und Juba und waren jederzeit tapfer in eigenartiger Weise. Sie gründeten mohammedanische Dynastien im fernen Westen, in Marokko und Spanien, und gegen Osten hin bis Tunis. In Algerien aber wurden sie seit dem 11. Jahrhundert n. Chr. von Arabern überflutet, und hier, wo ihre alte Volksthümlichkeit am meisten gebrochen wurde, empfing auch ihre Sprache die meisten arabischen Zuthaten. In Algerien bezeichnet man sie bekanntlich als Kabaylen, d. h. die Stämme, Kebaïls.

Wenn nun, meinen wir, die „Tamhu" Dolmenbauer gewesen sein sollen, und wenn sie berberische Leute waren, so ist schwer zu begreifen, weßhalb lediglich diese algerinischen Tamhuberbern Dolmen und Cromlechs gebaut haben sollen, und nicht auch die übrigen berberischen Völker, z. B. in Marokko, in den Oasen der Wüste 2c., wo man dergleichen bisher wenigstens nicht gefunden hat. Die Hypothese von den berberischen Tamhu-Dolmenbauern steht noch auf äußerst schwachen Füßen in der Luft der Vermuthungen.

Die Anhänger der Keltentheorie haben ohne Weiteres die Dolmen in Nordafrika für ihre Kelten in Beschlag genommen, — jene in Südindien und Arabien freilich noch nicht! Sie machen sich die Sache äußerst leicht. F. K. Meyer meint in einer Schrift: „Die noch lebenden keltischen Völkerschaften", Berlin 1863, die Kelto-Kymrer seien — von Asien aus nach den Säulen des Herkules nicht über Europa, sondern über Afrika gezogen. Ein Keltologe in Köln sagt: „Von den altjüdischen Auslegern der Genesis (welche Autorität!) werde als Gomer's (darunter seien die Cimbern zu verstehen) Wohnsitz neben Germanien auch Afrika genannt. Bei Sallust und Isidorus finde sich die Angabe: Meder, Armenier und Perser seien in sehr alter Zeit (sehr alt muß sie allerdings gewesen sein!) nach Hispanien und von da nach Afrika gekommen, woselbst das Volk der Mauren oder Maurusier durch Vermischung eingewanderter Meder und Armenier mit vorgefundenen Libyern, das Volk der Numidier aber durch Vermischung der Perser und Gätuler entstanden sei." Es waren also vor dieser mythischen Einwanderung, — denn jeder geschichtliche Nachweis fehlt — schon Leute in Afrika; aber die Angaben tragen das Gepräge der Fabel an der Stirn. Sallust und der um Jahrhunderte spätere Isidor haben in solchen Dingen nicht die mindeste Autorität in Anspruch zu nehmen. Der kölnische Keltologe (Allg. Z. 2. Juni) bemerkt dann: „In dieser Sage ist ohne Zweifel der Zug der Auswanderung in umgekehrter Richtung angegeben; die Cimrier oder Cimbern werden häufig Kelten genannt; ihnen dürften die Dolmen Afrika's zuzuschreiben sein."

Welch eine Art der Argumentation!! In Bezug auf die keltischen Dinge (die man bei den Dolmen nicht so sehr in den Vordergrund stellen sollte, schon deßhalb nicht, weil diese Denkmäler in Europa platterdings über eine keltische Einwanderung, nämlich unbestreitbar in das Steinzeitalter, zurückreichen) herrscht noch immer die größte Meinungsverschiedenheit, dafür zeugen insbesondere die sehr umfassenden Erörterungen in der pariser anthropologischen Gesellschaft von 1864. Mit einem „dürfte" und mit der willkürlichen Annahme von „Auswanderungen in umgekehrter Richtung" als jene ist, welche in einer Sage erwähnt werden, und wenn diese Sage ohnehin nur von in der Sache völlig incompetenten Schriftstellern späterer Zeit mitgetheilt ist, — mit solchen Aufstellungen sollte man in einer solchen Frage nicht hervortreten.

Die nordischen Alterthumsforscher gehen verständiger zu Werke. Es ist am geeignetsten, offen einzugestehen, daß wir in Bezug auf die Dolmenbauer nur erst in den Anfängen der Forschung seien; die Kelten und immer wieder die Kelten und das viele noch Problematische, was ihnen anhaftet, hier allemal in den Vordergrund zu stellen, das kann nur verwirren und bringt uns nicht weiter.

Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien.

I.

Palgrave's Reiseweg. — Die Scherarat-Beduinen und ihr Sonnenkultus. — Der Wadi Serhan. — Der Wüstenwind Simum. — Der arabische Wüstengürtel. — Bodengestaltung der Halbinsel. — Die Sandpässe, Nefûd, und ihre Verbreitung. — Die Hauptstadt Hail in Djebel Schomer und König Telal. — Bedeutung des Wortes Nedsched. — Die Solibah-Beduinen. — Charakteristik der Araber, Türken und Perser. — Lauheit im Mohammedanismus.

Die heilige Stadt Mekka ist während der letztverflossenen Jahre mehrfach von Ungläubigen besucht worden; Richard Burton und Herr von Maltzahn sind bis in die Kaaba gedrungen. Am Rothen Meere empfinden die Araber mehr und mehr europäische Einflüsse; die Häfen werden von Dampfern besucht und der Handelsverkehr geht mehr und mehr in „fränkische" Hände über. Die ostarabische Küste ihrerseits geräth in commercielle Abhängigkeit von Indien, der persische Golf ist eine Passageregion für den europäisch-indischen Telegraphen geworden, und der Sultan von Omân steht mit den Engländern in freundlichen Beziehungen. Dort werden europäischen Kaufleuten und Reisenden keinerlei Schwierigkeiten in den Weg gelegt, sie sind vielmehr willkommene Gäste und das Volk ist dem Fanatismus abhold.

Ganz anders haben sich die Verhältnisse im mittlern Arabien gestaltet. Seitdem zwei energische Männer, Terki und dessen Sohn Feysel, das Reich der Wahhabis wieder hergestellt haben, ist allen Ungläubigen der Zugang in das Gebiet dieser Heiligen und Fanatiker erschwert worden. Seit Sadleir (1819) ist kein Europäer bis zur Hauptstadt der Wahhabis gekommen oder durch das Nedsched gewandert; Wallin kam auf seinen Reisen durch Nordarabien nach Süden hin nur bis Djebel Schammer. Nun hat 1862 Palgrave das Wagstück unternommen, Centralarabien in der Richtung von Nordwesten nach Südosten zu durchziehen, von Gaza am Mittelländischen Meere bis El Chatif am persischen Golf.

Sein Itinerarium ist folgendes: Als angeblich arabischer Arzt und Christ aus Damaskus und von einem christlichen Araber aus der Umgegend dieser Stadt begleitet, ging er durch die syrische Wüste nach Maan; hier traf er Beduinen, welche ihn durch die große Wüste bis zum ersten bewohnten Platz im nördlichen Centralarabien geleiteten, nach Dschauf, einer aus 12 Dorfschaften bestehenden Oase mit etwa 30,000 Einwohnern. Von dort gelangte er in fünf Tagen nach Djebel Schammer oder Schomer, das er als eine Art Vorgebirge des hohen Binnenlandes bezeichnet; er kam nach Hayel (Hail), der Hauptstadt des neugegründeten Königreichs Schomer, und blieb dort anderthalb Monate. Dieser kleine Staat ist jetzt nur mehr oder weniger nominell abhängig von den Wahhabis. Von dort zog er durch das fruchtbare Gartenland Niederkasim, über Raß und Bereydah, wo er etwa einen Monat verweilte und dann in nordöstlicher Richtung durch die Provinz Sedeyr ging und den sandigen „Paß" oder Wüstengürtel durchzog, der als Nefûd bezeichnet wird. Er besuchte die Handelsstadt Zulfe, am Fuße des etwa 3000 Fuß hohen Djebel Tauëik (Toweyk), das sich von Westen an in drei Terrassen erhebt. Solch ein terrassirtes Hochland bezeichnen die Araber als Nedsched; dasselbe umfaßt die fünf Centralprovinzen Sedeyr, Aared, Yemama, Afladsch und Woschem. In Sedeyr besuchte Palgrave die Städte Medschmaa und Toweim; er überstieg am Rande des „kahlen Berges" (Djebel Atala), welcher den höchsten Punkt des Tauëikgebirges bildet, den Bergpaß Thenyiet Atala, und gelangte nach Horeimela, in welcher der Stifter der Wahhabisekte geboren wurde, und kam in das berühmte Centralthal Arabiens, des mehrere 100 Meilen langen Wadi Hanifa, vorüber an den Ruinen der Städte Eyana und Derayiya nach Riad, das jetzt Hauptstadt der Wahhabis ist, und wo der Sultan von Nedsched residirt. Nachdem er dort zwischen acht und neun Wochen lang verweilt, zog er weiter nach den Städten Manfuha und Sulemieh in der Provinz Yemama, die nicht unbeträchtlichen Baumwollenbau hat, und stieg vom östlichen Rande des Tauëikgebirges das Wadi Jaruk hinab und in die Ebene, in die Landschaft Hasa, das Uferland am persischen Golf. Nachdem er sich einige Zeit in der Hauptstadt Hufhuf aufgehalten, ging er nach Norden hin bis El Chatif.

Von dort fuhr er zu Schiffe nach den Bahrain-Inseln, blieb dort mehrere Wochen in der Hafenstadt Menama, durchreiste die zum Königreich Omân gehörende Provinz Katar, segelte nach der persischen Küste hinüber, dann wieder nach der arabischen Seite des Golfes nach Schardjah, ging zu Lande bis nach dem Kap Mesandum (das von den Engländern auf ihren

Karten als Mussendom bezeichnet wird) und weiter nach dem Hafen Sohar; von hier segelte er nach Maskat, litt bei den Soada-Inseln Schiffbruch und rettete sich aber durch Schwimmen. Zwischen Barka und Sib erreichte er die Küste, besuchte den Sultan von Omân, reiste zu Lande nach Maskat, und ging auf dem Seewege nach Bagdad.

Palgraves Buch enthält eine ungemeine Fülle interessanter Nachrichten und Schilderungen. Der „Arzt aus Damaskus" fand vortreffliche Gelegenheit zur Beobachtung des Lebens und Treibens der Araber, vom König bis zum Beduinen herab. Er verkehrte mit den ehrsamen Bürgern der Städte, mit den Inquisitionsrichtern bei den fanatischen Wahhabis, mit Nomaden, die noch heute, wie vor Mohammed, dem Gestirndienst ergeben sind, und mit den Freidenkern, welche ingrimmigen Haß hegen gegen Alles, was Islam heißt. Für die eigentliche Geographie finden wir in Palgraves Werk keine so große Ausbeute wie für die Ethnographie; in der That hat vor ihm Niemand eine so eingehende und frische Darstellung des arabischen Volkes gegeben; er verkehrte mit den Leuten, als sei er einer der ihrigen gewesen. Aber auch den Charakter der Gegenden, welche er durchwanderte, weiß er prächtig zu schildern.*)

Färbung als Folge des Verkehrs mit Stadtbewohnern und überhaupt mit Leuten, die aufrichtige Mohammedaner sind.

Finlay, dem wir einige vortreffliche Werke über das byzantinische Reich verdanken, betont einmal den Satz: daß es eine reine Täuschung sei, wenn man von der Einheit der christlichen Kirche spreche. Ich kann, sagt Palgrave, ganz entschieden bestätigen, daß der Ausspruch auch auf den Islam Anwendung findet. In keinem andern Theile der Welt gibt es so viel geheimen Zwist, so große Abneigungen und so viel Unglauben als gerade in den Ländern, welche ein oberflächlicher Beobachter für streng und einheitlich mohammedanisch hält.

Die Scherarat-Beduinen, ächte Araber, sind mit den Formen und Formeln der mohammedanischen Gottesverehrung etwa eben so vertraut, wie irgend ein beliebiger Engländer aus dem Volke; sie wissen nichts von Niederwerfungen, Wiederholungen der Gebete, Abwaschungen 2c.; sie wissen nichts von einer Pilgerfahrt nach Mekka, außer daß sie die Pilger plündern, und von Beobachtung der Fasten im Ramadhan-Monat ist bei ihnen gar keine Rede. Dagegen opfern sie Schafe und Kameele auf den Gräbern ihrer Verwandten.

Zwischen Maan und Dschauf liegt eine Wüstenstrecke, welche von den Scherarat-Beduinen durchzogen wird. Dort sah der Reisende zum ersten Male, in welcher Weise die Beduinen in ihrem eigenen Lande das höchste Wesen verehren. Als die Sonne eben anfing über den Horizont emporzusteigen, wandten die Nomaden ihr Antlitz gegen Osten, sprachen, miteinander abwechselnd, einige Gebete und Anrufungsformeln und fuhren damit fort, bis die ganze Sonnenscheibe sichtbar geworden war. Sie hatten keine Waschung vorgenommen und blieben auch auf ihren Kameelen sitzen. Sie sind, — so fährt Palgrave fort, — noch heute, wie vor Mohammeds Zeit, Verehrer des Tagesgestirns, und sie bleiben dem Sonnenkultus ergeben. Es ist eine Thatsache, daß der Mohammedanismus während der 12 Jahrhunderte seines Bestehens, auf die überwiegende Mehrzahl der arabischen Nomaden gar keinen oder doch nur sehr geringen Einfluß geübt hat, weder im Guten noch im Bösen. Die Beduinen hatten und haben nicht etwa eine besondere Abneigung gegen ihren Landsmann, der als Prophet auftrat, oder gegen den einheitlichen Gott, aber sie waren nicht danach angelegt, waren damals wie noch heute unfähig, tiefgreifende Einflüsse aufzunehmen und genau vorgezeichnete Formeln des Denkens und der äußeren Gebräuche zu befolgen; dagegen waren die Bewohner der Städte im Hedschâs und anderen Provinzen für dergleichen sehr empfänglich. Bei den Beduinen ist es mit dem Mohammedanismus wie wenn man ein Siegel in Wasser abdrucken wollte. Sie sind rings umgeben von Bekennern des Islam und haben auch nichts dagegen, daß man sie als Anhänger Mohammeds bezeichne; sie machen auch Gebete und manche äußere Gebräuche mit. Im Grunde aber machen sie es ähnlich wie die Zigeuner, welche sich angeblich zu der Religion des Landes bekennen, in welchem sie sich eben aufhalten. Aber wenn der Nomade unter seines Gleichen ist, dann zieht er seine wahre Flagge auf. Bei den Halbbeduinen an den Grenzen von Syrien, Aegypten oder des Hedschâs finden wir allerdings eine mohammedanische

Wir näherten uns dem Wadi Serhan. Es war Mittag, ein Mittag mitten im Hochsommer unter einem unbewölkten arabischen Himmel in einer steinigen Wüste. Bisher war die Luft ruhig gewesen; jetzt kamen einzelne, brennend heiße Windstöße aus dem Süden und die Schwüle nahm zu. Ich fragte meinen Führer Selim, was das bedeuten solle; der aber hatte sich schon das Haupt mit seinem Mantel verhüllt, sich nach vorne hin auf den Hals des Kameels gelegt und seine beiden Begleiter machten es eben so. Selim zeigte mit dem Finger nach einem schwarzen Zelte und sagte rasch: „Sieh zu, daß Du dorthin kommst, dann sind wir gerettet. Deine Kameele dürfen sich nicht niederlegen."

Damit sprengte er fort; das Zelt lag mehrere hundert Schritte weit entfernt. Die Windstöße wurden immer heftiger und heißer und nur mit äußerster Anstrengung konnten wir die Kameele weiter treiben. Wie durch einen Zauberschlag wurde plötzlich die ganze Luft dunkelviolett und zog sich immer enger zusammen, etwa so, als würden Vorhänge aneinander geschoben. Gleichzeitig war es, als ob ein glühheißer, erstickender Luftzug aus einem Ofen herausströme, und die Kameele beugten die Knie, um sich auf den Boden zu legen.

Der Simum war über uns gekommen! Wir hieben unbarmherzig auf unsere Thiere ein. Die Atmosphäre war so dunkel, die Hitze so fürchterlich, daß es uns war, als sei die Hölle zur Erde heraufgekommen. Aber wir erreichten das Zelt, und als der Simum seinen Höhepunkt erreichte, lagen wir schon, mit verhülltem Haupte und fast dem Ersticken nahe, im Zelte, aber wir waren doch gerettet. Die Kameele lagen draußen mit weit vorgestrecktem Halse, regungslos und wie todt; so warteten sie, bis das Wetter vorüber war.

Wohl 10 Minuten lang wehete diese Glühhitze; dann fingen die Zeltwände an, sich klatschend zu bewegen, der regelmäßige Windstrom hörte auf und es traten wieder einzelne Stöße ein, das Schlimmste war überstanden. Wir standen auf, halbtodt vor Erschöpfung, und enthüllten das Gesicht. Nach einer kleinen Weile trat ich hinaus, um nach den Kameelen zu sehen; sie lagen noch platt am Boden, etwa so, als ob sie todtgeschossen worden wären. Noch hatte die Luft eine düstere Färbung, die allmälig ver-

*) Narrative of a years journey through Central- and Eastern-Arabia, 1862—63, by William Gifford Palgrave. London und Cambridge 1865, 2 Bde. Das Werk ist dem Andenken Carsten Niebuhrs gewidmet, „in honour of that intelligence and courage which first opened Arabia to Europe".

schwand; dann war wieder blendend heiterer Himmel. So lange der Simum wehete, war kein Sand oder Staub in der Luft; ich kann mir nicht erklären, woher die seltsame Dunkelheit rührte.

Im Süden der syrischen Wüste, von der Nähe des Todten Meeres quer über bis zum Euphrat, zieht sich ein breiter Wüstengürtel. Der Boden ist hart und steinig und selbst in der Winterzeit kommen nur sehr wenige Wasserquellen bis an die Oberfläche. Im Frühjahr ist das Land sehr dünn mit Gras und Kräutern bewachsen, im Sommer und Herbst aber absolut trocken; das Ganze ist eine höchst einförmige Wüstenei. Da oder dort steht wohl ein vereinzelter Fels, man sieht auch zuweilen eine Hügelgruppe. Diese Einöde ist der nördliche Abschnitt des großen Wüstenringes, welcher sich um Centralarabien herumzieht, der den Verkehr von diesem aus sowohl nach Syrien hin wie nach Bagdad so sehr erschwert und die Gestadeprovinzen Hedschâs, Yemen und Omân gewissermaßen abschneidet. In der Wüste liegen dann und wann Bodeneinsenkungen, theils länglich rund, theils in der Gestalt länglicher Thäler; dort ist der Boden etwas besser, Gras kann wachsen, und in diesen, allerdings immerhin sehr dürftigen Oasen halten sich die Beduinen auf. Solch eine Oase ist der Wadi Serhan, d. h. Thal des Wolfes, eine lange, gewundene Depression, die von Nordwest nach Südost zieht, einer langen Stufenleiter vergleichbar, deren oberes Ende bis Besra im Hauran in Syrien reicht, während das Ende in Dschauf liegt, das man als den Vorhof von Centralarabien betrachten kann. Diesen Weg nehmen die Handelskarawanen, welche überall in 10 bis 20 Fuß Tiefe Wasser finden können.

Die Provinz Dschauf ist eine länglich runde Depression, eine Oase von 60 bis 70 Miles Länge und 10 bis 12 Breite, zwischen der nördlichen Wüste, durch welche sie von Syrien und vom Euphrat geschieden wird, und der südlichen Wüste, dem sandigen Nefûd, welche zwischen dieser Oase und den ersten Bergen der centralarabischen Hochebene, dem Djebel Schomer, sich hindehnt.

Nefûd sind „Sandpässe", „Töchter der großen Wüste", wie die Araber sagen, und gleichen ihrer unliebenswürdigen Mutter nur allzusehr; man kann sie bezeichnen als Eingänge, Inlets, zu dem großen Sandoceane, welcher etwa ein Drittel der großen arabischen Halbinsel bedeckt. Sie reichen in das centrale, vergleichweise fruchtbare Centralplateau so tief hinein, daß sie an einigen Stellen dasselbe durchschneiden; sie gleichen der großen Dahna oder „rothen Wüste". Die Araber, welche mehr zum Localisiren als zum Generalisiren geneigt sind, zählen diese Sandpässe nach vielen Dutzenden, man kann sie aber füglich auf vier große Hauptläufe zurückführen, und wer das Centrum Arabiens durchreisen will, muß nothwendig zwei dieser Nefûd passiren; Palgrave durchwanderte deren drei.

Man kann Arabien bezeichnen als ein centrales Tafelland, das von einem Wüstenring umzogen wird; dieser ist sandig im Süden, Westen und Osten; dagegen im Norden steinig. Dieser umliegende Ring ist seinerseits umgürtel von einer zumeist niedrigen und unfruchtbaren Berglinie, welche jedoch in Yemen und in Omân eine beträchtliche Höhe und Breite erreicht und auch fruchtbar ist; zwischen ihr und dem Meere zieht sich dann ein schmaler, ebener Küstensaum hin. Die Oberfläche des mittlern Tafellandes nimmt etwas weniger als die Hälfte der arabischen Halbinsel ein, und seine Grenzen werden oft ganz genau durch die Windungen und Einläufe der Nefûd bestimmt. Wenn wir diesen centralen Hochländern (also dem Nedsched, um dieses Wort in seiner weitern Bedeutung zu gebrauchen) hinzufügen: Dschauf, Tavif, Djebel Asir, Yemen, Omân und Hasa, überhaupt die fruchtbaren Gegenden der äußeren Umkreisung, dann stellt sich heraus, daß Arabien etwa zwei Drittel anbaufähigen Bodens hat; das übrige Drittel ist und bleibt für alle Ewigkeit Wüste.

Palgrave hatte nun die Nefûd, die Sandpässe, zu durchwandern, einen, wie er sich ausdrückt, ungeheuern Ocean losen, röthlichen Sandes. Derselbe lag oft in hohen Ketten, die von Norden nach Süden einander parallel liefen, eine Welle nach der andern und zumeist etwa 300 Fuß hoch, mit abschüssigen Böschungen und rundlichen Kuppen; diese Hügel sind durch das Spiel der Wüstenwinde nach allen Richtungen hin eingerissen und eingefurcht. In der Tiefe ist es dem Reisenden, als sei er in eine Sandgrube gesperrt; auf allen Seiten starren ihm heiße Wälle entgegen. Wenn er aber mühsam sich bis zur Höhe emporgearbeitet hat, dann ist es ihm, als überblicke er eine feurige See, die unter dem Andrange eines starken Monsuns rothe Wellen schlage. Für die Glieder kein Rast, für das Auge kein Ruhepunkt; überall glühende Hitze und grelles Licht. Er wandert am klaren Sommertage über den losen heißen Boden, er sitzt auf ermüdeten, wankenden Kameelen; er hat Nachts nur wenige Stunden eines oftmals unterbrochenen Schlafes; er hat bei Tage keine Ruhe, weil kein Obdach vorhanden ist; er genießt nur wenig Speise und Trank; das ohnehin stark verdunstende Wasser in den Schläuchen ist warm; die Sonne durchglüht Alles dermaßen, daß man überall Brandgeruch zu verspüren glaubt und daß Alles, was man nur anrührt, an den Fingern gleichsam brennt. „Wenn das ewig dauerte, wäre es die leibhaftige Hölle"; so sprach ich zu meinem Gefährten Barakat; der aber gab keine Antwort. Auch die Beduinen waren schweigsam und zogen mühsam einer hinter dem andern her. Es war am 20. Juli des Jahres 1862. Während voller 24 Stunden hatten wir nur eine einzige Stunde Rast. Der Sand liegt an manchen Stellen 400 bis 600 Fuß hoch, manchmal ganz senkrecht abschüssig. Von Tag zu Tag wurde die Wüste grauenvoller; endlich sah man einen Strauch und auf demselben drei Sperlinge. Jetzt war das Schlimmste überstanden, und nach einem allerdings noch höchst anstrengenden Ritte wurde das Dorf Djobbah erreicht.

Am andern Tag erblickte Palgrave aus weiter Ferne die Höhen des Djebel Schomer, eine phantastisch aufgehäufte Bergmasse, die von grünen Thälern durchzogen wird. Beim Dorfe Lakitah wuchsen Bäume und die Felder waren eingefriedigt; ein erquickender Anblick nach einer solchen Wüstenreise. Bald war Hail erreicht.

Wir haben schon weiter oben gesagt, daß Palgrave etwa sechs Wochen lang in Hail (Hayel), der Hauptstadt des erst in unseren Tagen gegründeten Königreichs Djebel Schomer, verweilte. Die Stadt liegt unweit vom Centrum der Gebirge. Von Djobbah, also von Norden her, steigt die ganze Ebene allmälig an und zieht sich zwischen den Sierras hin, welche von Nordosten nach Südwesten durch zwei Drittel der obern Halbinsel hinlaufen und das Außenwerk des centralen Hochlandes bilden. Daher der Name Nedsched, wörtlich Hochland, im Gegensatze zur Küste und den außen liegenden, weniger hohen Provinzen.

Insgemein bezeichnet man als Nedsched die Region zwischen Djebel Schomer im Norden und der großen Wüste (Dahna) im Süden, von der äußersten Kette des Djebel

Tauîk im Osten, bis in die Nähe der nominell dem türkischen Sultan gehörenden Pilgerstraße (Derb et Hadsch) im Westen. Diese centrale Region bildet ein großes Parallelogramm, das sich in der Diagonale durch Mittelarabien hinzieht in der Richtung von Nordost zu Ost, nach Südwest zu West. Es wird von den Arabern eingetheilt in das obere Nedsched (Nedsched el aala) und das untere (Nedsched el auta); Djebel Schomer gilt für ein Anhängsel des Nedsched; Dschauf wird unbedingt nicht zu dem letztern gerechnet. —

Haïl ist eine blühende Stadt mit etwa 22,000 Einwohnern. Ueberall im Lande des Djebel Schomer herrscht Ruhe und Sicherheit, der Arzt aus Damaskus fand hier eine freundliche Aufnahme und machte dem Könige Telal seine Aufwartung; späterhin eröffnete er demselben aufrichtig, wer er sei und zu welchem Zwecke er in Arabien reise. Telal, Sohn Abdallahs, beherrscht das Land seit etwa 1845 mit Kraft und Weisheit; er gilt für das Muster eines arabischen Königs und ist weit entfernt, ein mohammedanischer Fanatiker zu sein. Er befördert den Handel, läßt nützliche Bauwerke ausführen, z. B. Waarenhallen, gräbt Brunnen, führt eine strenge, aber gerechte Verwaltung, hält die Beduinen im Zaume und hat sich von der Herrschaft der Wahhabis so ziemlich unabhängig gemacht. Thatsächlich ist er Gebieter über ganz Nordarabien, von Syrien bis Bagdad und bis an die Grenze von Nieder-Kasim; er ist „ein Mann von sehr großem Talent und politischem Geist; von unbedingter Toleranz, und sucht die Einwanderung sowohl schiitischer Mohammedaner als auch von Christen und Juden zu befördern". Ihnen allen versprach er vollkommene Glaubensfreiheit, und seine nun blühende Hauptstadt ist ein Mittelpunkt für den Handel geworden. Die Wahhabiregierung von Riad aber hat in Hail ihre Späher und läßt den freisinnigen König auf Tritt und Schritt überwachen; ist er doch so gottlos, daß er Tabak raucht, was bei den Wahhabis für eine Todsünde gilt. Um jedoch den Wahhabis keinen Anlaß zum Einmischen in die inneren Angelegenheiten seines Landes zu geben, hat er den öffentlichen Verkauf von Tabak verboten und seine Unterthanen sollen nur solche seidene Kleider tragen, die mit etwas Baumwolle gemischt sind. Trotzdem bezeichnen ihn die Fanatiker als einen Ungläubigen und seine Unterthanen werden von ihnen türkische Mautesel geschimpft. Er aber ist leutselig, jetzt etwa 40 Jahre alt, und regiert schon seit 20 Jahren sein Land vortrefflich.

Die ethnographischen Charakteristiken, welche Palgrave entwirft, sind klar und anschaulich. Er schildert zum Beispiel den Beduinenstamm der Solibah, die von den Grenzen Syriens bis in die innersten Thäler des Nedsched zerstreut leben. Sie sind überall dieselben und von anderen Beduinenstämmen leicht zu unterscheiden; man meint auch, daß ihre Vorfahren Christen gewesen seien und leitet ihren Namen von Salib, das Kreuz, ab. Sie nehmen niemals Antheil an den Streitigkeiten und Kriegen anderer Beduinen, und meiden auch jede eheliche Verbindung mit denselben, verkehren überhaupt mit ihnen so wenig als irgend möglich. Ihre Hauptbeschäftigung ist die Jagd auf Strauße und Gazellen, und darin thun sie es allen anderen Nomaden zuvor. Von Spuren positiven Christenthums hat Palgrave allerdings kaum etwas bemerken können, aber sie hegen einen ingrimmigen Haß gegen den Mohammedanismus; gleich anderen Beduinen vernachlässigen sie nicht bloß dessen Satzungen und Gebräuche, sondern verleugnen ihn ganz entschieden und offen. Offenbar sind sie nicht arabischer Abkunft, behaupten auch selber, daß sie aus dem Norden stammen. Sie haben eine helle Hautfarbe, offene freie Gesichtszüge und helle Augen, überhaupt mehr syrischen als arabischen Typus. Sie geben sich mit Heilkunst ab; diese letztere sei, wie die Mohammedaner meinen, ein Erbtheil der Christen.

Ueber die Araber äußert Palgrave Folgendes: Nicht selten ist die Ansicht ausgesprochen worden, die Araber des Innern seien, als Rasse genommen, unfähig, in praktischen und auf das rein Nützliche Bezug habenden Wissenschaften etwas Tüchtiges zu leisten, und überhaupt dem Fortschritt unzugänglich. Dem entspricht meine eigene Erfahrung keineswegs; ich bin im Gegentheil entschieden der Ueberzeugung, daß die Araber gerade zu praktischen Fertigkeiten eine ganz ausgesprochene Begabung haben, selbst „für das Dampfboot und die Eisenbahn", oder irgend eine andere Erfindung des 19. Jahrhunderts, komme sie auch aus Birmingham oder Sheffield. Aber sie sind in dem geistigen Wettkampfe zurückgeblieben, weil sie in keiner Verbindung mit den Völkern des Fortschritts stehen, und dann auch, weil der Mohammedanismus Alles, was er nicht geradezu tödtet, doch wenigstens lähmt. Wenn aber einmal Mekka und der Koran aus Arabien verschwänden, dann stände allerdings zu erwarten, daß die Araber eine keineswegs untergeordnete Stufe in der Civilisation erreichen würden. Ich weiß nicht, wie weit diese Bemerkung auf Türken und Perser anwendbar ist. Die ersteren haben als Heiden wie als Mohammedaner auf der Weltbühne weiter nichts gethan, als zu zerstören; etwas aufgebaut haben sie selten; in Literatur und Kunst ist von ihnen nie etwas geleistet worden. Die Perser erscheinen mir, so weit ihr Nationalcharakter in Frage kommt, durchaus und unrettbar verkommen und durchfault; verkommen sind sie in Religion, Dynastie und in allen ihren Einrichtungen. Ihr geistiger Einfluß auf das Morgenland ist allerdings groß gewesen, er hat aber nur Uebertreibungen in der Spekulation, schlechten Geschmack in der Literatur und Verkehrtheiten in der Kunst zu Wege gebracht. Die Perser sind allzeit wie ein Sauerteig für die Völker gewesen, mit denen sie in Berührung kamen, aber diesen Sauerteig würde selbst ein Liebig nicht von anfaulend und durchfaulend wirkenden Stoffen unterscheiden können. —

In Hail fand Palgrave allgemeine Erbitterung gegen die Wahhabis, die man auch vor ihm, der doch als Christ bekannt war, nicht verleugnete. Die Leute sind sehr laue Mohammedaner. Im obern Nedsched dagegen ist der Islam in alle Fasern des gesammten Lebens wie der einzelnen Menschen eingedrungen, und man meint es ernsthaft mit demselben; in Hail und Djebel Schammer überhaupt, sind die Gebete und Formeln nicht viel mehr als Höflichkeitsbezeigungen, an die man sich einmal gewöhnt hat; auch pflegt man nur in den Moscheen 2c. Gebrauch davon zu machen; sie sind weit mehr Sache der Klugheit als des Glaubens. In religiöser Beziehung ist hier Alles schwankend, und nimmt man das Ganze zusammen, so kann man es charakterisiren als viel Heidenthum, etwas Islamismus, sehr wenig Anhauch vom Christenthum und keinerlei Anhänglichkeit an ein bestimmtes Dogma.

Betrachtungen über Samuel Bakers Reise in den Quellgebieten des Nils.

Ueber die, in unserer vorigen Nummer (S. 287) mitgetheilten Ergebnisse der Forschungen Bakers in den Regionen des obern Nils, hat sich in England sofort eine lebhafte Controverse erhoben. Wir können nicht umhin, das Wesentliche aus derselben mitzutheilen; ohnehin werden die „Nilquellen" noch lange auf dem Tapet bleiben, denn bis jetzt haben wir immer nur erst einige Anfänge zur Lösung des großen Problems. Aber die Bahn ist einmal gebrochen und man wird nicht ruhen, bis das Räthsel der Jahrtausende aufgehört hat, ein solches zu sein.

Das Athenäum bringt in seiner Nummer vom 22. Juli (Nr. 1969) nicht weniger als drei Zuschriften über das „Nilmysterium". Die erste ist von dem eifrigen, sehr verdienten Forscher Charles Beke, dessen Lebensaufgabe es gleichsam gewesen ist, über das „Geheimniß" ins Klare zu kommen.

Baker, so sagt Beke, besuchte den See, welcher nordwestlich vom Nyanza und tiefer als dieser liegt. Er erreichte den „Lake Albert" bei Bacovia in 1° 14' N. und fuhr auf demselben nach Norden hin bis Magungo, 2° 16' N. Dort kam er an die Mündung des Flusses, welchen er, Spekes Meinung sich anschließend, Nil nennt, den aber die Eingebornen als Kivira bezeichnen. Er fuhr von Magungo ab ostwärts diesem Fluß 20 Miles weit aufwärts; dort wurde er an der Weiterfahrt durch einen mächtigen Wasserfall gehindert, und deßhalb setzte er seine Reise zu Lande weiter fort und zwar parallel mit dem Flusse, bis er an die Karuma-Katarakten gelangte, also zu dem Punkte, wo Speke und Grant den Fluß im November 1862 verließen.

Das ist Alles, was Baker in Bezug auf die Erforschung des Nilsystems gethan hat. Er weist nach, daß Speke Recht hatte, als er annahm, daß der aus dem Nyanza abströmende Fluß in den Luta Nzige falle. „Andererseits ist Baker so weit entfernt, die Ansicht zu erhärten oder zu beweisen, daß Spekes Nil, nämlich der Kivira, oder auch der obere Lauf des Flusses, welcher an Gondokoro vorüber fließt, der wahre Nil sei, daß eine genaue Interpretation seiner Angaben vielmehr das Gegentheil erweist. Allerdings sagt er, daß etwa 20 Miles nördlich von der Vereinigung des Nils bei Magungo, der Fluß aus dem großen Becken abströme (aus dem Luta Nzige) und dann seinen Lauf nach Gondokoro fortsetze. Aber damit meldet er weiter nichts, als was er auf Spekes Karte gefunden hat; nicht etwa das Ergebniß seiner persönlichen Erfahrung oder auch nur Mittheilungen, die er an Ort und Stelle von Eingebornen bekommen hätte."

Mittheilungen von Eingebornen, die bestimmt und genau sind, sagen im Gegentheil, daß von dem Punkt an, wo der Fluß (Kivira) in den Luta Nzige eintritt (und über diesen Punkt ist Baker nicht hinaus gekommen), dieser letztere (der See) sich etwa 40 Miles weit nach Nordwesten erstreckt und dann eine Biegung nach Westen macht, wo er nach und nach schmäler wird; wie weit er in dieser Richtung reicht, ist unbekannt (extent unknown). Das sind Bakers eigene Worte.

Nach eigener persönlicher Erfahrung versichert Baker, daß an der Ostseite des Luta Nzige, zwischen diesem und dem Nyanza, „der Abzug der Gewässer die Richtung von Osten nach Westen hat". Demgemäß würde es für die Wasser des Luta Nzige unmöglich sein, einen Rücklauf von Westen nach Osten zu machen, in einer Richtung, welche dem Abzug der Gewässer entgegengesetzt ist, und so den obern Lauf des bei Gondokoro vorüberfließenden Stromes zu bilden. Dieser letztere wird bei Gondokoro als Bahr el Abiad, d. h. Weißer Strom bezeichnet, d. h. als Nil, aber als Bahr el Djebel, d. h. Gebirgsstrom, erscheint er als der untere Lauf von Mianis Asoua, oder Spekes Assua.

In Bezug auf Bakers Erforschung des Luta Nzige, diese unabhängig von allem Andern betrachtet, drängt sich die Frage auf: wenn dieses große Wasserbecken mit dem Bahr el Djebel, diesem Flusse von Gondokoro, nicht in Verbindung steht, wohin geht dann der Abfluß auf diesem Luta Nzige? Die Antwort würde lauten: er geht in der allgemeinen Richtung, in welcher überhaupt die Gewässer jener Region ihren Abzug nehmen, das ist nach dem Nordende des „Sees", der ja, wie Baker sagt, und wie oben angeführt wurde, 40 Miles weit nach Nordwesten hinzieht und dann, in unbekannter Ausdehnung nach Westen hin.

Aus Bakers Mittheilungen über den Luta Nzige läßt sich folgern, daß derselbe nicht ein See in der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes, sondern vielmehr eine gigantische Erweiterung eines gewaltigen Stromes ist, der nach Norden und Westen hin fließt und sich mit dem Djur oder irgend einem andern der Hauptströme vereinigt, welche den Bahr el Gasal bilden, diesen großen westlichen Arm des ägyptischen Nils, und zwar westlich vom Bahr el Djebel. Mit anderen Worten: dieses Wasserbecken (angenommen, daß weiterhin nach Westen nicht noch ein größeres, uns noch unbekanntes liegt) ist der direkte Hauptstrom des gewaltigen, immer noch mysteriösen Nils, welcher nun, zum ersten Male, von Baker, aber nur bis 1° 14' N. erforscht worden ist. Aber Baker hatte keine Ahnung von der großen Wichtigkeit seiner Entdeckung.

Wenn das Obige richtig ist, dann folgt, daß der Luta Nzige keineswegs in demselben Verhältnisse zum Nyanza steht, wie die großen canadischen Seen oder manche Schweizerseen. Ein Hinweis auf die Seen an der italienischen Alpenseite würde ein besseres Analogon sein, z. B. der Po, welcher seine Zuflüsse aus verschiedenen Seen erhält, die untereinander nicht in Verbindung stehen, deren Abzüge aber als besondere Flußindividuen in der Richtung von Nordwest nach Südost dem Hauptstrome zueilen.

Aehnlich verhält es sich mit den Hauptzuflüssen des Nils, deren jeder durch einen besondern See strömt. Sie fließen nach Nordwesten hin zum Hauptstrome; dieser letztere läuft an der westlichen Flanke des Hochlandes hin und bildet die Senkung, die Rinne, in welche der Takazzi, der Bahr el Azrek, der Godscheb, der Telfi oder Sobat, der Schoaberri und welche andere Flüsse überhaupt, sich ergießen. Sein Wasserlauf ist träg und, wenn keine Hochwasserzeit, fast stehend. In der trockenen Jahreszeit wird sein Bett zumeist mehr aus einer Reihenfolge von Seen und Morästen bestehen, als ein regelmäßiges Bett eines laufenden Stromes bilden.

So schrieb Beke vor 19 Jahren; er beharrt auch heute noch bei seiner Meinung; nur bemerkt er verbessernd, daß der Schoaberri (Shol of Berri) kein unabhängiger Zufluß des Nils, sondern einer der Hauptströme des Sobat ist, und daß die neu entdeckten Assua und Kivira zu den „anderen Flüssen überhaupt“ gerechnet werden müssen.

Ein Vergleich der Seen und Zuflüsse des Po mit jenem des Nil ergibt, nach Beke, Folgendes: Der Bahr el Azrek oder Blaue Fluß kommt aus dem Tzana-See; er correspondirt mit dem Mincio, der aus dem Garda-See abfließt. — Der Sobat oder Godscheb kommt aus dem Uma-See; er correspondirt mit dem Oglio, einem Abflusse des Lago d'Iseo; — der Assua (Mianis Asciva) kommt aus dem (Krapfs) Baringo-See und entspricht der Adda, welche aus dem Comer-See abströmt. — Der Kivira (Spekes „Nil“) kommt aus dem Nyanza und entspricht dem Ticino, einem Abflusse des Lago Maggiore.

Dieser Vergleich zwischen Po und Nil läßt sich noch weiter durchführen. Der erstere erhält seine größte Wassermenge aus den ebengenannten Seen, welche von den aus den schneebedeckten Alpen herabkommenden Zuflüssen gespeist werden; aber der direkte Strom des Po hat seine Quelle in den cottischen Alpen. In gleicher Weise erhält der Nil ohne allen Zweifel seine Wassermenge hauptsächlich aus den verschiedenen, mit einander nicht im Zusammenhange stehenden Seen, in welche das Schneewasser von den „Mondgebirgen“ abfließt, welche die östliche Seite seines Stromgebietes bilden; und doch liegt, nach Baker, das Haupt des Luta Nzige, der direkte Hauptstrom des Nils, fern im Südwesten. Er sagt: „Sowohl König Kamrasi (in Unyoro) als die Eingebornen, versicherten, man wisse, daß der See sich bis in Rumanike's Land (also Karague), nach Westen hin ausdehne; aber von diesem Punkte, 1° 30′ S., nimmt er plötzlich eine Richtung nach Westen, wie weit aber, das wüßte man nicht.“

Nun sehen wir auf Spekes Karte, zwischen 1° 15′ und 2° S. einen kleinen See, den Rusizi, welcher vermöge des gleichnamigen Flusses mit dem großen Tanganyika-See in Verbindung gebracht wird. Baker rückt seinen Luta Nzige bis 1° 30′ S. hinauf und läßt Spekes Rusizi-See in seinem Nilbecken verschwimmen. Wenn nun Spekes Karte darin Recht hätte, daß der Rusizi einen Abfluß zum Tanganyika hat, so folgte nothwendig, daß auch der Tanganyika mit dem Luta Nzige in Verbindung stehen müßte. In diesem Falle müßte, wie Beke schon 1846 sagte, „der Tanganyika einfach der obere Lauf des Nils sein“, und dieser Schluß wäre nicht unverträglich mit der Nachricht, welche Baker erhielt, daß das Haupt, der Anfang, des Luta Nzige im Westen liege.

Hier kommen aber die Niveauverhältnisse der verschiedenen Seen ins Spiel (s. unten), und sie reichen hin, um gegen diese Annahme Bekes Zweifel zu erheben. Wir haben uns bis auf Weiteres mit der Annahme zu begnügen, daß, nach Baker, der Nil, südlich von 1° 30′ S., aus Westen herkomme; in welcher Richtung, sei nicht bekannt. Er sagt also genau dasselbe, was Herodot vor länger als 2000 Jahren sagte: „Es fließt aber der Nil von Abend und Sonnenuntergang her. Wie es von da an weiter geht, kann Niemand mit Gewißheit angeben.“ (II, 31.) —

So weit Beke. W. F. Ainsworth folgert aus Bakers Mittheilungen, daß der Luta Nzige zum Nyanza sich etwa ähnlich verhalte, wie der Gazellen-See zum Bahr el Abiad, welcher letztere (der Weiße Nil) durch jenen fließe. Der Tanganyika hat 1844, der Luta Nzige 2070 Fuß über dem Meeresspiegel; dieser kann also nicht eine Verlängerung des letztern und des Rusizi sein. Aber gewiß erhält der Luta Nzige Zuflüsse von Westen, Südwesten oder Süden her, und diese bilden nicht nur eine zweite Quelle des Nils, sondern liegen möglicherweise viel weiter nach Süden hin als das südliche Ende des Nyanza.

Desborough Cooleys Ansichten theilen wir in einer späteren Nummer mit.

Aus allen Erdtheilen.

Das Land an den Quellen des Tigris. J. G. Taylor, britischer Consul in Diarbekir, hielt über diesen Gegenstand einen Vortrag in der londoner geographischen Gesellschaft, welcher in den „Proceedings“ derselben mitgetheilt ist. Die ganze türkische Provinz Kurdistan in Kleinasien ist, mit Ausnahme des südlichen, an Mesopotamien grenzenden Theiles, von hohen Bergen, wellenförmigen Hochlanden und fruchtbaren, stark bewaldeten Thälern durchzogen, in denen viele Ruinen von Burgen liegen, die einst im Mittelalter eine große Rolle spielten. Einer der interessantesten Plätze, der von ihm besucht wurde, ist mit den Ruinen von Kurkh bedeckt, die etwa 14 Miles südöstlich von Diarbekir am rechten Ufer des Tigris liegen. Der große Hügel, welcher dort dem Reisenden in die Augen fällt, ist das Ueberbleibsel einer alten parthischen aus gut behauenen Basaltblöcken aufgeführten Burg. Die kleineren Hügel, in denen man Reste von Mosaiken fand, scheinen von einem Palaste herzurühren, der mit der Burg in Verbindung stand. Am nordwestlichen Ende des großen Hügels entdeckte Taylor zwei Steinplatten mit den Bildnissen assyrischer Könige, die an beiden Seiten mit Keilinschriften bedeckt waren. Nach H. Rawlinson entspricht die Lage von Kurkh dem alten „Tuskan“, dessen in den Inschriften des großen von Layard zu Nimrud ausgegrabenen Monolithen erwähnt wird. Auf demselben wird auch ganz entschieden eine der beiden erst jetzt entdeckten Steintafeln erwähnt. In Eggil, dem Ingbilene der Alten, einer pittoresken alterthümlichen Stadt an den Bergabhängen nördlich von Diarbekir, entdeckte Taylor an einem vorspringenden Felsen eine andere assyrische Figur nebst Inschriften, ebenso zwei andere wenige Meilen von der Hauptquelle des Tigris. Außerdem fand derselbe Forscher viele parthische Kunstwerke, unter Anderm ein sehr lebhaft dargestelltes Hochrelief eines Kriegers zu Pferde, sowie die Ruinen einer uralten christlichen Kirche.

Die vielen kleinen Flüsse, welche zusammen den hier Dibeneh Su genannten Hauptstrom des Tigris bilden, wurden von Taylor bei seinen nördlichen Streifzügen überschritten. Manche derselben liegen nur fünf Miles von Zuflüssen entfernt, die nach Norden zu in den Euphrat (Murad Su) fallen. Nach einem Lauf von drei Miles verliert sich der Hauptstrom des Tigris in eine tiefe Höhle und setzt auf eine Entfernung von zwei Miles unter der Erde fort, um in südöstlicher Richtung wieder hervor zu brechen und seinen Weg gegen Diarbekir fortzusetzen. Die vielen Felsmassen, welche in der Nähe der Höhle den Stromlauf unterbrechen und die übrig gebliebenen Felsbogen und Felsbrücken scheinen anzuzeigen, daß dieser Tunnel einst von größerer Ausdehnung war. Hierdurch wird auch der Bericht Strabo's, daß der Lauf des Tigris unter der Erde sehr lang sei, bestätigt.

An diese Mittheilungen anschließend, bemerkte H. Rawlinson, daß Taylor es gewesen, welcher Nachgrabungen angestellt habe in den alten Städten des südlichen Chaldäa, die viele Jahrhunderte älter als Niniveh und Babylon sind, und daß er die Alterthümer von dem „Ur der Chaldäer" nach England brachte. In Folge dessen ward er zum britischen Consul in Diarbekir ernannt, und den Aufenthalt in dieser Stadt benutzte er, um die hydrographischen Verhältnisse des Tigris-Quellgebietes zu erforschen, denn die Quellzuflüsse des Hauptarmes dieses Flusses waren bisher noch von keinem Europäer beschrieben worden. Gleich allen anderen großen Strömen entsteht der Tigris aus mehreren kleinen Bächen, welche zu zwei Hauptästen zusammen rinnen. Die Karte wird im Journal der londoner geographischen Gesellschaft erscheinen.

Die zwei bei Kurkh entdeckten assyrischen Denkmale sind von großer Wichtigkeit. Es sind Erinnerungstafeln, deren eine von Aschur-izir-pal, dem Erbauer des berühmten Nordwestpalastes zu Nimrud, die andere von dessen Sohn, dem Zeitgenossen des Judenkönigs Jehu, Salmanassar II. errichtet wurde. Ihr hauptsächlicher Werth besteht darin, daß sie die einzigen bisher bekannten Denkmäler sind, welche assyrische Könige in fremden Landen errichteten, um dort ihre Siege zu verewigen. Die beiden, leider unvollkommen erhaltenen Tafeln sind nun im britischen Museum aufgestellt.

Eine andere Entdeckung Taylors bestätigt, daß die gegenwärtige Entzifferungsweise der Keilschriften eine richtige ist. Da, wo der östliche Zweig des Tigris, der Dibeneh, Zubeneh oder Sophene aus seiner Höhle wieder ans Tageslicht hervortritt, fand er zwei Gedenktafeln assyrischer Könige in den Fels eingehauen. Auf dem berühmten Nimrudmonolithe, welcher die Annalen Aschur-izir-pals in Keilschrift trägt, findet sich eine Stelle, von der Taylor vor seiner Abreise nach Kurdistan keine Kenntniß hatte. In dieser Inschrift heißt es, daß Aschur-izir-pal während einer Expedition nach den Quellen des Zubeneh dort zwei Erinnerungstafeln vorfand, welche von früheren Monarchen zum Zeichen ihrer Besiegung der Bergvölker aufgestellt wurden. Eine derselben stammt von Tiglath Pileser I. (um 1120 v. Chr.) und die andere von Aschur-izir-pals unmittelbarem Vorgänger. Die fragliche Stelle besagt weiter, daß König Aschur-izir-pal, gerade wie seine Vorgänger, sein eigenes Bild in den Felsen einhauen ließ und so ein drittes Bild den beiden früheren hinzufügte. Taylor, der, wie schon bemerkt, von diesen Gedenktafeln nichts wußte, hat zwei derselben aufgefunden, die Tiglath Pilesers, mit dessen Bild und Titeln, und die Aschur-izir-pals. Er vermuthet, daß die dritte an der Seite der Höhle angebracht war, wo diese nun vom Tigris zerstört ist. So erhält unsere Kenntniß von den Keilinschriften durch diese Entdeckung die schönste Bestätigung, welche selbst die größten Zweifler zufrieden stellen muß. Das Bild Tiglath Pilesers ist das älteste bisher bekannte assyrische Porträtdenkmal.

Das Land, welches Taylor zwischen dem Taurus und Ararat durchforschte, war in früheren Zeiten von hoher Wichtigkeit; dort wurden viele Schlachten zwischen Römern und Persern in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung geschlagen. Durch dieses Land zog sich die Grenze zwischen den beiden Reichen, und fortwährende Belagerungen, Märsche und Scharmützel fanden statt, deren Geographie durch Taylors Reisen nun aufgeklärt wird. Man glaubte früher nicht, daß die Kreuzfahrer ihre Züge soweit östlich ausgedehnt hätten, wie dies jetzt Taylor nachgewiesen hat. Die englische Familie der Courtenays hat mehrere Generationen hindurch als Könige in Edessa regiert; unter ihnen war der berühmte Jocelyn von Courtenay, der von den Turkomanen in einem Gefecht gefangen wurde und mehrere Jahre im Schlosse Kharput, nicht weit von den Tigrisquellen, eingekerkert war, bis ihm seine Flucht nach Edessa gelang. Edessa heißt jetzt Orfa, was eine Corruption aus Roha, Urhöi, Callirhoe ist. Mit Ur hat es nichts zu schaffen. Das „Ur der Chaldäer" liegt weiter südlich, nahe an der Vereinigung des Euphrat und Tigris.

Die Erforschung Palästina's. In England hat sich eine Gesellschaft zu diesem Zwecke gebildet, an deren Spitze, außer verschiedenen anderen Würdenträgern der Kirche, der Erzbischof von York steht. Sie führt den Namen „Palestine exploration fund" und will das heilige Land mit Rücksicht auf die Bibel nach allen Seiten hin genau erforschen. Die Archäologie, Sitten und Gebräuche des Volkes, die Topographie, Geologie und Naturgeschichte sollen von Fachgelehrten, deren jeder 800 Pfund jährliche Besoldung erhält, untersucht und geschildert werden. Jerusalem allein wird für den Archäologen schon ein ergiebiges Feld sein, denn unter den 60 Fuß Schutt, welcher den größten Theil der alten Stadt bedeckt, wird viel Neues entdeckt und über Altes Auskunft gefunden werden. Der Berg Zion, der Umfang der Tempelmauern, der Palast des Herodes, die Thürme des Hippicus und Psephinus sollen aufgesucht werden. Außer der heiligen Stadt bietet das Land selbst noch eine Menge Orte, die im Interesse der biblischen Geschichte genau bestimmt werden müssen: der Berg Garizim, wo Abraham opferte und wo das Heiligthum der Samaritaner stand, das Thal Sichem, wo sich Jakob zuerst niederließ, Samaria, wohin die Tradition das Grab Johannes des Täufers verlegt, die berühmten römischen Städte Cäsarea und Antipatris, die Häfen von Jamnia und Gaza, Josua's Grab bei Tibnah, das Thal des Jordan &c. sollen untersucht werden.

In Bezug auf Sitten und Gebräuche der Einwohner soll ein Werk, wie Lanes „Modern Egyptians" herausgegeben werden. Viele der alten Gewohnheiten und Sitten verschwinden allmälig vor dem mächtigen Einflusse der westlichen Civilisation. Aber gerade aus ihnen läßt sich Manches zurückschließen auf Angaben der Bibel, die uns jetzt unklar erscheinen, denn es ist Manches in Sitte und Brauch erhalten geblieben, was sich in der Bibel vorfindet.

Auch die Topographie soll nicht leer ausgehen. Von der Küstenlinie besitzt man nach den neusten englischen Admiralitätskarten allerdings gute Aufnahmen, allein vom Innern des Landes kann man dies keineswegs sagen. Die Hauptpunkte müssen noch genau bestimmt werden; namentlich fehlen Höhenmessungen; so ist die Höhe des Sees von Galiläa bis auf 300 Fuß ungewiß, der Lauf der alten Straßen und ihre Beziehung zu den neuen Wegen ganz unbekannt.

Die Geologie Palästina's bietet viel Interesse dar, und gerade hierin ist unsre Kenntniß am lückenhaftesten. Weiß man doch noch nicht, ob die vulkanischen Erhebungen rings um das Todte Meer in historischer Zeit oder früher entstanden. Auf den Untergang Sodoms und Gomorrahs könnte hierdurch Licht geworfen werden. Für Botanik, Zoologie und Meteorologie sollen auch eigene Fachgelehrte angestellt werden. Das nöthige Geld wird bei dem Interesse, welches sich diesem Gegenstande zuwendet, in England bald zusammen kommen.

Australien der älteste Continent. Es sind vor Kurzem in England zwei Werke erschienen, die nahezu denselben Titel führen und denselben Gegenstand, die Entdeckungsgeschichte Australiens, behandeln: A History of Discovery and Exploration of Australia by J. E. Tenison Woods und The History of Discovery in Australia, Tasmania and New Zealand by W. Howitt. Das Athenäum Nr. 1958 knüpft an seine Kritik über die vorstehenden Werke folgende Bemerkungen:

Es sind nun mehr als 300 Jahre verflossen, seit die Europäer Küstenstrecken Australiens sahen, und doch kennen wir auch heute noch von diesem Continente wenig mehr als den Küstenrand. Westlich vom Central-Mount-Stuart erscheint auf unseren Karten noch ein großer weißer Fleck, und auf 12½ Grad Breite und Länge dehnt sich hier ein Raum aus, von dem wir fast gar nichts wissen. A. Gregory beschreibt die Nordseite und sein Bruder die Nordwestseite desselben als eine Wüste. Stuart fand an der Westseite große Mengen Spinifexgras und Gumbäume. Eyre stieß an der West- und Südseite gleichfalls auf diese Wüste und ward am weitern Vordringen gehindert. Sie ist ein sandiges Tafelland, das sich an der Westseite 3000 Fuß über die Meeresfläche erhebt und nach dem Torrenssee zu abfällt, der selbst kaum über dem Meeresspiegel erhaben liegt. Vom Torrenssee und Eyresee an steigt das Land wieder, erst in einer Kette, dann in einer Reihenfolge von Terrassen. Diese Erhebung endet zuletzt in der hohen Bergkette der Ostküste. Wir können daher den Continent als an beiden Seiten aufgestülpt betrachten, in der Mitte ist er dagegen wie ein Trog niedergedrückt. Der Busen von Carpentaria bildet den nördlichen Theil, der innere Theil von Spencers Bay den südlichen. Da jedoch auch der nördliche Theil aufgestülpt ist, so erstreckt sich die Mulde nicht durch den ganzen Continent.

In der Osthälfte des Tafellandes sind die meisten Entdeckungsreisen ausgeführt worden. Dort ist auch der Boden besser, ein großer Theil desselben ist leidlich bewässert, und wahrscheinlich die Hälfte (?) eignet sich zu Weidezwecken. Sehr ausgedehnte Strecken Landes dagegen sind für allen menschlichen Gebrauch gänzlich nutzlos. Abgesehen von dem trocknen Klima, besteht der Boden nur aus einem rothen Driftsande, welcher von dem eisenschüssigen tertiären Sandsteine herrührt, der über ganz Australien nackt verbreitet ist. Durch seine Zersetzung sind die über die Ebene zerstreuten, dauerhaften Bruchstücke entstanden, welche das Reisen so ungemein beschwerlich machen. Ausnahmen

von dieser Regel bilden die fruchtbaren Flußthäler und die Umgebung basaltischer Gesteine.

Die Vegetation, welche über diesen eigenthümlichen Continent verbreitet ist, wird in keinem andern Theile der Erde wieder gefunden und fordert zu eingehenden Betrachtungen auf. Professor Unger (in Wien) hat in seiner interessanten Schrift „Neu-Holland in Europa" nachgewiesen, daß zur Zeit des Anbeginns unsrer geologischen Epoche, in der Eocenperiode, die Vegetation Europa's etwa denselben Charakter hatte, welchen die Pflanzen Australiens und der umliegenden Inseln heutzutage aufweisen und daß, folgerichtig, damals der ganze Zustand Europa's, Boden, Klima, Winde so gewesen sein müssen, wie wir sie jetzt bei unseren Antipoden finden; — ferner: daß in vorgeschichtlicher Zeit durch Asien ein direkter Zusammenhang zwischen diesen beiden Erdtheilen bestanden haben muß und daß, während die Eocenvegetation Europa's jetzt nur im fossilen Zustande aufgefunden wird, die Flora Australiens eben seit jener Zeit ihren Charakter unverändert bewahrt hat. Sie ist also die älteste und ehrwürdigste Flora der ganzen Erdoberfläche. Die Thatsachen, welche Unger zur Begründung seiner Ansicht beibringt, können nicht umgestoßen werden. Er stellt die fossilen Pflanzen aus Tyrol, Böhmen und Norditalien mit jetzt lebenden aus Australien zusammen, und die Aehnlichkeit ist in vielen Fällen so täuschend, daß man die fossilen europäischen Abdrücke als von australischen Pflanzen herrührend annehmen könnte. Unter den Versteinerungen findet man die Gumbäume oder Eucalypten, die Epacriden und blätterlosen Akazien und eine lange Reihe von Formen, die zu den charakteristischen australischen Ordnungen der Proteaceae, Santalaceae und Monimiaceae gehören.

Australien ist hiernach nicht der jüngste, sondern der älteste Continent; es ist nicht „neu geboren", sondern steht im Greisenalter und wankt dem Grabe zu. Das wird, nach Unger, nicht nur durch Flora und Fauna bewiesen, sondern selbst durch die Geologie. In dieser finden wir Anhaltspunkte dafür, daß sich für Australien große Veränderungen vorbereiten. Man weiß, daß die riffbauenden Korallen, welche Neuholland und die nahe liegenden Inseln umgeben, nur da in bedeutender Menge wachsen, wo der Boden allmälig sinkt. Dies wäre an und für sich schon ein ominöses Zeichen, aber der ganze Zustand des Continentes, der wüstenartige Charakter des Innern, die große Menge der Salzseen, die Flüsse, welche in Sümpfe auslaufen, beweisen einen herannahenden geologischen Wechsel, der jedoch, zum Glücke für die Colonisten, erst in tausenden von Jahren eintreten dürfte.

Buschfeuer in der australischen Colonie Victoria. Die melbourner deutsche Zeitung „Germania" vom 23. März 1865 schreibt:

„Das Thermometer stieg in Melbourne auf 101° (31° R.) und in Sandhurst auf 106° im Schatten gegen Süden. Ausgedehnte Buschfeuer haben in den Umgebungen von Geelong, Daylesford (wo der Bullarook-Forrest in Brand gerieth), Buninyong, Sandhurst und Ballarat bedeutenden Schaden angerichtet. Zwischen Geelong und Ballarat war eine ganze Linie von Buschfeuern, wodurch eine Menge Wohnungen zerstört wurden. Auf der Eisenbahnstrecke zwischen Taradale und Elphinstone ist die Einzäunung der Bahn auf einer Länge von mehr als zwei Meilen niedergebrannt. Die Farm des Herrn Reynolds bei Taradale ist gänzlich vernichtet, und nur mit großer Anstrengung gelang es, den ganzen Ort vor einem gleichen Unglück zu bewahren. Ungefähr 18 Gebäude, welche sich zwischen dem Mount Alexander und der Junction befanden, sind gänzlich zerstört. Castlemaine war in der Nacht vom 27. auf den 28. Februar von einem förmlichen Flammengürtel umgeben. Eine Menge Eigenthumsbesitzer in dieser Gegend haben mehr oder weniger Schaden erlitten, und ein Kind des Herrn Thomas ist in den Flammen umgekommen. — Zwischen Carlsruhe und Kyneton, gegen den Baldhill zu, brannte der Busch schon länger als eine Woche und hat hier Wohnhäuser und Farmen zerstört. Von Herrn Martins prachtvoller Besitzung, bekannt unter dem Namen „Rosemary Garden", ist keine Spur mehr vorhanden. — Auf der Eisenbahnlinie von Sandhurst nach Echuca brannte auf der Strecke zwischen Runnymede nach Goornong in einer Distanz von 11 Meilen der Busch auf beiden Seiten. — Bei Geelong war der Wald auf dem Mount Moriac in Brand gerathen, und das Feuer verbreitete sich in die Ebene hinab, Alles, was es erreichte, zerstörend. Auch in Learmonth, Happy Valley, Mount Bolton, Burrumbeet, Burnbank, Smeaton, Spring-Gully, Mount Prospect und Bullarook ist viel Eigenthum zerstört worden."

Die Verbreitung der Polyandrie. Ueber diesen höchst interessanten Gegenstand handelt John F. M'Lennan in seinem neuen Werke: **Primitive Marriage: an Inquiry into the Origin of the Form of Capture in Marriage Ceremonies** (Edinburgh. Black 1865). Vielmännerei herrscht in ganz Tibet, sie ist weitverbreitet in den Gegenden am Himalaya, welche an Tibet grenzen; ebenso im Thale von Kaschmir, unter den Spiti in Ladak, in Kistewar und Sirmor. Sie kommt vor unter den Telingas, in den Siwalikbergen und bei den Kasia. Untrügliche Zeichen, daß sie noch bis vor Kurzem bestand, finden sich in Gerwhal, Sylhet und Kaschar. Weiter südlich in Indien herrscht Polyandrie unter den Tudas der Nilgherriesberge, den Kurgs von Mysore (Maissur) und den Naies, den Maleres und Poleres in Malabar. Wir finden sie auf Ceylon, früher war sie auch in Neuseeland und auf zwei anderen Inseln des Stillen Oceans vorhanden. Wenden wir uns nördlich, so tritt sie uns auf den Aleutischen Inseln entgegen und bei den Korjäken im Norden der Ochotskischen See. Gehen wir im russischen Reiche weiter nach Westen hin, so begegnen wir ihr bei den saporogischen Kosaken und haben nun die Polyandrie schon um den halben Erdkreis begleitet; sie zeigt sich aber auch in verschiedenen Theilen Afrika's und Amerika's. Humboldt erzählt, daß er sie unter den Stämmen am Orinoko fand, und daß sie früher auf Lancerote, einer der Canarischen Inseln, im Schwange war.

In alten Zeiten war ihre Ausbreitung noch eine weit größere. Tacitus erwähnt Spuren derselben bei den alten Germanen. Und während in einigen Theilen Mediens, nach Strabo, Vielweiberei durch bestimmte Gesetze geboten war, da jeder Mann mindestens sieben Frauen halten mußte, hatten im Gegensatze dazu in anderen Gegenden dieses Reiches die Weiber mehrere Männer und blickten mit Stolz auf diejenigen herab, die weniger als sie hatten. Nach Cäsar war die Polyandrie auch den alten Briten bekannt. Unleugbare Zeugnisse für ihr Vorhandensein unter den Pikten lassen sich beibringen. Es weisen ferner die Hindutraditionen darauf hin, und die Geten in Transoxiana kannten sie gleichfalls.

Die rohere Form der Polyandrie ist diejenige, in welcher die Männer nicht Brüder sind; weniger roh ist diejenige, wo mehrere Brüder die Frau gemeinschaftlich besitzen. Die Polyandrie der Kasias, der Nairs und der saporogischen Kosaken gehört zu der rohern Form. Zweifelhaft ist die Form der Polyandrie auf den Aleuten und bei den Korjäken. Aber in allen anderen Fällen, wo Polyandrie vorkommt, herrscht sie unter den niederen Klassen in dieser rohern Form, ausgenommen in Tibet, wo die Männer immer zugleich auch Brüder sind, und in Malabar, wo sie allgemein vorkommt, nur nicht unter den Brahminen. Unter der hohen Kaste der Naies hat man die rohere, unter den tiefer stehenden Firs, Maleres und Poleres die höhere Form

---

Die klimatischen Verhältnisse von Corfu. Corfu, Scheria — auch Phaeacia bei Homer, der Sichelform seiner Umrisse wegen „Drepane" genannt, bei den Griechen und Römern als Corcyra bekannt — liegt unter dem 39° 37′ nördl. Br. und 19° 15′ östl. Länge, an der Grenze des Adriatischen und Mittelländischen Meeres, nur durch einen, an seiner engsten Stelle zwei Meilen breiten Kanal von den steilen, kahlen Bergen des albanesischen Festlandes, dem ehemaligen Epirus, getrennt. Die Länge der Insel beträgt ungefähr 35 geographische Meilen, die Breite am Nordostende etwa 12. Der Flächeninhalt wird auf 80 Geviertmeilen berechnet. Zwei Hauptgebirgszüge lassen sich auf der Insel unterscheiden, von denen der eine von Norden gegen Süden verläuft, der andere sich in seiner Hauptrichtung von Osten nach Westen erstreckt. Der höchste Punkt des ersten Gebirgszuges ist der Monte St. Decca (2000′ üb. d. Wasserspiegel); den andern Höhenzug, der gegen Nord und Süd zahlreiche Ausläufer sendet, beherrscht der St. Salvatore mit 2800′. Die Stadt Corfu und deren Umgebung liegt in dem flachsten, wenig über das Niveau des Meeres erhobenen District, „Mezzo" genannt, gleichsam in einem Kessel, dessen Wände im Norden von dem Höhenzuge des St. Salvatore, im Westen und Südwesten von dem des St. Decca, im Nordosten und Osten von den nahen albanesischen Bergen gebildet werden. Nur im Süden und Südosten entbehrt dieser Kessel des Bergschutzes.

Zu neuester Zeit ist Corfu in sanitärer Hinsicht als Aufenthaltsort für Lungenkranke vielfach empfohlen worden, und namentlich der Besuch der Kaiserin von Oesterreich dort veranlaßte den Korvettenarzt Dr. Winternitz, die klimatischen Verhältnisse der Insel zu studiren. Die Resultate seiner Arbeit sind in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft 1863 niedergelegt. Es sind folgende: der Barometerstand ergibt im Mittel aus 22 Jahren, in englischen Zollen

ausgedrückt, für das Jahr im Maximum 30" 23, im Medium 29" 90, im Minimum 29" 51, Differenz 0" 72. Dieser Barometerstand kann im Durchschnitte als ein ziemlich hoher, dem Menschen sehr zusagender betrachtet werden, denn in dem wegen seines gesunden Klimas berühmten Madeira beträgt er nur 29" 80 im Mittel. Sommer und Herbst zeigen in Corfu die constanteste, Frühling und Winter die unbeständigste Witterung.

Die Temperaturverhältnisse sind folgende nach Réaumurs Skala: Jahresmittel 13,33°, Winter 7,65°, Frühling 12,14°, Sommer 19,84° und Herbst 14,51°. Corfu stimmt hierin mit Palermo ziemlich überein. Es zeigt sich ein Seeklima mit niedriger Frühjahrs- und hoher Herbsttemperatur. Die heißesten Tage fallen für Corfu auf Juli und August, und in vielen Jahren sieht man die Thermometersäule im Mittel über 22°,30 sich erheben. Auch der Monat Juni hat im Allgemeinen sehr drückende Hitze, da Windstillen in diesem Monate häufig sind. In den Wintermonaten wechseln die Thermometerzustände sehr rasch nach den herrschenden Winden, so daß von empfindlicher Kälte zu nahezu lästiger Wärme oft mehrmals im Tage der Wechsel eintritt.

Die Anzahl der Regentage während eines Jahres beträgt in Corfu 98,3. Sie vertheilen sich folgendermaßen: Winter 32,1, Frühling 28,3, Sommer 7,3, Herbst 30,6. Die Menge des Niederschlags beträgt 42,69 englische Zoll im Jahre, und zwar im Winter 17,30, im Frühling 7,76, im Sommer 2,79, im Herbst 14,84. Winter und Herbst nehmen zwei Drittel aller Regentage ein; im Sommer ist der Regenfall verschwindend. Die meisten Regentage haben der November, Dezember und Februar; am seltensten regnet es im Juli und August. Die größte Niederschlagsmenge findet im Januar statt (beinahe 7").

Gewitter rechnet man durchschnittlich auf das Jahr 25. Unter den Winden herrscht der Südostwind vor, welcher 134mal im Durchschnitt weht. Der Nordwest tritt 77mal ein; der Nordwind 42mal. Selten weht der Süd; sehr selten der Ostwind. Der Südost ist der Scirocco, welcher im ganzen Gebiete des Mittelmeers berüchtigt ist. Die Luft ist dann derart mit Feuchtigkeit überladen, daß sie die Transpiration der Haut und Lungen hindert. Hitzegefühl, Abgespanntheit, Mattigkeit, Unfähigkeit zu geistiger, wie körperlicher Arbeit sind die Folgen.

Die Hauptschattenseite des Klimas von Corfu ist seine große Unbeständigkeit, die sich in der Verschiedenheit der klimatischen Constitution ganzer Jahre, Jahreszeiten, Monate und Tage äußert.

Die Religionssekte der Lippowaner in der Bukowina. Die letzte österreichische Volkszählung gibt unter der Rubrik „sonstige Glaubensgenossen" 3500 Personen an, über deren Religionsbekenntniß nur Vermuthungen laut geworden sind. F. v. Goehlert hat sich die Mühe genommen, diesen Sekten nachzuspüren und die interessanten Ergebnisse seiner Untersuchungen zu veröffentlichen. Sein Bericht ward der k. k. geographischen Gesellschaft am 11. April 1863 vorgelegt. Nach ihm fallen unter jene Rubrik die Lippowaner, die Mennoniten, die Johannesbrüder oder Neu-Salemiten, die Deutschkatholiken und die Nazarener oder Nachfolger Christi.

Am zahlreichsten sind die in der Bukowina lebenden Lippowaner oder eigentlich Philippowaner, ein Zweig der vielgespaltenen Starowierzen (Altgläubigen) Rußlands. Sie wanderten in den Jahren 1774 bis 1784 aus der Moldau und aus Bessarabien in die Bukowina ein und gründeten daselbst die Colonien Mitoka, Klimoutz und Bialokrynica, denen sich später noch zwei andere Ortschaften zugesellten. Ihre Zahl beträgt 2942 Individuen. Was die religiösen Grundsätze dieser Sekte betrifft, so theilen sie sich in zwei Parteien: in die priesterlichen (Popowci) und die priesterlosen (Bezpopowci) Lippowaner, indem die letzteren behaupten, daß es seit der von dem Patriarchen Nikon zu Moskau im Jahre 1666 eingeführten Verbesserung der slavischen Kirchenbücher keine rechtmäßigen Bischöfe und Priester mehr gebe. Die Priesterlosen glauben zwar auch an den ganzen Umfang der griechisch nicht unirten Glaubenslehre, haben jedoch statt der Popen Kirchensänger (Daskal), welche die gottesdienstlichen Handlungen verrichten und die heiligen Sakramente, wovon sie jedoch nur die Taufe und Buße anerkennen, austheilen. In neuerer Zeit ist unter denselben eine weitere Spannung in Bezug auf die Ehe eingetreten, indem die eine Partei behauptet, daß die Ehe ein ohne besondere Förmlichkeiten zu schließendes und aufzulösendes Bündniß sei. Die Sekte der Bezpopowcen kommt in Klimoutz und Mychodra in der Anzahl von 1300 Seelen vor.

Die Popowcen, welche die bischöfliche und priesterliche Würde nicht für erloschen betrachten, halten an den alten Kirchenbüchern und vornikonischen Gebräuchen fest und haben in Bialokrynica ein Mönchs- und Nonnenkloster, welches der Sitz ihres Weihbischofs ist, der ihnen im Jahre 1844 mit der Verpflichtung bewilligt wurde, seinen Nachfolger noch bei Lebzeiten zu weihen. Ihre Zahl beträgt 1700 Seelen.

Die Lippowaner werden im Allgemeinen als ehrliche und betriebsame Leute geschildert, welche ihren alten Sitten und Gebräuchen treu anhängen. Ihr ganzes Leben ist so innig mit ihren religiösen Anschauungen verwebt, daß sie jede Neuerung als mit dem Bann belegt betrachten. Sie leben deshalb in strenger Abgeschlossenheit von allen anderen Glaubensgenossen und stellen jeder neuen Einrichtung wie Kuhpockenimpfung, Todtenschau, der Errichtung von Volksschulen und Einführung von neuen Büchern hartnäckigen Widerstand entgegen. Nur bei äußeren Krankheiten suchen sie ärztliche Hülfe. Der Eid ist nach ihren Religionsbegriffen nicht gestattet. Sie rechnen ferner das Genießen geistiger Getränke, des Kaffees und Thees, das Rasiren des Bartes, das Schnupfen und Rauchen des Tabaks zu den Todsünden und verbieten überhaupt jede Aenderung in der Nahrung und Kleidung. Sie verabscheuen die Hunde, halten aber die Störche in Ehren. Zu den Eigenthümlichkeiten dieser Sekte gehört noch, daß sie sich bei ihren Tanzunterhaltungen keiner Musik, sondern nur des Pfeifens und Singens bedienen. Sie haben sich auch bis jetzt noch nicht zu der Annahme bleibender Familiennamen bequemt. Es fügt blos der Sohn seinem eigenen Namen den des Vaters bei, z. B. Peter Iwanow, Peter, der Sohn Iwans.

England und Wales 1831 und 1864. Die „Times" vom 5. Mai 1865 gibt einige statistische Daten, die den großen materiellen Aufschwung, welchen England in den letzten 30 Jahren genommen, lebhaft zur Anschauung bringen. In die Sparkassen wurden 1831 eingezahlt 12,677,163 Pfd. Sterl., 1864 dagegen: 34,650,298 Pfd. Sterl. Die Briefe, welche 1839 der Post übergeben wurden, betrugen 59,983,000, im vergangenen Jahre dagegen 560,321,000 oder eine Zunahme von 834 Procent. 1831 ward für Arme 6,798,889 Pfd. Sterl. verausgabt und 1864: 6,527,036 Pfd. Sterl., was einer Verringerung um nur vier Procent entspricht. 1831 wurden 19,647 Personen gerichtlich verurtheilt und im letzten Jahre 19,506, also beinahe die gleiche Anzahl, was jedoch gegenüber der vermehrten Bevölkerung einer Verminderung gleichkommt. 1831 waren 74 Miles Eisenbahnen dem Verkehr eröffnet, 1863 schon 8568 Miles. In dem zuerst genannten Jahre betrug das in den Eisenbahnen angelegte Kapital 1,286,700 Pfd. Sterl., 1863 dagegen 322,237,978 Pfd. Sterl. Der Gesammtwerth der Einfuhren hat sich um 250 Procent, der der Ausfuhren um 377 Procent vermehrt. Der Verbrauch von Thee hat um 195, von Kaffee um 38, von Zucker um 119, von Wein um 84, von Malz um 32 Procent zugenommen.

Schulbildung in Mecklenburg. Im neuesten Hefte der vom statistischen Bureau zu Schwerin herausgegebenen „Beiträge zur Statistik Mecklenburgs" findet sich eine schätzenswerthe Arbeit über den Bildungszustand der von 1853 bis 1862 eingestellten Rekruten, welcher bekanntlich der sicherste Maßstab für die Schulbildung eines ganzen Volkes ist. Von je 100 eingestellten Rekruten hatten in den Städten 70, im Dominium 90 und in der Ritterschaft sogar 94 eine mangelhafte oder gar keine Schulbildung. In der Ritterschaft konnten 39 Procent der eingestellten Rekruten weder lesen, noch schreiben, noch rechnen. Das Gesammtresultat für das ganze Land ist, daß Schulbildung hatten 15, eine mangelhafte 59 und gar keine 26 Procent! Es hatten also 85 Procent der eingestellten Rekruten nicht die nothdürftigste Bildung. Welchen Schatten werfen diese einfachen Zahlen auf die Zustände Mecklenburgs, wenn man sie mit denen der übrigen deutschen Staaten vergleicht! Der Skandal ist geradezu abscheulich; in Mecklenburg sehen wir die platte, nackte Barbarei. Was thut die „Geistlichkeit", unter welcher das Schulwesen steht, um solchen urobotritischen, ja skythischen Zuständen abzuhelfen?

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Karl Martins Schilderung des Archipels von Spitzbergen.

Der Nordpol und das Polarmeer. — Lage von Spitzbergen. — Beschaffenheit des Archipelagus; die verschiedenen Inseln. — Klima; Kältepol, Schnee und Eis; Temperaturen. — Das Nordlicht. — Die Polarnacht. — Die Gletscher, ihre Bildung und Verbreitung. — Gletschergrotte. — Moränen. — Geologisches. — Der Pflanzenwuchs und die Thierwelt. Seevögel.

Seit einer Reihe von Monaten ist wieder viel die Rede vom Nordpol und der Möglichkeit, denselben zu erreichen. Man streitet abermals hin und her, ob ein großer, schiffbarer, arktischer Ocean und ein offenes Wasser vorhanden sei, daß man in der Umgegend des Pols nur größere oder kleinere Wasserstrecken finden werde, die aber nicht beständig seien, sondern in verschiedenen Jahren wechseln, sich verschieben, bald da, bald dort gefunden werden; es verhalte



Ansichten der Magdalenbay auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Foulquier.)

vermittelst dessen man zum Pole vordringen könne. So viel aber ist ausgemacht, daß wir diesen vermeintlich offenen Meerestheil am Nordpole noch nicht kennen, auch sind die praktischen Seeleute, welche aus eigener Anschauung über die hohen nordischen Gewässer urtheilen können, darüber sehr verschiedener Ansicht. Einige nehmen ein offenes Polarmeer an, andere meinen, daß ein solches nicht da sei, und sich mit dem Eis und dem offenen Wasser in der Nähe des Pols wie anderwärts im Eismeer überhaupt.

Diejenigen, welche die Hypothese aufstellen, daß man den Nordpol erreichen könne, sind gleichfalls nicht einig, auf welchem Wege man dahin gelangen solle und könne. Die Einen sagen, man müsse in die Baffinsbay, in die Smithsstraße und in den Kennedy-Kanal hineinfahren,

an dessen Ende Morton, einst Kane's Begleiter, ein offenes Polarmeer gefunden haben will. Dieser Behauptung Mortons ist aber mehr als ein Hydrograph, z. B. Rink, entgegen getreten; sicher ist, daß man nicht weiß, ob Mortons offenes Polarmeer in der That ein solches oder nur eine zeitweilig offene Wasserstelle sei.

Andere haben gemeint, man könne möglicherweise bis zum Pole vordringen, wenn man über Spitzbergen hinausfahre; dort werde man die Wasser- und Eisverhältnisse nicht ungünstig finden und dürfe sich der Hoffnung hingeben, in dieser Richtung das Ziel zu erreichen, obwohl Eduard Parry ohne Erfolg hat umkehren müssen. Wir haben die verschiedenen Ansichten mehrfach erwähnt (Globus VIII, S. 47, 96 und 118) und gehen heute nicht wieder auf dieselben ein. Bisher handelt es sich nur um Ansichten, Meinungen und Muthmaßungen, die von einer Seite her aufgestellt und vertheidigt, von einer andern her bestritten werden. Sollte, was bis jetzt sehr ungewiß erscheint, eine Expedition zur Aufsuchung des Nordpols ausgerüstet werden, dann würde sich zeigen, wer Recht gehabt hat; am besten wäre es, wenn man deren gleich zwei abgehen ließe, eine für den Kennedy-Kanal, eine andere für den Weg über Spitzbergen; man käme dann auf einmal über die Sache ins Klare, und das Streiten hin und her würde ein Ende nehmen.

Wie dem aber auch sein möge, durch die Polarschifffahrtsprojekte ist die öffentliche Aufmerksamkeit wieder auf Spitzbergen hingelenkt worden. Es trifft sich sehr günstig, daß wir in den neuesten Lieferungen des „Le tour du Monde (Nr. 287 und 288) eine vortreffliche Arbeit über den Archipelagus von Spitzbergen finden. Sie ist von K. Martins, welcher 1838 bis 1839 mit dem französischen Entdeckungsschiffe Recherche denselben besuchte. Wir entnehmen ihr die nachfolgenden Mittheilungen.

Spitzbergen liegt im Meridian Centraleuropas und der skandinavischen Halbinsel, zwischen 76° 30' und 80° 50' nördl. Br. und erscheint gleichsam als die vorgeschobene Schildwache unseres Festlandes nach dem hohen Norden hin. Neun oder zehn Monat im Jahre herrscht der Winter; das organische Leben ist spärlich wegen des Mangels an Licht und Wärme. Dort beobachtet der Naturforscher die letzten Pflanzen und die letzten Thiere; er steht an der äußersten Grenze der Flora und Fauna. Ueber Spitzbergen hinaus ist Alles Tod; eine Schranke ewigen Eises reicht bis zum Nordpol, und auf dem Archipelagus selber zergeht der Schnee nur am Meeresrand und auch hier blos an günstig liegenden Punkten; die Berge behalten selbst während der drei Sommermonate ihr weißes Kleid.

Alle Thäler sind mit gewaltigen Gletschern ausgefüllt, und diese reichen bis an den Strand hinab. Die spitzbergischen Inseln geben uns ein getreues Bild der Eiszeit, welche unserer jetzigen geologischen Epoche unmittelbar vorausgegangen ist. Während jener Zeit war ganz Nordeuropa bis zum 53° nördl. Br. mit einem Eismantel überdeckt. Alle Thäler der Vogesen, des Jura, der Alpen, Pyrenäen und Karpathen, der Kaukasus und Himalaya, ja auch Neuseeland waren mit Gletschern angefüllt, die sich mehr oder weniger weit in die Ebenen vorgeschoben hatten. Spitzbergen veranschaulicht uns also eine geologische Erscheinung, deren Spuren wir so weit über den Erdball zerstreut finden. Die Thiere und Pflanzen auf diesem Archipelagus sind solche, welche am besten der Kälte widerstehen und am wenigsten Sonnenwärme nöthig haben.

Der Archipelagus von Spitzbergen besteht aus einer größern Insel, die vielfach tief eingeschnitten ist und das eigentliche Spitzbergen bildet; den östlichen Theil derselben, welcher vermittelst eines vom 79° nördl. Br. durchschnittenen Isthmus mit dem westlichen zusammenhängt, bezeichnet man auch als Neu-Friesland. Von diesem südlich liegt die Insel Staatenland, 78° nördl. Br., und nordöstlich, von 80° durchschnitten, das Nordostland. Vor Westspitzbergen, zwischen 78 und 79° nördl. Br., liegt die Prinz Karlsinsel. Nördlich vom Nordostlande finden wir die Gruppe der sieben Inseln und noch etwas nördlicher die Tafelinsel. Dazu kommen dann viele kleine Eilande.

Der Stand der Sonne übersteigt auf Spitzbergen nicht 37 Grad; ihre schräg fallenden Strahlen müssen eine gewaltige Dicke der Atmosphäre durchdringen und kommen erst zur Erde, wenn sie die Fähigkeit zu erwärmen zum größten Theile verloren haben. Sie streifen gleichsam nur über den Boden hin, auf den sie niemals senkrecht treffen können. Vom 26. Oktober bis zum 16. Februar ist das Tagesgestirn gar nicht sichtbar, das eisige Land ist vier Monate lang mit Nacht umhüllt, und während einer Zeitdauer von 128 Tagen, in welcher es theilweise Tag ist, erhebt sich die Sonne nur wenig über den Horizont. Aus alledem wird erklärlich, daß Spitzbergen ein sehr strenges Klima hat. Allerdings geht die Sonne vier Monate lang nicht unter, aber sie übt nur eine schwache Wirkung aus und ist auch im Juli und August sehr oft von dicken aus dem Meer aufsteigenden Nebeln verdunkelt. Einen völlig heitern Tag hat Spitzbergen niemals. Durch die heftigen, über das Meereis und die Gletscher hinfahrenden Winde wird die Temperatur erniedrigt, aber trotz alledem ist Spitzbergen doch nicht so extrem kalt wie die nördlichsten Theile der Baffinsbay, wohin die Meteorologen den Kältepol der nördlichen Halbkugel verlegen. Derselbe fällt nicht mit dem mathematischen Pole zusammen, sondern liegt in Amerika unter 78° nördl. Br. und 98° westl. L. v. P. Spitzbergen ist, wie bemerkt, ein Archipelagus, und das Wasser wird (wenn auch in sehr geringem Maß) erwärmt durch den Golfstrom, dessen letzte Ausläufer am Weißen Meer und an den Küsten des westlichen Spitzbergen auslaufen und verenden. Deßhalb sind diese letzteren im Sommer eisfrei, die östlichen Küsten dagegen durch schwimmende Eismassen versperrt und für die Robbenschläger nur selten zugänglich.

Unter dem 78° nördl. Br. beträgt die mittlere Jahrestemperatur der großen Insel — 8°,6 C. Martins gibt einige extreme Temperaturen für die Monate April und August. Scoresby fand während des April die Temperatur im Meere nicht über — 1°,1; im Mai war der höchste Temperaturstand + 1°,1, und nur an sechs Tagen stieg das Thermometer über den Gefrierpunkt; der Mai ist also noch durchaus ein Wintermonat und noch im Juni fällt das Thermometer oft unter Null; 1810 einmal sogar bis — 9°,4. Im Juli hat Martins nie mehr als + 5°,7, nicht weniger als 2°,7 beobachtet; man ersieht daraus, daß der Temperaturwechsel nur ein sehr geringer ist. Im August schwankte, unter 78° nördl. Br., der Thermometerstand im Meere zwischen 1°,2 und 1°,30. Während der 11 Jahre von 1807 bis 1818 hat Scoresby nur ein einziges Mal (am 29. Juli 1815) das Thermometer bis auf 14°,4 steigen sehen; Parry beobachtete bis zu 12°,8 (am 19. Juli 1827), Martins (im August 1838) 8°,2. Die höchste Temperatur wurde, am 15. Juli 1861, von der schwedischen Expedition beobachtet, 16°,0. Ueber die Winterkälte fehlen zuverlässige Angaben, es ist aber wahrscheinlich, daß das Quecksilber manchmal gefriert und das Thermometer sich oft zwischen — 20 und — 30° hält. Scoresby beobachtete, am 18. April 1810, — 7°8 und,

am 13. Mai 1814, — 18°,9. In jedem Monat fällt Schnee. An der Magdalenenbay, 79° 34' nördl. Br. (an der Nordwestküste der westlichen Insel), wurde die französische Corvette Recherche in den ersten Tagen des August 1839 mit Schnee bedeckt; in Scoresby's Tagebuche finden wir in jedem Monat Schneefall angemerkt.

Die Witterung ist sehr unbeständig, völlige Windstille wechselt urplötzlich mit heftigen Windstößen; ein paar Stunden lang ist der Himmel klar, dann überzieht er sich plötzlich mit dichtem Gewölk; Nebel ist fast immer vorhanden und er ist sehr kalt, schneidend, durchdringend und durchnäßt wie feiner Regen. Aber Stürme kommen selbst im Sommer nicht vor; Blitz und Donner sind in diesen öden Regionen unbekannt. Im Herbst werden die Nebel immer dichter, die Sonne erscheint immer matter und bleicher; am 23. August geht sie zum ersten Mal, und zwar im Norden, wieder unter. Aber diese erste Nacht ist nur eine verlängerte Dämmerung; von da nimmt die Dauer des Tages rasch ab, am 27. Oktober taucht dann die Sonne ins Meer und wird Monate lang nicht wieder sichtbar. Allerdings gewahrt man noch einige Zeit einen röthlichen Schein um Mittag, aber diese, wenn man so sagen darf, morgenröthliche Dämmerung wird immer schwächer, ihre Dauer immer kürzer, und bald ist sie ganz verschwunden. Dann leuchtet allein der Mond, sein mattes Licht spiegelt sich auf dem Schnee und ist gerade hell genug, um die trostlose Oede dieser eisigen Gegend recht anschaulich zu machen.

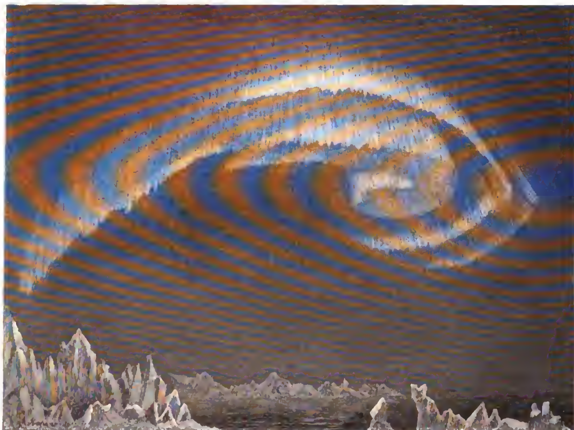
Aber der aufmerksame Beobachter weiß, daß das Nordlicht in jeder Nacht schwächer oder stärker sichtbar wird. Bald sieht er ein mattes, verschwommenes Licht oder einzelne leuchtende Flecken, bald Strahlen, die in blendendem Weiß erzittern und das ganze Firmament durchlaufen; sie gehen vom Horizont aus, halten manchmal im Laufe still, die Strahlen sind gleichsam nur halb vollendet und erreichen den Zenith nicht; gleichzeitig erscheint aber das Nordlicht auf einem andern Punkt, wie ein Bouquet von Strahlen, welche sich dann fächerartig ausbreiten, nach und nach bleicher werden und wieder verschwinden. Oder lange vergoldete Lichtgewänder flattern über dem Haupte des Beobachters und falten sich in sich selbst zusammen oder strömen in Lichtwellen, als ob sie vom Winde bewegt würden. Sie sind scheinbar nicht hoch in der Luft, und man möchte sich wundern, daß man das Rauschen der Falten nicht vernimmt. Sehr häufig aber tritt das Nordlicht als strahlender Bogen auf; dieser erscheint durch ein schwarzes Segment vom Horizont abgetrennt, als ein blendendes Weiß oder funkelndes Roth, welches Strahlen schleudert, an Größe zunimmt, sich theilt und bald einen leuchtenden Fächer im Norden bildet. Ein solcher Bogen steigt allmälig zum Zenith auf; dort vereinigen sich die Strahlen und bilden eine Krone, aus welcher dann nach allen Richtungen Strahlen hinausschießen. Nun gleicht der Himmel einer feurigen Kuppel; Blau, Grün, Roth, Gelb und Weiß spielen in buntem Wechsel durcheinander. Aber dieses wunderbare Schauspiel dauert nur sehr kurze Zeit; die Krone sprüht keine Lichtstrahlen mehr aus, sie wird nach und nach schwächer,



Eine Corvette im Eise bei Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Meyer.)

und ein verschwommenes Licht überzieht den Himmel. Da und dort dehnen einige Lichtpunkte sich weiter und weiter aus und ziehen sich dann plötzlich mit unbegreiflicher Raschheit zusammen, man möchte sagen wie ein zuckendes Herz. Aber auch sie erbleichen, Alles verläuft ineinander und erlischt. Das Nordlicht verendet. Nun aber erglänzen die bisher von ihm verdunkelten Sterne in um so hellerm Glanze, und die lange, dunkle Polarnacht herrscht wieder über das schneebedeckte Land und den eiserfüllten Ocean. Solchen Naturerscheinungen gegenüber müssen Dichter und Künstler ihre Ohnmacht eingestehen. Wir können das Nordlicht bewundern und anstaunen, aber jede Schilderung wird hinter der Wirklichkeit zurückbleiben. Wir können aber dasselbe studiren, analysiren und verlassen, an der größern oder geringern Bewegung der Nadel wissen, wie intensiv die Aurora borealis ist. Wenn die Krone sich bildet, findet man das Centrum genau auf der Verlängerung einer andern Magnetnadel, die man in der Richtung des magnetischen Meridians orientirt hat; sie ist nicht horizontal, sondern gegen den magnetischen Pol geneigt, ist eine Inclinationsnadel.

Fast jede Polarnacht hat, wie schon bemerkt, mehr oder weniger glänzende Polarlichter, aber nach der Mitte Januars, wenn die Mittagsdämmerung stärker wird und die baldige Rückkehr der Sonne verkündigt, werden sie beim Aufsteigen zum Zenith größer. Am 16. Februar tritt ein ganz kleiner Abschnitt der Sonnenscheibe, aber eben nur als Lichtpunkt, über den Horizont, verschwindet jedoch im Nu



Ein Nordlicht nach Süden hin, beobachtet bei Bosekop in Finnmarken, 6. Januar 1839, 6 Uhr 4 Min. Abends. (Nach einer Zeichnung von Bévalet.)

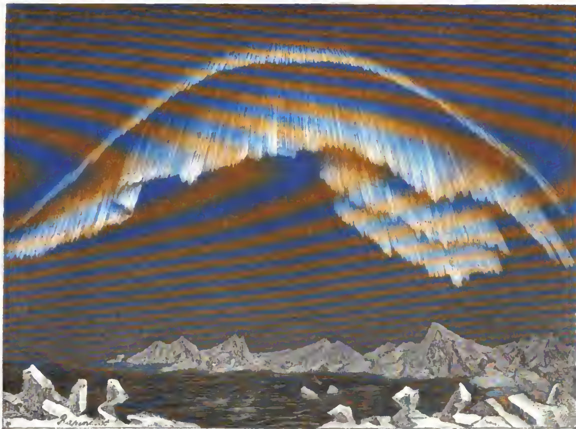
gleichen, können sagen, daß diese Lichter ihre Ursache in den elektrischen Ausstrahlungen der Erdpole haben, in einem kolossalen Magnet, dessen Nordpol nördlich von Amerika, nicht weit vom Kältepol unserer Halbkugel liegt, während sein Südpol im Meere liegt, südlich von Australien in der Nähe des Victorialandes.

Ueber das elektromagnetische Wesen des Nordlichts waltet kein Zweifel ob. In Spitzbergen wendet sich eine, an einem ungedrehten Seidenfaden horizontal aufgehängte Magnelnadel nach Westen hin. Beim Beginne des Nordlichtes bemerkt man, daß sie ungewöhnlich unruhig wird und rasch von der Rechten zur Linken und umgekehrt abweicht. Ihre Bewegung nimmt zu, je stärker das Nordlicht wird, und der Beobachter kann, ohne sein Zimmer zu wieder. Aber an jedem Mittage tritt dieser Abschnitt größer hervor, bis endlich der ganze Sonnenball über dem Meere sichtbar wird. Dann ist die lange Winternacht vorüber; von nun an wechseln Tag und Nacht ab, bis am 21. April der vier Monate lange Tag beginnt und die Sonne nicht untergeht.

Spitzbergen führt seinen Namen mit vollem Rechte. Die holländischen Entdecker sahen von der See aus nur spitze Gipfel. Die Berge sind nicht hoch, 500 bis 1200 Meter, also von etwas über 1500 bis 3800 Fuß, nicht viel über Brockenhöhe; aber sie reichen überall bis an das Meer, das nur einen ganz schmalen Ufersaum hat. Im äußersten Norden und ganz im Süden ist der Boden weniger uneben, die Thäler sind breiter und das Land gleicht mehr

einer Hochebene. Die westliche Seite Spitzbergens (es ist die Hauptinsel gemeint) wird von drei tiefen Bayen eingeschnitten, die ihrerseits manche Föhrden landein senden. Diese sind von Süden nach Norden der Hornsund, Glockensund, die Eisbay, Kreuzbay und die Königsbay. Die hamburger Bucht und die Magdalenenbucht dringen nicht so tief ein und haben weniger Föhrden.

Alle Thäler, im Norden wie im Süden, sind durch Gletscher ausgefüllt, welche bis ans Meer reichen. Ihre Länge ist verschieden; den längsten beobachtete Martins im Glockensunde, er war 18 Kilometer lang und 6 Kilometer breit; einer im Hintergrunde der Magdalenenbay hatte 1840 Meter Länge und am Meere 1580 Meter Breite. Nach Scoresby sind die größten Gletscher auf Spitzbergen einer am Südkap und ein anderer im Norden des Hornsundes; jeder derselben hat am Meere eine Breite von 20 Kilometer; wie weit sie landeinwärts reichen, ist nicht bekannt. Die sieben Gletscher an der Nordküste der Prinz Karlsinsel haben jeder eine Breite von etwa 4 Kilometer, nahezu eine deutsche Meile Breite.



Nordlicht nach Norden hin, beobachtet 6 Uhr 27 Min. Abends. (Nach einer Zeichnung von Bévalet.)

Alle diese Gletscher bilden an ihrem untern Ende gewaltige steile Mauern oder Böschungen von Eis; dieselben erheben sich vielfach senkrecht über das Wasser bis zu Höhen, die zwischen 30 und 120 Meter wechseln. Die ersten holländischen und englischen Seefahrer bezeichneten diese Masse als Eisberge, weil sie den Zusammenhang derselben mit den Gletschern im Innern nicht kannten; selbst die viel späteren Schiffer, z. B. Phipps, Parry und selbst Scoresby wußten nichts von der eigentlichen Beschaffenheit dieser Eisströme, welche unter ihren Augen bis in die See rückten. Martins, welcher mit den schweizer Alpen genau bekannt war, erkannte 1838 in Spitzbergen sofort die Gletscher. Die Entstehungsweise ist da wie dort dieselbe; was an Unterschied vorhanden ist, rührt her vom Klima, der Nähe des Meeres und der geringern Höhe der Gebirge.

Ein Gletscher wird gebildet in kalten Ländern durch die Anhäufung des Winterschnees auf einer Ebene, in einer Bodensenkung oder in einem Thale. Dieser Schnee zerschmilzt im Sommer theilweise, gefriert wieder, schmilzt abermals, es filtrirt Wasser in ihn ein, er gefriert definitiv beim Eintritt des Winters, wird nach und nach zu einem mehr oder weniger compacten Eise, ist aber immer mit zahlreichen Luftbläschen gefüllt, welche sich in den Zwischenräumen des Schnees befanden. Diese Eismassen nun sind nicht etwa unbeweglich und absolut starr, sondern wegen ihrer Plasticität und der Depression ihrer oberen Theile machen sie eine Bewegung nach vorwärts. Diese geht langsam von statten aber andauernd; sie ist im Sommer rascher als im Winter und treibt den untern Theil des Gletschers immer weiter nach vorne hin. In den Alpen reicht dieses untere Ende oft bis in bewohnte Thäler hinein, z. B. von Chamounix, Mont Joie, in das Val Veni am Montblanc, von Zermatt, am Monte Rosa, am Grindelwald. In Spitzbergen gelangt der Gletscher nach einer längern oder kürzern Fahrt ans Meer. Er rückt dort nicht

weiter, wenn dort das Ufer eine gerade Linie bildet, aber im Hintergrund einer Bucht mit gekrümmtem Gestade schiebt er weiter vor und stützt sich auf die Seiten der Bay, indem er oberhalb des Wassers verrückt und über demselben hängt. Das Alles erklärt sich sehr leicht. Im Sommer hat das Meerwasser im Hintergrunde der Buchten allemal eine Temperatur von etwas über Null; der Gletscher, welcher in Berührung mit demselben geräth, fängt zu schmelzen an, und bei tiefer Ebbe kann man dann einen freien Raum zwischen dem Wasser und dem Gletscher bemerken. Sobald der letztere unter sich keinen Halt mehr findet, stürzt er theilweise zusammen, ungeheuere Blöcke lösen sich ab, stürzen ins Meer, verschwinden unter dem Wasser, kommen wieder, sich um sich selbst drehend, auf die Oberfläche und schwanken eine Weile hin und her, bis sie ihren Schwerpunkt gefunden haben. Diese abgelösten Gletscherblöcke bilden dann schwimmendes Eis und Eisberge. Martins sah im Hintergrunde des Glockensundes und der Magdalenenbay täglich zweimal bei Ebbezeit ein solches theilweises Zusammenstürzen der Gletscher, was allemal ein donnerartiges Getöse verursachte. Das Meer stieg hoch auf und schlug wie bei einer Springflut empor, der Golf wurde mit schwimmendem Eise bedeckt, das bei Ebbe abzog und entweder ins weite Meer ging oder in untiefem Wasser strandete und sich festlegte. Diese schwimmenden Eismassen hatten über dem Wasser eine Höhe von nur vier bis fünf Meter (16 Fuß); denn vier Fünftel des schwimmenden Eises befinden sich allemal unter der Oberfläche. Die Eismassen in der Baffinsbay sind bei weitem höher und reichen manchmal über die Schiffsmasten hinaus; aber dort steht die Temperatur des Wassers unter Null, der Gletscher wird durch die Berührung mit demselben nicht zum Schmelzen gebracht, er gleitet in das Meer und die von ihm sich ablösenden Theile sind anders, als jene bei den Gletschern Spitzbergens.


Eisbär und Robbe auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Foulquier.)

Hier sind die Gletscher im Allgemeinen eben und haben nur selten jene Nadeln und Prismen von Eis, welche wir an denen der schweizer Alpen bewundern. Die zackigen Oberflächen entsprechen allemal jähen Abfällen des Gletschers, der sich bricht und gleichsam in Cascaden über stark geneigte Flächen hinwegstürzt. Befinden sich dieselben am untern Ende dieses Gletschers, dann werden diese Nadeln und Prismen durch die Sommerwärme zu theilweisem Schmelzen gebracht und verkleinert; sie nehmen die eigenthümlichen, oft in hohem Grade malerischen Formen an. Auf Spitzbergen sind die Abfälle schwach und gleichmäßig; auch ist die Sommerwärme unbedeutend und vermag kein Eis zu schmelzen; nur um die Mittagszeit rinnen kleine Wasserfäden auf der Oberfläche und fallen, Sprünge bildend, ins Meer, oder halten an, sobald die Sonne verhüllt oder die Temperatur niedriger wird. Martins hat indeß doch an den Seiten des großen Gletschers im Glockensund einige Nadeln beobachtet, aber an der Magdalenenbay in Nordspitzbergen kamen sie nicht vor. Die Querspalten dieser Gletscher sind manchmal sehr breit und tief.

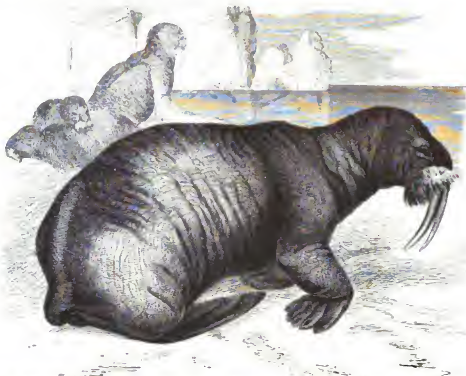
Die Gletschergrotten in den Alpen, z. B. des Grindelwald, erscheinen winzig im Vergleiche zu jenen in den Gletscherendungen auf Spitzbergen. Martins fuhr in eine derselben hinein und befand sich dann in einem ungeheuern gothischen Dom, lange, nach unten zu abgespitzte Eiszapfen hingen von oben herab, die Seiteneinbiegungen glichen den Seitenkapellen des Hauptschiffes, die Mauern waren durch breite Spalten gleichsam in Felder getheilt, auf dem Eise spielten azurblaue Tinten und erglänzten im Wasser wieder. Aber die Fahrt in diesen Wintertempel, zu welchem nur ein enger Eingang führte, war ein tollkühnes Wagniß, denn noch an demselben Abend löste sich diese Eiskathedrale von ihrem Gletscher ab, stürzte in die Wogen und erschien in tausend und aber tausend Stücke zertrümmert wieder auf der Oberfläche.

Auf den Gletschern der Schweiz liegen bekanntlich viele Steinblöcke. Diese kommen von den benachbarten Bergen, welche im Sommer wie im Winter Stürze haben und den Gletscher mit Trümmern bedecken; solche sind um so zahlreicher, je höher die umliegenden Berge sich erheben. Dergleichen Anhäufungen zertrümmerten Gesteins, die Moränen, sind nicht zufällig und willkürlich verstreut; theils bilden sie lange Streifen parallel den Rändern des Gletschers und sind dann Seitenmoränen; theils nehmen sie den mittlern Theil des Eisfeldes ein und sind Medianmoränen; diese sind das Ergebniß der Vereinigung von Seitenmoränen zweier Gletscher, welche zu einem einzigen zusammenschmelzen. Der Gletscher führt in seinem unablässigen Vorrücken, ähnlich wie ein Fluß, die Trümmer, welche auf ihm liegen, mit sich fort; am Endpunkt, am Fuße des Gletschers fallen sie dann zu Boden, und durch ihre Anhäufung wird an der Böschung oder dem Abfalle des Gletschers ein concentrischer Damm gebildet, eine End- oder Terminal-Moräne. In der Schweiz sind z. B. der Unteraargletscher, das chamounixer

Eismeer und andere übersäet mit Steinblöcken, unter welchen das Eis fast gänzlich hinwegschmilzt. Das kommt daher, weil diese Gletscher von sehr hohen Bergen überragt werden, von denen unablässig Gestein herabfällt. In Spitzbergen dagegen sind die Berge in den Gletschern gleichsam vergraben, nur ihre Gipfel ragen über die Eismassen empor, und von diesen fallen nur wenige Trümmer ab; demnach können die Moränen nicht beträchtlich sein. Die Gletscher Spitzbergens entsprechen dem obern Theile der schweizer Gletscher, welcher höher als die Schneelinie liegt. Je höher man auf einen Alpengletscher kommt, um so schwächer werden die Seiten- und die Medianmoränen und verschwinden allmälig ganz. Auf den Gletschern Spitzbergens sind sie nur schwach bemerkbar; man gewahrt allerdings eine Anzahl von Blöcken am Rand und manchmal auch in der Mitte, aber unter der Trümmermasse schmilzt hier das Eis niemals. Endmoränen muß man auf dem Meeresgrunde suchen, weil das Gletscherende zumeist über das Wasser hinausragt; die Steinblöcke fallen mit dem Eis hinab und bilden eine submarine Endmoräne, deren beide Enden manchmal am Ufer sichtbar sind. Der Schwede Torell bemerkt, daß fast überall an der Küste von Spitzbergen der Meeresboden aus Felsblöcken und Kieseln, selten aus Schlamm oder Sand besteht. Er fand dort auf den Gletschern alle Eigenthümlichkeiten, welche auf jenen der Alpen vorkommen: die Schichtung des Eises, die blauen Streifen und die Einwirkung auf die anliegenden Berge, welche abgerundet, geglättet und gestreift sind wie jene in der Schweiz.

Auf Spitzbergen, wo die Gletscher bis ans Meer reichen, sind weder Flüsse noch Bäche; dann und wann zieht wohl ein kleines Gefließ von den Gletscherseiten ab, verliert sich aber bald. Der Erdboden ist einige Decimeter unter der Oberfläche ewig gefroren, und Quellen gibt es nicht.

Die geognostischen Verhältnisse der westlichen Küste sind durch Keilhau, durch die Mitglieder der französischen Expedition von 1838, und durch die Schweden Nordenskjöld und Blomstrand erforscht worden. Granit waltet vor, die sieben Inseln im Norden bestehen ganz aus demselben. Weiter nach Süden hin tritt Kalkgestein auf, zuweilen dolomitisches, wahrscheinlich von der ältern Formation und durchsetzt von Labradorhornblende. An der Henlopenstraße und am Glockensunde findet man Kalkgestein, das Fossilien führt; die letzteren gehören, nach Koninck, dem Rothliegenden an, das über den Steinkohlengebilden liegt. Dergleichen hat, nebst Spuren des Brennstoffes, Blomstrand an der Königsbucht gefunden.



Das Walroß (Trichechus rosmarus). (Originalzeichnung von R. Kretschmer, aus A. E. Brehms „Illustrirtem Thierleben".)

Betrachten wir uns den Pflanzenwuchs, der allerdings spärlich genug ist in einer Region, die eine mittlere Jahrestemperatur hat, welche niedriger ist, als die Mitteltemperatur eines Dezembers oder Januars in Mitteleuropa unter dem 51 oder 52° nördl. Br. Auf den weiten Schneegefilden sind vereinzelte freie Punkte, welche ausnahmsweise eine günstige Lage haben. Der Forscher gewahrt mikroskopische Pflanzen, die an den Boden gedrückt sind, oder in Felsspalten wachsen, oder an der Südseite des Gesteins. Feuchte Vertiefungen sind mit Moos vom herrlichsten Grün überzogen, das einen anmuthigen Gegensatz zu der düstern Färbung der Felsen und dem blendenden Weiß des Schnees bildet. Am Fuße der Klippen und steilen Abhänge, auf welchen die Seevögel sich in großer Menge aufhalten, wird der Boden durch den Guano erwärmt; dort wachsen Ranunkeln, Löffelkraut und Gräser, die manchmal einige Decimeter hoch werden; zwischen dem



Einsturz eines Gletschers am Meere auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Foulquier.)



Ein Nabelgletscher auf Spitzbergen. (Nach einer Zeichnung von Boulquier.)

Steingeröll findet man einen Mohn mit gelben Blumen (Papaver nudicaule), der selbst in unseren Gärten eine Zierde bilden würde. Aber nirgends ein Baum oder nur ein Strauch! Die Vogelbeere und die weiße Birke haben schon in Norwegen unter 70° ihre nördliche Grenze. Doch sind einige Pflanzen mit holzigem Ansatz und Gefüge vorhanden, z. B. zwei kleine Weidenarten, die aber am Boden hin wachsen und von denen die eine auch in den Alpen vorkommt, und das Empetrum nigrum, welches über die Moosbekleidung hervorragt und das auch in den europäischen Torfmooren gefunden wird. Alle übrigen Pflanzen sind ohne Stamm und Stengel, die Blüthen dicht über dem Boden und zumeist so winzig klein, daß man sie nur mit Mühe auffindet. Der Hamburger Friedrich Martens beschrieb 1675 nur 11 Arten spitzbergischer Phanerogamen, Phipps brachte 1773 nur 12 Arten nach Europa mit, die von Solander beschrieben worden sind, Scoresby nur 15, Sabine im Jahre 1823 schon 24, Parry sammelte 1827 schon 40, Sommerfeld 42; und Martins sammelte, gemeinschaftlich mit dem dänischen Naturforscher Vahl, im



Grill-Lumme (Uria grille) und Pinguin.

Glockensund, in der Magdalenenbay und bei Smeerenberg 57 Arten. Durch die schwedischen Expeditionen 1858 und 1861 sind respektive 6 und 21 hinzugekommen, so daß wir nun 93 Arten von Phanerogamen auf Spitzbergen kennen. Die Kryptogamen (Moose und Flechten) sind zahlreicher; schon vor 1858 kannte Lindblom deren 152, und so wird auch auf Spitzbergen das von Linné aufgestellte Gesetz des Vorwaltens der Kryptogamen im Norden über die Phanerogamen bestätigt. Wir kennen nun 245 Pflanzenarten, die auf Spitzbergen vorkommen. — Island, unter 65° n. Br., hat dagegen schon 402 Phanerogamen, Irland 960. Jene auf Spitzbergen sind die verlorenen Kinder der europäischen Flora, solche, die der Kälte am besten widerstehen, oder, weil sie im Winter von Schnee bedeckt sind, bei der möglichst geringen Summe von Wärme wachsen und blühen können.

Unter den 93 Phanerogamen ist nur eine einzige genießbar, das Löffelkraut (Cochlearia fenestrata), von welchem drei Verwandte an den Küsten des Atlantischen Oceans wachsen. Diese Pflanzen haben ein scharfes und bitteres Princip, das antiskorbutisch wirkt; auf Spitzbergen kommt aber dasselbe wegen des Mangels an Wärme nicht zur Entwicklung, und deshalb kann das Löffelkraut dort als Salat gegessen werden.

Von jenen 93 kommen 69 auch in Skandinavien und 28 in Frankreich vor. Wir wissen, daß die Flora der Circumpolargegenden eine große Einförmigkeit aufweist; von den 93 spitzbergischen Phanerogamen kommen 81 auch in Grönland vor. Nach Westen hin haben die Inseln an der Lancaster- und der Barrowstraße und am Melvillesunde, also die Gegenden unter 75° nördl. Br., 58 Pflanzen gemein mit dem nördlichen Theile von Spitzbergen. Diese Flora ist arktisch, aber sie tritt gemischt auf mit der skandinavischen und erscheint als eine Verlängerung dieser letztern; beide Regionen haben 69 Arten gemeinschaftlich, so daß 24 für Spitzbergen übrig bleiben; diese aber finden wir auch in Nordamerika, in Nordsibirien und auf Nowaja-Semlja, und sie sind die eigentlich arktischen Pflanzen, welche die Polarflora charakterisiren. Die von Spitzbergen besteht aus einem Gemisch zweier Floren, einer europäischen, welche wegen der Nachbarschaft Skandinaviens vorherrscht, und der arktischen.

Diese ist in den hohen Breiten von einer Schranke umschlossen, über welche sie nicht hinaus kann: der Sommerwärme. Aber vor unserer gegenwärtigen geologischen Epoche hatte die Erde eine kalte Periode, und die Gletscher bildeten auf ihr gleichsam einen eisigen Mantel, der, vom Pol ausgehend, sich bis in die Mitte Europa's, Asiens und Amerika's ausbreitete, Steinblöcke, Sandmassen, Kies und die in denselben wachsenden Pflanzen mit sich führte. Als dann eine höhere Temperatur eintrat, die Gletscher zergingen oder sich zurückzogen, verschwanden diese, von der Hitze gleichsam überraschten Pflanzen aus den Ebenen Europa's, hielten sich aber in den Gebirgen, z. B. in den Sudeten, dem Harz, in den Vogesen und hauptsächlich in den Alpen. Nach Heers Untersuchungen hat die Schweiz gegenwärtig 360 Arten Alpenpflanzen, von denen 158 auch im Norden Europa's vorkommen.

Wir wenden uns zur **Thierwelt**, in welcher der **weiße Bär** (Ursus maritimus) eine hervorragende Stellung einnimmt. Im Sommer ist er an den Küsten selten, man sieht ihn aber hoch im Norden, wo Parry ihn auf dem schwimmenden Eise in 81° 30′ nördl. Br. fand. Torrell fand im Magen auch Pflanzenstoffe; der weiße Bär ist also nicht lediglich Fleischfresser, obgleich Seehunde und Walrosse seine gewöhnliche Nahrung bilden. Sehr häufig kommt der **Fuchs** vor (Canis lagopus). Im Sommer ist sein Pelz schmutzigbraun, im Winter weiß oder dunkelschieferblau und dann sehr gesucht; russische Fuchsjäger aus Archangel bleiben manchmal auch im Winter über auf Spitzbergen, um ihn in Fallen zu fangen. Er gräbt sich Baue mit mehreren Ausgängen und im Sommer lebt er von Vögeln und deren Eiern und wird sehr fett; im Winter muß er fasten und wird dann so heißhungrig, daß er selbst Schuhsohlen zernagt. Eine kleine **Feldmaus** hat im Winter ein weißes, im Sommer ein veränderliches Fell. Zu diesen drei Säugethieren kommt noch ein viertes, das **Rennthier**; es ist nicht selten und sein Fleisch recht nahrhaft und wohlschmeckend. Auf Spitzbergen zeigt es sich nur in einzelnen Rudeln, ist sehr schüchtern und wild und schwer zu erlegen.



Schneehuhn auf Spitzbergen.

Spitzbergen hat nur diese vier Landsäugethiere, aber 12 Säugethiere, die im Meere leben. Wir nennen zuerst die **Robben**, von denen drei Arten vorkommen (Phoca barbata, Ph. groenlandica und Ph. hispida oder foetida). Sie nähren sich von Fischen, Mollusken und Schaltthieren, und man findet sie zumeist in ruhigen Buchten. Dorthin kommen alljährlich Norweger und Russen, um Robben zu schlagen; außer diesen haben sie am weißen Bären einen gefährlichen Feind. Einige Arten von Seehunden wandern auf Eisschollen nach allen Richtungen hin.

Das **Walroß** (Trichechus rosmarus) wird bis zu 16 Fuß lang und hat manchmal 9 Fuß im Umfange. Auf dem Lande erscheint es noch unbehülflicher als der Seehund, schwimmt aber vortrefflich, wohnt truppweis an den Küsten oder auf schwimmenden Eisschollen. Es lebt vorzugsweise von Mollusken, vertheidigt sich mit seinen nach vorn über gekrümmten Zähnen tapfer, wird aber auf festem Boden mit Lanzen oder Harpunen leicht getödtet. Man benutzt Haut, Zähne und das Fett, aus welchem Thran gewonnen wird.

In den spitzbergischen Gewässern leben viele **Delphine**, z. B. der Beluga (d. h. der Weiße, Delphinopterus leucas), der bis 18 Fuß lang wird; er hat keine Rückenfinne; der Butzkopf (Phocaena orca), dessen Rückenflosse einem Säbel gleicht; er wird über 18 Fuß lang, zieht in Rudeln und man sagt, er greife den Walfisch an. Der **Narwal** (Monodon monoceros) hat bekanntlich einen 6 bis 9 Fuß langen Zahn, der nach vorne hin gerade aussteht; ein zweiter bricht fast immer schon früh ab; beim Weibchen treten diese Zähne nicht aus der Zahnhöhle hervor. Das Hyperodon borealis hat eine ganz schwarze Haut und eine spitze Schnauze, aber keine vorstehenden Zähne.

Von **Walfischen** treten einige Arten auf. Der Gibbar oder indische Rorqual (Balaenoptera boops) erreicht manchmal eine Länge von 60 bis 90 Fuß und mehr; sein Kopf bildet fast den vierten Theil des Gesammtkörpers. Er hat Längsfalten, die vom Rande der Kinnladen bis zum Nabel laufen, und auf dem Rücken eine große fetthaltige Flosse. Er ist viel scheuer als der **gewöhnliche Walfisch** und sehr schwer zu harpuniren. Der letztere war früher an den Küsten von Spitzbergen ungemein häufig, namentlich zwischen 78 und 80° nördl. Br.; ganze Flotten aus Holland, England und Deutschland segelten so hoch hinauf und machten reiche Beute; allmählig sind aber diese gewaltigen Thiere auch in diesen Gegenden seltener geworden.

Um so zahlreicher sind und bleiben die **Vögel**. Die Zahl der Individuen ist geradezu ungeheuer, jene der Arten aber beträgt nur 22, und von diesen leben nur zwei auf dem Lande (Emberiza nivalis, der Schneeammer, und Lagopus hyperboraeu, das Schneehuhn); die anderen alle sind See- oder Wasservögel. Das Schneehuhn allein **wandert nicht**; alle anderen sind Zugvögel, und die meisten besuchen Spitzbergen nur, um dort zu brüten.

Der Boden ist mit Schnee bedeckt, der Pflanzenwuchs ungemein dürftig, von Insekten sind nur 15 Arten vorhanden. Würmer, Mollusken oder Fische kommen auf dem Lande nicht vor, aber im Meere wimmelt es von Mollusken und Schaltthieren, aber man kennt nur 10 Arten von Fischen. — Viele Seevögel, welche zur Winterzeit an unseren mitteleuropäischen Küsten sich aufhalten, brüten auf Spitzbergen, wo sie Nahrung in Menge und Ruhe finden. Alle wählen sich passende Stellen aus. Die Gänse lieben die Strandgegend der großen Insel, die Eidergänse und der Stercorarius dagegen die niedrigen Eilande, auf denen sie Wasserpfützen finden; die Mehrzahl aber sucht sich die steilen Felsen aus, welche das Meer überragen; man bezeichnet dieselben als Vogelberge. Sie haben eine Menge von Abstufungen (eine hinter der andern, etwa so, wie die Galerien in den Schauspielhäusern), und auf diesen sitzen die Weibchen über ihren Eiern, den Kopf nach der See hin gewandt und dicht gedrängt neben einander. Die Männchen bilden wolkenartige Schwärme, flattern den ganzen Tag umher und fangen Fische oder Schaltthiere. Es ist rein unmöglich, das Leben und Treiben dieser Vögel genau zu schildern. Das ist ein Summen, Schreien, Kreischen, Quaken und Pfeifen von vielen tausenden; die verschiedenen Arten schwirren durcheinander, und der Jäger weiß nicht,

wohin er zuerst schießen soll. Er drückt aufs Gerathewohl ab, und nun wird der Lärmen wo möglich noch viel ärger. Aber die Schwärme zertheilen sich nicht etwa, die lebendige Wolke bleibt eben so dicht; die Kormorane, welche bisher ruhig am Ufer saßen, vermehren den Haufen, und die Seeschwalben, die im Kreise fliegen, schlagen dem Jäger ins Gesicht. Die Weibchen lassen sich nicht stören und bleiben auf ihren Nestern sitzen.

Wir sagten eben, daß jede Art sich passende Oertlichkeiten aufsuche. Der nordische Sturmvogel (Procellaria glacialis) ist der kühnste von allen; Malmgren sah einen Vogelberg unter 80° 24' nördl. Br., dessen untern Theil Spiegeltaucher (Uria grille) inne hatten; die mittlere Stufe, 700 bis 800 Fuß über dem Meere, hatten die Sturmvögel inne, und über diesen nisteten graue Möwen. Auf einem andern Berg herrschte die weiße Möwe vor (Larus eburneus), über ihr brütete die dreizehige Möwe, und noch weiter oben die graue Möwe. Auf manchen Felsen sieht man nur Fettgänse (Pinguin, Alca galle) bis zu 200 Fuß Höhe.

Auf den steilen Felsen sind die Vögel sicher vor ihrem ärgsten Feinde, dem Fuchs; auf den niedrigen Inseln brütet die Eidergans nie, falls dieselben nicht rings von tiefem Wasser umgeben sind.

Nur allein das Schneehuhn überwintert auf Spitzbergen, und es ist und bleibt ein Räthsel, wie dieser Vogel es anfängt, dort das ganze Jahr hindurch sich zu nähren. Die Möwen spielen die Rolle der Raubthiere; sie nähren sich vorzugsweise von Fischen und Cadavern der Walthiere. Der Stercerarius (Lestris parasitica) greift andere Vögel an, zwingt sie, das, was sie eben erbeutet haben, wieder herauszuwürgen und fängt dasselbe in der Luft auf. Die Sturmvögel suchen ihre Nahrung im offenen Meere und folgen oftmals den Schiffen bis weit in See; andere finden ihre Nahrung durch Tauchen.

Kriechthiere kommen auf Spitzbergen nicht vor; aber Medusen sind im Meere in solcher Menge vorhanden, daß das Wasser durch sie seine Farbe vom Bläulichen zum Gelbgrün verändert.

Wir werden in einer andern Nummer die Geschichte der Seefahrten nach Spitzbergen schildern; sie hatten in einer frühern Zeit für den Handelsverkehr eine nicht geringe Bedeutung.

Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien.

II.

Charakter der Beduinen. — Arabische Rechtspflege. — Die Wasserscheide. — Südliches oder unteres Kasim. — Verschiedenheit im Charakter der Araber. — Geschichtliche Einwirkungen. — Die Karmathier. — Die besten Datteln. — Wandernde Derwische. — Bereydah. — Gesang und Sprache.

Gifford Palgrave verweilte in Haïl, der Hauptstadt des Djebel Schammer und Residenz des Königs Telal, vom 27. Juli bis 8. September 1862; er kam dort in Berührung mit dem Monarchen selbst und mit den einflußreichsten Männern am Hofe, die, allem religiösen Fanatismus abhold, sich gegen den christlichen Doctor sehr freimüthig äußerten. So geschah es, daß er einen tiefen Einblick in manche Verhältnisse der arabischen Halbinsel erhielt. Ein Bruder des Königs, Emir Metaab, ging nach und nach ganz offen mit der Sprache heraus.

Eines Tages schilderte er dem Fremden, allen Wahhabis zum Trotz eine Pfeife Tabak rauchend, den Charakter der Beduinen. Wer sich, sagte er, auf sie verläßt, baut ein Haus auf die Oberfläche des Wassers. In ernsthaft gemeintem Kriege wollen sie nicht viel bedeuten; sie haben schlechte Waffen und keine Mannszucht; man kann sie nicht dahin bringen, daß sie mit anderen Truppen gehörig zusammenwirken, und außerdem kann man eine beträchtliche Zahl dieser Menschen nicht bei einander behalten, weil sie unter sich selber in ewigen Fehden liegen. Sie sind Leute des Augenblicks; für sie ist nur eben der gegenwärtige Moment etwas; gestern oder morgen sind für sie wie nicht vorhanden. Sie haben weder ein nationales Bestreben noch religiöse Grundsätze, sind ohne gesellschaftliche Bande, vereinzeln sich gern in ihrem selbstsüchtigen und kleinen, meist persönlichen Interesse. Alle sind gegen Alle, wissen eigentlich nicht, was sie wollen, und nur, was ihre engere Sippe (Clan) angeht, interessirt sie. Heute sind sie Freunde, morgen Feinde und am folgenden Tage abermals Freunde. So sind sie gegen Leute ihrer eigenen Haut (Rasse), und wie nun erst gegen Andere! Sultan, Aegyptens Vicekönig, Türken und Aegypter und Europäer, das gilt ihnen Alles gleich; Anhänglichkeit haben sie nicht, sie gehören dem, welcher am meisten bietet. Diesem dienen sie, „so lange sein Futter noch im Magen ist", so lautet ihr Ausdruck; aber die für Bezahlung übernommenen Verpflichtungen gelten ihnen nur etwas, so lange sie ihnen Vortheil bringen, und viel Gefahr darf ohnehin dabei nicht sein. Sie stellen wohl Kameele, bringen Wasser, nehmen auch Antheil, wenn es gilt, ein Dorf zu überfallen und auszuplündern oder einen schwächern Stamm anzugreifen; aber das thun sie nicht, um ihre Verpflichtungen zu erfüllen, sondern lediglich der Beute wegen. Sie machen sich gar kein Gewissen daraus, auch ihren Freund, in dessen Lohn und Brot sie gestanden, hinterher recht gründlich auszuplündern. —

Djebel Schammer ist wenigstens dem Namen nach von dem Beherrscher der Wahhabis abhängig, und dieser hat auch eine Partei in Haïl; sie ist „klein aber mächtig", und an ihrer Spitze steht Obeyd, des Königs Telal Oheim, ein gewandter Mann und tapferer Krieger, der mit eigener Hand „800", also gewiß sehr viele Feinde getödtet haben soll. Aber der König ist beim Volke beliebt und weiß den gefährlichen Mann unschädlich zu machen.

Im September hatte die Hitze etwas nachgelassen, und von Haïl ging die Weiterreise über das Tafelland von Centralarabien durch angebautes Land, wo Wasser hinreichend zu finden war. Auch hatte Palgrave nun nicht mehr blos Beduinen als Gefährten, sondern noch Bürgers-

leute aus Kasim, Kaufleute aus Zulpha, einige Frauen und einen Neger, der vier edle Rosse nach Kaueit am Persischen Meerbusen bringen sollte; dort wollte er sich mit ihnen nach Indien einschiffen. Er war seinem Herrn aus Medina entflohen und hatte in Haïl bei einem reichen Handwerker Unterkommen gefunden; Palgrave erklärt diesen schwarzen Mann, der Gerrha hieß, für den allerärgsten Lügner, welcher ihm jemals in der Welt vorgekommen sei.

Palgrave hebt wiederholt hervor, daß die Araber sich möglichst wenig an Formeln und Förmlichkeiten binden. Kein anderes mohammedanisches Volk ist so nachlässig in der strengen Beobachtung der vorgeschriebenen religiösen Gebräuche als selbst die Wahhabis, die doch sonst in anderen islamitischen Dingen geradezu fanatisch sich benehmen. Aehnliches kann man wahrnehmen an den Christen von ächt arabischer Abkunft, welche östlich von Damaskus und vom Jordan wohnen. Diese machen es übrigens wie alle anderen verfolgten Sekten in der Levante: die Ansahrier, Yesidis und Ismaelis; d. h. sie bequemen sich in manchen äußeren Dingen dem herrschenden Islam an, um nicht belästigt zu werden. So kommt es, daß der oberflächliche Beobachter oft solche Leute für Mohammedaner hält, die nichts weniger als Anhänger des Propheten sind.

Ueber die arabische Rechtspflege finden wir folgende Bemerkungen: In einem Lande, wo Jeder sein eigener Advokat ist und die Klagen sehr einfach behandelt werden, entscheidet man Kriminalfälle ohne viele Mühe. Der Obmann einer Ortschaft, der Kadi und einige angesehene Männer sitzen als eine Art von Geschworenen; ihr Wahrspruch hat aber im Grunde mehr moralisches als juridisches Gewicht. Der Titel Kadi ist hier nicht gleichbedeutend mit unserm Richter, sondern deutet mehr auf eine berathende als entscheidende Amtswürde; in anderen orientalischen Ländern ist freilich das Umgekehrte der Fall. Die arabische Justiz hat einen milden Charakter. Man ruft die Zeugen vor und schwört sie ein, die Verhandlung kann Tage lang dauern, und man darf bei höheren Stellen, selbst beim Landesherrn Berufung einlegen. Die Vollziehung eines Strafurtheils wird allemal wenigstens 24 Stunden verschoben, oft Wochen und Monate lang, und nicht selten erfolgt Milderung des Urtheils oder völliger Strafnachlaß. Auch der absoluteste Herrscher Arabiens darf in Friedenszeiten die gesetzlichen Restrictionen nicht verletzen oder gar aus eigener Machtvollkommenheit einen Menschen zum Tode verdammen. —

Auf der Hochebene in der Landschaft Oberkasim sinkt das Gelände manchmal auf meilenweiten Strecken und bildet seichte unregelmäßige Becken, zu welchen in der Regenzeit Wassergeriesel hinabströmen und Teiche bilden, die auch im Herbste nicht ganz austrocknen. Dort in dem aufgeschwemmten Boden ist auch der Pflanzenwuchs kräftiger; hin und wieder findet man sogar Bäume, z. B. den Talh und Nebaa, manchmal auch den Sidr; aber der Ithel, eine Art Lärche, die nur in Arabien vorkommt, und die Ghador-Euphorbie ziehen sandige Abhänge und Vertiefungen vor. Dieses Plateau wird mehrfach im rechten Winkel von langen und breiten Thälern durchschnitten, die leichten Boden, halb Sand und halb Kreide haben. In diesen natürlichen Gräben findet man überall Wasser, zwar nicht an der Oberfläche, sondern wenn man Brunnen gräbt. Das thut der Araber gewöhnlich in der Nähe kleiner Hügel, welche ihm gleichsam andeuten, wo er Wasser findet. Aehnliches ist der Fall in der cölesyrischen Ebene zwischen dem Libanon und dem Antilibanon und in dem wüsten Gelände östlich und nördlich von Damaskus. Dieses Nebeneinander von Hügeln und Wasserquellen kann nicht zufällig sein, die Sache ist aber noch nicht erklärt worden. Bei solchen Brunnen liegen in Oberkasim die Dörfer, etwa 40 an der Zahl, mit 500 bis zu 3000 Einwohnern. Die Gesammtbevölkerung der Landschaft kann ungefähr 30,000 Seelen betragen. Palgrave kam an acht Dörfern vorüber und machte in vieren derselben Halt; das größte heißt Kefa. Jeder Weiler ist von einem Palmenhain, Gärten und Feldern umgeben, die manchmal bis ins Thal hinabreichen und allemal einen oder mehrere Brunnen haben.

Die Wasserscheide zwischen Dschauf im Norden und der Steppe, über welche Palgrave in Oberkasim zog, liegt, seiner Meinung nach, etwa 60 Miles gerade östlich von Haïl und correspondirt in Bezug auf die Länge mit dem höchsten Theile des Djebel Taueyk, dessen Steppen das große Centralplateau des Nedsched nach Süden hin bilden. Demgemäß hätte das Rückgrat oder die Hauptgebirgskette Arabiens eine Richtung von NNW. zu SSO., zwischen 45 und 46 der Länge von Greenwich, und von 29 bis 24° n. Br.; ihre größte Höhe liegt hinter Dschetadschil in Sedöyr; weiterhin wird sie nach und nach niedriger und verliert sich nach Süden in der Sandwüste.

Auf allen Seiten dieses Höhenzuges, auch nach Süden hin, fällt Arabien ab, — nach dem Rothen Meere, dem Persischen Meerbusen und dem Indischen Ocean. Allerdings sind einige Unterbrechungen vorhanden, welche durch die Seitenketten des Adscha, Sotma, Taueyk und Dowasir entstehen; auch kommen gelegentlich Ausnahmen vor, z. B. an der Küstenlinie und deren schroff ansteigenden Ketten, welche sich im Hedschas, in Dschebel Asir, an einigen Punkten der Yemen und Hadramaut und noch mehr in Oman zu beträchtlicher Höhe erheben.

Im südlichen oder untern Kasim war Palgrave erstaunt über die Einwirkungen, welche die Wahhabis mit ihrer Energie über ein solches Land ausüben. Vor ihm lag eine unübersehbare Ebene, übersäet mit Städten und Dörfern, Thürmen und Hainen im blendenden Glanz einer Mittagssonne, wie nur Arabien sie hat. Ueberall Leben und Beweglichkeit, Wohlstand und Thätigkeit! Die Breite dieser wohlbevölkerten Landschaft beträgt etwa 60 Miles, ihre Länge reichlich doppelt so viel. Sie liegt ungefähr 200 Fuß tiefer als das Oberland, das hier wie eine Mauer abfällt; der tiefere Grund aber erstreckt sich ohne Unterbrechung weithin zu der langen Querkette des Taueyk, durch welche er im Süden geschlossen und von der großen, aus dem Nedsched nach Mekka führenden Karawanenstraße begrenzt wird; denn der Grund von Kasim hat seine Hauptöffnung nördlich vom Taueykgebirge nach Medina zu. Mehr als 50 große Dörfer und vier oder fünf beträchtliche Städte bilden Mittelpunkte für den Ackerbau und den Handel dieser Provinz; dazu kommen noch viele Weiler und kleine Ortschaften, vereinzelte Brunnen und Gärten und Wege nach allen Richtungen hin. Hier beginnt auch die Reihenfolge hoher Wartthürme, von denen aus in diesem Flachlande das Heranrücken eines Feindes beobachtet werden kann. Kein anderer Theil Centralarabiens ist seit alten Zeiten so wohlhabend und civilisirt gewesen, aber keiner auch so häufig von Kriegen heimgesucht worden. Diese Warten reichen bis zum Djebel Taueyk. —

Die Behauptung: „Ein Araber ist wie der andere“ hält in keiner Weise Stich; es sind vielmehr, wie innerhalb jeder großen Nationalität, Verschiedenheiten und Gegensätze gar nicht zu verkennen. So tritt seit den ältesten Zeiten zwischen den Bewohnern des Hedschas und jenen des Nedsched eine scharf ausgeprägte, gegenseitige Abneigung hervor, welche in der Verschiedenheit

des Charakters wurzelt. Die Leute im Nedsched sind ruhig, kühl, gehen in dem, was sie vorhaben und thun, langsam und bedächtig zu Werke; sie sind zäh und voll Ausdauer, hängen an den väterlichen Bräuchen und an ihrem Heimatlande mit einem sonst im Orient seltenen Patriotismus. Sie würden Fremdherrschaft nie ertragen, sie leben mäßig, einfach und streng, wollen von Pracht und Luxus nichts wissen und selbst in ihren Fehlern bilden sie einen Gegensatz zu dem flatterhaften Hedschâsi, der viel mehr leichten Sinn zeigt. Dieser nimmt bei Allem einen kräftigen Anlauf, wird aber der Dinge bald müde und wendet sich einer andern Sache zu; Pracht und Schmuck liebt er sehr, nimmt auch Allerlei und nicht immer das Beste von seinen Nachbaren an; er redet gern Viel und Vielerlei, prahlt gern, und reifliche Ueberlegung ist nicht immer seine Sache. Dieser Gegensatz zwischen Nedsched und Hedschas, der sich etwa verhält wie jener zwischen einem bedächtigen Deutschen und einem leichtblütigen ächten Franzosen, ist auch in den Poesien der Araber sehr häufig hervorgehoben worden. In einer derselben heißt es: „Das Nedsched ist das Land großer Seelen; im Vergleiche zu diesen sind alle Anderen nur Zwerge."

Omân und überhaupt die Landschaften am Persischen Meerbusen sind stets einer politischen und religiösen Verbindung mit Mekka entgegen gewesen. Der Araber joktanischer Abstammung hat, die Sprache ausgenommen, kaum etwas gemein mit dem Araber des ismaelitischen Zweiges; sein Charakter und seine Einrichtungen sind anders, und in den östlichen Regionen hat der Gestirndienst, der Sabäismus, zu tiefe Wurzeln geschlagen, als daß er durch die Formel: „la Ilah illa Allah" ausgerottet werden könnte. Die Beduinen ihrerseits sind eigenartige Menschen; selbst Mohammed gesteht im Koran, daß er mit ihnen nichts anfangen könne. Sie sind unbeständig wie Wasser, dem man kein Siegel aufdrücken kann.

Die Wechselfälle in der Geschichte Arabiens haben zu nicht geringem Theil ihren Grund in den ethnologischen Gegensätzen. Palgrave stellt darüber eingehende Betrachtungen an; wir unsrerseits können, schon des Raumes wegen, nur einzelne Punkte hervorheben.

In den Jahren 500 bis 520 hatte Koleyb Wa-l, Beherrscher des Nedsched, den größten Theil Arabiens unterworfen. Dann trat der Prophet auf; seine Nachfolger Abu Bekr und Omar waren Eroberer und hielten die Gegensätze nieder, aber schon unter Othman traten dieselben wieder scharf hervor. Als die islamitischen Herrscher gegen einander selbst die Waffen kehrten, fielen Oman und einige andere östliche Landschaften von ihnen ab und blieben auch unabhängig; auch Nedsched erhob sich. Der wilden Anarchie machte Benu Ommeyyah ein Ende, der das Chalifat zu Damaskus gründete. Das Nedsched, das westliche und nördliche Arabien mußten sich wieder unterwerfen. Doch in Djebel Schammer brachen Aufstände aus, und dieses Land blieb den Chalifen eigentlich nur dem Namen nach unterworfen.

Nach dem Falle der Ommajaden in Damaskus wurde das Chalifat um 750 an die Ufer des Euphrat verlegt, und 770 nach Bagdad am Tigris. Dadurch wurde die völlige Trennung Arabiens vom Mittelpunkte der mohammedanischen Regierung angebahnt. Dazu wirkten weniger die räumlichen Entfernungen als moralische Ursachen. So lange die Chalifen ächte Araber waren, wie die Herrscher aus der Familie der Abassiden, war der Gegensatz nicht so scharf; diese Nachfolger des Propheten beobachteten die Landesgebräuche und lebten wie Araber, ihr System war populär, der Chalif selber für Jeden aus dem Volke zugänglich. Aber mit dem berühmten Harun al Raschid begann ein Umschwung; unter ihm und seinen Nachfolgern wurde der ganze Charakter des Chalifats zu Bagdad ein anderer; die arabischen Unterthanen fühlten sich demselben mehr und mehr entfremdet. Am glänzenden Hofe kamen persische Sitten und Bräuche mehr und mehr zur Geltung und überwucherten dann auch in der Verwaltung. Bei dem nun steifen Hofceremoniell wurde der Chalif unzugänglicher; ein Araber, der nach Bagdad kam, fühlte sich dort wie ein Fremdling. Die Trennung Arabiens vom Chalifat begann und blieb dann dauernd.

Zuerst erhob sich Abu Tahir, das Oberhaupt der Karmathier, der in Chatif am Persischen Meerbusen seine starke Burg hatte. Schon vor ihm hatten sich diese Karmathier von der Ostküste her weit ins Innere ausgedehnt, selbst bis in die Thäler des Yemen; Hasa und Oman waren völlig in ihren Händen. Tahir führte einen gewaltigen Krieg gegen die Mohammedaner; er war Nachfolger des Abu Said el Dschenabi, der auch El Karmut genannt wird; daher der Name Karmathier. Der Haß dieser Freidenker gegen den Islam war so bitter, daß sie die mohammedanischen Gefangenen lebendig verbrannten. Zwei Drittel Arabiens gingen für den Islam verloren.

Die Karmathier haben den Versuch gemacht, die Bande des theokratischen Fatalismus und des Formalismus zu brechen, aber nach einem Kampfe von mehr als 100 Jahren behielt doch der Islam die Oberhand; der schwarze Stein in Mekka wurde mit Rosenwasser gewaschen und wieder in die Kaaba gebracht; der Unitheismus mohammedanischer Auffassung triumphirte über seinen grimmigen rationalistischen Gegner. Das östliche Arabien jedoch blieb für immer dem Islam entfremdet. Dort finden wir nach so vielen Stürmen und Wechselfällen einen Haufen moralischen und religiösen Getrümmers, karmathischer und esoterischer Lehren, in denen naturalistische und materialistische Anschauungen durch einander laufen mit schiitischen Vorstellungen von Transmigrationen und Incarnationen, mit den gerade in unseren Tagen wieder stärker hervortretenden Erinnerungen an uralten Gestirnkultus und mit allerlei Fetischismus, der ja bei den niederen und ungebildeten Klassen, in allen Religionen und über den ganzen Erdball stets vorgekommen und auch heute vorhanden ist, wiewohl er in Form und Namen wechselt. Vom Christenthum sind im östlichen Arabien nur schwache Spuren. Als die Wahhabis des Nedsched mächtig wurden, bezwangen sie die karmathische Landschaft Hasa und führten zwangsweise den Islam ein, aber das Volk ist und bleibt demselben abgewandt. —

Nach dem Fall des Chalifates blieb Arabien sich selbst überlassen und war in eine Menge von Staaten und Gemeinwesen getheilt. Die fünf großen Landschaften oder Reiche: Oman, Nedsched, Yemen, Schammar und Hedschas bilden jedes nicht blos eine politische, sondern auch eine ethnographische Gruppe, doch so, daß das obere Kasim in letzterer Beziehung eigentlich zu Schammar, und im Osten Hasa zu Oman gehört. In Kasim war der Gestirndienst vorwaltend, bis im vorigen Jahrhundert die Wahhabis ihre Form des Mohammedanismus gewaltsam eingeführt haben; doch ist die überwiegende Mehrzahl des Volkes demselben nicht zugethan.

Das Wort Kasim bedeutet ein sandiges aber fruchtbares Erdreich, und das paßt durchaus auf diese Landschaft. Hier findet man überall einige Ellen tief unter der Oberfläche gutes Wasser. Hauptfrucht ist die Dattel, die in vielen verschiedenen Arten in Arabien vorkommt, aber Kasim kann sich rühmen, daß es die beste Sorte hat; sie

steht nur allein der Chalas in Hasa nach, welche ihres Gleichen nirgends findet. Die Zeit der Reise fällt in Kasim in die zweite Hälfte des August, und die Ernte dauert bis Mitte Septembers. Wer nur die getrockneten Datteln kennt, welche in Europa verkauft werden, ahnt gar nicht, wie köstlich eine frische Dattel in Centralarabien schmeckt. Die frische Dattel wirkt auch nicht erhitzend, was eine getrocknete allemal thut; sie übersättigt nicht, ist ein durchaus gesundes Nahrungsmittel und obendrein ungemein wohlfeil. Dattelbäume sind des arabischen Ackerbauers Reichthum und beste Quelle der Einnahme. Die Frucht dient ihm und seinem Haushalt gerade so, wie in Europa Brot und Kartoffeln; nach Hedschas und Yemen wird die Dattel Kasims in großer Menge ausgeführt. Auch Baumwolle wird in Kasim gebaut, aber nur zu eigenem Bedarf.

In Kasim traf Palgrave mit mehreren wandernden Derwischen zusammen. Zwei derselben waren aus Kabul, Einer aus Buchara und ein Anderer aus Beludschistan; Alle kamen aus Mekka zurück, wanderten zu Fuße und lebten unterwegs lediglich von Almosen. Aber in Arabien ist ein Derwisch wie ein aus dem Wasser geworfener Fisch. Die Wahhabis verabscheuen ihn, gleichviel ob er Sunnit oder Schiit sei, er gilt so wie so für einen Ketzer. Palgrave meint, es sei unzweckmäßig, wenn ein Europäer im Orient als Derwisch reise und eines Gentlemen und Christen nicht würdig. Aber Burtons und Vambery's Beispiele zeigen doch, daß man dabei recht wohl zum Ziele kommt. Uebrigens beweisen Palgrave und Pelly, daß auch Christen in Arabien keine Gefahr laufen, nicht einmal im wahhabitischen Nedsched, aber eine genaue Kenntniß der Sprache und der Landessitten ist allerdings erforderlich.

Ueber Ayun, eine Stadt von etwa 10,000 Einwohnern, wo die Karawanenwege von Norden und von Westen her sich vereinigen, kam Palgrave nach Bereydah. Unterwegs traf er ein großes Zeltlager, das mitten in der Ebene von einer persischen Pilgerkarawane aufgezogen worden war. Sie kam von Medina und ging nach Mesched Ali am untern Euphrat heim. Ihr hatten sich mehrere Wallfahrer aus Indien, namentlich aus Lacknau und Delhi, angeschlossen; die Zahl ächter Iranier aus Schiras und Ispahan war aber geringer als jene der Mischlingsbevölkerung von Mesched Ali, Kerbela und Bagdad. Auf der Hinreise nach Mekka waren sie in der Wahhabiten-Hauptstadt Riad vom Sultan Feyssel arg geprellt worden; er hatte diesen schiitischen Ketzern nur gegen schweres Geld den Durchzug erlaubt, jeder persische Pilger hatte diesem Beherrscher der Gläubigen 40 Goldtomans zahlen müssen.

In alten arabischen Städten sind gewöhnlich die Häuser von Festungswerken umgeben; die Gärten liegen außerhalb derselben und sind auch ihrerseits von Mauern und Thürmen umschlossen; Bereydah aber hat keine Befestigung. Die Stadt ist belebt, die Straßen sind eng und krumm; auf der einen Seite des Marktplatzes steht die große Moschee mit einem hohen Minaret; das letztere reicht also in die Zeit vor der Herrschaft der Wahhabis hinauf, denn diese haben nur niedrige Minarets, kleine Eckthürme, welche kaum über das Dach der Moschee hinausragen dürfen, weil zu Mohammeds Zeiten hohe Minarets nicht vorhanden gewesen seien. Im centralen und östlichen Arabien hat keine Moschee eine Inschrift oder das Datum ihrer Erbauung. Auch Bogen und Wölbungen sind unbekannt. Auf dem Markt und in den Waarenläden besorgen nur Frauen das Verkaufsgeschäft.

Die folgenden Angaben über Gesang und Sprache in Arabien wollen wir nicht übergehen. Kein anderes Volk, möglicherweise mit Ausnahme der Chinesen, hat so wenig Harmonie in der Kehle, wie das arabische. Ich habe, sagt Palgrave, Türken und Perser singen hören, Indier und Neger, Syrier, Armenier und Griechen, und kann bezeugen, daß sie alle für Vokal- oder Instrumentalmusik mehr Stimme und Ohr haben als die Araber, seien diese nun Abkömmlinge Ismaels oder Joktans; am allerschlimmsten sind aber die Beduinen. Die Perser haben durchgängig gute Stimme und ein Gefühl für Harmonie; ihre Musik reicht zwar nicht an die europäische hinan, ist aber gefällig, obwohl, wie überhaupt die asiatischen Melodien, etwas melancholisch. Die Leute von Bagdad und überhaupt jene am Tigris, von Basra bis nach Diarbekir hinauf, haben mehr oder weniger Stimme, und Sänger aus Bagdad machen in fremden Städten recht gute Geschäfte. Auch in Syrien nimmt man einen Anlauf zu Musik, namentlich in Damaskus, Sayda und Akka. Die Türken sind leidlich gute Sänger, und ihre Weisen sind munterer als jene der eigentlichen Orientalen.

Zum Singen ist der Araber nicht geeignet, aber wohl zum Reden, und auf dieses versteht er sich in allen möglichen Arten ganz vortrefflich. Für den Ausdruck ist das Arabische klar und volltönend wie ein starkes Instrument, obwohl die „süßen Klänge" fehlen. Die Sprache selber ist eine der reichsten der Welt und man hält darauf, daß sie deutlich gesprochen werde. Freilich im Hedschas und im Yemen, noch mehr in Aegypten und Syrien, und am allermeisten in Bagdad und Mosul ist das Arabische, wie es gewöhnlich gesprochen wird, sehr incorrect, mangelhaft, es wird gehackt und verschluckt, überhaupt verderbt am Ende der Wörter, im Accent, in Aussprache und Phraseologie; es ist nicht eine Mundart, sondern phonisch und grammatisch eine Ausartung. Dort haben selbst Leute von Erziehung, welche die Sprache studiren und sich Mühe geben, gemeine Provincialismen und Unrichtigkeiten zu vermeiden, in öffentlichen Reden wie im Privatgespräche in ihrer Sprache etwas Mageres, Gezwungenes und Erkünsteltes. Aber im Djebel Schammer und dem obern und centralen Nedsched findet das gerade Gegentheil statt; hier sprechen schon die Kinder auf der Gasse das correcteste Arabisch, wie es im Buche steht.

Man hat oftmals die Frage aufgeworfen: „Ist das Arabische des Koran und des goldenen Zeitalters der arabischen Literatur jemals eine Sprache gewesen, die vom Volke geredet wurde und ist es noch heute eine solche?" Die Antwort lautet bejahend; es war allerdings eine Sprache, die geredet wurde, und ist es noch jetzt in den eben genannten Landschaften, ist hier Volkssprache, ganz gemeine landläufige Volkssprache. Aber wer das Arabische in seiner vollen Pracht bewundern will, muß im Lande der Wahhabis den Koran vorlesen hören. Religiöser Enthusiasmus und größte Genauigkeit treiben den Vorleser, jedem Konsonanten Kraft, jedem Vokale Fülle, jedem Accente die gebührende Betonung zu geben. Dann wundert sich auch ein im Herzen ungläubiger Hörer nicht mehr über den Einfluß, welchen solch ein Vortrag auf den wirklich Gläubigen ausübt. Das Verdienst, welches man etwa dem Koran zuerkennen darf, liegt ganz und gar in seiner Beredsamkeit und der Reinheit seines Ausdrucks; gesunder Menschenverstand ist in ihm nicht viel zu finden und vernünftiges Raisonnement darf man nicht erwarten. Deshalb ist auch die beste Uebersetzung unerträglich und ungenießbar, und schwerlich wird Jemand eine solche von Anfang bis zu Ende lesen. Aber gerade die Wiederholungen, die eintönigen Formeln, die abgerissenen Sprünge und Uebergänge, welche einen Europäer zur Verzweiflung

bringen, vermehren in der arabischen Ursprache die Kraft und den rhythmischen Nachdruck des Textes und wirken auf orientalische Zuhörer mit großer Stärke.

Die Gegenden, in welchen heute das Arabische genau so geredet wird wie vor und zu Mohammeds Tagen, sind: Djebel Schammer, Kasim, Sedëyr, Woschem und die nördliche Hälfte von Aared. Weiter nach Süden hin waltet eine andere Form vor, die joktanische Mundart, welche in regelmäßigen Abstufungen das Uebergewicht über den mehr klassischen ismaelitischen Dialekt des Centrums gewinnt, welcher dann in Oman sich ganz verliert. Dort finden wir eine Modifikation des Arabischen, welche ihre Vertreter in den vorislamischen Dichtern des Südens findet, und welche nun die Sprache des yemenitischen Zweiges der Araber war und es vielleicht immer gewesen ist, obwohl es jetzt an der Küste von Yemen wenigstens nicht mehr vorkommt. In einzelnen Theilen des Yemen, z. B. im Wadi Nedschran und vielleicht in Hadramaut, scheinen noch Spuren desselben vorhanden zu sein, aber sie sind mit der Sprache des Hedschas und des Gestadelandes vermischt.

Eine Ansicht über den Kulturwerth der Neger.*)

(Mit Bezugnahme auf die brasilianischen Verhältnisse.)

Die häufig im „Globus" erörterte Frage, ob der Neger mit den anderen Rassen in intellectueller Beziehung gleich befähigt und mithin zu denselben Ansprüchen auf individuelle Freiheit und absolute Selbstbestimmung berechtigt sei, bietet ein um so größeres Interesse, als die mit ihr in direkter Verbindung stehende Abolitionsfrage durch den amerikanischen Bürgerkrieg in die erste Reihe getreten ist und die Aufmerksamkeit der ganzen Welt beschäftigt. Für uns, die wir Brasilien bewohnen, ist diese Frage jedenfalls der Brennpunkt der gegenwärtigen Lage, denn es ist vorauszusehen, daß Nordamerika nach Beseitigung der Sklaverei in den Südstaaten alle seine Kräfte anstrengen werde, um seine Abolitionstheorien auf Cuba und in Brasilien zur Geltung zu bringen. Die angeblicherweise humanen und uneigennützigen Bestrebungen der Yankees werden sich nicht auf die Conföderirten Staaten beschränken; sie werden in Brasilien das vollenden wollen, was England begonnen hat. Durch die Concurrenz Brasiliens in Erzeugung von Kaffee, Zucker, Baumwolle und Taback waren hauptsächlich die gegen das südamerikanische Kaiserreich von England angewendeten Zwangsmaßregeln hervorgerufen; jene war der eigentliche Grund derselben, während die philanthropisch klingenden Deklamationen der Negrophilen als Deckmantel dienten und handelspolitisch ausgebeutet wurden. Weder die englische noch die Unionsregierung leiden in so hohem Maßstabe an humanen Anwandlungen; sie lachen wohl innerlich über den zur Schau getragenen philanthropischen Luxus und haben in Wahrheit nur ihr Handels- und Gewerbsinteresse im Auge, das sie aber selber vielfach mißverstehen. Für Brasilien, welches durch seinen Land- und Produktenreichthum ein Rival des amerikanischen Nordens und der englischen Colonien ist, rechnen sie ganz richtig darauf, daß durch die Abolition den großen Pflanzern der Hals gebrochen werde, indem die freigegebenen Sklaven sich ganz gewiß ihrem Hange zur Faulheit hingeben, und die mangelnden Arbeitskräfte bei der sehr geringen Bevölkerung des Landes unmöglich durch freie Arme zu ersetzen sein würden. Die Abolitionisten wissen recht gut, daß der freigegebene Sklav sich nicht mehr der Plantagenarbeit unterzieht, sondern seinem Hange zum Herumschweifen und zur theilweisen Arbeit (d. h. nur so viel, wie zu seinem nothdürftigsten Unterhalte nöthig ist) folgen wird, so daß die brasilische Produktion in Folge des Mangels an Arbeitskräften herunter sinken und so die Wünsche jener humanen Spekulanten krönen würde, wobei sich denselben, wenn auch in etwas nebelhafter Ferne, noch die freudige Hoffnung zeigt, den Kaiserstaat zu schwächen, indem drei Millionen freigegebener Negersklaven über ihn losgelassen würden, was zu einem Rassenkampfe führen müßte. Nun möge man jedoch nicht glauben, daß wir, so wie ein jeder vernünftig denkende Brasilianer, die Sklaverei als haltbar betrachten, im Gegentheil haben wir die feste Ueberzeugung, daß Brasilien dieselbe nach und nach auf vernunftgemäßem Wege abschaffen muß, nicht nur um dem Drängen seiner Handels- und Produktionsrivalen, denen es früher oder später nolens volens wird willfahren müssen, nachzugeben, sondern hauptsächlich im eigenen Interesse. Man verstehe uns aber recht: wir verwerfen die Sklaverei nicht vom Standpunkte eines Wilberforce, weil wir die schwarze Rasse für gleichbefähigt und gleichberechtigt mit der weißen hielten, sondern vorzugsweise im Interesse Brasiliens, welches unter dem Bestehen derselben leidet, da durch sie der freie und intelligente Arbeiter vom Lande zurückgeschreckt und durch das Zusammenleben mit den Sklaven die Moral der Familien untergraben wird.

Für den Neger ist die Sklaverei in Brasilien eine gute Schule, für die Brasilianer jedoch ist sie die Quelle der Volksverderbniß. Deßhalb treten alle einsichtsvollen Brasilianer der Meinung bei, daß dieses Uebel mit der Zeit beseitigt werden müsse, und zwar durch ein Dekret, welches entweder alle, oder vorerst einen Theil der hier zur Welt kommenden Sklavenkinder

---

*) Die Negerfrage ist gerade jetzt mehr als je zuvor in den Vordergrund gerückt worden; sie wird der westlichen Erdhälfte eine unberechenbare Summe von Verlegenheit bereiten, und der arme Schwarze, an welchem in so gewissenloser, frevelhafter Weise herum experimentirt wird, fährt am allerschlechtesten. Der Verfasser des obigen Aufsatzes, Herr K. v. Koseritz, eifert, wie unsere Leser wissen, ganz entschieden für die Abschaffung der Negersklaverei in Brasilien und hat sich darüber neulich in diesen Blättern deutlich genug erklärt. Er ist, so viel wir wissen, kein Sklavenhalter, und es wird angemessen sein, ihn über die Neger in Brasilien zu hören, die er aus langjähriger Beobachtung kennt. Viele seiner Ansichten treffen genau mit denjenigen zusammen, welche jetzt oftmals in der londoner anthropologischen Gesellschaft aufgestellt worden sind. Der „Negromanie" gegenüber macht sich jetzt selbst in England ein Rückschlag zum gesunden Menschenverstande geltend; man ist schon dahin gekommen, die Abolitionisten als „Negermörder" hinzustellen, — eine schlimme Bezeichnung für die Handwerksphilanthropen und abstrakten care the devil about-Abolitionisten. A.

frei erklärt und *unter die Vormundschaft des Staates stellt*. Dieses ist natürlich der einzige Weg, denn eine Abolition der Sklaverei rundweg ist gänzlich unzulässig und wird nie von Brasilien angenommen werden, da aus derselben nicht nur eine komplete Anarchie, sondern auch der gänzliche Ruin vieler großen Vermögen erwachsen würde, deren Inhaber einen bedeutenden Einfluß auf die Staatsgeschäfte ausüben.

Doch das Für und Wider der Abolition vom nationalökonomischen und politischen Standpunkte aus bildet nicht die Aufgabe dieses Artikels, und wir gehen deßhalb zu unserm Thema über, nämlich dem Mangel an Begründung der sogenannten philanthropischen Deklamationen zu Gunsten der schwarzen Rasse; — sie sind unbegründet schon wegen des *geringern Kulturwerthes* und der *intellektuellen Inferiorität* der Neger.

Ein langjähriger Aufenthalt in einer Provinz, die unter ihren 350,000 Einwohnern aller Rassen 80,000 Negersklaven zählt, hat mir Gelegenheit geboten, einen tiefern Blick in die Natur und geistige Befähigung der schwarzen Rasse zu werfen, als es es dem Reisenden möglich ist, der, wie z. B. Herr *von Scherzer*, die Knotenpunkte der Sklavenhalterei nur flüchtig berührt und auch bei den freien Negervölkern *nur kurze Besuche* abgestattet hat. Jedem, der längere Zeit in Brasilien gelebt und jene unglückliche Rasse mit eingehendem Interesse betrachtet, ihre Lebens- und Denkungsart, ihre Befähigungen und Instinkte studirt hat, wird sich nach und nach die Ueberzeugung aufdrängen, *daß der Neger im Großen und Allgemeinen niemals die intellektuelle Entwicklung und Vollkommenheit des Gefühlswesens erreichen wird*, welche anderen Rassen und hauptsächlich der kaukasischen eigen sind, so wie er auch einsehen wird, *daß der Neger durch die Sklaverei nicht auf eine tiefere Stufe herabsinkt*. Die aus Afrika importirten Neger, von denen es hier noch eine sehr große Zahl gibt, haben *fast keinerlei Kulturwerth*. Sie leben seit 20, 30 und mehr Jahren inmitten der brasilischen Verhältnisse, sind zum Christenthume bekehrt, d. h. getauft, theilweise sogar in das Leben der weißen Familien hineingezogen worden, und dennoch haben sie keine Spur von Civilisation angenommen. Die hohen Wahrheiten der christlichen Religion existiren für sie nicht; nach der Taufe, wie vor derselben, sind sie Götzendiener, und ihre Religion (wenn man den Fetischismus so nennen darf) ist ein unvernünftiges Gemisch der katholischen Formalitäten und der Ideen des Fetischismus; der Gott der Christen und der *Manipongo* (das afrikanische Götzenbild) verfließen für sie in eins, wie folgender Fall beweist, der vor Kurzem sich ereignete.

Bei Gelegenheit eines Criminalprozesses wurde eine Haussuchung gehalten, bei welcher man den Zauberapparat eines afrikanischen Negers, der einen Mord begangen hatte, vorfand. Das Hauptstück war ein grobgemaltes Bild, auf dem man auf einer Seite Christus am Kreuze, auf der andern ein heidnisches Götzenbild gemalt sah; in der Mitte waren einige Gräber gezeichnet, aus denen Rauch gen Himmel stieg. Vor diesem Bilde stand auf einer kleinen Erhöhung ein Manipongo, der eine Mißgestalt mit schrecklich verzerrten Zügen vorstellte. Auf diesem improvisirten Altare zündete der Schwarze geweihte Kerzen an, und nachdem er den ganzen Apparat mit Carassa (Branntwein) bespritzt und selbst einige herzhafte Züge aus der Flasche gethan hatte, begann er in afrikanischer Mundart seine Beschwörungsformeln herzusagen. Sodann tödtete er eine junge Taube auf einer kleinen, mit Muscheln besetzten Strohmatte und vermischte das herablaufende Blut mit Branntwein, worauf er dieses Gemisch trank. Hierauf folgten neue Beschwörungsformeln (was Alles von einer Zeugin beobachtet und vor Gericht ausgesagt wurde), und unter anscheinenden heftigen Zuckungen beendigte er sodann die Ceremonie, welche den Tod einer jungen Frau, Rivalin seiner Herrin, bezwecken sollte!! Dieser Neger war seit 30 Jahren hier, ein tüchtiger Maurer und arbeitsamer Sklave, der beim Leben im Kreise verschiedener Familien, denen er angehörte, gewiß Gelegenheit gehabt hätte, andere Ansichten zu erlangen, wenn er überhaupt kulturfähig wäre.

Einen andern Beweis des Festhaltens am heimischen Glauben und Gebräuchen bieten die *Begräbnißfeierlichkeiten* der afrikanischen Schwarzen. Zwar empfängt der Sterbende die letzte Oelung, und sein Körper wird in der Kirche vom katholischen Priester eingesegnet, darauf jedoch übernehmen ihn seine *Malungos* (Stammgenossen) und bringen ihn nach dem *christlichen* Kirchhofe. Hunderte von Afrikanern und Afrikanerinnen folgen dem Sarge, der auf den Schultern hinausgeschleppt wird, und stoßen während des ganzen Weges ein schauerliches, weithallendes Geheul aus. Sobald der Körper jedoch in die Erde gesenkt worden ist, beginnen sie einen rasenden Tanz, von Jubelgeschrei begleitet und unter dem Schalle rohgearbeiteter Tamburins, mit Erbsen gefüllter hohler Kürbisse und schrillender Blechinstrumente tanzen sie fröhlich nach Hause, weil der Verstorbene nun in ihrem Vaterlande über dem Meere wieder auferstanden sei! So verstehen diese armen Geschöpfe die ihnen gepredigte Unsterblichkeit der Seele, so mischen sie die leitenden Ideen des Christenthums mit ihrem einheimischen Götzendienste.

Kein einziger Afrikaner entsagt seinen ursprünglichen Ideen, möge man ihm auch noch so überzeugend zureden; das *Begriffsvermögen* dieser Rasse geht im Allgemeinen nun einmal nicht über den Horizont des Fetischismus hinaus. Sie haben hier zu Lande ihre *Zauberer* eben so gut wie daheim, *und oft genug ist es hier, wie auf Haiti ꝛc. vorgekommen, daß sie zu den betreffenden Opfern Kinder umgebracht und deren rinnendes Blut getrunken haben*. Von Sklaven verübte *Vergiftungen* sind noch immer an der Tagesordnung, und nur die ganze Strenge des Gesetzes und der Zucht im Hause ist im Stande, die innewohnende Grausamkeit zu dämpfen. Schwarze Mütter, die ihre Kinder aus Aberglauben unter schauderhaften Qualen umbringen, oder sie verstümmeln; Ammen, die den ihnen anvertrauten Säuglingen gestoßenes Glas eingeben, oder sie mit ätzenden Flüssigkeiten verunstalten; Sklaven, die für zwei oder drei spanische Thaler gräßliche Mordthaten verüben, — kommen noch häufig genug vor, trotzdem das Gesetz ihnen mit eiserner Strenge entgegen tritt. *Der Kontakt mit civilisirten Völkern steigert nur die Verstellungskunst des Afrikaners*; er bleibt eben so blutdürstig und grausam, nur verbirgt er diese Eigenschaften sorgfältiger. *Die Civilisation macht ihn schlauer, aber nicht besser.* Der Afrikaner wird habsüchtig, pfiffig und geschickt in materiellen Arbeiten; er verdient oft viel Geld in kurzer Zeit, entwickelt viele Schlauheit für Krämerei und Kleinhandel, nimmt alle Fehler und Laster der Weißen mit Leichtigkeit an, — bleibt jedoch gänzlich unzugänglich für *wahre* Kultur, hat keinen klaren Begriff von Religion und Moral, nnd je schlauer und verstellungsfähiger er wird, desto gefährlicher ist er.

Es gibt viele Beispiele ehemaliger Sklaven, die sich losgekauft und nach und nach ein bedeutendes Vermögen

erworben haben; sie bewahren jedoch stets ihre Lebensweise, schmücken sich wohl mit grellfarbigen, kostbaren Stoffen, behängen sich wohl mit geschmacklosen Schmucksachen, — gehen aber fast immer barfuß, essen stets mit den Fingern und sind fast ohne Ausnahme der Trunksucht ergeben. Sie kaufen sich dann auch Sklaven, doch wehe dem Armen, der in ihre Hände fällt! Sie lassen ihm, ihrem Stammesgenossen, Alles entgelten, was sie einst selbst gelitten haben, und sind die unbarmherzigsten, schlimmsten Sklavenhalter, die es geben kann. Keine veredelnde Idee findet Zugang bei ihnen; das wilde, bluttriefende Thier Afrika's wird zum halbgezähmten Tiger, der jedoch alle seine rohen Instinkte bewahrt, der in der Fremde „nichts lernt, und nichts vergißt".

Ich habe in zwölf Jahren, in denen ich von Sklaven bedient wurde, noch nie einen afrikanischen Neger oder eine Negerin im Hause gehabt, die nicht alle Laster ihres Volkes besessen hätten: Trägheit, Falschheit, Rachsucht, Grausamkeit, Undankbarkeit; Neigung zum Trunke und häufig zum Diebstahle sind, mit wenigen Ausnahmen, die Eigenschaften der aus Afrika importirten Schwarzen, und selbst diese wenigen Ausnahmen trifft man fast nie unter den Mina-Negern, von denen es hier am meisten gibt, sondern nur unter den Congo- und Mundschola-Negern, die gutmüthiger, weniger grausam, besser geartet, aber auch weniger schlau sind, als die anderen.

Dem Neger geht jedes eigentliche Selbstgefühl und auch jede wahre Selbstachtung ab; er legt der Freiheit nicht Werth bei, weil ihn seine Stellung als Sklave etwa erniedrigend dünkte, sondern nur, weil er, sobald er sich freigekauft hat, nicht mehr zu andauernder Arbeit gezwungen ist und seinem Hange zur Trägheit besser folgen und sich Genüsse (Trunk und Spiel) in größerem Maßstabe verschaffen kann. Daß der Sklave sich seiner ehemaligen Existenz im afrikanischen Vaterlande nicht mit Bedauern erinnert, geht daraus hervor, daß der losgekaufte, oft begüterte Sklave nie daran denken wird, in seine Heimat zurückzukehren, sondern ruhig in Brasilien bleibt; wenn die Sklaverei ihm aus moralischem Grunde drückend gewesen wäre, wenn seine Brust von edlem Gefühle, z. B. Liebe zum Vaterlande durchdrungen wäre, dann würde er dem Lande den Rücken kehren, wo er Sklave gewesen ist, und er würde den afrikanischen Küsten wieder zueilen. Aber nein, — der nunmehr freie Schwarze sucht seiner Trägheit, seiner Spielwuth, seinem Hange zum Trunke zu fröhnen und bleibt hier, wo ihm Genüsse geboten werden, die sein Vaterland nicht kennt. Er liebt die Freiheit nicht als Freiheit, als Garantie der Menschenrechte und Würde, sondern als Mittel, seinen Lastern freier und ungebundener nachzuhängen. Dem importirten afrikanischen Schwarzen geht die Kulturfähigkeit unbedingt ab, und noch ist kein Versuch gelungen, einen solchen Menschen zu civilisiren.

Aus dem eben angegebenen Grunde kann auch der Schwarze durch die Sklaverei nicht auf eine tiefere Stufe sinken, da er von Natur schon tief steht; er hat kein Selbstgefühl und keine Selbstachtung, noch einen Begriff von Menschenrechten, kann also auch durch den Verlust der Freiheit, die er in Afrika selber nicht hatte, nicht erniedrigt werden. Man lasse den Sklaven nach Herz und Lust faullenzen, gebe ihm Gelegenheit zu Trunk und Spiel, und er wird sich nie über seine Sklavenfesseln beklagen, wird selbst die entwürdigendsten Strafen geduldig hinnehmen. Liegt die Schuld hiervon an der Sklaverei, die ihm sein Selbstbewußtsein genommen hat? Nein, er hat nie ein solches besessen; er ist in seinem Urzustande kein entwickelter Mensch und von „Entwürdigung ist hier keine Rede". Eher noch kann er durch die Sklaverei gebessert und gehoben werden, da Zucht und Strafe im Hause, sowie die Handhabung des Gesetzes durch den Staat ihn zur Beobachtung einer gewissen Ordnung zwingen.

Das ist nun eine traurige Wahrheit, um so trauriger, als sie beweist, daß in tropischen Ländern keine Hoffnung auf Nutzbarmachung der afrikanischen Neger im Dienste der Civilisation vorhanden ist. Denn was sollen die Worte eines oder des andern Missionärs nützen, wenn der ganze Einfluß einer geregelten Gesellschaft, eines geordneten Familienlebens, strenger Gesetze und häufig einer durchaus intelligenten Leitung von den hiesigen Schwarzen nichts weiter erlangen können, als daß sie sich gezwungen den Geboten der Ordnung unterwerfen und sich in materieller Beziehung etwas vervollkommnen? Ist jedoch der Augenblick gekommen, so fallen sie in ihren Urzustand zurück und bestätigen Voltaire's Wort: „Chassez le naturel, il revient au galop."

Als Beleg mögen alle Sklaven-Insurrektionen dienen, bei denen anscheinend gänzlich gezähmte, unterwürfige, sehr human behandelte Neger sich augenblicklich wieder in blutdürstige, wilde Bestien verwandelt haben. Davon gibt es nicht ein Beispiel, sondern hundert; eine Negerrevolte ist „das schrecklichste der Schrecken", und die anscheinend zahmsten Neger sind dann gewöhnlich die furchtbarsten Wüthriche, wie Brasilien oft erfahren hat.

Weniger auffallend tritt diese Kulturunfähigkeit der Rasse bei den hier gebornen Schwarzen (Creoulos) hervor, und bei ihnen bethätigt sich am besten der Einfluß der Schule, welche die Sklaverei für die afrikanischen Stämme bildet, wenn gleich derselbe auch hier nicht durchgreifend und genügend ist, was man dem geringen Kulturwerthe der Rasse im Allgemeinen zuschreiben muß. Der eingeborne Schwarze, welcher hier im Hause seines Herrn (hauptsächlich in den Südprovinzen) mehr als ein Mitglied der Familie, denn als ein wirklicher Sklave groß geworden ist, nimmt die Sprache, die Lebensweise, das Benehmen des freien Mannes an; er wird fast immer ein ziemlich guter Arbeiter, ein geschickter Diener, oft auch ein trefflicher Handwerker. Auch geistig steht er etwas höher als der Afrikaner; er hat klarere Vorstellungen von der Religion, glaubt weniger an Zaubereien und andern Firlefanz der afrikanischen Schwarzen und ist gehorsamer und gewöhnlich auch der Familie zugethaner als jene. Doch hat das Bild auch seine Kehrseite; Trägheit, Trunksucht, Rachgier, geringe Achtung vor dem fremden Eigenthum sind gewöhnlich auch unter diesen Verhältnissen für die Rasse kennzeichnend. Einen oder verschiedene dieser Fehler findet man fast immer vor; hauptsächlich die Trägheit liegt allen in den Gliedern, denn wie schon gesagt, der Schwarze arbeitet nur, wenn er gezwungen wird. Trotz und Verstocktheit sind ebenfalls Eigenschaften, die fast keinem Individuum der Rasse abgehen; der Jähzorn, welcher oft zum Blutvergießen führt, kann auch durch die Civilisation nicht erstickt, sondern nur in Fesseln geschlagen werden. Versuche zur höhern Veredlung und Hebung der Rasse schlagen fast immer fehl. Den hier gebornen Schwarzen fehlt es häufig nicht an Fähigkeiten, und viele Herren haben es versucht, bevorzugten Sklaven mit dem Geschenke der Freiheit in der Wiege späterhin eine gute Erziehung zu geben. Diese Kinder wuchsen denn mit denen des Hauses auf, lernten Lesen und Schreiben, erhielten Unterricht jeder Art und machten bis zum Eintritt der Mannbarkeit oft gute und schnelle Fortschritte. Doch welches war das Ende? Fast immer ein trauriges, denn die Bildung tödtete den schlimmen Instinkt nicht, machte denselben nur gefährlicher, und

in den meisten Fällen begannen diese Individuen mit der Undankbarkeit gegen ihre Wohlthäter und endigten im Zuchthause oder am Galgen.

Daher ist es ein in ganz Brasilien bekannter Grundsatz, „daß ein Neger, der lesen und schreiben lernt, dem Teufel in die Hände geliefert wird“. Natürlich gibt es Ausnahmen; ich selbst habe eine Creoulin (Sklavin) gekannt, die eine gute Erziehung genossen hatte, ein Muster von Frömmigkeit, reinen Sitten und anständigem Benehmen war und ihrer Herrin nicht nur als Sekretär diente, sondern als eine wahre und aufopfernde Freundin zur Seite stand. Großmüthige Aufopferung, unverbrüchliche Treue und hingebende Liebe zu ihrer Herrin zeichneten dieses Mädchen aus, — doch was haben einzelne Beispiele gegenüber der Inferiorität einer ganzen Rasse zu bedeuten? Am allerklarsten zeigen sich die bösen Instinkte bei den hier freigebornen Negern und Mischlingen. Das Gesetz unterscheidet nicht zwischen den Farben; alle freigebornen Söhne Brasiliens, mögen sie Weiße, Indianer, Neger oder Mischlinge sein, sind gleichberechtigt; hier kennt man jene Mißachtung des farbigen Mannes nicht, welche die „humanen“ Yankees kennzeichnet, die sich heute für die Freiheit derjenigen schlagen, die sie nicht an einem Wirthshaustisch dulden würden, selbst wenn es verdienstvolle Männer wären. Unter Brasiliens höchsten Staatsbeamten, unter den Würdenträgern der Krone und der Kirche, unter den Offizieren des Heeres und der Flotte gibt es Farbige, — es fehlt mithin der Rasse nicht an stimulus; sie hat das volle Bewußtsein der Gleichberechtigung und die Gewißheit, daß selbst die höchsten Aemter ihr zugänglich sind. Und dennoch, wie wenige unter den Millionen werden durch dieses Bewußtsein, durch Kultur und Erziehung gehoben und veredelt! Gewöhnlich behalten sie alle Fehler ihrer Rasse und nehmen von den Weißen nur die Laster derselben an. Der brasilianische Plebs, der eben nur aus Farbigen besteht, ist das gefährlichste Element des Landes. Trägheit und Trunksucht, Diebstahl und Mord, Spiel und Völlerei, Prostitution und gänzliche Gesunkenheit kennzeichnen diese traurige, wenn auch verhältnißmäßig geringe Hefe der brasilianischen Bevölkerung, bei der alle Laster der civilisirten Völker neben allen Fehlern und brutalen Instinkten der afrikanischen Rasse vertreten sind. Mit ihnen füllen sich die Gefängnisse, sie werden für Heer und Marine rekrutirt, und dennoch taucht bei jedem Auflauf, bei jedem anarchischen Moment eine Unzahl dieser Menschen auf, die zu Allem fähig sind. Es ist klar, daß es viele Ausnahmen von dieser Regel geben muß; wie schon gesagt, treffen wir sehr tüchtige und brave Farbige auf allen Sprossen der socialen Leiter; im Heere dienen farbige Offiziere, die aller Achtung werth sind, und sowohl unter den Staatsbeamten, wie unter den Handwerkern und im Handel finden wir höchst achtbare Männer, die, wie man hier sagt, nur in der Farbe Neger sind. Im Heere dienen viele Farbige mit Auszeichnung, und gegenwärtig zum Beispiel wird ein Elite-Bataillon, aus lauter Negern bestehend, gebildet, dessen Commandant und Offiziere ebenfalls Schwarze sind, und von denen man sich große Dienste im Kriege gegen Paraguay verspricht. Doch diese Leute sind gewöhnlich schon seit mehreren Generationen frei und an der leitenden Hand der gesellschaftlichen Entwicklung langsam vorwärts geschritten, und dennoch bilden sie eben nur wenige Ausnahmen, wenn wir ihre verhältnißmäßig geringe Zahl mit der unendlichen Menge Farbiger vergleichen, die, trotzdem sie hier geboren und frei sind, alle Laster und Fehler ihrer Rasse bewahren. Diese Ausnahmen erlauben uns nicht, auf eine allgemeine Kulturfähigkeit der Rasse zu schließen, wenigstens nicht im Urzustande und ohne die Ueberbrückung der Sklaverei. Nur durch die Ueberpflanzung der afrikanischen Rasse nach anderen Ländern und durch die Berührung mit gebildeten, weißen Völkern kann ein solches Resultat erzielt werden.

Das Ideal eines civilisirten Negerstaates, wie Herr v. Scherzer es sich seltsamer Weise in Haïti vorspiegelt, ist schlechterdings nicht zu verwirklichen. Sobald der Neger sich selbst überlassen bleibt, kehrt er immer zu einem mehr oder weniger afrikanischen Zustande zurück; nur die Leitung und der direkte Einfluß anderer Rassen kann ihn etwas heben und im Zaume halten. Und wie sollte man dies Ziel erreichen, wenn nicht durch Ueberpflanzung der afrikanischen Neger in andere Welttheile? Und diese kann nur unter der Form der Sklaverei stattfinden, denn an das Ideal einer Colonisation vermittelst freier Neger Afrika's, inmitten eines civilisirten Landes, kann selbst der sanguinischste Negrophile nicht denken. Hier in Brasilien ist es möglich, daß nach Aussterben der importirten Neger und bei einer stufenweisen Aufhebung der Sklaverei das farbige Element nach und nach gehoben und leidlich civilisirt werden könne; doch dazu gehören wohl Jahrhunderte, und noch manche Veränderung wird vorgehen müssen; der Entwicklungsprozeß wird langsam sein und stets auf die Hindernisse stoßen, welche aus den ursprünglichen Eigenschaften der afrikanischen Rasse erwachsen und derselben einen weit geringern Kulturwerth beilegen als irgend einer andern.

Porto Alegre, 20. April 1865.

Karl v. Koseritz.

Nilsons Ansichten über die Bronceperiode Skandinaviens.

Der Professor S. Nilson zu Stockholm hat vor Kurzem die zweite Ausgabe des zweiten Bandes seines ethnographischen Werkes über die Urbewohner Skandinaviens vollendet. Er ist zu folgenden Resultaten gelangt:

In der Geschichte des Menschengeschlechts ist das Bekanntwerden mit der frühern Bevölkerung Europa's ein hervorragender Punkt der Untersuchung, und die Reste von Geräthen und Verzierungen, die in alten Gräbern und sonst unter der Erde gefunden werden, leisten diesen Forschungen oft die wichtigsten Dienste. Aus früheren Artikeln, die der Globus über Pfahlbauten brachte, hat der weniger wissenschaftlich gebildete Leser die Bedeutung der Steinzeit, jener Periode, von der weder Geschichte noch Sage uns erzählen, ersehen können. Steinerne Meißel, Beile, Lanzen, Messer rc. sind in verschiedenen Gegenden und Ländern (Schweiz, Dänemark, Deutschland rc.) in den weggewor-

fenen Ueberresten der Mahlzeiten (Kjökkenmöddinger) gefunden.

Späteren Ursprungs sind die Reste menschlicher Thätigkeit und Kunst, zu deren Anfertigung Metalle gebraucht wurden.

Man unterscheidet hier noch die Verwendung von Bronce und die von Eisen oder Stahl. Der Volksstamm, der erstere benutzte, gab derselben eine schöne Form und schmückte sie mit zierlichen Figuren. Es ist bemerkenswerth, sagt Nilson, daß dieser Volksstamm in der Geschichte völlig unbekannt ist, welche eben so wenig wie die Sage eines Volks in Schweden erwähnt, das kupferne Waffen gebrauchte. Alle diese Waffen verrathen durch ihre Epitheten, daß sie von Eisen waren. Schwerter, eingelegt mit Gold und Silber, vergoldete Helme und Rüstungen, glänzend wie Eis, werden von den skandinavischen Sagen erwähnt. Dahingegen schweigen jene Sagen von der Form der broncenen Waffen, der Schilde und kurzen Degen. Lange Schwerter, bestimmt mit beiden Händen geführt zu werden, Helme, Harnische und große Schilde bildeten die Kriegsrüstung, deren die ältesten schwedischen historischen Urkunden erwähnen — aber solche Waffen waren nicht dem Volksstamm eigen, von dem hier die Rede ist. Ein kurzer Degen (eine Stichwaffe und nicht ein Schlagschwert) und ein kleiner Schild, um die Stiche abzuwehren, welches für die linke Hand verfertigt war, machte dessen Rüstung aus.

Man meinte früher, und auch Nilson theilte diese Meinung, daß dieses Volk der Broncеperiode die Cimbern gewesen seien. Gründlichere Untersuchungen haben aber Nilson zu durchaus anderen Resultaten geführt; im zweiten Theile seines Werks: Skandinaviska Nordens Urinvanare, ett försöki komparativa Ethnografien och ett Bidrag till menniskos lägtets utvecklings historia, welches 1862 bis 64 erschien, spricht er sich darüber näher aus. Er hält nämlich diese Waffen und andere neben denselben gefundene Gegenstände von Bronce und Verzierungen von Gold für phönizische Arbeiten. Er bemüht sich mit vielen Gründen darzuthun, daß die früheste Bildung im Süden und Westen Skandinaviens, wodurch dasselbe aus dem rohen Zustand, in dem es früher befangen gewesen, sich gerettet habe, durch den Baalsdienst eines semitischen Volks hervorgerufen worden sei, lange vorher, bevor der indo-germanische Volksstamm hier den Odinschen Walhalladienst einführte.

In der Nähe von Kivik (bei Linné Kisvik) an der Ostküste des südlichen Schonens, nicht weit von Cimbrishavn liegt ein Denkmal von Stein. Es befindet sich in einem sehr verfallenen Zustande, hat aber noch einen Umfang von 38 Klafter; es wird von kleinen Ueberbleibseln umgeben, von denen einige noch eine pyramidenförmige Gestalt zeigen, aber die meisten mehr oder weniger geplündert und einige so ganz verwüstet wurden, daß nur die Grundsteine übrig geblieben sind. Es sind aufgehäufte Felsblöcke, von denen man in der ganzen Umgegend seit Jahrhunderten den Baustoff geholt hat, um solchen zu Grenzsteinen, zum Brückenbau &c. zu verwenden.

Mitten in diesem steinernen Monument findet man auf dem Boden eine ungefähr 13 Fuß lange und 3 Fuß breite steinerne Kiste, deren Wände aus großen, dicken Steinplatten bestehen; in diese sind hieroglyphische und symbolische Figuren gemeißelt. Diese Figuren werden durch die Alterthumsforscher auf verschiedene Weise gedeutet. Nilson sucht darzuthun, daß dieses Monument aus der Bronzeperiode stamme. Er bringt die Figuren in Beziehung zu einem Menschenopfer nach stattgehabtem Siege, und wenn man die Figuren mit seiner Erklärung im Werke selbst vergleicht, findet man einen natürlichen Zusammenhang zwischen beiden, den ohne Uebernahme der Bilder unser Referat nicht weiter darthun kann. Man hat in Mecklenburg und in Schonen broncene Kessel gefunden, deren Arbeit an die „ehernen Gestelle und ehernen Räder" denken läßt, von denen 1. Kön. 7. Vers 30 &c. die Rede ist. Daß die Phönizier, die in frühester Zeit in der ganzen damals bekannten Welt Handel trieben, auch Europa's Westküste besuchten, fand, wie man allgemein annimmt, seine Erklärung in dem Aufsuchen des Zinns und des Bernsteins. Schon im hohen Alterthum hatten sie Handelsverbindungen in Spanien; dort konnten sie das Zinn Britanniens kennen lernen, und in Britannien hatten sie wieder Gelegenheit, über den so sehr geschätzten Bernstein des fernen Nordens das Erforderliche zu erfahren. Sie legten hier Factoreien an, wie früher an den Küsten des Mittelländischen Meeres, und bei diesen Colonien waren Einrichtungen für ihren Baalsdienst; weshalb man bei Erforschung dieser Periode nicht aus dem Auge verlieren darf, daß die Bronce und der Baalsdienst gerade dadurch sich gleichzeitig im Norden verbreiteten. Gebräuche und abergläubige Meinungen, deren wahre Bedeutung man längst vergessen hat, beziehen sich, nach Nilson, auf den phönizischen Sonnendienst, wie das Anzünden der Feuer am längsten Tage, das jährliche Fest von „midsommarsnatt". Specialitäten dürfen wir hier nicht erwähnen. Es ist hinreichend, daß wir die Hauptansichten mitgetheilt haben. Wir finden hier ein Alterthums-Problem auf eine scharfsinnige Weise untersucht und zwar von einem Mann, der im Dienste der Wissenschaft ergraut ist. Seine Ansichten werden Widerspruch finden, und der Kritik ist ein weiter Spielraum gegeben.

H. M.

Mittheilungen über die Siahposch im asiatischen Kafiristan.

Wir schildern heute ein Volk, von welchem wohl nur wenige unserer Leser gehört haben. Die Kafirs, d. h. Ungläubige, oder wie sie selber sich nennen, Siahposch, bilden eine heidnische Oase, die rings von Mohammedanern umgeben ist. Nur selten hat ein Europäer ihr Land betreten; die Kunde, welche über sie zu uns gelangt ist, soll weiter unten mitgetheilt werden. Doch dürfen wir uns der Hoffnung hingeben, daß wir bald umfassende Nachrichten über diese in vieler Beziehung interessanten Menschen erhalten. In jener Region nördlich von Kabul werden Missionäre als geographische Bahnbrecher auftreten; sie sind es bekanntlich auch in manchen anderen Gegenden.

Unter den vielen Missionen, welche von Seiten der englischen Hochkirche gegründet worden sind, bildet jene in

Pischawar eine sehr wichtige Station. Diese Stadt liegt unweit des berühmten Chaiber-Passes, gehörte ehemals den Afghanen von Kabul und ist nun im Besitze der Engländer. Jenseit des eben genannten Passes und jenes von Kohat, welche von Pischawar (Peschauer) aus beherrscht werden, liegt das afghanische Gebiet mit den großen Städten Kabul, Gasna, Kandahar und Dschellalabad, und weiter hin Persien, sodann Türkistan mit den Handelsplätzen Balch und Buchara. Mit allen diesen Gegenden steht Pischawar in lebhaftem Handelsverkehr, welcher hin und zurück vorzugsweise von den Lohani-Kaufleuten vermittelt wird. (Eine Schilderung derselben in K. Andree, Geographie des Welthandels, I, S. 124 ff.) Bevor die Gebirgspässe zwischen Gasna und dem Indus durch Schneefall unwegsam gemacht werden, ziehen die Lohanis in geradezu ungeheuern Karawanen heran. Sie sind im Oktober und November in Multan, wohin sie rohe Seide bringen, Ziegenwolle, Kameelhaar, Pelzwerk und allerlei andere Güter. Manche gehen weiter nach Delhi und an den Ganges, während des Winters kaufen sie in Multan Waaren ein, und wenn im April die Karawanen aus Hindustan eingetroffen sind, ziehen sie wieder, reich befrachtet, nach Centralasien hinein. In ihrem Gefolge befinden sich Leute aus mancherlei Stämmen, und überhaupt findet man in Multan und Pischawar, wohin auch viele Lohanis kommen (die alle afghanischen Stammes sind), eine wahre ethnographische Musterkarte.

In Pischawar zog der anglikanische Missionär W. Hancock Nachrichten über Kafiristan ein, und er hatte das Glück, mit vier Männern aus dem „Lande der Ungläubigen" bekannt zu werden, mit denen er sich durch einen Dolmetscher, der das Afghanische (Puschtu) und das Siahposch kannte, zu verständigen vermochte. Sein Bericht ist im Church Missionary Intelligencer, März 1865, enthalten. Sein Kafirdolmetscher heißt Gara, hat blaue Augen und eine so helle Haut wie ein Europäer. Sein Volk, sagt er, kleide sich in Gewänder aus Ziegenhaar und treibe Ackerbau; es verehre das steinerne Bild des Gottes Addrackpanau; vor diesem opfert man Ziegen und besprengt das Bild mit dem Blute. Die Siahposch haben nur wenige religiöse Ceremonien und, beim Mangel einer Schriftsprache, auch kein streng ausgearbeitetes religiöses System.

Hancock suchte jene vier Kafirs für das Christenthum zu gewinnen, und da sie als Heiden viel zugänglicher waren, als die Mohammedaner zu sein pflegen, so scheinen seine Bemühungen nicht vergeblich gewesen zu sein. Am 16. April 1864 gingen sie von Pischawar fort, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Sie baten um die Gründung einer Mission in Kafiristan und versicherten, daß auf eine freundliche Aufnahme zu rechnen sei. Sie selber wollten fortan den Addrackpanau nicht mehr verehren. Hancock fügt hinzu:

„Wenn sie während der Durchreise in Afghanistan als Kafirs erkannt werden, dann steht es schlimm um diese Leute. Man wird sie entweder ums Leben bringen oder zum allermindesten barbarisch behandeln und für immer zu Sklaven machen. Der Sicherheit wegen wollen nun zwei von ihnen als verkleidete Fakirs reisen, die beiden anderen sich bei Tage verborgen halten und nur bei Nachtzeit wandern. Zwei von uns zum Christenthum bekehrte mohammedanische Afghanen, Jonah Missib und Fasl i Hakk, wollen sich ihnen anschließen und als Pioniere des Christenthums in Kafiristan wirken."

Wir lassen nun diesen Notizen die Mittheilungen folgen, welche Kapitän H. G. Raverty im Journal der asiatischen Gesellschaft von Bengalen 1859 veröffentlicht hat.

Zwischen dem 34 und 37° nördl. Br. und dem 69 und 74° östl. L. von Greenwich erstrecken sich östlich vom Hauptzuge und den Nebenverzweigungen des Hindukusch mehrere unabhängige Staaten, die alle nördlich vom Kabulstrome und dem Indus liegen. Zu diesen gehört auch Kafiristan. Der Name dieses Landes kommt von dem arabischen Worte Kafir, Ungläubiger, und dem persischen Istan, ein Platz oder Aufenthaltsort. An der Nordgrenze dieses Staates dehnen sich die usbekischen Länder Badachschan und Kundus aus; im Süden läuft der Kabulfluß und trennt Kafiristan von Afghanistan. Im Osten liegen Chitral und Kaschgar; im Westen erheben sich Bergzüge und der Pandschirfluß, wodurch das Hochland von Kabul begrenzt erscheint. Es ist ein Land, welches durch den Hindukusch und dessen Ausläufer gebildet wird, die enge und fruchtbare Thäler einschließen, welche in Terrassen nach dem Indus und Kabul zu abfallen.

Die Thäler werden von vielen Strömen durchzogen, welche gleich dem Adersystem eines Blattes nach Osten und Westen fließen und in fünf bedeutende Flüsse sich ergießen, die dann das Land durchschneiden. Der bedeutendste und zugleich östlichste dieser Flüsse trennt Kafiristan von Kaschgar. An seinem Einflusse in den Kabul heißt dieser Strom Kamah, weiter aufwärts Kumar und an seinen Quellen Kaschgar oder Chitral. Westlich von der Kamah vereinigen zwei Flüsse ihre parallelen Läufe unter dem Namen Alingar und ergießen sich westlich von Dschellalabad in den Kabul, während noch weiter westlich ein dritter Fluß, der Tagat oder Tagao, nachdem er mehrere Nebenflüsse aus den Thälern von Kohistan aufgenommen hat, 40 Miles östlich von der Stadt Kabul in den gleichnamigen Fluß fällt. Ein Fluß entspringt am Nordabhange des Hindukusch und vereinigt sich mit dem Pandsch, einem Zweige des Oxus.

Viele kleine Ströme, die aus den Seitenthälern kommen und durch den Schnee, der gewöhnlich die Gipfel der Berge deckt, gespeist werden, vermehren die größeren Flüsse, die dann, zur Zeit der Schneeschmelze, nur auf Flößen passirbar sind, welche man aus aufgeblasenen Thierhäuten zusammenfügt. Zu beiden Seiten der Flüsse dehnen sich reiche Alluvialablagerungen aus.

Die Temperatur und das Klima wechseln sehr, da die Höhenunterschiede des Landes bedeutend sind. In den höheren Gegenden fällt die Sommerhitze selten beschwerlich, und in den Wintermonaten liegt der Schnee mehrere Wochen lang. Die tiefer gelegenen Thäler bleiben vor den scharfen Winterstürmen geschützt und, obgleich sie von hohen, mit ewigem Schnee bedeckten Bergen bedeckt sind, wird doch die Hitze vom Juni bis in den August sehr drückend. Dort gedeihen ganz ausgezeichnete Trauben und andere Früchte, die dem Volke zur Nahrung dienen. Aus den Trauben bereitet man einen vortrefflichen, weitberühmten Wein.

Während des Frühlings und gegen Ende August bis in den September fallen starke Regenschauer. Heftige Schneestürme sind im Winter häufig; dann werden die Pässe ungangbar, und aller Verkehr zwischen den einzelnen Thälern ist auf Wochen abgeschnitten.

Die Straßen und Wege des Landes sind eng und sehr gefährlich zu passiren. Tiefe Schluchten, gähnende Abgründe und reißende Bergströme machen dieselben an manchen Punkten fast ungangbar. Dort haben die Kafirs eigenthümliche Seilbrücken angebracht und die Hinder-

nisse auf diese Weise aus dem Wege geräumt. Sie sind aber nicht ohne Gefahr zu überschreiten, denn von allen Seiten rollen Steine auf den Reisenden in die nie von der Sonne beschienenen Schluchten herab. Wenn ein Weg sehr viel benutzt wird, wendet man statt der einfachen zusammengesetzte Seilbrücken an, die aus vier bis fünf starken Tauen bestehen; sie sind nach Art einer Strickleiter durch kleinere Seile verbunden. Das Material zu diesen ist Ziegenhaar. Diesseits und jenseits des Stromes oder Abgrundes befestigt man die Hängebrücke an Baumstämmen, Pfählen oder Felsblöcken. Viele Leute kriechen auf Händen und Füßen hinüber, andere dagegen gehen aufrecht und halten sich an den zu beiden Seiten angebrachten Stricken fest. Wo es die Breite des Flusses erlaubt, bildet man Brücken aus neben einander gelegten Balken. Ueber kleinere Bäche setzt man mit Hülfe von Springstöcken, in deren Gebrauch die Kafirs sehr gewandt sind.

Pferde, Maulthiere, Esel und Kameele sind in Kafiristan nicht gebräuchlich. Die Lasten werden von Ochsen oder von einer eigenen Menschenklasse, den Baris, befördert. Diese, gleichsam die Parias des Landes, betreiben alle mechanischen Gewerbe, sind Schmiede, Weber, Zimmerleute, Messerschmiede rc., während die Kafirs selbst nur mit Ackerbau und dem Kriegshandwerke sich beschäftigen.

Das ist die kurze Beschreibung der Bergheimat der Siahposch-Kafirs oder „schwarzgekleideten Ungläubigen", denn diesen Namen führen sie nach ihren dunkeln Ziegenfellröcken. Das Land ist eine Bergfeste, in der noch kein Eroberer festen Fuß gewinnen konnte. Oft ist die Unterwerfung des Landes versucht worden, aber stets ohne Erfolg. Timur und der Kaiser Baber machten Einfälle; die mohammedanischen Fürsten der angrenzenden Länder verbanden sich gegen Kafiristan; das Land erlitt schwere Verluste, aber es blieb unabhängig bis auf diesen Tag. In allen umliegenden Ländern: Kaschgar, Kundus, Afghanistan, den Staaten nordwestlich von Pischawar herrscht der Islam; nur Kafiristan bewahrte allein seinen alten heidnischen Glauben und liegt wie eine vereinsamte Insel mitten inne zwischen Mohammedanern.

Das Volk der Kafirs theilt sich, nach seinen eigenen Berichten, in 18 verschiedene Stämme, von denen vier, die an den Grenzen von Afghanistan wohnen, eine Art von äußerlichem Mohammedanismus angenommen haben. Sie werden mit dem persischen Worte Nimchahs, d. h. Halblinge, bezeichnet. Diese Nimchas verheirathen sich sowohl mit den Kafirs wie mit den Afghanen, dienen als Führer nach beiden Seiten, entweder wenn Kafirs in das Afghanenland einfallen oder umgekehrt. Vom mohammedanischen Glauben wissen sie trotzdem nicht viel und kennen nicht einmal die nothdürftigsten Gebetformeln. Dabei trinken sie einen starken Wein.

Die Kleidung ist bei vier Siahposchstämmen, nämlich den Kamuz, Kampar, Kattar und Waekal, genau dieselbe. Sie besteht aus einem Hemde, nicht zu engen Beinkleidern und einer Langi oder Schärpe aus grober Baumwolle. Ueber diesen Kleidern wird ein schwarzer Mantel mit weiten Aermeln getragen, und über diesem wieder das Ziegenhaarkleid. Die übrigen Stämme tragen den buntwollenen Chakman und gleichfalls wollene Beinkleider, Buzo. Im Winter, wenn mehrere Monate hindurch in den Gebirgen Schnee liegt, kommen noch starkgewebte Schuhe aus Ziegenhaaren hinzu, die im Sommer durch eine Art Sandalen aus Ziegenfell mit den noch daran befindlichen Haaren ersetzt werden. Nur wenige Kafirs bedecken das Haupt. Geschieht dies, dann besteht die Kopfbedeckung in einem rothen, weißen und schwarzen Band aus Ziegenhaar, welches um das Haar geschlungen wird. Die Frauen tragen sich ähnlich wie jene in Kohistan und Kabul. — Weite Beinkleider, die an den Knöcheln eng zulaufen, ein langes Hemd, ein Chadar oder Schleier und eine Kappe, unter welcher die Haare hervorschauen, bilden ihren Anzug.

Als Zierrathen benutzt man flache Armbänder, Ohrringe, Halsschnüre und Ringe an den Fingern, die gewöhnlich aus Silber, selten aus Gold sind. Die ärmeren Klassen haben diese Dinge aus Erz oder Kupfer; die Männer tragen nur in den Ohren und an den Fingern Ringe.

Die Städte und Dörfer der Kafirs, von denen manche 400 bis 500 Häuser enthalten, sind meist an steilen Bergabhängen erbaut, damit sie besser vertheidigt werden können. Nur wenige liegen in den Thälern oder auf den Hochebenen im nördlichen Theile des Landes. Die Kafirs wohnen nie in Zelten, einige aber leben in Höhlen. Diese Häuser bestehen aus Steinen, die in Fachwerk von Holz eingelassen sind; meist sind sie nur ein Stockwerk hoch; das Dach ist flach. Die verschiedenen Zimmer enthalten hölzerne Bänke, Stühle, die zuweilen aus Flechtwerk bestehen und mit Ziegenfell überzogen sind; denn der Kafir sitzt nie, nach orientalischer Weise, mit untergeschlagenen Beinen auf dem Erdboden. Das zeigt schon auf eine Verwandtschaft mit den Europäern hin. Die Betten bestehen nach Art der indischen Charpan aus einem Holzgestelle mit niedrigen Füßen und Lederriemen.

Die Siahposch sind gute Viehzüchter. Sie haben bedeutende Heerden von Rindvieh, Schafen und namentlich Ziegen. Auch wird sehr viel auf gutes Geflügel gehalten. Sie essen Rindfleisch, doch ziehen sie das Fleisch von Schafen und Ziegen vor. Von Wildpret genießen sie Hirsche, Antilopen, Steinböcke, den Kuchar oder das Bergschaf und einige kleinere Thiere. Mit den Hörnern derselben zieren sie ihre Tempel. Anderweitige Nahrungsmittel sind ungesäuertes Brot, Milch, Butter, Honig, Gemüse und Früchte, die in ausgezeichneter Weise in ihrem Lande gedeihen.

Alle Volksklassen trinken viel Wein, und dasselbe thun auch die umwohnenden Mohammedaner trotz des religiösen Verbotes. Bei öffentlichen Festlichkeiten werden große Gefäße mit Wein auf die Straßen gestellt, und Jedermann kann nach Belieben trinken. In Bezug auf die Traubenkultur und das Pflücken derselben gelten sehr strenge Regeln.

Einmal im Jahre wird ein großes nationales Fest gehalten, das 20 bis 40 Tage anhält; es wird dabei viel gegessen und getrunken. Wenn es vorüber ist, werden Banden organisirt, die zu Raubzügen in die umliegenden mohammedanischen Landschaften ausbrechen. Die Kowal oder Barden feuern dann das Volk durch Gesänge an und erzählen ihm die Thaten der großen Vorfahren. Bis vor Kurzem hatten die Siahposch noch keine Feuergewehre, doch jetzt sind sie besser als die Leute in Kohistan oder Kabul mit Feuersteinflinten versehen, die wahrscheinlich aus russischen Fabriken stammen. Die ursprünglichen Waffen der Kafirs waren Bogen und Pfeile, von denen die ersteren vier Fuß, die letzteren zwei Fuß lang waren. Hierzu kommen noch eigenthümlich gekrümmte zwei Fuß lange breite Messer. Die Schwerter, welche man bei manchen Kriegern findet, sind von Feinden erbeutet.

Die Fehdezüge der Kafirs sind zumeist Repressalien gegen die Einfälle der Mohammedaner. So folgt ein

Raubzug, bei dem es auf die Erbeutung von Sklaven und Vieh abgesehen ist, dem andern. Ein junger Siahposch, der noch keinen Mohammedaner getödtet hat, ist nicht stimmberechtigt in öffentlichen Angelegenheiten und darf auch nicht in der Stammesversammlung sitzen. Wenn aber ein Muselmann von ihm Pardon erfleht, wird dieser großmüthig gewährt; ja es reicht schon hin, daß ein Mohammedaner sich auf die Freundschaft irgend eines Kafirs beruft, um sein Leben zu erhalten.

Die Religion der Siahposch ist sehr einfach und reiner Götzendienst. Sie opfern hauptsächlich Kühe und Ziegen ihren Gottheiten, welche die Namen Schurugah, Lamani und Pandu führen. Letztere Gottheit scheint mit der indischen Judhischthira übereinzustimmen. Die Priester sind eine erbliche Kaste, welche bei den verschiedenen Festen und Ceremonien das gottesdienstliche Amt ausübt und durch freiwillige Beiträge erhalten wird. Ihr Einfluß ist aber unbedeutend, und es scheint, als ob alle Autorität nur bei den Stammeshäuptlingen sei.

In jedem Dorfe befindet sich ein Tempel, der aber nur wenig von den gewöhnlichen Wohnhäusern unterschieden ist, und in welchem hölzerne Bilder der drei Gottheiten stehen. Die Wände derselben sind mit Hirschgeweihen verziert. Bei allen religiösen Ceremonien spielt das Feuer eine große Rolle, und jeder Kafir hat einen großen Widerwillen gegen das Auslöschen desselben mit Wasser; ebensowenig bläst er es aus. Viele Gebräuche erinnern an jene der Parsis, mit denen sie wohl in verwandtschaftlicher Beziehung stehen.

Die Siahposch selbst behaupten, daß sie Brüder der Farangi (Europäer) seien. Auch geht unter ihnen die Ueberlieferung, daß sie früher die Gegenden südlich von ihrem jetzigen Aufenthaltsorte bewohnten, aber von den Mohammedanern zur Zeit der Ausbreitung des Islam zurückgedrängt wurden. Sie scheinen daher Ueberreste der Ureinwohner der Länder am Kabul und im heutigen Afghanistan zu sein, was auch durch historische Schriften in afghanischer Sprache und von anderen mohammedanischen Schriftstellern bestätigt wird.

Wer mit einem Kafir befreundet ist, kann das Land mit der größten Sicherheit bereisen. Alle Fremden werden dann von den verschiedenen Stämmen mit der größten Gastfreundschaft behandelt, aber veranlaßt, im Lande zurückzubleiben. Schon der Umstand, daß sie sich rühmen, mit den Farangi verwandt zu sein, gibt dem Europäer dort eine gewisse Sicherheit.

Die Gesichtszüge der Kafir sind ganz europäisch und sehr intelligent. Sowohl blaue als schwarze Augen kommen vor, die Augenbrauen sind gewölbt, die Lider lang, die Stirn ist offen und breit; die Farbe des Haares wechselt von Schwarz bis Hellbraun. Die Gestalt beider Geschlechter ist hübsch und recht schlank. Einige Frauen, die alle unverschleiert gehen, sollen sehr schön sein.

Capitän Raverty schließt seinen Bericht über die Siahposch mit folgenden Worten: „Nach allen Berichten, selbst denen ihrer Feinde, sind sie ein fröhliches und geselliges Volk, das zwar schnell erregt, aber auch leicht wieder besänftigt ist. Gastfrei bis zum Uebermaß, behandeln sie ihre Gäste wie Brüder. Auch ihre Feinde gestehen zu, daß sie in der Freundschaft treu, anhänglich und wahrheitsliebend sind."

Aus dem Volksleben in Ostfriesland.

Von **Hermann Meier** in Emden.

Verschiedene unserer Feste haben ihre Leidensgeschichte; keine aber mehr, als die mit den drei Hauptereignissen des menschlichen Lebens, mit Geburt und Taufe, Heirat und Tod in Verbindung stehen. Wir wollen im Folgenden erzählen, wie dieselben jetzt hie und da noch gefeiert werden, um daran reihend die verschiedenen Verordnungen, die gegen dabei vorkommenden übertriebenen Luxus gerichtet wurden, mitzutheilen.

An wenigen Orten Ostfrieslands herrschte noch die in ihren Folgen oft so sehr nachtheilige Sitte, daß gleich nach der Entbindung einer Frau ein sogenannter Frauentag (Wievedag) gegeben wird.

Sobald nämlich eine Wöchnerin entbunden ist, wird solches nicht nur den Verwandten, Freunden und Nachbaren angezeigt, sondern diese werden dann sofort auch zum Kaffee eingeladen.

Kaum eine halbe Stunde nach der Entbindung ist das Haus übervoll, 20 bis 40 Personen sitzen um den wohlbestellten Kaffeetisch, der außerdem noch mit Brot, Butter und Käse besetzt ist. Das Schwatzen und Lärmen dauert häufig bis tief in die Nacht, und nicht selten kommt es sogar noch zum Tanzen und Singen. Wenn man bedenkt, daß die Wöchnerin gewöhnlich in demselben Lokal, selten in dem daranstoßenden liegt, so sind wir gewiß der Mühe überhoben, den Schaden, den solcher Lärm für die der Ruhe bedürfende Wöchnerin mit sich führt, weiter anzugeben.

In den lutherischen Gemeinden erfolgt die Taufe möglichst bald nach der Geburt, in den reformirten erst vier bis sechs Wochen nachher. Früher wurde zu dieser Festlichkeit das ganze Dorf eingeladen, jetzt nur noch die nächsten Freunde und Verwandten. Prediger und Lehrer nehmen die Ehrenplätze ein, und allen Anwesenden wird gleich nach ihrem Eintreffen eine Kanne Warmbier verabreicht. Darauf wird das Kind getauft; wenn möglich sind drei „Gevatter" da, bei einem Mädchen zwei weibliche und ein männlicher, bei einem Knaben ist das Verhältniß ein umgekehrtes. Das Mädchen wird von einer Frau, der Knabe von einem Manne zur Taufe gehalten. Die gewöhnlichsten Taufnamen sind: Geerd, Jan, Hinderk, Freerk, Focke und Geeske, Trientje, Antje, Baaske.

Nach Beendigung der heiligen Handlung kommt das Mahl: Reis mit Rosinen, und Kartoffeln mit Schinken oder Wurst. In früherer Zeit muß bedeutend getafelt worden sein, wie der alte Spruch:

Vadderstaan un Kinnelbeer geven
Het mennig buur van de plaats af dreven

(Pathestehen und Kindtaufen haben manchen Bauer vom Hofe getrieben) andeutet.

Daß das Kind später von der Wärterin den einzelnen Gästen dargereicht und mit einem Trinkgelde zurückgegeben wird, daß man sich wacker in allerlei Bemerkungen über die Schönheit des Neugebornen, über dessen Aehnlichkeit mit Mutter und Vater ergehen muß, ist selbstredend. Der übrige Theil des Tages wird mit dem Gebrauch des Branntwienskopps, d. i. eines gewöhnlich silbernen, selten zinnernen Geschirres mit zwei Henkeln, welches mit Branntwein, Zucker und Rosinen angefüllt ist, verbracht. In demselben befindet sich ein silberner Löffel. Dieser Kopp macht wiederholt die Runde, und Jeder nimmt sich einen Löffel voll (einen happ). Dieser Gebrauch ist auf dem Lande, wie in den niederen Ständen der Städte so allgemein, daß zur Kindtaufe gehen und etwas aus dem Branntwienskopp gehabt haben, identisch ist.

Die Gräfin Anna von Ostfriesland, eine Mutter ihres Volks im ganzen Sinne des Worts, verbot bereits 1545 jene Besuche der Nachbarinnen bei der Wöchnerin, weil dadurch unnützige Kosten und Trunkenheit veranlaßt wurden.

Doch solle es gestattet sein, zu Lobe und Danke Gottes nach dem freudigen Ereignisse den nächsten Freunden und Verwandten eine Mahlzeit anzurichten. Bei der Taufe wurden den Wohlhabenden nicht mehr Gäste erlaubt, als an zwei viereckigen Tischen der gewöhnlichen Art Raum finden können, und den mäßig Begüterten in Städten wurde verboten, mehr als fünf oder sechs Gerichte aufzusetzen.

Ihr Ururenkel Graf Ulrich verlangte 1647, daß die Kinder in den ersten vier Tagen getauft werden sollten und zwar in der Kirche. Alle Kindelbiere und Pathengeschenke sollten abgeschafft sein.

Die Hochzeiten scheinen von jeher wahre Pflanzstätten der Verschwendung und der Unmäßigkeit gewesen zu sein. Auch noch jetzt werden dabei die Tafelfreuden reichlich genossen, denn unsere Landsleute essen sich gern in die Ehe hinein.

Hat sich ein Jüngling ein Mädchen erkoren, ohne indeß mit ihr die gegenseitigen Gefühle ausgewechselt haben zu können oder wollen, so begiebt er sich entweder allein oder in Begleitung einer oder einiger befreundeten Personen gegen Abend in das Haus der Auserwählten und eröffnet seine Bewerbung bei den Eltern mit der doppelsinnigen Anrede: Ich bringe nichts mit, Sie sollen mir etwas geben! Das erregt natürlich bedeutende Sensation, entweder wirkliche, wenn der Antrag unvermuthet kommt, oder wenn man schon davon unterrichtet war, künstliche, die der gute Ton erheischt. Ist man nicht abgeneigt, das geforderte „Etwas" zu geben, so wird der Antragsteller mit Allem, was Küche und Keller sonst aufzuweisen vermag, weidlich bewirthet, später folgt Bier und Branntwein; die ganze Nacht hindurch lebt man in dulci jubilo. Der Freier sitzt die ganze Nacht hindurch neben seiner Erkorenen oder diese setzt sich in urgemüthlicher Weise auf seinen Schooß, Liebkosungen empfangend und diese ungenirt erwidernd.

Hoffen darf nun der Bewerber, aber Gewißheit hat er noch nicht; ohne eine bestimmte Antwort verläßt er das Haus, denn der alte Brauch erfordert einige Wochen Bedenkzeit. Unser Bauer hält seine Waare hoch, sein Fleisch und Blut noch höher, und es muß Keinem einfallen, so leichten Kaufs ihm das entführen zu können.

Die Bedenkzeit wird in vielen Fällen wacker ausgebeutet, denn vor allen Dingen muß man darüber im Klaren sein, was denn der zukünftige Schwiegersohn „hat" (wat he hefft), und falls er aus einem andern, vielleicht entfernten Dorfe, ob seine Vergangenheit untadelhaft, sein Ruf rein und ob seine Familienverhältnisse zu denen der Zukünftigen passen. Fällt das Alles zu seinen Gunsten aus — ob er sich dann und wann auf Märkten ein Glas über den Durst trinkt und schließlich ein wackerer Kämpe in der unvermeidlichen Keilerei ist, schadet ihm nicht, gereicht ihm vielmehr gewissermaßen zur Ehre — dann wird der Antrag von den Eltern angenommen, und da der junge Mann mit dem Mädchen in den meisten Fällen bereits längst einverstanden war, so steht der öffentlichen Verlobung nun nichts mehr im Wege. Gewöhnlich feiert man solche an einem Sonnabend, um sich am folgenden Tage von den Strapatzen hinreichend wieder erholen zu können.

Zur Verlobung werden alle Nachbaren und Freunde eingeladen und bewirthet. Dabei wird das Versprechen ewiger Liebe und Treue gegeben und solches mit Handschlag und Ja beiderseitig bekräftigt. Die Gäste bringen „Brüdegam un Bruud hör Gesundheit" aus, und Tanz und Sang beschließen die Feier lange nach Mitternacht.

Sobald die Kunde einer neuen Verlobung ins Dorf gedrungen, versammeln sich auch schon die Knechte und Mägde, bringen dem Bräutigam eine mit buntem Papier geschmückte Pfeife, und der Braut eine mit seidener Schleife gezierte Tasse, wofür sie mit einem verhältnißmäßig großen Trinkgelde beschenkt werden. Vor und nach Ueberreichung der Gaben wird wacker geschossen. Das Geld aber wird bald nachher oder am Sylvesterabend gemeinsam verjubelt. Diesen Gebrauch nennt man „Upschütten", weil man in früheren Tagen dem Brautpaar den Weg versperrte, bis es seine Freiheit durch ein Trinkgeld zurückerkaufte.

Friedrich II. von Preußen, der bei aller allgemein anerkannten Regentenweisheit oft echt drakonisch dazwischen fuhr, machte den Versuch, die Verlobungsfeierlichkeiten in Ostfriesland in engere Grenzen zu bannen. Seine Regierung erklärte den Beamten unsers Landes, sie habe mißfällig vernommen, daß bei Verlobungen das Zimmer geziert und mit Blumen bekränzt sei, und daß man dem Bräutigam Blumensträuße hinlege. Solches könne nicht gestattet werden, und darum solle der Hausherr, welcher dergleichen erlaube, mit 50 Goldgulden, der Hochzeiter, der den Dienstboten dafür Trinkgeld gebe, mit 20 Goldgulden, die Dienstboten selbst sollen mit Gefängniß bestraft werden. Die Berichte der ostfriesischen Beamten über solchen unberechtigten Eingriff in die Freuden der Unterthanen veranlaßten, daß jenes widersinnige „Reglement" nie in Kraft trat.

Zwischen Verlobung und Hochzeit liegt jetzt keine gesetzlich bestimmte Zeit.

Früher mußte in Emden die Trauung spätestens sechs Wochen nach der vor einem Gliede der öffentlichen Gewalt stattgehabten Verlobung stattfinden. Die Trauung geschah in der Kirche. Da man eine Ehre darin suchte, mit großem Gepränge und Gefolge durch die Straßen und in die Kirche zu ziehen und dadurch also den Gottesdienst störte, so wurde verordnet, daß höchstens 18 Paare zur Begleitung dienen dürften.

Die Hochzeiten machten der Regierung in Stadt und Staat viel Kopfbrechens und große Sorgen. Das Regiment zu Emden, welches im Mittelalter und später stets Staat im Staate war, gestattete Vornehmen höchstens 60, zum Mittelstand Gehörenden 40, Geringen 24 Gäste. Nur zweimal durfte angerichtet werden und zwar jedesmal drei im Lande gebräuchliche Gerichte. Zum Nachtische waren Aepfel, Feigen, Rosinen, Bretzeln, Eierkuchen gestattet; aber Marzipan war den gestrengen Herren in der Seele zuwider, so daß sie dessen Gebrauch bei fünf Goldgulden Strafe verboten. Zum Trinken durfte man Niemand

zwingen, doch konnte Jeder trinken, so viel er Lust hatte. „Tanzen und alle andere Narrentheidung ist bei christlichen Hochzeiten untersagt, damit nicht dem Teufel und allem Unheile Raum gegeben werde, bei Strafe von 50 Goldgulden.“ Auch Musik war nicht gestattet. Mit dem Glockenschlage 12 Uhr Mitternacht mußte Alles beendet sein!

Aber man sah bald ein, daß mit solchen strengen Maßregeln nicht durchzudringen sei; deßhalb wurde nicht nur bald nachher die Zahl der erlaubten Gäste vergrößert — auf 100, auf 70 und 30 — sondern man gestattete sogar Musik, wenn auch keine Tanzmusik. Marzipan wurde in Emden erst vom Jahre 1640 an erlaubt.

Die Einladung zur Hochzeit erfolgt jetzt gewöhnlich zwei bis vier Tage vor dem Fest. Der einladende Hochzeitbitter ist in einigen Gegenden des Landes eine gar possirliche Gestalt.

Angethan mit einem Schwalbenschwanz, der mit bunten Bändern überladen ist, mit beschnallter Kniehose und weißen Strümpfen und einem vorsündfluthlichen Hut, wandert derselbe, begleitet von der ganzen lieben Jugend, von Haus zu Haus, um seine Einladungen ergehen zu lassen.

Wir setzen einige derselben hierher: Ji schölen saterdag in N. N. sien huus kommen und kieken in de bruudkiste, oder: Ik schull Jo (euch) de grötenis doon van den brüdegam un de bruud N. N. un N. N.; se laten Jo nögen (einladen), Je muggen (möchten) so good wesen un komen saterdag in N. N. sien huus up de hochtied. — Dieser Einladung folgt noch ein alter Spruch, der sich mit der Schilderung dessen beschäftigt, was dem Gaumen dargeboten werden soll:

Hasen un Patriesen
De schött Jo der Weg derhen wiesen;
Höner un Schnippen
Schött up de Tafel wippen,
Warm Beer
Willen wi hebben up unse Pleseer;
Lange Piepen un beste Taback
Willen wi hebben up unse Gemak:
Eene Last Beer und een Oam Branntenwien,
Darbie willn wi frödig sien;
Vijelin, Seiden un Spill
Will wi hebben na unse Will u. s. w.

Zu Hochdeutsch:

Hasen und Rebhühner
Die sollen euch den Weg dahin zeigen;
Hühner und Schnepfen
Sollen auf dem Tische hüpfen;
Warmes Bier
Wollen wir haben zu unserm Vergnügen;
Lange Pfeifen und besten Taback
Wollen wir haben zu unserm Behagen,
Eine Last Bier und eine Ohm Branntwein,
Dabei wollen wir fröhlich sein;
Violinen, Saiten und Spiel
Wollen wir haben nach unserm Belieben.

Wir selbst wurden einmal beim Besuch der östlichen Ecke unsers Heimatlandes mit folgender Demosthenes-Rede zur Hochzeit eingeladen: „Gruß und Empfehlung von ein verliebtes (sic!) Brautpaar, welches Vornehmens ist, in den Stand der heiligen Ehe zu treten. Weil nun Gott der Herr spricht: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und auch der weise König Salomo sagt: Wer eine Ehefrau findet, der findet was Gutes; so haben sich Jabbe N. und Taalke Magreth an drei nacheinander folgenden Sonntagen in die Kirche aufbieten lassen, und da keine Einrede erfolgt ist, soll die Trauung durch den Hochehrwürdigen und Hochgelehrten Herrn Pastor morgen vor sich gehen. Und nun bitte ich Ihnen, sich mit Ihrer ganzen Farmilie (!!) alsdann Morgens 10 Uhr ins Hochzeitshaus einzufinden. Dort werde ich Ihr getreuer Diener und Aufwärter sein und ihnen schenken Bier und Branntewein. Auch werden die Musikanten ihre Instrumente anstimmen und kann dann Jeder sich lustig machen nach Belieben.“ Und jede dieser Reden schließt mit der nochmaligen Einladung: Nu moot Ji ook komen.

Der Hochzeitbitter aber erhält sein Trinkgeld und wandert mit der sich wacker ergötzenden Jugend weiter zum nächsten Hause.

Obgleich wir um 10 Uhr eingeladen sind, haben wir doch Zeit bis Nachmittags 4 Uhr, denn also erfordert es die „Lebensart“, die auch unserm Bauer nicht fremd geblieben ist, freilich nach seiner Weise.

Von Nah und Fern strömen die Gäste herbei, alte und junge, vornehme und geringe, und Jeder bringt an Geschenken mit, was die Verhältnisse oder die Zuneigung erlaubt haben. Eine Braut aus fremdem Dorf holt man in einem mit vier geputzten Pferden bespannten Wagen ab; ihr zu beiden Seiten sitzen die Brautjungfern, die weiße Tücher um das Haupt schwenken, ihr gegenüber reißt der Dorfmusikus auf seiner erst gestern neu besaiteten Geige ein: Schier 30 Jahre bist Du alt! und andere passende und herzerhebende Melodien ab, und so geht es im Galopp dem Heimatdorfe zu. In jedem Orte wird der Wagen von den jungen Burschen angehalten, die Reisenden werden mit Wein bewirthet und erhalten erst nach verabreichtem Trinkgelde die Erlaubniß zur Weiterreise. Ist die Braut indessen nicht beliebt, ist sie vielleicht eine alte Jungfer, die aber noch jung zu sein strebt; ist sie Wittwe oder gar ein Mädchen, dessen Vergangenheit des verhüllenden Schleiers bedarf, dann unterbleiben nicht nur alle Feierlichkeiten, sondern eine Katzenmusik, wie sie 1848 nicht schauerlicher gebracht wurde, verkündet in sehr deutlicher und verständlicher Weise den Verlobten die Gesinnung des Dorfs.

Doch es ist 4 Uhr geworden, wir gehen zur Hochzeit. Am Thor der Scheune werden die Gäste von dem Liebespaare empfangen und mit Branntwein, mit Zucker, oder wenn die Mittel das nicht gestatten, mit Genever und Syrup aus einem mit künstlichen Blumen umkränzten Glase begrüßt. Dafür wird mit einem Kusse gedankt, und alsdann eilt man auf die Tenne, von der bereits rauschende Musik erschallt, und wo sich die tanzlustigen Paare drehen nach Herzenslust.

Die Geladenen sind erschienen, und nun vertauscht die Braut ihren Platz am Thor mit dem auf einem Stuhl mitten auf der Tenne, um die von allen Seiten herbeigebrachten Hochzeitsgeschenke in Empfang zu nehmen. Nur Unverheiratete dürfen sich jetzt noch nahen. Die Gaben bestehen größtentheils in Hausgeräthen, aber auch Butter, Eier u. s. w. werden gebracht und nicht verschmäht. Nachdem endlich alle Opfer auf den Altar der Freundschaft, Liebe und Sitte niedergelegt worden sind, dann bemächtigen sich die Brautjungfern (Bruudsmägde) der Braut, um sie im Staatsgemach des Hauses hochzeitlich zu schmücken. Sie wird dem nun ebenfalls festlich gekleideten Bräutigam entgegengeführt, um mit diesem vor den in der Scheune improvisirten Altar zu treten. Nach stattgehabter Trauung erhält die junge Frau von ihrem Ehegemahl und von allen lustragenden Verwandten und Freunden einen Kuß und dreht sich dann mit Allen in wilder Lust auf dem Tanzboden, bis der Hochzeitbitter an den wohlbesetzten Tisch ruft. Erst nach eingenommenem Mahl nahen sich die verheirateten Frauen, schmücken die junge Frau mit der Haube und bringen ihre Geschenke dar. Nachher wieder Tanz.

Wenden wir uns nun von den Lebenden zu den Todten.

Wie in vielen deutschen Ländern war es auch hier zu Lande Gebrauch, bei Todesfällen seine Gefühle der Trauer recht äußerlich an den Tag zu legen. Darum befahl bereits Gräfin Anna: „Die Leidtragenden dürfen ihre nächsten Verwandten und Nachbaren herbitten und mit ihnen eine Mahlzeit (Tröstelbeer) halten. Niemand aber hat ein Recht, ungeladen dieser beizuwohnen; auch darf des Trinkens halber Niemand länger als zwei Stunden im Sterbehause verweilen."

Graf Ulrich ging weiter. Er verbot die allgemeine Sitte, das Sterbegemach und die darin befindlichen Geräthe mit schwarzem Tuche auszuschlagen, die Nachbaren zur Todtenwache zu bitten und dabei sich bis nach Mitternacht in Bier und Wein gütlich zu thun. Denn aus den Tröstelbieren seien „große Gastereien und Gesöffe" geworden, durch deren unmenschlich gottlos Wesen die Unterthanen in große Schulden und Schaden kommen, weshalb sie bei Strafe von 50 Goldgulden gänzlich aufhören sollten.

Der preußische Friedrich II. wollte auch hier despotisch eingreifen; er gab eine Trauerordnung, die großes Mißfallen im ganzen Lande erregte. Er verbot bei Trauerfällen die Karosse zu drapiren, Pferde und Zimmer schwarz zu behängen, das Hausgesinde schwarz zu kleiden, Alles bei einer Strafe von 100 bis 1000 Thalern. Mit derselben Strafe wurden die Eltern belegt, die um ein Kind unter 12 Jahren Trauer anlegten oder um ein solches über 12 Jahre länger als drei Monate Trauerkleidung trugen. Kinder durften ihre rechten Eltern sechs Monate, ihre Stiefeltern einen Monat, die Wittwe ihren Mann ein Jahr, der Mann seine Frau sechs Monate lang betrauern. Man hat sich aber nie allgemein um solche plumpen Eingriffe in alte Sitten und Gebräuche gekümmert.

Gegenwärtig wird ein Todesfall Freunden und Bekannten in Nah und Fern angezeigt, und die Nachbaren erscheinen, die Leiche einzukleiden. Das Todtenkleid (Henne oder Hemdekleid) wird von den Nachbarinnen verfertigt und alsdann die Leiche eingesargt. Dabei sind die Verwandten nicht zugegen, versammeln sich aber bald nachher, trinken, rauchen und debattiren über die Unsterblichkeitsfrage und was damit zusammenhängt, in einem andern Zimmer, bis der Todtenbitter sie einladet, den Todten im Sarge zu sehen. Zwischen Absterben und Begräbniß liegen gewöhnlich acht Tage und wird zu letzterem Jung und Alt eingeladen. Auch die Frauen folgen dem Sarge. Die frühere unsinnige Formel: „Ik schull jo de grötenis doon van unse versturvene Mitbroer (Mitsüster)" ist gegen eine vernünftigere vertauscht worden: „N. N.'s nagelatene frünnen laten Jo nögen (einladen) un tauken (zukünftigen) ... dag de versturvene de leste eere to bewiesen un nömen vörleef mit dat, wat keller und köken vermag."

Es ist Sitte, vor der Beerdigung im Sterbehause Nichts oder doch nur flüsternd zu sprechen; die unvermeidlichen geistigen Getränke und eine thönerne Pfeife müssen im Stande sein, die Langeweile zu bannen. Wenn man auf 10 Uhr geladen ist, erscheint man um 12 Uhr, so will es auch hier der Anstand. Entweder in der Küche oder meistens auf der Tenne wird bei verschlossenem Sarge die Parentation gehalten, darauf aber der Sarg geöffnet und Jedermann aufgefordert, den Verstorbenen zum letzten Mal zu sehen. Während in den Städten und auf vielen Dörfern die Särge eine schwarze Farbe haben, findet man sie hie und da noch weiß — in solchem Fall eine ganz abscheuliche Farbe. Die Schuljugend geht auf Holz- und Lederschuhen singend dem Sarge voran und singt bis der Grabhügel fertig geworden ist. Darauf Gang in die Kirche, um die Leichenpredigt zu hören, die hier wie überall mit den Tugenden des Verblichenen anhebt und mit der gänzlichen Verderbtheit aller Menschennatur schließt. Sehnsüchtig wird das Amen erwartet, denn dann erst beginnt das Tröstelbeer, dann beginnen Küche und Keller zu zeigen, was sie vermögen. Während Prediger und Lehrer mit den Verwandten in der Küche oder auf der Upkamer tafeln, ist für Fernerstehende und Kinder in der Tenne gedeckt. Hier wie dort lebt man seiner sinnlichen Lust, und ein hereingeschneiter Fremder würde nicht glauben, daß man heute aus solchem Hause den Mann und Vater hinausgetragen habe zur letzten Ruhestätte.

Und fragen wir nun schließlich, was ist aus allen jenen Verordnungen gegen diese Feste geworden? Ist auch nur eine einzige von nachhaltiger Wirkung gewesen, haben jene Strafandrohungen die Feste schablonenmäßig gestaltet, haben sich die Unterthanen bei ihren Familienfeierlichkeiten die Zwangsjacke anlegen lassen und die mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß gestatteten Speisen und Getränke verzehrt?

Nichts von alledem! Die häufige Auffrischung jener Verordnungen zeigt hinreichend, wie viel die Unterthanen sich darum kümmerten, und was heutzutage bei Begehung jener Feste hie und da nicht mehr gefunden wird, z. B. die große Zahl der Gäste, das ist von dem Civilisationsdrange der Zeiten zu Grabe getragen. War es, abgesehen von dem guten Zweck, dem übertriebenen Luxus einen festen Damm entgegen zu setzen, von vorne herein schon ein ziemlich unnützes Beginnen, die eigentlichen Familienfeste nach Beschlüssen des regierenden Herrn oder eines hohen Raths feiern lassen zu wollen, so war bei dem hiesigen Volksstamm, der es nie vergaß, daß seine Vorfahren einst die freien Friesen genannt wurden, einem solchen Eingriff in das Heiligthum der Familie, in die persönlichen Rechte des Einzelnen nimmermehr Erfolg zu versprechen.

War Amerika den alten Chinesen bekannt? Wo lag das Land Fusang?

Die sehr einfache und leicht begreifliche Erscheinung, daß der westliche Continent die Civilisation, welche zur Zeit der Entdeckung in Meriko, Centralamerika, Neugranada und Peru vorhanden war, aus sich selber, ganz unabhängig von fremden Einflüssen, herausgearbeitet habe, will immer noch nicht Allen einleuchten. Häufig genug kommen die wildesten Speculationen und fabelhafte Phantasien zum Vorschein. Man holt Aegypter und Assyrer, Phönizier und Karthager, buddhistische Chinesen oder Japaner und sogar die verlornen Stämme Israel herbei, um den Ursprung der altamerikanischen Kultur zu erklären; man nimmt seine Zuflucht zu den wunderlichsten Luft-

sprüngen und stellt haarsträubende Behauptungen auf, denen weiter nichts fehlt, als eine Begründung durch Beweise. Jakob Kruger, sodann Violet le Duc und andere Franzosen haben in dieser Beziehung Viel geleistet. Gustav von Eichthal, der ostasiatische Buddhisten als Kulturbringer nach Amerika versetzte, gewährt gleichfalls seinen Phantasien einen weiten Spielraum. Wir stellen wohl gelegentlich einmal eine ganze Reihe verschiedener Behauptungen über den vermeintlichen Ursprung der altamerikanischen Kultur zusammen, wollen aber hier gleich bemerken, daß allemal eine die anderen aufhebt, so daß am Ende nur ein auffallender Wirrwarr übrig bleibt, der natürlich wissenschaftlich ohne allen Werth ist.

Zu den Gelehrten, welche einen geistigen Zusammenhang und Wechselverkehr zwischen Ostasien und Westamerika annehmen, gehört auch Professor Karl Friedrich **Neumann** in München; er glaubt einen solchen aus chinesischen Quellen des fünften, sechsten und siebenten Jahrhunderts folgern zu dürfen. Wir unsererseits haben uns schon 1854, als Herr Neumann mit dieser Ansicht hervortrat, gegen dieselbe erklärt; jetzt ist er abermals auf seine Hypothese zurückgekommen, hat aber durch **Vivien de St. Martin** (Année geographique, 1865, S. 253 ff.) eine eingehende Widerlegung gefunden.

„Eine alte Geschichte wird wieder aufs Tapet gebracht. Nichts ist schwieriger, als Irrthümer zu beseitigen und auszurotten, die von einem berühmten Manne herrühren." So beginnt Herr de St. Martin seinen Aufsatz. Durch den berühmten **Des Guignes**, Verfasser der Geschichte der Hunnen, wurde der Name **Fusang** zum ersten Mal in Europa bekannt. Was war aber Fusang? **Ganz einfach ein unbekanntes Land im fernen Osten, das nie von einem Reisenden gesehen worden ist, und über welches vor mehr als 1360 Jahren eine sehr unbestimmte und verschwommene Erwähnung durch einen Schamanen nach China kam.**

Des Guignes nun meinte, daß dieses Land, von welchem Niemand etwas wußte, wohl in Westamerika irgendwo in der Gegend von Californien zu suchen sein müsse. Andere folgten ihm.

Im Anfange des siebenten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung schrieb der chinesische Geschichtschreiber Li yañ. Er sagt: Wer vom Golf von Leao tung (dem nördlichen Theile des chinesischen Meeres, zwischen Peking und Korea) aus segele, habe 12,000 Li (chinesische Meilen) zurück zu legen. Aber er sagt nicht, nach welchem Theile Japans. Von Japan habe man dann 700 Li nach Norden hin zum Lande Uëñ tschiñ, wo **bemalte Menschen** leben; diese versetzt ein anderer Geschichtschreiber jenseit der Mao giñ oder **behaarten Menschen**, welche an Japan grenzen. Von Uëñ tschiñ habe man noch 5000 Li nach Osten zu machen, um nach Ta hañ zu gelangen, dem äußersten Punkte, welchen die chinesischen Seefahrer nach dieser Richtung hin erreicht haben.

Was ist Ta hañ? Aus den Angaben des chinesischen Geschichtschreibers ist darüber nichts zu ersehen; er sagt nicht, wo die Schiffer in Japan anlegen, er gibt die Richtungen nur sehr unbestimmt an; eben so verhält es sich mit den Entfernungen, denn man weiß nicht, wie groß er die Li (Meile), die in China eine sehr verschiedene Länge hat, annimmt. Auch hatten die alten chinesischen Seeleute nur sehr unvollkommene Mittel, um die Entfernungen zu bestimmen. Man sieht, Alles ist nur im Allgemeinen und unbestimmt angegeben.

Vivien de St. Martin argumentirt nun in folgender Weise. Die behaarten Menschen (Mao giñ), zwischen den Gebirgen Japans und dem Lande Uëñ tschiñ, wo die bemalten (oder tättowirten) Leute wohnen, sind offenbar die Ainos. Daraus folgt, daß Uëñ tschiñ auf irgend einem Punkt am japanischen Meere zu suchen ist, zwischen dem japanischen Archipel und der Küste der Mandschurei, etwa im Norden der großen Insel Nippon, oder auf Jeso, das man auch als Matsmaï bezeichnet, oder an den Küsten der Mandschurei; jedenfalls in Asien.

Von Uëñ tschiñ führte der letzte Theil der Seefahrt nach dem Lande **Ta hañ**. Die Angabe von 5000 Li und die angegebene Richtung nach Osten fallen nicht schwer ins Gewicht. Wir haben aber eine Quelle, aus welcher hervorgeht, daß Ta hañ in der Gegend der Amurmündung oder auf der großen Insel Saghalin zu suchen ist. Zur Zeit der chinesischen Dynastie der Thang (618 bis 907) begaben sich buddhistische Missionäre zu den halbwilden Völkern des östlichen und mittlern Asiens, um dieselben zu bekehren. Sie nahmen ihren Ausgangspunkt von der großen Krümmung, welche der Hoang ho westlich von Peking macht, zogen durch die Gobi, gelangten zum Hauptlager der Hoëi tsche-Türken, in der Gegend, wo später die berühmte Mongolenhauptstadt Karakorum stand, gingen weiter bis an den Baikal-See und um diesen herum nach Osten; sie besuchten viele türkische und mongolische Stämme in der daurischen Region und am obern Amur und kamen am mittlern Amur ins Land der **Yu tsche**, welches von den Mandschu (die den Namen Dschurdsche aussprechen) als ihr Stammvolk betrachtet wird. Wir kennen jetzt durch deutsche und russische Reisende die Jäger- und Fischerhorden jener Gegend, die zumeist tungusische Stämme sind; nur die **Giljaken** der Gestaderegion gehören zu der Inselrasse, sind aber durchaus verschieden von den stark behaarten Ainos.

Was bei den Völkern am Amur an schwachen Civilisationsanfängen vorhanden ist, kam zu ihnen durch die buddhistischen Missionäre. Bei einem Giljaken-Dorfe sind vor etwa 10 Jahren Ueberreste von Pfeilern mit chinesischen und mongolischen Inschriften buddhistischen Inhalts gefunden worden. Damit ist der Beweis gegeben, daß buddhistische Missionäre durch Centralasien am Amur abwärts bis an das östliche Meer gekommen sind. Ta hañ ist am untern Amur zu suchen; das geht auch aus den Reisebeschreibungen der Missionäre und einer chinesischen Encyklopädie hervor, aus welcher St. Martin die bezügliche Stelle anführt.

Nun aber **Fusang**. Stanislaus Julien hat den chinesischen Text, in welchem dieses Landes erwähnt wird, genau übersetzt. Die Chinesen erfuhren über Fusang eine Kunde im Jahre 499 der christlichen Zeitrechnung. Es liegt etwa 20,000 Li östlich von Ta hañ, östlich vom Reiche der Mitte; in ihm wachsen viele Fusangbäume; daher der Name; die Blätter dieses Baumes gleichen jenen des Baumes Thong (Paullonia imperialis), und wenn sie jung sind, können sie gegessen werden wie Bambussprossen; die Früchte gleichen den Birnen und sind roth. Man verspinnt die Fasern der Rinde und verfertigt daraus Kleider. Die Bewohner bauen Häuser aus Brettern und haben keine ummauerten Städte. Sie haben eine Schrift und verfertigen Papier aus der Rinde des Fusang. Panzer und Lanzen haben sie nicht, **liefern auch keine Schlachten**.

Dann wird weiter gesagt, daß sie zwei Gefängnisse hätten, eins im Süden und eins im Norden; ein Edelmann, der ein Verbrechen begangen, werde in ein unterirdisches Gewölbe geschafft, wo man ihm Speise und Trank vorsetze; dann umgebe man ihn mit Asche und nehme Abschied von ihm. Der König heiße I ki; die Edelleute erster

Classe werden als Tui lu bezeichnet, jene der zweiten Classe als kleine Tui lu, der dritten Classe als Na to tscha.

Der König wird beim Aufzuge von Trommlern und Hornbläsern begleitet; die Farbe seiner Kleidung wechselt nach den Jahrescykeln.

„Im Lande Fusang gibt es Ochsen mit sehr langen Hörnern, und sie tragen auf den Hörnern ein Gewicht von 20 Ho (ein Ho hat 10 Scheffel). Sie haben Wägen, die von Pferden, Ochsen und Hirschen gezogen werden. Die Bewohner ziehen Hirsche auf, wie man in China Rindvieh züchtet. Sie bereiten aus Milch Käse. Sie haben eine Art rother Birne, die sich ein ganzes Jahr lang hält, ohne zu verderben. Es gibt bei ihnen viele Trauben; Eisengruben haben sie nicht, Kupfer ist dagegen sehr häufig, die Leute achten Silber und Gold nicht. Auf den Märkten wird kein Zoll bezahlt."

Der chinesische Bericht erwähnt dann Einiges über Hochzeiten und Begräbnisse in Fusang und schließt mit folgenden Worten:

„Vor alten Zeiten kannte man dort die Lehre Buddha's nicht. Aber im zweiten Jahre der Periode Tamings, von der Songdynastie (458 n. Chr.), kamen fünf Bhitschus (Bettelmönche) aus dem Königreiche Kipin (dem heutigen Kabulistan, das damals buddhistisch war) als Reisende in das Land; sie verbreiteten das Gesetz, die Bücher und die Bilder Buddha's. Durch ihre Lehre wurden die Leute bewogen, sich dem religiösen Leben zuzuwenden; die Sitten wurden anders," d. h. die Leute nahmen die Vorschriften des Buddhismus an.

Aus diesen Angaben hat man folgern wollen, daß Fusang in Amerika liege! Klaproth trat schon 1831 gegen eine solche wissenschaftliche Verirrung auf; Vivien de St. Martin sagt Folgendes:

Unter den 20,000 Li, welche für die Entfernung bis nach Fusang angegeben werden, ist weiter nichts zu verstehen, als überhaupt eine weite Entfernung. Will man aber die Angabe buchstäblich gelten lassen und dazu die Richtung nach Osten, so kommt man vom untern Amur, um Sachalin, an den Kurilen vorüber, der langen Kette der Aleuten entlang und kaum über die Halbinsel Alaschka hinaus, demnach in ein sehr nordisches Klima mit einer sehr niedrig stehenden Bevölkerung. Das paßt aber nicht zum Text. 1000 Li sind etwa drei Aequatorgrade; 20,000 wären 60 Grade; so rechnete man im achten Jahrhundert in China.

Nun suchen Manche das Fusang gar in — Meriko! Aber von Alaschka dorthin sind es 700 deutsche Meilen.

Die Beschreibung des Baumes Fusang paßt gar nicht auf Amerika, am allerwenigsten auf Meriko und die Nordwestküste. In China wird heute der Hibiscus Rosa chinensis als Fusang bezeichnet.

Die Stämme in Nordwestamerika haben niemals eine Schrift gehabt oder Papier bereitet. In Meriko war das Volk nicht friedlich, sondern sehr kriegerisch und stets in Kämpfe verwickelt.

Der Ochs, wenn man darunter den Bison versteht, ist niemals von einem amerikanischen Volk als Lastthier benutzt worden.

Kein eingebornes Volk Amerika's hat jemals Wagen gekannt und auch kein Zugthier gehabt, weder Pferde noch Ochsen oder Hirsche. Pferde waren gar nicht vorhanden; die Peruaner hatten nur das Lama als Wollthier.

Die Amerikaner haben niemals milchgebende Thiere gemolken, kannten den Gebrauch der Milch nicht und bereiteten folglich auch keine Käse.

Die Schilderung des alten Buddhisten paßt, wie man sieht, nicht im Mindesten auf Amerika, sie paßt aber am allerwenigsten auf Meriko. Das Plateau von Anahuac hatte schon in den Zeiten der Tolteken eine sehr respectable, eigenartige Civilisation, religiöse Bauwerke, großartige Paläste und große volkreiche Städte. Von solchen würde doch der Bericht des Buddhisten ohne Zweifel etwas erwähnt haben; dergleichen hätte er ganz unmöglich mit Stillschweigen übergehen können, weil sie einem fremden Reisenden auffallen und imponiren mußten.

Noch mehr. In der Zeit, in welche der Bericht fällt, würde eine Fahrt vom Amur nach Meriko und von dort zurück sehr schwierig, wo nicht unmöglich gewesen sein. Der Bericht redet aber nicht von einer einmaligen, zufälligen Fahrt, sondern von einer regelmäßigen Verbindung.

„Also fort mit den hohlen Hypothesen und den ganz unnützen Wahnspeculationen. Fusang hat mit Amerika ganz und gar nichts zu schaffen."

Wenn es richtig ist, daß, Klaproths Angaben zufolge, Japan von den Chinesen einst als Fusang bezeichnet worden ist, so wäre das letztere in Nippen, der größten Insel des Reiches, zu suchen.

Ueber das deutsche Element in der französischen Sprache.

Von **Rudolf Rost.**

Wenn Diez, im ersten Bande seiner Grammatik der romanischen Sprachen, die Bemerkung macht, daß von 930 in den romanischen Sprachen sich vorfindenden Wörtern deutschen Ursprungs gegen 450 allein dem Französischen zukommen, so darf uns das nicht wundern, wenn wir bedenken, daß einmal Gallien den germanischen Eroberern die längste Grenze darbot, und daß überdies der Gebrauch deutscher Sprache auf fränkischer Erde ungefähr bis zur Theilung des karolingischen Reiches, ja im Norden des Landes noch bis zum Ende des neunten Jahrhunderts sich erhalten, ihre Dauer in Gallien also an 400 bis 500 Jahre betragen habe. Das älteste Denkmal fränkischer Sprache ist das den Sieg Ludwigs III. über die Normannen im Jahre 881 verherrlichende, im Kloster St. Amand aufgefundene Ludwigslied, dessen Anfang folgender ist:

Einen Kuning weiz ih,
heißit her Hludwig,
ther gerno God thionôt;
ih weiz, her imos lônôt.

Und doch konnte trotz dieser dem fränkischen Elemente

günstigen Verhältnisse die deutsche Sprache nicht die Oberhand behalten. Dies war aber ganz natürlich. Hatte römische Intelligenz über die Kelten obgesiegt, so zeigte sich ihre Macht und Bedeutung nochmals in ihrem ganzen Umfange unter den siegreichen Germanen. Mit dem Aufgeben ihrer alten Wohnsitze verließen die germanischen Völkerschaften so manches Erinnerungsmal altväterischer Sitte, den geweihten Boden ihrer Götter und die Stätte ihrer alten Rechtsgewohnheiten. Als sie nun in Belgien und Gallien einfielen, fanden sie Länder mit vortrefflichen Einrichtungen, namentlich im Gebiete der Rechtsordnung, vor, welche ihnen theils schon bekannt und schätzenswerth, theils bei näherer Kenntniß auch für ihr neues Gemeinwesen höchst passend waren, fanden sie die lingua rustica als herrschende Sprache und die den Herrschenden stets so wohl zusagende römische Verwaltung. Lag nun den Germanen daran, ihre Eroberung zu behaupten, so mußten sie sich der Sitte und Sprache des Landes anbequemen und die Grundsätze römischer Regierungskunst annehmen, deren Geltung durch ihre Erfolge selbst bei den Germanen sicher stand. Auf dieselbe Weise, wie sie bisher im römischen Lager die römische Kriegführung erlernt hatten, übten sie jetzt in der Beherrschung der Unterworfenen die Regeln römischer Staatskunst und hielten die Römer mit derselben Wissenschaft im Zaum, mit welcher diese so viele Jahrhunderte lang den Erdkreis beherrscht hatten.

Die siegreichen Germanen besaßen ferner nicht die hohe Bildung der römischen Provinzialen, eine Bildung, welche sich auf römische Sprache und Sitte gründete. Erfahrungsgemäß nun übt von zwei Völkern, welche sich verschmelzen, das höher kultivirte auf das an allgemeiner Bildung tieferstehende in Hinsicht der Sprache und Kultur den bedeutendsten Einfluß aus. Der Franke, als der minder gebildete, gebrauchte nun die Sprache der Gebildeten zu ihrer Beherrschung, und während die in den heimatlichen Gauen Germaniens sitzen gebliebenen Stämme ihre vaterländische Sprache und Gewohnheiten bewahrten, dabei zwar langsamer, aber doch sicherer in der Kultur vorwärts schritten, sehen wir in der Aufrichtung germanischer Reiche auf römischem Boden den umgekehrten Prozeß vor sich gehen, den die Weltmonarchie Alexanders des Großen in Asien und Afrika angebahnt hatte, und dessen regelmäßigen Ausgang die Römer in der letzten Zeit so schlagend gezeigt hatten. Hier wie dort blieb die Sprache der Intelligenz Herrscherin auf geistigem Gebiete, und wenn auch nach der Eigenthümlichkeit des Landes und der Nationalität in Manchem geändert und mit neuen Elementen gemischt, blieb sie doch das gemeinsame Band geistiger Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit unter den Staatsangehörigen, die aber gleichwohl ihre vaterländische Sprache in Gemeinde und Familie bewahrten.

Die Sprache der Regierung blieb zunächst die der äußern Welt; die nationalen Laute und Erinnerungen gingen nicht mit einem Schlage verloren, sondern erhielten sich in bescheidener Zurückgezogenheit noch Jahrhunderte lang, bis endlich die neue Kultur auch ihre Sitze aufsuchte und sie nach und nach zerstörte. So erhielten sich keltische und fränkische Sprache noch lange Zeit in einigen Theilen Galliens. Da sie aber verachtet waren und für barbarisch galten bei der römischen Geistlichkeit, den Tonangebern jener Zeit, so fehlte ihnen auch jegliche Aufmunterung und Betheiligung des Ganzen und sie konnten ihrem Untergange nicht entgehen.

Dennoch übte die fränkische Sprache einen nicht geringen Einfluß auf die Entwicklung des Französischen aus. Germanisches Element drang in die lingua rustica ein. Die weichen, geschmeidigen Laute des Fränkischen vereinigten sich vortrefflich mit dem keltischen Hange nach Vocalisation, während die Kelten die Vorliebe zu den Kehllauten der fränkischen Mundart erst mittheilten. So kam es, daß, während im französischen Lautsysteme der keltische Einfluß sich als vorherrschend erwies, dagegen im Wortschatze das Fränkische die Oberhand behielt. Die verschiedensten Sphären der Begriffe haben an dem deutschen Elemente Theil. Obenan stehen diejenigen, welche sich auf das Kriegswesen beziehen. Den Germanen war es ja vorbehalten, den Kriegerstand zu bilden, und so kam es, daß die unterworfenen Provinzialen sich gewöhnten, alles zum Heerwesen Gehörige so zu nennen, wie sie es aus dem Munde der Krieger hörten, so daß endlich die meisten lateinischen Ausdrücke für diesen Begriffskreis ganz und gar verschwanden. Statt bellum zu sagen, nahm man das deutsche Wort werra auf, woraus guerre entstand. So kommt haubert, Panzerhemd, von halsberc, Halsschutz, éperon, Sporn, von sporo, auberge, Wirthshaus, von allberc her. Die Worte havresac, bandoulière, bivac, flamberge, hallebarde, landskenet verrathen sofort ihren deutschen Ursprung.

Ebenfalls stark vertreten sind auch das Seewesen und die Schifffahrt. Hier sind die einschlagenden Ausdrücke meist aus dem Germanischen geschöpft. So havre, capre, chaloupe von sloop, fret von vracht, botequin von bootje. Hierher gehören auch die Namen der Weltgegenden nord, est, sud, ouest.

Aus der Sphäre des Staats- und Rechtswesens sind auch mehrere übergegangen, so mall-public, faide, mainbour (muntboro), carcan (querca) und andere.

Auch aus der Thierwelt sind zahlreiche Beiträge vorhanden: hobin (hobby), oriquet (kracke), toivre (zebar), belier (bel-hamel), fresange (frisking), biche (bicce), renard (reinhart), chouette (chouh), mouette (möwe), écrevisse (krebitz), homard (hummer) und viele andere.

Aus dem Pflanzenreich: houx (hulis), groseille (krausbeere), framboise (braambezie), gleton (klette), mousse (mos) und andere.

In geringerer Anzahl wurden Abstracta eingeführt: als hâte (hast), haine (haz), souhait (heit), guile (vile).

Die große Menge der aufgenommenen Eigenschaftswörter und die noch weit größere der Zeitwörter bezeugen hinlänglich das tiefe Eingreifen deutscher Sprache in die französische. Mißfallen an der lateinischen, Gefallen an der fremden Form waren wohl meistens die Hauptgründe für die Aufnahme. Dergleichen Eigenschaftswörter sind: riche (rîhhi), frais (vrisc), flou (flau), morne (morn), estout (stolz), terne (tarni), gauche (welk). Zeitwörter: gagner (gageigan, Gewinn ziehen), choisir (kiusan), blesser (bletzen), briser (brestan), glisser (glitsen), haïr (hazôn), rincer (hreinsa), écraser (krassa), garer (warôn), déchirer (skerran).

Von größerer Wichtigkeit noch war die germanische Denk- und Anschauungsweise für die Ausbildung der Satzlehre. Behielt auch die Formenlehre im Großen und Ganzen ihr romanisches Gewand bei, da sie die Einwirkung der fremden Grammatik ziemlich überwand, so ging doch die römische Syntax beinahe gänzlich verloren, da sie ja mit der Ideenverbindung der neuen Zeit im schroffen Widerspruche stand. Eine enge Verbindung des logisch Zusammengehörigen, eine lose Beiordnung statt der Unterordnung kennzeichnet die altfranzösische Sprache wie die germanischen Mundarten und paßte zunächst für die Bedürfnisse des gemeinen Lebens, das von aller Abstraction sich ja gern entfernt hält. Erst durch die Geistlichkeit ward die Reflexion genährt und in der Sprache auszudrücken

versucht, das hierzu gehörige Material theils aus den Abstractis der Römer, theils der Griechen im heimatlichen Massilia entlehnt, deren syntaktische Formen man für diesen Bedarf auch nachzuahmen suchte.

Schließlich darf aber nicht unerwähnt bleiben, daß, je weiter sich das Christenthum in Gallien verbreitete, desto näher die einzelnen Idiome der verschiedenen Völkerschaften sich rückten. Das Werk der Kirche war es, zusammen zu führen, was sich bisher fremd war oder gar feindlich gegenüber stand, und sie gab damit den kräftigsten Anstoß zur Vermischung des Römischen mit dem Keltischen und Fränkischen. Mit der weitern Christianisirung Galliens hielt denn auch die Sprachmischung so ziemlich gleichen Schritt, und mit der Annahme christlicher Sitte schwanden auch die heidnischen Sprachen immer mehr. Zu der nationalen Verschmelzung der gallischen Völkerschaften diente eben so sehr der Uebertritt der Franken zum Christenthum als die römische Organisation des Landes. — Den Hang zur Wohlredenheit empfingen die gallischen Romanen nicht von den Franken, sondern von den Kelten, und er hat sich noch bis auf den heutigen Tag in den Nachkommen, den Franzosen, bewahrt. Derselbe leidenschaftliche, leicht reizbare Charakter, der nicht allein seine Befriedigung in hohler Ruhmredigkeit, sondern auch in eitler Modesucht fand, ist ebenfalls von den Kelten auf die Franzosen vererbt worden.

Die französische und deutsche Sprache, mit einander verglichen, spiegeln den Nationalcharakter beider Völker in seiner ganzen Verschiedenheit wieder. Während der Franzose bestimmter, apodictischer ist und daher doppelte Verneinungen, ne-pas, ne-point, anwendet, ist der Deutsche affirmativer: ja, jawohl. Die Deutschen sind tiefere Philosophen und gebrauchen daher Worte wie Wahrnehmung, Vorstellung, Begriff, Idee, Verstand, Vernunft mit bestimmterer und genauerer Unterscheidung als die Franzosen ihr esprit, raison, entendement, idée, perception, notion. Der Franzose ist dem Deutschen überlegen in Betreff der Feinheit; esprit hat eine feinere, stechendere Bedeutung als das deutsche Wort Geist. Wahres und tiefes Gefühl sind jedoch vorzugsweise nur bei dem Deutschen zu finden, denn Worte wie Gemüth, Sehnsucht, Wonne, Wehmuth, Tiefsinn, Heimat, innig lassen sich im Französischen entweder gar nicht oder doch nur annähernd wiedergeben.

Kaum in irgend einer Beziehung zeigt sich die Ueberlegenheit der deutschen Sprache über die französische mehr, als in der Anwendung auf die Poesie. Während das Deutsche noch voller Naturkraft ist, und die vielen Laut- und Begriffsmethaphern noch deutlich auf die erste Bedeutung hinweisen, oder doch eine leise Erinnerung an dieselbe bewahren, während es durch Ableitung und Zusammensetzung mit Leichtigkeit neue, allgemein verständliche Wörter bildet; hat dagegen das Französische in Folge seiner Beschränktheit und Dürftigkeit in Worten und Wendungen, seines gänzlichen Mangels an malerischer Kraft, seiner unbeweglichen Wortfolge und seiner Bilderscheu, die es zum Werkzeug der Phantasie und der Leidenschaft gleich unbequem machen, unter allen Sprachen der gebildeten Nationen die kümmerlichsten Anlagen zur Poesie. So bezeichnen z. B. Blume und Blüthe zwar denselben Gegenstand, allein während unsere „Blume" die Vorstellung des Duftens und Blühens zugleich in uns erweckt, enthält das Wort fleur nur die Vorstellung der Pflanze. — Da der Franzose wesentlich ein Mann der Gesellschaft und des nach Außen gekehrten Lebens ist, übertrifft daher die französische Sprache nicht blos die deutsche, sondern alle übrigen Sprachen Europa's in der Menge der Wörter für die äußeren Verhältnisse des praktischen Lebens, für seine Schattirungen des Charakters, insbesondere jener Mannigfaltigkeit von Manieren und Stimmungen, die bei geselligem Umgange zur Entfaltung kommen.

Wenn wir die englische Sprache noch in den Kreis unserer Betrachtung ziehen, so gewahren wir, daß dieselbe einen großen Vorrath von Wörtern für alle ernsten, insbesondere die Kritik, Politik und Moral betreffenden Gegenstände hat; sie ist außerordentlich reich an Ausdrücken zur Bezeichnung stärkerer Gemüthsbewegungen, wie unter anderen die mannigfaltigen Wörter für Aerger beweisen: anger, wrath, passion, rage, fury, fierceness, sharpness, animosity, resentment 2c. Schon daraus tritt uns der englische und französische Charakter lebendig entgegen; bei den Engländern der männliche, auf das Ernste, Gediegene gerichtete, aber andererseits cholerische, leidenschaftliche, bei den Franzosen dagegen der leichte und sanguinische, mehr an der Oberfläche des Lebens klebende, mit feinem Gefühl für die äußere Form, für Sitte und Anstand ausgerüstete Sinn, während der Deutsche, in mancher Beziehung die Mitte haltend, weniger starr und cholerisch als der Engländer, weniger leicht und oberflächlich als der Franzose, an Tiefe der Einsicht und allseitigen Anlagen zu den verschiedensten Dingen, in Uebereinstimmung mit seiner reichen und umfassenden Sprache, die beiden Nachbarvölker bedeutend übertrifft.

Einzelne Wörter, welche das sittliche und politische, das gesellige und wissenschaftliche Leben eines Volkes erzeugt, sind mitunter von hoher Bedeutung für die Erkenntniß seines Geistes und Charakters und gestatten uns tiefe Blicke in seine Anschauungs- und Denkungsweise. Dergleichen sind im Deutschen: Gemüth und gemüthlich; im Englischen: fashion, fashionable; im Französischen: esprit, coquetterie; sie sind mit dem ganzen Schattenwurfe ihrer Nebenbedeutungen und Nebenbeziehungen stets unübersetzbar.

Wie der französische Styl den französischen Geist und Charakter treu wiederspiegelt, so deutscher Styl den deutschen Nationalcharakter. Sehr allmälig und langsam, hauptsächlich nach dem Muster der Alten, hat sich der deutsche Styl mehr durch die Schrift, als durch die mündliche Rede gebildet. Aus diesem Grunde und wegen der größern Gedankentiefe des deutschen Volkes neigt sich die deutsche Sprache zu einer größern Verschlungenheit des Satzbaues, einer überlegtern und planmäßigern Periodisirung, als die französische. Steht der deutsche Satzbau dem griechischen auch an Wohllaut und Plasticität nach, so übertrifft er dagegen den lateinischen an freierer Geisterherrschaft und hat dadurch, daß er durch längere Perioden die Aufmerksamkeit festhält, vor dem französischen den Vortheil, das Nachdenken zu vergrößern und im gleichzeitigen Zusammenfall mehrerer Gedanken einen Gesammtgedanken zu erzeugen, dessen der Franzose entbehrt.

Aus allen Erdtheilen.

Hectors Erforschung der Westküste von Otago auf Neuseeland. Der bekannte Geolog verließ Otago am 20. Mai 1863 mit seiner Yacht, um die vielen Einfahrten an der Südwestküste der mittlern, d. h. der großen südlichen Insel zu untersuchen. Im August war er am innern Ende des Milford-Sundes; von dort aus wollte er ermitteln, ob zwischen diesem Hafen und den schon besiedelten Gegenden im Osten der neuseeländischen Alpen eine praktikable Straße vorhanden sei; er fand aber, daß die Berge, welche sich bis zu 5000 Fuß hoch aufgipfeln, ganz steil abfallen; ein Paß oder Sattel zum Uebergang ist nicht vorhanden. Als er dann, weiter nach Norden hin, den auf der Admiralitätskarte verzeichneten Awaruafluß suchte, fand er die Mündung eines bedeutenden Stroms, welcher sich in die Martinsbay ergießt. Die Maoris nennen ihn Kadukn. Von der See her bemerkt man die Mündung nicht, weil eine lange Sandzunge vorliegt; innerhalb derselben ist aber der Fluß eine Viertelmeile breit, und die Barre hat da, wo sie am seichtesten ist, immer noch 10 Fuß Wasser. Vier Miles aufwärts kommt der Kadukn aus einem 10 bis 12 Miles langen See. Die Flußmündung eignet sich zu einem guten Hafen und das umliegende Land zu einer Ansiedelung. Hector fand vom See aus ein Thal, das sich nach Süden hinzieht; er ließ seine Yacht zurück, trat am 23. September eine Fußwanderung an und war am 4. Oktober in Queenstown, am Ufer des Wakatipu-Sees; er hatte hier eine praktikable Straße gefunden. Die Entfernung vom Kakapo-See, aus welchem der Kadukn abfließt, bis zum Wakatipu beträgt etwa 50 Miles.

Whitcombe's Tod auf Neuseeland. Der Colonialingenieur Whitcombe hatte, 1864, auf der Mittelinsel einen passirbaren Weg über die Alpen östlich vom Berge Tyndall gefunden: im Rakaiathale. Er ging von dort an den Fluß Okitika und fuhr denselben bis zur Mündung hinab. Als er dann an der Küste hin segelte und an der Mündung des Taramakau vorüber fuhr, ertrank er. Er hatte also ein ähnliches Schicksal wie der australische Entdecker Howitt, der, wie wir seiner Zeit gemeldet haben, im Brunner-See ertrunken ist.

Die Niederlassung Somerset am Cap York in Nordaustralien liegt auf der kleinen Insel Albany, und sie kann im Fortgange der Zeit von erheblicher Bedeutung werden. In Australien hatte man längst erkannt, wie nothwendig es sei, in der Nähe der durch ihre Korallenklippen so sehr gefährlichen Torresstraße einen Nothhafen mit Erfrischungsstation für die Schiffe zu haben. Die Regierung der Colonie Queensland eröffnete zunächst den Hafen Cardwell in der Rockinghambay, und von Juli bis September 1864 wurde die Niederlassung Somerset am Port Albany gegründet. Nachdem Matrosen und Schiffszimmerleute Bäume gefällt und Hütten gebaut hatten, wurden am 1. August 252 Schafe auf der Albanyinsel gelandet und sieben Pferde auf dem Festlande untergebracht. Somerset liegt 70 Fuß über dem Meeresspiegel, ist während beider Monsune dem Seewind ausgesetzt, an der Westseite hat ein Fluß das ganze Jahr hindurch Wasser, und man übersieht den östlichen Theil der Torresstraße und die neben liegenden Inseln. Alle durch die Straße fahrenden Schiffe sind in Signalweite von Somerset. Die Lage soll gesund und fieberfrei sein, doch wird man wohl darauf verzichten müssen, den Boden durch weiße Menschen bearbeiten zu lassen. Es ist unbegreiflich, daß auch jetzt wieder behauptet wird, nun werde das Experiment, welches doch seither überall fehlgeschlagen ist, endlich gelingen. Im August und September, das sei durch die Matrosen des Schiffes „Salamander“ bei Cap York bewiesen, könne dort, 11 Grad vom Aequator, der weiße Mensch ohne Schaden für seine Gesundheit arbeiten, und wahrscheinlich werde das auch vom März bis November während des Südostmonsuns der Fall sein. Das wird abzuwarten sein. Als man Port Essington gründete, glaubte man auch, Alles werde gut gehen; die Lage von Somerset ist allerdings viel besser, aber zur Feldarbeit sollte man doch lieber Chinesen als Europäer nehmen.

Aufschwung in Chile. Diese Republik ist der einzige Staat in ganz Amerika, welcher sich der vollkommensten Ruhe erfreut; in allen anderen sind Kriege, Revolutionen oder große innere politische Verlegenheiten auf der Tagesordnung. Chile hat bei seinen Präsidentenwahlen keine Aufstände, das Element säbelrasselnder Generale und einer buntscheckigen Soldateska ist nicht vorhanden, das weiße Element überwiegt; man ist in Chile vorzugsweise bürgerlich, und der Boden wird auch von vielen kleinen Grundbesitzern bebaut. Alles ist im Gedeihen, man baut Eisenbahnen, verbessert die Häfen, fördert den öffentlichen Unterricht, und der Handel blüht.

Im Jahr 1864 betrug der Werth der Ausfuhr aus den Häfen Valparaiso, Huasco, Coquimbo, Constitucion, Tomé, Talcahuano und Ancud mehr als 27 Mill. Dollars.

Die jüngst veranstaltete Volkszählung ergibt eine beträchtliche Zunahme; es liegen uns aber erst vereinzelte Angaben vor. Das Departement Valparaiso hatte 1854 erst 52,414 Seelen, die neue Zählung ergibt 74,402; davon sind 35,942 männlich, 38,460 weiblich und 4979 Fremde. Von der Gesammtziffer entfallen 70,108 auf die Stadt Valparaiso. Die Hauptausfuhren Chile's bestehen in Kupfer, Silber, Getreide und Mehl; vom letztern wurden während der drei ersten Monate 1865 verschifft: 22,096,916 Pfund, vom erstern 23,275,192 Pfund; also in einem Vierteljahre mehr als 45 Mill. Pfund. Es ist interessant zu sehen, nach welchen Ländern aus jener Republik in der Südsee das Getreide und Mehl verschifft werden. In vorderster Reihe stehen Australien, England, Californien und Peru, sodann Brasilien, China, das Vorgebirge der Guten Hoffnung und mehrere polynesische Inseln.

Ueber die Schwammfischerei an den Küsten Creta's enthält das Werk des Capitän T. A. B. Spratt: Travels and Researches in Crete, London 1865, eingehende Berichte. Die Ostküste Creta's ist wegen der dort wachsenden ausgezeichneten Badeschwämme berühmt. Nur wenige Handelsartikel erfordern eine so mühevolle Art der Gewinnung als gerade die Schwämme. Sie wachsen gewöhnlich in einer Tiefe von 40 Faden, und nur durch starke Belastung des Tauchers kann dieser in eine so große Tiefe gelangen. Wenn er unten ist, preßt das Wasser auf ihn mit einem Gewichte von 75 Pfund auf den Quadratzoll, und dabei muß er das Athmen unterdrücken. Schon die Art, wie der Taucher sich zu seinem Werke vorbereitet, ist sehr interessant; er setzt sich entkleidet auf den Rand des Schiffes und befestigt eine flache Marmortafel von ungefähr 25 Pfund Gewicht an seinen Körper. Nun beginnt er zu husten und seine Lungen durch tiefes Einathmen ganz mit Luft zu füllen, damit das Blut stark oxydirt werde. Unterdessen spricht Niemand mit ihm, oder stört ihn auf irgend eine Weise. Wenn der geeignete Moment gekommen ist, bekreuzigt er sich, stößt ein Gebet aus und wirft die Marmorplatte vor sich ins Wasser. Er folgt ihr sogleich nach und hält sie immer vor dem Kopfe. Hat er den Boden erreicht, so nimmt er die Platte unter den Arm, damit er sich unten erhalten könne und sammelt nun die Schwämme von den Felsen ab. Sie werden in ein weites Netz gesteckt, das er um den Hals befestigt trägt. Unterdessen halten die Gefährten des Tauchers das Seil, welches dieser an sich befestigt hat, oben fest, um dasselbe auf ein von unten gegebenes Zeichen sogleich wieder mit seiner Last heraufziehen zu können; denn von wenigen Sekunden hängt oft Leben und Tod des Tauchers ab. Dieser langt ganz erschöpft auf der Oberfläche an und stößt das Wasser, das etwa eingedrungen ist, von sich. Der Ton menschlicher Stimmen soll merkwürdig belebend auf die fast aller thierischen Wärme beraubten Taucher wirken.

Im östlichen Creta sind zwischen 50 und 100 Böte mit der Schwammfischerei beschäftigt, und auf jedem derselben befinden sich sieben oder acht Taucher. Diese führen ein armseliges Leben, währen die Geschäftsunternehmer einen reichlichen Gewinn haben. Gewöhnlich sind die Taucher ihre Schuldner und ganz von ihnen abhängig. Die Schwämme, welche nach dem Gewichte verkauft werden, sind gewöhnlich durch eingestreuten Sand noch schwerer gemacht, und auf diese Art Betrügerei versteht man sich in Creta sehr gut. Unter den Gefahren, die den Tauchern drohen, müssen noch die Haifische erwähnt werden, welche oft tagelang alle Arbeiten durch ihre Gegenwart unterbrechen. Man hat das Vorkommen der Haifische im Mittelmeere bezweifelt, allein es

liegen unzweifelhafte Beweise ihres Daseins vor, und zwar erreichen sie eine sehr beträchtliche Größe. Sprott erzählt mehrere Beispiele. Bei Alexandria ward einer gefangen, welcher einen halben Menschen im Leibe hatte; bei Corfu ward ein englischer Soldat von einem solchen Ungethüm verschlungen. Sprotts Schiff lag am Kap Taumb 100 Miles westlich von Alexandria vor Anker, als sich ihm ein 18 Fuß langer Hai, der von sieben Pilotfischen begleitet war, näherte. Trotz aller Bemühungen konnte derselbe aber nicht gefangen werden.

Zur Völkerpsychologie. Räuber in Hellas und Briganten in Italien. Griechenland ist eines der wenigen Länder, in welchen das alte Brigantenwesen noch in voller Blüthe steht. Mit Räubern und Banditen gemeiner Art hat dasselbe wenig zu schaffen, so erzählt wenigstens der in neugriechischer Sprache zu Paris für das Jahr 1865 herausgegebene Nationalalmanach (*Ἐθνικὸν Ἡμερολόγιον τοῦ ἔτους* 1865. Athenäum Nr. 1960). Der Brigant ist Abkömmling eines Wanderstammes, der in Griechenland unter dem Namen der Blachi bekannt ist. Diese Blachi zerfallen in zwei Unterstämme: die Sarakachani und die Albanoblachi. Die ersteren sind von einer bestimmten Herkunft, d. h. sie wissen, wo sie geboren sind, und haben eine Heimat, entweder in Griechenland oder in der Türkei. Die Albanoblachi dagegen sind unter freiem Himmel geboren worden, da wo ihre Horde gerade Halt machte. Die Sarakachani sprechen Neugriechisch, sind nicht ungesellig und halten ihre ziemlich gut gebauten Zelte stets reinlich; auch verheirathen sie sich mit Leuten aus der Nachbarschaft. Die Albanoblachi reden aber eine besondere Mundart, in der viele Worte lateinischen oder italienischen Ursprungs vorkommen. Rohe Sitten, eine unglaubliche Unsauberkeit und tiefe Verachtung gegen ihre Nachbaren, die als Gräki bezeichnet werden, kennzeichnen den Albanoblachen. Von allen anderen Menschen halten sie sich fern, und die Heirat mit einem Griechen wird für eine Schande angesehen. Dem Namen nach sind sie allerdings Christen, man vermuthet jedoch, daß sie in Wirklichkeit noch einer heidnischen Religion anhängen. Beide Stämme, Sarakachani und Albanoblachi, halten an gegenseitigen Uebereinkünften fest und leisten einander Beistand. Anderen Menschen gegenüber sind sie heuchlerisch, treulos, verschlagen, betrügerisch und ränkesüchtig. Die Männer sind schön gebaut und kräftig; ein kriegerisches Leben sagt ihnen ungemein zu, doch können sie sich der militärischen Disciplin nicht unterwerfen. Die Sarakachani sind von Natur träg und verschmähen die Viehzucht, während die Albanoblachi mehr friedlichen Beschäftigungen obliegen. Sie sind Maulthiertreiber, Korndrescher, und ihre Weiber weben Stoffe. Aber beide Stämme sind dem Ackerbau abgeneigt.

Aus diesen Menschen nun rekrutiren sich die griechischen Briganten, die man so oft ausrotten wollte, die aber aus politischen und ökonomischen (!!) Rücksichten noch immer wirthschaften und namentlich an den Grenzen des Königreichs Unfug treiben. Die Moral dieser Briganten ist in ihrer Art sehr streng. Die Frauen werden von ihnen mit Achtung behandelt, nicht aus Ritterlichkeit oder Gleichgültigkeit, sondern aus Furcht, daß der Mann, welcher nicht gut gegen sie sei, sterben müsse; denn nach ihrem Aberglauben wird Jeder, der ein Weib beleidigt, Beute des Feindes. Die Briganten brechen nie ihr Wort, und selbst der ärmste legt einen Theil seiner Beute für die Kirche oder die Jungfrau Maria zurück. Die Weiber lieben ihre Männer wie der Hund seinen Herrn. Sie nehmen oft Theil an den nächtlichen Abenteuern und kämpfen an der Seite ihrer Männer so tapfer wie diese selbst, auch sind sie in physischer Beziehung ihren kräftigen Gatten ebenbürtig. Mit dem größten Gleichmuthe erträgt der Brigant Hunger, Durst und Beschwerden; seinen Durst stillt er, indem er Blei in den Mund nimmt, seinen Hunger durch das Kauen an dem Stücke Fett, mit dem er seine Waffen putzt. Er schläft unter freiem Himmel und hat dabei, wie der Volksglaube meint, stets ein Auge offen. Sein Mantel aus Ziegenhaar ist undurchdringlich für Regen und ersetzt Gutta Pertscha und Wachstuch reichlich. Kann er sich bei Sturmwetter nicht in eine Höhle flüchten, so baut er sich aus Zweigen ein Obdach, über das er seinen Mantel hängt, von dem nun der Regen abläuft.

Eine der schlimmsten Plagen Italiens ist der „Brigandaccio", welcher, durch politische Verhältnisse begünstigt, in dem neuen Königreiche noch in ziemlicher Blüthe steht. Einen Blick in dies Räuberunwesen verstattet uns das vor Kurzem erschienene Werk der Miß Fr. Power Cobbe: Italics. Brief notes on politics, people and places in Italy in 1864. London, Trübner u. Comp. 1864. Es werden da Beispiele aufgeführt, die uns schaudern machen und ein grelles Licht auf die Unterstützung werfen, welche von Seiten des vertriebenen Königs von Neapel und des Papstes diesen Briganten zu Theil wird. Und unter ihnen befinden sich Männer aus angesehenen Familien, die mit einer Art Fanatismus Mord und Straßenraub betreiben! Vor Allen ein Marquis Alfred de Trazégnies aus Namur in Belgien, welcher sich der Bande Chiavone's als Freiwilliger anschloß. Miß Cobbe beschreibt ihn als einen hübschen, blassen Edelmann von 30 Jahren mit schwarzem Bart und Haar, mit aristokratischen Manieren und guter Bildung. Er trug ein phantastisches Jagdkostüm, Revolver, Dolch und Carabiner. Mit einem Empfehlungsbriefe an den Abbate Bryan kam er nach Rom, dieser sandte ihn dann zu Chiavone. Der Graf von Merode war sein Oheim und die ersten Edelleute Belgiens sind seine Verwandten. Aber dies Alles hinderte nicht, daß er als gemeiner Mörder erschossen wurde. Als er gefangen worden war, verwandte sich Bryan für ihn. Er fand ihn im Gefängnisse, zusammen mit gemeinen Strolchen und Mördern. Der Geistliche protestirte hiergegen; doch der commandirende italienische Offizier erwiderte, daß er den Marquis nur in die Gesellschaft gethan habe, welche er sich während der Freiheit selbst gewählt habe. Die Antwort Bryans war: Aber er war doch ein guter Christ! — Ein verwandter Geist ist der österreichische Lieutenant Zimmermann, der mehr Künstler und Dichter als Soldat war und den sein romantisches Gemüth unter die Räuber trieb. Er schrieb Verse, sang und spielte mehrere Instrumente. Ihm war es ein poetisches Bedürfniß, sich in den Wäldern herumzuschlagen, um hübsche Aussichten und schöne Mädchen aufzusuchen. Spanien lieferte in der Person des Don José Borgés einen kühnen Bandenführer. Er ward mit einem Dutzend anderer „Glaubenshelden" zusammen gefangen und, während er eine spanische Litanei sang, erschossen. Das seltsamste Exemplar unter allen Briganten war aber ein Räubermädchen, Maria Olivieri aus Calabrien. Sie beging nicht weniger als 40 Mordthaten, unter den Opfern befindet sich ihre eigene Schwester. Dieses Weib ist erst 23 Jahre alt und sehr hübsch. Diese Banditen werden durch die Codini unterstützt, die clerikale Partei, welche mit Feuer und Schwert haust, sich hinter dem Christenthum versteckt und erklärt, daß eine Messa dei Briganti, eine Brigantenmesse, direkt den Weg zum Himmel öffne. Die Patronen, welche von den Geistlichen ausgetheilt werden, gelten für heilig und besonders gesegnet; sie tragen das officielle päpstliche Siegel, die dreifache Krone und die Himmelsschlüssel! Als Haupträuber unter den Pfaffen gilt Caruso; alle Abscheulichkeiten, die er beging, brachte er mit dem Himmel und dem päpstlichen Stuhle in Verbindung. Einst überraschte er 14 Bauern. Nur einen davon ließ er am Leben, 13 mußten sterben und der Eine wurde verschont, damit er die Nachricht weiter verbreite und somit Schrecken über das Land bringe. Einige Weiber, die er erschlagen hatte, ließ er halb verbrennen und dann auf die Landstraße werfen. Ein Geistlicher jedoch, der zur Hinrichtung abgeführt wurde, fluchte noch vor seinem Tode auf die Pfaffen, die ihn, nachdem er bereits einmal sein blutiges Handwerk aufgegeben und ein ehrbares Leben zu führen begonnen hatte, wieder zu den alten Mordthaten verführten. Alles das geschieht „im Interesse der Kirche und des Königs". Aber die jetzige italienische Regierung steuert dem Unwesen nach Kräften.

Die griechischen Briganten sind schlimmer, aber doch weit anständiger, als jene, die in Kansas und Missouri, als Obersten und Kapitäne des Präsidenten Lincoln für die Freiheit fochten — wie solche Leute meinen, die von amerikanischen Dingen nichts verstehen. Die amerikanischen Jayhawkers, Bushwhackers rc. stehen mit den „klerikalen Kämpen" und den Anhängern der neapolitanischen Bourbonen so ziemlich auf gleicher Linie. Wir haben viele positive Thatsachen dafür. Der Fanatismus ist aller Orten gleich abscheulich.

Auswanderung aus Skandinavien. Dieselbe stellt sich für die letztverflossenen 28 Jahre von 1836 bis und mit 1864 allein für Norwegen auf 73,355 Köpfe. Bis 1849 war sie nur schwach, von da an, bis 1861, wo sie ihr Maximum erreichte, nahm sie größere Dimensionen an. Zwei Drittel der Norweger gingen nach Canada, die übrigen nach den Vereinigten Staaten. Aus Dänemark wanderten von 1820 bis 1860 nach Amerika 5570 Köpfe, aus Schweden gingen von 1851 bis 1860 dorthin 14,865. Fast alle dänischen Auswanderer waren Mormonen; auch aus Norwegen zogen viele Leute aus lediglich religiösen Beweggründen fort.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Aus dem Volksleben in Siam.

Stellung Siams in Hinterindien. — Charakter der Eroberungen Englands und Frankreichs in Ostasien. — Europäische Civilisation in Siam und deren Tragweite. — Die Rassenanlage. — Gegensatz zwischen Siamesen und Chinesen. — Eine festliche Wasserfahrt. — Die schwimmenden Häuser in Bangkok. — Bauart und Wohnungen. — Die Frauen und ihre Stellung in der Familie. — Haartracht, Betelkauen und Hautfärben. — Gewerbe, Handel und Ackerbau. — Der König als Kaufmann. — Leichenverbrennung und Zerstückelung.

Unter den Reichen Hinterindiens nimmt Siam die wichtigste Stellung ein. Bisher war ihm das Glück beschieden, von den europäischen See- und Handelsmächten mit Glimpf behandelt zu werden; man hat Verträge mit ihm abgeschlossen und der Verkehr gewinnt einen immer größern Umfang.



Uhrthurm in Bangkok. (Nach einer Zeichnung von Catenacci.)

Siams Nachbaren im Westen wie im Osten sind ihrerseits in eine schlimme Lage gerathen; an ihnen ist Landraub im Großen verübt worden, man hat sie die Gewalt ungezogener und gezogener Kanonen fühlen lassen und ihnen ganze Provinzen abgenommen im Namen der „Civilisation, der Ausdehnung des Handels und sogar der Religion". Die Geschichte der Politik Großbritanniens in Vorderindien ist blutig, treulos und abscheulich genug, sie hat aber in dem planmäßigen Verfahren gegen den Kaiser von Barma ein würdiges Seitenstück. Diesem Monarchen gehörte das Küstenland am östlichen Gestade des Bengalischen Meerbusens, und dieses reizte die Habsucht der Engländer. Vorwände zum Kriege waren leicht gefunden, und auf die Ueberlegenheit der europäischen Waffen durfte man mit Sicherheit rechnen. Es kam darauf an, Landstrecken zu „erwerben", welche Reis in Menge erzeugen und dieses für den fernen Orient, wie für das Abendland wichtige Getreide auch in den Welthandel liefern könnten. Assam, das freilich kein Reisland ist, kam 1826 zuerst an die Reihe; fast gleichzeitig wurde dem Kaiser von Barma der Friede von Yandabu aufgezwungen. In diesem mußte er nicht nur Arrakan, den langen Küstenstrich, in welchem Akyab liegt, abtreten, sondern auch Tennasserim mit der Stadt Mälmän (Moulmein, wie die Engländer schreiben); dazu kamen dann noch die kleinen Provinzen Ye und Tavoy und der Merghi-Archipelagus.

Das war der Anfang und er ist nur ein Vorspiel zu einem weitern Raubkriege gewesen. Besaß doch der Kaiser von Barma noch das üppig-fruchtbare Pegu, das Mündungsland des Irawaddy, in welchem noch mehr Getreide gebaut wird, und wo auch zwei „Reishäfen" liegen, Rangun und Bassein. Also befehdete man jenen Kaiser, nahm demselben die schöne Provinz Pegu ab, und so ist dieser Monarch, völlig vom Meer abgeschnitten, auf das Binnenland angewiesen. Die Engländer aber schmähen jenen Herrscher, daß er kein „aufrichtiger Freund" sei! Wir haben im Globus früher nachgewiesen, daß in der Times die Annexion von ganz Barma lediglich als eine Frage der Zeit hingestellt wurde.

Diese Lorbeeren des hochherzigen Albion ließen dem Nebenbuhler an der Seine keine Ruhe. Der Seehandel Frankreichs im fernen Oriente ist unbedeutend, aber schon seit den Tagen Ludwigs XIV. gilt es für eine unwandelbare Maxime, daß Frankreich den Beruf habe, jenseit des Bengalischen Meeres als Beschützerin des katholischen Christenthums aufzutreten und zu diesem Behuf einer politischen Machtentfaltung bedürfe. So gewinnt die politische Rivalität ein besseres Ansehen; man gibt ihr eine pathetische Unterlage. Barma freilich war von den Engländern als ihre eigene Domäne betrachtet, welche sie allein aus-

beuten wollten, aber im Reiche Annam war freie Bahn. In diesem Lande hatten schon in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts französische Geistliche und Offiziere eine einflußreiche Stellung, und eine annamitische Gesandtschaft kam nach Paris. Dort waren also Anknüpfungspunkte gegeben.

Nun traf es sich, daß die Kaiser, kraft ihrer landesherrlichen Machtbefugnisse, den Missionären erklärten, daß sie ferner nicht mehr im Reiche zugelassen werden sollten; wer sich trotzdem einschleiche, verfalle der Strafe landesüblicher Martern und solle hingerichtet werden. Trotzdem kamen Missionäre; sie wußten, daß sie die Gesetze übertraten und was ihrer harre. Viele wurden gemartert und manche büßten ihr Leben ein. Daraus nahm die französische Politik Veranlassung sich einzumischen, und sie zog im Namen der gefährdeten Religion eine zweite katholische Macht in den Kampf gegen Annam hinein, Spanien. Natürlich thaten auch hier die gezogenen Kanonen ihre Schuldigkeit; der Kaiser, welcher seine Residenz in Huë hat, wurde zu einem Friedensschlusse gezwungen, in welchem für die Missionäre freie Beweglichkeit, Erlaubniß zum Bekehren und Gewissensfreiheit für alle annamitischen Christen ausbedungen wurde. Die Religion war also außer aller Gefahr, aber Lohn für gute Thaten darf nicht fehlen. Also nahm der Kaiser der Franzosen, welchem ohne Zweifel das Verfahren der Engländer am Irawaddy vorschwebte, dem Kaiser der Annamiten das Delta des Mekongstromes ab und drei Provinzen dazu. Nun hatte er auch seinen „Reishafen“, nämlich Saïgong, und dieses „französische Cochinchina“ soll nun eine Colonie werden. Es trifft sich aber, daß ein Theil dieser Gegenden zu Kambodscha gehört, dessen Beherrscher thatsächlich von den Franzosen mediatisirt worden ist. Er war bisher in gewisser Beziehung Doppelvasall, indem er einestheils an den Kaiser von Annam, anderntheils an den König von Siam einen Jahrestribut zahlte. Jetzt sind nun die Franzosen schon mit den siamesischen Behörden in allerlei Irrungen über Grenzgegenden gerathen, und Mongkut, der „Philosoph auf dem Herrscherthron in der Hauptstadt Bangkok“ mag dem Himmel danken, wenn er unbehelligt bleibt.

Unsere Leser wissen, daß wir im Globus die Angelegenheiten Siams oftmals erörtert haben. Durch das vortreffliche Werk des Bischofs Paillegoix und durch Heinrich Mouhots Berichte haben wir genaue Einblicke in die Verhältnisse dieses merkwürdigen Landes gewonnen. Ueber Bangkok, das jetzt ein sehr oft, auch von deutschen Fahrzeugen, besuchter Hafen ist, sind eingehende Schilderungen, nun auch von Kapitän Werner und Gustav Spieß (beide von der preußischen Expedition nach Ostasien), vorhanden.

Spieß fällt folgendes Urtheil: — „Schwerlich wird das Volk eine höhere Kulturstufe einnehmen, so lange die Mehrzahl der Bewohner leibeigen, d. h. das wirkliche Eigenthum der Großen bleibt. Daß die beiden Könige selbst und manche der vornehmen Siamesen Befähigung und Interesse für Wissenschaft und das höhere Geistesleben an den Tag legen, läßt sich nicht leugnen, und es steht zu hoffen, daß die Rasse des siamesischen Volkes einer höhern Kulturstufe fähig sei, als sie jetzt einnimmt. So lange aber das jetzige Verhältniß, die tiefe Knechtschaft des Volkes besteht, wird von der den Thron umgebenden europäischen Bildung dem Volke selbst nichts zu Gute kommen, und die Vorliebe für abendländische Sitten kann eines Tages so schnell aus der Mode gerathen und spurlos verschwinden, wie sie isolirt aufgetaucht und ohne alle Wurzeln, ohne allen Einfluß im eigentlichen Volksleben ist.“

Wir halten diese Ansicht für ganz richtig. Ob aber das Volk eine höhere Kulturstufe erreichen werde, sobald jeder Mann sich selber bestimmen kann und frei ist, das erscheint zweifelhaft. Jedes Volk macht sich seine Zustände und seine öffentlichen Verhältnisse selbst, und dabei geben natürliche Rassenanlage u. die klimatischen Verhältnisse einen Hauptausschlag. Es ist nicht etwa ein bloßer Zufall, daß in allen drei hinterindischen Ländern das Volk sich so sklavisch zeigt und dem Drucke der Edelleute und Mandarinen sich so willig fügt. In jenen heißen Ländern haben die Menschen nur wenige äußere Bedürfnisse, welche leicht befriedigt werden; es ist kein Anreiz zu eifrigen Bestrebungen, zu größerm Erwerb, zu andauerndem Fleiße vorhanden, und das wird, weil es durch die Natur des Landes, wie durch die Rassenanlage der Menschen bedingt ist, auch immer so bleiben. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß eine Wandlung zum Bessern in manchen Dingen nicht ausführbar oder wünschenswerth sei; aber das eigentliche Charakterwesen der Siamesen wird bleiben wie es ist, so wie das der ganz anders gearteten Chinesen auch.



Prinz Krom Luang. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Wir wollen noch einige Bemerkungen aus Spieß aufnehmen. „Das Christenthum zählt unter den Siamesen nur wenige Bekenner, und die Missionäre klagen über den Mangel an allem ermuthigenden Erfolge. Es fehlt nicht an Sendboten der verschiedensten Gesellschaften; der König übt die ausgedehnteste Toleranz, ja, er gewährt den Missionsbestrebungen allen Schutz in einer Weise, die ihm außerordentlich zur Ehre gereicht; — aber die Zahl der Bekehrten bleibt ungemein gering; es sind meist nur Katholiken und Nachkommen der in früheren Jahrhunderten durch portugiesische und französische Missionäre getauften Siamesen.“

„Bei manchen Prinzen und Großen ist die europäische Kultur im buchstäblichen Sinne des Wortes nur ein angezogenes Kleid, eine Laune und Mode, der sie bei immensem Reichthume nachgeben können. Diese Würdenträger und Prinzen von Geblüt kleiden sich gelegentlich in eine fran-

zösische oder preußische Generalsuniform, lassen ihre Wohnungen durch kostbare Teppiche, Möbel, Spiegel und ein buntes Allerlei von chinesischen Curiositäten, geschmacklosen Bildern und wirklich werthvollen Gegenständen ausschmücken. Auch laden sie durch ein Billet in englischer Sprache zu einem Diner in aller Form ein und zeigen, daß es in ihren Häusern nicht an Tafelgeräth, so wie an Speisen und Getränken in europäischem Style fehlt. Elegante Visitenkarten mit dem Namen His royal Highneß Prince Krom Wluang &c. lassen fürstliche Personen erwarten; aber wenn die Träger dieser pomphaften Namen uns entgegen treten, dann können sie sich nur unbeholfen im goldgestickten Frack bewegen, und ihr Aeußeres ist meist von deprimirender Einfachheit, nichts weniger als königlich."

Der oben erwähnte Prinz Krom Wluang ist einer von den Brüdern des Königs Mongkut. Das Gleichbild, welches wir von ihm mittheilen, ist lebenswahr nach einer Photographie gearbeitet, gleich den übrigen drei Porträts; Mouhot lobt den Prinzen als einen Mann, der sich ihm immer als wahren Freund gezeigt habe. Er besitzt ein reizendes Landhaus bei dem früher von uns geschilderten Petschaburv und benahm sich gegen den europäischen Reisenden freundlich und ohne Rückhalt. Mouhots Urtheil lautet, im Gegensatze zu dem obigen von Spieß: „Er ist ein vortrefflicher Herr und gleich seinen beiden königlichen Brüdern in der geistigen Ausbildung weit vorgeschritten, besonders wenn man erwägt, daß das Land so lange in Barbarei versunken war. Aber die Manieren dieser hohen Herren unterscheiden sich wenig von denen der gemeinen Menge."


Kum Mote, ein gelehrter Edelmann.
(Nach einer Zeichnung von H. Rousseau.)

Beim Prinzen Krom Wluang lernte Mouhot einen der ausgezeichnetsten Gelehrten des Landes kennen, Herrn Kum Mote, dessen Geist, Wissen und Charakter er lobend hervorhebt. Auch verkehrte er viel mit dem Mandarin, welchem König Mongkut die Verwaltung aller Angelegenheiten anvertraut hat, die sich speciell auf die Christen beziehen. In Gesellschaft dieses letztern wohnte Mouhot einer der großen Festlichkeiten bei, welche in jenem Lande des Wassers zu Schiffe stattfinden. Dann ist der Strom mit einer Menge von Barken gleichsam bedeckt; diese Schiffe sind mit reichem Schnitzwerk versehen, an vielen Stellen vergoldet und starren von wahrhaft orientalischem Pomp. Die einfachen Fahrzeuge, welche schwer mit Reis beladen sind, und die von Frauen geruderten Boote, in welchen Gemüse und Früchte zu Markte gebracht werden, bilden dagegen einen schroffen Abstand. Die ganze Pracht entfaltet man nur an den höchsten Feiertagen, und dann erscheinen auch die Könige, die Prinzen, der Hof und die höchsten Würdenträger. Die Ruderer sind dann, gleich der Leibwache des Königs, in Roth gekleidet, und die Barke des Monarchen kann man auf den ersten Blick von allen anderen unterscheiden. Auf ihr steht ein Thron, dessen Baldachin spitz zuläuft, und sie ist über und über vergoldet. Alle die schwimmenden Häuser sind beflaggt, und auf jedem steht ein Altar, von welchem Weihrauch in die Luft steigt. Krom Wluangs Barke allein zeichnete sich durch Einfachheit aus; seine Ruderer trugen weiße Röcke mit rothen Aufschlägen.

Die meisten Würdenträger, welche Mouhot sah, waren sehr wohl beleibt; sie hatten sich nachlässig auf ihre dreieckigen Polster gelehnt und waren von niederen Beamten, Frauen und Kindern umgeben, welche knieten, oder platt auf dem Boden lagen und die goldenen Urnen bereit hielten, welche als Speibecken dienen; andere hatten goldene Theetöpfe und dergleichen Betelbüchsen. Solch eine Barke hat 80 bis 100 Ruderer; gewöhnlich sind sie barhaupt und der Oberkörper ist unbekleidet; unter einer breiten weißen Hüftenschärpe tragen sie einen Languti von blendend rother Farbe. Alle heben die Ruder gleichzeitig und halten genauen Takt; hinten steht ein Sklav und handhabt das lange Ruder, mit welchem er steuert, und vorne hält ein anderer Wacht, um einen Zusammenstoß zu verhüten. Während der Arbeit schreien alle ein Uah, uah! welches der Mann am Steuer mit lauter, langgezogener Stimme wiederholt. Manche Barken sind mit Frauen und Musikanten angefüllt, und der ganze Anblick ist in der That bezaubernd. Manchmal erscheint auch in diesem siamesischen Schiffsgewimmel das Boot eines Europäers, der dann mit seinem schwarzen Cylinderhut wie ein Zerrbild sich ausnimmt.

Bangkok ist eine Doppelstadt, deren eine Hälfte auf dem Wasser schwimmt. Auf dem Menam liegt ein Floß neben dem andern; auf ihnen stehen die schwimmenden Häuser, in denen fast die Hälfte der Stadtbewohner ein Unterkommen findet. Jede Wohnung ist mit Tauringen an Pfählen befestigt, die in den Fluß eingerammt sind. In diesen Häusern machen die Insassen ihre Reisen, und manchmal schwimmen ganze Straßen gleichzeitig fort. Sie alle sind, gleich den meisten Wohnungen auf festem Boden, zumeist aus Bambus aufgeführt und demnach sehr leicht. Allerdings hat man auch steinerne Häuser, aber aus Holz und Stein gebaute Wohnungen kennt man nicht. Die Tempel sind allemal massiv, die Privatgebäude von Holz, bei jenen der reicheren Leute wird Teakholz verwandt, und das Dach ist mit Schindeln belegt. Die ärmeren Klassen haben Behausungen aus Bambusgeflecht, und die Bedachung besteht aus Palmblättern. Abgetheilte Zimmer gibt es nicht, und der Hausrath besteht in einem Bambusgeflecht, das als Schlafstätte dient, und wohl auch aus einigen Matten. In vornehmen Häusern ist aber das Frauengemach von denen der Männer getrennt. Stühle braucht der Siamese nicht, weil er mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden sitzt, und von Behäbigkeit in unserm Sinne hat er keinen Begriff.

Wir haben nur wenige Nachrichten über das Leben und Treiben der Frauen in Siam. Reinhold Werner aber fand Gelegenheit, sich von einem deutschen Landsmanne bei einer der angesehensten Damen Bangkoks einführen zu lassen. Sie war die doppelte Schwiegermutter des Premierministers, der zwei ihrer Töchter geheiratet hatte. Die Frau war sehr reich, ihre Wohnung aber nicht eleganter als

die eines Taglöhners bei uns. Die Gebäude sehen, wie hoch der Rang ihrer Eigenthümer und wie groß ihr Reichthum auch sein möge, ärmlich, elend und schmutzig aus; übler Geruch und Unreinlichkeit scheinen ein nothwendiges Element für die Siamesen zu sein.

druck; sie diente als Spucknapf und war außer einem schwarzlackirten Koffer mit Silberbeschlag das einzige Möbel im Zimmer. Unser Bild zeigt, wie reiche siamesische Damen in feiner Gesellschaft zu erscheinen und zu speisen pflegen; von Löffeln, Messer und Gabel ist bei ihnen

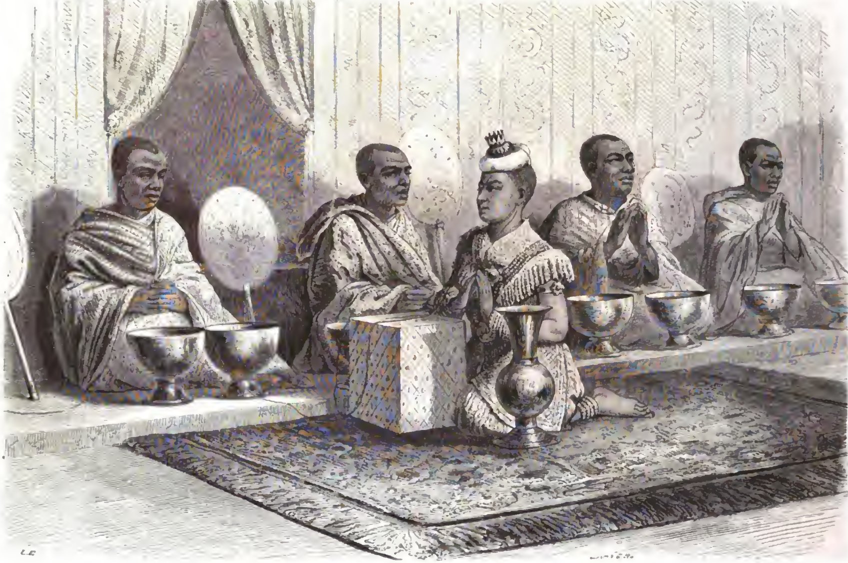


Siamesische Frauen bei Tafel. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Jene vornehme Dame trug weiter nichts als einen Sarong, der von den Hüften bis auf die Knie reichte, und über die Brust ein verschossenes, gelbseidenes Tuch. Sie war alt, häßlich und hatte schwarze Zähne, denn sie kaute Betel. In der höchst ärmlichen Umgebung machte eine sehr schön ciselirte Bronzevase einen eigenthümlichen Ein-

keine Rede; sie bedienen sich der Naturgabel mit fünf Zinken.

Die Siamesen sind, nach unseren Begriffen, keine hübschen Leute. Man rechnet sie zu der sogenannten mongolischen Rasse und meint, daß sie gleichsam eine Art von Uebergang zu der malayischen bilden, in deren Gesichts-



Die Feierlichkeit des Haarschreerens in einem vornehmen Hause zu Bangkok. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

typus der ihrige hinüberspielt. Die Stirn ist schmal, die Nase platt, mit großen Nasenlöchern, das Auge schwarz, mit gelblichem Weiß, das Haar dick und borstig, die Lippen sind dick. Das weibliche Geschlecht kann man als unschön bezeichnen, soweit das Gesicht in Frage kommt; der Wuchs dagegen ist vortrefflich, die Glieder sind symmetrisch, aber die Formen sind nicht weich genug, die Muskulatur tritt zu sehr hervor. Auch die Backenknochen treten stark hervor, und die platte Nase über dem großen Munde macht keinen angenehmen Eindruck.

Die Haartracht ist bei Männern und Frauen fast gleich; der Kopf wird kahlgeschoren bis auf einen runden Schopf von etwa einem Zoll langen struppigen Haaren. Manche vornehmen Leute lassen aber, wie unsere Abbildungen zeigen, das Haar in europäischer Weise stehen. Das Abscheeren des Haupthaares bis auf jenen Schopf findet bei Jünglingen, welche dadurch für mannbar erklärt werden, unter religiösen Feierlichkeiten statt und gibt zu Familienfesten Anlaß. Die Frauen lassen auch an der Vorderseite der Ohren einen kleinen und sehr dünnen Haarbüschel stehen. Da die Männer keinen Bart tragen und beide Geschlechter sich fast gleich kleiden, so fällt es einem Fremden Anfangs schwer, beide Geschlechter von einander zu unterscheiden. Allgemeine Tracht ist der Sarong, der um die Hüfte geschlungen wird und bis auf die Wade hinabfällt. Kinder gehen bis zum 10. Jahre in ihrem Naturkleide, doch so, daß die Mädchen um die Hüften an einer Schnur grüne Blätter tragen; bei wohlhabenden Leuten bestehen diese Blätter aus Silber oder Messing.



Mandarin der Christen in Bangkok.
(Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Wenn, sagt Werner, irgend etwas dazu beitragen kann, die Siamesinnen noch häßlicher zu machen, so ist es das beständige **Betelkauen**, wodurch Lippen und Zahnfleisch blutroth gefärbt werden; dazu kommt, daß man den Zähnen vermittelst eines chinesischen Pulvers eine schwarze Farbe gibt. Man denke sich nun einen solchen Mund eines jungen Mädchens und dazu den Kopf geschoren bis auf den borstigen Haarbusch über der Stirn, — es ist wirklich ein schrecklicher Anblick, namentlich aber, wenn das **dunkelbraune** Gesicht noch mit Curcumä **gelb geschminkt** wird, wie es bei Frauen und Kindern Sitte ist. Ja die letzteren werden oft am ganzen Körper mit Curcumä gefärbt. Die Frauen behängen sich mit allen möglichen Ringen, und mit Spangen und Geschmeiden.

Die Frauen nehmen in Siam keine sklavische Stellung ein; sie sind Gefährtinnen des Mannes, und man zwingt die Mädchen nicht, gegen ihren Willen zu heiraten. Dem **Abschluß der Ehe** gehen allerlei Verhandlungen vorher, aber eine religiöse Weihe fehlt bei der Heirat; sie ist eine lediglich bürgerliche Angelegenheit. Die Eltern des Bräutigams handeln die Braut ihren Aeltern ab, und nachdem jene die Worte gesprochen: „Seid verheiratet und lebt miteinander, bis der Tod euch trennt," ist die Ehe geschlossen. Die Mädchen heiraten mit dem 15. oder 16. Jahre; reiche Leute haben mehrere Frauen, von denen die erste als Hauptfrau betrachtet wird; nur ihre Kinder erben, und sie führt das Regiment über die anderen Frauen. Der König hat mehre hundert Weiber.

Dem Manne gegenüber ist die Frau unterwürfig, und in Gegenwart von Europäern nähert sie sich ihm nur, indem sie auf allen Vieren kriecht. Er kann sie verkaufen, verpfänden und Geld auf sie borgen; ein Gleiches kann er thun mit seinen Kindern, Schwestern oder jüngeren Brüdern, und diese bleiben so lange Sklaven des Gläubigers, bis die Schulden bezahlt sind. Aber eine Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat, darf nicht verkauft werden, ist aber, wenn der Mann mit ihrer Einwilligung Schulden gemacht hat, mit ihrer Freiheit für die Zahlung verhaftet. Der gesetzliche Zinsfuß in Siam beträgt 30 Procent. So kommt es, daß eine Familie, welche Schulden machen muß, leicht in Sklaverei geräth, um so mehr, da der Durchschnittspreis nach unserm Gelde nur etwa 80 Thaler beträgt. Aber die Behandlung ist immer mild; die Arbeit eines Sklaven wird, nach dem Gesetze, nur als Zinsengenuß eines unbezahlten Kapitals betrachtet; so kann sich jeder freikaufen oder seinen Herrn zwingen, ihn an einen andern zu verkaufen, wenn dieser die auf ihm haftende Schuld zahlt.

Wir erwähnten oben der angebornen Trägheit der Siamesen; sie sind ein passiver Menschenschlag, und ihr höchster Genuß besteht in Nichtsthun und Betelkauen. Der Gegensatz der Rassenanlage zwischen ihnen und den **Chinesen**, denen die Natur selber den regsten Arbeitstrieb eingepflanzt hat, und die ein **aktiver Schlag** sind, tritt überall hervor. Im Archipelagus und in den hinterindischen Reichen leben Millionen Chinesen; Ackerbau, Gewerbe und Handel sind vorzugsweise in ihren Händen. Sie errichten Reis-, Zucker- und Sägemühlen, sie werden reich, die trägen Siamesen bleiben arm. Sie bewahren ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und bewohnen ein besonderes Viertel in Bangkok, das man mit Recht als Klein-China bezeichnen kann. „Die nicht allein den Siamesen, sondern auch den Europäern **unbegreifliche Thätigkeit der Chinesen**, welche mit Tagesanbruch beginnt und ununterbrochen sich bis in die späte Nacht erstreckt, macht die Leute sehr bald wohlhabend. Der **geringe Lohn**, mit dem die Arbeiter sich begnügen, macht auch die **von Europäern versuchte Maschinenarbeit nicht rentabel**, und während die Handreismühlen der Chinesen zu tausenden Tag und Nacht arbeiten, liegt die große amerikanische Dampfreismühle ziemlich brach." Es kommt kaum vor, daß in der Hauptstadt und deren Umgebung eine Siamese freiwillig ein Handwerk erlernt, oder, wenn er es erlernt hat, ohne die größte Noth ausübt. Nur was in das Baufach schlägt,

spricht ihn an, und deßwegen ist er als Skulpturarbeiter, Mosaikverfertiger, Goldschläger und Vergolder sehr tüchtig; in allem Andern sind ihm aber die Chinesen überlegen.

Auch im Ackerbau. Das Land ist ungemein fruchtbar und lohnt jede Mühe reichlich, und die Regierung thut Alles, um den Ackerbau zu begünstigen. Viele Millionen Morgen liegen unbenutzt und sind herrenlos; jeder hat das Recht, ein beliebiges Stück Land zu bebauen und, nach Genehmigung der königlichen Regierung, als sein Erbe und Eigenthum zu behalten; die letztere streckt sogar fleißigen Landleuten zinsfrei Gelder vor. Aber trotzdem bleiben die Siamesen träg und überlassen alle Vortheile den Chinesen. Jene bauen nur so viel Reis, als eben für ihrer Familie Unterhalt erforderlich ist, während die Chinesen Millionen von Centnern für die Ausfuhr liefern und auch allen Zucker bauen, welcher zum Export gelangt.

Die Abgabe, welche von dem zur Ausfuhr gelangenden Reis entrichtet werden muß, wirft dem Könige mehre Millionen Thaler ab. Mongkut ist zugleich der größte Kaufmann seines Landes; er hat viele Schiffe und verheuert dieselben für die Frachtschifffahrt. Mehre Prinzen thun ein Gleiches; z. B. Krom Wluang. Mongkut besitzt 9 Dampfer und 15 Segelschiffe, alle europäisch gebaut und zumeist von deutschen Kapitänen befehligt; diese werden vor ihrer Anstellung vom Könige selbst in der theoretischen Schifffahrtskunde geprüft. Werner hebt hervor, daß zwei Dritttheile des gesammten siamesischen Handels in den Händen zweier deutschen Häuser sich befinden; 1861 besuchten 82 deutsche Fahrzeuge jenen Hafen. Das deutsche Haus Markwald und Compagnie allein expedirte 1861 nicht weniger als 90 Schiffe von 51,000 Tonnen Gehalt; es hat auch die Agentur für sämmtliche Schiffe des Königs und des Prinzen Krom Wluang.



Siamesischer Diener.
(Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

Wir wollen zum Schluß Einiges über die Leichenbestattung in Siam mittheilen. Die Todten werden nicht begraben, sondern verbrannt, und man sammelt die Ueberreste, um sie in eine Urne zu legen, welche dann von den Verwandten in einem Garten oder an einem Lieblingsorte des Verstorbenen in die Erde versenkt wird. Eine Bambusstange bezeichnet diese Begräbnißstätte; Friedhöfe in unserer Art kennt der Siamese nicht, doch haben die Europäer einen Kirchhof in Bangkok. Aber das Begräbniß kostet Geld, und nur gegen baare Bezahlung verrichtet der Priester Ceremonien. Ein großer Theil der Leichen armer Leute, deren Hinterlassene kein Geld haben, wird demzufolge nicht verbrannt, sondern — den Hunden und Geiern vorgeworfen. Diese verzehren rasch alles Fleisch und lassen nur die Knochen übrig, welche dann, ohne daß man dem Priester etwas zu zahlen nöthig hätte, von den Angehörigen gesammelt werden. Zum Hinausschaffen der Leichen benutzt man nicht die Hausthür, sondern bricht ein Loch in die Außenwand, und nachher umkreist man so rasch als möglich mit dem Todten das Haus. Das thut man, damit er vergesse, an welcher Stelle er seine Wohnung verlassen habe und nicht zur Plage der Hinterbliebenen in dieselbe zurückkehre. Bei den Siamesen herrscht der Glaube, daß Geister und Gespenster in das Haus nur auf dem Wege wieder gelangen können, auf welchem sie dasselbe verlassen haben.

Sowohl Reinhold Werner wie Gustav Spieß waren Zeugen bei einer Leichenverbrennung. Die Todte war Frau eines hohen Würdenträgers, und man entfaltete großen Pomp. Die Feierlichkeit ging mitten in der Stadt Bangkok vor sich, auf einem großen mit Rasen bedeckten und mit Bäumen bepflanzten Platz am linken Ufer des Menam. Dort steht ein tempelartiges Gebäude, das an allen Seiten offen ist und einen etwa 10 Fuß hohen viereckigen Unterbau hat. Hier befindet sich ein Herd, und von der Decke hängt an Ketten ein sargartiger Kasten von Eisenblech herab; der Boden desselben besteht aus starkem Draht. Die in einem hölzernen Sarge befindliche Leiche wurde in jenen Kasten gelegt, unter dem man ein Feuer anzündete; in das stark harzhaltige und wohlriechende Holz schütteten die Priester wohlriechende Oele. Nach einer halben Stunde war die Leiche verbrannt; die Handlung selbst machte durchaus keinen unangenehmen, sondern eher einen feierlichen Eindruck, denn man sah nur die Flamme und die lautlos das Feuer schürenden Priester. „Mag Buddha das Verbrennen der Leichen aus irgend einer religiösen Ursache angeordnet haben, — gewiß hat er damit der Gesundheitspflege einen großen Dienst geleistet. Allen schädlichen Ausdünstungen, die so oft in großen Städten von den Kirchhöfen aus die Luft verpesten, und die in einem so heißen Klima noch leichter gefährlich werden, ist durch dieses Verfahren vorgebeugt."

Tausende von Zuschauern füllten den Platz; in einer offenen Halle beim Tempel befanden sich die Verwandten; dort saßen auch Priester, welche Palmfächer vor das Gesicht hielten und Todtengebete absangen, während zugleich Trauermusik ertönte. Nachdem die Leiche verbrannt war, wurde von zwei Altanen herab Geld unter die Menge geworfen, das man in Apfelsinen gesteckt hatte. Dann entstand, des Geldes wegen, eine Rauferei.

Hinter dem großen Platze lag ein kleiner, ähnlich einem „wundervollen Park", mit prachtvollen tropischen Bäumen und üppigem Graswuchs. Kein menschliches Wesen war zu erblicken, aber man vernahm den langsam rauschenden Flügelschlag von großen schwarzen Geiern, die sich aus den

Kronen der Bäume erheben, den Platz umkreisen, sich niederlassen und umherblicken. Auf sechs steinernen Gerüsten lagen Hunde, feist und träg. In diesen Park werden die Leichen der Armen hergebracht, die keinen Priester bezahlen. Man zerschneidet die Leichen in Stücke und legt diese auf jene Gerüste. Sobald die Träger sich entfernt haben, kommen die Todtengräber — Geier und Hunde; nach 10 Minuten sind nur noch die Gebeine übrig. Spieß hörte an diesem Abscheu erregenden Orte auch Raben krächzen und heiseres Gebell der fetten Hunde.

Mit der Leiche eines Königs verfährt man anders. Man füllt sie so viel irgend möglich mit Quecksilber an, bedeckt das Gesicht mit einer goldenen Maske, setzt die Leiche auf einen Thron und diesen auf einen großen Untersatz. Späterhin wird der Verstorbene ein ganzes Jahr lang aufbewahrt und dann erst unter großen Festlichkeiten verbrannt.

Die buddhistischen Priester halten Schule; wenigstens zwei Drittel aller Siamesen können **lesen**. Die Talapoinen haben also in Bezug auf diese Fertigkeit bessere Resultate erzielt als die Geistlichen und Schulmeister in — **Mecklenburg!***)



Siamesische Amme. (Nach einer Zeichnung von E. Bocourt.)

*) Die preußische Expedition nach China, Japan und Siam, 1860, 1861 und 1862 etc. Von Reinhold **Werner**, Leipzig, Brockhaus, 1863, Bd. II. S. 229 ff. — Travels in the central parts of Indo China (Siam) Cambodia and Laos during the years 1858, 1859 and 1860. By the late M. Henri **Mouhot**. London 1864. II. Bd. an vielen Stellen. — Die preußische Expedition nach Ostasien während der Jahre 1860 bis 1862 von Gustav **Spieß**, Leipzig, Spamer, 1864, S. 363 ff.

Auf der Kanalinsel Wight.

Dieses immergrüne Eiland wird jetzt häufig auch von Deutschland aus besucht, es gewährt einen lieblichen Aufenthalt und hat reine milde Seeluft. Auch für die Schifffahrt ist sein Hafen **Cowes** von Bedeutung, und viele Fahrzeuge, die aus fernen Gegenden mit reichen Ladungen heimkehren, erhalten von ihren Rhedern die Weisung: „**Cowes anlaufen.**" Dort erfahren sie dann, wohin sie sich zu begeben haben.

Dr. E. **Laubert** in Danzig hat in dieser Stadt (Verlag von A. B. Kafemann), **Reiseskizzen** herausgegeben, in welchen er den **Genfer See** und die **Insel Wight** schildert. Die Darstellungen sind ungemein klar und ansprechend; der Verfasser hat tüchtige geographische Kenntnisse, feinen Blick, eine sehr gute Beobachtungsgabe und ästhetisches Gefühl; er beherrscht seinen Stoff und deßhalb bleibt er stets einfach. Wir übergeben den Leman, weil er allgemein bekannt ist, wollen aber aus Lauberts Buch über Wight Mittheilungen geben, die man nicht ohne Befriedigung lesen wird. —

Wie an hellen Tagen mit bloßen Augen die Häuser und Forts von Portsmouth und Gosport und der Hafeneingang zwischen beiden über Spithead hinüber erkannt werden können, so blinken durch die nebellosen Abende und Nächte die Gaslichter von dort in langen Reihen freundlich herüber, und der Kanonenschuß von den Wällen dort, der Sonnenaufgang und Untergang verkündet, hallt bei ruhigem Wetter lang und vernehmlich über einen großen Theil der Insel dahin.

Diese Nachbarschaft hat schon seit dem Jahre 1825 die Wight mit einer Verbindungslinie durch Dampfschiffe beschenkt, welche jetzt die Entfernung zwischen Portsmouth und Ryde in einer halben, zwischen Cowes und Southampton in wenig mehr als einer Stunde überwinden. Sie hat auch bewirkt, daß ein unterseeischer Telegraph ohne Schwierigkeit zwischen dem Nordrande der Wight und der Küste von Hampshire gelegt werden konnte, der seit einer Reihe von Jahren ohne Unterbrechung in Thätigkeit ist.

Durch diese Lage steht das Eiland, in dessen stillen Thälern und lauschigen Gründen der Wanderer sich von der Welt getrennt, vergessen wähnen könnte, in Beziehung

zu den großen geschichtlichen Ereignissen; und ein nicht unbeträchtlicher Bruchtheil derselben ist schon von dort aus in Scene gesetzt.

Dem reinlichen, am nördlichen Ufer des gleichbenannten Meeresarms schön gelegenen Southampton ist dabei die friedliche Rolle der stillen Eroberungen durch Handels- und Passagierverkehr zugefallen, und fast täglich erblickt man die mehre tausend Tonnen großen, verschiedene Welttheile besuchenden stattlichen Dampfer der Halbinsel- und orientalischen Compagnie, welche, lange Wolkenschweife in der Luft und silberne Furchen über die See ziehend, majestätisch an der Nordküste der Insel vorüberfahren.

Das doppelt größere, martialisch blickende Portsmouth, in dessen Kriegshafen ganze Flotten von Linienschiffen ankern, und auf dessen viele Morgen bedeckenden Werften eine beliebige Anzahl derselben gebaut und ausgerüstet werden können, gibt dabei der kriegerischen Seite Ausdruck und hilft den errungenen Welteinfluß zu bewahren, die politischen Interessen mit Nachdruck zu fördern.

Dieser Theil des Kanals ist nach Norden durch eine Reihe schöne Schafe nährender Hügel, und von Süden her durch den hohen Wall der Inselberge selbst geschützt und dadurch besonders ruhig und sicher; es ist die berühmte Rhede von Spithead. Dort hält eine Abtheilung der Kriegsflotte Station, und ein stetes Manövriren und Salutiren einheimischer und fremder Schiffe aller Größen, von den kolossalen Formen der schwarzwändigen, eisernen Panzerfregatten bis zum Kanonenboot herab, findet hier Statt. Von China und den Bermudas, von Malta und der Sklavenküste, Neuseeland und dem Cap begegnen sie sich hier, und ein stetes Kommen und Gehen in Schußweite von der Insel verräth die Wichtigkeit der Stätte.

Von da segelte gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Flotille aus, welche die ersten Ansiedler nach Australien in die Botanybai trug, und dahin kehrte unter Sturm und Donner um die Weihnachtszeit vor einigen Jahren das merkwürdige Fahrzeug, die Resolute, zurück, das, von der Mannschaft einer Franklin-Expedition verlassen und mehre Winter im arktischen Eise festgehalten, einen großen Theil seiner Rückfahrt mit den schwimmenden Schollen ohne Führer allein gemacht.

Aber auch selbst in diesem so bevorzugten Theile des Kanals können bösartige Winde die Verbindung mit jenen Schiffen auf viele Stunden abschneiden, dem Seemanne das Auslaufen unmöglich machen und selbst für die Passagierdampfer die Unterbrechung der Fahrten zur Insel rathsam erscheinen lassen.

In langen Reihen stürzen Myriaden weißer, hoher, sturmgepeitschter Wellen unter gewaltigem Aufruhr der Insel zu und schütten zischend ihr salziges Gespei weit über den Fuß- und Fahrweg hin, welcher einen Theil des Nordrandes derselben begleitet, die dort Gehenden zur Vorsicht und Berechnung mahnend. Die von dem steinernen Quai zurückprallenden Wasser treffen auf die neu heranbrausenden in grimmer Wuth, bäumen sich, klatschen und klettern hoch aneinander empor und spritzen ihren Gischt in hohen Bogen weit rückwärts in das Wellenthal. Der entfesselte Sturm tobt, rast und heult, als ob er sich nie mehr beruhigen könnte, und das Fahrzeug wird, ein armselig Spielwerk, auf und ab, herüber und hinüber geschleudert.

Wenn das nun schon in so geschützten Gewässern geschehen kann, wie viel eher darf man sich dessen an der freieren Südseite versehen, wo an dem viele Meilen breiten Kanale, hunderte von Fußen steil und unwirthlich, sich die Felsenwände erheben!

Besonders wild kann es aber im Westen der Wight hergehen, wo die auseinander weichenden Küsten von Cornwall und der Bretagne den langen atlantischen Wogen den Zugang erleichtern! Dort stehen, in unbekannter Zeit von den Bergen der senkrecht abfallenden Westküste losgetrennt und hinabgestürzt, Inselchen neben der Insel, und durch ihre gänzliche Nacktheit an die Gruppe derjenigen Eilande erinnernd, zwischen denen wir auf dem Wege von Marseille nach Nizza unweit jenem hindurchfuhren, drei Riesenfelsen durch kurze Zwischenräume nach Abend hin von einander getrennt.

Phantastisch geformt, nach oben keilförmig zugespitzt, bis über 100 Fuß ihre von der See noch weißer gewaschenen Kreidemauern erhebend, stehen sie mit ihrem Fuße in einem stets aufgeregten Meere, dessen Klippenreichthum durch lange Schaumlinien verrathen wird. Ihr Name, „die Nadeln", hatte besonders früher für den Schiffer jener Gewässer zu gewissen Zeiten des Jahres einen ähnlich unheilvollen Klang, wie die Scilla oder der Malstrom. Ein stetes Wogen und Wälzen und Heben und Rollen umdröhnt ihren Fuß und schleudert brüllend zu den Zeiten des höchsten Tumults Schaum und Steine bis an ihre Kreidescheitel.

Genau vor 100 Jahren erlag der vierte und schlankste der Bruderfelsen der ewig feindlichen Brandung und stürzte mit gewaltigem, weithin vernehmbaren Krachen in die hoch aufspritzende Flut. Die überlebenden jedoch scheinen sich noch lange in mitten des siedenden Salzschwalles erhalten zu sollen und rufen unwillkürlich — sei es, daß wir hoch oben von der öden, einsamen, lang hingestreckten „Down" auf sie hinunterblicken, sei es, daß wir aus dem Kahne von fern zu ihnen emporschauen, den Felsen ins Gedächtniß, der dem Homer bei seinem Gleichniß vorgeschwebt: „Der steilragend und groß an des schäumenden Meeres Gestade trotzet dem jäh andringenden Lauf hellsausender Stürme und der geschwollenen Flut, die machtlos gegen ihn anbraust."

Dies ist unbestreitbar die erhabenste Partie der Insel, welche auch den Gleichgültigsten gewaltig schüttelt, den Freund des grausig Wilden, melancholisch Düstern, Ossianischen unwiderstehlich anzieht und fesselt, in Jedem aber einen bleibenden, lebendigen Eindruck zurückläßt. Sie bilden, Obelisken gleich vor einem Tempel, eine würdige Eintrittshalle für die von Amerika über den Ocean hereinkommenden Schiffe, welche übrigens nicht selten der Sicherheit wegen um die Insel südlich herumsegeln, häufig aber auch, durch Nebel oder andere Umstände bewogen, in den Gewässern derselben Angesichts der Stadt Cowes vor Anker gehen und ihre Postfelleisen oder auch Passagiere ans Land setzen.

Den Gefahren, welchen der Schiffer in diesen Meeren ausgesetzt ist, wirksam zu begegnen, sind denn auch an verschiedenen Punkten, namentlich in der neuern Zeit, auf der Wight und um sie herum mannigfache Einrichtungen getroffen worden. Am östlichen Eingange zieht in dem frei im Kanale festgeankerten rothen, rundlichen Leuchtschiff, dem Nablight, der Matrose, auf Wochen und Monate in die Wasserwüste gebannt, zur Zeit der Dunkelheit die purpurne, leuchtende Kugel auf. Signale drüben an der Küste verkünden den kommenden Sturm. Die Boje warnt vor Untiefen, verräth ein unter der Oberfläche ruhendes Wrack, oder kennzeichnet die tiefe Fahrstraße. Der Obelisk oder die Säule hoch auf dem Berge dienen als Landmark; der Leuchtthurm endlich sendet sein stetes oder wechselndes, farbiges oder weißes Licht weit über die stumme, düstere Wasserfläche.

Früher waren dergleichen Leuchtthürme an einigen der höchsten Punkte der Insel errichtet worden, hunderte von Fußen über dem Seespiegel, auf windumtosten Bergesrücken, um den warnenden oder winkenden Schein möglichst weit hindringen zu lassen; doch sind die häufigen Nebel, welche in jener entrückenden Erhebung das Licht noch schneller und leichter verdecken und verdüstern, als es tief unten unmittelbar an der Küste der Fall ist, der Grund gewesen, daß man dieselben dort aufgegeben hat.

So ist denn in den letzten Jahrzehnten am Fuße der Katharinendüne, welche noch jetzt das Gerippe des alten Pharos trägt, auf dem südlichsten Vorgebirge des Eilandes ein neuer entstanden, der auf seiner meerbespülten Felsenbasis noch 100 Fuß seinen schneeweißen, eleganten runden Thurm erhebt — der Landschaft eine Zierde, dem Seemann ein Trost. So vertritt ein solcher seit kurzer Zeit auf der äußersten der Nadeln, welche an ihrer westlichen Seite fast bis auf den Wasserspiegel gesprengt und behauen werden mußte, um für denselben das nöthige Fundament zu schaffen, den frühern oben von der hohen Düne nun gänzlich verschwundenen, wobei er noch, falls der Glanz seiner Laterne der Dichte des Nebels erliegt, von einer weithintönenden Glocke unterstützt wird.

Noch erfolgreicher als diese, behauptet der Seemann, durchdringt den Nebel und verkündet die Nähe des Landes das Schreien und Kreischen der zahlreichen Wasservögel: Kormorane und Taucher, Seeschwalben und Möven, welche — gleich Adlern in weiten Kreisen hoch über den Felsen kreisend — um diesen Theil der Insel und namentlich um die Nadeln mit besonderer Vorliebe zu verweilen scheinen. Sie harmoniren vollkommen mit dem ruh- und rastlosen Elemente, besonders die verschiedenen Gattungen der breitschwingigen Möve; denn wenn sie nicht, wie der Dichter singt, mit schrägem Flug die Luft durchschneiden, sieht man ihre weiße Brust auf ansteigender Woge tanzen.

Wer nur ein paar Tage während der schönen Jahreszeit auf der Wight verweilt, nur die hundert und aber hundert vergnügter Gesichter sieht, mit denen die Besucher sich sehnsüchtig und ungeduldig ans Land drängen; die zahlreichen Lustschiffe, die sich auf der schäkernd anplätschernden, blauen Welle schaukeln oder die leichte Brise benutzen, um mit von der Sonne beschienenen weißen Segeln dahin zu gleiten, als wären es so viel lebende athmende Wesen, die stolz auf ihren Schmuck — der erhält allerdings leicht den Eindruck, als ob das Eiland der Sitz der Freude, das Rendezvous der Glücklichen wäre, als ob ein ewig Feiern und Jauchzen auf diesen Gestaden wohne. Er ahnt dann nicht, welchen Antheil an Schmerz und Qual, an Verzweiflung und Todeskampf auch diesem vielfach so begünstigten Erdenwinkel vom Schicksal zugetheilt worden.

Die um die Küste auf den gefährlichsten Stellen vertheilten Rettungsboote liegen vielleicht seinen Augen entzogen unter Verschluß in ihren Schuppen, und der auf seinem Posten mit dem Glase umherspähende Küstenwächter dünkt ihm vielleicht nur voll Ungeduld ein längst erwartetes Segel zu verfolgen.

Unweit des oben erwähnten Leuchtthurms am Fuße des Katharinenberges sind schon in einer Nacht 14 Wracke den starren Felsen entgegen getrieben, und im Gedächtnisse vieler Personen derselben Küste sind noch die dunkeln Stunden, die herzzerreißenden Scenen beim Scheitern des Westindienfahrers Clarendon in den dreißiger Jahren, von dessen 28 Personen an Bord nur drei gerettet wurden, während die Leichen der übrigen, soweit sie der Ocean herausgegeben, fast alle der nahe Kirchhof deckt.

Eine wirkliche Katastrophe, deren Zeugen nun wohl sämmtlich aus der Lebenden Kreise geschwunden, ereignete sich während des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts im Norden der Insel durch einen Unfall, bei dem der Sturm keinen Antheil hatte. Denn es war ein schöner, sonniger Tag, und Besucher befanden sich von der nahen Küste an Bord, als auf der Rhede von Spithead der Royal George mit dem Admiral und 800 Menschen plötzlich und rettungslos in den Wellen versank. Dutzendweise und wochenlang wurden die Leiber der Unglücklichen von dem herzlosen Elemente an den Nordrand der Insel geworfen und dort im Meeressande eingescharrt.

Aus Gifford Palgrave's Reise im mittlern und östlichen Arabien.

III.

Zodiakallicht. — Die Herrschaft der Wahhabis. — Noch eine Wanderung durch die Sandströme; geognostische Ausbreitung des Nefud. — Djebel Tauewk, der Kern Arabiens. — Ghat und Medschmaa. — Nomaden. — Ethnologische Schilderungen. — Die Neger und ihre Stellung in Arabien. — Die Söhne der Grünen. — Die Söhne Tamims; Charakter der Bewohner in den Centralprovinzen.

Gifford Palgrave hatte zu Bereydah in der centralarabischen Landschaft Niederkasim (etwa 26° n. Br.) herrliche Nächte. Bei dem heitern Himmel erschien das Zodiakallicht in herrlichem Glanze. Nach Sonnenuntergang leuchtete dasselbe wohl drei Stunden fast ununterbrochen am Himmel in kegelförmiger Gestalt und vor Sonnenaufgang war es abermals deutlich zu erkennen. Dazu kamen Sternschnuppen, welche der Reisende in solcher Menge auf europäischem Boden nie gesehen hatte. Während der Nacht riefen die Wächter ihr „Allahu Akbar!" Ja wohl, Gott ist groß.

Die Dörfer in der Umgegend sind reinlich und nett, denn Ordnung herrscht im Lande der Wahhabis. Der Boden gehört nicht wie in der Türkei der Regierung, sondern dem Bauer, und Feudalwesen ist unbekannt. Aber die schweren Steuern drücken den Ackerbau; die Regierung nimmt von Allem (Datteln, Mais ꝛc.) den Zehnten und dann noch außerordentliche Abgaben, welche manchmal den dritten Theil des gesammten Ernteertrages ausmachen.

In dieser Gegend werden viele Pferde gezüchtet und nach Norden und Osten ausgeführt; sie sind vortrefflich, aber noch nicht das echte Blut aus dem Nedsched; Horn-

vieh ist in geringer Menge vorhanden, weil auch dieses schwer besteuert wird; Fleisch hat beim Eingang in die Stadt eine Abgabe zu erlegen; selbst vom baaren Gelde muß der 40. Theil erlegt werden, und die Regierungsbeamten nehmen dabei ihre Abschätzungen nach Gutdünken vor; sie bestimmen den Schoß des Handwerkers wie des Kaufmanns, und die Waaren haben an der Grenze einen Eingangszoll zu erlegen, der nach unserm Gelde 1 Thaler und 10 Silbergroschen von der Kameelsladung beträgt. Die Herrschaft der Wahhabis ist drückend, sie hat aber auch ihre guten Seiten. Durch sie ist der Anarchie gesteuert worden; die Fehden der einzelnen Häuptlinge gegen einander haben aufgehört, die Beduinen werden in Zucht gehalten und rauben nicht mehr. Palgrave kam einige Wochen später nach Hulah, einer sehr lebhaften Stadt in der Provinz Sedeyr. Dort blühen Handel und Ackerbau, und unter den Wahhabis ist der Wohlstand gewachsen, weil Ruhe herrscht. Das Gleiche gilt von allen anderen Provinzen des eigentlichen Nedsched, nämlich Woschem, Aared, Yemamah und Afladsch. Die Regierung hat den unruhigen Häuptlingen das Handwerk völlig gelegt; Jedermann ist seines Lebens und seines Eigenthums sicher.

Ohne das Kameel würde man in Arabien nicht reisen können. Das Dromedar ist ein Kameel von besserer Zucht als das gewöhnliche, gleichsam ein Rassethier in seiner Art, hat feineres Haar, leichtern Gang und kann mehr Durst ertragen, als das dick bewollte und dick gebaute, schwerfällig einhergehende und plumpe Lastthier. Das eine wie das andere hat nur einen Höcker; das zweihöckerige oder baktrische Kameel gehört bekanntlich dem mittlern Centralasien an. Dromedare besserer Zucht sieht man nur in Arabien, namentlich in Oman; selbst in Syrien kommen sie selten vor.

Wir haben schon früher des Nefûd erwähnt, der für Arabien so charakteristisch ist. Dieser Sandstrom trennt die Landschaft Niederkasim von Woschem und Sedeyr. Er zieht sich weit aus Südwesten her, kommt von Yemen und Wadi Nedschrân gegen Nordosten, kreuzt den langen Wadi Dowasir oberhalb Kelaat Bischa und läuft nach Norden hin, so daß ihm das Nedsched zur Rechten, das mekkanische Gebiet und das Yemen zur Linken bleibt. Er sendet beinahe in rechten Winkeln mehre Seitenarme aus und zieht der südwestlichen Kette des Djebel Taueik entlang; die aus dem Nedsched nach Mekka führende Pilgerstraße geht zwischen dem Nefûd und dem Gebirge hindurch. Der Sandstrom zieht dann dem südlichen Kasim entlang nach Woschem hinein, durchschneidet eine Ecke dieser Provinz, welche er weiterhin nach Norden von Sedeyr scheidet, und verläuft endlich auf der großen steinigen Ebene, welche den nordwestlichen Winkel der Halbinsel bildet.

In dem Sandstrome zwischen Kasim und Sedeyr waren die Bodenwellen höher und der Sand war leichter und noch beweglicher als im Nefûd des Djebel Schammer, den wir schon früher geschildert haben; von Pflanzenwuchs war auf weiten Strecken auch nicht die geringste Spur, bis zur Oase Wasit; diese bildet einen Centralpunkt zwischen den drei Provinzen Kasim, Sedeyr und Woschem, gehört aber zu keiner derselben und wird sehr selten von Reisenden besucht. Die Bewohner sind halbwild und kennen, obwohl sie ringsum von Wahhabis umgeben sind, nicht einmal die mohammedanischen Gebete.

Aus dem Nefûd gelangte Palgrave in das große Thal, welches den Verkehrsweg zwischen dem Nedsched und dem Norden bildet und nach Nordosten hin bis zum Euphrat reicht, und gelangte nach der Stadt Sulfe (Zulphah), einem wohlhabenden Handelsplatze, dessen Kaufleute viele Geschäftsreisen machen und auch oft in Basra gesehen werden. Sulfe ist der Schlüssel zum Nedsched.

Das Taueikgebirge, eine ausgedehnte flache Kette oder eigentlich mehr ein Plateau, hat eine halbmondförmige Gestalt und bildet das eigentliche Nedsched. Sein centraler und breitester Theil gehört der Provinz Aared an, das nordöstliche Horn liegt in Sedeyr, und im obern Theile seiner südlichen Abtheilung liegt Woschem. Weiter nach Südwesten zieht das Gebirge hinter der Pilgerstraße und scheidet dieselbe vom Wadi Dowasir. Kasim liegt mit seinem Unterland in der Front des Djebel Taueik und ist von diesem Theil des Halbmondes umschlossen; nach Osten hin bilden Hasa, nach Süden hin Yemamah und Afladsch und das unendlich lange Dowasirthal seinen Hintergrund und Zubehör. Palgrave war nicht in der Lage, Höhenmessungen anzustellen, er meint aber, daß das Gebirge sich 1 bis 2000 Fuß über das umgebende Land und bis zu 3000 Fuß über den Meeresspiegel erhebe; die höchsten Punkte liegen in Sedeyr. Der Djebel Taueik ist „Arabiens Centralknoten, gleichsam dessen Kaukasus", um ihn haben sich in politischer und nationaler Beziehung oftmals die Geschicke des Landes gedreht, und auf ihn allein muß man, wie schon bemerkt, den Ausdruck Nedsched, diesen im strengen und engern Sinne genommen, anwenden. In weiterm Sinne gebrauchen die Araber ihn aber auch so, daß sie alle binnenländischen Provinzen, welche der Herrschaft der Wahhabis unterworfen sind, unter denselben begreifen.

Der Name Taueik (Toweyk) ist ein Diminutiv von Tauk (Towk), d. h. kleiner Kranz, kleine Schnur, etwas das gewunden ist, und der Ausdruck ist sehr passend; denn ein mehr verwickeltes Labyrinth von Thälern, Biegungen, Schluchten, steilen Abfällen und Einrissen kann man sich gar nicht denken. Die Kalksteinformation ist vorwaltend, nach Osten und Süden hin tritt auch Granit auf. Der obere Theil ist zum großen Theil gutes Weideland, einzeln oder in Gruppen stehende Bäume sind nicht selten; die vielen Thäler und Gründe sind fruchtbar, gut angebaut, dicht bevölkert und mit Dörfern übersäet. Die Brunnen geben auch im heißen Sommer Wasser genug, aber kein Gefließ des Nedsched erreicht den Ocean, auch nicht der Wadi Aftan. Das Klima des nördlichen Djebel Taueik, also in Sedeyr, ist das gesundeste in der Welt und steht jenem des Djebel Schammar nicht nach.

Im Dorfe Ghat (d. h. eine Niederung, an welche sich der Begriff der Fruchtbarkeit knüpft) trat dem Reisenden zum ersten Male das Wahhabithum mit seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Die große Moschee war durchaus ohne Schmuck, ächt puritanisch, ohne Minaret und auch ohne Teppich. Die Einwohner sind, wie überall im Nedsched, in hohem Grade gastfrei und kleiden sich sauber. Von Ghat an bis nach Riad, der Hauptstadt des Reiches, hatten die Gespräche der Leute einen besondern Charakter. Man unterhielt sich vorzugsweise über die hohen Tugenden und großen Eigenschaften des Sultans Feyssel, der ohne Zweifel die rebellische Stadt Oneysah besiegen werde. Dann kamen eine Menge specifisch-muselmännischer Redensarten, mit welchen die Wahhabis freigebig bis zum Ueberdrusse sind: „Gebe Gott den Moslems Sieg! Gebe Allah dem Feyssel Sieg! Allah ist Feyssels Beschützer! Gott gebe den Moslemin Sieg über die Ungläubigen!" Und so weiter bis ins Unendliche. Aegypten, Persien, Bagdad, Damaskus und überhaupt die ganze Welt außerhalb des Nedsched gelten den Leuten dort für eine Hölle von Ketzerei und Unglauben. Aber dem Fremden gegenüber loben sie Stadt

und Land desselben; auch wird er nicht etwa angestaunt, wenn er durch die Straßen geht; selbst die Knaben benehmen sich anständig.

Am 7. Oktober 1863, als Palgrave auf der Hochebene ritt, sah er zum ersten Mal in Arabien ein dichtes Gewölk, aber nach einer halben Stunde war der Himmel wieder klar. Der Sturmwind hatte den Regen nicht herabkommen lassen; es waren nur wenige Tropfen gefallen. Bald nachher gelangte er zur Stadt Medschmaa, die in einer Bodenvertiefung liegt; in der Umgegend fließt, was in Arabien so selten ist, ein Wasserbach zwischen grünen Ufern, und das Gequak der Frösche war Musik für den Europäer. Weiterhin traf Palgrave mit einem Trupp vom Nomadenstamme der Meteyr zusammen; diese waren einst Gebieter und Tyrannen im nordöstlichen Nedsched, jetzt sind sie gehorsame Unterthanen des Sultans. Jener Trupp war die einzige größere Beduinenhorde, welche der Reisende während seiner Wanderung durch Arabien gesehen hat.

Bald nachher traf er einige Benu Joktan. Diese Nomaden stammen aus Yemen und gehören zur südarabischen, joktanischen Volksgruppe, nicht zur nördlichen, der ismaelitischen. Die Volksfamilie der Araber zerfällt bekanntlich in jene zwei großen Abtheilungen, welche in vielen Beziehungen einen Gegensatz zu einander bilden. Jene Benu Joktan waren in ihrem ganzen Auftreten und Behaben, in Sitten und Mundart sehr verschieden von den Beduinen des Schammer und des Nedsched, klein und schlank von Gestalt, fast dem indischen Typus sich annähernd; sie sprachen nie laut und hatten ein, man möchte sagen sanftes Benehmen. Ihr Stamm ist weit verbreitet und zerfällt in eine Menge von Unterabtheilungen.

Die Stadt Taueim (Towеym) in Sedeyr mag etwa 15,000 Einwohner zählen und liegt hoch auf der zweiten Plateaukette. Die Häuser haben zwei, manchmal auch drei Stockwerke, die unteren Zimmer bis zu 16 Fuß Höhe, die oberen 10 bis 12; die Straßen sind eng und krumm und nicht gepflastert, weil nur selten Regen fällt; der Marktplatz ist sehr groß; die Datteln sind ganz vortrefflich, und die Landschaft ist mit wohlhabenden Dörfern gleichsam übersäet. Hier fand Palgrave zum ersten Male wieder gesäuertes Brot, das dann bis zum Persischen Golf überall vorkommt. Fliegen sind hier nicht vorhanden; eben so wenig Mücken, Moskitos und Flöhe. Von Thomeyr aus kam der Reisende über den Paß Thenyiet-Atalah, dem höchsten Uebergangspaß in Arabien, zog über Yabrun, das jetzt nur ein Dorf ist, nach Sadik und weiter über Horeimelah, Eyana und Dereyiah. Das letztere, einst Hauptstadt der Wahhabis, ist durch den Aegypter Ibrahim Pascha zerstört worden; es muß damals an 40,000 Einwohner gehabt haben. Die Leute im Nedsched wollten die Stadt nicht wieder aufbauen und verlegten den Sitz der Regierung nach Riad; aber die Felder sind noch jetzt wohl bestellt, und die ganze Umgegend ist fruchtbar. Die wenigen Bewohner, welche jetzt noch in Dereyiah hausen, gelten für die bigotesten Fanatiker im ganzen Lande.

Wir wollen die Herrschaft der Wahhabis und die in der Provinz Aared liegende Hauptstadt Riad ein anderes Mal schildern; hier geben wir einige interessante ethnologische Mittheilungen:

Palgrave hatte bisher in allen von ihm durchwanderten Provinzen sehr häufig Neger gesehen. Sie waren zumeist Sklaven in den Häusern wohlhabender Leute, glücklich und wohlgenährt. Dagegen sind im Aared Negersklaven viel seltener als in den nördlichen Gegenden, und es tritt eine Klasse freier Leute von afrikanischer Abstammung auf; dazu kommen dann die Mulatten, und das gesammte farbige Element ist so zahlreich, daß es zwischen einem Drittel und einem Viertel der Gesammtbevölkerung bildet. Das erklärt sich leicht. Die großen Sklavenmärkte am Rothen Meere wie am Persischen Golf liegen nicht weit entfernt; sie stehen vermöge des Karawanenhandels in vielfachen Beziehungen zu dem Innern, und in Aared bleiben viele Neger; eben so in Manfujah, Sele myieh, im Harik und im Wadi Dowasir. Die Sklaven sind billig; man bezahlt das Stück mit 35 bis 50 Thalern; im Norden sind sie um ein gutes Drittel theurer. Das Klima des südlichen Nedsched sagt den Schwarzen zu, und die Araber dieser Gegend haben eine gewisse Sympathie für die dunkelfarbigen Menschen, mit denen sie ohnehin seit uralten Tagen in Berührung gewesen sind.

Im südlichen Nedsched, dem geographischen Centrum Arabiens, beginnt die Vermischung der joktanischen und der ismaelitischen Gruppe; weiter nach Süden hin überwiegt mehr und mehr die erstere und schließt die zweite nach und nach völlig aus. Die joktanische Gruppe bildet gleichsam den Uebergang zwischen dem Araber und dem Abyssinier, des weißen mit dem farbigen Menschen. Diese drei Abstufungen sind, von individuellen und örtlichen Ausnahmen abgesehen, häufig ein Ergebniß anomaler Umstände; aber man unterscheidet deutlich die Nuancen in Sitten, geistigen Anlagen und Fähigkeiten eben so wohl, wie die körperlichen Besonderheiten. Die joktanischen Menschen, die südlichen Araber, stehen dem Schwarzen nicht ganz so fern, wie die ismaelitischen, die Nordaraber. Jene stehen mit dem Neger im engern Verkehr, verheiraten sich mit ihm und gewähren ihm bürgerliche Rechte. Darauf hat schon Niebuhr hingewiesen.

Der Neger ist hier nicht nur völlig emancipirt, sondern auch gesellschaftlich mit anderen Menschen gleichgestellt. Es ist etwas sehr Gewöhnliches bei den Mohammedanern, und namentlich bei den Arabern, ohne Unterschied ihrer Religion, daß der Herr seinen Sklaven freigibt, entweder schon bei seinen Lebzeiten oder auf dem Todtenbette, um zuletzt noch ein gutes Werk zu thun. Die geschlechtliche Vermischung zwischen den beiden Rassen kommt täglich vor, und die Kinder, welche der mohammedanische Gebieter mit der Sklavin zeugte, sind allemal frei; bei den nichtismaelitischen Arabern werden sie, wenn man sie nicht ausdrücklich freigegeben hat, als Sklaven betrachtet, weil sie für illegitim gelten; der Prophet dagegen hatte eine mildere Praxis. Aber es ist Brauch bei allen Arabern, daß sie ihre Kinder emancipiren. Die Freigelassenen heiraten. Nun wird solch ein emancipirter Neger und Mulatte allerdings nicht in die höheren Kreise der Gesellschaft zugelassen, und ein Araber von Rang und Stand wird seine Tochter nicht mit einem Schwarzen verheiraten. Aber der Mann wird darum doch nicht etwa verächtlich behandelt, und in den kleinen Bürgerstand kann er hinein heiraten. So entsteht eine Mischlingsklasse, welche man als Chodeyriyeh oder als Beni Chodeyr bezeichnet, d. h. die Grünen oder Söhne der Grünen. Diese Bezeichnung darf man nicht wörtlich nehmen; der Araber macht im gewöhnlichen Gespräche keinen genauen Unterschied zwischen Grün, Schwarz oder Braun. Jene „grünen Menschen" verheiraten sich, es entstehen vielfache Farbenabstufungen, „grasgrün, smaragd, opal", d. h. braun, kupfergelb, olivenartig 2c. Mancher farbige Mann in Arabien trägt das Abzeichen des vornehmen Mannes, — das Schwert mit dem silbernen Griffe, läßt sich Scheich oder Emir nennen und wird von Arabern des reinsten Blutes mit Achtung behandelt. In Riad findet man in Menge grüne Kaufleute, Krämer und Regierungsbeamte. Die Farbigen zeigen auch hier das Wesen,

welches überall den Parvenus anhaftet; sie äffen den vornehmen Leuten nach, gebärden sich als die Bigotesten unter den wahhabitischen Fanatikern und übertreiben Alles; bei der ihnen angebornen Beschränktheit ihrer Verstandesanlagen und Kräfte darf das auch nicht Wunder nehmen.

Im südöstlichen Arabien sind die Neger gleichfalls häufig. Alljährlich, sagt Palgrave, wird manches Tausend aus Afrika nach Oman eingeführt. Der Schwarze kommt als Sklav aus seinem Nigritien und führt von nun an ein Leben, das einigermaßen für ein mit Vernunft begabtes Wesen paßt, besser als die rohe und wilde Barbarei in seiner afrikanischen Heimat. Der Negersklav wird sehr gut gehalten und behandelt. So lang er unter Befehl und Leitung seines Herrn steht, zeigt er sich manchmal als brauchbar und nützlich und erhält eine gewisse Bedeutung. Aber derselbe Mensch bringt es selten oder nie zu etwas, sobald er sein eigener Herr wird. Die freigelassenen Schwarzen sind durchgängig Diener, Wasserträger, Gartenarbeiter, Matrosen, Taucher und dergleichen; für Kultur und Fortschritt leisten sie rein nichts. Nur in zwei Punkten ragen sie allerdings hervor: in Aberglauben und Liederlichkeit. Auch auf arabischem Boden bleiben sie Fetischverehrer und behalten alle den Hokuspokus bei, welcher mit dem Fetischdienst verbunden ist, also Beschwörungen, Zauberei, Vergiftungen ꝛc. Sie haben damit sogar die weiße Gesellschaft angesteckt. Die Liederlichkeit kann in Anbetracht der hochgesteigerten Sinnlichkeit des Negers nicht auffallen.

Wir wiesen schon darauf hin, daß im Volk Arabiens ein scharf ausgeprägter Gegensatz hervortrete. Die Araber in den wahhabitischen Centralprovinzen betrachten, Sedeyr und Woschem ausgenommen, als ihren Urahnen den Tamim, und diese Söhne Tamims unterscheiden sich von allen anderen Arabern durch ihre besonderen Charakterzüge. Sie sind geistig weniger angeregt, zu rascher Beweglichkeit und gewagten, abenteuerlichen Unternehmungen nicht besonders geneigt, nicht so generös und offen, wie die übrigen Stämme; aber sie haben zähe Ausdauer, sind wortkarg, bedächtig und überlegen reiflich, halten zusammen, und ihr Haß ist ingrimmig wie ihre Rachsucht fürchterlich. Als zuverlässige Freunde können sie nur in Betreff ihrer Stammgenossen gelten. In ihrem ganzen Behaben und in ihrem Gesichtsausdrucke liegt etwas Unheimliches und Düsteres, welches gegen das offene und gefällige Wesen der nördlichen Stämme absticht. Aber in diesen Söhnen Tamims ist Anlage zum Organisiren und zum Herrschen; sie folgen nicht der raschen Wallung und dem ersten Antriebe, sondern verfahren nach System und mit Folgerichtigkeit. Aus diesen Eigenschaften des Volkes erklärt sich, daß die Herrschaft desselben, der Wahhabis, feste Wurzeln schlägt und sich allmälig mehr und mehr verbreitet.

Diese Leute haben alle einerlei Gepräge, und dasselbe tritt im häuslichen Leben wie im Marktverkehr deutlich hervor; stets sind sie zurückhaltend; „nichts sagen und doch lügen ist eine Kunst, auf welche man sich in Aared sehr wohl versteht"; das ist ein arabischer Ausspruch. Sie haben ein unliebenswürdiges Temperament, kleiden sich einfach, schließen Zierrath und Schmuck in ihren Wohnungen aus, und der wahhabitische Puritanismus sagt ihnen durchaus zu; er ist ihnen gleichsam angeboren.

Der Bewohner des eigentlichen Nedsched ist vorzugsweise Ackerbauer oder Schafhirt; in Woschem, das an der Straße nach dem Hedschas liegt, und im nördlichen Sedeyr, durch welches der Karawanenweg nach Kaueit und Basra zieht, ist außerdem der Handelsverkehr nicht unbedeutend. Jeder hat sein Stück Grund und Boden, das er bestellt, und ein Theil der Einkünfte des Sultans fließt aus seinem Grundbesitz. Palmen, Mais und Weizen geben reichen Ertrag, obwohl der Pflug von sehr eigenthümlicher Beschaffenheit ist. Aber er leistet hinreichende Dienste, und Bewässerung ist ohnehin überall erforderlich. Die Produktion genügt für den Bedarf, und die Leute sind keineswegs unfleißig.

Wir schließen hier vorläufig unsere Auszüge aus Palgrave's Werk, das über Arabien so viel Neues enthält, werden aber gelegentlich weitere Mittheilungen bringen, namentlich über Riad und die Wahhabis und über das in vieler Hinsicht wichtige Reich Oman, welches den südöstlichen Theil der großen Halbinsel am Persischen Meerbusen und am Meere von Aden umfaßt.

Betrachtungen über die Colonien in Australien.

Wir haben früher schon mehrmals hervorgehoben, daß der Statistisch-commercielle Theil der österreichischen Novara-Expedition eine ganz vortreffliche Arbeit sei. Der erste Theil erschien im vorigen Jahre, der zweite wird im Laufe dieses Jahres die Presse verlassen. Wir verdanken der Freundlichkeit des Herrn Dr. Karl von Scherzer, welchem die Ehre gebührt, ein so nützliches und umfassendes Werk zu Ende geführt zu haben, eine Reihenfolge von Aushängebogen und die Ermächtigung, dieselben nach Gutdünken für den Globus zu benutzen. Das prachtvoll gedruckte Werk, welches Zeugniß von einem wahren Bienenfleiße liefert, wird schon seines theuern Preises wegen nicht in das große Publikum gelangen; wir glauben deßhalb, es werde unseren Lesern willkommen sein, sich zu überzeugen, in welcher Weise der in der That hochverdiente Verfasser seinen Gegenstand behandelt hat. Wir wählen einen Abschnitt über Australien aus, bemerken aber ausdrücklich, daß wir, in Rücksicht auf den Zweck unserer Zeitschrift, uns manche Kürzungen erlauben mußten; einmal in Hinblick auf den Raum, sodann in Bezug auf ganz specielle statistische Angaben, die im Werke selbst von entschiedenem Werthe sind, uns aber zu weit geführt haben würden.

Die Novara lag vom 5. Nov. bis zum 7. Dez. 1858 in Sydney (33° 55' südl. Br., 150° 10' L.), der Hauptstadt der Colonie Neusüdwales.

Australien, sagt Herr von Scherzer, nach den neuesten Forschungen nicht der jüngste, sondern der älteste Continent der Erde, liegt zwischen dem 10 und 45° südl. Br. und dem 112 und 154° östl. L. von Greenwich und besitzt, wenn man von einer beträchtlichen Einbiegung an der Südküste absieht, die Form eines Eirundes. Seine größte

Breite von Ost nach West ist 548, seine größte Länge von Nord nach Süd 429 Meilen, sein Flächeninhalt, mit Inbegriff der umliegenden Inseln, 144,000 deutsche Quadratmeilen.

Trotz der gewaltigen Ausdehnung dieses ganz in der südlichen Hemisphäre gelegenen insularen Continents*) beträgt sein Küstenumfang, in Folge der Einfachheit des Baues seiner Küsten und des Mangels an Einschnitten und Meerbusen, nur 1940 deutsche Meilen, so daß auf eine Meile Küstenentwicklung 75 Quadratmeilen seines Flächeninhaltes kommen oder geradezu doppelt so viel als bei Europa.

Obschon der westliche Theil Australiens bereits um das Jahr 1542 durch holländische Seefahrer entdeckt und von diesen mit stolzer Hervorhebung ihrer Nationalität Neuholland oder Neujava genannt wurde, blieb doch dem Kapitän Cook, welcher im Jahre 1770 während seiner ersten Entdeckungsreise mit dem Schiffe „Endeavour" die ganze östliche Küste vom dermaligen Cap Howe bis zum Cap York erforschte, der unsterbliche Ruhm vorbehalten, der Wissenschaft und der Handelswelt genauere Kunde von dem fünften Welttheile und dessen Configuration zu bringen. Nach ihm waren es mit wenigen Ausnahmen größtentheils britische Seefahrer und Reisende, welche den von Flinders zuerst „Australien" genannten Continent einer genauern Untersuchung unterzogen und das Land der Schifffahrt, dem Handel und der Einwanderung zu erschließen sich bemühten. Erst unter den neueren Forschern taucht auch ein deutscher Name, der Leichhardts auf, des Ersten, welcher den Norden und Nordwesten bis Port Essington durchwanderte und durchforschte und sich dadurch im Munde eines ganzen Volkes den Beinamen „Humboldt Australiens" erwarb. Leider fand dieser verdienstvolle Gelehrte auf seiner zweiten Entdeckungsreise von Moretonbay nach der Westküste Australiens mit allen seinen Gefährten ein grauenvolles Ende. Sein tragischer Tod hat indeß spätere Forscher nicht abgeschreckt, das gefährliche Beginnen fortzusetzen. Der Aufopferung und Energie von Oxley, Kennedy, Eyre, Mitchell, Cunningham, Sturt, Babbage, Warburton, Stuart, Gregory, Mac Douall, Willson und Anderen ist es gelungen, den größten Theil Australiens zu durchziehen und wissenschaftlich ein zweites Mal zu entdecken; und, von den Bewohnern so wie von den Regierungen der einzelnen Colonien auf das Anerkennenswertheste unterstützt, dürfte es den Anstrengungen der neuerdings von verschiedenen Theilen Australiens ausgesendeten Expeditionen binnen wenigen Jahren gelingen, von der physischen Beschaffenheit des ganzen merkwürdigen Continents ein eben so genaues Bild zu entwerfen, wie wir es von irgend einem Theile des alten Europa besitzen.

Die älteste europäische Niederlassung in Australien ist die heutige Colonie Neusüdwales, von Cook wegen der Aehnlichkeit so genannt, welche die rauhe Natur ihrer Küsten und die Form ihrer Berge mit der gleichnamigen heimatlichen Grafschaft hatte. Anfänglich von der britischen Regierung blos zum Exil für die zur Deportation verurtheilten englischen Verbrecher bestimmt, wurde das neu erworbene Besitzthum nur mit geringem Interesse betrachtet. Man war befriedigt, einen neuen Abzugskanal für den Auswurf der englischen Städte gefunden zu haben, und hatte keine Ahnung davon, daß dem britischen Reiche aus einer Verbrechercolonie bei den Antipoden einmal so erhebliche wirthschaftliche und commercielle Vortheile erwachsen sollten. Ohne die Art und Weise der Ausführung des von Kapitän Cook angeregten Planes erst einer genauern Prüfung zu unterziehen, fertigte man am 13. Mai 1787 den ersten Transport von 565 männlichen und 192 weiblichen Sträflingen auf 11 Schiffen unter den Befehlen des Schiffskapitäns Arthur Phillip von England nach Australien ab, welche nach achtmonatlicher Fahrt über Rio de Janeiro und das Cap der guten Hoffnung am 20. Januar 1788 in Botanybay ankam, einer wegen ihrer Blumenfülle von Cook so genannten Bucht, ganz in der Nähe des heutigen, unvergleichlich günstiger gelegenen Port Jackson. Der Befehlshaber der Expedition, welcher zugleich zum Gouverneur der neu zu gründenden Colonie ernannt worden war, bestimmte als die Grenzen derselben das ganze Land vom Cap York (10° 42') bis zum Südcap (43° 40' südl. Br.) und bis zum 135° östl. L. in das Innere, einschließlich aller benachbarten Inseln der Südsee innerhalb der nämlichen Breitegrade.

Die junge Ansiedlung nahm einen unerwartet großartigen Aufschwung, und die Frage über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit der Deportation fand in einer Weise ihre Lösung, welche selbst die eifrigsten Anhänger dieses schon in der ältesten Geschichte des Menschengeschlechtes eine Rolle spielenden Strafmittels in Erstaunen und Verwunderung versetzte. Gleichwie jene Räuberhorde auf den sieben Hügeln, welche durch Numa's Vorschriften die Gründerin eines der größten und historisch merkwürdigsten Völker der Erde ward, kehrten auch die Verbrecher in Australien im Hinblick auf eine ehrenvolle Zukunft von ihren bisherigen Pfaden zurück und erwiesen sich sogar theilweise als die Wohlthäter einer neuen Gemeinschaft. Ja, längere Zeit standen sogar die freien Einwanderer in Allem, was Unternehmungsgeist und Ausdauer betraf, hinter den sogenannten Emancipisten oder jener Classe von Ansiedlern zurück, welche ihre Strafe abgebüßt hatten und nun bemüht waren, ihre verbrecherischen Traditionen nicht nur der Vergangenheit zu überliefern, sondern durch energisches Streben nach einem bestimmten achtungswerthen Ziele auszugleichen. Selbst der kaufmännische Credit bevorzugte lange Zeit die entlassenen Sträflinge, weil diese ein ganz besonderes Interesse hatten, auch den Schein von Unzuverlässigkeit von sich fern zu halten. Männer, deren sich England mit Aufopferung geringer Mittel zu entledigen suchte, weil sie unversöhnliche Feinde der Gesellschaft zu sein schienen, sind die Schöpfer eines Gemeinwesens geworden, welchen die Achtung des Mutterlandes allmälig die Selbstverwaltung ihrer Angelegenheiten und ein Maß von politischer Unabhängigkeit eingeräumt hat, dessen Zugeständniß ehemals vielleicht den Abfall der amerikanischen Colonien verhütet haben würde.

Im Verhältnisse, als mit der Zunahme der Bevöl-

*) Zwei Fünftel des australischen Continents gehören der heißen, der Rest gehört der gemäßigten Zone an. Während der nördlich vom Wendekreis liegende Theil ein Tropenklima besitzt, begegnet der Reisende in den südlicheren Theilen erst einem subtropischen, in den südlichsten einem gemäßigten, durch große Milde, Gleichförmigkeit und Gesundheit ausgezeichneten Klima. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt an der Nordküste Australiens circa 27° C.; im südlichen Theile, in Port Macquarie (31° südl. Breite) 20°; in Port Jackson oder Sydney (34° Br.) 19°; in Port Phillip an der Südküste (38° Br.) 16,3°; in Perth an der Westküste (32° Br.) 17 bis 18°; in Tasmanien (42° Br.) 15° C. Der jährliche Regenfall erreicht in Neusüdwales durchschnittlich eine Höhe von 45 Zoll, in Tasmanien von 41 Zoll; allein die Regengüsse sind höchst unregelmäßig und zeichnen sich überdies durch große Heftigkeit aus, so daß sie in der kürzesten Zeit die Flußbetten bis zu einer gefahrdrohenden Höhe anfüllen, ohne gleichwohl dem Lande eine gleichmäßige Wassermenge zuzuführen. Daher der Mangel an perennirenden Flüssen und Quellen, daher jene allgemeine Trockenheit, welche für den Landbau eben so hindernd, als sie der Viehzucht förderlich ist.

ferung die Colonie sich entwickelte, fühlte man im administrativen und volkswirthschaftlichen Interesse die Nothwendigkeit, ihre Grenzen enger zu ziehen und das, gewissermaßen durch Verbrecher für England eroberte unermeßliche Territorium in der südlichen Halbkugel in eine Anzahl selbstständiger Colonien zu theilen. So entstand im Jahre 1803 die, seither in Tasmanien umgetaufte, durch die Baßstraße vom Festlande getrennte Colonie Vandiemensland; 1829 die Niederlassung am Schwanenflusse (Swan-river settlement) oder Westaustralien; 1836 die Colonie Südaustralien; 1851 die Colonie Victoria; 1859 die Colonie Queensland.

Trotz dieser Verkürzung blieb der Muttercolonie Neusüdwales noch immer der imposante Flächenraum von 323,437 engl. Quadratmeilen oder 207,000,000 Acres (also ein Land fünf Mal so groß als England und Wales) mit einer Küstenentwicklung von 750 Meilen, nämlich von Cap Howe (38° 21') bis Point Danger (28° 8' südl. Br.) und einer Ausdehnung vom Regierungssitz nach dem Innern von mehr als 500 Meilen.

Als im Jahre 1840, durch königlichen Geheimrathsbefehl vom 20. Mai, Transportationen nach Neusüdwales definitiv aufgehoben wurden, war mit der unfreiwilligen Bevölkerung der Colonie bereits eine merkwürdige Wandlung vorgegangen, welche die Colonisirung durch Verbrecher in einem äußerst vortheilhaften Licht erscheinen ließ. Ein neues britisches Reich war binnen 50 Jahren in der südlichen Erdhälfte entstanden. Die socialen Verhältnisse der Colonie, den Stempel echt englischen Wesens tragend, unterschieden sich nur wenig von jenen des Mutterlandes. Das Maß des Verbrechens war auf seinen normalen Zustand zurückgeführt. Die Nachkommen jener ersten Generation von Missethätern, welche im Jahre 1788 nach der Antipoden-Colonie verbannt wurden, hatten nicht länger mehr den Vergleich mit den redlichsten freiwilligen Ansiedlern zu scheuen. Nach allen Richtungen hin zeigte sich die gedeihlichste Entfaltung, welche namentlich durch zwei Umstände in wahrhaft wunderbarer Weise gefördert wurde: durch die, unter äußerst günstigen Verhältnissen des Klima's und des Bodens rasch über unermeßliche Ländereien sich ausbreitende gewinnreiche Schafzucht und durch die Entdeckung von Goldfeldern. Eine förmliche Völkerwanderung trat jetzt ein; der Werth des Grundeigenthums stieg bald um das Zehnfache, und binnen wenigen Jahren wurden in Bezug auf Kultur, Verkehr und nationalen Wohlstand der Colonie Resultate erzielt, welche unter gewöhnlichen Umständen nur das Werk eines Jahrhunderts gewesen wären.

Die Gesammtbevölkerung von Neusüdwales, welche im Jahre 1810 erst 8923 und im Jahre 1821 29,783 Seelen zählte, betrug nach dem im April 1861 aufgenommenen Census (mit Ausschluß der Garnison und der Eingebornen) 350,860 Bewohner*) (198,488 männlichen, 152,372 weiblichen Geschlechts), darunter circa 13,000 Chinesen. Von diesen wohnen 322,642 oder 92 Perc. in Häusern, 26,307 oder 7½ Perc. in 6798 Zelten und 160 Wanderkarren (drays), endlich 1910 Personen oder ½ Perc. auf 200 Schiffen.

Die Einwohnerzahl der Stadt Sydney und Umgebung betrug zur nämlichen Zeit 93,686 oder über ¼ der Gesammtbevölkerung der Colonie.

In Bezug auf die Nationalität sind 164,992 oder 47 Perc. in Australien geboren, 162,054 oder 46.2 in England oder britischen Besitzungen und 22,954 oder 6.5 Perc. in fremden Ländern, und zwar sind von letzteren: 12,980 Chinesen, 5467 Deutsche, 690 Franzosen, 1067 Nordamerikaner,*) 2950 unbekannter Nationalität.

In Bezug auf das religiöse Bekenntniß gab es im Jahre 1861 in Neusüdwales: Evangelische 233,606 oder 66.6 Perc. der Gesammtbevölkerung, Katholiken 99,193 oder 28.2 Perc., Israeliten 1759 oder 0.5 Perc., Mohammedaner rc. 12,909 oder 3.7 Perc., nicht näher bezeichnet 3393 oder 1.0 Perc.

Dem öffentlichen Unterricht werden in der ganzen Colonie die größten Opfer gebracht, um die Zahl derjenigen immer mehr zu verringern, welche aus Unwissenheit und Mangel an Erziehung lasterhaft und zu Verbrechern werden.

Für den höhern Unterricht besteht das auf Regierungskosten erbaute Gymnasium, das eine jährliche Staatssubvention von 1500 Lstl. erhält und von ungefähr 140 bis 150 Schülern besucht wird; ferner die Sydney Universität, welche aus Staatsmitteln mit einem Aufwand von 60,000 Lstl. erbaut und mit einem Jahresbeitrag von 5000 Lstl. dotirt wurde.

Nachdem das organische Statut der Universität: „die Vereinigung der Studirenden ohne Rücksicht auf ihr Glaubensbekenntniß in der Kultur weltlichen Wissens" zum Grundsatz erhoben, so wird in derselben ausschließlich Säcularunterricht ertheilt, und es haben daher die Hauptreligionsgesellschaften der Colonie: die englische Hochkirche und die römisch-katholische Kirche, durch Privatsammlungen im Betrage von 50,000 Lstl. und einen Staatsbeitrag von 40,000 Lstl. sogenannte Suffragan- oder affilirte Collegien (affiliated colleges) gegründet, in welchen die Schüler in ihren betreffenden Glaubensbekenntnissen Unterricht erhalten.

In ähnlicher Weise zerfallen die Elementarschulen in sogenannte „Denominational schools", in welchen nur Schüler einer bestimmten Religionssekte (denomination) Aufnahme und Unterricht finden, und in „National schools", wo blos Säcularunterricht ertheilt und Religion nur in den allgemeinen christlichen Hauptzügen gelehrt wird. Dieses in allen Ländern nachahmungswerthe, von geistlichen Sektirern aber auch in Sydney heftig angefeindete Erziehungssystem ist ganz dem sogenannten Irish National System nachgebildet und namentlich in einem Lande am Platze, wo es so zahlreiche Sekten gibt, daß ein specieller Religionsunterricht gar nicht ertheilt werden könnte, ohne die religiösen Anschauungen des einen oder andern Schülers zu verletzen.

In allen größeren Städten und volkreichen Distrikten bestehen Gewerbeschulen, Bildungsanstalten und Vereinigungen zur Hebung des geistigen Zustandes der Arbeiter und Volksclassen, während die gesetzgebende Versammlung erst neuerlich die Summe von 25,000 Lstl. zur Gründung einer öffentlichen Bibliothek in Sydney votirte, welche ganz ähnlich wie die so erfolgreich wirkende Volksbibliothek in Melbourne eingerichtet und geleitet werden soll.

Die veränderten Verhältnisse in den verschiedenen Zweigen menschlicher Thätigkeit sind auch auf die Landwirthschaft nicht ohne Einfluß geblieben. Mit der vermehrten Einwanderung hat sich zugleich das Bedürfniß nach einer bessern Regelung der agricolen Zustände herausgestellt. Von den 207,000,000 Acres, welche, wie schon

*) Am 31. Dezember 1863 betrug die Gesammtbevölkerung der Colonie 378,939 Personen (209,642 männliche und 169,297 weibliche). Sie hatte im letzten Halbjahre (Juli bis Dezember 1863) um 7779 Individuen zugenommen.

*) Man kann im Allgemeinen annehmen, daß von je zehn Ansiedlern vier der englischen, drei der irländischen, zwei der schottischen und einer den übrigen Nationalitäten angehören.

bemerkt, das Territorium der Colonie von Neusüdwales ausmachen, befanden sich 1860 erst 7,170,690 Acres in Privathänden, während von den Kronländereien 49,098,941 Acres in Pacht gegeben, 1,808,640 Acres für öffentliche Zwecke reservirt worden waren und 148,957,729 Acres noch verfügbar blieben.

Da die älteren Gesetze für den veränderten Zustand nicht mehr ausreichend und zweckmäßig schienen, so wurde im Oktober 1861 eine neue Akte erlassen, bestimmt den Verkauf und die Besiedlung der noch unbesetzten Kronländereien, so wie deren Ausbeute zu landwirthschaftlichen und bergmännischen Zwecken zu regeln. Nach diesen neuesten Bestimmungen gibt es dermalen zwei verschiedene Arten des Länderkaufes: entweder mag der Ansiedler nach eigener Wahl in irgend einem Theile des Landes eine beschränkte Quantität von nicht weniger als 40 und nicht mehr als 320 Acres zu dem im vorhinein gesetzlich bestimmten Preise von 1 Lstl. per Acre und unter gewissen Bedingungen kaufen, die sogenannte „free selection before Survey"; oder er kann auch Ländereien von unbeschränkter Ausdehnung, ohne Bedingungen im öffentlichen Ausgebot als Meistbietender erwerben. Im erstern Falle hat der Käufer blos 25 Perc. baar zu erlegen und kann den Rest von 75 Perc. erst nach drei Jahren ohne Zinsenvergütung bezahlen, jedoch muß er sich auf dem erworbenen Grundstücke niederlassen und wenigstens einen Theil desselben sofort bebauen.

Eine große Schwierigkeit tritt in Australien der massenhaften Einwanderung unbemittelter Landwirthe entgegen. Während in den nordamerikanischen Freistaaten die Staatsländereien ohne Unterschied nur 1 Dollar oder 4 Sh. per Acre kosten, bleibt der Preis einer Acre in Australien auch nach dem neuesten Bodengesetze auf 1 Lstl. oder 5 Dollars bestimmt, und zwar blos aus dem Grunde, weil die Colonialregierung in früherer Zeit für sehr beträchtliche, von ihr zum Preise von 1 Lstl. per Acre verpfändete Ländereien bei reichen Colonisten Anlehen contrahirte, welche niemals zurückbezahlt wurden, so daß die Darleiher faktisch Besitzer des Bodens sind, ohne daß gleichwohl eine Aufhebung des Contractes stattgefunden hätte, oder die Regierung ihrer Verbindlichkeit enthoben worden wäre. Es würde sich also die Schuld der Regierung in dem Maße steigern, als diese sich im Interesse der fremden Emigration herbeilassen möchte, den Werth des Acre herabzusetzen.

Besondere umfassende Bestimmungen regeln die Verpachtung der sogenannten „First class settled districts", sowie der „Second class settled and unsettled districts"; von ersteren dürfen nicht weniger als 640 Acres oder 1 engl. Quadratmeile gegen Entrichtung eines jährlichen Zinses von 2 Lstl. per Quadratmeile vermiethet werden, während die Verpachtung der letzteren in einem Flächenausmaß von 25 bis 100 Quadratmeilen nur gegen vorheriges Anbot (tender) an den Meistbietenden geschehen kann. In ähnlicher Weise ordnet die sogenannte Gold Fields Act vom Jahre 1861 die Bestimmungen, unter welchen nach Gold gegraben und damit Handel getrieben werden darf.

Das Recht, auf den Kronländereien auf einer selbstgewählten Localität nach Gold graben zu dürfen (Miner's Right), wird darin gegen eine jährliche Prämie von 10 Sh. zugestanden. Eben so können Kronländereien zur Gewinnung von anderen Mineralien (außer Gold) für den Betrag von 40 Sh. per Acre gekauft oder auch für die Dauer von 1 bis 14 Jahren für einen jährlichen Pachtschilling von 5 Sh. per Acre gepachtet werden; doch darf der gemiethete Flächenraum bei Kupfer, Eisen rc. nicht 80 Acres, bei Kohlen nicht 320 Acres überschreiten. Auch muß der Pächter in den ersten drei Jahren jährlich einen Werth von mindestens 5 Lstl. per Acre auf die bergmännische Ausbeute der gepachteten Localität verwenden.

Die Landwirthschaft hat in Neusüdwales noch bei weitem nicht so großartige Fortschritte gemacht, als bei der Fruchtbarkeit des Bodens und einem für europäische Ansiedler so behaglichen Klima erwartet werden sollte. Hohe Arbeitslöhne und die verlockende Nachbarschaft ergiebiger Goldminen haben bisher die Einwanderer von der zwar sichern, aber minder einträglichen Bebauung des Bodens abgezogen. Von den 7,170,690 Acres Landes, welche sich im Jahre 1861 im Privatbesitz befanden, waren erst 260,798 Acres mit Cerealien und anderen Nutzpflanzen bebaut.

An Weizen werden durchschnittlich per Acre 15 Bushel gewonnen, so daß die mit dieser wichtigen Nutzpflanze bebauten Grundstücke ungefähr die Hälfte der jährlich in der Colonie verbrauchten Quantität Weizen liefern, während noch für einen Geldwerth von circa 350,000 Lstl. Körnerfrucht aus Südamerika, Californien und Südaustralien eingeführt wird. Im Jahre 1861 betrug die Weizenernte 4½ Bushel, der Verbrauch dagegen 7 bis 8 Bushel per Einwohner.

Mais wird in Neusüdwales und Queensland (den einzigen australischen Colonien, welche sich aus klimatischer Rücksicht für dessen Kultur eignen), massenhaft zu Futterzwecken gebaut, und zwar liefert derselbe 30 bis 40 Bushel per Acre. Ueber 559,000 Bushel im Werthe von 92,450 Lstl. wurden im Jahre 1861 nach Victoria (Melbourne) exportirt. Auch mit Sorgho oder chinesischem Zuckerrohr (Sorghum saccharatum) wurden an den Ufern des Richmondflusses Anbauversuche angestellt, welche die glänzendsten Resultate lieferten. Von einem mit Sorgho bepflanzten Acre wurden 2000 Pfd. Zucker, 400 Pfd. Melasse und 100 Pfd. Hefe gewonnen.

Eine große Sorgfalt wird seit dem Jahre 1855 dem Weinbau zugewendet, und obschon von den 1583 mit Weinreben bepflanzten Morgen Landes nur der Ertrag von ungefähr 700 Morgen zur Weinbereitung dient, so haben doch die bisher in diesem Kulturzweig (namentlich von Sir William Macarthur) angestellten Versuche das wichtige Resultat ergeben, daß die verschiedenen europäischen Rebensorten in Australien nicht nur vollkommen gedeihen, sondern auch vorzüglichen Wein (160 bis 200 Gallonen per Acre) liefern.

Die australischen Weine haben, was Geschmack, Farbe und Feuer betrifft, die meiste Aehnlichkeit mit spanischem Xeres, während eine röthliche Sorte an den Vin de Muscat, wie er in Cette, im südlichen Frankreich, bereitet wird, erinnert. Auch in Australien hat sich bereits an einigen Punkten jene Krankheit am Weinstocke gezeigt, welche denselben in verschiedenen Gegenden Europa's und namentlich in Madeira so verderblich wurde, aber glücklicherweise blieb diese besorgnißerregende Erscheinung bisher blos auf einzelne Rebengattungen beschränkt. Die Weinlese beginnt im fünften Erdtheil Mitte März und dauert bis Ende April.*)

*) In neuerer Zeit hat man zur bessern Pflege des Weinstockes eine Anzahl deutscher Winzer aus dem Rheingau nach Neusüdwales kommen lassen. Dieselben erhalten nebst freier Verköstigung einen Jahreslohn von 25 Lstl. und haben ferner das Recht der Benutzung einer Kuh, sowie eines Stück Feldes zum Anbau von Gemüsen und Obst u. s. w. zugestanden erhalten. Die größte Quantität des erzeugten rothen und weißen Weines wird im Lande selbst consumirt, und nur ein geringes Quantum davon geht nach Europa. Die Preise der weißen Sorten variiren von 5 Sh. 3 d. bis 6 Sh. 3 d. per Gallone.

Von anderen Produkten aus dem Pflanzenreiche dürfte, begünstigt durch die momentan so günstige Conjunctur, besonders Baumwolle schon in nächster Zeit ein wichtiger Stapelartikel werden. Vornehmlich der Richmond- und Clarencedistrikt bieten, was Klima und Bodenbeschaffenheit betrifft, alle diejenigen Eigenschaften, welche den Anbau der Baumwollenstaude in Süd-Carolina so erfolgreich machen. Der im August gesäete Same liefert im Mai eine reichliche Ernte. Die ungefähr 4 Fuß hohe, am Stengel zolldicke Pflanze hat gewöhnlich 80 bis 100 Samenkapseln, während ihre Kultur nicht kostspieliger ist als jene des Mais. Von anderen Faserpflanzen dürften Urtica gigas (guh-mao-mah), Commersonia platyphylla (nummirraribie oder brown kurrajong), Hibiscus heterophyllus (green kurrajong), Rulingia pannosa (kerrawah), eine Byttneriacee, sowie Phormium tenax, welche in Neusüdwales massenhaft vorkommen, die Aufmerksamkeit der industriellen Welt verdienen.

Weit mehr als der Anbau des Bodens hat die Viehzucht in Neusüdwales einen Aufschwung genommen. In diesem Zweige der Landwirthschaft hat sie alle Schwestercolonien der südlichen Hemisphäre überflügelt und dadurch weit mehr als durch die seither aufgefundenen Geldfelder den Grund zu ihrem jetzigen Wohlstande und Gedeihen gelegt. Im Jahre 1796 war der Viehstand der Colonie (mit Ausnahme von Ziegen und Schweinen) 57 Pferde, 227 Stück Hornvieh und 1531 Schafe. Aus diesem Stamme entsprangen alle die zahlreichen Heerden, welche gegenwärtig auf den natürlichen Weideplätzen der Colonie ihre Nahrung finden und im Jahre 1861 bereits zu folgenden gewaltigen Massen angewachsen waren: Schafe 6,119,663; Hornvieh 2,408,586; Pferde 251,497 Stück, oder 700 Stück Hornvieh und 1700 Schafe für je 100 Individuen der Bevölkerung.*)

Die Wollausfuhr aus Sydney betrug im Jahre 1860 an 12,809,362 Pfd. im Werthe von 1,123,699 Lstl. Von 1851 bis 1860 erreichten die Produkte der Schafzucht in Neusüdwales einen Gesammtwerth von 12,714,496 Lstl.; es erzielte nämlich 158,958,055 Pfd. Wolle 11,051,313 Lstl., Talg und Häute 1,663,183 Lstl.; ungerechnet die jährlich nach der Nachbarcolonie Victoria und anderen Ländern ausgeführten Thiere, welche einem Geldäquivalent von mindestens 250,000 Lstl. gleichkamen. Der geeignetste Theil für Schafzucht ist der Norden der Colonie, indem die Schafe daselbst nur geringe Sorgfalt benöthigen und weit weniger als im Süden und Westen Krankheiten unterworfen sind. Wäre der wilde Hund oder Dingo nicht, so würde die Schafzucht daselbst mit fast gar keinen Kosten verbunden sein. Der beste Distrikt sind die sogenannten Darling Downs, ein offenes, wellenförmiges, nur hie und da mit Bäumen geziertes Hügelland, auf welchem ein Schäfer bequem 3 bis 4000 Schafe zu hüten vermag, während in dem mehr waldigen Distrikt von Bathurst je 800 Schafe eines Mannes zur Aufsicht bedürfen. Der Werth eines Schafes wechselt zwischen 15 bis 18 Sh. Die in Australien zeitweilig eintretende Dürre, in deren Folge die Schafe massenhaft geschlachtet werden müssen (im Jahre 1860 in Victoria über 700,000 Stück), um wenigstens den Talg zu gewinnen, hat an mehren Punkten Australiens eine großartige Seifen- und Kerzenfabrikation ins Leben gerufen.

Schon zu Anfang dieses Jahrhunderts rühmte man von der australischen Wolle, sie vereinige die Kraft und Länge der Leicesterwolle mit der Feinheit und Sanftheit der spanischen Merinowolle, und englische Fabrikanten erkannten gar bald deren große Brauchbarkeit zur Kammwollverarbeitung. Während so der Begehr nach australischer Wolle auf den englischen Märkten von Jahr zu Jahr stieg, begünstigten Klima und vortreffliche Weideplätze die Zunahme der Heerden in Australien in einer Weise, daß die Zahl der Schafe im fünften Erdtheil von einigen 20 im Jahre 1785 auf 22,000,000 im Jahre 1863 stieg.

Eine bedeutende Veredlung hat die australische Wolle durch die im Jahre 1858 von einem Nordamerikaner Namens Ledger unternommene und mit dem günstigsten Erfolge durchgeführte Acclimatisation peruanischer Wollschafe oder Alpacas erfahren.

Am 4. März 1858 verließ Ledger mit einer Heerde von 843 Alpacas die östlichen Abhänge der Cordilleren, wagte mit denselben eine Reise von 750 engl. Meilen über 7 bis 17,000 Fuß hohe Gebirge nach der Westküste und kam endlich sechs Monate später nach unsäglichen Mühen und Beschwerden im Hafen von Caldera in der Republik von Chile an. Von der ganzen Heerde hatten nur 348 Alpacas die Reise gesund überstanden, und mit diesen schiffte sich nun Ledger am 8. September 1858 nach Sydney ein, wo er am 3. Dezember desselben Jahres mit 252 lebenden Thieren ankam. Der Erfolg der Acclimatisirung des peruanischen Schafes in Australien ist seitdem gesichert. Im Jahre 1860 wurden bereits 667 Pfd. Alpacawolle nach England ausgeführt. Ledger berechnete, daß binnen 40 Jahren die kleine peruanische Heerde auf 9,760,000 Schafe angewachsen sein dürfte, welche, den Wollertrag auf 7 Pfd. per Stück angenommen, zusammen 68,320,000 Pfd. Wolle liefern würden. (?!!)

So sanguinisch diese Schätzung im ersten Momente erscheinen mag, so findet sie doch einige Rechtfertigung und einen beispielweisen Anhaltspunkt in der Geschichte der australischen Schafwollproduktion überhaupt. Im Jahre 1807 betrug die Ausfuhr von Merinowolle aus Sydney 245 Pfd.; im Jahre 1861 ist der Export an diesem wichtigen Produkte aus Australien und Neuseeland zusammen auf 68,313,900 Pfd. im Werthe von 5,477,180 Lstl. (das Pfund zu circa 1 Sh. 7 d. angenommen) gestiegen!*)

Das Alpaca, das einzige der vier Auchenia-Arten (Llama, Alpaca, Vicuña und Huanaco), welches sich zu Acclimatisationsversuchen eignet, ist kleiner als das Llama, mißt von der Sohle bis zum Scheitel nur 5 Fuß 3 Zoll und bis zum Widerrist 2 Fuß 6 Zoll. Es gleicht einigermaßen dem Schafe, hat aber einen weit längern Hals und zierlichern Kopf. Seine Wolle ist sehr lang, ausnehmend weich und über dem ganzen Körper von ziemlich gleicher Länge. Die Farbe ist meistens ganz weiß und ganz schwarz, oder weiß- und schwarz-scheckig; nur selten kommen braune Schecken vor.

Rothweine werden fast nur in Flaschen verkauft und zwar von 20 bis 26 Sh. per Dutzend. Australischer Muskat werthet sogar bis zu 40 Sh. per Dutzend Flaschen. Wie uns mehre Weinbergsbesitzer mittheilten, soll sich in Australien das Verfahren, den Wein an warmen Orten zu halten, vom besten Erfolge gezeigt haben. Sogar halb verdorbener Wein ist dadurch nach einigen Monaten völlig klar und rein geworden.

*) In sämmtlichen fünf Colonien Australiens gab es 1861:

	Schafe	Hornvieh	Pferde
Neusüdwales . .	6,119,663	2,408,586	251,497
Victoria . . .	5,780,000	684,531	69,288
Queensland . .	3,449,000	432,890	23,504
Südaustralien .	2,824,000	278,265	4 ,399
Tasmanien . .	1,700,000	83,366	21,034
	19,872,663	3,886,658	414,722

*) Die Güte der australischen Wolle beweist wohl am deutlichsten der Umstand, daß die im gleichen Zeitraume von anderen Ländern nach England eingeführten Quantitäten Wolle im Betrage von 75,570,611 Pfund nur einen Verkaufswerth von 3,015,377 Lstl. oder 9¹/₄ d. per Pfund erzielten.

Die Alpacas werden in großen Heerden gehalten, welche das ganze Jahr hindurch (mit Ausnahme der Schurzeit, wo sie von den Indianern nach den Hütten getrieben werden) auf den Hochebenen der Cordilleren weiden; weßhalb sie auch außerordentlich scheu sind und bei der Annäherung des Menschen sofort die Flucht ergreifen. Wenigen Thieren scheint die Geselligkeit so sehr Bedürfniß zu sein, als ihnen. Nur wenn sie von frühester Jugend an in den Indianerhütten aufgezogen werden, gewöhnen sie sich an den Menschen und das Alleinsein. Die jährliche Schur des Alpaca ergibt 7 bis 9 Pfd. oder, wenn es (wie dies häufig vorkommt) erst am Ende des zweiten Jahres geschoren wird, 11 bis 14 Pfd. Wolle. Der „Garizo" oder das aus der Kreuzung des Alpaca mit dem Llama entspringende Thier (welches zugleich größer und ausdauernder als das Alpaca ist) liefert dagegen 18 bis 20 Pfd. Bei den nach Australien ausgeführten Garizos soll sich, nach vollkommen vertrauungswürdiger Quelle, das höchst seltsame Phänomen ereignet haben, daß, während sich in der Heimat in Peru das gekreuzte Thier nicht vermehrt und daher auch von den Indianern „Matschorra" genannt wird, dasselbe in Australien nach kurzem Aufenthalt wieder fruchtbar wurde. Eben so haben sich bei den in Australien gebornen Alpacas wesentliche Veränderungen ergeben. In Peru ist z. B. das Weibchen in einem Alter von neun Monaten zur Begattung reif, wirft aber erst nach 11 Monaten das Junge. In Australien dagegen soll das Thier erst vom 18. Monat an zeugungsfähig sein, gebärt aber schon nach 7 Monaten.*)

Die immer mehr Anhänger gewinnende Ansicht, „daß das Schaf vor der Kultur zurückweicht",**) und daß die Wollproduktion in Deutschland, bei dem vermehrten Boden- und Futterwerthe und den niedrigen Wollpreisen, nicht mehr rentirt, sollte gleichwohl nicht von einem Versuche abhalten, das Alpaca in einigen Theilen zu acclimatisiren; denn während die Schafwollconsumtion im beständigen Steigen begriffen ist und sich derselben überdies in den Ländern Ostasiens, in China und Japan ganz neue wichtige Märkte zu eröffnen beginnen, muß das industrielle Europa, außer seiner eigenen Wollerzeugung*) noch so bedeutende Quantitäten zur Deckung seines Bedarfes einführen,**) daß die Verbreitung edler peruanischer Schafheerden über Gegenden, deren Bodenverhältnisse sich nur wenig zu anderen Kulturen eignen, als ein großer wirthschaftlicher Gewinn angesehen werden müßte.

*) Darüber sind erst zuverlässige Beobachtungen abzuwarten; obige Behauptungen sind sehr unwahrscheinlich. Red.

**) In einer sehr gediegenen Arbeit: „Die Wollproduktion unserer Erde und die Zukunft der deutschen Schafzucht, von Heinrich Janke (Breslau, J. U. Kern, 1863)" sucht der Verfasser auseinanderzusetzen, „daß das Zurückgehen eines Landes in der Zahl seiner Schafe und namentlich in der Verminderung seiner hochedlen Heerden nur für ein Zeichen erhöhter Kultur anzusehen ist und daß, je höher die Kultur in einer Gegend gediehen ist, desto weniger die Schafzucht das erzeugte Futter bezahlt macht". Ein Schaf, berechnet Janke, braucht im Jahre 730 Pfd. Heu à 15 Silbergroschen per Centner, kostet also allein an Futter 3 Thlr. 18 Sgr. jährlich, während es bei 2 Pfd. hochfeiner Wolle à 100 Thlr. oder 3 Pfd. Mittelwolle à 80 Thlr. per Centner, nur 2 Thlr. oder 2⅔ Thlr. Gewinn abwirft, indem der gewonnene Dünger und der Verkauf der Bracken kaum die anderweitigen Auslagen decken. Unter solchen Umständen scheint es vor Allem die Aufgabe der Schafzucht in Deutschland zu sein, und der größere Fleischbedarf der Bevölkerung verlangt dies gebieterisch, daß sie ein schnell ausgewachsenes und ergiebiges Fleischschaf liefert, bei dem die Wolle weniger als bisher in Anschlag kommt; denn Wollschafe und Fleischschafe sind unvereinbare Gegensätze. Das feine Wollschaf ist ganz ungeeignet zum Fleischbedarf; es braucht ein Jahr mehr zum Auswachsen, als das Fleischschaf und verwerthet das Futter nur halb so gut als dieses in Fleisch, während die Wolle durch Mästung verschlechtert wird. In England sieht man daher hauptsächlich auf ein gutes Mastschaf, und Einige behaupten sogar, daß, wenn man dort eine Art Schafe ganz ohne Wolle hervorbringen könnte, dies die vortheilhafteste Verwerthung wäre. Vergl. Compendium der Schafzucht und Wollkunde, von H. Braun. Wien, Braumüller, 1863. Sehr interessante Mittheilungen über Schafzucht enthält eine, von Herrn J. J. Sturz in Berlin veröffentlichte Abhandlung, welche unter dem Titel: „Schafzucht und Wollproduktion für deutsche Rechnung in Uruguay, als Grundlage für deutsche Ansiedlungen im La Plataflußgebiete", Berlin, 1863, in gedrängten Zügen ein lehrreiches Bild des heutigen Zustandes der Wollproduktion und Wollconsumtion auf der ganzen Erde gibt.

*) Nach der Schätzung eines der bedeutendsten Schafzüchter in Preußisch-Schlesien, Herrn M. Elsner in Gronow, erzeugt Europa jährlich an 870 Mill. Pfd. Schafwolle, und zwar: England 260, Frankreich 124, Deutschland (incl. Oesterreich, Holland und Belgien) 200, Spanien 62, Italien 40, Portugal 17, europäische Türkei 42, europäisches Rußland 125 Mill. Pfd. Wolle.

**) Diese Einfuhr übersteigt 170 Mill. Pfd.; nämlich England 75, Frankreich 45, Deutschland 50 Mill. Pfd. Schafwolle. Die jährliche Gesammt-Wollproduktion auf der ganzen Erde beträgt nach M. Elsner 1676,770,000 Pfd., oder das Pfund Wolle zu 10 Silbergroschen gerechnet, einen Werth von 558,923,000 preuß. Thlrn.; und da sich der Werth der Schafwolle durch Verarbeitung um das Drei- bis Fünffache steigert, so kann man die jährlich producirten Wollwaaren auf 1677 bis 2795 Mill. Thlr. veranschlagen, eine Summe, durch welche binnen 23 Jahren die ganze englische Staatsschuld gedeckt werden könnte. Vergl. Jahrb. deutscher Viehzucht. 1864, 2. Heft.

Die Behandlung der Neger im Yankeelande.

Verständige Leute haben von vornherein gewußt und gesagt, daß die „Negerplage" nach Erlaß des Emancipationsdekretes viel größere politische und gesellschaftliche Verlegenheiten mit sich bringen werde, als früher. Diese treten schon jetzt hervor. Die Männer des „höhern, göttlichen Gesetzes", ultraradikale Stellenjäger und Starkgläubige, welche sich mit Gideons Schwert umgürtet, stürzten das Land in Bürgerkrieg, der auch einige hunderttausend Neger ins Grab gebracht hat. Nun heißt es: „Freiheit und Gleichheit auch für die Schwarzen und die Gelben!" Aber die Rassenantipathie kann man mit einem Dekrete nicht aus der Welt schaffen. Der Yankee bleibt Yankee, der Irländer bleibt irisch, und der „Nigger", auch der auf dem Papier emancipirte, ein Schwarzer.

Lincoln fand eine Emancipationsproklamation so lächerlich, wie eine Bulle gegen den Kometen. Zwei Jahre lang wehrte er sich und wurde deßhalb von den Ultraradikalen als ein „Einfaltspinsel und roher Holzhacker"

bezeichnet. Als sie ihm zuletzt das Dekret abzwangen, wurde er flugs in einen Gott verwandelt. In Wahrheit war dieser Stellenjäger und Advokat nicht viel besser oder schlechter, als die ämterjagenden Handwerkspolitiker im Yankeelande durchschnittlich zu sein pflegen, — ordinäres Mittelgut, aber sehr dreist und ohne Scrupel.

Der „Emancipator" Lincoln sagte den Negern amtlich und dreist heraus: es sei am besten für Weiße und Schwarze, wenn letztere das Land verließen, denn es gebe keinen weißen Menschen, der den Neger als ebenbürtig und für seines gleichen ansehe. Man wünsche sie alle los zu sein, und sie thäten am besten nach Centralamerika auszuwandern.

Nun kam Vicepräsident Johnson ans Ruder. Die Ultraradikalen glaubten, in der Negerfrage seiner sicher zu sein. Der schwere Rausch, von welchem der Mann an dem Tage, da er sein Amt antrat und den Senatoren den Eid abnahm, heimgesucht wurde, galt Anfangs für einen „der großen Republik angethanen Schimpf". Aber man meinte, Johnson werde ultraabolitionistisch sein, und so wurde er zu einem Teetotaller umgestempelt, der an jenem verhängnißvollen Morgen nur ausnahmsweise, in Folge übergroßer Anstrengung und um seine entschwundenen Lebensgeister wach zu rufen, nur ein Glas „Cordial", zu Deutsch einen Bittern für den Magen, genommen. Gerade weil er nie zuvor solch eine „Abomination" gekannt habe, sei ihm dieselbe zu Kopfe gestiegen. Er sei und bleibe ein perfecter Nüchternheitsmann, welcher selbst seinen Thee so bereiten lasse, daß man denselben mit bloßem warmen Wasser verwechseln könne.

Wir ersehen aus den nordamerikanischen Zeitungen (im Juli), daß Johnson jetzt wieder in einem andern Lichte dargestellt wird. Der Mann hat im vorigen Jahr in Tennessee als Militärgouverneur Lincolns eben so willkürlich gehaust, wie anderwärts ein Butler und dergleichen Gewalthaber solchen Schlages, und die Gunst der Ultras war ihm sicher. Weßhalb wird er nun plötzlich wieder in einen „drunkard, einen versoffenen Schneidergesellen" verwandelt? Weil der Mann in der Reconstruction der besiegten Südstaaten einen gewissen Grad von gesundem Menschenverstand bethätigen zu wollen scheint, und weil er meint, es sei im Lande so viel zu Grunde gerichtet worden, daß es wohlgethan wäre, nicht ganz und gar den Eingebungen wilder Rachsucht zu folgen, sondern mit der Ausgleichung und dem Wiederaufbau anzufangen. Namentlich müsse man in der Negerangelegenheit „vorsichtig" zu Werke gehen.

Er spricht sich genau so aus, wie früher Lincoln in seinen besseren Tagen. Ein paar Dutzend puritanischer Pastoren hatten sich, im Juni, an die Spitze einer zahlreichen Negerdeputation gestellt und letztere dem Präsidenten vorgeführt. Johnson sprach: „Ich glaube nicht, daß ein Mensch das Recht hat, einen andern Menschen als Eigenthum zu behandeln. Aber wenn das Joch einmal entfernt ist, dann erscheint der Uebergang aus der Knechtschaft in die Freiheit oftmals sehr schwierig. Während dieser Uebergangszeit glauben Einige (nämlich die trägen Neger), daß sie von Almosen der Regierung leben können, und überlassen sich der Faulenzerei und der Liederlichkeit. Ich will euch eine Wahrheit einschärfen, die ihr euern Brüdern dringend ans Herz legen sollt, nämlich: der Mensch (d. h. der schwarze) soll unter Freiheit weiter nichts verstehen, als die Freiheit zu arbeiten und die Früchte seiner Arbeit zu genießen."

Diese Mahnung an die Neger, daß man nicht von Almosen sondern von Arbeit leben und sich nicht der Zügellosigkeit hingeben solle, war ein Donnerschlag für die puritanischen Yankeepastoren, diese höchst unangenehmen, fanatischen, auf den Kanzeln eine Politik der Rachsucht treibenden Gideoniten. Johnson hat es mit ihnen verdorben; so wie er gesprochen, hieß es, könne er nur als betrunkener oder hirnverbrannter Mann reden!

Sofort wurden in Massachusetts von Seiten der Geistlichkeit, welche bei den wühlenden Agitationen in vorderster Reihe steht, „Regulatoren" aufgeboten, um den Präsidenten zu bedrängen und ihm vorzuschreiben, was er bei der Wiedereinrichtung der „Rebellenstaaten" zu thun und zu lassen habe. Dieser Johnson gilt nun für einen arg verstockten Menschen, „der Geist Gottes ist von ihm gewichen", er hat die „schwarzen Unionisten" entmuthigt.

Freilich! Die Quäker, welche auch meinen, daß es ihrerseits nothwendig sei, ein Uebriges zu thun, kamen schwarzgekleidet mit breitkrämpigen Hüten aus der Brüderstadt, Philadelphia, nach Washington ins Weiße Haus. Sie verlangten unbedingte Gleichstellung für die „schwarzen Brüder und Unionisten". Der verstockte Präsident faßte sich, was Quäkern gegenüber nur gebilligt werden kann, sehr kurz und sagte:

„Ich bin vollkommen vertraut mit der schwarzen Rasse im Süden und kann fürs Erste und bis auf weiteres nicht dafür sein, daß man ihnen das Stimmrecht ertheile."

Also hat Johnson es auch mit den radikalen Quäkern verdorben; die Brüder wütheten aber nicht gegen ihn wie die puritanischen Yankeepastoren, sondern gingen heim in die Brüderstadt und beteten, daß der Herr ihn erleuchten möge.

Dann kam eine Negerdeputation aus Virginien. Johnson sprach wörtlich: „Ihr befindet euch in einem Uebergangsstadium. Während desselben kommen viele Dinge zum Vorschein, die wir anders wünschen und gern ändern möchten; wir müssen uns aber demungeachtet fügen, bis wir sie ändern können. Was ich dazu beitragen kann, soll mit Freuden geschehen."

Die Ultrafanatiker berufen sich darauf, und die Neger müssen in den für sie verfertigten Petitionen Gewicht darauf legen, daß mehr als 200,000 Farbige in der Unions-Armee dienten. Es ist richtig, daß die Yankee's ihren Sieg über den Süden nur mit Hülfe von Negern und etwa 200,000 aus aller Welt Enden zusammengeworbener, abenteuernder Söldlinge errungen haben, und daß in ihrer ganzen „Freiheitsarmee" nicht 100,000 Menschen sich haben einstellen lassen, ohne von 300 bis 1200 Dollars Anwerbeprämie erhalten zu haben. In so weit haben die Neger Recht; wenn aber die radikalen weißen Verfasser ihrer Petitionen sagen: „Ihr habt uns die Bayonette anvertraut und könnt uns eben so wohl Stimmrecht geben," — so ist das eine Logik, die wohl nur ein Yankeepuritaner oder ein Neger versteht.

Tennessee, die Heimat Johnsons, ist ein „loyaler" Staat. Die Legislatur desselben hat zu Anfang des Junimonats Folgendes beschlossen:

Den Negern wird die Heiligkeit der Ehe gewährleistet.

Kein Farbiger darf mit einem weißen Individuum sich verheiraten.

Alle Gesetze zu Gunsten weißer Frauen und Kinder finden fortan Anwendung auch auf Farbige, dabei ausdrücklich vorausgesetzt, daß farbige Kinder nicht in solchen Schulen Aufnahme finden, welche von weißen Kindern besucht werden.



Sklavenversteigerung. (Nach einer Zeichnung von G. Doré.)

Weiter: Farbige Personen können in allen Rechtsfällen, bei welchen der Staat betheiligt ist, als Zeugen gegen einander auftreten, nicht aber gegen weiße Leute.

Kein Contrakt zwischen einer weißen und einer farbigen Person kann gültig sein, wenn er nicht schriftlich aufgesetzt und von einem weißen Zeugen schriftlich bekräftigt worden ist.

Farbige Personen sind denselben Strafgesetzen unterworfen, wie die Weißen, mit dem Zusatze, daß Nothzucht, welche ein farbiger Mann an einer weißen Frau verübt, mit dem Tode bestraft werden soll. —

Andere Staaten, man sieht es schon jetzt, werden ähnlich zu Werke gehen. In Tennessee sind es nicht die „Baumwollenlords, die Niggerbarone, die Syrupsritter", welche derart verfügen, sondern Leute eines „loyalen Staates". Die Menschen in Tennessee wollen von Miscegenation nichts wissen; der anthropologische Instinkt und der gesunde Menschenverstand reagiren gegen die Anmaßungen der Fanatiker und Schwachköpfe. Der Congreß hat die Neger auf dem Papier emancipirt; nun thun die Einzelstaaten, was sie im Interesse der öffentlichen Wohlfahrt und Sicherheit für nothwendig erachten. Wird man deßhalb Krieg gegen sie führen?

Wie weit die Radikalen sich verirrt haben, das zeigt sich deutlich an einem ihrer populärsten Wortführer, dem bekannten Pastor Henry Ward Beecher, der mit seinen geistlichen Demagogenkünsten sich ein Vermögen von mehr als einer Viertelmillion Dollars erpredigt hat, denn die Predigt und die Vorlesung kosten „Entrée", wie ein Lustspiel im Sommertheater oder wie ein Gartenconcert. Beecher will Stimmrecht für alle Neger; es ist, sagt er, „gar nicht nöthig, daß ein Stimmgeber lesen oder schreiben kann". „Das Bürgerthum hat mit Lesen und Schreiben nichts zu schaffen; das Stimmen verlangt einen gesunden Menschenverstand und Rechtschaffenheit, was die Farbigen Beides in einem auffallenden Grade besitzen! Der Neger, welcher mit seiner Kugel das Herz eines Verräthers zu treffen vermochte, kann mit seinem Ballot auch das Herz eines Copperhead treffen."

Es sind nordamerikanische Blätter, welche gesagt haben, daß man bei Präsidentenwahlen, abgesehen von anderen Wahlmitteln, etwa anderthalb Millionen Stimmgeber, zumeist Irländer, je für einen Dollar Geld und eine Gallone Branntwein kaufen könne. Wenn nun noch eine Million Neger hinzukämen, dann fehlte in der That auch gar nichts mehr zur „Muster-Republik". Schlimm bleibt nur, daß bei diesem bösen Experimentiren die armen Neger so schmachvoll mißbraucht werden. Man regt und stachelt sie auf und erweckt Hoffnungen in ihnen, die sich niemals verwirklichen werden. Die Negerplage im Yankeelande hat eine pathologische Seite, denn die Negromanie ist eine ansteckende Modekrankheit, welche allerdings vorübergehen wird, und eine anthropologisch ethnologische Seite. Wir dürfen auf eine Menge von Phasen gefaßt sein; das schwarze Drama wird lange spielen; enttäuscht werden die gutmüthigen sympathischen Seelen sein, welche das Katzengold der pseudophilanthropischen Phrase für echtes Metall halten.

Wir finden eben in einem Leitartikel der zu London erscheinenden „Brazil and River Plate Mail" vom 6. Juli einen Aufsatz über die Baumwolle, in welcher hervorgehoben wird, daß durch die plötzliche ganz unvermittelte Emancipation der Ackerbau der Südstaaten lahm gelegt worden ist; dann heißt es, unserer Meinung nach sehr richtig: King Cotton is defunct as regards the Southern States of America, and the North will soon find out they have „killed the goose that laid the golden eggs", and that negro emancipation will end in negro extermination in that country. Also auch in England bricht sich jetzt der gesunde Menschenverstand Bahn. A.

Ein arabisches Mineralbad in Algerien, Hammam Meluane im Kleinen Atlas.

Von A. Lommatzsch.

Der sagenhafte Atlas birgt in sich einen großen Reichthum mineralischer und Thermalquellen (Hammam), welche in Hinsicht ihrer Wassermenge, ihrer chemischen Eigenschaften, ihrer Heilkräfte, den berühmtesten europäischen Heilquellen in keiner Hinsicht nachstehen. Vorhandene Ruinen zeigen, daß die meisten derselben schon zu den Zeiten der alten Römer bekannt und in Gebrauch waren. Die Araber benutzen sie noch heut zu Tage, ihre lebhafte Phantasie bevölkert diese Orte mit bunt gekleideten Genien und Geistern, welche den gläubigen Besuchern Genesung oder Gesundheit spenden; einzelne Quellen stehen direct unter dem Einflusse eines Schutzheiligen. Es war begreiflich, daß sich bald nach der Besitznahme das Auge der französischen Verwaltung auf diese Heilquellen richtete. Indessen erschwerte die Unsicherheit des Landes jede Annäherung, und selbst nach wieder hergestellter Ruhe wurden die hauptsächlichsten Thermalquellen nur aus Ersparungsrücksichten für erkrankte Soldaten benutzt, welche man daselbst in Zelten, seltener in hölzernen, schlechten Baracken einquartirte. Dabei ist es denn auch geblieben. Der leichtsinnige französische Spekulationsgeist hat sich an die Bäder noch nicht gewagt, oder höchstens eine elende Schenke da errichtet, wo ein behaglich eingerichtetes Badehaus Schaaren von Colonisten, vielleicht auch Auswärtigen an sich ziehen würde, welche jetzt, den Schatz der Heimat mißachtend, es vorziehen, ihr Geld in französische oder deutsche Bäder zu tragen. Wer hat hier die Hauptschuld? Die Indolenz der Colonisten? Oder die geringe Förderung und Begünstigung, welche ein derartiges Unternehmen von Seiten der Regierung findet?

1¼ Stunde von Rovigo, am rechten Ufer des Harrasch, befinden sich die zur Zeit noch wenig gewürdigten, ja selbst wenig bekannten Salzquellen von Hammam Meluane. Wir besuchten Hammam Meluane von Buladschurah

aus. Durch ein reizendes Olivenwäldchen gelangten wir in das regelmäßig gebaute, wohlhabende Städtchen Rovigo und immer in südlicher Richtung fortreitend in etwa ½ Stunde an das von hohem blühendem Oleander eingefaßte Ufer des Harrasch.

Der Arrasch oder Harrasch entspringt im Kleinen Atlas, eine Meile östlich von Medeah, und fließt dann zwischen den Bergen Uzza und Beni Sala, welcher letztere eine Höhe von 4560 Fuß hat, in einem tiefen Thale. Nach dem Durchbruch des Gebirges durchströmt er die Ebene Metidja und geht bei Maison carrée in der Breite von ungefähr 60 Schritt in das Meer. Während der Regenzeit wird sein Lauf wild und reißend, mit einem heftigen Wassergetöse durchbricht er das Gebirge, Steinblöcke und Massen von Kieselsteinen mit sich fortwälzend, die er, sein Bett überflutend, weit hin über die Metidja zerstreut. Im Frühjahr verringert sich die Wassermenge des Harrasch, der Fluß wird zum Bach, und sein träge schleichender Lauf bildet viele Sümpfe, welche die Luft verpesten und diesen Theil der Gegend besonders zum Sitz des Fiebers machen. Der wohlhabende Stamm der Beni Missera, dessen Kaid wir später in Buffarik kennen lernten, wohnt an seinen Ufern.

Bald verengte sich der Weg, rechts und links von den grünen Bergen des Atlas begrenzt, und mündete endlich in den Fluß selbst, dessen steiniges Bett wir passirten, um schon nach wenigen Schritten wieder auf das andere Ufer überzugehen. Auf diese Art wechselten wir wohl zehnmal, ehe wir Hammam Meluane erreichten. Der heftig wehende Sirocco trieb uns Wassertropfen ins Gesicht, die Pferde strauchelten auf den glatten Kieseln, traten dort in eine tiefe Stelle, ja erreichten zuweilen nur schwimmend das Ufer. Ein anderes Mal hatten wir die Furth verloren und fanden erst nach halbstündigem Umherirren einen Uebergang. Die Berge, zum Theil sehr hoch, traten, je weiter wir vordrangen, näher zusammen, der eingeengte Fluß brauste immer wilder, und die Passage wurde mehr und mehr bedenklich. Unsere Kleider waren schon gänzlich durchnäßt. Für diese Unbequemlichkeiten belohnte uns jedoch in reichem Maße die wilde Schönheit einer jungfräulichen afrikanischen Landschaft. Die hohen Berge Bu-Missera und Beni Mussa bilden die Wächter an dieser Pforte des Atlasgebirges, andere, nicht niedrigere schließen sich an dieselben an. Bald fesselt eine mächtige Felswand den staunenden Blick, bald ruht das Auge entzückt auf den in reichster Vegetation prangenden Höhen. Mastixbäume, Oliven-, Johannisbrot- und Myrtenbäume, Pinien und Rhododendren bewalden die Berge, die Lorbeerrose spiegelt sich als doppelte Einfassung der Ufer im rauschenden Flusse. Häufig bilden die Berge ein natürliches Thor, das wir passiren mußten, und vor und hinter uns entfalteten sich gleich entzückende Bilder. Keinem Menschen begegneten wir, kein arabisches Dorf war in der Nähe, öde Einsamkeit — nur hoch oben im Aether schwebte kreisend der afrikanische Geier oder lugte aus sicherm Horst auf unübersteiglicher Felswand. Allein das Rauschen des Harrasch unterbrach die melancholische Stille der Natur. Aber er ist ein häßlicher Fluß, dieser Harrasch mit seinem graugefärbten Wasser, das für höchst ungesund gilt. Freilich macht sein metallischer Geschmack es für Menschen und Thiere ungenießbar.

Nach zweistündigem Wege erweiterte sich das Thal, und ein aus dem Flusse emporsteigender Brodem verkündete die Nähe warmer Quellen. Eine ebene Wiesenfläche am rechten Flußufer, während das linke von Felswänden gesperrt bleibt, erlaubte eine schnellere Gangart der Pferde. Wir gelangten alsbald an einen von Olivenbäumen beschatteten Platz, links stand ein schöner Marabuttempel mit der Heilquelle, ganz in Grün versteckt, rechts die Schilfhütte mit einem maurischen Café und einem Spahi als Vorposten des Kaidi von Hammam Meluane. Wir eilten für jetzt vorbei, um das kleine französische Gasthaus, den Kursaal des afrikanischen Bades, zu erreichen. Die Freunde hatten unsere Ankunft schon angekündigt, und wir fanden ein in solcher Lokalität nicht erwartetes schmackhaftes Dejeuner.

Zunächst mußten wir uns mit Hilfe der freundlichen Wirthsleute vollständig umkleiden, dann gingen wir zur Tafel. Die heiterste Laune würzte das mit allem Luxus der französischen Küche ausgestattete Mahl; französische Weine, selbst Champagner fehlten nicht. Es war fürwahr ein eigenes Gefühl, hier mitten in Afrika, in den Bergen des Atlas, die Annehmlichkeiten europäischen Lebens zu genießen. Wir gedachten in vielen Toasten der Lieben in der Ferne und machten es später zum Gesetz, an der Tafel nur noch in Versen zu sprechen. Endlich weihten wir das Fremdenbuch des Wirthes mit mehr oder weniger geistvollen Bemerkungen ein. Noch nie hatte eine europäische Dame den Harrasch durchritten und Hammam Meluane gesehen. Der alte ehrwürdige Atlas sah ernst herab auf das lustige Völkchen, das in seiner innern Freude auf die Hauptregel in heißen Klimaten, Mäßigkeit in erregenden Getränken, nicht eben zu streng achtete.

Nach dem Frühstück und einem kurzen aber wohlthätigen Schlummer machten wir uns auf zur Besichtigung der Quellen von Hammam Meluane oder „bunten Quellen“, so genannt wegen der buntfarbigen Krusten, mit denen sie den Bereich ihres Gebietes überzieht. Sie wird an zwei Orten, einmal in einem steinernen Becken, dann in dem bereits erwähnten Marabut gefaßt. Dieser Marabut, ein nicht eben großes Gebäude, mit einer Kuppel geschmückt, enthält die Hauptquelle. Durch eine Art Vorhalle gelangt man in das vermittelst einer Oeffnung an der Ostseite matt erhellte Innere. Das Auge erblickt, nachdem es sich erst allmälig an die Dunkelheit gewöhnt, eine Art Steinbank, welche die Wand umgibt, darunter das Becken in Form eines länglichen Vierecks, zwei Ellen breit, sechs Ellen lang, anderthalb Ellen tief. Aus einer schmalen Oeffnung strömt das heiße Wasser in das Becken. Beide Quellen vereinigt geben ungefähr 2½ Litres für die Sekunde. Nach einer Berechnung würde diese Wassermenge durch künstliche Hilfe auf 4 Litres für die Sekunde zu bringen und somit für circa 600 Bäder täglich ausreichend sein.

Die Sage erzählt über die Erbauung des Marabut Folgendes:

Ein reicher Bey, dessen Tochter in Folge der Gicht an allen Gliedern lahm war, versammelte die Weisen seines Landes um sich. Auf ihren Rath tauchte man die Kranke in die heißen Wasser von Meluane. Sie genas baldigst, und der glückliche Vater erbaute aus Dankbarkeit das einfache Monument. — Andere Sagen lassen den Tempel unmittelbar als Folge des Gebets eines Heiligen aus der Erde emporsteigen.

Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, ein Bad zu nehmen. Der heiße Brodem benahm mir anfangs fast den Athem, und das Wasser mit einer Temperatur von 40° verbrannte mir die Füße. Heftiger Schweiß und gewaltige Ermattung waren die Folgen des Bades.

Die therapeutische Wirkung der Quelle erstreckt sich wie bei allen Salzquellen namentlich auf Gicht, Rheumatismus, Bleichsucht, Verschleimung, andauernde Magenleiden,

Leber- und Milzleiden, Knochenkrankheiten und Skropheln. Die Geschichte von Hammam Meluane hat sehr viele Beispiele schneller und außerordentlicher Kuren. Man trinkt entweder die Quelle, zwei bis drei Gläser hintereinander, oder badet. Das Bad erfordert, namentlich für vollblütige Personen, ein langsames Betreten, ein nicht zu langes Verweilen. Nach dem Schlaf oder der Mahlzeit zu baden kann augenblicklichen Tod zur Folge haben, wie viele Beispiele beweisen.

Der nach dem Bade ausbrechende heftige Schweiß macht eine Vorsicht gegen Erkältung unerläßlich. Es ist dann zweckmäßig, ein warmes mäßig erregendes Getränk zu genießen.

Hammam Meluane erfreut sich noch nicht des Besuches, den die vorzügliche Beschaffenheit seiner Wasser so wohl verdient. Einmal ist der Weg dahin für die Meisten zu beschwerlich, außerdem entbehrt der Ort selbst noch jeder Bequemlichkeit für die Kranken. Die Badebehältnisse sind klein, die Beschaffenheit der Berge erlaubt keine Anlagen und Promenaden; es fehlt selbst an trinkbarem Wasser in der Nähe. Die Errichtung einer passenden Anstalt, ja selbst die unterirdische Fortführung der Quellen bis Rovigo ist vielfach vorgeschlagen worden. Rovigo mit seinen geraden hübschen Straßen, dem freundlichen Markte, so herrlich gelegen in der fruchtbaren Metidja, im Süd und West Aussicht auf den Kleinen Atlas, würde allerdings einen reizenden Badeort abgeben. Die Kosten der unterirdischen Wasserleitung berechnet Dr. Berthérand auf 10,000 Frs.

Jetzt sind einzelne Europäer, welche die wenigen Zimmer des sogenannten Hotels in Beschlag nehmen, sowie Soldaten unter Baracken, namentlich aber Juden und Mauren die einzigen Besucher von Hammam Meluane.

Kaum ist die Regenzeit zu Ende, so unternehmen die Araber auf den Rath ihrer Marabuts große Wallfahrten nach Hammam Meluane. Besonders ist der Freitag, der Sonntag der Araber, ein bevorzugter Tag zum Besuch und Gebrauch der Quelle. Dann bietet diese gar manches interessante Bild. Weiße Gestalten liegen überall auf kostbaren Teppichen, durchnäßte Haiks hängen zum Trocknen an den graugrünen Zweigen der Oliven, die klugen, muthigen Rosse weiden, oder beißen und schlagen sich unter lautem Wiehern. Den Frauen ist es vergönnt, zuerst das Bad, den Marabuttempel, zu betreten. Kein muthwilliger Lauscher darf es wagen, sie zu stören; er würde sein Leben gefährden. Auch die französische Regierung setzt strenge Strafen auf die Nichtbeobachtung des sittlichen Anstandes. Die Frauen entkleiden sich alsobald und stürzen sich mit lautem gellenden yu, yu, yu! in die warme Flut. Dann beginnen die religiösen Mysterien.

Man opfert ein lebendes Huhn, dessen Leber und Eingeweide die Flut verschlingt; man brennt Lichter an und erleuchtet die Grotte unter kabbalistischen Gebeten. Man wirft Kleidungsstücke oder Haare von geliebten Personen hinein, oder wickelt sie in Papier und versteckt sie in den Spalten des Gemäuers. Rache, Liebe, Hoffnung auf Gesundheit oder Glück, Alle bringen ihr Opfer, ihr leises Gebet.

Man kleidet sich wieder an, genießt den Kaffee, die Männer rauchen, die Weiber plaudern beiseit, dann kehren Alle zum Duar heim, dem Heiligen der Quelle die dargebrachten Weihegeschenke lassend bis zum nächsten Jahre.

Auch ich verließ jetzt, wohl eingehüllt in wollene Decken, das warme Bad, um im französischen Gasthof meinen „Champoreau", Kaffee und Cognac mit Zucker, einzunehmen.

Die Sonne hatte sich bereits hinter die Berge zurückgezogen, als wir uns auf den Heimweg begaben. Ein arabischer Führer zeigte uns diesmal einen durchaus sichern und bequemern Weg. Wiederum durchschritten wir zehnmal den Harrasch, dann kam die sogenannte Straße, und kaum mehr zu bändigen, trugen uns die feurigen Rosse schnell über Rovigo nach Hause zurück.

Kaum in Buladschurah angekommen, ergriff mich ein heftiger Schwindel, begleitet von Kopfweh und Uebelkeit, so daß ich mich sofort zu Bette begeben mußte. Ich lag die ganze Nacht hindurch in heftigem Fieber und brachte auf diese Art dem Genius von Hammam Meluane meinen Tribut. Meine Frau und die Freunde befürchteten einen Anfall des Klimafiebers, das in dieser Jahreszeit einen durchaus gefährlichen Charakter annimmt. Vor acht Tagen erst hatten wir eine liebenswürdige junge Deutsche, Fräulein Katharine R., Braut eines französischen Offiziers, die ihren brustkranken Bruder nach Algier begleitet, zur ewigen Ruhestätte geleitet. Zwei Tage darauf starb ein junger reicher Engländer, den arabische Studien nach Algerien geführt hatten. Er wohnte mit uns in einem Hause und sein Zimmer lag dem unsrigen gegenüber, in Folge dessen wir in der Nacht vor unserer Abreise fortwährend durch die unheimlichen Anstalten zur Einbalsamirung der Leiche gestört wurden. Beide, das junge Mädchen wie der junge Mann, waren dem Klimafieber erlegen. Sollte ich das dritte Opfer werden? Ich verbrachte eine schreckliche Nacht. Kopfweh peinigte mich furchtbar, trockene Hitze verzehrte meine Kraft, und sank ich in Schlummer, dann weckten mich bald wieder Träume entsetzlicher Art. Allerlei Spukgestalten und sonstige grauenhafte Gebilde einer kranken Phantasie peinigten meine Seele bis zum Tagesgrauen. Der Morgen fand mich zwar sehr ermattet, doch bei Weitem besser. Ein zweiter Anfall des Fiebers ist glücklicherweise ausgeblieben.

Knowles' Fahrt auf dem untern Niger und sein Besuch in Bida, der Hauptstadt des Königreichs Nupe.

Der Dampfer „Investigator" fuhr im September 1864 in der Nigermündung ein, um den schwarzen Bischof Crowther, der zu Missionszwecken Igbebe besuchen wollte, dort ans Land zu setzen. Bis Idda aufwärts sind die Ufer einförmig und flach; weiterhin wird die Gegend wellig und manchmal parkartig; unterhalb der Mündung des Benuë wird das Flußbett felsig, die Berge, z. B. der Oro, Okiri und King Williams Range werden bis 1400 Fuß hoch

und sind bis zum Gipfel bewaldet. Die Hügel sind oben fast tafelförmig gestaltet. Am 8. September war Knowles mit seinem Dampfer in Lukoja, der Niederlassung, welche Dr. Baikie gegründet hat; dieser befand sich damals noch ganz wohl. Lukoja hat eine sehr vortheilhafte Lage oberhalb der Vereinigung des Kowara (Niger) mit dem Benuë (Tschadda); man behauptet auch, sie sei „gesund", jedenfalls kann sie einmal für den Handel mit dem innern Afrika von Bedeutung werden. Der König Masaba, der mohammedanische Beherrscher des Landes Nupe (Nyffi) gab Erlaubniß zur Gründung von Lukoja und ist allezeit Baikie's Freund und Beschützer geblieben. Die Häuser sind die gewöhnlichen, bienenkorbartigen Negerhütten aus gestampfter Erde und mit Schilfdächern. Die Volkszahl ist noch sehr gering und beträgt kaum 100 Köpfe. Baikie las ihnen Sonntags aus der Bibel vor in englischer und in Haussasprache. Lukoja könnte leicht befestigt und auf dem Stirlingberg eine Redoute angelegt werden; diese beherrschte dann den ganzen Strom. Aber der Ort ist heiß, und wegen des 1100 Fuß hohen Lukojaberges können die Südwestwinde ihn nicht erreichen (Igbebe liegt in dieser Beziehung weniger ungünstig). Von Morgens 7½ bis Nachmittags 3½ Uhr darf man sich der Sonne nicht aussetzen und Nachts darf man nicht ausgehen, um den Thau zu vermeiden. (Und solche Gegenden nennt man „gesund"!) September und Oktober sind überdies noch, wie Knowles in seinem Berichte hervorhebt, die kühle Jahreszeit, und um 2 Uhr Mittag zeigte sein Thermometer 96 bis 98° F. im Schatten. Alle paar Tage stellen sich Gewitterstürme ein; sie kommen zumeist aus Nordnordost und gehen über den Benue nach Igbebe hin. — Egga ist der große Elfenbeinmarkt dieser Gegend; Palmöl und die bekannten tropischen Gewächse (Yams, Ananas, Bananen ꝛc.) gedeihen sehr gut.

Am 12. September steuerte Knowles (dessen Bericht in den Proceedings der londoner geographischen Gesellschaft, IX, 2, S. 73 ff. enthalten ist) mit Baikie, welcher den König von Nupe besuchen wollte, stroman nach Egga; während der Fahrt streifte der Investigator einigemal den Grund und am 14. kam er nach Ekpogi (oder Fofo). Anderthalb Miles oberhalb dieses Dorfes, etwa acht Miles von Bida entfernt, mündet in den Kowara ein Fluß, auf welchem man bis Wunagi gelangt. Dieser Fluß war im Jahr 1863 von Lieutenant Gambier und dem Steuermann Adlam befahren worden, und jetzt steuerte Knowles mit seinem Investigator in denselben hinein. Die Eingebornen nennen ihn Tschantschegga; er hat außerordentlich viele Krümmungen und ein höchst verwickeltes Fahrwasser; auf einer Strecke von 20 Miles betrug die Zahl der Krümmungen nicht weniger als 115; auch lief der Investigator mehrmals auf den Grund und war erst am 16. September bei Wunagi. An manchen Stellen ist der Tschantschegga 80, an anderen nur 20 Yards breit.

Knowles hatte einen Boten nach Bida, der Hauptstadt von Nupe, geschickt und dem Könige Masaba seinen Besuch melden lassen. Der freundliche Monarch schickte Pferde und ein Geleit, und am 17. September ritten Knowles, Baikie, Bourchier und einige andere Offiziere nach Bida, wo sie bis zum 26. Abends verweilten. Diese Stadt ist vom König Masaba während der letztverflossenen fünf Jahre gebaut worden; sie liegt in einem Thalgrunde, der von etwa 150 Fuß hohen, tafelförmigen Hügeln umgeben ist; die Umwallung ist 14 Fuß hoch und hat wohl eine deutsche Meile Ausdehnung; vor diesem Erdwall ist ein tiefer Graben gezogen. Die Zahl der Thore beträgt 9, die Einwohnerzahl wird auf 50,000 angegeben, die Häuser oder Hütten sind rund, haben 10 bis 30 Fuß Durchmesser und sind mit Palmblättern gedeckt. Die Gruppe von Hütten, welche des Königs Palast bilden, steht innerhalb einer Umwallung und enthält auch Ställe und Magazine. Masaba ist ein ganz stattlicher Neger, etwa 50 Jahre alt, von recht guter Haltung und angemessenem Benehmen; er unterscheidet sich höchst vortheilhaft von den sogenannten Königen an der Küste und weiter unten im Delta des Stroms. Er ist Mohammedaner und dem Namen nach Vasall des Fulbeherrschers von Sokoto; seine Unterthanen sind Heiden, die Reisenden sahen jedoch in Bida keine Fetische, auch kommen keine Menschenopfer vor. Haussklaverei ist mit dem ganzen Volksleben auf das Innigste verflochten, aber nach auswärts verkauft man keine Sklaven. Es scheint, als ob Unmäßigkeit im Trinken nicht vorkomme, auch sind die Leute nicht ohne einige Betriebsamkeit; sie verstehen sich recht gut auf die Bearbeitung des Eisens, des Leders, der Baumwolle und flechten Matten. König Masaba benahm sich, wie bemerkt, sehr gut und äußerte den Wunsch, in regelmäßige Handelsverbindung mit der Küste zu treten; es werde ihm, sagte er, sehr lieb sein, wenn alljährlich Dampfschiffe mit Gütern nach Lukoja hinaufkämen; man möge dort eine ständige Faktorei errichten. Massaba's Heer war eben auf einem Zuge begriffen, um eine rebellische Stadt zu bezwingen. Dieser König von Nupe strebt offenbar danach, seine Herrschaft immer weiter stromabwärts auszudehnen; er sprach ganz offen aus, daß er in nicht gar langer Zeit Herr des ganzen untern Stromlaufes sein werde.

Der Investigator fuhr am 28. September wieder nach Lukoja und blieb dort vom 5. bis 13. Oktober. Die Station wurde von Lieutenant Bourchier übernommen, und der Maler Robins ist bei ihm geblieben. Baikie wollte nach Europa zurückkehren, starb aber bekanntlich, geschwächt durch das Klima in demselben Lukoja, das er für „gesund" erklärt hatte, unterwegs zu Sierra Leone. Am 18. Oktober war der Investigator wieder in See, ohne während der Fahrt einen Mann verloren zu haben. Knowles besuchte während der Rückfahrt die „Könige" von Igbebe, Idda, Onitscha und Ebu (Aba, Ibu); sie alle versicherten, daß sie Freunde der Engländer seien und lebhaften Handelsverkehr wünschten.

Der Magnetismus der Erde.

Von Dr. H. Birnbaum.

Unter den vielen Kräften und Eigenschaften, welche die Erde als Ganzes betrachtet besitzt, gehört jetzt der Magnetismus zu denen, worauf die Aufmerksamkeit der Gelehrten am meisten gerichtet ist. Die praktische Bedeutung desselben besonders für den Seemann wird schon seit Jahrhunderten sehr hoch geschätzt, aber es fehlt nicht an der wahrscheinlichsten Aussicht, daß diese Anwendbarkeit sich sehr bald noch um ein Bedeutendes steigern werde. Die Männer der Wissenschaften haben gerade auf diesem Gebiete neue Entdeckungen gemacht, welche hierzu volle Berechtigung geben. Aber, damit ein solcher Ausspruch gehörig verstanden und gewürdigt werden kann, ist es nöthig, die Grundzüge des bereits Erforschten zum klaren Erkenntniß gebracht zu haben. Ich will es daher versuchen, Einiges davon zur Mittheilung zu bringen.

Die in ihrem Schwerpunkte aufgehängte und horizontal freischwingende Magnetnadel ist nicht gleichgültig gegen die Weltgegenden. Sie zeigt nach Norden und Süden. Das ist ein so alter Erfahrungssatz, daß man nicht einmal mit Bestimmtheit weiß, wann und wo er zuerst aufgefunden wurde. Man begriff aber auch schon früh die Wichtigkeit dieser Entdeckung für die Weltreisen. Das Aufblühen der Schifffahrt in Portugal, Spanien, Italien, Holland und England steht mit dem Bekanntwerden und Benutzen der Magnetnadel in innigster Beziehung. Ohne dieses Hülfsmittel hätte Vasco da Gama den Seeweg nach Indien nicht auffinden können, und die Entdeckung von Amerika durch Columbus wäre ohne einen solchen treuen Wegweiser nie zu Stande gebracht. Man schätzte die Eigenschaft der Magnetnadel als eine vortreffliche Thatsache, dachte aber lange Zeit gar nicht daran, die Ursache zu erforschen. Und als später die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt gerichtet wurde, war man befangen genug, den Grund einseitig in der Nadel selbst zu suchen und allerlei haltlose Hypothesen aufzustellen. Erst vom Jahre 1600 an, als William Gilbert sein berühmtes Werk „de Magnete" veröffentlichte, gewann die Sache eine sichere Grundlage und einen nationalen wissenschaftlichen Zuschnitt. Er wies darauf hin, daß sich das Richten der Magnetnadel nach Norden und Süden nicht anders erklären lasse, als daß man die ganze Erde als einen Magnet ansähe, der mit seinen Polen auf die Pole der beweglichen Nadel anziehend und abstoßend einwirke. Um diese Ansicht recht anschaulich zu machen und zu bewahrheiten, konstruirte er seine Terrellen aus großen Magnetsteinen, welche im Kleinen ebenso auf die Nadel wirkten, wie die Erde im Großen.

Später überzeugte man sich davon, daß die Axenrichtung der Nadel nicht ganz genau mit der Mittagslinie zusammentreffe. Die Nordspitze zeigte nur an sehr wenigen Orten genau nach Norden, sie wich hier östlich, dort westlich bald mehr bald weniger davon ab, welches die östliche oder westliche Declination des betreffenden Ortes genannt wurde. Da man diese Abweichung für jeden Ort noch für eine constante hielt, so kam Halley in der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts auf den Gedanken, dieselbe zur Bestimmung der geographischen Länge und Breite zu benutzen. Denn zwischen der Aenderung der magnetischen Declination und der Aenderung der geographischen Orte auf Erden, meinte Halley, bestände eine so feste Wechselbeziehung, daß man mit Zuverlässigkeit von den bekannten einen auf die unbekannte andere zurückschließen könne. Er verfertigte unter dieser Voraussetzung sogenannte magnetische Karten, welche dem Seefahrer ganz vortreffliche Dienste leisteten. Man kannte damals kein Mittel, welches zur vorläufigen Ortsbestimmung so schnell und sicher zum Ziele führen konnte. Auch ist es bekannt, daß man noch jetzt davon Gebrauch macht, obgleich man weiß, wie unzuverlässig die ursprüngliche Halley'sche Voraussetzung ist, und wie oft die Karten verbessert werden müssen.

Aber schon bei dem Einsammeln des Materials zu den beabsichtigten magnetischen Karten überzeugte sich Halley, daß die Declination an mehreren der festen Plätze eine veränderliche sei, daß also seine ursprüngliche Voraussetzung auf keiner ganz richtigen Basis beruhe. Diese Aenderung erhielt den Namen Variation. Da sich aber ergab, daß diese Variation der Declination unveränderter geographischer Orte eine sehr geringe sei, die erst nach einem Zeitraum von mehreren Jahren merklich wurde, so verfolgte er dennoch seinen Zweck und veröffentlichte im Jahr 1700 sein Kartenwerk. Es wurde auch mit großem Beifall aufgenommen. Die sachverständigen Seereisenden konnten davon nicht genug rühmen und wie leicht und ziemlich genau mit Hilfe dieser Karten und der mitgenommenen Magnetnadel die Länge und Breite der unbekannten Orte auf dem Meere zu bestimmen sei. Daß hierbei von keiner astronomisch genauen Lagenbestimmung die Rede sein konnte, verstand sich von selbst, aber auf offener See zum raschen Orientiren wurde diese auch nie beabsichtigt.

Damit hatte man nun den Erdmagnetismus sich auf eine wichtige zweite Weise dienstbar gemacht. Mit Hilfe des Kompaß konnte man in finsteren sternlosen Nächten die Weltgegenden auffinden und das Fahrzeug in die zum Ziele führende Richtung bringen. Und mit Hülfe der magnetischen Karten ließ sich an jeder Stelle des Meeres die zugehörige Länge und Breite ermitteln, und zwar auch ganz unabhängig von dem Sternenhimmel, Chronometer und Winkelmesser. Diese letztgenannten Apparate waren für den Seegebrauch noch in einem so unvollkommenen Zustande, daß die damit gewonnenen Resultate viel unzuverlässiger waren, als die vorhin erwähnten.

In Hinsicht der damals aufgefundenen Variationen wollen wir uns nur Folgendes merken. Auf der Sternwarte zu Paris hatte der große astronomische Geometer Picard 1686 eine westliche Abweichung der Magnetnadel von 4° 34' gefunden; und 1699 hatte sein eben so berühmter Nachfolger de la Hire die westliche Abweichung 8° 13' festgestellt. Die Variation betrug also in 13 Jahren schon beinahe 4°. Das gab die Veranlassung zu einer alljährlichen neuen Feststellung, welche 15 Jahre lang mit der größten Schärfe durchgeführt wurde. 1705 betrug die westliche Abweichung 9° 35', 1710 10° 50', 1715 11° 10'.

Aus den Annalen der Sternwarte ging übrigens auch noch hervor, daß 1666 die Magnetnadel ganz genau nach Norden gezeigt hatte, und daß vor dieser Zeit die Abweichung östlich gewesen war, im Jahre 1580 habe die östliche Abweichung sogar 11° 30′ betragen.

Auf ähnliche Weise stellte Halley für London folgende Tabelle auf:

1580	wich	d.	Magnetnadel	10° 15′	östl.	von	d.	Mittagslinie	ab,
1622	„	„	„	6° 0′	„	„	„	„	„
1634	„	„	„	4° 5′	„	„	„	„	„
1657	„	„	„	0° 0′	„	„	„	„	„
1672	„	„	„	2° 30′	westl.	„	„	„	„
1692	„	„	„	6° 0′	„	„	„	„	„

In Berlin war die Abweichung bis 1670 östlich, später westlich. Seit einigen 40 Jahren hat an den genannten drei Orten die westliche Abweichung ihr Maximum von 20 bis 22° erreicht, sie ist jetzt fortwährend, wenn auch sehr gering, im Abnehmen begriffen. Weitere Angaben bedarf es für unsere Zwecke jetzt nicht, wir werden später auf diesen Punkt zurückkommen.

Sehr großes Aufsehen erregte aber folgende Beobachtung, welche die beiden berühmten Astronomen Celsius in Upsala und Hiorter in Christiania ganz gleichzeitig gemacht hatten. Am 1. März 1741 sah Celsius gegen Mitternacht ein sehr schönes Nordlicht am klaren Sternenhimmel zum Vorschein kommen. Er wollte mit Hilfe der nahestehenden Magnetnadel die Lage des interessanten Phänomens feststellen. Da überraschte es ihn sehr, daß er die Nadel in unruhiger, zitternder, zuckender und schwankender Bewegung begriffen fand. Er versicherte sich sogleich, daß diese Unruhe der Nadel durch keine zufällige Erschütterung veranlaßt worden war, sondern daß sie in innigster Verbindung mit dem Nordlichte selbst stehe. Gerade wie die Strahlen des Nordlichtes in beständiger zitternder, zuckender und schwankender Bewegung begriffen waren, so zeigte auch die Magnetnadel ihre wunderbare Unruhe. Er legte auf diese Beobachtung außerordentlich viel Gewicht und gab darüber einen detaillirten Bericht, welchen er in den Jahrbüchern der Sternwarte zu Upsala zur spätern Beachtung für seine Nachfolger niederschrieb. Dann wollte er davon auch seinem Freunde Hiorter in Christiania eine briefliche Mittheilung machen, doch noch ehe dies zur Ausführung kam, langte ein Schreiben von Christiania an, worin der Freund ihm dieselbe Beobachtung bei demselben Nordlichte zur Anzeige brachte und zugleich die Bitte hinzufügte, daß Celsius sich mit ihm zu einer fernern gemeinschaftlichen Observation des höchst überraschenden Doppelphänomens vereinigen möchte. Diese Vereinigung lag so in der Natur der Wünsche beider großen Männer, daß sie nicht blos sehr innig zu Stande kam, sondern auch vortreffliche Früchte für die Wissenschaft zur Folge hatte. Die Wechselwirkung zwischen dem Nordlichte und dem Erdmagnetismus der Magnetnadel stellte sich bald als eine gar nicht mehr zu bezweifelnde Thatsache heraus. Auch andere Naturforscher der damaligen Zeit machten dieselbe Wahrnehmung. So erzählt Wargantin, daß er am 16. Februar 1749 zu Stockholm ein Nordlicht sah, so schön wie er es je gesehen habe; das Licht ging in großen Säulenstrahlen von SSW. nach NNO. vor und zurück und zeigte die heftigsten Bewegungen über den Zenithpunkt hinaus, wo es gleichsam strahlende Flammen über den größten Theil des Himmels verbreitete. Auf Augenblicke erlosch es, brach dann aber um so lebhafter in neuen Flammen aus. „Während seiner ganzen Dauer ruhte die Magnetnadel nicht einen einzigen Augenblick. Bei einem spätern Nordlichte, am 2. April desselben Jahres, war die Nadel in einer solchen Unruhe, daß der Unterschied zwischen ihrem westlichen und östlichen Stande sogar fünf volle Grad betrug." — Sehr viel Aufmerksamkeit widmete Wilcke in Stockholm damals diesem merkwürdigen Naturereigniß. „Ich habe", sagt er, „alle die Nordlichter aufgezeichnet, die ich selbst wahrgenommen habe, und darunter auch solche, bei welchen die Nadel nicht viel mehr als gewöhnliche Bewegungen zeigte, ob sich gleich die Nordlichter mit Bögen und hellen Flammen ziemlich hoch verbreitet haben. Die Sache verhält sich wirklich so, wie Herr Hiorter sie sehr richtig beschrieben hat. Die Nordspitze der Nadel scheint den Nordlichtern zu folgen und sich nach ihnen zu ziehen. Sind diese einzig oder doch am stärksten im Westen angehäuft und brennend, so wird auch die Nadel nach Westen geführt; strahlen sie wiederum am hellsten in Osten, so weicht auch die Nadel nach dieser Weltgegend hin ab. Die Nadel hat mich oft, zumal wenn sich erst die Lichter entzündeten, von ihrer Lage unterrichtet, daß ich nicht an ihrer Richtigkeit zweifle. Wenn im Gegentheile die Nordlichtwolke sehr niedrig war, oder der Bogen nach der Magnetrichtung gleichmäßig bis über den Zenith emporstieg, und die Flamme sich allenthalben gleich vertheilte, dann wurde die Nadel nicht so stark beunruhigt; dann steht sie oft mit kleinen dichten Schlägen und Bebungen einige Minuten lang still, ist auch gleich der ganze Himmel mit Strahlenschüssen und Blitzen weit über den Zenith hinaus bis nach Süden überzogen. Ein der Nadel Gewohnter bemerkt doch bald ihre beständige Unruhe, und selten läuft es ohne ungleiches Vertheilen der Flamme ab, welches sich dann sofort durch größere Veränderungen zu erkennen gibt."

Später wurden auch noch viele andere Stimmen laut, welche das merkwürdige Phänomen mit lebhaften Ausdrücken beschrieben, aber es fehlten auch die Zweifler nicht, und unter diesen war es vorzugsweise van Swinden, welcher in seiner gekrönten Preisschrift behauptete, daß der Zusammenhang zwischen den Schwankungen der Magnetnadel und dem Nordlichte keine so ausgemachte Thatsache sei, wie man gewöhnlich annähme, und er zählte sehr viele Beispiele auf, wo das eine ohne das andere zum Vorschein gekommen sei. Es sei zum Beispiel bei dem am 18. Januar 1770 zum Vorschein gekommenen Nordlichte zu Berlin auch nicht die kleinste Unruhe an der Magnetnadel beobachtet, während sie zu Tyrnau in Ungarn und auch in Jena sehr auffallend wahrnehmbar gewesen sei. Er habe die Schwankungen der Nadel sehr oft einige Tage vor dem Auftreten des Nordlichtes und auch nachher wahrgenommen, während bei dem wirklichen Auftreten des Polarlichtes die Nadel in Ruhe verblieben wäre. Diese Einrede wurde indeß doch bald wieder beseitigt durch eine große Menge von sachverständigen Beobachtungen, welche für die Sache sprachen. Hier war es besonders unser großer Alexander v. Humboldt, der durch seine Beobachtungen die ursprüngliche Ansicht als vollkommen richtig erwies. Am 20. Dezember 1806 zeigte sich ein sehr schönes Nordlicht, und da sah er zugleich eine auffallende Unruhe in der Magnetnadel; dabei war es merkwürdig, daß das in NNW. stehende Meteor den Nordpol der Nadel abstieß, denn statt nach Westen vorzuschreiten, ging die Nadel vielmehr nach Osten zurück. Zugleich stellte sich auch eine Abnahme der Intensität des Erdmagnetismus heraus, welche er daraus erkannte, daß für dieselbe Zeiteinheit die Zahl der Schwingungen der Magnetnadel kleiner geworden war. Mit dieser Beobachtung stimmte auch eine andere von Schübler genau über-

ein, die während eines Nordlichtes angestellt wurde, das am 8. Februar 1817 sichtbar war.

So interessant der Gegenstand auch auftrat, so wurde er dennoch von den Fachgelehrten nicht mit dem andauernden Eifer verfolgt, als ursprünglich Aussicht dazu vorhanden gewesen. Man konnte die Ursache der Erscheinung nicht auffinden, auch zeigte sich noch von keiner Seite die Aussicht auf eine praktische Verwerthung der Thatsache, wodurch bekanntlich alle neuen Entdeckungen erst Bedeutung und eine belebende Triebfeder zur weitern Untersuchung erhalten.

Mittlerweile waren die magnetischen Karten von Halley nach und nach so unrichtig geworden, daß man sich gar nicht mehr nach ihnen richten konnte. Die Declination der Magnetnadel war an vielen Orten um 4 bis 5° anders geworden, als die Karten voraussetzten. Die Variationen drängten sich so mächtig vor, daß man die ursprüngliche Declination davor kaum noch erkennen konnte. Es entstand daher der allgemeine Wunsch, daß ein anderer Mann von Fach die Sache aufs Neue in die Hand nehmen und den Seefahrern wieder ein Werk liefern möchte, das wenigstens eben so zuverlässig sei, als früher die Halleysche Arbeit. Es war dies am Schlusse des vorigen Jahrhunderts; Halley lebte schon lange nicht mehr. Da entschloß sich Hansteen zu Christiania dazu, die Hand zur Abhilfe des so empfindlich gefühlten Mangels zu bieten. Es war dies kein kleiner Entschluß, denn die Arbeit mußte den Fortschritten der Zeit entsprechen und war auch durch das Einsammeln, Ordnen und Verwenden des Materials eine Zeit raubende und sehr beschwerliche. Dies schreckte ihn aber nicht ab, und er brachte sehr hochherzig und edel 20 Jahre seines Lebens der würdigen Lösung dieser Aufgabe zum Opfer. Er wurde erst 1819 mit dem ganzen Werke fertig. Aber durch das so andauernde Verweilen bei demselben Gegenstande lernte er denselben auch sehr genau kennen und wußte zuletzt am besten gerade die Punkte zu bezeichnen, wo Nachforschung noch am wünschenswerthesten war. In dem berühmten Nachworte des großen Werkes machte er auch darauf aufmerksam, daß in Zukunft die von ihm und Halley durchgeführte Arbeit noch öfter wiederholt werden würde, da die Declination der Magnetnadel Variationen unterworfen sei, welche mit den Jahren zu Ungenauigkeiten der Karte führten; es sei aber nicht gut, sie von einer Hand durchführen zu lassen, weil sie sonst nicht so rasch zu Stande gebracht werden könnte, als es die Natur der Sache verlange; auch wäre es wünschenswerth, daß die Durchführung kein Privatwerk bleibe, sondern einer Regierung oder einer großen Corporation übergeben werde, denn die dazu erforderlichen Mittel überstiegen bereits die Kräfte eines Einzelnen. Dies Wort blieb auch nicht unbeherzigt. Die englische Nation begriff sogleich, daß dasselbe gerade für ihren Seeverkehr eine sehr bedeutungsvolle Wahrheit enthielt, daß es ihr zukäme, dabei mit Hochherzigkeit voranzugehen. Daher kam es denn, daß Barrow, der Präsident der königlichen geographischen Gesellschaft zu London, den Antrag stellte, daß man ein solches erdmagnetisches Kartenwerk, welches den Seefahrern zur leichten Ortsbestimmung dienen könnte, von zehn zu zehn Jahren neu herausgebe, und zwar mit Hilfe mehrerer tüchtigen Kräfte, die durch Staatsmittel für ihre Arbeit belohnt würden. Der Antrag erhielt seine ungetheilte volle Beistimmung nicht blos von Seiten der Societät, sondern auch von der Regierung. So steht nun die Angelegenheit zum Segen für alle seefahrenden Nationen noch heute. Man erkennt und schätzt das Gute in einem solchen Hilfsmittel und sucht es würdig zu erhalten.

Uebrigens ließ man auch das Beobachten und Nachforschen der übrigen Eigenschaften des Erdmagnetismus nicht ruhen, und es waren vorzugsweise Arago und Alexander v. Humboldt, welche sich zu Paris mit der Sache beschäftigten. Eine genau eingerichtete Magnetnadel der pariser Sternwarte wurde täglich in bestimmten Terminen beobachtet und das Resultat in einem Tagebuche notirt. Da kam es nun auch öfter vor, daß man die plötzliche Unruhe der Nadel wahrnahm, ohne Gelegenheit gehabt zu haben, das zugehörige Nordlicht beobachten zu können, und es erregte große Freude, nach später einlaufenden Berichten in Erfahrung zu bringen, daß das vermuthete Phänomen an nördlicheren geeigneteren Orten wirklich gesehen worden sei. Diese und ähnliche Wahrnehmungen führten natürlich zu der Vermuthung, daß die Unruhe der Magnetnadel während eines Polarlichtes keine lokale, sondern eine ganz allgemein verbreitete sei. Es war nur nöthig, daß man dem Gegenstande eine recht vielseitige Aufmerksamkeit schenkte. Hierauf wies aber auch Hansteen in seinem berühmten Nachwort zu seinem Kartenwerk hin und zwar in sehr energischen Ausdrücken. „Europa's Mathematiker", sagt der berühmte Gelehrte, „haben seit Keplers und Newtons Zeiten sämmtlich die Augen gen Himmel gekehrt, um die Planeten in ihren feinsten Bewegungen und gegenseitigen Störungen zu verfolgen; es wäre zu wünschen, daß sie jetzt eine Zeitlang den Blick hinab in den Mittelpunkt der Erde senken möchten, denn auch allda sind Merkwürdigkeiten zu schauen. Es spricht die Erde mittelst der stummen Sprache der Magnetnadel die Bewegung im Innern aus, und verstünden wir des Polarlichtes Flammenschrift recht zu deuten, so würde sie für uns nicht weniger lehrreich sein. Der Zusammenhang der Meteorologie mit dem Polarlichte, folglich mit den magnetischen Kräften, springt in die Augen; eben so merkwürdig ist die Gleichheit zwischen Humboldts isothermischen Linien und den magnetischen Neigungslinien."

Der freimüthige Ausspruch Hansteens hat Wunder gethan. Die gesammte Untersuchung des Erdmagnetismus wurde dadurch nicht blos sehr belebt, sondern auch auf einen viel zuverlässigeren wissenschaftlichen Boden verpflanzt. Humboldt und Arago hätten Hansteens Vorwurf eigentlich übel nehmen können, da sie sich schon seit Jahren mit ihrem ganzen Eifer dem Erforschen des Erdmagnetismus zugewandt hatten, und ihre Wirksamkeit nun mit einem Schlage für Null erklärt wurde. Sie thaten dies aber nicht, sondern sprachen es offen aus, wie der große Norwege ihnen ganz aus der Seele geredet habe und es in der That nöthig sei, daß die astronomischen Gelehrten ihr Wissen und Forschen dem Magnetismus der Erde zuwendeten. Das Ansehen dieser beiden durch vielfache gemeinschaftliche Arbeiten berühmt gewordenen Gelehrten wirkte mächtig auf den Geist ihrer Fachgenossen. Von allen Seiten kam man ihnen bereitwillig entgegen. Die Sache würde aber dennoch von keinem großen Erfolge gewesen sein, wenn nicht von einer andern Seite eine neue Entdeckung hinzu gekommen wäre, welche den Gegenstand in eine ganz andere Lage gebracht hätte, von wo aus das Erforschen ein viel lebhafteres Interesse gewann, weil

damit zugleich die Aussicht auf eine praktische Verwerthung eröffnet wurde.

Diese neue Entdeckung ward von Hans Oersted in Kiel gemacht und im Jahre 1820 veröffentlicht. Er hatte nämlich gefunden, daß in dem Drahte, welcher eine galvanische Batterie zum Schlusse brachte, jedesmal eine sehr starke magnetische Kraft erweckt wurde, als wenn der Draht selbst plötzlich ein kräftiger Magnet geworden wäre. Auf die Materie des Drahtes kam es dabei gar nicht an, er konnte von Kupfer, Messing, Silber, Gold, Platin u. s. w. sein. Und was die magnetische Wirkung betraf, so überstieg sie nicht blos die erdmagnetische Kraft, sondern auch die alten künstlichen Magnete. Man kann sich leicht denken, daß diese Entdeckung sehr großes Aufsehen erregte. Denn nicht blos, daß man hier in Stoffen, von denen man es früher für unmöglich gehalten hatte, Magnetismus erzeugen konnte, sondern, daß dieser Magnetismus elektrischen Ursprungs sei. Die Aehnlichkeit der Wirkung zwischen Elektricität und Magnetismus war allerdings längst erkannt; man hatte sogar eine gewisse Verwandtschaft zwischen beiden vermuthet, aber auf eine so innige gegenseitige Beziehung zwischen ihnen war Niemand gekommen. Man wußte, daß auf Fahrzeugen, welche das Unglück gehabt hatten, vom Blitz getroffen zu sein, die Magnetnadel ihre Kraft oft ganz verloren oder ihre Polarisation geradezu umgekehrt hatte, also mußte in dem elektrischen Fluidum offenbar etwas Magnetisches gewirkt haben, man konnte es sich aber nicht erklären, wie dies möglich geworden sei. Mit Oersteds Entdeckung erhielt man auf einmal Licht in der bis dahin dunkeln Sache.

Daß das Ablenken der Magnetnadel in dem Schließungsdrahte der Volta'schen Säule kein zufälliges sei, sondern an bestimmte leicht festzustellende Gesetze gebunden sei, erkannte schon Oersted und wußte dies durch Versuche zu bewahrheiten. Indeß haben auch Ampere, Arago, Schweiger große Verdienste, das Prinzip der Gesetzmäßigkeit zu vereinfachen und auf ein zuverläßiges Maß zurückzuführen. Besonders war es Schweiger in Halle, welcher erkannte, daß der Schließungsdraht in Form von isolirten Kreiswegen die im Innern freischwingende Nadel um so stärker afficire, als die Zahl der Ringe sich vermehre, wodurch er zur Erfindung des Galvanometers geführt ward, der in dieser Lehre so hohe Bedeutung gewonnen hat. Dann machte Oersted noch die wichtige Entdeckung, daß die Länge des Schließungsdrahtes keine wahrnehmbare Aenderung in der ablenkenden Kraft auf die Magnetnadel ausübe, daß die Sache sich wesentlich noch eben so verhielte, wenn auch der Draht meilengroße Länge besäße. Und damit wies er seiner Entdeckung schon die große Zukunft für den elektrischen Telegraphen an. Aber auch Sturgen in England und Arago in Paris entdeckten den Elektromagnet, wobei ein Kern von weichem Eisen, um welchen der isolirte Schließungsdraht der galvanischen Batterie gewickelt war, eine mehr als hundertmal vergrößerte Tragkraft an den Tag legte. Da diese Kraft in einem verhältnißmäßig sehr kleinen Raume die des Dampfes an Stärke noch überbot und dabei frei war von den vielen Gefahren, welche die Anwendung des Dampfes damals noch mit sich führte, so war es natürlich, daß man sogleich daran dachte, dieselbe zur Bewegung von Maschinen zu benutzen. Diese Versuche führten allerdings nicht zu dem gehofften Ziele, aber sie waren die Veranlassung zu einer fast noch wichtigern andern Entdeckung und Erfindung. Jacoby in Dorpat brachte dadurch die Galvanoplastik zu Stande.

Oersteds Entdeckung hatte also große Folgen, und das nicht blos für die Wissenschaft an sich, sondern auch fürs praktische Leben, wonach, und sicher mit Unrecht, das gebildete Volk den eigentlichen Werth ermißt. Dies Alles sieht nun aber aus, als wenn es mit dem Erforschen des Erdmagnetismus wenig oder gar nicht in Verbindung stehe; das war allerdings ursprünglich auch wirklich der Fall, jetzt ist indeß die Sache eine ganz andere geworden, und es fehlt die sehr wichtige Anwendung auf unsern Gegenstand nicht.

Aus allen Erdtheilen.

Fortschritt in der Capcolonie. Die „Cape and Natal News" melden, daß jetzt eine regelmäßige Dampferlinie zwischen Capstadt und Plymouth an der Ostküste eingerichtet worden ist; die Schiffe fahren in jedem Monat zweimal und sollen späterhin bis zur Algoabay in der Ostprovinz und bis East London im britischen Cafraria gehen. Es ist auch im Plane, die Linie von Port Natal bis zur Insel Mauritius im Indischen Ocean zu verlängern, wodurch die Capcolonie in raschere Verbindung mit Indien, China und Australien käme. Nicht minder gedenkt eine Compagnie Dampfer nach Quillimane, Mosambik und überhaupt nach den portugiesischen Häfen der Ostküste gehen zu lassen, um in diese mehr Leben zu bringen.

In Bezug auf den Handelsverkehr steht jetzt Port Elisabeth in vorderster Linie, dann folgt die Capstadt, Mossel Bay, Simons town, Beaufort und Port Alfred. Die Einfuhren im britischen Südafrika haben im Jahr 1864 nicht weniger als 61,791,000, die Ausfuhren 59,875,000 Frcs. betragen, beinahe 15 Millionen mehr als im Jahre vorher.

Im Natallande richtet eine ansteckende Krankheit, welche man als Imfu bezeichnete, große Verheerung unter den Eingebornen an; sie gleicht in mancher Beziehung der Cholera; es waren aber nur zwei weiße Leute derselben erlegen, während ganze Kaffernkraals ausgestorben sind.

Achtzehn Projekte für einen interoceanischen Kanal durch die Landenge von Darien. Wir erwähnten jüngst (Globus VIII, S. 223), daß L. Oliphant den Bayanosfluß (den Chepo), welcher 30 Miles westlich von Panama in den Stillen Ocean fällt, für geeignet halte, bei der Anlage eines Kanals durch den Isthmus benutzt zu werden. Doch hat dieser Plan Widerspruch gefunden, gleich allen anderen, welche bisher aufs Tapet gebracht worden sind. Diese wurden von V. A. Maltebrun im Bülletin der pariser geographischen Gesellschaft zusammengestellt.

1. Golf von Tehuantepec, vermittelst des Goazacoalcos und Rio chicapa.

2. Golfo dulce, Rio cabajon.

3. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Tipitapa, Managuasee, Fonsecabay.

4. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Tipitapa, Managuasee, Hafen Realejo.

5. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Tipalapa, Managuasee, Rio Tamarinda.

6. Rio San Juan, Nicaraguasee, Port Brito.

7. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Lajas, der Hafen San Juan del Sur.

8. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Sapoa, Salinasbay.

9. Rio San Juan, Nicaraguasee, Rio Nino, Rio Tampisque, Golf von Nicoya.

10. Rio San Juan, Rio San Carlos, Golf von Nicoya.

Alle diese Projekte, den Rio San Juan für einen Kanal durch Nicaragua zu benutzen, waren vollkommen unpraktisch. Der Fluß hat eine Mündung, die während der letztverflossenen Jahre so sehr versandete, daß man jetzt, 1865, bei niedrigem Wasserstande von einem Ufer zum andern über die Barre gehen kann. Der Hafen San Juan de Nicaragua, der überhaupt nur eine sehr unsichere Rhede war, ist dadurch unbrauchbar geworden.

11. Rio Trinidad, Rio Caymeto (Isthmus von Panama).

12. Rio Chagres (Isthmus von Panama).

13. Von Limon- oder Navybay nach Panama.

14. Port San Blas und Rio Chepo (Isthmus von Panama).

15. Port Escoces oder Caledoniabay, Rio Chucanumа, Rio Savana, Golf von San Miguel.

16. Golf von Darien, Rio Aequia, Rio Tayea, Golf von San Miguel.

17. Golf von Darien, Rio Atrato, Rio Truando, Humboldsbay.

18. Golf von Darien, Rio Atrato, Rio Tapipi, Cupicabay.

Zur Kennzeichnung der Zustände in Nordamerika. Die Volksmenge in den Vereinigten Staaten zerfällt bekanntlich in eine Menge sehr verschiedener Bestandtheile, und schon vor Jahren hat auch Franz Löher darauf hingewiesen, daß das irisch-keltische Element außerordentlich stark sei; sehr viele Eigenthümlichkeiten desselben machen sich auch im öffentlichen Leben geltend, in welchem das alte angelsächsische Element mehr und mehr zersetzt wird. Von einer homogenen Nation ist in jenem Lande keine Rede.

Als die Leiche des ermordeten Präsidenten Lincoln in Neuyork ausgestellt war, hatte man große Begräbnißfeierlichkeiten veranstaltet. Die Anordnung derselben war den irländischen Mitgliedern des Stadtraths übertragen worden. Nun haben die Irländer in Masse einen unüberwindlichen Widerwillen gegen die Neger, welche aber auch an dem großen Zuge Theil nehmen wollten, obwohl Lincoln ihnen einst erklärt hatte, sie seien ein Unglück für das Land und man wünsche, die Schwarzen sobald als irgend möglich los zu sein. Die Stadträthe erklärten, die weißen Genossenschaften würden großen Anstoß nehmen, mit Schwarzen gemeinschaftlich aufzuziehen. Die Neger aber telegraphirten nach Washington, und der Kriegsminister Stanton verwandte sich dafür, daß sie im Zuge figuriren dürften. Nun wurden die Neger allerdings, 250 Mann stark, zugelassen, mußten aber die allerletzten im Zuge sein. Als sie durch die fünfte Avenue zogen, wo die Millionäre wohnen, welche durch den Krieg und durch Lieferungen ꝛc. noch reicher geworden sind, wurden die „schwarzen Brüder“, mit einem wahren Furore des Beifalls begrüßt; der „Nigger“ ist jetzt in der Mode, besonders bei den „Ladies“. Allerdings waren die „amerikanischen Bürger afrikanischer Abkunft“ einigermaßen erstaunt über diese Popularität in einer Stadt, wo doch sonst die Ausschließlichkeit im geselligen Verkehr dem Neger gegenüber ganz dieselbe ist wie seither; und die Zeitungen erinnern daran, daß in dieser Stadt Neuyork vor zwei Jahren eine große Razzia gegen die armen Neger unternommen worden ist, bloß weil sie schwarz waren, daß man sie mit Knütteln auf den Straßen todt schlug und an Laternenpfähle hing. Daß Bestrafung für solche Barbareien erfolgt sei, haben wir nicht gelesen. —

Wir haben neulich aus amtlichen Quellen nachgewiesen, daß gerade die Abolitionisten, Leute aus den Nordstaaten, welche als Günstlinge der Regierung confiscirte Plantagen bewirthschaften, mit den angeblich freien Negern ungleich härter verfahren, als das jemals von Seiten der Sklavenbesitzer der Fall gewesen. Sie beuten den „freien“ Neger unbarmherzig aus, geben ihm jämmerlich niedrigen Arbeitslohn und haben ihn unter die Gewalt des Profossen gestellt, welcher die Zwangsarbeit überwacht. Das ist, wie wir gezeigt, in Louisiana der Fall. In anderen Staaten begibt sich genau dasselbe. Das Folgende entnehmen wir, wohlgemerkt, einem abolitionistischen Blatte, dem „Boston Courier“ vom 4. März 1865:

„Wie streng und hart die Besitzer ihre Neger im Süden behandeln, kann man ersehen aus den Mittheilungen des Herrn E. F. Philbrick, der Baumwollenaufseher auf der St. Helena-Insel in Südkarolina ist. (Diese Insel war von Nordländern in Besitz genommen, welche die Baumwollenplantagen für ihre Rechnung betrieben.) Sein Brief steht in der „Neuyork-Post“. Philbrik hatte 400 schwarze Arbeiter zu beaufsichtigen, und er schreibt Folgendes: — Viele haben durchgängig an jedem Tage doppelt so viel Arbeit verrichten müssen, als früher (von ihren Besitzern, den geflüchteten oder vertriebenen Sklavenhaltern) von ihnen verlangt wurde, wie sie sagen, ohne dabei sich sehr angestrengt zu fühlen. — Nun fragen wir, welcher nördliche freie weiße Arbeiter könnte doppelt so viele Arbeit am Tage verrichten, ohne sich ermüdet und überbürdet zu fühlen? Philbrick ist so viel und so weit Abolitionist als sich mit praktischem Talente (!) verträgt; sein Bericht enthält überhaupt manche Nachweisungen, die wohl zu beherzigen sind, schon weil sie aus einer solchen Quelle fließen. So hat z. B. Hr. Philbrick, den abolitionistischen Annahmen entgegen, sich überzeugt, daß „die natürliche Tendenz des befreiten Negers dahin geht, zufrieden zu sein, wenn er nur die einfachsten Bedürfnisse befriedigt hat, und das letztere kann er in den südlichen Staaten vermittelst einer sehr geringen Summe von Arbeit“. Hr. Philbrick meint, man könne das ändern, wenn man es mache wie mit dem bekannten Bündel Heu, welches man vor dem Esel hin und her schwingt, aber so, daß er nicht anbeißen kann, aber dem Heu, das er doch gern fressen möchte, nachläuft. Er meint weiter, man müsse dem Neger billige Waaren vorhalten und damit neue und civilisirte Bedürfnisse in ihm aufstacheln; so erwecke man in ihm Liebhabereien, die er dann gern befriedigen wolle. Wir aber meinen, Hr. Philbrick bedürfe nur einer etwas längern Erfahrung, um sich zu überzeugen, daß sein Heubündelsystem weder andauernd noch sicher wirken werde.“

So weit das bostoner Blatt. Die ganze Mittheilung ist charakteristisch; auch sie zeigt, wie die in pseudophilantropischer Lüge gefärbten abolitionistischen Lumpen und Lappen einer nach dem andern herunterfallen. Und welch ein Eingeständniß, daß die im Besitz der Abolitionisten befindlichen schwarzen Leute doppelt so viel arbeiten müssen, als bei den Sklavenhaltern, und daß diese doppelte Arbeit ihnen nicht zu viel sei! Wo bleiben da die Deklamationen von „Ueberbürdung“? —

In den Monaten April und Mai hat sich in vielen Gegenden der Nordstaaten ein Geist roher Gewaltthätigkeit und wildester Zuchtlosigkeit gezeigt. Die öffentlichen Blätter haben sich zum Theil stark einschüchtern lassen, denn es ist gefährlich, das Mißvergnügen des politischen Mob auf sich zu ziehen, und mit der Freiheit der Rede steht es auch bedenklich genug. Wer von der Meinung des Mob abweicht, ist seines Lebens nicht sicher; die Brutalitäten kommen auch nicht etwa vereinzelt, sondern in großer Menge vor, und zwar zumeist wegen verschiedener politischer Ansichten. Es ist merkwürdig, wie furchtsam und lammszahm gerade Blätter der zu Grunde gerichteten demokratischen Partei sind, z. B. die deutsche neuyorker Staatszeitung, wie die sich dreht und windet und die Machthaber, welche früher von ihr angegriffen wurden, mit Sammethänden schmeichelt. Allerdings ist es in dem freien Amerika, welchem bei uns in Deutschland der unverbesserliche Sympathiemichel so zärtliche Liebe zuwendet, weil er wähnt, dort drüben sei ein „Land der Freiheit“; in dem freien Amerika, sagen wir, ist es gefährlich, eine freie Meinung zu äußern. In Pennsylvanien z. B. gehören die beiden Brüder Ingersoll zu den geachtetsten Männern im Staate. Einer derselben hatte in einer Rede geäußert, daß die Bundesregierung sich verfassungswidrige Ein- und Uebergriffe zu Schulden kommen lasse, indem sie die Rechte der Einzelnstaaten (state rights) beeinträchtige, und diese Staatenrechte seien doch die Grundlage der amerikanischen Freiheit. Er hatte ferner geäußert, die Steuerlast sei so drückend, daß sie eine schwere Bürde für das Volk geworden. Wegen solcher Aeußerungen wurde er von den Lincoln-Johnsonleuten auf offener Straße überfallen und fast zu Tode geprügelt. Ein Zeitungsredakteur, Shaw, ist wegen ähnlicher Aeußerungen ermordet worden. Der vormalige Bundespräsident Pierce entging demselben Schicksale nur durch seltenen Muth, große Geistesgegenwart und einen Zufall. — Solche Zustände haben in der That ein hohes Anrecht auf die Sympathie der „Freiheitsfreunde“ in Deutschland! Aber es wird die Zeit kommen, in welcher die Schuppen auch diesen Leuten von den Augen fallen, und dann werden wir die berühmte Redensart hören: „Ja, wer hätte das gedacht?“

Die alten Missionen der Jesuiten in Paraguay. Wir können nicht umhin den Jesuiten des vorigen Jahrhunderts nachzurühmen, daß sie in Bezug auf die amerikanischen Indianer ein tiefes *ethnologisches Verständniß* gehabt haben. Sie wußten sehr wohl, daß der Waldindianer ganz anders von der Natur angelegt ist als z. B. der Europäer, und daß man mit jenem nicht in derselben Weise umgehen kann, wie mit diesem. Es war ihre Absicht nicht, den Indianer auszurotten, sie behandelten ihn nicht, wie die Yankees thun, als „rothes Ungeziefer" (red vermin), sondern als einen minderjährigen Menschen, den sie unter eine, allerdings eigenthümliche Vormundschaft stellten. Im vorigen Jahrhundert begriff man in dieser Beziehung die Jesuiten nicht, in unseren Tagen fängt man an ihr Verfahren zu würdigen. Wir wissen jetzt, daß *sie sich viele Maximen der peruanischen Inkas aneigneten*, und daß dabei ihre Missionen gediehen. Wer mit den südamerikanischen Verhältnissen einigermaßen vertraut ist, weiß sehr wohl, daß die Indianer unter den Inkas sich in einer ungleich bessern Stellung befanden, als seit ihrer Unterjochung durch die spanischen Barbaren.

Vor einigen Wochen hat Martin de *Moussy*, der einige Jahrzehnte in Südamerika gelebt und das bei weitem vollständigste und beste Werk über die La Plata-Länder geschrieben, eine Denkschrift über den Verfall der Jesuitenmissionen veröffentlicht, welche den Gegenstand eingehend behandelt. Das von den Jesuiten befolgte System, sagt er, beruhete auf Communismus. Jede einzelne „Reduction" (Gemeinde) stand unter zwei „Vätern"; der eine derselben, der Curate, war mit den weltlichen Angelegenheiten vertraut und auch Arbeitsdirektor der Genossenschaft; der andere verwaltete das geistliche Amt und die Seelsorge. Das würdige Auftreten und der untadelhafte Wandel sicherte ihnen die volle Achtung und den unbedingten Gehorsam der Guarani-Indianer. Die Väter selbst verließen ihre Wohnung, das „Collegium", nur, wenn das unbedingt nöthig war, erschienen öffentlich nur in kirchlichen Angelegenheiten und führten die Verwaltung unter Beihilfe eines Corregidor, eines Alcalden und mehrerer Beisitzer, die allesammt Indianer waren. In der Kirche sah man sie stets von einem zahlreichen Gefolge von Assistenten und Chorknaben umgeben, die sehr anständig gekleidet waren. Kein Frauenzimmer durfte das Collegium betreten und kein Vater ging in die Wohnung eines Indianers; nur allein in der Kirche wurde gebeichtet. Die Kranken wurden in ein Spital gebracht und dort von den Vätern besucht. Ueberall in der Gemeinde wurde der größte Anstand beobachtet; die Frauen spannen und webten Baumwolle. Die Kleidung bestand für die Männer aus Hemden, Beinkleidern, Mantel und Mütze; die Frauen trugen langes Hemde mit Gürtel und einen Rock. Die Männer wurden zum Handwerk angehalten, und die Erzeugnisse der Arbeit wurden im Gemeindemagazin gelagert und je nach Bedürfniß an die Einzelnen vertheilt. Alle waren gleichgestellt und gleichberechtigt; für die Alten und die Waisen wurde ausreichend gesorgt; es herrschte in der That allgemeine Gleichheit.

Solch ein System mag uns seltsam erscheinen, aber die Väter waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es für die Guaranis am besten und zweckmäßigsten sei. Auch zeigten sich die Indianer mit demselben so völlig zufrieden, daß sie den Verlust ihrer Direktoren bitter beklagten. Nach Vertreibung der Jesuiten versuchten die Spanier das System beizubehalten, und im Wesentlichen hat es in Paraguay bis 1848 bestanden. Als es dann abgeschafft wurde, zerstreute sich ein Theil der noch in den Reductionen übrigen Indianer.

Die Jesuiten ließen den Ueberschuß der Produktion auf Guaranibooten nach den Häfen am La Plata bringen und dafür europäische Waaren einkaufen. So konnten sie die Kirchen reich ausschmücken, während die Väter in ihrem Collegium ein strenges und nüchternes Leben führten. Sie regierten ihre Indianer mit väterlichem Wohlwollen, benutzten ihre Kräfte und Fähigkeiten sorgsam für die *Arbeit* und ergötzten die Leute durch Ceremonien und öffentliche Aufzüge, welche den „großen Kindern" Freude machten. *Selbst die Arbeit wurde zu einer Festlichkeit.* Die Arbeiter zogen gemeinschaftlich aufs Feld, wo das Bild des Heiligen in einer Laubhütte aufgestellt wurde. Nach gethaner Arbeit, die nie länger als einen halben Tag dauerte, zogen sie unter Musik heim. Die Frauen tanzten nicht, die Männer aber hatten Kriegstänze, welche unter Aufsicht der Gemeindebehörden öffentlich aufgeführt wurden. Am Schlusse der Festlichkeiten wurde allemal ein Feuerwerk abgebrannt. —

So weit *Moussy*. Sir Woodbine *Parish*, ein englischer Protestant, der lange als Diplomat am La Plata gelebt, sagt: „Die Jesuiten machten ein Experiment in großem Maaßstabe, das der reinsten christlichen Gesinnung entsprang; sie wollten Horden wilder Menschen sittigen und nützlich machen, die sonst gleich den anderen Eingebornen elend zu Grunde gegangen wären, entweder durch Krieg oder als Sklaven der europäischen Ansiedler. Der große Erfolg, welchen sie erzielten, erregte Haß und Eifersucht, und man brachte tausend abgeschmackte Geschichten über die angeblichen politischen Pläne der Jesuiten in Umlauf, die unglücklicherweise nur allzu leicht Glauben fanden. Als man die Väter den Indianern entriß, wollte ihre Trauer und ihr Wehklagen kein Ende nehmen. Sie erboten sich, einen größern Tribut an Spaniens König zu zahlen, wenn man die Väter ihnen lassen wolle."

Es war in den Missionen eine eigenthümliche Art von Halbcivilisation geschaffen worden, welche dem Kulturwerthe jener Indianer damals angemessen war.

Die Deutschen in Cincinnati. *Benno Speyer* erzählt von denselben in seiner so eben in jener Stadt erschienenen Broschüre: „Statistik des Staates Ohio und der Stadt Cincinnati, 1865": In der Richtung von Osten nach Westen wird die Stadt ungefähr in der Mitte von dem Little Miami Kanal durchschnitten, der dann, nachdem er eine Strecke lang westlich gelaufen ist, in fast nördlicher Richtung die Stadtgrenze überschreitet. Der südlich und westlich von diesem Kanale begrenzte Stadttheil wird fast ausschließlich von Deutschen bewohnt. Der amerikanische Volkswitz hat deshalb diesen Kanal den „Rhein" und den Stadttheil „over the Rhine" oder „little Germany" getauft. Dieser Name ist in der That bezeichnend, denn man glaubt sich wirklich in eine deutsche Stadt versetzt, sobald man den „Rhein" überschritten hat. Man hört dort kaum etwas Anderes als Deutsch, die Geschäftshäuser tragen deutsche Inschriften, und wenn das Alles noch nicht genügte, so würde der Umstand, daß sich etwa in jedem dritten Hause ein Bier- oder Weinlokal befindet, einen jeden Ethnologen überzeugen, daß er es hier mit Mitgliedern oder Abkömmlingen der teutonischen Rasse zu thun hat. Das deutsche Element beansprucht wenigstens ein Drittel der gesammten städtischen Bevölkerung, also mindestens 70,000 Seelen. Die Deutschen gehören der größern Mehrheit nach der Arbeiter- und der Handwerkerklasse an, jedoch befinden sich auch viele der bedeutendsten und reichsten Geschäftshäuser in den Händen von Deutschen. Merkwürdig scharf, so scharf wie in keiner andern Stadt der Union, ist in Cincinnati der Unterschied zwischen Platt- und Hochdeutschen und zwischen Katholiken und Protestanten gezogen. Man muß es den Deutschen indeß zur Ehre nachsagen, daß es trotz aller Meinungsverschiedenheiten selten zwischen ihnen zu Streitigkeiten kommt, und daß sie wie *Ein* Mann deutschfeindlichen Einflüssen gegenüber treten. Unter den Deutschen findet man hier eine ungewöhnlich große Anzahl gebildeter Leute, und so kommt es denn, daß man in Cincinnati bei einiger Bekanntschaft leicht ein echt deutsches geselliges Leben führen kann.

Die Deutschen haben das Verdienst, daß sie mit zu den ersten Ansiedlern des Staates Ohio (1790 bis 1800) gehörten und seitdem an der weitern Entwicklung desselben den thätigsten Antheil nahmen. Auf dem Lande leben sie meist in abgesonderten Colonien. Ganz in der Nähe von Cincinnati finden wir solche Colonien, welche sich von ihren amerikanischen Nachbaren so streng geschieden haben, daß nur wenige Personen derselben Englisch verstehen, und daß sogar die Verhandlungen der Gemeindebehörden im reinsten münsterschen Plattdeutsch oder im halsbrechenden Schweizerdialekt gepflogen werden.

Der italienische Handel auf dem La Plata. Wir lesen in einem Berichte Folgendes:

„Die Hauptaufmerksamkeit der italienischen Handelsmarine ist auf die südamerikanischen Staaten gerichtet, und die kriegerischen Ereignisse in Brasilien und Paraguay haben die ganze Bedeutsamkeit derselben an den Tag gelegt. *Die Beschiffung des La Plata-Stroms und seiner Nebenflüsse ist ganz in den Händen der Italiener*; die Engländer und Franzosen weichen vor deren Concurrenz zurück, und selbst die Spanier, deren politische Verbindungen dort seit langer Zeit und sehr nachdrücklich gegründet sind, überlassen den Italienern die Stromschifffahrt. Das schwimmende Material, das letztere dort besitzen, beläuft sich auf 1500 Schiffe von verschiedener Größe und 18,000 Mann Seeleute. (?) Die Mehrzahl dieser Schiffe trägt jedoch anstatt der italienischen Flagge die der verschiedenen La Plata-Staaten, was daher kommt, daß vor 1860 die italienische Flagge in jenen Gegenden gar keinen Schutz genoß, und daß einige See- und Consularreglements in dieser Beziehung sehr mangelhafte Bestimmungen enthalten. Uebrigens wird auf dem

Marineministerium auf Antrag der Handelskammer von Genua eifrigst dahin gearbeitet, daß überall in den La Plata-Staaten die italienische Flagge sich entfalten kann."

Wir haben im Globus sehr häufig darauf hingewiesen, welch ein dankbares Feld für deutschen Unternehmungsgeist sich gerade in den gemäßigten Regionen Südamerika's eröffne. Wir werden abermals, wie schon oft, hinter den anderen Völkern herkommen. In unseren Seestädten ist ungemein viel Tüchtigkeit und auch Unternehmungsgeist vorhanden, aber der Geist einer großartigen Initiative muß erst noch geweckt werden. Englische Kapitalisten haben in einigen argentinischen Provinzen tausende von Quadratmeilen fruchtbaren Landes gekauft und lenken die Auswanderung dorthin; wer denkt bei uns daran? Es ist aber hohe Zeit, aus der bisherigen Einseitigkeit herauszutreten.

Die Fremden in Schanghai. In dieser chinesischen Handelsstadt wurde im April 1865 eine Zählung vorgenommen, nach welcher allein in den verschiedenen Fremdenvierteln, außerhalb der mit Mauern eingeschlossenen eigentlichen Chinesenstadt, zusammen 2750 Fremde und 142,465 Chinesen wohnen. Unter den Fremden sind 460 Franzosen aufgezählt, der Rest sind Deutsche, Engländer und Nordamerikaner. Die Fremden interessiren sich jetzt für die Herstellung einer Fahrstraße von Schanghai nach Wusung, am Zusammenfluß des Wusung und des Jang-tse-kiang, um den Ansiedlern die Annehmlichkeit zu bieten, sich zu jeder Jahreszeit bequem nach der Meeresküste begeben zu können. Die Straße wird nicht längs des Flusses, sondern über Kungwang mitten durch das Land führen und zugleich die bisher sehr beschränkte Zahl von Promenaden in erfreulichster Weise vermehren. Wusung aber, jetzt noch ein kleines armseliges Dorf, wird zur Sommer-Villeggiatur für die in Schanghai lebenden Fremden und ihre Familien werden und durch die Landhäuser, welche daselbst rasch entstehen dürften, sich bald zu einer stattlichen Ansiedlung emporschwingen. Inzwischen wird in England auch das Projekt der Herstellung einer Eisenbahn zwischen Wusung und Schanghai berathen, und es soll alle Aussicht auf dessen Verwirklichung vorhanden sein.

Barbarei der Engländer auf Neuseeland. Wir werden in der nächsten Zeit die Verhältnisse auf dieser Inselgruppe näher besprechen, denn dort begeben sich Dinge und treten völkerpsychologische Erscheinungen zu Tage, welche im hohen Grade unsere Aufmerksamkeit verdienen. Heute wollen wir nur an einem Beispiele zeigen, in welcher Weise die christlichen Engländer, diese „Herolde der angelsächsischen Civilisation" vom Anfang an gegen die eingebornen Maoris verfuhren.

Thomson erzählt in seinem werthvollen Werk über Neuseeland die nachstehenden Vorgänge; seiner Schilderung liegen amtliche Berichte an das Parlament zu Grunde.

Im April 1834 strandete das Barkschiff „Harriet", Capitän Guard, an der Stelle, wo jetzt die Stadt Taranaki liegt. Die Schiffbrüchigen wurden sechs Tage lang von den Eingebornen freundlich und gastlich behandelt, dann aber erhob sich ein Streit, in welchem 12 Matrosen und 25 Maoris erschlagen wurden. Der Capitän nebst Frau und zwei Kindern und zehn Seeleute wurden gefangen genommen, man entließ aber den erstern mit einigen Matrosen, nachdem er angelobt hatte, wieder zu kommen und die Uebrigen gegen eine Ranzion, die in Pulver bestehen sollte, auszulösen.

Auf seine Vorstellungen schickte der Gouverneur von Neusüdwales das Kriegsschiff „Alligator", Capitän Lambert, mit einer Compagnie Soldaten nach Taranaki, wo die gefangenen Matrosen sofort ausgeliefert wurden; die beiden englischen Dolmetscher versprachen die Ablieferung des Pulvers, sobald auch Frau Guard mit ihren Kindern herausgegeben würde. Gleichzeitig wurden die Soldaten ans Land gesetzt, wo sie sich in Schlachtordnung aufstellten. Zwei Eingeborne kamen unbewaffnet zu ihnen; der eine, Häuptling des Stammes, erzählte, daß Frau und Kinder sich wohl befänden und gebracht werden sollten, wenn die ausbedungene Quantität Pulver (gleichsam eine Art von Kostgeld für Unterhalt und Verpflegung während einer Reihe von Monaten) an Ort und Stelle geschafft werde. Das war Alles in Ordnung; aber der befehligende Offizier packte den Häuptling, ließ den Unbewehrten ins Boot schleppen und versetzte ihm mehrere Säbelstiche.

Ein paar Tage nachher wurde die Frau sammt ihren Kindern losgelassen und der verwundete Häuptling seinen Leuten zurückgegeben. Das eine Kind wurde von einem andern Häuptling, welcher dasselbe stets liebevoll verpflegt hatte, auf den Armen herbeigetragen. Er bat, dasselbe bis ins Boot bringen zu dürfen, wo er die ausbedungene Ranzion in Empfang nehmen wolle. Aber man sagte ihm: Ranzion werde er nicht bekommen! Als er dann umkehrte, wurde er von hinterrücks niedergeschossen. Er sank mit dem Kinde zu Boden, das man dann dem Sterbenden aus den Armen nahm. Die Engländer schnitten ihm den Kopf ab und warfen denselben auf die Erde. Frau Guard war trostlos, denn dieser ermordete Maori war ihr bester Freund gewesen. Dann fiel ein Schuß (von wem, wird nicht gesagt), und nun nahm die Barbarei der Civilisationsträger größere Dimensionen an. Das Schiff feuerte seine Breitseiten ab, die Soldaten schossen gleichfalls, und nachdem mehrere Schiffe und zwei Dörfer zerstört worden waren, fuhr der „Alligator" nach Sydney zurück.

Die Regierung von Neusüdwales verlangte dann von dem londoner Kabinet eine bewaffnete Macht, um dem englischen Residenten auf Neuseeland eine wirksame Macht gegen die Eingebornen zur Verfügung zu stellen.

Die Engländer benahmen sich ärger als Seeräuber und Buccaniere, und ein Parlamentsausschuß sprach sich über jene Infamien sehr scharf aus. Er sagte: Die Eingebornen hatten als ehrliche Leute ihr Wort gehalten, die Engländer aber in schimpflicher und schmachvoller Weise den Vertrag gebrochen. Unter diesen letzteren habe bei dem Gemetzel ein nach Australien deportirter Verbrecher eine Rolle gespielt und dieser Galgenkandidat habe erklärt: „Die beste Art, Neuseeland zu civilisiren, bestehe darin, daß man jedem Maori eine Kugel durch den Kopf jage!"

Ein mißlungener Versuch, den Nordpol zu erreichen. Im Jahr 1865 hat man das alte Projekt einer Fahrt zur Erreichung des Nordpols wieder einmal auf das Tapet gebracht. Es ist schon 1817 durch Barrow für eine solche agitirt worden, und in England wurde in der That eine Expedition ausgerüstet, an welche wir heute erinnern wollen.

David Buchan befehligte das Schiff „Dorothea" und der späterhin so berühmt gewordene Franklin das Schiff „Trent"; auch Georg Back und Beechey nahmen an dieser Polfahrt Theil. Im Frühjahr 1818 gingen die Schiffe aus England ab; sie sollten zwischen Spitzbergen und Grönland hindurchfahren, ohne sich irgendwo am Land aufzuhalten und „möglichst rasch den Pol zu erreichen suchen". Aber im Sturm und Nebel wurden sie getrennt, fanden sich jedoch in Nordspitzbergen, in der Magdalenenbay, wieder zusammen. Dann steuerten sie durch halbgefrornes Wasser nach Westen und erfuhren von einigen Walfischfängern, daß in jener Gegend nicht weniger als 15 Schiffe eingefroren seien. Deshalb segelte Buchan nun nach Norden, gerieth aber in ein großes Eisfeld, in welchem er 13 Tage lang eingeschlossen blieb; er trieb im Eise gen Süden und mußte im Fair Haven Schutz suchen, um seine arg beschädigten Fahrzeuge auszubessern.

Der Anfang war also ungünstig, der Fortgang der Reise war es noch weit mehr. Am 6. Juli ging Buchan wieder in See und kam bis 80° 15′ n. Br., dort aber stieß er wieder auf eine undurchdringliche Eisschranke. Drei volle Wochen war er abermals von Eis eingeschlossen und unter 80° 34′ gab er alle Hoffnung auf, weiter nach Norden zu gelangen. Dann fuhr er dem Rande des Packeises entlang, um an die Ostküste von Grönland zu gelangen, aber die „Dorothea" wurde mit solcher Heftigkeit gegen dasselbe gedrängt, daß sie verloren schien. Die Schiffe mußten geradezu in die Eismassen hinein bohren, aber die sich an einander reibenden und über einander thürmenden Massen machten ein so furchtbares Geräusch, daß die Matrosen die Stimme der befehlgebenden Offiziere nicht hören konnten. Alle an Bord wurden durch einen heftigen Stoß zu Boden geschleudert, die Masten krachten und bogen sich, die Schiffsglocken schlugen an, aber zertrümmert wurden die Schiffe nicht. Auch kamen sie wieder in offene See, aber die „Dorothea" erreichte Fairhaven nur mit Mühe. Nachdem beide Schiffe ausgebessert worden waren, kamen sie nach England zurück, ohne den Pol erreicht zu haben.

Ein Panorama von der höchsten Spitze des Großglockners wird vom österreichischen Alpenverein veröffentlicht. Der Maler Markus Pernhart hat dasselbe ausgeführt und zu diesem Zwecke achtmal mit großem Muthe die Spitze des über 12,000 Fuß hohen Berges erstiegen. Im Centrum der österreichischen Hochalpen gelegen, dominirt die Glocknerspitze

den größten und interessantesten Theil derselben. Die Aussicht ist großartig und lehrreich. Mit einem Blicke übersieht man die drei großen Züge, in welche sich die österreichischen Alpen gliedern, die imposanten Zinnen und Mauern der sogenannten südlichen Kalkalpen, die gletscherbedeckte centrale Zone von der Hochalmspitze und dem Ankogel im Osten bis zur schweizer und lombardischen Grenze im Westen und die gewaltigen Stöcke der nördlichen Kalkalpen. Das Panorama wird in einer Länge von 10 Fuß in Farbendruck ausgeführt und zu dem billigen Preise von zwei Gulden abgelassen.

Das Romanenthum im Banate. Wir erhalten von Herrn F. Kanitz in Wien folgende Mittheilung:

„Die Anzweiflung der in meiner von der k. geographischen Gesellschaft zu Wien veröffentlichten Studie „Die Zinzaren" vorkommenden Mittheilung, von der theilweisen Aufsaugung des serbischen durch das romanische Element im Banate (vgl. Globus VII, 370 ff.), dürfte durch die folgenden Thatsachen ihre Widerlegung finden.

Schon vor 50 Jahren klagte der berühmte serbische Schriftsteller und Professor der Literatur am temeschvarer Gymnasium, Tirol, über die Romanisirung früher rein serbischer Landstriche. Seine Befürchtungen erfüllten sich vollständig. Die Stadt Temeschvar und ihr Gebiet, noch zur Zeit Tirols beinahe ausschließlich von Serben bevölkert, ist heute beinahe ganz romanisirt. Ein Theil der serbischen Bevölkerung wich dem romanischen Drucke und übersiedelte in den kikindaer Distrikt. Viele romanische Orte am rechten Ufer des Begakanals tragen heute noch ihre serbischen Namen, wie die Dörfer: Kneß, Klein-Bekschkerek u. s. w. und ebenso deuten zahlreiche romanische Familiennamen wie: Brankovitsch, Arandjelovitsch auf ihren serbischen Ursprung. Ueber das stetige Vorwärtsbringen der Romanen gegen Westen enthält die „Juzna Pcella" (serbischer Almanach) und die serbische Zeitschrift „Svetovid" (1850) zahlreiche Angaben.

Unzweifelhaft ist der Serbe dem Romanen in vielfacher Beziehung überlegen, es kommen jedoch dem letztern einige Eigenschaften zu Statten, welche den Aufsaugungsprozeß des serbischen durch das romanische Element leicht erklären. Da ist vor Allem sein zähes Festhalten an der Sprache zu erwähnen und seine Weigerung, jene fremder Nationen sich anzueignen. In bunter Mengung mit Serben, Ungarn, Deutschen im Banate und in Siebenbürgen zusammenlebend, hat sich der Romane doch nirgends auf dem Lande dazu bequemt, Deutsch, Serbisch oder Magyarisch zu lernen, wohl aber wird das Romanische von allen Nationalitäten des Banats so allgemein gesprochen, daß Deutsche und Serben sich in dieser Sprache mit einander verständigen.

Die Romanen sind als sehr mäßige Leute und als in ihren Anforderungen sehr bescheiden, als Hirten, Weinhauer u. s. w. von serbischen Grundbesitzern gern gesucht. Der Herr muß jedoch die Sprache des Dieners erlernen, das Gegentheil kommt niemals vor.

Das Minimum der Bedürfnisse des romanischen Arbeiters gestattet demselben, seinen Lohn beinahe gänzlich zurückzulegen, und nach einer Reihe von Jahren ist er im Stande, sich selbst eine kleine Wirthschaft zu gründen. In dieser Weise ist das 300 Häuser zählende romanische Viertel „Budschak" in der Stadt Groß-Bekschkerek entstanden, wo vor 50 Jahren die Romanen ganz ungekannt waren.

Die Verschiedenheit des Religionsbekenntnisses zieht zwischen den Serben der orthodoxen und katholischen (oriental. und röm.) Kirche eine unübersteigliche Scheidewand. Das Band des gemeinsamen Kultus nähert andrerseits den orthodoxen Serben dem Romanen. Der serbische Hausvater sucht für seine zu verheiratende Tochter — hier einer der interessantesten Gegensätze zwischen dem europäischen Osten und Westen — die höchsten Preise zu erzielen; der romanische Vater gibt sich mit Wenigerm zufrieden und dies begünstigt, nach einer mir erst vor Kurzem gemachten Mittheilung des serbischen Patriarchen Matschirevitsch, die Vermengung der beiden Nationalitäten. „Wir communiciren aus einem Kelche und gehen zu einem und demselben Priester" sagt der Serbe und verlangt das romanische Mädchen zur Frau — „Gde Vlojnja bodje, sva kuca povlasi!" „Wo eine Wlachin eintritt, wird das ganze Haus wlachisch" sagt andrerseits ein serbisches Sprichwort, welches noch immer seine Bestätigung gefunden hat und die Romanisirung der Serben in natürlichster Weise erklärt. Entgegengesetzte Bestrebungen zur Serbisirung der Romanen blieben stets erfolglos. Die letzten fruchtlosen Versuche in dieser Richtung machte Patriarch Stratimirovitsch (1700) durch seinen Einfluß auf den romanischen ihm unterstehenden Klerus, welcher bis vor etwa 30 Jahren ausschließlich in dem serbischen Carlovitz gebildet wurde. Nunmehr besitzen die Romanen ihre eigenen theologischen Anstalten (bogoslovija) zu Versches und Arad, und auch ihre liturgischen Bücher, nach den Manuskripten des serbischen Historikers Raitsch in romanischen Volksjargon mit zahlreichen Slavismen übersetzt, sehen ihrer Purificirung entgegen.

Die im letzten Jahre sanktionirte vollkommene Ausscheidung der romanischen aus der serbischen Hierarchie dürfte aber zugleich eine gewisse Sonderung der beiden Nationalitäten zur Folge haben und mit der Zeit zu einer Schutzwehr gegen eine umgreifendere Romanisirung des Serbenthums im Banate sich gestalten.

Der Reichthum Serbiens. Der englische Generalconsul Longworth in Belgrad berichtet an seine Regierung Folgendes: Der Hauptreichthum Serbiens besteht in seinen Wäldern; da aber die Verkehrsmittel ganz unzulänglich sind, verwerthet man das Holz nur als Brennholz oder Kohle. Das in Belgrad verbrauchte Bauholz kommt aus Steiermark oder Bosnien! Der heimische Reichthum wird verwüstet, und man schlägt ganze Wälder nieder, nur um Pech, Harz oder Pottasche daraus zu gewinnen; auch war es herkömmlich, daß man zu Särgen jedesmal einen ganzen großen Eichenstamm aushöhlt; doch ist jetzt gegen diesen Mißbrauch ein Gesetz erlassen worden. Die Steinkohlen, welche man bis jetzt gefunden hat, sind von keiner besonders guten Qualität, doch ist nicht zu bezweifeln, daß bei wissenschaftlichen Nachforschungen bessere entdeckt werden. An Bergwerksprodukten hat man namentlich Kupfer, Eisen und Zink. In der Gegend von Zachar an der bulgarischen Grenze bestehen Goldwäschen, die noch unvollkommen ausgebeutet werden. Feuerfesten Thon und lithographische Steine findet man bei Valjevo, sowie Magneteisenstein, Blei, Silber und Kupfer in der Kopanikbergkette an der Grenze des nördlichen Albaniens.

Die Zunahme der Bevölkerung ist gering. Sie beträgt auf 1,100,000 Einwohner jährlich nur 4000 Seelen. Dies kommt namentlich von dem schlechten Gesundheitszustande her, da die Syphilis und durch die Malaria erzeugte Epidemien die Menschen dort degenerirt haben. Noch mehr trägt hierzu jedoch der Gebrauch bei, unreife Jünglinge mit viel älteren Frauen zu verheiraten, die ihre Blüthezeit bereits hinter sich haben. Denn die Eltern lassen eine Tochter, die im Haus und Feld ihnen noch helfen kann, nicht gern früh aus ihrem Hause fort. Die moralische und physische Entartung und Verschlechterung des Volkes läßt sich in vielen Gegenden deutlich wahrnehmen; die letzten 40 Jahre haben hierzu das Meiste beigetragen. Freilich existirt im Ganzen noch ein unabhängiger und kriegerischer Geist, doch ist zu bezweifeln, ob Serbien jetzt noch eine so beträchtliche Anzahl von Kriegern wie zur Zeit der Unabhängigkeitskriege stellen könnte. Die Zahl der Städtebewohner betrug nach dem Census von 1859 nur 86,841. Die Serben sind vorzugsweise ein Hirtenvolk. Es gibt wenig Gewerbe, Fabriken und der Handel steht noch in den Kinderschuhen, die Schweinezucht dagegen in Blüthe, und gegen 200,000 Stück Borstenvieh werden alljährlich nach Ungarn ausgeführt. Vor allen Dingen ist es nöthig, das Volk an Arbeit zu gewöhnen. Die Leute sind so träge, daß sie nicht einmal ihre Häuser selbst bauen oder ausbessern. Dies Geschäft besorgen wandernde Maurer und Zimmerleute aus Macedonien und Albanien (zinzarische Walachen), die jahraus, jahrein etwa 5000 Mann stark nach Serbien kommen und bedeutende Summen Geldes aus dem Lande ziehen. Diesen Zuständen gegenüber verlieren allerdings die romantischen Schilderungen, die sich oft nur mit dem Aeußern der Menschen oder deren poetischen Erzeugnissen beschäftigen, bedeutend an Werth.

Amsterdam hatte am 31. Dezember 1864 121,356 männliche, 140,099 weibliche, zusammen 261,455 Einwohner. Der Religionsbekenntnisse sind 13 aufgezählt. Die Protestanten (in acht Sekten) zählen 174,330 mit 19 Kirchen und Kapellen und 45 Geistlichen; die Katholiken (römische und Jansenisten) 57,113 mit 20 Kirchen und 46 Geistlichen, mit Ausschluß der verschiedenen Ordensgeistlichen etc.; die Israeliten 28,929, wovon 3061 portugiesische Israeliten 9 Synagogen und 5 Geistliche haben.

Herausgegeben von Karl Andree in Bremen. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.

Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.